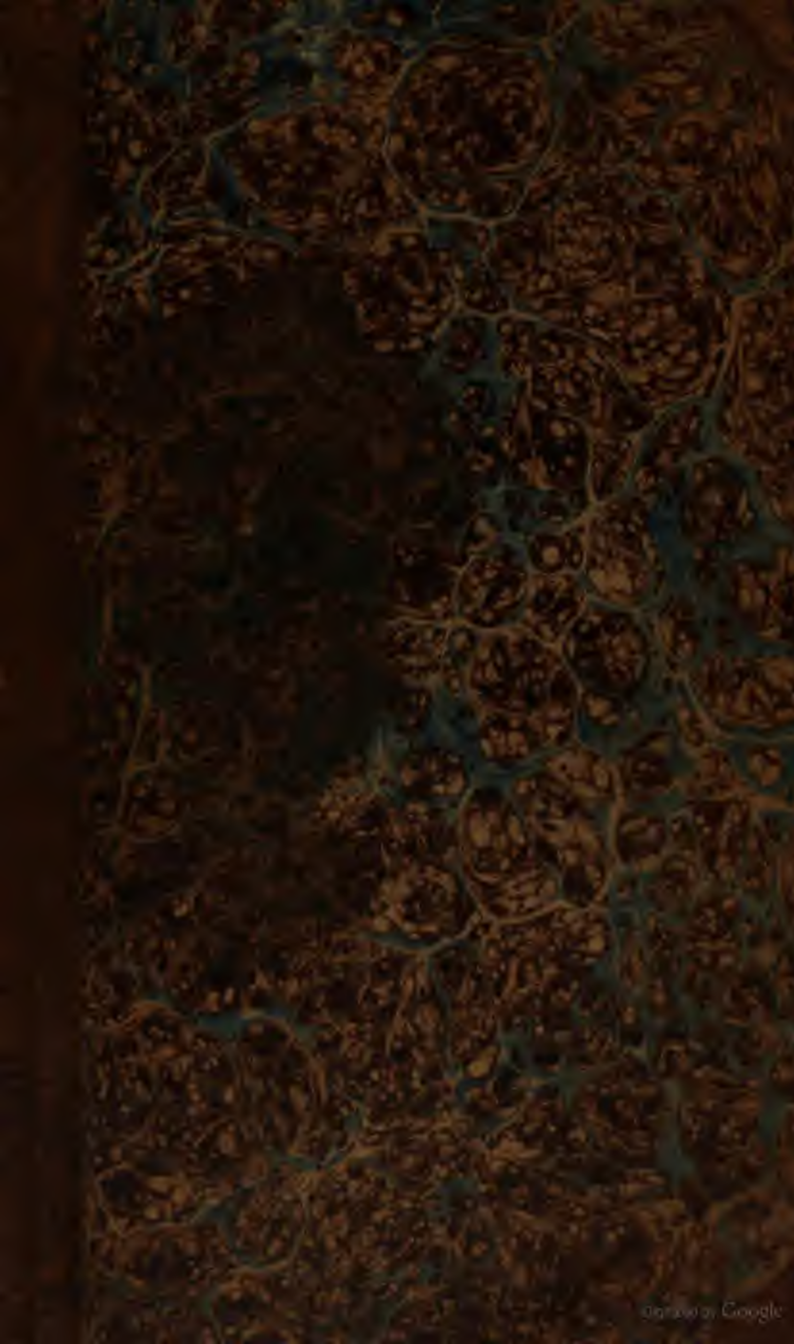


Supplemente
zum
Conversations-Lexicon
für
die Besitzer
der Stuttgarter Ausgabe in zehn Bänden.

Enthaltend
die wichtigsten neuen Artikel und Verbesserungen
der Leipziger fünften Auflage.

In vier Abtheilungen.

Erste Abtheilung
A bis E.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1819.

Supplemente

zum

Conversations-Lexicon.

Erste Abtheilung.

A bis E.

Diese Supplemente sind mit dem in Leipzig erscheinenden Abdruck gleichlautend und dienen für die Besitzer

a) der Stuttgarter-Ausgabe in zehn Bänden,

b) der Stuttgarter Ausgabe in sieben Bänden,

c) der ersten, zweiten, dritten und vierten Leipziger Ausgabe.

Die Herren Käufer werden zufolge dessen dem Buchbinder von den hier angedruckten drei Titeln denjenigen bezeichnen, welchen er dem Bande vorzusetzen hat.

Anmerkung. Die mit einem * bezeichneten Abschnitte sind neue Bearbeitungen von im Werke selbst schon abgehandelten Artikeln; die mit † aber liefern Nachträge zu derselben Rubrik in den frühern Bänden.

A.

A. A. C. bedeutet gewöhnlich anno Christi, im Jahre Christi; A. c. — anno currente, im laufenden Jahre; A. p. anno praeterito, im vorigen Jahr.

* Aachen, eine Stadt zwischen dem Rhein und der Maas, mit 2100 Häusern und 26,000 Einwohnern. Die Gegend um Aachen ist höchst angenehm. Die Stadt liegt in einem heitern Thale, umgeben von schönen Hügeln. Wie alt die Stadt sey, beweist, daß ihrer bereits beim Plinius unter dem Namen Veterra erwähnt wird; auch war sie zu Cäsars und Drusus Zeiten den Römern wohl bekannt, und Spuren römischen Daseyns finden sich bei der Stadt und in der Gegend. Hier erhielt Kaiser Carl der Große 742 sein Daseyn; hier starb er auch, nachdem er Aachen zur 21. Stadt seines Reichs erhoben, 814. Welche Freiheiten er und mehrere Kaiser dieser Reichsstadt gegeben, ist fast daraus abzunehmen, daß auch, „die Luft frei machte in Aachen, sogar die Reichsächter." Sie war Krönungsstadt und verwahrte ansehnliche Reichskleinodien. Die Bürger waren im ganzen Reiche frei von Hand- und Kriegsdienst, Pfändungen, Gefängniß, Zoll- und andern Abgaben, so sonst reisende Kaufleute zu entrichten hatten 2c. Am 2. Mai 1668 ward hier Friede zwischen Frankreich und Spanien, am 18. October 1748 Friede zwischen Frankreich, England und den Niederlanden geschlossen. Den Markt schmückt die Bildsäule Carls des Großen aus Erz, umgeben von zwei großen schwarzen Adlern, die, so wie Carl, ihre Blicke hinrichten nach seiner ehemaligen Pfalz, von welcher jetzt der preußische Adler herabblickt. Bildsäule und Adler sind auf dem Brunnen des Markts angebracht. An der Stelle, wo ehemals ein römisches Kastell gestanden, bauten die fränkischen Könige eine Pfalz, die Geburtsstätte des großen Carl. Nachdem diese 882 von den Normannen zerstört, von Otto III. aber um 933 wieder hergestellt worden, machte man sie im 14ten Jahrhundert zum Rathhaus. Dies Gebäude enthält manches Sehenswerthe, wie die hohen, gewölbten Säle, mit Ueberbleibseln altdeutscher Kunst, den Krönungssaal mit vielen Bildnissen, das Brustbild Buonaparte's nebst seiner ersten Gemahlin, gemalt von David, einen Thurm, welcher römischen Ursprungs ist 2c. Der Münster entstand durch Kaiser Carl von 796 — 804, und war mit großer Pracht ausgeschmückt. Der Form nach rund, ward er von acht Pfeilern gehalten, in deren Bogen 32 Säulen mit korinthischen Knäufen emporstrebten. Die Säulen brachen die Franzosen im Revolutionskriege aus und führten sie nach Paris; von dort sind sie, wiewohl nicht alle, 1815 wieder zurückgebracht. Im Jahr 1353 baute man den hohen Chor daran, im edlen, kühnen Styl. Mitten in demselben erhebt sich das Grabmal Carls des Großen, mit der einfachen Aufschrift: Carolo magno. Oben darüber schwebt an einer Kette eine colalosse Krone von Silber und vergoldetem Kup-

ser, die Friedrich I. hieher geschenkt; sie ist zugleich ein Leuchter für 48 Kerzen. In dem Hochmünster steht auf fünf Marmorstufen der weiße, marmorne Stuhl, auf welchem mehrere Kaiser bei der Krönung saßen, und über welchen dann Goldplatten gelegt wurden. Vor der sogenannten Wolfsthüre des Münsters standen sonst auf einem Gesimse eine Wölfin und ein Kieferzapfen von Bronce. Auch sie wurden nach Paris geführt, doch sind sie neuerdings zurückgekehrt und haben ihre alte Stelle wieder eingenommen. Die Franziskanerkirche zeichnet eine ebenfalls aus Paris zurückgekehrte herrliche Kreuzabnahme von Rubens aus. Die Einwohner sind größtentheils Katholiken. Ein Theil derselben, die sogenannten Kappesbauern, leben von Feld- und Gartenbau; andere treiben bürgerliche Nahrung, wobei der Zufluß der Badegäste sehr zu statten kommt; die übrigen leben von Fabriken und Handel. Die vorzüglichsten Fabriken sind die Tuch- und Casimirfabriken von Kelleter, van Hautem, Graf ꝛc.; die Stecknadelfabrik von Migeon und Chervier, die Nähnadelfabriken von Rastor, Stertz ꝛc. Die wichtigsten Wechselgeschäfte macht das Haus Schlösser. Die hiesige Volkssprache ist ein Gemisch von allen benachbarten Sprachen, dem Plattdeutschen, Flämischen, Holländischen, Wallonischen, Französischen ꝛc. und abscheulich anzuhören. In der Stadt Aachen entspringen eigentlich sechs warme und eine kalte mineralische Quellen. Die vorzüglichste derselben ist die Kaiserquelle, welche auch von ihrem eingeschlossenen Dunst den sogenannten Bandschwefel absetzt. Der eigentliche Trinkbrunnen ist hinter der neuen Redoute und wird, so lange Kurgäste da sind, von 6 — 9 Uhr gepumpt; doch trinkt man jetzt meistens das Wasser des Kaisersbrunnens. Bei der Kaiserquelle ist das Kaiserbad. Außer diesem sind noch bei den obern Quellen: das neue Bad, das Bad zur Königin von Ungarn, oder das kleine Bad, das Quirinusbad. Bei den untern Quellen sind: das Herrenbad, das Rosenbad, das Armen- oder Komphausbad. In diesen Bädern finden zugleich die Fremden bequeme Wohnungen. Die Badegemächer sind trefflich, mit vier bis fünf Fuß tiefen Bädern, ganz massiv, nach alt-römischer Art, an den meisten Zimmer mit Betten und Kaminen. Auf dem Driesch ist ein eisenhaltiger Sauerbrunnen, der, wegen Aehnlichkeit mit dem Pouchonwasser in Spaa, der Spaabrunnen genannt wird. Das Aachner warme Mineralwasser ist besonders nützlich bei Verderbniß der Säfte, chronischen Hautausschlägen, Podagra, Gliederkrankheiten, scorbutischen Geschwüren, Säure in den ersten Wegen, Contracturen und andern Krankheiten von Quecksilber und Bleigiften, Verstopfungen der Eingeweide u. s. w. Das Wasser ist hell, so lange es frisch ist und seine natürliche Wärme hat. Wenn es kalt ist und seinen schwefelhaften Geruch verloren hat, wird es milchicht und trübe; auch schlägt es dann einen blassen, erdigen Bodensatz nieder, indessen auf der Oberfläche ein aschfarbnes schmierigtes Häutchen entsteht. Es hat den Geschmack fauler Eier. — Nur ohngefähr 500 Schritt von Aachen liegt der Flecken Burdscheid, der mehrere warme Quellen enthält. Die obern Quellen kommen im Orte selbst hervor, die untern hingegen im Thale unter freiem Himmel. Das Wasser kann zum Waschen und Färben der Tuche sehr bequem verwendet werden. Die obern Quellen enthalten gar kein hepatisches Gas und setzen keinen Schwefel ab; hiedurch unterscheiden sie sich von den untern und den zu Aachen. Auch in Burdscheid sind Tuch-, Casimir- und

Nähnadelfabriken. Die in der hiesigen Gegend befindlichen Steinkohlenlager und Schwefelkiese deuten auf die Ursache der vielen warmen Quellen zu Aachen und Burdscheid hin.

Abbas, Abbassiden, s. Kalif.

Abbreviatoren heißen die Secretäre in der päpstlichen Canzlei, welche auf die vom Papst signirten oder mit Resolution versehenen Bittschriften die Concepte der Breven entwerfen, diese Concepte dann vollständig auf Pergament ausschreiben, einregistriren, collationiren und mit den üblichen Liquidationen an die Dataria ausfertigen, wo das Datum dazugesetzt wird. Die 12 ersten Abbreviatoren haben Prälatenrang und Kleidung, 22 andere sind vom niedern Klerus, die übrigen Laien Das Amt eines Abbreviators vom ersten Range wurde im vorigen Jahrhundert noch mit 2000 Scudi bezahlt. E.

Abdeichen heißt, wenn eine gewisse Commun, die zur Erhaltung gewisser Deiche (Dämme) verbindlich war, sich mit Bewilligung der Obrigkeit aus dieser Verbindlichkeit ziehet, dagegen aber auch ihre fernere Wassersicherheit durch eigne Deiche zu erreichen sucht.

Abdomen, in anatomischer Bedeutung, der Unterleib. Abdominal-Muskeln sind daher die Muskeln der Unterleibs oder die Bauch-Muskeln.

Abellagium nennt man das Eigenthumsrecht, das der Lehnsherr in Bezug auf die in einem Walde seines Lehnsträgers wildhausenden Bienenschwärme besitzt.

Abendpunkt, der Durchschnittspunkt des Aequators und Horizonts an der Abendseite des Himmels. An den beiden Tagen der Nachtgleichen geht die Sonne im Abendpunkt unter.

Abformen, s. Abguß.

Abklatschen nennen die Buchdrucker die Manipulation, wenn sie einen Abdruck nicht mittelst der Presse machen, sondern dadurch zu Stande bringen, daß sie das Papier auf den Satz legen, und durch Bürsten darauf festdrücken.

Ablegaten heißen in der diplomatischen Sprache, Gesandte vom zweiten Range, die mit einem minder wichtigen Auftrage an einen Hof gesendet werden, z. B. päpstliche Prälaten, die an einem Hofe, wo kein Nuntius ist, ein kurzes Geschäft abmachen sollen. Dieser Titel ist mit dem von Envoyé gleichbedeutend. (S. Gesandten.)

Abnorm (ab norma), von der Regel (norma), d. i. der Naturregel abweichend, unregelmäßig, daher auch so viel als krankhaft, z. B. abnormer Zustand, krankhafter Zustand. Abnormitäten sind regelwidrige, krankhafte Erscheinungen an Naturgegenständen, z. B. Ballen, statt regelmäßiger Füße, sechs Finger statt fünfen u. dergl.

Abo, die Hauptstadt in Finnland, am bothnischen Meerbusen, mit 1100 Häusern und 12,000 Einwohnern, welche einen bedeutenden Handel treiben. Es giebt hier Tabacks-, Zucker-, Segeltuchfabriken, Schiffswerfte und eine Universität, welche die Königin von Schweden Christina 1640 errichtete. Im Jahr 1743 wurde hier zwischen Rußland und Schweden nach einem für letzteres sehr unglücklichen Kriege, ein Friede geschlossen, in welchem Rußland einen Theil des eroberten Finnlands zurück gab. (S. Friedensschlüsse.)

Aborigines, (lat.) werden bei den Geschichtschreibern die ältesten Einwohner eines Landes genannt, die sich, bei der Ausbreitung des menschlichen Geschlechts, zuerst darin niedergelassen haben, und über deren Ursprung (origo) und Herkunft sich nichts bestimmtes sagen läßt. Bei den römischen Geschichtschreibern wird die Völkerschaft so genannt, die vor der Ankunft der Trojaner in der Gegend des heutigen Roms wohnte.

Abplattung der Erde. **Newton** war der erste, welcher zeigte, daß die Erde gegen die Pole hin abgeplattet seyn müsse, wegen des täglichen Umschwingens um die Axe, und daß diese Abplattung etwa $\frac{1}{230}$ betragen würde. (S. d. Art. **Gradmessung.**) — Aus der Theorie des **Schwunges** folgt, daß die Abplattung $\frac{1}{230}$ seyn würde, wenn die Erdkugel, als sie anfing sich zu drehen, in einem völlig flüchtigen Zustande war. Da aber Niemand damals gegenwärtig war, der solches beobachtete, so war diese Zahl etwas ungewiß. Man konnte die Abplattung also nicht aus der Theorie bestimmen, sondern muß sie aus wirklichen Messungen herleiten. (S. **Gestalt d. Erde.**) Da aus den neuern Gradmessungen folgte, daß die Figur der Erde nicht durchaus gleichförmig sey, sondern daß sie örtliche Ungleichheiten habe, die z. B. ihr in Frankreich eine Abplattung geben, die so stark ist, daß sie $\frac{1}{280}$ beträgt, so hat man ihre Figur noch auf einem anderen Wege zu bestimmen gesucht als durch Messungen. Die Größe der Abplattung der Erde wirkt nämlich auf die Nutation (Wanken der Erdaxe) und auf das Fortrücken der Nachtgleichen, wie in diesen beiden Artikeln gezeigt worden, und aus der Größe dieser beiden Elemente läßt sich die Größe der Abplattung herleiten. Hierdurch hat man sie denn zu $\frac{1}{302}$ gefunden, welche Bestimmung vielleicht die genaueste ist, da eine so große Anzahl Beobachtungen bei der Rechnung zum Grunde gelegt worden, und da bei dieser Art die Abplattung zu bestimmen gleichsam die ganze Kugel auf der Wage der Bewegungen liegt, welche die Himmelskörper miteinander machen, und auf welcher sie sich wechselsweise im Gleichgewicht halten. Das übrige hierhin Gehörige findet sich im Artikel: **Wanken der Erdaxe** und **Fortrücken der Nachtgleichen.** Bg.

Abrahamiten oder böhmische Deisten wurde eine Anzahl unwissender Landleute aus der Pardubitzer Herrschaft in Böhmen, die dem Toleranzedict Josephs II. vertrauend 1782 aus ihrer Dunkelheit hervortraten und sich zu dem Glauben bekannten, den Abraham vor der Beschneidung gehabt habe, von den inquirirenden kaiserlichen Beamten genannt. Sie nahmen außer der Lehre von dem einigen Gott und dem Vater Unser nichts aus der Bibel an. Weil sie weder den Juden, noch einer der recipirten christlichen Confessionen angehören wollten, wurde ihr Gesuch um Religionsfreiheit abgewiesen. Der in Sachen der Religion weniger, als gewöhnlich angenommen wird, aufgeklärte Kaiser Joseph ließ diese sonst unbescholtnen Leute, da sie allen Bekehrungsversuchen widerstanden, 1783 aus ihrem Eigenthum vertreiben, und durch militärische Gewalt zu zwei bis vier vereinzelt nach verschiedenen Grenzorten von Ungarn, Siebenbürgen und Slavonien transportiren, wo die Männer unter die Grenzbataillone gesteckt und zum Theil (im Bannat) nebst ihren Weibern zum catholischen Glauben gebracht wurden. Mehrere sind auf ihren Deismus gestorben. (S. Geschichte der böhmischen Deisten, Lpz. 1785.)

E.

Abschnitt wird in der Geometrie der Theil der Fläche genannt, der durch eine gerade Linie, die zwei Punkte des Umfangs der Fläche berührt, getrennt wird. So bildet jede Sehne eines Zirkels einen Abschnitt.

Absolutorium (lat.) ein Erlaßurtheil, wodurch jemand von einer Verbindlichkeit, Verantwortung u. s. w. losgesprochen wird. Insbesondere werden auch Austrittsbescheinigungen, nach erledigten Verbindlichkeiten, so genannt, z. B. Abgangsbescheinigungen von Schulen u. dergl.

Absorbentia, Heilmittel, welche die Feuchtigkeit des Körpers an sich ziehen, und die Säuren, z. B. im Magen einsaugen.

* **Abt**, (aus dem hebr. Abbas Vater) wurde anfangs jeder alte Mönch, seit dem 5ten Jahrhundert aber nur der Vorsteher eines Klosters genannt. Dieser hat unbedingten Gehorsam (Obedienz) von seinen Mönchen zu fordern, das ganze Kloster zu beaufsichtigen, über die Beobachtung der Ordensregel zu wachen, die Klostergüter zu verwalten und dafür reichliche Einkünfte zu genießen. Schon seit dem 6ten Jahrhundert waren die Aebte stets Kleriker, seit der Kirchenversammlung zu Nicäa 787 zur Ertheilung der kleineren Weihen an ihre Mönche berechtiget, doch im Wesentlichen der Gerichtsbarkeit ihrer Diöcesan-Bischöfe noch bis in das 11te Jahrhundert überall unterworfen und von einander unabhängig. Mit den Reichthümern der Klöster wuchs aber auch das Ansehn der Aebte; mehrere, besonders in Gegenden, wo die Ausbreitung des Christenthums von den Klöstern ausgegangen war, erhielten bischöfliche Titel und Rechte, alle, als Prälaten der Kirche, den Rang gleich nach den Bischöfen und das Stimmrecht auf Kirchenversammlungen. Gleiche Vorzüge und Rechte behaupteten die **Aebtissinnen**, als Vorsteherinnen der Nonnenklöster; nur haben sie in höchst seltnen Fällen auf Synoden gestimmt, und das Ordiniren, die Verwaltung der Sacramente und anderer priesterlicher Amtshandlungen wurde ihnen im 9ten Jahrhundert ausdrücklich untersagt. Um diese Zeit kamen durch die Gunst oder Noth der Könige Abteien häufig in Laienhände. Was schon im 8ten Jahrhundert habsüchtige Barone von einzelnen Klöstern erzwungen hatten, bewilligte die Schwäche der Karolinger ihren Partheigängern als Kaufpreis für Treue und Kriegsdienst, da den Königen über die auf dem Gebiet ihrer Kron- und Hausgüter oder sonst durch königliche Milde gestifteten Abteien (Monastoria regalia) das Patronatrecht ohnehin zustand. So hatten bis in das 10te Jahrhundert eine Menge der ansehnlichsten Klöster auf dem Gebiet der römischen Kirche **Laienäbte** oder **Abtgrafen** (Abbates milites, Abbacomites,) die alle Einkünfte dieser Pfründen an sich rissen. In solchen, weltlichen Herren anheimgefallenen Klöstern, mußte die geistliche Aufsicht durch besondere regulirte Unteräbte, Decane oder Prioren geführt werden. Den Prinzen oder Prinzessinnen des königl. Hauses wurden Abteien als Tafelgüter geschenkt, die reichsten behielten sich die Könige selbst vor, (so war Hugo Capet Abt von St. Denis bei Paris und St. Martin zu Tours) bisweilen fielen Nonnenklöster auch Männern zu, und Mönchsklöster vornehmen Frauen. Doch galt dieser, auch im byzantinischen Kaiserthume eingerissene Mißbrauch meist nur auf Lebenszeit der damit beschenkten Laien. Sie hießen **Commendaturäbte**, weil die Form der Schenkung eine Empfehlung der Klöster unter ihren Schutz war. Dem Eifer der im Anfange des 10ten Jahrh. die Reform des Klosterlebens betrieb, gelang allmälig die Abstellung

solcher Schenkungen an Laien, und man sah nun seltner kriegerische Aebte, die in Person die Heeresfolge leisteten, obwohl die unter königlichem Patronat stehenden Klöster noch lange gehalten blieben, ihre Vasallenpflicht im Kriege durch Contingente an Geld und Leuten abzutragen. Dagegen führten die Obern der Feldgeistlichkeit in den Lägern den Titel Feldäbte, wie denn überhaupt der Abtsname im Mittelalter häufig nicht nur zur Bezeichnung obrigkeitlicher (Abbas populi, der Prätor zu Genua) und nicht regulirter geistlicher Würden, sondern auch für die Vorsteher religiöser und lustiger (z. B. Abbas cornardorum, stultorum, Narrenabt) Brüderschaften gebraucht wurde. In Folge jener von Clugny ausgegangenen Reform entstanden neue Klöster ohne Aebte, denen der Abt dieses Stammklosters der verbesserten Benedictiner nur Prioren oder Proabbates, auch Coabbates vorsetzte, die von ihm abhängig blieben. Von andern Orden außer den Benedictinern nennen nur die grauen Mönche von Vallombrosa, die Cistercienser, Bernhardiner, Feuillans, Trappisten, Grandmontaner, Prämonstratenser und einige Congregationen der regulirten Chorherren die Vorsteher ihrer Klöster Aebte. Bei den übrigen Orden sind die Titel Majores, Ministri, Prioren oder Rectoren für die Superioren üblich. Aebtissinnen haben, außer den weiblichen Zweigen der genannten Orden, die Nonnen von Fontevraud und die weltlichen Chorfrauen. Diese sind stets unter der Gerichtsbarkeit ihrer Diöcesan Bischöfe geblieben, dagegen die Aebte der eximirten Klöster keinen andern Herrn als den Papst anerkennen. Die infulirten Aebte genießen das im Mittelalter häufig durch päpstliche Legaten an Benedictineräbte verliehene Recht, sich bischöflicher Titel und Insignien zu bedienen (vergl. d. Art. Inful.) Die bischöfliche Gewalt mit eignen Diöcesen hatten aber nur wenige derselben, z. B. die Aebte zu Fulda und Corvey in Deutschland, zu Montecassino bei Neapel, zu Catanea und Montereal in Sicilien, in Frankreich keiner. Vor der Periode der Säcularisationen gab es, jedoch bloß in Deutschland, gefürstete Aebte, z. B. zu Fulda, Kempten, S. Emmeran in Regensburg, gefürstete Aebtissinnen zu Gandersheim, Quedlinburg, Herford, Ober- und Niedermünster zu Regensburg, weil sie unter die geistlichen Reichsfürsten gehörten, daher auch ihre Abteien 1803 als Fürstenthümer säcularisirt wurden. Die Wahl der Aebte steht in der Regel den Capiteln ihrer Klöster zu; bei den eximirten folgt darauf die päpstliche, bei den nicht eximirten die bischöfliche Bestätigung; doch wurden von Alters her viele Abteien in Italien vom Papst, und in Frankreich vom Könige vermöge des Patronatrechtes vergeben. Weltgeistliche, die dergleichen Pfründen genießen, ohne die Ordensregeln zu beobachten, heißen Säcularäbte, dagegen ihre Vicarien in den Klöstern selbst, wie alle Aebte, die selbst aus dem Mönchsstande sind, Regularäbte. Oft wählten jüngere Söhne vornehmer Familien den weltgeistlichen Stand, um durch königliche Gunst Säcularäbte zu werden, und bei einer durch keine Mönchsregel gebundenen Lebensart doch die Einkünfte einer Abtei zu beziehen. Weil man auch solche Expectanten Abbés nannte, wurde daraus ein Titel für junge amtlose Weltgeistliche überhaupt, die in Frankreich vor der Revolution in der überall zulässigen schwarzen Abbékleidung die Gesellschaften vom guten Tone füllten und sich den Künsten der gebildeten Unterhaltung widmeten. (Man vergl. d. Art. Abbé.) Seit der Revolution, welche die Abteien in Nationalgüter verwandelte und jenen Expectanten den

Gegenstand ihrer Bewerbungen nahm, hat sich dies Völkchen in Frankreich seltner gemacht. Zahlreich ist es aber noch in Italien, wo man jeden jungen Gelehrten, der nur die Tonsur, wenn auch sonst noch keine Weihen hat, Abbate nennt. Den Abstitel führen auch evangelische Theologen, welche bei ihren geistlichen Aemtern Abteien inne haben und daher als Prälaten zu den Landständen gehören. Solche Aebte giebt es noch im Würtembergischen; in Niedersachsen, wo nach der Reformation mehrere Klöster zum Besten der Geistlichkeit erhalten worden waren, ist bei Einziehung derselben unter französisch-westphälischer Herrschaft diese Würde abgeschafft worden. Die Vorsteher der Klöster in der griechischen Kirche heißen, Higumeni, Mandoá und die Generaläbte Archimandriten. E.

Abzehrung, s. Atrophie.

Acapulco, eine spanische Seestadt am Australocean im Vicekönigreiche Neuspanien mit einem vortrefflichen Hafen, aber höchstens 4000 Einwohnern, berühmt durch die große 30 Tage dauernde Messe, die jährlich im December, wenn die Galeone von Manila in ihren Hafen einläuft und die Schätze Asiens in Umlauf bringt, gehalten wird. Dann erhebt sich die Stadt zu einem der lebhaftesten glänzendsten Oerter, der jedoch nach Beendigung derselben sogleich zu seiner vorigen Oede zurückkehrt, indem ein brennendes und tödliches Klima den längern Aufenthalt in dieser Stadt verbieten; die bleibenden Einwohner wandeln gleich Gespenstern umher.

Achelōus, der Gränzfluß zwischen Aetolien und Acarnanien, auf dem Pindus entspringend. Als Flußgott ist Achelous berühmt. Hesiodus nennt ihn einen Sohn des Oceanus und der Thetys, Andere anders. Er kämpfte mit Hercules um die Deianira (s. d. Art.), verwandelte sich, als dieser ihn zu Boden geworfen, in eine fürchterliche Schlange, dann in einen Stier, und flüchtete, nachdem er ein Horn verloren, beschämt in die Wellen seines Flusses. Aus dem abgebrochenen Horne erzählt man, machten die Nymphen das Horn des Ueberflusses. Er war der Vater der Sirenen (s. d. Art.).

Acker, eigentlich der Boden, welcher landwirthschaftlich bearbeitet und zur Erziehung der Kulturpflanzen benutzt wird. Genau genommen bedient man sich dieses Ausdrucks zum Gegensatze der Gärten, der Holzungen, Wiesen, Triften, Aenger 2c. So sagt man z. B. das Landgut A. hat wenig Aecker, aber viele Wiesen, Holzungen 2c. Immer wird dabei vorausgesetzt, daß der Boden in Kultur genommen sey, und mit den gebräuchlichen Geräthen (Ackerwerkzeugen, Ackergeräthe) bearbeitet d. i. bestellt werde. Wenn der Acker auch insbesondere zum Getreidebau benutzt wird, so werden doch andere Gewächse nicht ausgeschlossen, z. B. die behackten Früchte, Fabrik- und Handelspflanzen, wie Flachs, Taback, Kamillen, man sagt alsdann Tabacksacker 2c. Der Landwirth theilt den Acker mannichfaltig ein, z. B. hinsichtlich seiner Ertragsfähigkeit in guten, schlechten, hinsichtlich seiner Bestandtheile, seiner Lage, seiner Triefe 2c. — Uneigentlich gebraucht man diesen Ausdruck auch statt Feld, Erde, Erdreich, Land, womit man, genau genommen, aber ganz andere bestimmte Begriffe verbindet. Den Acker bearbeiten heißt ackern, was im Großen mit dem Pfluge, dem Haken, dem Exstirpator, der Egge und Walze, im Kleinen mit dem Spaten, dem Karsten und dem Harken geschieht. Pl.

Acker, ein Feldmaß, das hauptsächlich nur in Sachsen und in England vorkommt. Ein sächsischer Acker hält 300 Quadratruthen,

dagegen ist ein englischer Acker (Acre) gleich einem Magdeburger Morgen, 104$\frac{8}{10}$ Quadratruthen. Anderwärts mißt man das Feld nach Morgen, Juchart, Tagewerken u. s. w.

* Ackerbau, (uneigentlich auch Feldbau, Landbau, Feldwirthschaft), ist derjenige Theil der Landwirthschaft, welcher das gesammte Ackerwesen in sich begreift. Der Zweck ist, den Acker durch die Kunst in Stand zu setzen, daß er nicht nur die größtmögliche Menge der landwirthschaftlichen Pflanzen, sondern diese auch in der besten Qualität hervorbringen kann. So einfach der Ackerbau den Unkundigen immer scheinen mag, so ist doch seine Lehre, d. i. seine wissenschaftliche Darstellung, dermaßen umfassend, daß sie die sämmtlichen Naturwissenschaften, als hauptsächlich Pflanzenkunde (Botanik), Mineralogie, Chemie und Physik, und aus der Mathematik besonders Geometrie, Hydraulik rc. voraussetzt. Die Zusammenstellung der durch die Erfahrung aufgenommenen und durch die Wissenschaften bewiesenen Lehrsätze oder Regeln heißt die Ackerbauwissenschaft, diese angewandt die Ackerbaukunst. Betrachten wir auf der andern Seite die große Wirkung des Ackerbaues in staatswirthschaftlicher Hinsicht, so entgeht uns nicht, daß in allen cultivirten und einigermaßen bevölkerten Ländern die hauptsächlichsten Subsistenzmittel daraus hervorgehen. Es ist darum auch nicht zu verwundern, wenn ganze Völkerschaften Personen, die im Ackerbau neue einflußreiche Erfindungen machten, oder sie bei ihnen einführten, göttlich verehrten, z. B. die Aegyptier den Osiris, die Sicilianer die Ceres oder Isis, die Römer den Staturn rc. In Aegypten ist der Ackerbau am mehrsten gewürdigt worden, hier machte der Ackerbauerstand den ersten des Volks aus. Die Wissenschaften selbst wurden nach der Anwendung, die sie beim Ackerbau fanden, benannt, z. B. die Kunst Körper zu messen, Geometrie, also Feldmeßkunst. Dieses Land versorgte einst, so lange nämlich der Ackerbau die immer nöthige Unterstützung erhielt, mit dem Ueberflusse seiner Produkte, bei eigner starken Volkszahl manches andere Land; und jetzt, da der Ackerbauer daselbst Verachtung trägt, ist dieses Land zur Sandwüste herabgesunken. Was man in Europa bis jetzt zur Aufhülfe des Ackerbaues that, verdient, in Betracht seiner Wichtigkeit, kaum einer Erwähnung, aber desto mehr das systematische Verfahren, denselben zu unterdrücken, Tadel, und muß als ein Beweis angesehen werden, daß man bei hoher Bildung höchst einseitig seyn kann. — Beim Ackerbaue kommen hauptsächlich folgende Punkte in Betracht: die Urbarmachung; sie wird bewirkt durch Wegräumung der Bäume, Sträucher und anderer Pflanzen, und geschieht durch Rodung, und bei den letztern durch Abbrennen, welches man das Schwenden nennt, durch Wegschaffung oder Versenken der großen Steine; tiefliegende Plätze werden durch mehr oder minder umständliche Vorrichtungen entwässert oder trocken gelegt. Minder kostspielig und umständlich werden neue Aecker durch das bloße Aufbrechen mit Ackerwerkzeugen, Pflug und Haken oder besonders dazu geeigneten Maschinen, wie der Rasenschäler, gewonnen. Da selten ein neuer Acker eben genug liegt, um in der Folge gehörig bearbeitet zu werden, so gehört hieher auch noch das Einebnen, wodurch nämlich die schroffen Anhöhen abgestoßen, und die tiefen Stellen ausgefüllt werden. Ein solcher Acker, der nun Neubruch heißt, bedarf überdieß noch mancher Behandlung, ehe er mit Pflanzen bestellt werden kann. Hieher gehört, daß ihm durch wiederholtes Anwenden der Ackergeräthe eine egale, d. i. gleichtiefe und wohl ge-

mengte Krume verschafft werde. Denn wenn die Pflanzen mit ihren Wurzeln auf Roherde stoßen, so werden sie krank und sterben alsbald ab. Roherde heißt nämlich das Erdreich, welches von der Luft nicht durchdrungen worden ist. Diese Beschaffenheit nimmt jedes Erdreich an, welches verdeckt gelegen hat. Durch sorgfältiges Aufrühren werden die zusammengeballten Stücke zertrümmert, und in Krume verwandelt, in welche die Luft leicht eindringen kann. Je nachdem ein Neubruch mehr oder weniger Roherde hat und diese geschlossen liegt, um so mehr bedarf er Bearbeitung und Zeit, zur Tragbarkeit zu kommen. — Weil die Anlage neuer Aecker nicht nur sehr umständlich ist, sondern auch öfters mehr Kosten macht, als wofür man schon urbar gemachte kaufen kann, so wägt der Landwirth genau ab, welches er klüglich zu thun habe. Es werden darum gewöhnlich auch nur da mühsam Aecker urbar gemacht, wo diese überhaupt in einem hohen Preise stehen, oder wenn man sich von den neuen großen Nutzen verspricht. Ein urbar gemachter Acker bedarf ferner nach Maßgabe der darauf zu erzielenden Pflanzen und in Betracht der beabsichtigten Verhältnisse, eine gleichsam immerwährende Bestellung, die, bei jeder neuen Pflanzung angewendet werden muß. Sie besteht theils in der mechanischen Bearbeitung des Ackers, theils in der Erhaltung seiner nöthigen Fruchtbarkeit. Eines Theils geschieht das, wenn solche Pflanzen darauf erbauet werden, die des Ackers Kraft am wenigsten erschöpfen, und andern Theils, wenn demselben solche Stoffe zugeführt werden, die den Acker wiederum um so viel mit fruchtbaren Theilen bereichern, als die erzielten Pflanzen zu ihrer Nahrung ihm entzogen haben. Diese Düngemittel zu verschaffen, erfordert manche weitläufige und kostspielige Veranstaltung, wie Futtergewinn, die darauf begründete Viehhaltung, Düngerfuhren, Bereitung eines Komposts, Anwendung des Mergels, Kalkes, Gypses, Moors oder Schlammes, Pferchung. Da sich auf die Erhaltung der Triebkraft des Ackers die Ernten gründen, so kommt auf die Reihefolge der Pflanzen, die so genannte Rotation, sehr viel an. Hierauf gründen sich die Ackerbausysteme, davon die wichtigsten folgende sind: 1) das Dreifelderwirthschaftssystem. Es kam zuerst in den römischen Provinzen auf, verbreitete sich durch ganz Europa, und blieb bis auf unsere Zeiten in Deutschland das herrschendste. Da sich aber die Verhältnisse, unter welchen es eingeführt wurde, verändert haben, so ist es trotz seiner Allgemeinheit auf den wenigsten Gütern mehr passend, sondern steht den Fortschritten des Ackerbaues entgegen. Es hat einen dreijährigen Turnus a) Brache, b) Wintergetreide und c) Sommergetreide; man sagt auch gleichbedeutend Art, daher Brachart, Winterart und Sommerart. Da hierbei der Acker jedes dritte Jahr keine Ernte gibt, so hat man, wo der Hutzwang der Verbesserung nicht entgegen steht, in so ferne eine Abänderung gemacht, daß man im Brachjahre ebenfalls allerlei Pflanzen, aber doch kein Getreide bauet. Weil sie ins Brachjahr fallen, so hat man sie Brachfrüchte genennt. Die gewöhnlichsten sind: Kartoffeln, Rübenarten, Kohlarten, Taback, Flachs, Erbsen, Wicken, Linsen, Buchweizen oder Heidekorn, Spark (Spergula arvensis L.). Da ferner diese Gewächse in einem Sommer gleichsam als eingeschoben erzielt werden, so heißen sie auch Besommerungsfrüchte, sie erbauen das Besömmern. Diese Verbesserung des Dreifelderwirthschaftssystems ist jetzt durch ganz Deutschland mit der Einführung der Stallfütterung ziemlich gemein worden. Die erstere Methode,

wo die Brache nicht zum Erbau solcher Früchte benutzt wird, nennt man zum Unterschiede der letztern die Dreifelderwirthschaft mit reiner (d. i. nicht besaamter) Brache, so wie die zweite die Dreifelderwirthschaft mit besömmerter Brache. — 2) Das Fruchtwechselwirthschaftssystem hat einen längeren Turnus, mindestens 4 Jahre und das eigene, daß es in der Regel nicht zwei Mal Getreide unmittelbar auf einander bauet, sondern eine minder zehrende Pflanzenart dazwischen bringt, z. B. folgender Turnus: a) Raps, b) Wintergetreide, c) behackte Früchte, d) Gerste, e) Erbsen, f) Wintergetreide; oder a) behackte Früchte, b) Gerste, c) Klee, d) Hafer, e) Erbsen, f) Roggen, g) Wicken, h) Roggen. Dieses Wirthschaftssystem ist zwar im Einzelnen schon früher da gewesen, aber in neuern Zeiten durch den Scharfsinn der Engländer ausgebildet, durch Thaer aber noch mehr vervollkommnet und in Deutschland zur Kenntniß gekommen und in die Stelle der Dreifelderwirthschaft getreten. Es verstattet am leichtesten Abänderungen, und begünstiget den Anbau der Fabrik- und Handelspflanzen, beschäftiget viele Menschen und begünstiget die Viehzucht. Es setzt aber völlig freies Eigenthum voraus. 3) Die Koppelwirthschaft, auch Schlagwirthschaft, weil man die Abtheilungen oder Felder, Koppeln oder Schläge nennt. Dieses System scheint in den ältesten Zeiten in Deutschland allgemein üblich gewesen zu seyn, denn Tacitus sagt: Arva per annos mutant et superest ager. (Sie wechseln jährlich die Felder und der Acker ist überflüssig vorhanden.) Freilich mag man damals nicht sonderlich so systematisch die Aecker zum Getreide und Grasbau gewechselt haben, als jetzt geschieht, denn es war Boden genug vorhanden. Dieß System erhielt sich im nördlichen Deutschland, wie in Holstein 2c, und bildete sich nach den wechselnden Zeitverhältnissen aus. Der Landdrost von der Lühe führte es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf seinen Gütern in Meklenburg ein, fand anfänglich heftigen Widerspruch, nachher aber so allgemeine Nachahmung, daß gegenwärtig dieses System, wiewohl unter mancher Modification, in ganz Meklenburg eingeführt ist, weshalb man es auch nicht selten in Schriften die Meklenburger Wirthschaft nennt. Es paßt da hin, wo vieles, aber wenig bevölkertes Land ist, und besteht darinnen, daß man das Land in eine gewisse Zahl von Schlägen oder Koppeln d. i. Felder abtheilt; z. B. in 10, 12, 13, 18, jeden einige Jahre z. B. 4, 5, 6, zu Graswuchse, um das Vieh darauf zu weiden und Heu zum Winterfutter zu gewinnen, unaufgebrochen liegen läßt, dann aufbricht und etliche Jahre mit Getreide besaamt. Es trifft sich in der Regel, daß die Hälfte der Felder zum Graswuchse oder Weide (hier Dreisch oder Dreesch genannt), benutzt und die andere Hälfte mit Getreide bestellt wird. — Endlich erfordert der Ackerbau nicht nur Zugvieh, sondern auch mancherlei Maschinen und Werkzeuge. Zu den erstern gehört der Pflug, eine Maschine die, wenn wir auf ihre Wirkung sehen, unstreitig mehr leistet, als jede andere auf der Welt. Ihre Construction ist empirisch das geworden, was sie jetzt ist. Merkwürdig ist hierbei der Umstand, daß bis jetzt noch keinem Mathematiker gelungen ist, den Pflug aus seiner Construction zur Wirksamkeit zu berechnen. Erst wenn uns die Verhältnisse desselben gnügend bekannt seyn werden, werden wir im Stande seyn, den möglichst vollkommenen Pflug zu erbauen. Schlüßlich ist zu bemerken, daß die mannichfaltigen Arbeiten, welche während des Wachs-

thums der Pflanzen auf dem Felde vorgenommen werden, z. B. das Reinigen vom Unkraute, das Auflockern der Krume, wie das Behacken, welches bei mehrern Gewächsen, als bei Kartoffeln, Rüben, Taback u. s. w. nöthig ist, — und die vielfachen Erntegeschäfte zum Ackerbau gezählt werden. Die Verhältnisse des Ackerbaues s. im Art. Landwirthschaft. Pl.

Ackermann (Rudolf) in London, geboren in Schneeberg im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater ein geschickter Sattler war, erlernte, nachdem er den früheren Unterricht auf der lateinischen Stadtschule seiner Vaterstadt erhalten hatte, die Profession seines Vaters und ging dann nach dem so oft gescholtenen und doch (mit gewissen Einschränkungen) so nützlichen Handwerksgebrauch seines Vaterlandes, als Gesell auf die Wanderung. Er kam nach Paris und arbeitete dort einige Zeit in den Werkstätten geschickter Kutschenfabrikanten, wanderte dann in die Niederlande und kam nach Brüssel, wo er in der berühmten Langischen Kutschenfabrik bald willkommene Aufnahme und die erwünschteste Gelegenheit fand, seine Kenntnisse und seinen Geschmack für Verschönerungen im Reiche der Moden, besonders in Beziehung auf alles, was zum Wagen-Luxus gehört, immer mehr auszubilden. Er übte hier auch seine schon früher erlangte Fertigkeit im Zeichnen und Coloriren von Mustertafeln im Fache der Kutschenfabrication und anderer Modeartikel. Sein reger Trieb, „vieler Menschen Städte zu sehen und Sitten zu kennen" trieb ihn mit unwiderstehlichem Reiz in die große Welt- und Handelsmetropole an der Themse. Anfangs mußte er sich da sehr knapp behelfen. Denn als bloßer Geselle bei einem gewöhnlichen Coachmaker wollte er nicht in Arbeit gehen. Er lernte dort einen deutschen Landsmann Facius kennen, welcher auf seine eigene Hand ein Modejournal unternommen hatte, und anfangs sich gar nicht schlecht dabei stand. Da bedachte sich Ackermann nicht lange, und gab nun auf seine eigne Hand einzelne Hefte von Musterblättern zu neumodischen Kutschen und Curricles heraus, die er selbst erfunden, gezeichnet und colorirt hatte. Sie erregten durch Neuheit und Eleganz der Formen bald allgemeine Aufmerksamkeit. Man kam und bestellte sich bei ihm allerlei Musterzeichnungen. Dieß legte den Grund zu einem Kunsthandel, der sich durch seine rastlose Thätigkeit, Zuverlässigkeit und Genauigkeit in Geschäften bald so erweiterte, daß er eine für Unternehmungen der Art passende Engländerin heirathen, Londoner Bürger werden und ein Kunstmagazin begründen konnte, welches nun unter der einladenden Benennung Repository of Arts im Mittelpunkte der Stadt, im Strand, zu den Sehenswürdigkeiten der brittischen Metropole gehört, daß er durch seine erfindungsreichen und geschmackvollen Speculationen mehrere hundert Menschen beschäftigt, und sich die Gunst des brittischen Publikums, ja selbst des Prinz-Regenten und der königl. Familie, wovon die Prinzessin Elisabeth ihm selbst sehr zierliche Zeichnungen von ihrer Hand zur Herausgabe anvertrauete, in weiterm Umfang erwarb. Jede neue Erfindung ist ihm willkommen, jede wurde durch seine Bemühungen noch vollkommener — denn er kannte und übte den Zauber der Verbesserung, was man Improvement nennt — und überall wurde in Modesachen sein Name mit zuerst genannt. So war zu Anfang dieses Jahrhunderts einer der ersten, welchen die damals zuerst mannichfach versuchte Manier, wollene und gefilzte Stoffe, Lederwerk und Papier dem Wasser undurchdringlich (Water-proof) zu machen, gelang, und damit eine Zeitlang einen

bedeutenden Handel zu treiben. So bediente er sich der vor kurzem in England zuerst angewandten Gasbeleuchtung in den Sälen und Lesezimmern seines Kunst- und Buchhandels mit großem Erfolg, und wurde Verleger einer nützlichen Schrift des Chemikers Accum (Practical Treatise on Gaz-Light) über die Gasbeleuchtung, die durch den Bergrath Lampadius in Freiberg auch nach Deutschland verpflanzt worden ist. So macht er eben jetzt die gelungensten Versuche mit dem Steindruck, und giebt regelmäßig lithographische Hefte heraus, um die Engländer, die bis jetzt diese Erfindung nicht achteten und sie für zu ärmlich hielten, auf ihre mannichfaltigen, nun auch in Paris öffentlich autorisirten Vortheile aufmerksam zu machen. Sein Hauptgeschäft blieb aber stets ein ausgebreiteter Handel mit Bilderbüchern aller Art und mit Mustern für alle Verzierungskünste, Meublement, (sein Upholsterer's Magazine wird allgemein geschätzt) Stickerei, Handzeichnungen (seine Rural Scenes und Cottages dienen allgemein zu Vorlegeblättern) und mit Farben, Bleistiften, Pinseln und Zeichenpapieren aller Art. Er hat eine der stärksten Sammlungen von Spott- und Zerrbildern, theils aus eignem, theils aus fremdem Verlage, die er, so wie andere Kupferstiche und Mezzotintos in kleinen und großen Portefeuilles auch den Familien auf dem Lande und in der Provinz ausleiht, oder in ganzen Sendungen nach Ost- und Westindien abschickt. Um einen monatlichen Bericht von allem, was neu ist und anlockt, erstatten zu können, giebt er seit 8 Jahren regelmäßig ein prächtiges Modejournal unter dem Titel: Repository of Arts, Literature, Fashions heraus, wovon die erste Reihe in 14 Bänden 18 Pf. Sterling kostet, und die neue Reihe (New Series) bereits 30 Nummern zählt. Jedes Heft hat 3 bis 4 schöne sauber colorirte Kupferstiche, und kostet einzeln 4 Schillinge. Seit 8 Jahren sah er sich in den Stand gesetzt, eine Reihe topographischer Werke mit aller Pracht brittischer Aquatintablätter unter Begünstigung der reichen Sammler in Großbritannien zu unternehmen, die bereits eine kleine Bibliothek ausmachen und durch Genauigkeit in der Zeichnung und Nettigkeit in der Ausführung schwerlich von irgend einer ähnlichen Unternehmung in irgend einem Lande übertroffen werden. Sein erstes Werk der Art ist der sogenannte Microcosm of London in 3 Quartbänden mit 104 colorirten Aquatintablättern, das Innere der öffentlichen Londner Gebäude und Versammlungsplätze, Gerichtshöfe, Hallen, Magazine u. s. w. mit lebendigen Volksscenen staffirt darstellend. Einzelne Abbildungen daraus hat Baumgärtner in Leipzig zu liefern angefangen. Darauf ließ er in derselben Größe und Zierlichkeit die äußere und innere Ansicht von der Westminsterabtei, von den Universitäten Oxford und Cambridge, von den Schulen zu Eaton, Windsor und dem Charterhouse folgen. Die ganze Sammlung in 9 Bänden in Royalquart kostet 60 Pf., und bald werden keine gute Abdrücke davon mehr zu haben seyn. In den Religions Emblems (wovon eine deutsche dichterische Bearbeitung von Arthur v. Nordstern nebst den Originalabdrücken bei Brockhaus erschienen) und Hobinol Field-Sports by Somervile vereinigt er die ersten jetzt lebenden Holzschnittkünstler in England, um, was England in diesem Kunstzweige leistet, zu zeigen. Seine Tour to the Picturesque by Dr. Syntax und seine Dances of Death and of Life mit Caricaturen von Rowlandson haben großen Beifall gefunden und sind durch viele Auflagen gegangen. Sogar das in der englischen Liturgie allgemein gebrauchte Ge-

betbuch Common Prayer-book hat Ackermann mit schönen Bildern von Thurston und Burney gezeichnet und von Scott gestochen, herausgegeben. Ackermann, Vater einer zahlreichen und hoffnungsvollen Familie, die er zum Theil in Isserten bei Pestalozzi erziehen ließ, und ein unermüdeter Wohlthäter seiner unbemittelten Verwandten in Sachsen, zeigte sich bei dem im Jahr 1813 entstandenen Hülfsvereine zur Unterstützung der durch den Krieg Verunglückten in Deutschland als einen der thätigsten Menschenfreunde, und gedachte dabei besonders seines eigentlichen Vaterlandes Sachsen mit reger Vaterlandsliebe. Er wurde auch vom Erzbischof von Canterbury bei der Vertheilung der vom Parlamente votirten 100,000 Pf. zur Unterstützung der Kriegsbeschädigten vorzüglich gebraucht, und unterzog sich mit beispielloser Uneigennützigkeit und Aufopferung seiner Zeit und Gesundheit beinahe 2 Jahre hindurch den mühsamen Details in Führung der Correspondenz, Ausmittlung des dringenden Bedürfnisses und Vertheilung. Er hat viel Thränen getrocknet, und Tausende segnen ihn in und außer Sachsen. Der König von Sachsen erkannte sein Verdienst und ließ ihm durch den sächsischen Gesandten, den Baron von Just, das Ritterkreuz des sächsischen Verdienstordens einhändigen, aus der Meißner Porzellanfabrik erhielt er nebst seinen übrigen Collegen in der Westminster-Comité prächtige, dazu besonders gemalte Porzellanvasen zum Geschenk, und Herzog Leopold von Sachsen-Coburg schenkte ihm vor und nach seiner Vermählung mit der Prinzessin Charlotte sein volles Zutrauen, als einem erprobten Landsmann, in Besorgung von allerlei Kunstsachen. B.

Acoluth, in der catholischen Kirche der Gehülfe oder vielmehr Unterdiener des Priesters bei Verrichtung des Meßopfers; im Deutschen auch Altardiener genannt. Es entstand dies Amt und diese Benennung in der römischen Kirche gegen das Ende des dritten Jahrhunderts.

† Acre, auch Akka, und im Mittelalter Ptolemais, der Hauptort eines osmanischen Paschaliks, welcher zwischen den Paschaliks Damask und Tarablus liegt; und gegen 420,600 Einwohner zählt. Die Stadt hat ohngefähr 15,000 Einwohner; der Hafen ist versandet, dennoch aber noch immer einer der besten an dieser Küste, und treibt einen lebhaften Handel. Der Ort ist dadurch bekannt, daß er zu den Zeiten der Kreuzzüge der vornehmste Landungsplatz der Kreuzfahrer, und der Sitz des nachher so berühmten Militärordens der Johanniter war.

Activ und Passiv, (lat.) bezeichnet thätig und leidend, d. h. eine Wirksamkeit äußernd, oder die Aeußerung fremder Wirksamkeit empfangend. Man verbindet es mit vielen andern Begriffen, als z. B. Activ- und Passivhandel, (s. d. Art.) Activ- und Passivschuld u. s. w. Insbesondere wird das Verbum in diesen beiden Kathegorien betrachtet.

Acutus, s. Accent.

Adamianer und Adamiten hat man 1) eine angeblich im 2ten Jahrhundert entstandene christliche Secte; 2) einen während der Hussitischen Unruhen um 1421 in Böhmen entdeckten Ketzerhaufen darum genannt, weil beide Parteien, entweder um den Stand der Unschuld Adams nachzuahmen, oder um ihre Stärke in der Beherrschung natürlicher Triebe zu erproben, gewohnt gewesen wären, bei ihren Versammlungen ohne Unterschied des Geschlechts unbekleidet zu erscheinen. Das Gerücht von den älteren Adamiten, die als Ver-

cher der Ehe und ausschweifende Wollüstlinge beschrieben werden, scheint durch einen Spottnamen der übelberüchtigten Carpocratianer entstanden zu seyn. (Vergl. den Art. Gnosis.) Nicht viel sicherer sind die Nachrichten von den neueren Adamiten, die nach ihrem angeblichen Stifter Picard auch Picarden (vielleicht Beghardeu) genannt wurden. Sie zeigten sich um 1421 auf einer Insel im Flusse Lusinicz, wo Ziska sie überfiel, ohne sie völlig zu vernichten. Denn noch in den folgenden Jahren waren sie in Böhmen und Mähren weit verbreitet, und den Hussiten, mit denen sie den Widerwillen gegen die Hierarchie gemein hatten, besonders wegen ihrer Verwerfung der Transubstantionslehre verhaßt. Später haben sie sich unter den Resten der Taboriten verloren, und diese selbst sind daher bisweilen mit den Adamiten verwechselt worden. L.

Adams (John Quincy), der älteste Sohn des berühmten amerikanischen Präsidenten John Adams, war in den Jahren 1801 und 1802 bevollmächtigter Minister der vereinigten Staaten zu Berlin. Während dieser Zeit bereisete er ganz Schlesien, und theilte seinem Bruder in Philadelphia die ganze Beschreibung desselben in Briefen mit. Dieser folgte der Aufforderung mehrerer Gelehrten und gab sie im Portfolio, einem Journal von Philadelphia, nach und nach im Druck heraus. Sie erregten gleiches Interesse durch die Belehrung über ein daselbst beinahe noch völlig unbekanntes Land, so wie durch den Geist für Ordnung und Frieden, welchen sie überall athmeten. Vorzüglich aber beschäftigten sie sich mit dem Manufacturwesen von Schlesien, weil hieraus seinem Vaterlande mancher Vortheil erwachsen konnte; so wie auch mit einer Beschreibung der Fortschritte der Erziehung seit der Errichtung der Bildungs-Seminarien durch Friedrich den Großen. Ein kurzes Kapitel ist mehrern Notizen über die merkwürdigsten schlesischen Schriftsteller gewidmet. — Diese sämmtlichen Briefe wurden im Jahr 1804 in einem Band in 8vo zu Baden gedruckt, und eine geographische Karte beigefügt, da der Verfasser im letzten Theil derselben Geographie, Topographie und Geschichte von Schlesien nach deutschen Schriftstellern behandelt und diese oft berichtigt. — Hiervon erschien im J. 1805 eine sehr geschätzte Uebersetzung von Friese. — Sobald Jefferson zum Präsidenten der vereinigten Staaten ernannt war, rief er Adams von Berlin zurück. Die Föderalisten-Partei, der er zugethan war, verschaffte ihm eine Professur am Kollegium Howard in der Provinz Massachusets, wonach er denn als Deputirter dieser Provinz in den Senat kam. Hier verließ nun Adams die Partei, welcher sein Vater und er all ihr Glück verdankten, und trat auf die Seite der Demokratischen. Der Präsident sandte ihn als Minister nach Rußland, von wo aus er im J. 1814 als einer der Bevollmächtigten der vereinigten Staaten bei den europäischen Mächten auftrat, und endlich im März 1815 zum Minister seines Vaterlandes am Hof von St. James ernannt wurde.

Adamberger (Maria Anna) geb. Jaquet, eine der vorzüglichsten und liebenswürdigsten deutschen Schauspielerinnen, wurde 1752 in Wien geboren, und starb daselbst 1804, nachdem sie fast ein halbes Jahrhundert ein dankbares Publikum durch unvergeßbare Kunstleistungen entzückt hatte. Als Tochter des würdigen Hofschauspielers Jaquet betrat sie schon als Kind mit ihrer Schwester Katharina (die leider ein zu früher Tod den schönsten Hoffnungen entriß) die Bühne, deren schönste Zierde sie nachher wurde. Nach einigen Versu-

chen im tragischen Fache widmete sie sich dem naiven, und spielte dies Fach von der Rosina im „Jurist und Bauer" bis zur Gurli und Margaretha in den „Hagestolzen" mit einer bewunderungswürdigen Natur, Mannichfaltigkeit und Vollendung. Ihr Ton war melodisch, herzlich und innig, ihre Haltung voll Charakter und Wahrheit, ihre ganze Darstellung wohl motivirt, zusammenhängend und bedeutsam. Sie hatte nie aus Büchern studirt, aber ihr glücklicher Genius ließ sie die Natur mit einem sichern Gefühle für die geheimen Wunder derselben beobachten. Im Februar des Jahrs 1804 hatte sie das letzte Mal die Bühne betreten; dreiviertel Jahre später starb sie. Sie hatte sich 1781 mit dem Hofsänger Adamberger vermählt; ihre Tochter Antonie erbte die glücklichen Anlagen ihrer Mutter. Ihre Jugend verbitterte ihr der Schmerz, den Tod eines liebenswürdigen Bräutigams, Theodor Körner, beweinen zu müssen. Dieser zarten Liebe verdanken wir manches liebliche Lied des unvergeßlichen Sängers. Im J. 1817 verheirathete sie sich, und verließ die Bühne, auf der sie schon Liebe und Bewunderung sich erworben.

Adamsapfel, eine Art Pomeranzen mit narbiger Schale, nur etwas größer und dunkler, als die gewöhnlichen Pomeranzen. — Auch nennt man so den ersten Knorpel in der Luftröhre, der an der Kehle sichtbar vorragt.

† Addington. Als Lord Liverpool den Platz des ermordeten Perceval (1812) als erster Lord der Schatzkammer erhielt, trat auch Lord Sidmouth wieder in das Cabinet als Staatssecretär des innern Departements.

Addiren nennt man in der Rechenkunst dasjenige Verfahren, eine Zahl zu finden, die so groß ist als mehrere zusammen. Diese hervorgebrachte Zahl heißt dann Summe, und man bedient sich hierbei des Zeichens + welches plus oder mehr bedeutet. $6+4+3=13$, heißt: 6 mehr 4, mehr 3, ist gleich 13. Algebraische Größen werden addiret, wenn man sie mit dem Zeichen + verbindet. Z. B. $a+b+c$.
P. S.

* Adel, der angeerbte, ist nach Kant, ein Rang, der vor dem Verdienste vorhergeht, und dieses auch nicht zur nothwendigen Folge hat, ein Gedankending ohne alle Realität. Von Schlieffen nannte ihn daher ein entbehrliches Trümmerwerk aus der Vorzeit, und Boileau nannte den neuern Adel: d'un tronc fort illustre une branche pourrie. Adelsvorrechte setzen den ererbten Ruhm vor den erworbenen, und die Abkömmlinge großer Männer vor die großen Männer. Der Staatszweck an sich erkennt bei den gleich gebornen Staatsgenossen nur den Adel des persönlichen Verdienstes an, indem das Staatswohl nicht erheischt, wie von Archenholz (Minerva Mai 1800. S. 569.) sich ausdrückt, daß der Staat „dem Kinde verleihe, was dem Vater, der Trägheit nicht, was dem Fleiße, dem Vorurtheile nicht, was dem Genie, d. h. dem privilegirten Welt- und Naturadel gebührt, der an Racen und Kasten nicht gebunden ist." Bevorrechtete Geburtsstände aber sind, nach Schlözer, nichts weniger als nothwendige Uebel. Daher haben die vereinigten Staaten von Nordamerika sogar alle Geburtstitel abgeschafft, und die Dienstehre sollte, wie schon lange in Dänemark, und seit Peter dem Großen in Rußland, jederzeit über Kastenehre erheben. Sogenannte adelige Chargen sind, bei Staatsämtern, gegen die Natur des Staatsdienstes. Daher ist der Unterschied zwischen Adel und Nichtadel in dem Staatsdienste gänzlich aufgehoben in

Rußland, in der Schweiz, in England, in Baiern und Baden. Hofadel hat sich an den meisten Höfen noch erhalten. Montesquieu's oft mißverstandner Geschichtsspruch: Point de Monarque, point de Noblesse; point de Noblesse, point de Monarque, wird durch die Geschichte der alten und neuen Zeit widerlegt. Wie viele Beispiele von Verschwörungen des Adels gegen den Monarchen enthält nicht die schottische, schwedische, französische, polnische, portugiesische und ungarische Geschichte! Der Adel hat die Throne öfter umgestürzt, als alle Unzufriedenheit des eigentlichen Volks, wozu Adelige überdieß noch fast immer die Ursache waren, durch den Mißbrauch der Gewalt im Genuß ihrer Vorrechte, durch die schlechten Rathschläge, welche sie den Fürsten gaben, und durch die Unterdrückungen, die sie sich gegen das Volk erlaubten. Nicht der Adel, wie Montesquieu behauptet, sondern die Verfassung hält zwischen dem Regenten und dem Volke das Gleichgewicht, und dient diesem zur Schutzwehr gegen die Willkühr der Gewalt. Dagegen bildet der Adel (wie Hennings über die wahren Quellen des Nationalwohlstandes aus der Geschichte gezeigt hat) oft nur eine Scheidewand zwischen dem Regenten und dem Volke; und die Fürsten haben sich eben so oft des Volks wider die Anmaßungen des Adels bedient, (in Ungarn ist die königliche Gewalt sogar eine Schutzwehr für den Unadeligen!) als sich der Adel mit der Herrschergewalt entweder zur widerrechtlichen Unterdrückung der Gemeinen, oder mit dem Volke zu einer eben so widerrechtlichen Schmälerung der Regierungsrechte verbunden. Ein ehemaliger Polizeiminister, Fürst von Canosa, will daher die Frage untersuchen, warum der Adel in der letzten Zeit die Throne nicht gestützt habe. Ob der Adel in seiner gegenwärtigen Gestalt politischen Nutzen habe, beantwortet sich aus seiner Entstehung und ursprünglichen Bestimmung. Wenn Tacitus und Andere vom Adel sprechen, so verstehen sie darunter keinen Stand; denn erst mit dem Geburtsadel entstand der Unterschied der Stände. Doch lag der früheste Grund dieses Unterschieds in der schon von Tacitus bezeugten germanischen Sitte der Ehrerbietung vor dem Alter. Den König nannten die Germanen bloß den Aelteren, Seniorem: und noch jetzt ist Aeltermann und Aeltester in England und Deutschland mit Vorstand einer Gemeinheit gleichbedeutend. So Grav, oder Grau, d. i. Greis. Das Alter also und in Kriegssachen die Kriegserfahrung waren bevorrechtet, nicht die Geburt. Indeß lag allerdings der Keim des Adels, oder der bevorrechteten Geburt, schon vor dem 6ten Jahrh. in dem Daseyn edler Geschlechter, d. i. solcher, die sich durch langen Kriegsruhm auszeichneten. Solche Geschlechter gab es in jedem Stamme neben der königl. oder fürstl. Familie; z. B. bei den Bajoaren die Agilolfingen, aus denen allein Landesherren erwählt werden konnten, und die doppelt höher standen, als die übrigen Adelsgeschlechter, von welchen ein Mitglied wieder zweimal so viel werth war, als ein jeder andere freie Bajoar. Bei den Franken fällt der Begriff eines Adeligen mit dem eines königlichen Getreuen vom ersten Range (Antrustiones) so zusammen, daß in den salischen und ripuarischen Gesetzbüchern, das, was in andern vom Adel, von den Antrustionen gesagt wird. Mit diesen Leuten oder Getreuen ward durch die Eroberung der fränkische Staat gegründet. Sie und ihre Söhne machten das Kriegsgefolge, die Haustruppen des Königs aus, und erhielten Sold und Preis in Lehnsgütern. Seit dem 6ten bis 9ten

Jahrh. bildete dieser Kriegsadel auch noch eine höhere Classe der königl. Dienstleute, d. i. die grundherrlichen Haus- und Hofleute des Königs oder Reichsministerialen, zum Unterschiede von den Privatministerialen, die sich alle Gutsherren, auch der König auf seinen Meierhöfen, und die königlichen und Reichsleute auf ihren Lehngütern hielten. Dieses Hofgesinde (die juniores) hatte einen Vorsteher Major, Mayerhof, endlich Reichsmayer. Jener Dienstadel aber bestand, wie der Kriegsadel, ebenfalls ursprünglich aus den Getreuen, mit deren Hülfe das Land erobert, und in Gehorsam gehalten wurde. Ihr Sold bestand, wie bei den Kriegsleuten in Lehngütern, die endlich mit der Stelle selbst erblich wurden. (S. Lehnswesen.) Die Reichsministerialen unterschieden sich in Platz- und Provinzial-Ministerialen. Jene waren die Beamten am Hoflager; diese die Patricier oder Generalstatthalter, Herzöge und Markgrafen. Unter diesen höheren Beamten standen die Grafen. Jene, die Vorsteher ganzer Provinzen, diese, die von einzelnen Kreisen, wurden schon früh Fürsten, d. i. die Vordersten im Kreise, den die versammelten Franken auf offenem Felde schlossen. So kam zu den alten Rechten des Kriegs- und Hof-Lehnsadels noch das Recht der Reichsstandschaft und eines besondern Gerichtsstandes (judicium parium); und damit, als am Ende des 9ten Jahrh. die Hof- und Reichsstellen erblich wurden, entstand der hohe Adel. Diese Erblichkeit des Dienstes machte den Adel unabhängig vom König und dem Volke. Ueber diesem Herrenstande, der sich in den königlichen Leuten gebildet, bestand noch lange Zeit der uralte Nationalherrenstand der absolut freien Landeigenthümer, Semperfreien, viri egregiae libertatis, Reichssassen, Dynasten, die durchaus niemanden dienstpflichtig waren. Sie besaßen theils Herrschaften, theils einzelne Villen; doch verschwanden die Eigenthümer der letztern fast alle seit Karls des Großen Zeit und die der ersteren traten allmälig in den Reichsvasallenstand (den hohen Adel) ein. Der Grund dieses hohen Adels lag also in der Abstammung von einem uralten adeligen Geschlechte, und das Kennzeichen desselben war die Landeshoheit. — Der niedere Adel ist um die Mitte des 11ten Jahrh. entstanden, aus einer Mischung von Landesministerialen und von kleineren Allodialfreisassen. Jene verrichteten nämlich bei dem hohen Adel Kriegs- und anständige Haus- und Hofdienste, theils als Rückwirkung, oder Nachbildung der erobernden Dienstmannschaft, theils als Folge steigender Bereicherung. (Vgl. d. A. Ritterwesen.) Diese glaubten sich geehrt durch Beilegung eines Prädicats, das auf Dienstverhältnisse und Lehnsabhängigkeit hindeutete. Daher nahm zuerst in Frankreich und den Niederlanden, dann aber auch in Deutschland, unter den Allodial-Gutsherren die Titelsucht überhand. Die Größeren suchten den Amtstitel Grafen; die kleineren nannten sich wenigstens Reichsbarone; die übrigen Herren von, auf, zu, aus &c. oder auch bloß Herr. Bei der Unsicherheit auf dem Lande im Mittelalter ließen sich edle Geschlechter, besonders seit dem Ende des 12ten Jahrh. häufig in den Städten nieder, und bildeten mit den reichsten angesehensten Bürgern, im Besitze der obrigkeitlichen Stellen, den städtischen Adel der nachher genannten Patricier. — So wie der hohe Adel die Reichsstandschaft behauptete, so behauptete jetzt der niedere Adel die Landstandschaft, eine Nachbildung von jener. Da beide, Freisassen und Dienstleute, begütert waren, so verstand man unter Adel überhaupt auch den Stand der Gutsbesitzer (von Od,

d. h. Besitzung), und zu den persönlichen Vorrechten des Adeligen, auf Kriegs-Hof- und Staatsstellen, insbesondere auf die Ritterwürde (die jedoch vor Kaiser Friederich II. und 1250, jeder Freigeborne erhalten konnte), kamen noch dingliche, in Ansehung ihres Grund- und Lehnseigenthums. Unter diesen waren die wichtigsten Steuerfreiheit und Patrimonialgerichtsbarkeit. Letztere wurde, nach Aufstellung der Reichsdienstordnung, auch den Semperfreien als Folge der Schutzherrlichkeit vom Könige verliehen; bei den Lehngütern des Adels beruht sie ohnehin auf Verleihung. So wurde sie, doch im Allgemeinen nicht vor dem 11ten Jahrh., ein Zubehör der Grundherrlichkeit und zugleich mit dem Erbeigenthum eines Lehnguts erworben. (S. F. Eichhorn's deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, und Hüllmann's Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland Leipzig 1817, 3 Th.) Mit der Ausbildung des Staatsrechts und der Staatskunst, mit der Umgestaltung des ganzen Kriegs- und Heerwesens, wodurch die alte Heerpflichtigkeit des Adels aufhörte, mit der theilweisen oder gänzlichen Aufhebung des Lehnssystems, mit dem Emporkommen des dritten Standes, welcher durch Talente, Fleiß, Vermögen und Verdienst auf alle Verhältnisse des Staatenlebens immer tiefer einwirkte, und sowohl im Staats- als im Kriegsdienste mit dem Adel wetteiferte, endlich mit dem Verfall des adeligen und Rittergeistes, indem der Adel durch den Besitz seiner Vorrechte verwöhnt, sich zu verdienen unterließ, was er durch seine Geburt und Familienverbindung zu erlangen glaubte: mit diesen innern und äußern Veränderungen hat der niedre Adel überhaupt, nicht was seine Titel, sondern was seine ererbten persönlichen und dinglichen Vorrechte betrifft, seit fünf und zwanzig Jahren in einem großen Theile von Europa, besonders nach der großen Reform des Adels in Frankreich und den davon abhängig gewesenen Staaten, die Stütze der öffentlichen Meinung von der Zweckmäßigkeit jener Vorrechte verloren. Und diese Vorrechte: — Landstandschaft auf Geburt und Besitz gegründet, Ehre und Vorzug als Lohn ererbter oder durch eine ziemlich kühne Fiction für ererbt angenommener Verdienste, Genuß aller Vortheile des Staats, sogar ausschließlicher Genuß sehr bedeutender Vortheile gegen die Befreiung von den wichtigsten Pflichten, — sind Dinge von sehr großem Werthe. Erklärt doch noch ein neuer Schriftsteller, Bar. v. Wedekind (in seiner übrigens vorurtheilsfreien Schrift üb. d. Werth d. Adels. Darmst. 1816, 2 Th.) das Duell für ein Vorrecht des Adels! — das Staatsrecht entscheidet, ob der Besitz solcher Rechte unveränderlich sey, oder welche Rechte der Adel überhaupt haben dürfe. Nach dieser Entscheidung ist der Adel bereits in mehrern Ländern gleichen Abgaben und Lasten mit den übrigen Bürgern unterworfen, und der Bürgerliche darf um jedes Amt im Civil und Militair mit ihm zugleich sich bewerben. Die Politik untersucht, in wiefern die Stiftung eines neuen Adels für das Ganze vortheilhaft oder nothwendig sey. Was aber vom niedern Adel gilt, das gilt darum nicht vom hohen. Der letztere besitzt seine Rechte, so wie die ehemalige Reichsritterschaft, als wahre Landesherrschaft, und ein Schluß von ihm auf den nie unmittelbaren Adel würde also fehlerhaft seyn. Ein Theil der Vorrechte des niedern Adels aber kommt demselben nicht in Rücksicht auf seine Abstammung, sondern bloß in Beziehung auf seine Güter zu, und ist meistens auch dem unadeligen Besitzer derselben verliehen. Manches sogenannte Vorrecht des Adels, z. B. die Ausschließung des

gelehrten Standes von den höhern Kirchenämtern und den Stiftern, ist gar nicht vorhanden; bei andern ist der unrechtmäßige Ursprung klar; andre sind unrechtmäßig ausgedehnt; noch andre haben durch die neuesten Veränderungen ihre vorige rechtliche Grundlage verloren. Alles dies hat Passe in s. Schrift ü. d. Rechte des deutschen Adels 1802, geschlichtet. S. auch Georgius: Metamorphose d. Germanischen Adels. Nürnb. 1810. Daß aber der Adel eine Zierde der Höfe sey, liegt wohl weniger in den Abstufungen des Adels und der Hofordnung, als vielmehr in der vorzüglichern Bildung der europäischen Nationen, in dem Kunstgeschmack und in der Litteratur, welche auch dem Hofleben die bessere und feinere Haltung gegeben haben. Das Verständigste, was unser Adel für seinen eigenen Vortheil thun könnte, wäre, sich, wie ihm schon Möser gerathen hat, nach dem Muster des englischen zu ordnen, aller dinglichen Befreiung von Staatspflichten zu entsagen, und sich auf einen Majoratsadel zu beschränken. — Der Adel ist gegenwärtig in Deutschland und den meisten europäischen Staaten ein Geburtsstand, womit erbliche Vorrechte vor den Mitgliedern der übrigen Standesclassen verbunden sind. Außer dem Geburtsadel aber ist in mehrern Ländern durch die Staatsgeseze noch ein bloß persönlicher, aber nicht erblicher Adel (Amts-, Dienst-, Kriegsadel) begründet, wie in Würtemberg bei nichtadeligen Rittern des Civilverdienstordens, in Rußland 2c. Der erbliche Adel heißt 1) Geschlechts- oder Stammadel, wenn er vom Vater durch Erzeugung in einer rechtmäßigen Ehe mitgetheilt worden ist. Dieser Stammadel ist entweder alter, der auf eine bestimmte Anzahl adeliger Ahnen sich gründet, oder neuer Adel; — 2) Briefadel, der durch ein Privilegium (Adelsbrief, Diplom oder Patent) verliehen ist. In Frankreich entstand der Briefadel schon um 1271; in England und Deutschland erst in der letzten Hälfte des 14ten Jahrhunderts. Als Standesclasse betrachtet, theilt sich der Adel in hohen und niedern (in Baden und Sachsen: Herren- und Ritterstand). Zum hohen Adel des ehemaligen deutschen Reichs gehörten alte Familien, die wegen eines Reichslandes Sitz- und Stimmrecht auf der allgemeinen Reichsversammlung hatten, oder alle reichsunmittelbare erbfürstliche und reichsgräfliche Personen, als: die Erbchurfürsten, Herzöge, Mark-, Pfalz-, Burg- und Landgrafen, die mit dinglicher Reichsstandschaft versehenen Reichsfürsten und Reichsgrafen und der alte Dynastenstand. Jezt gehören zum hohen Adel die Mitglieder des Regentenhauses und die Standesherren. (B. A. Art. 14.) Der Zusatz Reichs- fällt jezt weg. Zum niedern Adel gehörten die Reichsritter und die ehemals mittelbaren, nicht unter dem Reiche und Kaiser, sondern unter einem Landesherren stehenden, adeligen Familien, jezt alle Edelleute, die den mit erblichen Vorrechten verbundenen Rang zwischen den Personen des hohen Adels und denen vom Bürgerstande besitzen, als: Titular-Grafen, Freiherren oder Barone, Edle und Bannerherren; Reichsritter, Edle von, und der gemeine Adelstand mit dem Prädicate von. Diese vier Stufen finden noch jezt in Baiern und Oesterreich bei neuer Adelung Statt. Das Recht der Standeserhöhung überhaupt, und das Recht der Ertheilung der standesherrlichen Würde insbesondere, gehört dem Souverän in seinem Staatsgebiet; doch kann dadurch dem Rechte dritter Personen, z. B. der Successions-Berechtigten, kein Eintrag geschehen. Die Adelstaxe ist verschieden. In Baiern kostet ein Grafendiplom auf einem 120

Gulden Stempelbogen 4589 Fl., ein Freiherrn-Diplom auf einem 90 Fl. St. B. 2453 Fl., ein Adelsdiplom auf einem 60 Fl. St. Bogen 633 Fl. — In Frankreich sind (wie in Italien und den Niederlanden) der alte und der neue (Napoleonische) Adel in einen verschmolzen. Den hohen Adel überhaupt gründen die Ordonanzen vom 5. und 31. Aug. 1817 auf Gutsbesitz und Majorate, ohne ihn jedoch persönlich auf den Erstgebornen oder den Majoratsherrn einzuschränken. Der hohe franz. Adel bestand 1817 aus 65 Herzögen, 49 Marquis, 87 Grafen, 6 Vicomten und 6 Baronen, zusammen also aus 213 Pairs. Die Majorate der Herzöge sollen wenigstens 30,000 Fr. jährl. reine Einkünfte (bei einem Capital von 600,000 Fr.), die der Marquis und Grafen wenigstens 20,000 (bei einem Cap. von 400,000) und die der Vicomten und Barone wenigstens 10,000 Fr. (bei einem Cap. von 200,000 Fr. betragen. Die erstgebornen Söhne führen von Rechtswegen den Titel, welcher dem ihres Vaters, und die nachgebornen Söhne denjenigen, welcher dem Titel ihres ältesten Bruders am nächsten kommt. Außer diesen Pairs-Majoraten giebt es aber noch eine Menge von Herzögen, Grafen, Baronen und Chevaliers, welche nicht Pairs sind, aber Majorate stiften dürfen. Man hat dabei die Einrichtung des Adels in England vor Augen gehabt, nur daß hier der älteste Sohn bei Lebzeiten seines Vaters nicht von Rechtswegen den Titel führt, welcher der Würde desselben am nächsten kommt, sondern den vornehmsten der übrigen Titel, welche der Vater außer seinem höchsten noch besitzt. Wichtiger ist der Unterschied zwischen französischem und englischem Adel, daß die jüngern Söhne der englischen Pairs zwar für ihre Personen einen gewissen Rang haben, aber denselben nicht auf ihre Nachkommen vererben, und im gemeinen Leben gar keine Adelsauszeichnung genießen. Sie gehören in die große Klasse der Gentry. Eben darum ist auch der englische Adel vielleicht der einzige, welcher bis jetzt nicht schädlich in das Ganze eingewirkt hat; er ist keinem Gewerbe, Stande und Interesse der Nation fremd, und belastet sie bis jetzt nicht sehr mit der Anforderung, auch seinen jüngern Söhnen ein sogenanntes standesmäßiges, d. h. arbeitsloses, und für künstliche Bedürfnisse der Convenienz hinreichendes Auskommen zu verschaffen. Da nun wenige von den Majoratsherren des franz. Adels ihren übrigen Kindern etwas bedeutendes werden hinterlassen können, so wird Frankreich eine Menge armer Grafen ꝛc. erhalten, die sich daher in Kirchen-, Staats- und Hofämter vorzugsweise eizudrängen suchen werden. Ueber den engl. Adel s. d. Art. Großbritannien. Und über die Adelsgeschlechter in Deutschland, die Schriften von v. Schlieffen, Scheid, v. Steck, Schmidt, Cosmann u. A., so wie Rehberg über den deutschen Adel, Gött. 1803, und Meiner's Gesch. der Ungleichheit der Stände. G. A. F.

* Adern sind die häutigen und muskulösen Canäle, welche eine Flüssigkeit im thierischen und menschlichen Körper enthalten und fortleiten. Dergleichen sind die Lymphadern, welche lymphadische (wässerige) Flüssigkeit, — Milchadern, welche den Milchsaft (Chylus) aus den Därmen aufnehmen, und in das Blut überführen; Blutadern (im weitern Sinne), welche das Blut enthalten. Diese werden gewöhnlich auch vorzugsweise unter der Benennung der Adern verstanden, und wir führen sie hier in diesem Sinne fort. Das ganze Adersystem im thierischen Körper besteht aus zwei Classen, den Puls- oder Schlagadern, Arterien, und den Blutadern (im engeren Sinne) oder Be-

nen (venae). Beide haben ihr Centrum in dem Herzen. Die Pulsadern gehen von dem Herzen aus, und führen das Blut dem ganzen Körper zu; die Blutadern sammeln aus demselben das Blut wieder auf und führen es zu dem Herzen zurück. Die Pulsadern haben ihren Ursprung in der linken Abtheilung des Herzens. Die linke Herzkammer setzt sich nämlich fort in die große Pulsader, Aorta, welche sich sogleich, wie sie von dem Herzen abgeht, in einem Bogen, herunterwärts begibt, durch eine Oeffnung des Zwerchfells in den Unterleib eintritt, und an der vordern Seite der Lendenwirbelbeine bis zum vierten herabsteigt, wo sie sich in die beiden Hüft- oder Darmbeinarterien spaltet. Diese gehen abwärts bis an den Rand des Beckens, jede theilt sich wieder in zwei große Aeste, in die Schenkelarterie, welche nach dem Schenkel geht, und in die Beckenarterie, welche in die hier befindlichen Theile sich verbreitet. Aus dem absteigenden Theile der Aorta, sobald sie durch das Zwerchfell in den Unterleib gekommen ist, gehen mehrere zum Theil sehr beträchtliche Zweige ab, die untern Zwerch-Arterien, welche das Zwerchfell selbst und benachbarte Theile mit Zweigen versorgen, die Baucharterie, welche ihre Zweige an den Magen, die Leber, das Duodenum, die Milz. u. s. w. verbreitet. Eben daselbst geht die obere Gekrösarterie, und weiter unten die untere Gekrösarterie aus der Aorta ab und versorgen die Gedärme mit Zweigen. Aus dem aufsteigenden Theile der Aorta kommen die Arterien, welche das Herz selbst mit Zweigen versehen, aus dem Bogen aber die, welche sich zu dem vordern Theil der Brust, zu allen Theilen des Kopfes, des Halses und zu den obern Gliedmaßen verbreiten. Die Arterien vertheilen sich in immer kleinere Aeste und Zweige, bis sie zuletzt haarähnliche Gefäßchen werden, die kaum dem Auge noch deutlich erkennbar sind. Ihre Endigung aber ist sehr verschieden. Je nachdem die Eingeweide oder Theile verschieden sind, in welche sie sich endigen, bilden sie ganze Büschel von Haargefäßchen, oder Netze, Sterne, u. s. w.; andere biegen sich um, und werden zu Venen; andere öffnen sich in kleine Zellchen, aus welchen die Venen das Blut wieder aufnehmen, andere öffnen sich mit freien Mündungen an der Oberfläche der Haut, an welcher sie ausgebreitet sind, und hauchen durch ihre Mündungen eine dunstartige Feuchtigkeit aus. Die Pulsadern sind fester und stärker in ihren Häuten, als die Venen. Die Arterie hat vier Lagen von Häuten, von denen die äußere zellig und locker, die folgende eigentliche Arterienhaut stark, fest und elastisch ist, die dritte aus zarten ringförmigen Muskelfasern besteht, die innerste sehr zart und dünne, an ihrer innern Fläche sehr glatt ist. Die Pulsadern haben ihre eigenthümliche Bewegung, wie das Herz; sie dehnen, sich von der andringenden Blutwelle geschwellt, aus, und ziehen sich wieder zusammen, um das aufgenommene Blut weiter zu treiben. Diese Verrichtung zeigt sich in der beständigen schlagenden Bewegung äußerlich, wenn eine solche Ader bloßgelegt wird, oder wenn man sie mit dem aufgelegten Finger befühlen kann. (Vergl. den Artikel Puls.) Eine verletzte oder durchgeschnittene Pulsader fällt nicht zusammen, heilt auch wegen der beständigen Bewegung schwerer, ihre Mündung bleibt offen und rund. Dies macht die Verletzung einer Arterie gefährlich, und einer innern tödtlich. Die Venen entspringen in dem ganzen Körper mit den feinsten Verästelungen und ziehen das umgewandelte Blut an sich. Die kleinern Zweige gehen, immer wieder sich vereinigend, in größere über und diese vereinigen sich endlich aus

dem ganzen Körper in zwei große Canäle, die obere und untere Hohlvene, welche zusammenstoßen und in dem Venensack (Vorhof) der rechten Abtheilung des Herzens sich öffnen. Alles Blut aus dem Kopfe, dem Halse und den obern Gliedmaßen wird auf jeder Seite durch die Drosselader (vena jugularis) herabgeführt, welche beide auf der rechten Seite sich vereinen, und an der Stelle, wo sie hinter dem Knorpel der ersten Rippe der rechten Seite heruntersteigen, in die obere Hohlvene übergehn. Alle Venen der untern Gliedmaßen, des Unterleibes und der Eingeweide in demselben vereinigen sich endlich in der untern Hohlvene, welche an der vordern Fläche des fünften Lendenwirbelbeins aus den beiden Hüftvenen sich bildet, an der vordern Fläche der Lendenwirbelbeine an der rechten Seite der Aorta, hinter dem Bauchfell in die Höhe steigt, und durch den hintern Theil der Leber zum Zwerchfell, welche zu ihrem Durchgang eine vierseitige Oeffnung in seinem flechsigen Theile hat, gelangt, durch dasselbe in die Brusthöhle steigt, in den Herzbeutel eingeht und zugleich mit der obern Hohlvene in dem Vorhof des rechten Herzens sich endigt. Das Blut, welches von allen Gedärmen durch die Gekrösvenen, von dem Magen durch die Kranzvene des Magens, von der Milz durch die Milzvene zurückgeführt wird, geht einen besondern Umweg. Diese Blutadern vereinen sich nämlich in einen Stamm zusammen, die Pfortader (vena portarum), welcher in die Leber eingeht, sich daselbst wieder in Aeste und Zweige bis in die feinsten Haargefäße zertheilt, welche die die Galle absondernden Organe bilden. In der Leber entsteht dann wieder ein neues Venensystem, welches in immer größere Adern und zuletzt in einen Stamm, die Lebervene, sich vereint und das Blut aus der Leber wieder aufnimmt und in die Hohlvene überführt. Der Bau der Venen weicht von dem der Pulsadern wesentlich ab. Sie bestehen nur aus doppelten Häuten, einer äußern zelligen und einer innern Haut. Diese faltet sich an mehrern Stellen und bildet dadurch sackförmige Klappen, welche dem Blute zwar vorwärts, aber nicht rückwärts, einen Durchgang gestatten. Doch fehlen diese Klappen in den Venen der großen Eingeweide des Unterleibes, der Lungen und des Gehirns. Die Venen der untern Gliedmaßen sind stärker, als die der andern Theile des Körpers. In Rücksicht ihrer größern Zweige sind die Venen zahlreicher, als die Pulsadern; meistens ist, besonders an den Gliedmaßen, jede Arterie von zwei Venen begleitet. Außerdem laufen noch ganz oberflächlich unter der Haut große Venen, welche durch ihre bläulich durchschimmernde Farbe sichtbar werden. Von diesen sind noch einige deshalb merkwürdig, weil sie gewöhnlich zum Blutlassen gewählt werden. In der hohlen Hand und auf dem Rücken der Hand liegt gleich unter der Haut ein Netz von vielen mit einander in Verbindung stehenden Blutadern. Aus dem Venengeflechte des Handrückens entspringt die äußere Hautvene des Arms (vena cephalica), deren Anfang zwischen dem Mittelhand-Knochen des Daumens und des Zeigefingers liegt und die äußere Handvene des Daumens (vena cephalica pollicis) genannt wird. Jene geht an der Vorderseite des Unterarms nach dem Oberarm herauf. Die innere Hautvene des Armes (vena basilica) entspringt gleichfalls aus dem Venengeflechte des Handrückens zwischen dem Mittelhand-Knochen des kleinen und des vierten Fingers, wo sie noch Hautvene des kleinen Fingers (vena salvatella) heißt, geht an der hintern Fläche der Ellbogenröhre in die Höhe, wendet sich aufsteigend an die vordere Fläche des Unter-

arms und geht am Oberarm herauf. Die mittlere Hautvene des Arms (vena mediana) entspringt meistens von der cephalica und zieht an der Beugeseite des Vorderarms schief gegen die basilica, in welcher sie sich ungefähr in der Mitte des Oberarms endigt. Am Ellbogengelenke liegt sie auf der flechsichten Binde der Muskeln des Vorderarms, wo sich diese mit der Sehne des zweibauchigen Arm-Muskels verbindet und die Arm-Arterie und den Mediannerven bedeckt. An dieser Stelle wird die Medianvene gewöhnlich bei dem Aderlassen am Arme geöffnet, und es ist daher große Vorsicht nöthig, damit nicht die Vene durchgeschlagen und die darunter liegende Armpulsader und der benannte Nerve verletzt werde. So liegt auch auf dem Fußrücken ein starkes Venengeflecht unter der Haut ausgebreitet, von dessen größern Zweigen gewöhnlich einer bei dem Aderlasse am Fuße geöffnet wird. Noch ist außer dem Adersystem der Aorta und der Hohlvene ein anderes in dem Menschen zu bemerken, nämlich das Lungensystem, durch welches der sogenannte kleine Kreislauf des Blutes bewirkt wird. Aus der rechten Herzabtheilung geht ein Schlagaderstamm, die Lungenarterie, ab, die sich sogleich in zwei Aeste theilt, davon jeder sich in eine Lunge begiebt, in derselben in immer kleinere Aeste trennt, endlich in die kleinsten Zweigelchen und haarähnlichen Gefäßchen vertheilt. Dann bildet sich rückwärts ein Venensystem, indem die Haargefäße der Lungenarterie sich wahrscheinlich umbiegen, zu Venen werden, die nun sich immer zu größern Zweigen und Aesten vereinigen, endlich in jeder Lunge zwei große Venenstämme bilden, welche sich in die linke Vorkammer des Herzens einmünden. Die Lungenarterien führen das schwarzrothe Venenblut aus dem rechten Herzen in die Lungen, wo es durch die Einwirkung der atmosphärischen Luft in hellrothes Blut verwandelt wird, welches die Lungenvenen nach dem linken Herzen zurückführen. Hieraus erhellt, daß ein doppelter Blutumlauf im Körper Statt finde, der große Kreislauf, aus dem linken Herzen durch das Arteriensystem in den ganzen Körper zum Behuf der Ernährung und der verschiedenen Absonderungen, und durch das Venensystem nach dem rechten Herzen zurück; der kleine Kreislauf aus dem rechten Herzen durch die Lungenarterien nach den Lungen, und aus diesen durch die Lungenvenen nach dem linken Herzen zurück. Die Lungenvenen, das linke Herz und dessen Pulsadersystem führen das hellrothe Blut, das Venensystem der Hohladern, das rechte Herz und die Lungenarterien das schwarzrothe Blut. H.

Adiaphora (griech.), an sich gleichgültige Nebendinge, im kirchlichen Sinne Gebräuche und Formen des Cultus, die, weil die h. Schrift sie weder verboten noch angeordnet hat, ohne Gefahr des Glaubens und Beschwerung des Gewissens beibehalten oder verworfen werden können, wurden diejenigen ursprünglich katholischen Ceremonien genannt, die die Evangelischen, besonders in Kursachsen unter Moriz, aus Gehorsam gegen das augsburgische Interim (s. d. Art.) annahmen und in ihren Kirchen duldeten, z. B. Hochaltäre, Lichter, Bilder, Chorhemden, Meßgewänder, lateinische Gesänge, Horä und Vespern, Chrisma, Privatbeichte und dergl. Ueber diese Nachgiebigkeit erhob der Jenaische Theolog Flacius, in Gemeinschaft mit der niedersächsischen Geistlichkeit 1549 den unter dem Namen der adiaphoristischen Händel bekannten Streit gegen Melanchthon und die Wittenberger, welche dabei den Schimpfnamen Adiaphoristen erhielten. Die Flacianer führten diesen mit den interimistischen Hän-

deln zusammenhängenden Streit desto leidenschaftlicher, je leichter die Wittenberger sich rechtfertigen konnten, sobald man über den Begriff der Adiaphoren einig war. Späterhin wurden eben diese Nebendinge Partheizeichen, wodurch die strengen Lutheraner sich von den Calvinisten, welche nichts davon beibehalten hatten, auch äußerlich zu unterscheiden suchten; die veränderte Ansicht der Theologen des 18ten Jahrh. brachte es mit sich, daß seit 50 Jahren die meisten Gebräuche dieser Art im Stillen beseitigt wurden und erst jetzt, wo man wieder auf Vermehrung der sinnlichen Beiwerke des Cultus denkt, erhält die Frage, was davon unter die Adiaphora zu rechnen und zuzulassen sey, neues Gewicht. E.

Adjectiv, s. Nomen.

Adjustirwage wird beim Münzwesen eine kleine Wage genannt, worauf alle auszuprägende Münzen vorher gewogen werden, um daraus abnehmen zu können, ob sie durch Hinzusetzen von Metall schwerer, oder durch Hinwegnehmen desselben leichter zu machen sind.

Adlerzange ist eine, statt der gewöhnlichen Kneiper, mit zwei spitzigen Haken versehene Zange, um damit Gegenstände aus tiefen Orten zu fassen, und mittelst einer Kette, die um eine horizontale Winde gehet, herauszuheben.

Adolph von Nassau, erwählt zum Kaiser den 1. Mai 1292 und gekrönt zu Aachen den 25. Jun., war ein bloßer Edelmann, zwar aus einer erlauchten Familie und von erprobter Tapferkeit, aber ohne ein anderes Erbtheil als sein Schwert, und ohne jene großen Eigenschaften, die seinen Vorgänger, Rudolph v. Habsburg, auf den Thron erhoben und darauf erhalten hatten. Adolph verdankte seine Wahl theils dem anmaßenden Betragen Albrechts (s. d. Art.), theils schimpflichen und unerlaubten Verhandlungen mit den Churfürsten von Cöln und Maynz, die ihm die lästigsten Bedingungen auflegten, und sich Städte und Ländergebiete von ihm abtreten ließen, die ihm nicht gehörten. Da er aber als Kaiser nicht erfüllen wollte, was er als Graf versprochen hatte, sah er sich bald von seinen Freunden gehaßt und verlassen. Aus Geldmangel nahm er von Eduard I. von England 100,000 Pf. St. und versprach dafür, ihm gegen Philipp den Schönen beizustehen, sah es aber nicht ungern, als ihm der Papst die Theilnahme an dem Kriege untersagte. Wenn er sich dadurch in den Augen der deutschen Fürsten verächtlich machte, so erschien er ihnen noch gehässiger, als er, des Landgrafen von Thüringen, Albrechts des Unnatürlichen, Haß gegen seine Söhne benutzend, von diesem Thüringen kaufte. Dieser Handel verwikelte ihn in einen fünfjährigen Krieg, ohne daß es ihm gelang, das Land zu unterwerfen. Empört durch diese Unwürdigkeiten und aufgereizt von Albrecht von Oesterreich lud das Churfürstencollegium Adolph vor sich. Da er nicht erschien, ward er contumacirt und am 23. Jun. 1298 seine Absetzung ausgesprochen und Albrecht von Oesterreich gewählt. Es kam zum Kriege, und Adolph schien das Uebergewicht zu gewinnen; jedoch überlistet von seinem Gegner, fand er sich bei Gellheim umstrickt und fiel nach einer heldenmüthigen Gegenwehr von Albrechts eigener Hand (den 2. Jul. 1298). Adolphs Fehler entsprangen größtentheils aus dem Mißverhältniß seiner Mittel zu seiner Lage. Ein Fehlgriff folgte dem andern, und als er in den letzten Augenblicken seiner Regierung einen bessern Weg einschlagen wollte, war es zu spät. Er büßte

seine Fehler hart, aber die Völker gewannen nichts bei dem Tausch, der ihnen, statt seiner, Albrechten zum Kaiser gab.

Adriatisches Meer, ein großer Meerbusen des mittelländischen Meers, den die Küsten von Italien, des österreichischen Küstenlandes, Dalmatiens und Arnauths einschließen, und dessen Spiegel etwa 3650 Meilen faßt. Er enthält an den österreichischen Küsten sehr viele kleine Inseln, und macht einige größere Busen, worunter die von Triest, von Quarnaro und Cattaro die berühmtesten sind. Seine Bhschung heißt auch wohl der Golf von Venedig, und diese Stadt behauptete auf die Herrschaft über das ganze Meer, dessen Eingang die Jonische Insel Corfu bewachte. Zum symbolischen Zeichen dieser Herrschaft geschah sonst jährlich, so lange Venedig seine Selbstständigkeit behauptete, die berühmte Vermählung des Doge mit dem Meere.

Adrogation, s. Adoption.

Adstringentia (lat.) zusammenziehende Arzneimittel, als Gegensatz der auflösenden.

Advent (lat.) eigentlich die Ankunft, insbesondere bei den Christen die Zeit vier bis sechs Wochen vor der alljährigen Feier der Geburt des Heilandes. Bei den Katholiken bereitet man sich in dieser Zeit durch Bußübungen, Fasten und Beten, gleichsam zum Empfange des Welterlösers vor. Die Kirche gestattete daher in ihrer Strenge während der Adventzeit weder Hochzeiten noch rauschende Vergnügungen.

Adverbium, Nebenwort (Umstandswort, Beschaffenheitswort). Die Hauptbegriffe, welche zu einem Satze gehören, werden durch Nebenbegriffe genauer bestimmt; hierauf gründet sich der Unterschied der wesentlichen und der abgeleiteten oder secundären Redetheile. (S. Redetheile.) Zu den letzteren gehört das Umstandswort. Es ist eine Partikel (s. d. Art.), welche zur näheren Bestimmung des Prädicats in einem Satze gehört, und da das Prädicat theils durch das Adjectivum oder Beiwort ausgedrückt wird, theils in dem Verbum oder Zeitwort liegt, so sagt man, das Adverbium sey ein Nebenwort, welches zum Adjectivum oder Verbum gehöre; z. B. ein oft wiederholter Spruch, er geht täglich aus; da hingegen das Adjectivum selbst das Hauptwort bestimmt. Jene genauere Bestimmungen des Prädicats betreffen die Verhältnisse von Zeit und Raum, ferner die Quantität und Qualität des Prädicats, daher man adverbia loci (Ortumstandswörter), z. B. hin, her, wo, adverbia temporis (Zeitumstandswörter), z. B. gestern, morgen rc., adverbia quantitatis (Größenumstandswörter), wozu auch die adverbia comparationis (Vergleichungswörter) gehören, z. B. ganz, sehr, einzeln, fast, wie, weniger rc., und adverbia qualitatis (eigentliche Beschaffenheitswörter); letztere beziehen sich sowohl auf die allgemeinen Verhältnisse von Mittel, Zweck, Grund, Folge, Bedingung, Bejahung, Verneinung, z. B. so, darum, denn, deswegen rc., als auch auf gewisse specielle Eigenschaften, und bestimmen die Art und Weise, wie etwas von einem Gegenstande ausgesagt wird, z. B. fröhlich scheinen, angenehm klingen. Die Adverbia stammen zum Theil aus Substantiven, und können darum auch meistens durch das Substantiv in seinem bestimmten Casus bezeichnet werden, z. B. Nachts, Abends, wie des Nachts, des Abends, zum Theil aus Beiwörtern, so wie gegentheils auch Beiwörter aus Umstandswörtern entstehen, z. B. der heutige, gestrige, morgende rc.

Zum Theil schließen sie auch ein Pronomen ein, z. B. dafür, demnach, statt für dieses, nach diesem, und deuten dadurch auf ein entferntes Hauptwort. Dieses gilt auch von den Fragewörtern (adverbia interrogationis) wofür, warum ꝛc. Unter den Umstandswörtern nehmen nicht nur meistens die adverbia quantitatis, sondern auch andere die Vergleichungsgrade an, besonders diejenigen, welche gleich Beiwörtern gebraucht werden. Die Umstandswörter, welche specielle Eigenschaften bezeichnen, werden oft durch Beisetzung anderer noch genauer bestimmt, z. B. sehr kräftig, ungemein billig ꝛc. —

Adrast, König von Argos, ein Sohn des Talaus und der Eurynome. Um dem Orakel zu gehorchen, das ihm seine zwei Töchter einem Löwen und einem wilden Schweine zu geben befahl, gab er die Argia dem Polynices und die Deiphyle dem Tydeus, als jener in eine Löwenhaut, dieser in eine Schweinshaut gehüllt zu ihm kamen. Er war unter den sieben Feldherren vor Theben, von denen er allein dem Tode entging. Zehn Jahre später zog er nochmals gegen Theben und eroberte es, verlor aber dabei seinen Sohn und starb vor Gram.

Aëromantie, die vorgebliche Kunst, aus den Lufterscheinungen zukünftige Dinge zu prophezeihen. Aërometrie, die mathematische Lehre von den Eigenschaften der Luft, ihrer Schwere, Feuchtigkeit ꝛc.; überhaupt die Wissenschaft von der Bestimmung der Größe in den Wirkungen der Luft. Aëronautik, die Kunst in der Luft zu schiffen.

Afghanen (Aghûanen) ist der Name des Volks, welches jetzt in Ostpersien, oder dem Reiche Candahar, herrschend ist. Dieses Volk ist schon seit mehreren Jahrhunderten in der Geschichte bekannt, nachdem es sich in Persien niedergelassen hatte; aber seine eigentliche Abstammung ist ungewiß. Bei den Unruhen, welche nach Schah Nadirs Tode (1747) in Persien entstanden, bemächtigte sich Ahmed Abdallah, der Anführer der Afghanen in der persischen Armee, der Provinzen Cadahar und Chorasan, machte sich von Persien unabhängig, und wurde der Stifter des afghanischen Reichs, dessen Größe zu 240 Meilen in die Länge, und über 100 Meilen in die Breite angegeben wird. Es ist ein fruchtbares und volkreiches Land, das im Nothfall 300.000 Krieger stellen kann. Die wichtigsten Städte sind Cadahar, die Residenz und ehemals die wichtigste Festung in Asien; Cachimir, bekannt wegen der kostbaren Shawls, die da verfertiget werden. Die Russen treiben durch die Bucharei einen bedeutenden Handel mit den Afghanen.

* Afrika, einer der fünf Erdtheile, — zwar schon seit Jahrtausenden in der Geschichte angeführt, dennoch auch für uns noch immer, was er den Alten war, — das Reich des Wunderbaren! Nur eine Spanne Meer scheidet Afrika von Europa; seine nördlichen Küsten liegen im Angesicht der civilisirtesten Nationen, und doch kennen wir kaum seine äußern Umrisse, in das weite Binnenland ist noch nie der Fuß eines Europäers gedrungen! — Ewig wird es wohl unentschieden bleiben, woher Afrika seine ersten Bewohner erhalten; ob bei dem Werden der Erde ein schwarzer Adam der Stammvater der ihm eignen Menschenrasse geworden, oder ob ein Noachide von Asien aus ihm sein erstes Stammvolk zugeführt habe, das dann unter dem lothrechten Strahle der Sonne seine schwarze Tinte empfangen habe; möglich ist es wenigstens, daß Weisse und Schwarze von einem und demselben Stammvater abstammen können! Eines seiner Länder, das

Nilthal, war unter eben dem Namen, den es noch führt, in den frühesten Zeiten der Geschichte nicht allein bekannt, sondern auch die Wiege des Handels, der Künste und Wissenschaften! Aber selbst in den Jahrhunderten, wo Aegypten am höchsten blühete, scheint tiefe Nacht alle seine Umgebungen bedeckt zu haben, und alles, was nicht ihm angehörte, unter dem Namen Negerland begriffen gewesen zu seyn. Späterhin lernten jedoch Griechen und Römer die Küsten am mittelländischen Meere näher kennen, und drangen im Binnenland vielleicht bis zum Joliba vor, doch hat sich ihre Kunde sicher nie weiter, vielleicht nicht über die Gränzen Numidiens erstreckt. Selbst wie unvollkommen war nicht die Vorstellung, die sich Ptolemäus von Afrika machte, ob ihm schon seine Form als eine große Halbinsel vorschweben mochte? Von den südlichen Theilen des Erdtheils war ihnen aber gar nichts bekannt. Erst dem 15ten Jahrhunderte war es vorbehalten, uns seine Umrisse auszuzeichnen; Heinrich der Nautiker umsegelte das gefürchtete Kap Non (non plus ultra), Vasco da Gama fand das Vorgebirge der guten Hoffnung, und sowohl die westlichen als die östlichen Küsten wurden nun von europäischen Seefahrern untersucht und bestimmt. — Afrika ist eine ungeheure Halbinsel, die nur durch einen schmalen Landstrich, den Isthmus von Suez, am Kontinente von Asien zu hängen scheint; es bildet ein mit der Spitze gegen Süden gekehrtes Dreieck von 531,638 Q. Meilen zwischen 1 bis 69° Länge und 34° S. Br. bis 37° 30′ N. Br., das im Norden an das mittelländische Meer, im Osten an Asien, das rothe und indische Meer, im Süden und Westen an das äthiopische Meer und den atlantischen Ocean stößt. Bei dieser Lage innerhalb des heißesten Erdgürtels hat es eine erstaunliche Ausdehnung von Osten nach Westen; doch füllt die nördliche Hälfte eine ungleich größere Masse als die südliche. Nicht bloß läuft es mehrere Breitengrade diesseits des Aequators hinauf: die größte Ausdehnung von Westen nach Osten, vom Kap Noro bis Kap Guardafui beträgt auf 69°, mithin unter dem Aequator 1,020 geogr. Meilen, und hat die größte ununterbrochene Landmasse unter der heißen Zone. Seine innere Bildung hat manche Eigenheiten. Zwar besitzt es, wie die übrigen Erdtheile, große aneinanderhängende Kettengebirge, die vielleicht vom Kap bis zum mittelländischen Meere mancherlei Parallelen herziehen, wie den Atlas, das Mondgebirge, den Kong, Lupata, die 6000 Fuß hohen Schneegebirge des Kaplandes; doch ist es im Ganzen ebener, als einer der übrigen Erdtheile; in keinem andern findet man so ungeheure Sandwüsten, und die Kobi in Hochasien hält mit der großen Sahara durchaus keinen Vergleich aus. Diese Wüste erscheint als ein eigentliches Sandmeer, dem es an fruchtbaren Inseln keineswegs fehlt. Dieß sind die Afrika eignen Oasen, reiche Landschaften, mit Datteln, Pisangs, Granaten und andern Südfrüchten ausgestattet, mit dem klarsten kühlenden Wasser versehen und mit unzähligen Heerden von Thieren bevölkert. Nur die Sahara zählt nach Golberry 32 solcher Oasen. — Afrika hat viele und mächtige Ströme, worunter der ägyptische Nil uns jetzt bis zu seiner Quelle bekannt ist; aber dieß ist auch der einzige der größern Ströme Afrikas, dessen Lauf ganz erforscht ist; wir wissen zwar, wo der Kongo, Koanza und Kuama endigen, nicht aber wo sie anfangen, und vom Joliba nicht einmal, ob er von Westen nach Osten oder umgekehrt sich wende, und ob Mungo Park in ihm einen oder zwei Flüsse besucht habe. Auch der Senegal, der Gambia, der

Orange sind bedeutende Flüsse dieses Erdtheils, der im Ganzen nicht arm an Wasser ist, und selbst in seinem Innern große Landseen, wie den Dembea, Wangara, Marawiu a. einschließt. Das Klima ist zwar sehr verschieden, aber im ganzen brennend heiß: innerhalb der Wendekreise findet man ruhiges Tropen-Klima mit zwei Jahreszeiten der nassen und trocknen, die Gluth der Sonne ist furchtbar und Adanson bezeugt, daß man im Sande Guineas Eier siede, und daß die Hitze die nackte Fußsole des Negers aufreiße. An den Küsten mäßigen See- und Bergluft und die unaufhörlichen Regengüsse die Hitze, aber die Luft ist hier lange so gesund und so rein nicht als im Binnenlande, welches zum Theil höher liegt, und der ganze Landstrich der Barbarei nähert sich in Rücksicht des Klimas bereits den wärmsten Theilen von Europa. Unter den Winden sind Afrika eigen die Tomados und der Harmattan, mit Asien gemein hat es den Samum, mit Europa den Sirocco. Außerordentlich zahlreich sind die Producte, die es erzeugt: wenigstens hat kein anderer Erdtheil eine so große Mannigfaltigkeit aus der Thierwelt aufzuweisen als Afrika. Neben dem Elephanten, dem Kamele, dem Rhinozeroß, dem Nilpferde und der Giraffe findet man Löwen, Panther, Leoparden, Unzen, Schakale, Hyänen, Wölfe, Füchse, Hunde, Katzen, Affen aller Arten, Mongus, Fledermäuse, Ratten, Klipdas, Hasen, Kaninchen, Jerboas, Stachelschweine, Igel, Maulwürfe, Zibethkatzen, Ichneumons, Großohren, Bären, Rattels, Pferde, Esel, Zebras, Schafe, zum Theil mit Haaren und Fettschwänzen, Argalis, Ziegen, Gemsen, Gazellen in unendlichen Varietäten, Springböcke, Ochsen, Büffel, Dammhirsche, guianische Rehe, Schweine, Emgalos, Schweinhirsche und andere Quadrupeden, deren Naturgeschichte noch bei weitem nicht hinlänglich erforscht ist; selbst das räthselhafte Einhorn soll sich noch in den Binnenländern finden. Eben so reich ist die Klasse der Vögel, unter welchen sich das prächtigste Gefieder, der Kronvogel, Flamingo, Whidah, Touraco, Eisvogel, Pelikan, die viele Papageiarten, finden; die Klaße der Amphibien hat das fürchterliche Krokodil und den Boa constrictor mit vielen unschädlichen, aber auch äußerst giftigen Schlangen; die anstoßenden Meere und die Ströme haben einen Ueberfluß an Fischen, doch ist die Mannichfaltigkeit der Geschlechter nicht so groß, als in den nördlichen Meeren, und viele der nutzbarsten fehlen ganz. Das Gebüsch und die Erde wimmeln von Termiten, Ameisen, Skolopenden, Spinnen, Klopaten und Raupen, während die vorüberziehenden Heere von Heuschrecken oft Wolken gleich die Sonne verdunkeln; überall sieht man die schönsten Käfer und Schmetterlinge. Aus dem Pflanzenreiche gedeihet alles, was die Tropenwelt Großes, Schönes, Schmackhaftes und Nutzbares hervorgehen lassen kann. Hier steht der Riese aller Pflanzen, der Baobab neben den majestätischen Palmen, wovon die Kokospalme allein die meisten Bedürfniße der Neger zu befriedigen im Stande ist. Zu den vegetabilischen Nahrungsmitteln gehören vorzüglich Waizen, Gerste, Morrhirse (holous sorghum), Teff (poa abyssinica), Reiß, Bataten, Yams, Lotusbeeren, Senegalgummi, Bananas und andre Pisange, Datteln, Feigen und die mannichfachen Arten von Gewürzen, besonders Zuckerrohr, Baumbutter (Schea toulou) u. a.; als Getränke dienen der Kaffee, der Palmwein aus der weiblichen Weinpalme, die Kokosmilch, der Wein am Kap; zur Kleidung Baumwolle, Hanf und selbst Flachs; hier gedeihen die Papasen, Tamarinden, Granaten, Orangen, Ananas, 5 Arten Pfeffer,

der trefflichste Indigo, das Drachenblut, der Talgbaum, viele Arten der besten Farben und Tischlerhölzer, der Ringi, viele unzählige Gewürzpflanzen, und welch' eine Menge der herrlichsten und nutzbarsten Arten bietet nur allein das reiche Madagascar dar! Am ärmsten, aber auch am wenigsten gekannt, ist das Mineralreich in Afrika: Gold hat es zwar mehr als einer der übrigen Erdtheile, und Eisen ist ziemlich überall verbreitet, dagegen fehlt es an den übrigen Metallen, und von den Mineralien hat es bloß Salpeter, Salmiack, Ambra, einige Walkererden, Smirgel im Ueberflusse, Salz aber nur in einigen Gegenden zur Nothdurft. Die Zahl der Einwohner mag zwischen 100 bis 120 Mill. schweben; zwar kann die Statistik hier durchaus keine Nachweisungen geben, doch muß das Innere dieses Erdtheils unermeßlich bevölkert seyn, da es binnen drittehalb Jahrhunderten über 40 Mill. kraftvolle Menschen in den Sklavenhandel geben konnte, und dennoch in seinen Binnenländern nichts weniger als entvölkert ist. Auch seine Küstenländer sind reich an Menschen: so fand Jackson bloß in Marocco gegen 17 Mill., und die Berberei mit Aegypten, die doch nur erst ein Achttheil des Ganzen ausmachen mögen, zählen deren über 20 Mill. Das heiße Guinea hat im Ganzen eine zahlreiche Bevölkerung, und am Joliba erstrecken sich sehr volkreiche Staaten herunter, von welchen wir indeß kaum die Namen kennen. Die Einwohner gehören zu 2 Rassen des menschlichen Geschlechts, zu der Negerrasse, die vom Joliba abwärts sich bis zur Südspitze erstreckt, und zu der, trotz ihrer braungelben Tinte, auch die Hottentotten gehören, und zu der kaukasischen Rasse, der die Berbern, Kopten, so wie die Araber oder Mauren, die Agazionen oder Habescher, und die Völker Nubiens beizuzählen sind. Die Araber kann man zwar nur als Ankömmlinge betrachten, doch sind sie jetzt über den größten Theil des Nordens und über den Osten zahlreich verbreitet, und ganz einheimisch geworden. Auf den Inseln und auf mehreren Küstenpunkten findet man Portugiesen, Spanier, Franzosen, Holländer und Britten und selbst Juden hier und dort eingewandert, doch scheinen die Felasches in Tigre, ob sie gleich dem Mosaismus huldigen, nicht hebräischer Abstammung zu seyn. Die Sprachen sind äußerst verschieden: als Hauptsprachen gelten die arabische im ganzen Norden, selbst bis zum Jobila herunter, wo wenigstens die Völker, die den Koran verehren, etwas davon verstehen; von ihr unterscheiden sich die Berber- und die Shelluhsprachen in der Berberei und am Atlas. Die Mondingosprache ist vom Senegal bis zum Joliba die gewöhnliche; an der Westküste spricht man zum Theil ein verdorbenes Portugiesisch, in den Habeschinischen Ländern die Tigre- und Amharasprache. Die Sprachen der Neger sind fast so mannichfach als die Nationen; bloß in der Sahara sollen 43 Idiome geredet werden. Eben so mannichfach ist auch die Art und Weise, wie jeder seinen Gott verehrt: in Nordafrika bis zum Joliba, ja in dem größern Theile der Ostküste ist der Mohammedismus verbreitet; zu der Christusreligion bekennen sich die Einwohner von Tigre und Amhara, die Kopten, die Nubier, und die europäischen Fremdlinge, doch nach sehr verschiedenem Ritus, und bei den meisten Negervölkern herrscht der abentheuerlichste Fetischmus, der noch bei manchen dieser Völker einen gräßlichen Anstrich hat, sogar Menschenopfer fodert. Eine wissenschaftliche Cultur darf man in Afrika nicht suchen, selbst nicht in dem Lande, das ihre erste Wiege in der Kindheit der Menschen war; was die Pharaonen, die Ptolemäer geschaffen hatten, ging in

den Stürmen, die dies unglückliche Land im Mittelalter trafen, völlig unter. Schulen unterhalten indeß noch die Mohammedaner in den Städten der Berberei, die Marabuten in den Ländern, wo sie sich angesiedelt haben, und hie und da auch die Kopten und Monophysiten in Tigre und Amhara. Eigentlichen Kunstfleiß trifft man in Afrika blos auf der nördlichen Küste an, wo von den Mauren noch manches in Seide, Baumwolle, Leder und Leinwand gearbeitet wird: aus diesen Ländern wird auch ein lebhafter Handel mit Landesproducten mit den seefahrenden Nationen Europa's, und ein eben so bedeutender Karawanenhandel mit dem Innern von Afrika, dem sie ihre Fabrikate und die der Europäer zuführen, unterhalten. Die Neger stehen sämmtlich noch auf der untersten Stufe der Kultur, selbst da, wo sie sich in Staaten gebildet haben: ihre Bedürfnisse sind äußerst geringe, und alles was sie gebrauchen, verfertigen sie oder ihre Weiber sich selbst: die Pagne, die ihre Lenden umgürtet, die Hütte, die sie gegen die Witterung schützt, der Bogen und der Pfeil, dessen sie zur Jagd und zu ihrem Schutze bedürfen, so wie ihr Hausgeräth, auch das Gold, das sie von der Oberfläche der Erde sammeln, wissen sie für ihren Schmuk, und das Eisen zu ihren Waffen zu bearbeiten. Dennoch hat der Umgang mit den Europäern sie manche Bedürfnisse kennen gelehrt, die jetzt zu ihren Nothwendigkeiten gehören: Schießgewehr, Pulver, Brantwein, Tabak, verschiedne Arten von Tuch, Glasperlen, Korallen u. s. w. Diese erhalten sie durch den Handel, worin sie vorzüglich Sklaven, Elfenbein, Gold und Gummi bringen. Dieß sind die Stapelwaaren Afrika's, aber auch so bedeutend, daß man, obgleich die meisten Nationen Europa's den die Menschheit entwürdigenden Sklavenhandel aufgegeben haben, doch noch immer gegen 50,000 Neger rechnen kann, die Osmanen, Portugiesen, Franzosen, Nordamerikaner und selbst brittische Schleichhändler dem Innern Afrika's entreißen. Vormals rechnete man allein 105,000 Sklaven, die jährlich Westindien zugeführt wurden, ohne die in Anschlag zu bringen, die die Kirmanen nach Asien, die Nordamerikaner in ihre südlichen Staaten schleppten. Sehr bedeutend ist auch die Ausfuhr von Elfenbein, Goldstaub und Gummi, weniger die von Straußfedern, Tigerdeken, Häuten und andern Landesproducten, die blos als Nebenartikel gelten. Eigentliche Münzen hat Afrika bloß in der Berberei; in den übrigen Ländern, die nicht von Europäern besetzt sind, dient das Geld höchst selten als Tauschmittel; in einigen Ländern der Westküste gelten die Kauris, in andern Salztafeln als Münze. — Der Wendekreis des Krebses und der Aequator theilen Afrika in 3 Hauptheile: 1) **Nordafrika**, wozu Aegypten, die Raubstaaten Tripolis mit der Küste Barka, Tunis und Algier, der Staat Marokos, Fezzan und der obere Theil von Sudan oder die Sahara mit den Azoren, Canarias und Madeira gehören. 2) **Mittelafrika**, welches die Ostküstenländer Nubien, Tigre, Amhara, Efat, Adel, Ajar, den untern Theil von Sudan mit Darfus und den Ländern der Gallas, Senegambien und Guinea nebst den Inseln Cabo Verde, Guineas, Bissagos, Socotora u. a. umfaßt, und 3) **Südafrika** mit der ganzen südlichen West- und Ostküste, den südlichen Binnenländern, dem Kaplande, der Insel Madagaskar, den Komorren, Mascarenhas, Amiranten, Triston d'Acunha, St. Helena und Ascension. Hl.

Afterkegel (Conoid), nennt man in der Geometrie einen sol-

chen Körper, der durch die Umdrehung einer von zwei unendlichen Schenkeln gebildeten krummen Linie um ihre Axe entsteht.

Aga bezeichnet bey den Türken überhaupt einen Befehlshaber über einen Haufen Fußvolk. Janitscharen-Aga heißt der oberste Befehlshaber der Janitscharen, der seiner Stellung wegen (als Anführer des fast selbstständigen Janitscharen Corps) noch mehr Ansehen hat als der Großvezier.

Agapeten, s. Liebesmahle.

Aegina, eine griechische Insel im seronischen Meerbusen (S. Aeacus). Sie machte einen eigenen Staat aus, und war durch den Handel sehr reich und blühend.

Aeginetische Kunst und Kunstwerke. Eine Gesellschaft von Künstlern und Kunstfreunden, deutscher und englischer Nation, vereinigte sich im Jahr 1811, um unter andern den Tempel des panhellenischen Jupiters auf Aegina zu untersuchen und architektonisch aufzunehmen. Diese nur in wissenschaftlicher Absicht unternommene Ausgrabung belohnte sich durch einen unerwarteten herrlichen Fund mehrerer unschätzbarer Bildwerke, welche einst den östlichen und westlichen Giebel dieses erhabenen Tempels geziert hatten. Der Kronprinz von Baiern kaufte schon im Jahr 1812 von den Entdeckern diese merkwürdigen Werke, die in doppelter Hinsicht belehrend sind: in ihrer treuen Nachahmung der Natur, für die Kunst, und dadurch, daß sie über eine der dunkelsten Zeitepochen der Kunstgeschichte Licht verbreiten, für die Alterthumskunde. — Die Resultate des genauern Studiums dieser Werke sind: daß der äginetische Kunststyl einen von der attischen Kunst unabhängigen Stifter hatte. Pausanias nennt uns Smilis als den äginetischen Dädalus, und versichert, er sey Zeitgenosse des Dädalus gewesen, folglich schreibt er der äginetischen Kunst gleiches Alter und gleiche Selbstständigkeit zu. Dorisch war der Aegineten Sprache und Sitte, und dorischen Charakter hatte auch ihre Kunst in der Skulptur, die von der attischen, ursprünglich jonischen, eben so verschieden war, wie dorische Poesie und Architektur. Daß der Jupiterstempel zu Aegina zu den schönsten Trümmern gehört, die uns von dorischer Baukunst blieben, ist bekannt. Am merkwürdigsten ist es, daß der äginetische Styl einen ganz eigenthümlichen Charakter dadurch erhält, daß sein Hauptstreben die allertreueste und genaueste Nachbildung der Natur ist. Dieß geht bis zur Täuschung, ja bis zu einer, dieselbe Scheu wie Lebendiges, erregenden Natürlichkeit. Die Aegineten waren die Niederländer der Alten. Die attische Kunst war die Tochter der ägyptischen, und das geistige Streben nach dem Idealen ist in beiden stets bemerkbar. Um deutliche Begriffe der uralten Kunst zu gewinnen, müssen wir den ägyptischen, altattischen, äginetischen und tyrrhenischen oder hetrurischen Styl wohl unterscheiden. Härte und Magerkeit ist jedem Kunstanfang eigen, aber im Uebrigen weichen sie sehr von einander ab, obgleich später eine Rückwirkung zwischen ihnen Statt findet. Erschien bisher die Herrlichkeit der Kunst in Phidias fast wie ein Wunder, so begreift man jetzt, wie die der Natur nacheifernde, endlich gleichsam zur Natur selbst gewordene äginetische Kunst der altattischen den Weg zeigte, vom Abstracten zum Lebendigen, vom Systematischen zum Natürlichen zu gelangen, und so ist in ihr das längst vermißte Mittelglied zwischen dem alten strengen und dem schönen Styl gefunden. Seit den Schöpfungen des Phidias verschwindet auch die Spur der eigentlich äginetischen Kunst. Die

Nachahmung der Natur erscheint nur so lange als solche, als sie nicht selbst zur Natur, d. h. zum selbstständigen Können, mithin zur Kunst im höchsten Sinne geworden ist; da man beide nicht mehr unterscheidet, so gab es später nur Eine vollkommene Kunst, die sich über ganz Griechenland verbreitete. Der Aeginete Smilis war der Vater und Stifter äginetischer Kunst; nach ihm ist Kallon, der zwischen der 60. und 70. Olympiade lebte, der älteste äginetische Künstler. Gegen die Zeit des Phidias lebten noch folgende berühmte äginetische Künstler: Anaxagoras, von dessen Hand der Jupiter war, der auf gemeinschaftliche Kosten aller Griechen, die bei Platäa (479) siegreich gestritten hatten, in Olympia aufgestellt wurde, Simon, von dessen Hand die Weihgeschenke eines gewissen Phormis zu Olympia waren, der unter Gelon und Hieron in Syrakus glückliche Thaten vollbrachte; Glaucias und Onatas, die in der 78. Olympiade im vollsten Ruhm blühten. Der neuerlich gefundenen in München aufgestellten äginetischen Figuren sind siebzehn; es sind bis jetzt noch keine Zeichnungen von ihnen öffentlich bekannt. Man kann sie in vier Klassen abtheilen: 1) Ganz geradstehende gekleidete weibliche. 2) Vorschreitende, oder kämpfende Krieger. 3) Knieende, oder Bogenschützen. 4) Liegende, oder Verwundete. Die größte aller Figuren ist die Minerva, sie ist ein wenig über Lebensgröße, indeß die andern alle unter diesem Maaß sind. Wenn man den Styl dieser Kunstwerke betrachtet, so herrscht in allen Theilen der Körper, die Köpfe ausgenommen, jene schon erwähnte treue Nachahmung der Natur bis auf alle Zufälligkeiten der Haut, ohne die geringste Spur vom Idealen; doch ist die Nachahmung nicht mager oder wissenschaftslos, sondern es ist wohlverstandne Nachbildung schöner Natur mit vollkommenster Kenntniß der Knochen und Muskeln, so daß man sich wegen dieser bis zur Täuschung gehenden Natürlichkeit fast scheut sie anzufühlen. In Hinsicht auf Proportion sind diese Figuren schlank, etwas schmal von Hüften, und die Beine auffallend lang. Es herrscht viel Leben in den Bewegungen, obschon sie nicht frei von einer gewissen Steifheit sind, so wie man das auch in den Bildern von Giotto, Masaccio, Perugino ꝛc. vereint findet. Die Gewänder sind alle ganz convenzionell, sehr knapp anliegend, mit künstlich gepreßten Falten. So steif sie in ihrer Anlage sind, so geschmackvoll sind sie behandelt und mit unglaublichem Fleiß ausgeführt. Die Köpfe scheinen auf eine frühere Kunstepoche zu deuten; die Augen sind sehr hervorliegend, ein wenig auf chinesische Art in die Länge gezogen. Der Mund hat starke hervorspringende Lippen, mit scharfen Rändern, die Mundwinkel sind an einigen etwas in die Höhe gezogen. Die Nasen sind etwas kleinlich, die Ohren mit dem größten Fleiß ausgeführt. Das Kinn ist stark und voll und meist etwas zu groß. Sie sehen sich alle ähnlich, ohne den geringsten Ausdruck von Leidenschaft zu haben; zwischen Siegern und Besiegten, Göttern und Menschen ist nicht der mindeste Unterschied. Die Haare sind eben so convenzionell und zierlich steif wie die Falten. Die Arme sind etwas kurz, die Hände täuschend wahr, kein Ansatz der Nägel, keine Runzel der Haut ist vergessen. Die Beine sind wohlgestaltet, die Kniee meisterhaft, die Füße zierlich, die etwas langen Zehen laufen ganz parallel. Die Figuren scheinen alle zu einer Zeit, aber nicht von einer Hand verfertigt. Man findet bei keiner irgend eine Stütze, und sie sind von allen Seiten gleich ausgearbeitet. Ursprünglich belief sich die Zahl der Figuren gewiß auf dreißig. Sie waren in den beiden Tempelgiebeln symmetrisch

aufgestellt; die Minerva stand in der Mitte, die stehenden Krieger ihr zunächst, dann die Bogenschützen, und die liegenden ganz am Ende. Der Tempel wurde nicht geflissentlich zerstört, sondern wahrscheinlich durch ein großes Erdbeben eingestürzt. Da Aeakus diesen Tempel dem Jupiter aller Griechen erbaute, so ist es wahrscheinlich, daß diese Gebilde Gefechte der Aeaciden unter Minervens Schutz darstellten. Die beiden Kämpfe, in denen sich die Aeciden rühmlichst auszeichneten, waren der trojanische Krieg und das Seetreffen bei Salamis; bei diesem letztern holte man die Bilder der Aeaciden, des Ajax und Telamon, als überirdischen Beistand. Pindar nennt Aegina „der Aeaciden wohlbefestigten Sitz,„ diese Bilder darunter verstehend, denn keiner von Aeakus Söhnen blieb im Lande. Der Marmor ist der von Paros, den man Grecchetto zu nennen pflegt. Die an den Figuren noch hie und da bemerkbaren Farben sind Zinnoberroth und Himmelblau. An dem Tempel waren alle Verzierungen und Laubwerke, die man sonst auszuhauen pflegt, gemalt. Die Vertiefungen des Giebels, worinnen diese Figuren standen, waren himmelblau, die Zelle roth, das Laubwerk grün und gelblich, selbst die marmornen Dachziegel waren mit einer Art von Blume bemalt. Diese Farbengebung war keineswegs eine barbarische Sitte, sondern wir finden sie selbst an dem Parthenon. Winkelmann war der erste, der aus den Nachrichten des Pausanias auf das Daseyn einer eigenen uralten Kunstschule in Aegina schloß. Weitere Belehrung findet man in Wagner's Bericht über die äginetischen Bildwerke, herausgegeben und mit kunstgeschichtlichen Anmerkungen begleitet von Schelling.

Agnesi (Maria Gaëtana), eine Italienerin, eines der größten Wunder neuerer Zeit, und eine seltene Zierde ihres Geschlechts. Sie ward zu Mailand 1718 geboren. Schon im neunten Jahre ihres Alters sprach sie nicht allein Latein sehr richtig, sondern sie hielt auch eine Rede in dieser Sprache, worin sie zu beweisen suchte, daß das Studium alter Sprachen dem weiblichen Geschlecht nicht fremd seyn dürfe. Diese Rede ward zu Mailand 1727 gedruckt. In ihrem eilften Jahre soll sie Griechisch eben so fließend wie ihre Muttersprache geredet haben. So fuhr sie fort sich in morgenländischen Sprachen dergestalt auszubilden, daß man sie eine wandelnde Polyglotte zu nennen pflegte. Dabei versäumte sie weder die Anfangsgründe der Geometrie, noch die speculative Philosophie. Ihr Vater begünstigte diesen Trieb des Mädchens zur Gelehrsamkeit dadurch, daß er in seinem Hause zu bestimmten Zeiten gelehrte Gesellschaften versammelte, worin Maria philosophische Sätze vortrug und vertheidigte. Ein Zeitgenosse, der gelehrte Präsident de Brosses, versichert in seinen Briefen über Italien, daß man sich nichts Angenehmeres denken könne, als diese Conversationen mit einem der hübschesten und gelehrtesten Mädchen ihrer Zeit. In ihrem zwanzigsten Jahre scheint sie dieser gelehrten Unterhaltungen überdrüßig geworden zu seyn; ihr Vater konnte aber nicht umhin, die Sätze, welche sie von Zeit zu Zeit vertheidigt hatte, in einem Quartband herauszugeben. Von jetzt zog die Mathematik sie so stark an, daß sie nicht allein über die Kegelschnitte eine Abhandlung aufsetzte, welche diejenigen nicht genug rühmen können, die sie in der Handschrift gelesen, sondern sie gab auch in ihrem dreißigsten Jahre die Anfangsgründe der Analysis heraus, welche man als die beste Einleitung zu Eulers Werken betrachtet hat, und die endlich im Jahre 1801 von Colson, einem Professor in Cambridge, ins Englische übersetzt wurden. Dieses Werk verschaffte ihr einen so gegründeten Ruf,

daß sie in ihrem zweiunddreißigsten Jahre zum ordentlichen Profess der Mathematik bei der Universität zu Bologna ernannt wurde. Ind scheint die Agnesi durch ihr tiefes Studium der Mathematik ihre he tere Lebensansicht ganz eingebüßt zu haben. Sie entsagte bald alle Umgang, und begab sich in den strengen Orden der blauen Nonne So ist sie in ihrem neunundachtzigsten Jahre (1799) gestorben.

Agnition, 1) in Rechtsangelegenheiten Anerkennung einer Pe son oder einer Sache für diejenige, wofür sie ausgegeben wird. Auß dem Fall einer Anerkennung von Blutsverwandten ist das Wort R cognition gewöhnlicher. 2) Im Schauspiele Erkennungs- od Entdeckungsscene, Auftritt, in welchem die handelnden Person von denen ihnen bis dahin verborgenen Umständen, welche ihr Glü oder Unglück bestimmen, Kenntniß erlangen. Die Agnition ist na Aristoteles in der Tragödie ein so wichtiger Theil, daß die Poetik de selben ein eignes Kapitel (XVI. nach Herrmanns Abtheilung) en hält, welches von den verschiedenen Mitteln handelt, sie herbeizufül ren. Sie ist jedoch nicht unbedingt nothwendig. (Aristoteles nenn die Fabel einer Tragödie einfach, wenn die Veränderung des Glücks zustandes ohne unerwarteten Zufall und ohne Agnition erfolgt; verwel aber, wenn sie durch eines von beiden oder durch beides zugleich be wirkt wird.) Die Wirkung dieses tragischen Hebels beruht auf de Ueberraschung, doch nicht sowohl auf einer Ueberraschung des Zuschau ers, als vielmehr auf dem Antheil, welchen er vermöge des Mitge fühls an dem Zustande der überraschten Personen des Stückes nimm Dieser Antheil mindert sich oder verschwindet, wenn er selbst in de Zustand eines ganz unvorbereitet Ueberraschten versetzt wird; und ei ne solche Behandlung der Agnition macht sie daher in den meiste Fällen zum falschen Theatercoup. A. Mnr.

Agrest, der Saft unreifer Trauben, der sowohl in der Küche al in Apotheken gebraucht wird. Man bereitet einen kühlenden Syru daraus, der in hitzigen Krankheiten sehr vortheilhaft ist. Zuweile nennt man auch den mit Zucker versüßten Saft Agrest.

Agricola (Cn. Jul.), römischer Consul unter dem Kaiser Ves pasian und Statthalter in Britannien, das er ganz unter römi sche Herrschaft brachte. Ausgezeichnet als Staatsmann und Feldher Noch haben wir sein Leben vortrefflich beschrieben von seinem Eidam dem berühmten Tacitus.

Agricultursystem, s. Physiokratisches System.

Agrippa (Marc. Vipsanius), einer der merkwürdigsten Röm aus dem Zeitalter des Augustus, mit dem er zwei Mal Consul un dessen Eidam er war. Er war nicht von sehr vornehmer Gebur schwang sich aber durch seine Talente und Verdienste schnell empo Er zeichnete sich als Feldherr mehrmals aus, und befehligte auch di Flotte des Augustus in der Schlacht bei Actium. — Als Minister un Freund des Augustus machte er sich um diesen und um den römisch Staat sehr verdient. Er war ein Freund der edlen Künste und verschöner Rom, das ihm drei vorzügliche Wasserleitungen verdankte. Er war e uneigennütziger und rechtschaffener Mann. (S. d. Art. Augustus.)

Ajaccio, eine kleine Stadt auf der Westküste der den Franzos gehörenden italiänischen Insel Corsica, mit 6570 Einwohnern und eine Hafen: vorzüglich merkwürdig als Geburtsort eines der außerordentli chen Männer der neuern Zeit, Napoleon Buonaparte's, und seiner Brüde

A jour fassen ꝛc. einen Edelstein, heißt, ihn so fassen, da

bloß der Rand herum gedeckt, die beiden Seiten aber sichtbar sind, er also durchsichtig bleibt.

* **Akademie.** Man versteht unter Akademie gewöhnlich einen Verein von Gelehrten oder Künstlern, die gemeinschaftlich die höhere Ausbildung der Wissenschaft und Kunst sich zum Zweck vorgesetzt haben. Weder Besoldung von Seiten des Staats noch Unterricht der Jugend sind wesentliche Erfordernisse bei einer Akademie. Die großen Akademien zu Paris, Stockholm und Berlin sind zwar zum Theil Lehranstalten; allein dies sind sie erst in der Folge geworden, nachdem sie früher bloß dem oben angegebenen Zwecke nachstrebten. Die Mitglieder der Akademie wählen sich entweder ein Fach der Wissenschaft, einen Theil irgend einer Kunst, oder die Regierung trägt ihnen contractmäßig die besondere Bearbeitung eines solchen Fachs auf. Sie liefern darüber Arbeiten, die in regelmäßigen Versammlungen vorgelesen und demnächst in den Denkschriften abgedruckt werden. Den Namen leitet man mit Recht von der Athenischen Akademie her, welche, eine Besitzung eines gewissen Akademus, als Kampfschule und als der Ort wo Plato lehrte, berühmt war. Die erste Anstalt im Alterthum, welche den Namen Akademie nach unsern Begriffen verdient, war offenbar in Alexandrien. Hier war, durch die Freigebigkeit der Ptolomäer angezogen, ein zahlreicher Verein von Gelehrten versammelt, welche bloß für Erweiterung und Vervollkommnung menschlicher Kenntnisse thätig seyn sollten, leider aber sehr bald in Müßiggang und grammatische Spitzfindigkeiten verfielen. Aus Alexandrien aber entlehnten die gelehrten Juden die Sitte, Akademien zu stiften, welche seit dem Ende des ersten Jahrhunderts in den Städten am Euphrat, Sora, Nehardea und Punebedita, angelegt wurden. Von ihnen lernten die Nestorianer im sechsten Jahrhundert die Wissenschaften schätzen, und von diesen endlich die Mohammedaner, deren treffliche Kalifen, Almansor, Harun Alraschid und Almamun eine Menge Akademien stifteten, die von Cordova bis Bokhara im fernsten Osten die größten Begünstigungen genossen. Aber auch am Hofe Carls des Großen schon finden wir eine Akademie, die dieser Kaiser auf seines Lehrers Alcuin Veranlassung gestiftet hatte, und deren Mitglied er selbst war. Dieses nützliche Institut ging jedoch mit Alcuins Tod wieder unter, und seitdem finden wir keine eigentliche Akademie wieder, bis zu den Zeiten, wo durch die Eroberung Constantinopels von den Türken mehrere griechische Gelehrte bewogen wurden, nach Italien zu flüchten. Damals legte Lorenz von Medici in Florenz zuerst eine griechische Akademie an, bei welcher Argyrepulus, Theodor Gaza und Chalkondylas zuerst angestellt wurden. Dann stiftete Cosmus die Platonische Akademie, deren Zweck das Studium der Schriften des Plato und die Wiederherstellung seiner Philosophie war. Zwar waren auch diese Anstalten nicht von dauerndem Bestand, allein andere und immer zahlreichere und umfassendere Akademien traten zunächst in Italien an ihre Stelle, und verbreiteten sich nach und nach durch alle Staaten Europa's. Wir wollen versuchen die wichtigsten ältern und noch bestehenden namhaft zu machen, wobei wir sie nach den Gegenständen, welchen sie gewidmet sind, ordnen wollen. Für **Medicin.** Die Academia naturae curiosorum, auch Leopolds-Akademie genannt, ward 1652 von J. L. Bauschius gestiftet. Sie gab anfangs ihre Schriften einzeln, seit 1684 aber Bandweise heraus. Unter Leopold I., der sie sehr begünstigte, nahm sie den Namen Caesareo-Leopoldina Naturae Curiosorum Academia an. Aehnliche Akademien wurden

zu Palermo 1645, in Spanien 1652, zu Venedig 1701 und zu Genf 1715 gestiftet. Für Chirurgie. Eine chirurgische Akademie ward 1731 zu Paris gestiftet, welche jährlich eine Preisaufgabe bekannt macht und die beste Beantwortung mit einer goldenen Medaille von 500 Livres belohnt. Zu Wien ward eine chirurgische Akademie 1783 gegründet. Drei Preismedaillen, jede 50 Gulden an Werth, werden jährlich an die geschicktesten Zöglinge vertheilt. Für Theologie wurde 1687 eine Akademie in Bologna gegründet. Für Cosmographie stiftete Coronelli zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Venedig eine Akademie unter der Benennung der Argonauten, deren Zweck die Herausgabe guter Karten nebst Beschreibung ist. Scientifische Akademien. Die Academia Secretorum Naturae, welche 1560 zu Neapel zur Beförderung der mathematischen und physikalischen Wissenschaften gestiftet wurde, mußte wegen des päpstlichen Interdicts wieder aufgehoben werden. Ihr folgte die Akademie dei Lincei, von dem Fürsten Cesi zu Rom gegen Ende desselben Jahrhunderts gestiftet, und deren Mitglied Galilei war. Die Academia del Cimento entstand zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts unter Begünstigung des Fürsten Leopold, nachmaligen Cardinals von Medici unter deren Mitglieder Paolo di Buono, Borelli, Vivani, Redi, Magalotti und andere ausgezeichnete Männer gehörten. Die Academia degl 'Inquieti zu Bologna, nachher der Academia della Tracia einverleibt, hat unter dem Titel: Pensieri fisico-matematici 1667 mehrere treffliche Abhandlungen geliefert. Im J. 1714 ward sie mit dem Institut zu Bologna vereinigt und heißt seitdem Akademie des Instituts oder auch Clementinische Akademie (von Clemens XI.). Sie ist im Besitze einer großen naturhistorischen und Bücher-Sammlung. Im J. 1540 wurde eine Akademie unter dem Namen Società scientifica Rossanense degl 'Incuriosi zu Rossano im Neapolitanischen errichtet, anfangs für die schönen Künste, seit 1695 aber für die Wissenschaften. Die königl. Akademie zu Neapel besteht seit 1779; ihre Schriften enthalten einige gehaltvolle Untersuchungen für mathematische Gegenstände. Noch nennen wir von den italienischen die Akademien zu Turin, Padua, Genua, Mailand, Siena, Verona, von denen allen wir Schriften haben. Ueberhaupt ist Italien als die eigentliche Pflegerin akademischer Institute anzusehen, deren Jarckius in seinem Catalog 550 aufzählt. — Die französische Akademie der Wissenschaften zu Paris Académie royale des Sciences, ward 1666 von Colbert gestiftet. Sie hatte anfangs drei Abtheilungen, nemlich Mathematik und Philosophie Geschichte und schöne Künste, wurde aber nachher getrennt, so daß Geschichte und schöne Künste die Académie françoise bildeten, und für die Académie royale nur Naturphilosophie und Mathematik blieben. Nach einer königl. Verordnung von 1699 wurden die Mitglieder in vier Classen getheilt, nemlich Ehrenmitglieder, wirkliche (besoldete) Mitglieder, Associé's und Eleven, wovon die erste zehn, jede der drei andern aber zwanzig Personen enthalten sollte. Den Präsidenten ernannte der König aus der ersten Classe. Aus der zweiten Classe ward ein Secretär und Schatzmeister gewählt. Einige Veränderungen machte 1716 der Herzog Regent. Er schaffte die Classe der Eleven ab und fügte dafür zwei neue Classen hinzu, wovon die eine zwölf Adjoints, die andere sechs Associé's enthielt, welche letztern keiner besondern Wissenschaft obzuliegen brauchten. Ferner kam hinzu ein Vicepräsident, den der König jährlich aus der [ers]ten Classe, und ein Director und Subdirector, die er aus der

zweiten Classe wählte. Neue Erweiterungen wurden 1785 vorgenommen, indem der König Classen für Naturgeschichte, Ackerbau, Mineralogie und Physik hinzufügte, so daß das Ganze nunmehr aus acht Classen bestand, die Associé's und Adjoints mit einander verband. u. s. w. Diese Akademie hat sich große Verdienste erworben, namentlich durch die von ihr veranstalteten Meridianmessungen. Seit dem J. 1699 hat sie, mit wenigen neuern Ausnahmen, bis 1793 jährlich einen Band ihrer Memoiren herausgegeben, welche bis dahin eine Reihe von 193 Bänden ausmachen. Der Parlamentsrath Roulle de Meslay hatte zwei Preise gestiftet, welche die Akademie jährlich vertheilte, den einen von 2500 Livres für die physische Astronomie, den andern von 2000 Livres für Schifffahrtskunde und Handel. In dem obengenannten Jahre wurde sie aufgehoben und an ihre und der übrigen Akademien Stelle trat das Nationalinstitut; aber Ludwig XVIII. stellte sie wieder her. Bedeutende Akademien finden sich noch außer Paris in den vornehmsten Städten Frankreichs, z. B. zu Caen seit 1705, zu Toulouse, von deren Schriften der erste Band 1782 erschien, zu Rouen seit 1736, zu Bordeaux seit 1783, zu Soissons seit 1674, zu Marseille seit 1726, zu Lyon seit 1700, zu Montauban seit 1744, zu Amiens seit 1750, zu Dijon seit 1740 u. s. w. — Zu Berlin wurde eine Akademie der Künste und Wissenschaften von König Friedrich I. im J. 1700 gestiftet; Veränderungen wurden vorgenommen im J. 1710, vornehmlich in Beziehung auf den Präsidenten. Die Mitglieder wurden in vier Classen getheilt, die erste für Physik, Medicin und Chemie, die zweite für Mathematik, Astronomie und Mechanik, die dritte für deutsche Geschichte und Sprache, die vierte für orientalische Gelehrsamkeit mit Rücksicht auf Heidenbekehrung. Jede Classe wählt einen Director auf Lebenszeit. Der erste Präsident war der berühmte Leibnitz. Erst unter Friedrich II. kam das Institut in wahren Flor, als dieser berühmte Gelehrte des Auslandes herbeizog und Maupertuis zum Präsidenten ernannte. Zweimal jährlich werden öffentliche Sitzungen gehalten, an des Königs Geburtstag und am Tage seiner Thronbesteigung. In letzterer wird eine Preismedaille von 50 Ducaten demjenigen zuerkannt, der die von der Akademie gegebene Aufgabe am besten beantwortet hat. Seit jener Zeit sind die Abhandlungen der Akademie unter dem Titel: Mémoires de l'Académie royale des Sciences et Belles Lettres à Berlin in einer Reihe von Bänden erschienen. Neue Abänderungen fanden 1798 Statt, welche den Zweck hatten, der Akademie eine gemeinnützigere Thätigkeit zu geben; unter andern ward die königliche Bibliothek und das Kunstkabinet mit ihr verbunden. — Zu Manheim errichtete eine Akademie der Wissenschaften Churfürst Carl Theodor im J. 1755 nach Schöpflin's Plan. Sie bestand anfangs aus zwei Classen, der historischen und physikalischen; letztere wurde aber 1780 in die eigentliche physikalische und in die meteorologische abgetheilt. Die geschichtlichen und physikalischen Denkschriften sind unter dem Titel Acta Academiae Theodoro-Palatinae, die meteorologischen unter dem Titel Ephemerides Societatis meteorologicae Palatinae erschienen. Die Akademie zu München besteht seit 1759, wurde aber, als Baiern zu einem Königreich erhoben ward, ansehnlich erweitert und Jacobi zu ihrem Präsidenten ernannt. Ihre Schriften sind unter dem Titel: Abhandlungen der Baierischen Akademie, erschienen. — Die kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg hatte schon Peter der Große projec-

tirt und dabei Wolf und Leibnitz zu Rathe gezogen. Er starb indeß über der Ausführung, welche Catharina I. vollendete, so daß im December 1725 die erste Sitzung gehalten wurde. Die Kaiserin bestimmte einen jährlichen Fond von etwa 30,000 Rubeln für die Erhaltung der Akademie, funfzehn ausgezeichnete Gelehrte in verschiedenen Fächern wurden als Akademiker besoldet und führten den Professortitel. Die berühmtesten darunter waren Nicolaus und Daniel Bernoulli, die beiden de Lisles, Bulsinger und Wolf. Unter Peter II. gerieth die Akademie in Verfall, erhob sich wieder unter der Kaiserin Anna, versank aber nach ihrem Tode aufs neue. Unter Elisabeth jedoch blühte sie zum zweiten Male auf. Sie wurde erweitert und verbessert, auch im J. 1758 eine Akademie der Künste hinzugefügt, aber 1764 wieder getrennt. Das jährliche Einkommen stieg bis auf 60,000 Rubel. Besonders nützlich hat diese Akademie für die nähere Kenntniß des innern Rußlands gewirkt, indem sie Männer wie Pallas, Gmelin, Stolberg, Güldenstädt, Klaproth, einzelne Provinzen bereisen ließ und dadurch die Veranlassung zu vielen trefflichen Werken gab. Die Zahl der wirklichen Mitglieder, außer dem Präsidenten und Director, beläuft sich auf funfzehn; nächstdem sind noch vier Adjuncten angestellt, welche den Sitzungen beiwohnen und nach und nach einrücken. Die Akademie hat eine treffliche Sammlung von Büchern und Handschriften, ein kostbares Münzcabinet und ein sehr reiches naturhistorisches Museum. Die Schriften derselben sind von 1728 bis 1747 in 14 Bänden unter dem Titel: Commentarii Academiae Scientiarum Imperialis Petropolitanae, dann bis 1777 unter dem Titel: Novi Commentarii in 20 Bänden erschienen. Seitdem führen sie den Titel Acta Academiae und jetzt in einer neuen Reihe den Titel Nova Acta. Die Commentarien sind bloß lateinisch, die Acta aber theils lateinisch, theils französisch abgefaßt. — Die Akademie der Wissenschaften zu Bologna unter dem Namen Institut von Bologna wurde 1712 von dem Grafen Marsigli gestiftet, und beschäftigt sich mit Physik, Mathematik, Medicin, Chemie und Naturgeschichte. — Die königliche Akademie der Wissenschaften zu Stockholm entstand aus einer Privatgesellschaft von sechs Gelehrten, unter denen der berühmte Linné war, und hielt ihre erste Sitzung den 23. Juni 1739. In demselben Jahre erschienen ihre ersten Abhandlungeu. Die Gesellschaft zog bald die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, und am 31. März 1741 ertheilte ihr der König den Namen königl. schwedische Akademie. Sie bekommt indeß von der Krone keine Jahrgelder und wird von ihren eignen Mitgliedern geleitet. Nur ein Professor der Experimentalphilosophie und zwei Secretäre werden aus den bedeutenden, aus Vermächtnissen und Schenkungen herrührenden Fonds der Gesellschaft besoldet. Die Präsidentschaft wechselt alle drei Monate unter den zu Stockholm wohnhaften Mitgliedern. Die in den Sitzungen vorgelesenen Abhandlungen erscheinen gesammelt vierteljährlich. Die ersten vierzig Bände bis 1779 heißen die alten, die nachfolgenden die neuen Abhandlungen. Die ökonomischen Schriften erscheinen für sich unter dem Titel Oeconomica Acta. Jährlich werden Preise in Geld und goldenen Medaillen ausgesetzt. J. J. 1799 wurde die Akademie in sieben Classen getheilt; Staats- und Landwirthschaft, funfzehn Mitglieder; Handel und mechanische Künste, funfzehn Mitglieder; Physik und Naturkunde des Auslandes, funfzehn Mitglieder; Physik und Naturkunde des Inlandes, funfzehn Mitglieder; Mathematik, achtzehn Mitglieder; schöne Künste, Geschichte, Sprachen, zwölf Mitglie-

der. Die Akademie hat den Alleinhandel mit Calendern. — Die königliche Akademie zu Copenhagen entstand ebenfalls aus einem Verein von sechs Gelehrten, denen Christian VI. im Jahr 1742 die Ordnung seines Münzcabinets übertragen hatte, und die nachher ihren Plan zu einem regelmäßigen Institut ausdehnten. Einer derselben war der Graf von Holstein, auf dessen Antrieb Christian VI. im J. 1743 die Akademie unter seinen Schutz nahm, mit einem Fond versah und ihr auftrug, ihre Thätigkeit auch über Naturgeschichte, Physik und Mathematik auszudehnen. Sie hat bis jetzt 15 Bände in dänischer Sprache herausgegeben, von denen einige ins Lateinische übersetzt worden. — Die amerikanische Akademie der Künste und Wissenschaften wurde mit Anfang des Jahres 1780 eingerichtet. Ihr Zweck war, die Kenntniß der Alterthümer und der Naturgeschichte des Landes zu befördern, den Gebrauch der verschiedenen Naturerzeugnisse zu bestimmen, medicinische Entdeckungen, mathematische Untersuchungen, philosophische Forschungen und Versuche, astronomische, meteorologische und geographische Beobachtungen und Erfindungen für Ackerbau, Manufakturen und Handel zu fördern, und jede Kunst und Wissenschaft zu betreiben, welche den Nutzen, die Ehre, Würde und Wohlfahrt eines freien, unabhängigen und tugendhaften Volkes vermehren kann. Die Zahl der Mitglieder darf nicht unter vierzig und nicht über zweihundert seyn. Der erste Band ihrer Abhandlungen erschien zu Boston 1785. — Die königl. irländische Akademie bildete sich um das Jahr 1782 meist aus Mitgliedern der Universität, die sich wöchentlich versammelten und der Reihe nach sich Abhandlungen vorlasen. Seit 1788 sind ihre Abhandlungen regelmäßig erschienen. Schon 1683 war in Dublin eine Akademie und 1740 eine physikalisch-historische Gesellschaft, von welcher letztern zwei Bände Schriften vorhanden sind; aber beide Institute gingen bei den Zerrüttungen des Landes schnell wieder ein. — Zu Lissabon wurde von der vorigen Königin eine Akademie der Wissenschaften, des Ackerbaues, der Künste, des Handels und der Oekonomie im Allgemeinen errichtet, welche aus drei Classen, Naturkunde, Mathematik und Nationalliteratur besteht, und im Ganzen sechzig Mitglieder zählt. Sie hat herausgegeben Memorias de Litteratura Portugueza, Memorias economicas, auch wissenschaftliche Abhandlungen und eine Colleccao de livros ineditos de historia Portugueza. — Kunstakademien oder Kunstschulen. Hierher gehört die von der Kaiserin Elisabeth auf des Grafen Schuwalow Anregung gestiftete Akademie. Die anfängliche Zahl der Zöglinge von vierzig ward von ihrem Nachfolger auf dreihundert vermehrt. Sie treten mit dem sechsten Jahre ein und mit dem achtzehnten aus, und werden im Lesen, Schreiben, Arithmetik, deutscher und französischer Sprache und im Zeichnen unterrichtet. Den Unterhalt bekommen sie von der Krone. In einem Alter von funfzehn Jahren wählen sie eine der folgenden Künste, die in vier Classen getheilt sind: 1) Malerei in allen ihren Zweigen, Baukunst, Mosaik, Emailarbeit u. s. w. 2) Kupferstecherkunst, Pettschaftstechen u. s. w. 3) Schneiden in Holz, Elfenbein und Bernstein. 4) Uhrmacherkunst, Drechseln, Instrumentenmacherkunst, Bildgießerei in Bronze und andern Metallen, Steinschneidekunst, Vergolden, Lackiren. An die geschicktesten Zöglinge werden jährliche Preise vertheilt, und aus denen, die vier Preise erhalten haben, zwölf ausgewählt und auf öffentliche Kosten ins Ausland geschickt. Nach ihrer Rückkehr erhalten sie noch die vier ersten Jahre ihres Etablissements eine Unterstützung. —

Die königl. Akademie der Künste zu London wurde 1768 zur Beförderung der Zeichen-, Maler- und Bildhauerkunst u. s. w. errichtet. Ihr stehen vierzehn Künstler als Lehrer vor. Außerdem sind noch Professoren der Baukunst, der Anatomie, der Perspective u. s. w. angestellt, welche jährlich öffentliche Vorlesungen halten. Die Oberaufsicht führt ein Präsident, ein Rath nebst andern Beamten. Die Akademie steht jedem Lernbegierigen offen. Die Arbeiten werden jährlich öffentlich ausgestellt. — Die Akademie der Maler- und Bildhauerkunst in Paris entstand in früherer Zeit. Im vierzehnten Jahrhundert finden wir die Akademie von St. Lucas zu Paris, der Carl VII. viele Privilegien verlieh, welche im J. 1585 von Heinrich III. bestätigt wurden. Nachher wurde sie mit der Bildhauergesellschaft unweit St. Denys vereinigt, gerieth aber durch innern Zwist in Verfall, und ward erst durch Le Brun, Sarazin, Corneille und andere königl. Maler 1648 wieder hergestellt. Im J. 1655 bestätigte sie Mazarin förmlich durch ein Patent, und im J. 1663 bestimmte ihr Colbert ein Jahrgeld von 40,000 Livres. Die Akademie bestand aus einem Protector, Viceprotector, Director, Canzler, vier Rectoren mit ihren Adjuncten, einem Schatzmeister, vier Professoren, davon einer für Anatomie und einer für Geometrie, mehreren Adjunkten und Räthen, einem Historiographen, einem Secretär und zwei Thürstehern. Den Unterricht besorgten zwölf Professoren jeder einen Monat; jeder hatte seinen Adjunct. Alle drei Monate wurden drei Preise, zwei andere in der Malerei, und zwei in der Bildhauerei jährlich vertheilt. Ludwig XIV. stiftete auch eine ähnliche Akademie in Rom, wo diejenigen, die den jährlichen Preis in Paris gewonnen hatten, drei Jahre auf königl. Kosten studiren konnten, mit der Aussicht künftiger Anstellung. — Zu Turin besteht eine Akademie der Künste (der Maler- und Bildhauerkunst) seit 1778. Aehnliche Institute sind zu Mailand, Florenz, Modena, Mantua, Venedig u. s. w. Madrid verdankt Philipp V. eine Maler-, Bildhauer- und Bauakademie, von welcher alle drei Jahre Preise vertheilt werden. Zu Stockholm stiftete der Graf Tessin im Jahre 1733 eine Akademie der schönen Künste, welche jährliche Preise vertheilt und ausgezeichnete Jünglinge auf öffentliche Kosten in Italien ihr Studium fortsetzen läßt. In Wien besteht eine ähnliche Akademie seit 1705. — Die Akademie der alten Musik in London wurde 1710 von mehreren Musikfreunden zur Beförderung der Vocal- und Instrumentalmusik gestiftet, besteht aber jetzt nur noch als eine Unterrichtsanstalt. Ebendaselbst entstand eine andere k. Akademie der Musik. Sie hatte den Zweck, die Aufführung der von Händel für das Heymarket-Theater componirten Opern zu befördern und erreichte eine große Blüthe, lösete sich aber nach einigen Jahren durch Zwiespalt wieder auf. Die Akademie der Baukunst zu Paris, gestiftet von Colbert 1671, bestand aus einer Gesellschaft von Architekten unter der Leitung des Oberintendanten der Bauten. Hauptsächlich der Poesie sind gewidmet die Akademie degli Umidi zu Florenz, gestiftet 1649 von Cosmus I., degli Umoristi und degli Arcadi zu Rom, jene bei der Vermählung Lorenzo Marcini's, diese um das J. 1690 gestiftet. — Für die **Rechtswissenschaften** ist die Akademie der Silientes zu Bologna. — Für **Geschichte**. König Johann V. stiftete im J. 1720 eine königliche Akademie der portugiesischen Geschichte zu Lissabon, welche aus einem Director, vier Censoren, einem Secretär und funfzig Mitgliedern besteht, und die kirchliche und politische Geschichte Portugals bearbei-

tet. In Madrid bildete sich um das J. 1730 ein Gelehrtenverein zur Erklärung und Aufsuchung der historischen Denkmäler Spaniens, welchen König Philipp V. im J. 1738 zu einer Akademie erhob. Sie besteht aus vierundzwanzig Mitgliedern, und hat mehrere ältere Geschichtswerke theils zum erstenmal, theils in neuen Ausgaben bekannt gemacht. Die Akademie der schwäbischen Geschichte zu Tübingen wurde zu dem Zweck errichtet, die besten historischen Schriften und die Lebensgeschichten der vornehmsten Historiker herauszugeben, wie auch neue Memoiren zusammenzutragen. — Für Alterthumskunde. Eine Akademie der Alterthumskunde wurde zu Tortona in Italien, für das Studium der hetrurischen Alterthümer, eine andere zu Upsala in Schweden, für die Aufhellung der nordischen Sprachen und der Alterthümer Schwedens errichtet; beide haben sehr schätzbare Arbeiten geliefert. Die Akademie, welche zu gleichem Zwecke Paul II. in Rom errichtete, ging schnell wieder ein, und die von Leo X. gestiftete hatte gleiches Schicksal, nachdem sie einige Zeit geblüht hatte. Andere minder wichtige entsprangen aus ihrer Asche. Aber alle ähnliche Institute übertraf bei weitem die Académie des Inscriptions zu Paris, gestiftet von Colbert 1663, für das Studium alter Denkmäler, und für die Verewigung merkwürdiger vaterländischer Ereignisse, durch Münzen, Bildwerke, Inschriften u. s. w. Sie hatte anfangs nur vier Mitglieder, die aus den Mitgliedern der französischen Akademie gewählt waren, aber im J. 1701 wurde das Personal auf zehn Ehrenmitglieder, zehn Associé's, zehn Pensionärs und zehn Eleven festgesetzt. Sie kamen wöchentlich zweimal im Louvre zusammen und hielten jährlich zwei öffentliche Sitzungen. Die Classe der Eleven fiel später weg. Der König ernannte jährlich ihren Präsidenten und Vicepräsidenten; der Secretär und Schatzmeister behielten ihr Amt lebenslänglich. Ihre Denkschriften machen von 1701 bis 1793 funfzig Quartbände aus. Sie hatte das Schicksal aller französischen Akademien und ist jetzt wieder hergestellt. Recht eigentlich für Alterthümer bestimmt ist die Herculanische Akademie zu Neapel, gestiftet 1755 von dem Minister Tanucci, zur Erklärung der in Herculanum, Pompeji u. s. w. aufgefundenen alten Denkmäler. Ihre Arbeiten sind seit 1775 unter dem Titel Antichità di Ercolano erschienen. Im J. 1807 errichtete Joseph Bonaparte eine Akademie der Geschichte und Alterthümer zu Neapel, welche aber wieder eingegangen ist. Die in demselben Jahre zu Florenz für die Erklärung toscanischer Alterthümer gestiftete Akademie hat einige Bände Denkschriften herausgegeben. Gleichfalls in demselben Jahre wurde in Paris eine celtische Akademie errichtet, deren Zweck die Aufklärung der Geschichte, Sitten, Alterthümer und Denkmäler der Celten, vornehmlich in Frankreich, die Etymologie aller europäischen Sprachen mit Hülfe des Celto-bretagnischen, Welschen und Ersischen, und Untersuchungen über den Druidendienst sind. An der Spitze steht Lenoir als Präsident. Ihre Schriften erschienen in Monatheften unter dem Titel Mémoires de l'Académie Celtique. Für Sprachen. Die Academia della Crusca oder Academia Furfuratorum entstand 1582 und machte zuerst durch ihre Angriffe auf Tasso Aufsehen. Ihr Hauptverdienst besteht in der Abfassung eines trefflichen Wörterbuchs und in der Besorgung correcter Ausgaben älterer Dichter. Die Académie française entstand 1629 als ein Privatverein und wurde sechs Jahre nachher von Richelieu zu einer Akademie für französische Sprache, Grammatik, Poesie und Beredtsamkeit erhoben. Die Zahl der Mitglieder ward

auf vierzig bestimmt und aus ihrer Mitte ein Director und Canzler alle zwei Monate, ein Secretär für immer gewählt. Außer vielen verdienstvollen Arbeiten hat sie ein Wörterbuch der französischen Sprache (zuerst 1694) geliefert. Zu Madrid stiftete der Herzog von Escalona im J. 1714 eine Akademie für die Sprache, welche der König im nächsten Jahre bestätigte und mit verschiedenen Vorrechten begabte. Sie hat sich seitdem große Verdienste um die Reinheit und Vervollkommnung der Sprache, besonders durch Ausarbeitung eines Wörterbuchs, erworben. In Petersburg ward 1783 für die russische Sprache eine Akademie gegründet und mit der Akademie der Wissenschaften verbunden. Auch in Schweden ward 1786 eine königliche Akademie für die Sprache gestiftet, von deren Arbeiten aber nichts bekannt geworden ist. — Wir schließen diesen schon überlangen Artikel mit einer kurzen Angabe der vornehmsten Gelehrten Gesellschaften, von denen mehrere nur dem Namen nach von den Akademien verschieden sind. Hierher gehören die königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, gestiftet 1750; die königl. Gesellschaften der Wissenschaften zu London (1645), Dublin (1730) und Edinburgh, die Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London (1751), die literarische und philosophische Gesellschaft zu Manchester (1781), die gelehrten Gesellschaften zu Harlem, Vließingen, Rotterdam, Brüssel, Amsterdam, Copenhagen, Upsala u. s. w. — Aus Europa gingen sie auch nach andern Welttheilen über. In Asien ist eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Batavia (seit 1778) und eine Gesellschaft der Wissenschaften zu Calcutta in Bengalen (seit 1784), welcher letztern wir die wichtigsten Aufschlüsse über Indien und den Geist des Orients überhaupt verdanken. Amerika hat seit 1769 eine philosophische Gesellschaft zu Philadelphia.

Akademie, s. Plato und Neuplatoniker.

Akoluthen, Kirchendiener, die in der lateinischen Kirche schon im dritten Jahrhundert, in der griechischen jedoch nicht vor dem fünften Jahrhundert aufkamen, waren zum Lichteranzünden (daher Accensores) Vortragen der Kerzen (daher Ceroferarii) bei Prozessionen, Darreichen des Weins und Wassers beim Abendmahle, überhaupt zur Ceremonien-Bedienung der Bischöfe und Priester bei Amtshandlungen bestellt. Sie gehörten zum Clerus, und hatten den Rang gleich nach den Subdiaconen. Noch jetzt ist bei der Ordination (s. d. Art.) in der römischen Kirche die Weihe eines Akoluthus oder Akolythus, wobei der Ordinand Leuchter und Weinkännchen zum Zeichen seiner alten Bestimmung empfängt, unter den vier kleineren Weihen die höchste, das in der alten Kirche dadurch übertragene geistliche Amt aber abgeschafft, da die Dienste der Akoluthen schon seit dem siebenten Jahrhundert von Aufwärtern und Knaben aus dem Laienstande verrichtet werden, die in den liturgischen Büchern der katholischen Kirche nur uneigentlich Akoluthen heißen. Die neuere griechische Kirche hat auch den Namen dieses Amtes nicht mehr. E.

Albalonga, eine alte und ansehnliche Stadt in Latium, erbaut von Ascanius, des Aeneas Sohn, nach dessen Tode von Aeneas Sylvius, dem zweiten Sohne des Aeneas, beherrscht, und als Vaterland des Romulus und Remus die Stamm-Mutter Roms, unter dessen Oberherrschaft es durch die Besiegung der Curiatier durch die Horatier kam.

Albani, eine reiche und berühmte Familie Roms, die aus Albanien, woher sie stammt, im 16ten Jahrhundert vor den Türken

nach Italien flüchtete. Hier theilte sie sich in zwei Linien, von denen die eine den Adel von Bergamo, die andere von Urbino bekam. Beide haben der Kirche mehrere Kardinäle und einen Papst (Clemens XI.) gegeben, und sich um Kunst und Literatur vielfach verdient gemacht. Die Villa Albani ist reich an köstlichen Sammlungen.

Albuera (Schlacht an der), am 16. Mai 1811. Marschall Beresford belagerte seit den 8. Mai Badajoz mit so geringen Mitteln, besonders an Material, daß die Eroberung des Platzes sehr zweifelhaft ward; die ganze Belagerung ward am 14ten aufgehoben, als die Nachricht einging, Soult, zum Entsatz anrückend, sey bereits bis Llerena vorgedrungen; das verbündete Heer rückte demnach an jenem Tage bis Valverde und am folgenden in Position hinter dem Bache Albuera; es bestand aus zwei englischen, einer portugiesischen Division, 17,000 Spaniern, zusammen 27,000 Mann mit 32 Geschützen und weniger Reiterei; die feindliche Armee zählte 20,000 Mann Infanterie, 3000 Mann Cavallerie, 40 Geschütze. Die Stellung der Verbündeten war auf den am linken Ufer der Albuera sanft abfallenden Höhen so, daß der linke Flügel das mit einer leichten Brigade besetzte Dorf gleiches Namens vor sich hatte und dadurch gedeckt war, der rechte dagegen ungedeckt auf dem Höhenzuge stand und durch einen unbesetzt gebliebenen Grund umgangen werden konnte, die Spanier bildeten, von der Cavallerie unterstützt, in zwei Treffen formirt, den rechten, die portugiesische Division den linken Flügel, im Centrum war eine englische Division (die 2te), die andere (die 4te), nebst einer portugiesischen Brigade, hinter ihr als zweites Treffen. Das Terrain jenseits des Baches war dem Dorfe gegenüber flach, weiterhin durch waldige Höhen, die oberhalb des rechten Flügels der Verbündeten an die Albuera stießen, verdeckt. Hier nahm Soult am 15ten seine Stellung. Am 16ten früh 8 Uhr machte eine starke französische Abtheilung Bewegungen gegen das Dorf, um die Aufmerksamkeit des Feindes dahin zu ziehen, während das Hauptcorps, durch die erwähnten waldigen Höhen gedeckt, weiter oben über die Albuera ging, und die auf dem rechten Flügel unbesetzt gebliebenen Punkte nahm. Marschall Beresford gab demselben zwar sogleich eine angemessene Stellung, er ward indeß, ungeachtet des tapfern Widerstandes der Spanier, schnell genug über den Haufen geworfen, und der Feind begann sich auf den dominirenden Höhen zu entwickeln. Die 2te englische Division ward ihm entgegen gesendet, und deren leichte Brigade begann den Angriff, aber beim Deployiren von Polnischen Uhlanen in Flanke und Rücken genommen, ward sie fast gänzlich aufgerieben oder gefangen; die Schlacht schien verloren, und das Dorf Albuera ward geräumt. Allein der Rest der 2ten und ein Theil der 4ten englischen Division, jenes Unfalls ungeachtet entschlossen vorrückend, warfen den Feind nicht ohne eigenen bedeutenden Verlust von den entscheidenden Höhen wieder herab und derselbe ging, nach einigen vergeblichen Versuchen, sich wieder zu sammeln, unter dem Schutze seiner Cavallerie in seine vorige Stellung zurück, wo er den 17ten blieb, sich begnügend, eine Division in die Ebene vorzuschieben und die Brücke am Dorfe besetzt zu halten. Sein Verlust betrug 8000 Todte und Blessirte, der der Engländer 4570 Todte, Verwundete und Gefangene, die Spanier hatten 2000 Mann, die Portugiesen fast gar nichts verloren, da sie nicht zum Gefecht kamen. Soult zog sich in der Nacht zum 18ten gegen Sevilla zurück;

gegen Badajoz ward am folgenden Tage von den Verbündeten wieder detachirt.

Alcman, ein griechischer Dichter, geboren zu Sardes in Lydien, gegen das J. 670 vor Chr. Geb. Er erhielt zu Sparta das Bürgerrecht. Wir besitzen von ihm noch einige Fragmente, welche beweisen, daß er sich des dorischen Dialects bediente. Unmäßigkeit in allen Genüssen war Ursache, daß er an einer scheußlichen Krankheit starb. Er hat dem Horaz oft zum Vorbild gedient.

Alcmene, die Tochter des Electryon und Gemahlin des Amphitruo, dem sie aus Jupiters Umarmung welcher sie liebte und sie zu täuschen des Gemahls Gestalt angenommen hatte, den Sohn der dreifachen Wundernacht, den Herkules, gebar.

Aldus, s. **Manutius**.

Ale (Engl.) ein süßes, ohne Hopfen gebrautes, sehr starkes Bier, das in England am vorzüglichsten bereitet wird. Eine andere Art dieses Bieres wird **Porter** genannt.

Aleuten, eine russische Inselgruppe im nördlichen Theile des Australozeans, welche das Meer bei Kamtschatka von demselben trennt. Sie zerfällt in drei große Abtheilungen, die Inseln **Chao**, **Negho** und **Kawalang**, die mehrere 100 einzelne Eilande zählen. Der Anblick derselben ist äußerst traurig; unter ihrem nordischen Himmel entwickelt sich kein Baum mehr, gedeihet kein Hausthier, wohl aber haben sie Ueberfluß an Raubwild, an Pelzwild, an Seethieren und Fischen. Auf mehreren erheben sich Vulkane. Die Einwohner gehören zum kamtschadalischen Stamme, ein harmloses Fischervolk, das aber durch Blattern und Lustseuche bis auf 2000 Köpfe ausgestorben ist. Die Russen, denen sie Tribut zahlen, besuchen diese sonst unwirthbaren Inseln bloß des Pelzwerks wegen.

Alexander I. Daß er durch die Stiftung des **christlichen Bundes**, Paris den 26. Sept. 1815 (s. d. Art. **Heilige Allianz**) der europäischen Staatskunst eine neue, höhere und vielumfassende Richtung gegeben, welche jeder Revolution vorbeugen will, wird die Zukunft immer deutlicher entwickeln. Er hat sich dadurch im eigentlichen Sinne an die Spitze der europäischen Regentenfamilie gestellt; eine christliche Gesinnung soll fortan die Seele der Staatskunst und das Band zwischen der Regierung und dem Volke seyn. In diesem Sinne hatte Alexander schon beim Antritte seiner Regierung die geheime Staatspolizei und die Büchercensur aufgehoben, letztere jedoch später wieder eingeführt. In diesem Sinne hatte er d. 7. Apr. 1801 erklärt: „Ich erkenne keine Gewalt für rechtmäßig, die nicht aus den Gesetzen fließt." In diesem Geiste hat er die Jesuiten (1. Jan. 1816) aus Petersburg und Moskau entfernt, und den Duchoborzen (1817) freie Religionsübung zugesichert. Daß eine solche Regierung schon jetzt wohlthätige Folgen gehabt haben müsse, beweist nicht bloß die Vergrößerung des Reichs durch Grusinien, Finnland, Warschau, Schirwan und Bessarabien, welche Länder die Reichsgrenzen fast überall undurchdringlich gemacht und die Volksmenge des Reichs binnen 17 Jahren von 36 Mill. bis auf mehr als 42 Mill. — meistens Europäer — vermehrt haben; sondern der immer höher steigende innere Wohlstand des Reichs, das schnelle Aufblühen Moskaus aus seiner Asche, die wachsende Cultur in Sibirien und der Krimm, die während Alexanders siebzehnjähriger Regierung um 600,000 Menschen vermehrte Volkszahl in den Gouvernements Tobolsk und Irkutzk! Reifere Blüthen wird die längere Fortdauer

dieser auf Gesetzlichkeit, Freisinn und menschliches Wohlwollen gegründeten Regierung entfalten. K.

Alexandersbad liegt ½ St. von dem bayreuthischen Städtchen Wunsiedel in einer herrlichen Gegend, nahe beim Dorfe Sichersreuth. Seine Anlagen verdankt es dem Markgrafen Alexander, der 1782 die Quelle mit einer steinernen Einfassung umgab, das große Brunnenhaus erbaute und diese wilde Gegend durch Anpflanzungen und Anstalten aller Art hob. Die Quelle ward schon frühzeitig und zwar i. J. 1734 entdeckt, erhielt 1741 eine hölzerne Einfassung, und, da sich ihr Ruf bald verbreitete, 1751 durch den Markgrafen Friedrich ein Brunnenhaus. Nach Hildebrandts Untersuchung giebt die Quelle in einer Stunde gegen 16 Pariser Kubikfuß Wasser, hat gewöhnlich eine Temperatur von 7°, und einen starken Geschmack, der Eisen- und Kohlensäure verräth. In 15 Pfunden Wasser fanden sich 35,50 Gran kohlensaure Kalkerde, 5,25 Gr. kohlensaures Natrum, 2,25 Gr. Thonerde, 8,25 Gr. Kieselerde, 3,125 Gr. Eisenoxyd, fixe Stoffe überhaupt 54,275 Gran, und Kohlensäure 415 Kubikzoll, 286,28 Gran. Man braucht dies Wasser vorzüglich zum Trinken, doch auch zu Bädern. Auch wird es in Krügen, die aus Thon von Kothen-Bibersbach gemacht werden, versendet. Das Brunnenhaus ist aus regelmäßig behauenen Granitblöcken gebaut, hat gut eingerichtete Wohnzimmer und einen trefflichen Saal. Von der Anhöhe, auf welcher es steht, und von welcher aus man ein herrliches Thal überblickt, führt eine vierfache Baumreihe zu der steinernen Einfassung der Quelle. Um diese herum ziehen sich in einem Halbkreise kleine freundliche Gebäude, unter denen ein Tanzsaal, die Wohnung des Bademeisters und mehrere Badezimmer befindlich sind. Zur Seite ist ein angenehmes Wäldchen und nicht weit davon ein mit Gebüsch bepflanzter Hügel. Die meisten Anlagen in der soromantischen Gegend wurden an der Luxburg, einem waldigen Bergrücken, auf dem die Ueberbleibsel einer Burg liegen, gemacht. Ueber Granittrümmern führt jetzt ein wohlgeebneter Weg durch die Felsenmauern hinauf, und läßt bei jeder gemachten Anlage den Wanderer ruhen von der gehabten Anstrengung. Die Stadt Wunsiedel, die hohe Kössein und viele andere Punkte des Fichtelgebirges geben hinlängliche Zielpunkte zu interessanten Wanderungen.

Alexianer, s. Brüderschaften.

Aelianus (Claudius), ein griechischer Schriftsteller aus Präneste in Italien, um das Jahr 222 n. Chr. Geb. Noch haben wir von ihm zwei interessante in schönem Griechisch geschriebene Werke: Mannichfaltige Geschichten und Naturgeschichte der Thiere. Von dem erstern ist eine der vorzüglichsten kritischen Ausgaben die von Gronov, Leiden, 1731 in 4to (eine neuere Ausgabe mit Perizonius Commentar, von Kühn, Leipz. 1780 in 8. und von Lehnert, Breslau und Leipzig 1793 in 8.) von der letztern die von J. G. Schneider, Leipz. 1784 in 8.

Alibi, Beweis des Alibi (anderswo) heißt im Strafprozeßsystem derjenige Beweis der Unschuld, welcher aus dem Umstande hervorgeht, daß der Angeschuldigte zur Zeit des an einem bestimmten Orte geschehenen Verbrechens an einem andern Orte sich befunden habe, von wo aus er dieses Verbrechen nicht verübt haben kann. Die Lehre von diesem Beweis ist für Defensoren und Criminalrichter sehr wichtig, und ihre Anwendung fordert um so mehr Scharfsicht, da es Verbrecher giebt, welche vor der That sich schlau die Mittel vorberei-

ten, im Fall eines auf sie fallenden Verdachtes den Schein eines Alibi zu gewinnen. A. Mnr.

Aliquot. Ein aliquoter Theil einer Größe heißt in der Mathematik ein solcher, von welchem sich in Zahlen, (gebrochenen oder ganzen) ausdrücken läßt, wie viel Mal er in dem Ganzen enthalten sey. Stehen zwei Größen gleicher Art in einem solchen Verhältnisse zu einander, daß die kleinere kein aliquoter Theil der größeren ist, so nennt man dieselben incommensurabel (unmeßbar), weil eine Größe durch die andere messen, überhaupt und im strengsten Sinne nichts anders heißt, als in Zahlen bestimmen, wie viel Mal die eine in der andern liegt. Sie heißen auch irrational (verhältnißlos), weil sie in einem geometrischen Verhältnisse zu einander stehen. Wenn man von Einer incommensurabeln oder Irrationalgröße spricht, so versteht man darunter eine solche, von welcher die zu ihrer Ausmessung bestimmte Maßeinheit kein aliquoter Theil ist. Von dieser Beschaffenheit sind z. B. alle Quadratwurzeln unvollkommener Quadratzahlen (2. 3. 5. 6. 7. 8. 10. u. s. f.). Die Seite eines Quadrates von 8 Quadratzoll Flächengehalt ist durch die Einheit des Längenzolles nicht genau ausmeßbar. Sie kann nicht 3 Zoll lang seyn, denn das gäbe, mit sich selbst multiplicirt, schon 9 Zoll Inhalt; sie kann nicht 2 Zoll lang seyn, denn das gäbe nur 4, und sie kann auch nicht 2 Zoll und einen Bruch von Zoll lang seyn, weil jeder Bruch in der Multiplication nicht vermehrt, sondern vermindert. Die präsumtive Irrationalität des Zirkelflächengehaltes, d. i. die Unmöglichkeit, ihn durch die als Flächenmaß angenommene Quadrateinheit genau auszumessen, ist unter dem Namen Quadratur des Zirkels zum Sprichwort geworden; dieselbe suchen, heißt nach etwas Unmöglichem streben, sie gefunden haben wollen, seinen Scharfsinn überschätzen u. dgl. m. (S. d. Art. Kreis.) A. Mnr.

Alkoran, s. Coran.

Allerchristlichste Majestät, ein Titel, den der Papst dem Könige von Frankreich beigelegt hat. Allergetreueste Majestät, ein Titel, womit der Papst die Anhänglichkeit des Königs von Portugal an die römische Kirche belohnt hat. Allerheiligster Vater, ein Titel, den man dem römischen Papste beilegt.

Allerheiligstes. So wird bei den Katholiken die in einem (gewöhnlich glänzenden) Gefäße zur Anbetung ausgestellte, consecrirte Hostie genannt. (Vergl. d. Art. Monstranz.) Bei den Juden nannte man den abgesonderten Theil in der Stiftshütte oder später im Tempel, wo die Bundeslade stand, und in welches der Priester jährlich nur ein Mal treten durfte, das Allerheiligste.

† Alpen, Gebirgskette, zwischen 23 bis 35° östlicher Länge und 44 bis 48° Grad nördl. Breite.

Al pari (Ital.), im Handel gleichen Werth habend, z. B. die Banknoten stehen al pari (mit klingender Münze), heißt, es ist gleichgültig, ob man eine gewisse Summe mit klingender Münze oder einer gleichnamigen Banknote bezahlt, indem die Banknote nicht mehr und nicht weniger gilt, als die Summe, die darauf notirt ist.

Alterniren, das Ab- oder Umwechseln von Zweien (oder auch Mehrern), die einer um den andern ein und dasselbe zu thun, z. B. ein gewisses Amt zu verrichten, eine Stimme zu geben u. s. w. haben. Die Alternative bedeutet entweder eine solche umgehende Stimme, oder auch das Eintreten von zwei Fällen, wovon der eine gewählt werden muß, wenn nicht der andere Statt finden soll, z. B.

das Heer befand sich in der Alternative, sich durchschlagen oder sich gefangen geben zu müssen.

Alter Styl, ist die Zeitrechnung nach dem Julianischen oder alten Calender. (S. d. Art. Calender.)

Althäa, die Gemahlin des Oeneus und Mutter der Deïanira. (S. d. Art.)

Altmexico, s. Mexico.

Altona liegt unterm 53° 34′ 25″ der Breite und unterm 24° 20′ 48″ östlicher Länge. 25,000 Einwohner.

Amadeisten, s. Franciscaner.

Ammoniak, Salmiak (s. d. Art.).

Ammianus Marcellinus, ein römischer Geschichtschreiber aus dem 4ten Jahrh. nach Chr. Geb. Sein Werk umfaßte in 31 Büchern (von denen bloß die letzten 24 noch übrig sind) die Geschichte der römischen Cäsaren von Nerva bis Valens. Man kann es als eine Fortsetzung des Tacitus und Sueton betrachten, und es ist vielfach lehrreich und anziehend. Eine ältere gute Ausgabe ist die von Gronov (1693), eine neuere von Ernesti (1773) und die neueste von Wagner in Erfurt (1808). Uebersetzt von Wagner mit Anmerkungen.

Amphiaraus, des Oïcleus (nach Andern des Apollo) und der Hypermnestra Sohn, von den Göttern mit Seherkraft begabt. Als er, wohl wissend, daß er vor Theben umkommen müsse, sich verborgen hatte, von seiner Gemahlin Eriphyle (s. d. Art.) aber verrathen worden war, nahm er mit Polynices Theil an dem Zuge und war einer der Tapfersten. Als aber einst die Belagerer zurückgeschlagen wurden, öffnete sich ihm auf der Flucht die Erde und verschlang ihn sammt seinem Gespann. Seinen Tod rächte sein Sohn Alcmäon.

Amphibolie, die Zweideutigkeit, Doppelsinnigkeit; in der Philosophie die Verwechslung des Begriffs einer Sache mit der Sache selbst.

Amphibrachys, s. Rhythmus.

Amphimacer, s. Rhythmus.

Ana. So nennt man eine Sammlung von Anekdoten, Sprüchen und Lebensregeln berühmter Männer, und es giebt Bibliotheken, worin diese Ana einen großen Raum einnehmen. Von unsern berühmten Deutschen haben wir zwar auch dergleichen Sammlungen, allein nicht unter diesem Titel. Luthers Tischreden, Nicolai's Anekdoten vom großen König u. s. f. gehören hieher. Auch die Griechen kannten dergleichen, aber natürlich auch ohne diesen Namen. Xenophons Memorabilien und Diogenes von Laerta Leben der Philosophen sind voll Anekdoten und Sprüche. Die attischen Nächte von Aulus Gellius enthalten eine Menge denkwürdiger Aussprüche und witziger Einfälle ausgezeichneter Personen in Rom. So soll, nach Quintilian, ein Freigelassener des Cicero ein Buch voll Späße seines ehemaligen Herrn hinterlassen haben, und ein Freigelassener des Mäcenas schrieb die Tischgespräche und Einfälle dieses großen Musenfreundes auf. Zur Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften fing man zuerst wieder an, die lustigen Einfälle berühmter Leute zu sammeln: die Scaligerana waren die erste Sammlung, die unter diesem Namen erschien. Nachher haben die Franzosen am meisten von jedem ausgezeichneten, und oft auch von ganz unbedeutenden Menschen dergleichen Anekdoten, Einfälle und Sprüche gesammelt, ja diese Ana bisweilen bloß als Vehikel gebrauchet, um gewisse Lieblingsmeinungen unter einer berühm-

ten Firma in die Welt zu bringen. Dadurch sank der Werth dieser Sammlungen gänzlich.

Anakrusis, in der Musik soviel als Vorspiel, in der Metrik, Aufschlag, Auftact, Vorschlagsylbe.

Analecten, Aus- und Zusammengelesenes. Insbesondere eine Auswahl von Stellen und Bruchstücken aus verschiedenen Schriften, z. B. Analecten für Philosophie, Geschichte und Literatur. Zuweilen sagt man dafür Fragmente, Blumenlese u. dergl.

Ananas, eine aus Südamerika zu uns verpflanzte, aber nur in Treibhäusern gedeihende Frucht, die der Form nach einer Artischoke ähnlich ist, aber einen äußerst lieblichen Geruch und gewürzhaften Erdbeerengeschmack hat. Man nennt sie auch Königsapfel.

Anatomie der Pflanzen, s. Pflanzen-Anatomie.

Anaximenes, aus Milet, blühte um die 56ste Olympiade. Er war ein Schüler des Anaximander, von dessen Lehren er jedoch abwich. Ihm war die Luft das göttliche, ewige, unendliche, stets sich bewegende Princip aller Dinge. Er sagte, der äußere Umkreis des Himmels bestehe aus Erde; die Sterne seyen Erdkörper, mit Feuermaterie umgossen; die Sonne, deren Lauf allein die Jahreszeiten bestimme, sey flach, wie eine Scheibe, so auch die in der Luft schwebende Erde.

Anaximander, des Praxiades Sohn, der Schüler und Nachfolger des Thales und Stifter der ionischen Schule. Er war zu Milet in der 42sten Olympiade geboren. Sein Hauptstudium war die Mathematik. Er entdeckte oder lehrte mindestens die Schiefe der Ekliptik und bestimmte die Solstitien und Aequinoctien mittelst eines Gnomons, wozu er in Lacedämon einen Versuch machte, genauer. Um die Säze der Geometrie anschaulicher zu machen, bediente er sich zuerst der Figuren. Auch versuchte er zuerst, die Umrisse der Länder und Meere auf einer Kugel zu entwerfen, und verfertigte, um sein Weltsystem zu erläutern, eine Himmelskugel. Doch sind diese Angaben nicht ganz zuverläßig. Das Unendliche betrachtete er als das Princip aller Dinge, ohne jedoch die Natur dieses ewigen, unverderblichen Princips, das alles erzeugt und verzehrt, dessen Theile beweglich und dessen Ganzes unveränderlich ist, zu bestimmen. Die Zahl der Welten ist unendlich, die Götter werden geboren und sterben nach langen Zeiträumen. Der Himmel besteht aus Kälte und Wärme, die Sterne aus Luft und Feuer. Die Sonne befindet sich an dem höchsten der Himmel, hat einen achtundzwanzigmal größeren Umkreis als die Erde und gleicht einer Walze, aus welcher Feuerströme sich ergießen. Verstopft sich die Oeffnung, so erscheint sie verfinstert. Eben so ist ihm der Mond eine Walze, neunzehnmal so groß als die Erde. Ihre Schiefe erzeugt die Phasen, ihre gänzliche Umkehrung die Finsternisse. Donner und Bliz sind Erzeugnisse des Windes, wenn er in den Wolken zusammengepreßt wird. Die Erde hat die Gestalt einer Säule, befindet sich in der Mitte des Weltalls und erhält sich daher schwebend. — Er starb in der 58sten Olympiade, 64 Jahre alt.

Anbruch, dasjenige, was zuerst von einer Sache genommen, wodurch sie also angebrochen wird, insbesondere in den Bergwerken, das erste Entblößen der Erze. In den Schmelzhütten nennt man auch diejenigen Silberstücke, welche im Treibofen an dem Spor herum stehen bleiben, wenn sie von den Blicken abgebrochen sind, Anbrüche. Auch das Beginnen der Fäulniß wird vielfältig Anbruch genannt, z. B.

anbrüchiges Obst, u. s. w. In dieser Beziehung wird anbrüchig auch uneigentlich von verdächtigen und gefährlichen Menschen gebraucht.

Ancillon (Jean Pierre Fréderic), Sohn des bekannten Louis Fréderic Ancillon, geboren den 30. April 1766 zu Berlin. Die Richtung seiner Studien durch den geistvollen Vater, eine rastlose Anstrengung, Liebe zur Arbeit und seltene Geisteskraft, bildete ihn zu einem der bedeutendsten Historiker seiner Zeit. — In der gelehrten Welt trat er zuerst auf als Professor bei der königlichen Militärakademie und Prediger in der reformirten Kirche im Werder zu Berlin. Eine Trauungsrede, welche er 1791 in Gegenwart des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg hielt, und welche in Berlin gedruckt wurde, empfahl ihn vorzüglich am Hofe, und mehr noch seine Predigten über die Vaterlandsliebe, welche er zwei Jahre später in Berlin hielt, eben als der Krieg gegen die Neufranken begonnen hatte. Ein Jahr darnach machte er im literarischen Journal von Berlin (Januar 1794) Bruchstücke aus seiner Reise in die Schweiz, so wie einen 1789 in Paris, über den Zustand der Literatur in Frankreich, über Schriftsteller und Theater rc. geschriebenen Brief (Aprilheft) bekannt. Rastlos fuhr er mit größern und kleinern Arbeiten fort, welche größtentheils im Strome der Zeit verschwammen. Erst 1801 trat er mit seinen Mélanges de littérature et de philosophie hervor (Berlin, 2 Thle. 8.) welche 1809 zum zweiten Male gedruckt wurden. Noch größern Ruhm erwarb ihm aber sein Tableau des révolutions du système de politique de l'Europe depuis la fin du 15ième siecle (Berlin 1806, 4 Thle. 8.) und seine neueste Schrift über Souverainetät und Staatsverfassungen (Berlin. 3te Aufl. 1816). Die Reinheit und Würde des Styls, die Tiefe seiner Ansichten und die philosophischen Lehren der Politik, erhoben ihn zu den ersten Schriftstellern Frankreichs, und erwarben ihm als Geschichtschreiber und Publicisten schöne Verdienste um die Menschheit. Das Institut von Frankreich nannte ihn 1810 in seiner Sitzung öffentlich den würdigen Erben und Nachfolger des großen Leibnitz. Er selbst gab eine deutsche Uebersetzung dieses Werks (1806 in 8.) unter dem Titel Allgemeine Betrachtungen über die Geschichte rc. heraus. Der König von Preußen wußte seine Verdienste nicht besser anzuerkennen und zu belohnen, als indem er ihn zum Staatsrath und Hofmeister des Kronprinzen und seines Neffen, des Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig, ernannte, und ihn nach und nach zum Ritter des Civilverdienstordens und des preußischen rothen Adlers machte. Ancillon suchte durch Erfüllung seiner schweren Pflicht, sich für so viel Gnade und Vertrauen dankbar zu zeigen, ohne darum seine Thätigkeit als Schriftsteller aufzugeben, welche allein so vielen Ruhm ihm erworben hatte. Schon 1810 erschien seine merkwürdige Lobrede auf J. B. Merian, und wenige Monate nachher die vortreffliche Trauerrede auf den Tod der unvergeßlichen Königin Luise (Berlin 1810), welche aber in Frankreich unter der kaiserlichen Regierung streng verboten war. Das Jahr 1814 verschaffte ihm das Glück, mit seinen beiden königlichen Zöglingen Paris wieder zu besuchen.

Anchises, ein Sohn des Capys und Urenkel des Tros. Venus, von seiner Schönheit hingerissen, erschien ihm einst auf dem Ida (nach Andern am Simois) in Gestalt einer phrygischen Hirtin, gab sich seiner Umarmung hin und gebar ihm den Aeneas. Dieser rettete den

Greis auf seinen Schultern aus dem Brand von Troja und nahm ihn mit sich zu Schiffe. Er starb während der Reise auf Sicilien.

Andrieux (F. G. J. S.) einer der vorzüglichsten neuern franz. dramatischen Dichter, um das J. 1755 zu Melün geboren und vor der Revolution Secretär beim Herzog von Uzés. Durch seinen Eifer für die wahre Freiheit während der Revolution, für das Festhalten der Constitution und die reine Anwendung des Naturrechtes, zeichnete er sich nicht minder aus, als durch den leichten Witz, die treffenden Charaktere und die anmuthige Poesie in seinen vielen literarischen Arbeiten, welchen nur zuweilen die Feile, besonders hinsichtlich der Diction fehlt. Im J. 1798 trat er als Deputirter des Seine Departements in das gesetzgebende Corps ein, wo er durch seine Reden und Vorschläge über die Einrichtung der Primärschulen, die Freiheit der Presse und über die Ermordung der Gesandten zu Rastadt viel Aufsehen erregte. Nach dem 18. Brumaire wurde er Tribun, den 21. Juli 1800 Secretär, und im September Präsident des Tribunals, und zeigte sich überall mit Eifer und Festigkeit gegen die constitutionswidrigen Schritte des ersten Consuls und des Staatsraths, bis er ihrer Macht unterliegen und 1802 abtreten mußte. Dennoch ernannte ihn später der Kaiser zum Ritter der Ehrenlegion und zum Professor der Literatur am Collegium von Frankreich, und der schönen Wissenschaften bei der polytechnischen Schule, so wie der König ihn 1816 unter die Vierzig der französischen Akademie aufnahm. Sein vorzüglichstes, als classisch betrachtetes Werk ist Anaximandre.

Aeneas Sylvius, s. Aeneas und Piccolomini.

Anecdote (Griech.), das, was noch nicht herausgegeben oder bekannt gemacht worden ist. Wir verbinden aber mit diesem Worte gewöhnlich den Begriff einer kleinen, anziehenden Erzählung, einer merkwürdigen (öfter noch witzigen) Aeußerung, oder eines außerordentlichen (öfter noch geheimen oder lächerlichen) Vorfalles. Es ist die Definition dieses Begriffes um so schwieriger, als so Vielartiges darunter begriffen und zusammengefaßt wird. Wenn Anecdoten unbekannte Aufschlüsse über allgemein interessante Ereignisse oder das Leben merkwürdiger Personen liefern, oder eine besonders witzige Wendung nehmen, so vermögen sie in geselligen Kreisen besonders zu unterhalten, immer kommt es aber darauf an, daß sie zur rechten Zeit und mit feiner Redegewandtheit erzählt werden, in solchen Fällen vermag auch eine bereits oft gehörte Anecdote noch wohlgefälligen Eindruck zu machen. Anecdotenkrämer nennt man spottweise Personen, die bei jeder Gelegenheit ihren Vorrath an Vademecumsgeschichten ausschütten, und Anecdotenjäger besonders Reisebeschreiber, die ihre Beschreibungen immer mit solchen, oft unwahren oder unbedeutenden, Erzählungen ausputzen.

Anemoskop oder Anemometograph auch Plagoskop, Windzeiger oder Windmesser, wird jedes Werkzeug genannt, das die Richtung des Windes angibt. Die Wetterfahne, die man auf Thürmen und Dächern angebracht findet, ist das einfachste Anemoskop; dann hat man aber auch solche, wo sich die Fahne um eine bewegliche Spindel drehet, die dann durch die obere Decke der Gebäude bis zu dem Zimmer gehet, worin man die Beobachtung vornehmen will. An der Decke dieses Gemachs ist dann eine Windrose befindlich, und indem der Wind die Fahne und diese die Spindel drehet, gibt ein unten an selbiger angebrachter Zeiger auf der Windrose die Richtung jedes Luftstroms zu erkennen. Es gibt noch besonders künstliche Ane-

mskope oder eigentliche Anemometographe, die sogar in Abwesenheit des Beobachters, die Veränderung des Windes selbst aufzeichnen. Zu den vorzüglichern dieser Art rechnet man die von dem Professor Moscati und Ritter Marsilio Landriani. P. S.

Angelica (Nonne), s. Barnabiten.

Angiologie, die Adern- Lymphgefäßlehre.

Angoulême (Louis Antoine de Bourbon, Duc d'), Neffe des Königs und ältester Sohn des Grafen von Artois und Marie Theresiens von Savoyen, wurde geboren zu Versailles des 6. Aug. 1775. Er wanderte 1789 mit seinem Vater aus; länger als ein Jahr hielt er sich bei seinem Großvater in Turin auf, wo er mit dem Herzog von Berry vorzüglich mit dem Studium der Artillerie-Wissenschaft sich eifrigst beschäftigte. Im August 1792 stand er schon in Deutschland an der Spitze eines Corps von Emigrirten. Die ungünstigen Erfolge des ganzen Krieges zwangen ihn, den Schauplatz desselben zu verlassen. Er ließ sich mit seinem Vater zu Edimburg nieder, kehrte jedoch nach einiger Zeit nach Blankenburg zurück, ging endlich nach Rußland und nahm seinen Wohnsitz in Mietau. Hier vermählte er sich am 10. Juli 1799 mit der Prinzessin Marie Therese Charlotte de France, der einzigen Tochter seines unglücklichen Oheims von väterlicher Seite, Ludwigs XVI. Im J. 1801 verließ er Mietau und zog mit seiner Gemahlin und seinem Oheim Ludwig XVIII. nach Warschau unter Königl. Preußischen Schutz. Von hieraus erfolgte dann jene berühmte Weigerung der Bourbonen, an Bonaparte ihre Rechte auf die Krone von Frankreich abzutreten. Die Besorgnisse und das ehemalige System des Hofes von Berlin zwangen sie zur abermaligen Auswanderung nach Rußland, wo sie von Alexander I. die freundschaftliche Aufnahme fanden. Von hier ging der Herzog mit seiner Gemahlin und seinem Oheim nach England, wo Graf Artois sich schon längst niedergelassen hatte. Die ganze Bourbonische Familie wohnte auf dem einsamen Landgute Hartwell bei London, welches der König gekauft hatte, beisammen. Der große Schlag, welchen die Kriege von 1812 und 1813 vorbereitet hatten, geschah endlich 1814. Die feindlichen Heere, betraten Frankreichs Boden, und der Herzog von Wellington stand auch bereits an der westlichen Gränze. Der Herzog von Angoulême eilte, sich seinen Landsleuten zu zeigen. Am 2. Febr. 1814 kam er im brittisch-spanischen Hauptquartier zu St. Jean de Luz mit einigen Getreuen an und ließ sogleich von hier aus, jene berühmte Proclamation an die französische Armee ergehen („J'arrive, je suis en France, dans cette France qui m'est si chère"). Schon hatten sich die Bewohner von Bordeaux gegen Bonaparte erklärt, und nur noch keine Mittel gefunden, das Joch völlig abzuschütteln, aber täglich eilten die eifrigsten Royalisten an die Gränze, um dem Herzog ihre Dienste anzubieten. Dieser hielt endlich, unter dem Schutz der englischen Armee, am 21. März seinen feierlichen Einzug in Bordeaux. Feierlich verhieß der Herzog dem Maire vor den versammelten Bürgern unter lautem Freudengeschrei, Vergessenheit alles Vergangenen und Glück in der Zukunft! Drei Tage nachher erließ er jene denkwürdige Proclamation, worin er, Namens des Königs, vorzüglich Abschaffung der Conscription und gehässiger Abgaben, Ermuthigung des Handels und völlige Religionsfreiheit versprach; aber zu gleicher Zeit Ruhe und Ordnung, sonder allen Parteigeist, von den Franzosen verlangte. Unermüdlich in seinem Eifer für den König, eilte er von Stadt zu

Stadt, um Bürger und Soldaten zu gewinnen, und traf im Mai in Paris ein, wo er schon die ganze königliche Familie vereinigt fand. Er wurde zum General-Obersten der Kürassiere und Dragoner und zum Admiral von Frankreich ernannt. — Als vermuthlicher Thronerbe lebte er nun ruhig in Paris und erwarb sich immer neue Liebe durch seine bescheidene Milde und reine Frömmigkeit. Im Februar 1815 machte er mit seiner Gemahlin die so berühmt gewordene Reise in die mittäglichen Provinzen, und wurde überall mit dem regsten Enthusiasmus empfangen. In Bordeaux erhielt er am 9. März von Paris die Nachricht von der Landung Bonaparte's, und wurde mit der ausgedehntesten Vollmacht zum Generallieutenant des Königreichs ernannt. Sogleich reiste er ab, seine Gemahlin der Treue Bordeaux's vertrauend, und errichtete in Toulon ein neues Gouvernement, an dessen Spitze er den Grafen Damas, den Baron von Vitrolles stellte. Indessen hatten sich einige Linientruppen und Nationalgarden um ihn versammelt, mit welchen er, ohne Widerstand zu finden, bis gegen Montelimart vorrückte, und hier am 30. März zum ersten Mal die Napolionisten schlug, und in Folge dies Treffers am 1 April in Montelemart einzog. Von hier rückte er gegen Valence, um in möglichster Schnelligkeit Lyon zu besetzen, und damit gegen Bonaparte ein Uebergewicht zu gewinnen. Bei Loriol, auf den Höhen von Livron und an der Brücke über die Drome schlug er zum zweiten Mal die Insurgenten. Am 6. April wurde er bei St. Jaques angegriffen, bis gegen Valence zurückgedrängt, und von seinen Truppen verlassen. Bordeaux und Toulouse fielen ab, er selbst wurde bei Port St. Esprit angehalten und sechs Tage gefangen gesetzt, endlich freigegeben und mit seinen Getreuen auf das schwedische Fahrzeug Scandinavia zu Cette eingeschifft. Er stieg zu Barcelona ans Land und begab sich nach Madrid, wo ihn Ferdinand VII. aufs ehrenvollste empfing. Bald näherte er sich wieder der französischen Gränze, um neue Mittel gegen Bonaparte in Bewegung zu setzen. In Puycerda erfuhr er am 10. Juli, daß sich Marseille gegen Bonaparte empört hatte. Er schrieb sogleich an den königlichen Comité in dieser Stadt und ernannte den General Vicomte de Bruges bis zur Ankunft des Generallieutenants, Marquies de Rivière, provisorisch zum Gouverneur. Während deß hatte er selbst alle nach Spanien geflüchteten Franzosen an der Gränze in ein Corps versammelt, und wollte damit eben die Gränze überschreiten, als die Ereignisse in den Niederlanden Ludwig XVIII. die Thore der Hauptstadt wieder öffneten. Sogleich eilte der Herzog nach Bordeaux und nach Toulouse, wo er das königliche Gouvernement wieder herstellte und in kurzer Zeit viele Bataillone königlicher Freiwilligen errichtete, welche zu vierjährigen Diensten sich verbindlich machten und für ihn die Festungen in den Pyrenäen, in den Alpen und an den Küsten besetzten. Er besetzte die Präfecturen und Tribunale mit Königlichgesinnten. Nach seiner Zurückkunft nach Paris wurde er zum Präsidenten des Wahlcollegiums des Gironde-Departements ernannt, und reiste daher mit seiner Gemahlin am 15. Aug. nach Bordeaux ab, wo er die Sitzungen des Wahlcollegiums mit einer kräftigen Rede des Dankes und der Aufmunterung eröffnete, und das Vergnügen genoß, die Wahlen nach Wunsch ausfallen zu sehen. Am 12. Oct. wurde er zum Präsidenten des 5. Büreau der Chambre des Pairs ernannt, erschien aber eben so selten wie die übrigen Prinzen vom Hause, in ihrer Mitte. Politische Zänkereien und vielleicht mehr der stürmische Sectengeist zwi-

schen Katholiken und Protestanten, nöthigten den König bald, diesen Prinzen wieder in die mittäglichen Provinzen zu senden, wo nach einigen Ausbrüchen des Parteigeistes die Ruhe wieder hergestellt ward. Bei der darauf am französischen Hof eingetretenen Spannung, hervorgegangen aus den getheilten Ansichten, die der König einerseits, und die Prinzen des Hauses andererseits über den Zustand Frankreichs und die zu ergreifenden Maßregeln hegten, richteten diese Parteianführer oft den Blick auf ihn. Die später erfolgte Aussöhnung zwischen dem König und den Prinzen, scheint endlich diesen Zwist beendigt zu haben.

Angoulême (Marie Therese Charlotte, Madame Royale, F. de France, Duchesse d'), Tochter Ludwig XVI., wurde den 19. Dec. 1778 zu Versailles geboren. Frühe schon entwickelte sich in ihr ein scharfer durchdringender Verstand, ein kräftig energischer Wille, Hang zur geistigen Bildung und die zarteste Empfindung für das Unglück anderer. Kaiser Paul I., welcher als Comte du Nord Frankreich bereist hatte, nahm beim Abschiede die vierjährige Prinzessin zärtlich in seine Arme, und küßte sie mit den Worten: Leben Sie wohl, ich werde Sie nicht wieder sehen! — Herr Graf, erwiederte das Kind, ich werde zu ihnen kommen! — Wer hätte damals den Einfall des kindlichen Gemüthes für eine so traurig in Erfüllung gehende Prophezeihung gehalten? — Die Revolution brach mit allen ihren Schrecken herein, und die ganze königl. Familie wurde in einen der Thürme des Temple eingesperrt. Endlich wurde die Prinzessin im Dec. 1795 gegen die Deputirten, welche Dumouriez den Oestreichern in die Hände gespielt hatte, ausgewechselt und nach Wien geführt. Während ihres Aufenthalts in der Kaiserstadt hatte Ludwig XVIII. beschlossen, sie mit dem Herzog von Angoulême zu vermählen. Ihre Vermählung wurde in Mietau gefeiert. Der Kaiser von Rußland unterzeichnete den Vertrag, und hinterlegte ein Exemplar in dem Archiv seines Senates. Der politische Zustand Rußlands nöthigte sämmtliche Bourbonen im Januar 1802, dieß Reich zu verlassen und sich nach Warschau zu flüchten. Hier lebten sie ziemlich ruhige aber freudenleere Tage, bis gegen das Ende des Jahres 1806, wo die Siege Bonaparte's sie nöthigten, nach England zu flüchten. Von ihrem stillen Sitze zu Hartwell rief sie zum ersten Male die Einladung des Prinzen Regenten am 4. Juni 1811 nach London an den Hof, zur Geburtsfeier Georgs III., wo sie von dem ganzen Hofe mit der lebendigsten Theilnahme ausgezeichnet wurde. Der April 1814 brachte ihr endlich die frohe Kunde von dem Sturz des Kaisers und von der Wiedererhebung der Bourbonen auf den Thron von Frankreich, und schon am 4. Mai hielt sie mit dem König ihren Einzug in Paris. Bei der Zurückkehr Napoleons nach Frankreich befand sie sich mit ihrem Gemahl gerade in Bordeaux. Alle ihre Bemühungen, diese Stadt dem König zu erhalten, waren vergebens, sie schiffte sich nach England ein, ging nach Gent und kehrte von da, nach der neuen Veränderung der Dinge, nach Paris zurück.

Annunciaden heißen die Nonnen des geistlichen Ordens von der Verkündigung (Annunciatio) der Jungfrau Maria, welche zum zweiten Orden des heil. Franciscus gehören; vergl. d. Art. Franciscaner. Von diesem Orden unterscheidet sich der ebenfalls weibliche Orden der himmlischen Annunciaden, welche weiße Kleidung mit himmelblauem Scapulier und Mantel tragen und ein sehr strenges, bloß der Andacht gewidmetes Leben führen. Dieser

Orden entstand 1605 zu Genua und hatte es im 18ten Jahrhundert bis auf 50 Klöster in Italien, Frankreich und Deutschland gebracht. E.

Anschudde wird ein solches Stück Land genennet, welches von dem Flusse an das Ufer angesetzt wird.

Anspielung, Allusion, ist einer von den Tropen, welche eine Vorstellung durch eine aus einer andern Sphäre übergetragne bezeichnen, und besteht in der Beziehung eines Begriffs auf einen einzelnen bekannten Gegenstand, um demselben dadurch mehr Lebhaftigkeit zu ertheilen. In dieser Hinsicht ist die Anspielung meist ein Werk des Witzes und gefällt durch die gut combinirte Aehnlichkeit der beiden Ideen, in welcher häufig selbst eine Pointe enthalten liegt. Man kann aber von dieser metaphorischen Anspielung noch eine eigentliche unterscheiden, welche in einer leisen Hindeutung auf etwas, das nicht ausdrücklich gesagt werden sollte, dem andern aber hinzuzudenken überlassen wird, besteht. — Beide Arten der Anspielung sind auch dem bildenden Künstler verstattet, aber mit noch ungleich größerer Vorsicht als dem Redekünstler.

Antal, ein in Ungarn gebräuchliches Weinmaß, etwas größer als ein Anker.

Antediluvianisch, vorsündfluthlich, was vor der Sündfluth war. Daß unsere Erde und das Menschengeschlecht weit über die gewöhnlich mit dem Namen der Sündfluth (s. d. Art.) bezeichnete Ueberschwemmung hinausreiche, leidet keinen Zweifel, und mit Recht spricht man daher von einem antediluvianischen Zeitalter u. s. w. Die gelehrte Speculation hat aber auch von einer antediluvianischen Geistescultur und selbst Literatur geträumt und Forschungen darüber angestellt, die jedoch so wenig auf Thatsachen beruhen, daß sie zu den eitlen Bestrebungen des menschlichen Geistes zu zählen sind.

Anthropognosie (Griechisch), Menschenkunde, im Gegensatze von Anthropologie, Menschenlehre, in sofern sie jemand besitzt. Der Wunsch und das Bedürfniß, den Menschen, d. h. sich selbst, und insbesondere Andere kennen zu lernen, ward Veranlassung, die Menschenkunde auf verschiedenen Wegen zu suchen. Der einzig wahre Weg, durch Studium der Anthropologie und Psychologie zur Menschenkunde zu kommen, wurde vielmals verlassen, und versucht, auf Wegen von außenher, durch Studium körperlicher Eigenheiten zur Seelenkunde oder Kenntniß des innern Menschen zu gelangen. Diesen Bestrebungen hat die Chiromantie ihr Daseyn zu danken, und darin hat die verkehrte Anwendung der Physiognomik und der Schädellehre ihren Grund. Menschenkunde, d. h. Kenntniß der Menschen, wie sie sind, entwickelt sich nur aus der mehr oder minder vorhandenen Anlage oder dem dunkeln Gefühle, den innern Menschen zu verstehen, und wird wohl am sichersten durch Beobachtung der Menschen ausgebildet.

Anthropomorphiten oder Audianer nannte man die Anhänger des Audius oder Audäus, eines Lehrers in Syrien, der nach Scythien vertrieben, das Christenthum in den Gothen brachte, und um 370 n. Chr. starb. Den Bann der orthodoxen Kirche zog ihnen mehr ihr Beharren bei der alten, mit dem Pascha der Juden gleichzeitigen Osterfeier, ihre Abweichung von den üblichen Büßungen und ihr heftiger Eifer gegen unwürdige Priester zu, als ihre anthropomorphische Vorstellung von Gott, den sie sich in der Gestalt eines menschlichen Körpers dachten. Gegen das Ende des 4ten Jahrhun-

herab sah man sie noch als Separatisten von strengen Sitten zu kleinen Haufen in Syrien gesammelt, im 5ten Jahrh. verloren sie sich. Die italienischen Geistlichen zu Vicenza, die um das J. 938 wegen ähnlicher Bilder von Gott Anthropomorphiten gescholten wurden, bildeten keine Secte. E.

Antibachius, s. Rhythmus.

Antimonium, s. Spießglas.

Antiochia. So hießen mehrere Städte im Alterthum. Die berühmteste dieses Namens ist die Residenz der syrischen Könige, der Seleuciden, in Asien, am Orontes. Sie war eine der ansehnlichsten Städte und eine Pflegerin der Wissenschaften. Späterhin war sie der Sitz des römischen Statthalters und des Patriarchen von Asien. Ein anderes **Antiochia** (ad Pisidiam) lag in Groß-Phrygien, wurde von den Römern zu einer Colonie gemacht, und war vorzüglich berühmt durch einen Tempel der Luna.

Antiqua. Mit diesem Worte bezeichnen die Buchdrucker und Schriftgießer die Schrift, die man gemeinhin die **lateinische** nennt.

Antiquare nennt man einmal diejenigen Gelehrten, welche sich mit dem Studium der Antiquitäten beschäftigen, dann auch diejenigen, welche ausschließlich mit ältern und gebundenen Büchern handeln. In frühern Zeiten hielten die Buchhandlungen zugleich ein starkes Sortiment alter Bücher, wovon die der Elzeviere und Waesberge zu Leiden und Amsterdam, und von Fritsch, Gleditsch und Weidmann zu Leipzig am bekanntesten waren, und noch jetzt herrscht diese Sitte in allen außerhalb Deutschland gelegenen Ländern, weshalb auch daselbst die eigentlichen Antiquare (in Frankreich Bouquinistes genannt) eine sehr untergeordnete Rolle spielen. In London findet man bei Longman und Lackington, in Paris bei Renouard, in Madrid bei Sancha, in Florenz bei Molini, in Utrecht bei Wild und Altheer und in Leiden bei Luchtmanns die vollständigsten Lager. Nur in Deutschland, wo sich der Buchhandel am reinsten und regelmäßigsten ausgebildet hat, haben die eigentlichen Buchhändler den Vertrieb älterer Bücher den Antiquaren überlassen, von denen Weigel in Leipzig, Meusel in Coburg, Häßler in Hamburg und ehemals Jacobi in Berlin unter die bekanntesten gehören. A—z.

Antispast, s. Rhythmus.

Antonius der heilige, Stifter des Klosterlebens, geb. 251 zu Coma bei Heraclea in Oberägypten, ging, da er den Reiz der Wissenschaften nie kennen, wahrscheinlich auch nie lesen gelernt hatte, 285 in die Einsamkeit, um als Eremit der Andacht nachzuhängen. Um 305 sammelte er in Oberthebais mehrere Einsiedler um seine Hütte, wodurch die **cönobitische** (klösterliche) Lebensart der Mönche in gemeinschaftlichen Wohnungen entstand. Im Jahre 311 kam er nach Alexandrien, um unter den damaligen Christen-Verfolgungen die Ehre des Märtyrerthums zu suchen; da man ihm aber das Leben ließ, kehrte er zu den Lauren (Hütten) seiner Mönche zurück. Später überließ er diese Anstalt seinem Schüler Pachomius (s. **Klöster**), und begab sich mit zwei Freunden in eine noch entlegnere Einöde, wo er 355 starb. Daß er sich nur mit einem härnen Hemde und einem Schaaffell bekleidete und seinen Körper niemals reinigte, ist glaublicher, als die grotesken Erzählungen von seinen Visionen, Teufelskämpfen und Wundern, die er selbst bekannt gemacht und wahrscheinlich auch selbst erträumt hat, wie sie in seinem Leben vom h. Athanasius

zu lesen sind; denn alle seine Schritte zeugen von der Uebermacht seiner glühenden Phantasie und seiner dunklen Gefühle für religiöse Ascetik. Nicht so gewiß rühren die 7 Briefe und einige andre ascetische Schriften von ihm her, die schon das Alterthum ihm beilegte. Obgleich eben so wenig erweislich, daß er Mönchsregeln aufgesetzt, und daß er einen Orden gestiftet habe, ganz ungegründet ist, wollen doch die Mönche der schismatischen Kirchen im Orient z. B. Maroniten, Armenier, Jacobiten, Kopten und Abyssinier, dem angeblichen Orden des h. Antonius angehören. Sie folgen aber nur der Regel des h. Basilius. Als Heiliger der katholischen Kirche gilt Antonius viel. Das Gebet um seine Fürsprache soll gegen mancherlei Uebel, besonders gegen das nach ihm benannte Antoniusfeuer, eine im Mittelalter grassirende fürchterliche Krankheit, welche jedes davon befallene Glied dörrte und schwärzte, als wäre es verbrannt, sicher geholfen haben. Gaston, ein reicher Edelmann in der Dauphiné, der bei den angeblichen Gebeinen des h. Antonius zu St Didier la Mothe eine solche Kur für seinen Sohn erfleht hatte, stiftete aus Dankbarkeit 1095 die Hospitalbrüderschaft des h. Antonius zur Pflege der Kranken und Beschützung der Pilgrimme, deren erster Großmeister er war. Dieser Orden erhielt auf der Kirchensammlung zu Clermont 1096 päpstliche Bestätigung, übernahm 1218 die Mönchsgelübde und wurde von Bonifaz VIII. 1298 zu einer Congregation regulirter Chorherren nach der Regel des h. Augustinus mit der Bestimmung erklärt, daß der Großmeister Abt heißen, zu St. Didier la Mothe residiren und General aller Klöster des Ordens seyn sollte. Die Prioren der Klöster nannten sich Comthure, später Präceptoren und waren dem Abt untergeben. Die Kleidung dieser Antonier, auch Antonianer oder Antonierherren, wie sie nun als Canonici hießen, war schwarz und mit einem blauemaillirten T auf der Brust ausgezeichnet. Ihre ursprüngliche Bestimmung haben sie als Chorherren aufgegeben und sich dem contemplativen Leben der Andacht gewidmet. Wallfahrten zum Grabe des h. Antonius und Schenkungen machten sie reich und verschafften ihrem Orden eine weite Ausbreitung. Ihr Präceptor zu Lichtenberg im sächsischen Churkreise war vor der Reformation Kanzler der Universität Wittenberg und auch nach der Reformation zählten sie noch bis in das 18te Jahrh. 30 Klöster (die meisten in Frankreich); aber keins derselben hat das 19te Jahrh. erlebt. E.

Apel (August), war 1771 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Bürgermeister war. Seinen früheren Unterricht erhielt er durch Privatlehrer und auf der Thomasschule. Hierauf studirte er von 1789 an zu Leipzig und Wittenberg, disputirte 1791 über Discrimen inter delicta atrocia et levia statuendum, ward 1795 durch die Disputation: Quaedam de origine rusticorum dotalium, eorumque inprimis in Saxonia conditione Doctor der Rechte, Rathsherr u. s. w. und starb am 9. Aug. 1816 an einer Halsentzündung bei sonst frischer Gesundheit. Er war eine der reichst begabten Naturen. Sein kräftig männlicher Geist mußte durch manche, zum Theil verschrobene Gemüthsverhältnisse sich hindurch kämpfen, ehe er das Wahre vom Falschen unterscheiden und den echten Werth der Dinge kennen lernte. Aber desto entschiedener war er auch fortan allem Niedrigen, Kleinlichen, Unfreien im Leben feind, desto unverwandter sein Blick auf das Hohe und Bleibende gerichtet und desto eifriger baute er die innere Welt der Wissenschaft und Kunst an. Mit rei-

hen Kenntnissen und scharfem Beobachtungs- und Combinationsgeiste ausgestattet, wandte er seine Forschungen nach allen Seiten in dem weiten Gebiet der Natur. Von seiner Philosophie des Geistes liegen theils in der frühern leipziger und in der jenaer Literaturzeitung, theils in der musikalischen Zeitung zahlreiche Proben vor, die einen tiefen, gründlichen, in großem Style gebildeten Geist verrathen. Von seinen Dichtungen ist der Welt bis jetzt nur das Wenigste bekannt. Seine lyrischen Poesien sind theils in den Cicaden, theils in dem Gespensterbuch zu finden. In letzterm sind ausschließlich Novellen in schauerlichem Styl, unter welchen einige, wie der Freischütz und das stille Kind, classisch geworden sind. Zu derselben Gattung von Erzeugnissen gehört das Gottesgericht, Pater Anselmos peinliche Klage und andre. Daß ihm aber auch die Tiefen des Gefühls eben so wie der zarte und feine Scherz nicht fremd waren, dafür zeugen Ines und Pedro, die Mondsteine, der Hahn im Korbe u. s. w. Alle seine Darstellungen zeichnen sich durch eine sichere feste Hand, eine kräftige klare Anschauung, durch feines Korn und Glätte der Sprache aus. Seine Tragödien Polyidos, die Aitolier und Kallirrhoe richtig zu würdigen, muß man wissen, daß alle drei bruchstückliche Ergebnisse seines Studiums und seiner Ansicht der antiken Tragödie sind, in dichterischer Form nachbildlich dargelegt, und daß es mit erstern auf eine Nachbildung in Aschyleischem, und dem zweiten auf eine in Euripideischem Styl abgesehen seyn mochte, daß für die Sophokleische der Themistokles bestimmt war, daß endlich Kallirrhoe den Uebergang aus dem Antiken in das Moderne bezeichnen soll. Den ganzen Kreis schließt als satyrisches Drama Herakles in Lydien, der sich ganz vollendet in seinem Nachlasse findet. Aber auch die Perioden moderner Tragik sollten als Gegenstück in andern Tragödien erscheinen, von denen er den Faust und ein anderes romantisches Drama vollendet hat. Betrachtet man die genannten Dramen, zu denen noch der bisher wohl nicht genug gewürdigte Kunz von Kaufungen kommt, aus dem angegebenen Gesichtspunkt, so wird man, statt dem Dichter seine Vorliebe für die Form als einseitig zum Vorwurf zu machen, vielmehr bewundern, mit welcher Freiheit und Meisterschaft er die jedesmal dem Zweck entsprechende sich anzueignen verstanden. Seinen schönsten und bleibendsten Ruhm aber sollte Apel einem Werke verdanken, zu dem jene Arbeiten die Veranlassung gaben, wir meinen seiner Metrik. Ein allseitiges Studium der Verskunst nach dem Herrmannischen Lehrbuche führte ihn auf die seinem Führer entgegengesetzte Tacttheorie, deren Richtigkeit sich ihm bei jedem Schritte bestätigte; seinem klaren Geiste fügten sich schnell und leicht die Theile zum System zusammen. Er gab die Hauptsätze seiner Theorie, hauptsächlich mit Hinsicht auf die Ioniker, als Aphorismen hinter den Aitoliern. Hierauf zeigte er ihren Folgebestand in einer eignen Abhandlung über Rhythmus und Metrum (Mus. Zeit. 1817 — 8.), wo er alle Versarten, jede vom Monometer an, durchging, verwandte Rhythmen in der Musik und in antiken wie modernen Versen nachwies und mit seltenem Scharfsinn entwickelte. Hermanns Widerspruch blieb von Apel unbeantwortet, welcher sich dagegen durch fortgesetzte Forschungen von der Richtigkeit seiner Theorie immer mehr überzeugte, die er endlich nach zehnjährigem Studium in seiner Metrik der Welt ausführlich vorzulegen begonnen hatte, als der Tod ihn übereilte. Zwar ist zu be-

klagen, daß ihm die Beendigung dieses Werks nicht vergönnt war, noch mehr, daß er uns nicht wie er später thun wollte, sein System in strenger mathematischer Methode mitgetheilt hat; für die Sache selbst ist jedoch nichts dadurch verloren. Denn gewiß, so lange man noch mit den Ohren, nicht mit den Augen hören, so lange man noch die antike und moderne Welt nicht als zwei einander ausschließende und lediglich abstoßende, sondern immer mehr als einander gegenseitig fodernde und ergänzende erkennen wird, so lange noch männlicher Ernst, redlicher Fleiß, seltener Tief- und Scharfblick, rücksichtslose Liebe zur Sache, achtungswerth bleiben, so lange steht zu hoffen, daß die Apelsche Metrik immer mehr Eingang finden wird, der bisher nur Vorurtheil und ein eben nicht ziemliches Vornehmthun den Weg vertraten.

Apellanten, eine religiöse Parthei, s. Unigenitus.

Apertur (lat.), eigentlich die Oeffnung. Insbesondere Jus aperturae, das Recht eines Lehnherrn, von seinen Vasallen zu fordern, ihm zu jeder Zeit seine Festungen zu öffnen und Besatzung einzunehmen.

Apollodor, der Sohn des Asclepiades, ein berühmter Grammatiker, lebte etwa 150 Jahre vor Chr. Geb. Er studirte die Philosophie unter Panätius und die Grammatik (im Sinne der Alten) unter Aristarch. Sein Ruf stieg bald so hoch, daß die Amphictyonen ihm öffentliche Ehren zuerkannten. Er hatte ein Werk über die Götter, einen Commentar über Homers Schiffscatalog und ein versificirtes Geschichtsbuch verfaßt. Das Werk, welches wir unter dem Titel Bibliothek angeblich von ihm besitzen, ist wahrscheinlich ein Auszug der genannten und gewiß nicht von Apollodor. Aber auch so ist es für Götter- und Heldengeschichte sehr wichtig. Die besten Ausgaben sind von Heyne (2te Aufl. Göttingen 1803) und von Clavier (Paris 1805).

Apostelbrüder, Apostelorden nannte Gerhard Sagarelli aus Parma einen Orden ohne Clausur, den er zur Nachahmung der Kleidung, Armuth und unstäten Lebensart der Apostel Jesu um d. J. 1260 stiftete. Bettelnd, predigend, singend zogen sie baarfuß in Italien, der Schweiz und Frankreich umher, verkündigten die Ankunft des Himmelreichs und beßre Zeiten, hatten Weiber in ihrem Gefolge, wie einst die Apostel Gefährtinnen, und kamen, wohl nicht ohne Grund, in den Verdacht unsittlicher Vertraulichkeiten mit diesen Schwestern. Die päpstliche Bestätigung erhielt diese Gesellschaft nicht, vielmehr erklärte Honorius IV. sie 1286 für aufgehoben. Obgleich nun von Inquisitoren verfolgt, trieben sie ihr Wesen immer herumschweifend fort, und da Sagarelli 1300 als Ketzer verbrannt worden war, fand sich ein anderer Oberapostel Dolcino, ein kluger Mailänder, der seine auf 1400 Glieder angewachsene Schaar mit Weissagungen tröstete. Seit 1304 heftig bedrängt, mußten sie aus verschanzten Lagern einen Vertheidigungskrieg führen, in dem sie über nothgedrungenen Räubereien und Gefechten ihre erste Bestimmung ganz vergaßen, und nachdem sie ein großes Gebiet im Mailändischen verheert hatten, 1307 von bischöflichen Truppen auf ihrem festen Berge Zebello bei Vercelli überwältigt und fast ganz vernichtet wurden. Ihr kühner Anführer Dolcino starb in Flammen. Noch später zeigten sich Reste dieser Apostler in der Lombardei und im südlichen Frankreich bis 1368. Ihre Ketzerei bestand in Schmähungen auf den Papst und die Klerisei. E.

Apostool, Apostolen, s. Wiedertäufer.

Appel, in der Militärsprache das durch die Trompeten oder Trommeln gegebene Zeichen, worauf sich die Soldaten versammeln, oder womit sie morgens geweckt werden. Man hat dies Wort zuweilen mit Ruf übersetzt, und könnte in dieser Beziehung insbesondere Morgenruf sagen. In der Jägersprache nennt man die Aufmerksamkeit der Hunde auf den Ruf des Jägers Appel.

Appian, aus Alexandria, lebte als Sachwalter und Besorger der kaiserlichen Einkünfte unter Trajan, Hadrian und Antoninus Pius in Rom, und schrieb eine römische Geschichte, von den ältesten Zeiten an bis auf Augustus, in 24 Bdn., wovon wir noch die Hälfte haben. Die beste neuere Ausgabe ist die von Schweighäuser (Straßburg 1785 — 1785); deutsch von Dillenius.

Appiani (Andrea), einer der berühmtesten neueren italienischen Maler, stammt aus einer alten adeligen aber herabgekommenen Familie, und ist gegen das Jahr 1750 zu Bosizio im Mailändischen geboren. Von frühester Jugend an, zeigte er schon entschiedene Neigung und Anlage zur Malerei. Seine Armuth zwang ihn bei Decorationsmalern verschiedener Theater zu arbeiten, wobei es ihm denn gelang, die anatomischen und Zeichenschulen mit besuchen zu können. Die Geschäfte seiner Principale führten ihn von Stadt zu Stadt. Der längere Aufenthalt zu Parma, Bologna und Florenz gab ihm Gelegenheit die Werke großer Meister zu studiren, wornach denn sein Styl, sich selbst überlassen, natürlich völlig originell werden mußte. Nun besuchte er Rom und wiederholte diese Reise dreimal, um immer tiefer in das beinahe gänzlich verlorne Geheimniß Raphael'scher Frescomalerei einzudringen. Bald übertraf er auch in dieser Art alle lebenden Maler in Italien und bewies seine herrliche Kunst vorzüglich in der Kuppel der Kirche Santa Maria di S. Celso in Mailand (welches Gemälde in einem Kupferstich erschien) und in den Wandgemälden und Plafonds, welche er seinem Gönner dem Statthalter Erzherzog Ferdinand in dessen Landhaus zu Monza (1795) verfertigte. Bonaparte that alles mögliche (seit 1796), um diesen Künstler zu gewinnen; er ernannte ihn zum königlichen Hofmaler mit einem bedeutenden Gehalt, ertheilte ihm das Legionskreuz und den Orden der eisernen Krone, und endlich das Diplom als Mitglied des Instituts der Wissenschaften und Künste von Italien. Appiani malte in der Folge die Bildnisse Bonaparte's, des Vicekönigs, der Vicekönigin und beinahe der ganzen kaiserlichen Familie, selbst den Cardinal Fesch nicht ausgenommen, so wie die Bildnisse mehrerer Generale, Minister ꝛc. Seine schönsten Werke aber sind die Deckengemälde im königlichen Pallast zu Mailand, Allegorien aus und auf Bonaparte's Leben, und sein Apollo mit den Musen in der Villa Bonaparte. Beinahe alle Palläste Mailands prangen mit seinen Frescoarbeiten. Weniger Glück machten seine Oelgemälde, welche er in Paris ausstellen ließ. Sein Meisterstück hatte er im königl. Pallaste zu Mailand begonnen, als ihn (1813 im April) plötzlich der Schlag rührte, und zu fernerer Arbeit untüchtig machte. Trotz dem Ruhm seines Pinsels lebte er dennoch mit einer zahlreichen Familie in der letzten Zeit seines Lebens in sehr beschränkten Verhältnissen, da der Fall Bonaparte's ihn seines ganzen Gehaltes beraubte, und er doch nichts mehr verdienen konnte, bis er im Herbste 1817 starb. Alle seine Gemälde von und für Bonaparte sind unversehrt erhalten worden.

Apsiden werden in der Astronomie die beiden Punkte der Erdnähe (Perigaeum) und Erdferne (Apogaeum) genannt, die immer 180 Grade auseinander liegen. Die gerade Linie nämlich, welche jene beiden Punkte vereiniget, ist ein Durchmesser der Himmelskugel, und geht daher durch den Mittelpunkt der Erde. Wenn man zur Zeit der Sonnenwenden den ältern Stand der Sonne mit den neuern Ständen derselben vergleicht, so findet man, daß sich die Apsiden am Himmel, wiewohl nur langsam, verrücken, und daher ihre Länge jährlich um 1 Min. 6 Sec. zunimmt. Es geht hieraus hervor, daß die Sonne, wenn sie von einer Erdferne ausgeht, mehr als ein tropisches, ja sogar mehr als ein Sternenjahr Zeit braucht, um wieder zur Erdferne zu gelangen. Diese ganze Umlaufszeit, die 26 Minuten 34½ Secunde länger als das tropische Jahr währt, nennt man ein anomalistisches Jahr. P. S.

Aquamarin (Lat.), meerwasserfarbig, meergrüne Farbe. Daher wird auch der Beryll zuweilen bloß Aquamarin genannt.

Aquaviva, Jesuiten-General, s. Jesuiten.

Aquileja, zur Zeit der römischen Kaiser eine berühmte Stadt in Oberitalien, die einen sehr blühenden Handel führte. Mark Aurel erhob sie zur ersten Festung des Reichs; sie war der Schlüssel Italiens gegen die Barbaren. Im J. 452 zerstörte sie Attila. Seitdem stand ein ärmliches Schifferdorf auf ihrer Stelle. Die Einwohner hatten sich auf die Inseln geflüchtet, wo nachher Venedig erbaut wurde.

Aequinoctialstürme, diejenigen Stürme, welche zur Zeit des Aequinoctiums ausbrechen. Kurz vor und nach diesem Zeitpunkte pflegen ungewöhnliche Stürme die Meere zu beunruhigen, daher die Schiffahrt in dieser Zeit höchst gefährlich ist. Die Schiffe suchen zwar gewöhnlich die Häfen, allein auch darin droht ihnen oft Gefahr. Ueber die Ursachen dieser Stürme weiß uns die physikalische Geographie noch keinen Aufschluß zu geben, nicht einmal der Zeitpunkt ihres Ausbruchs kann genau angegeben werden.

Aquitanien, der lateinische Name einer gallischen Provinz, welche bei den Celten Armorica hieß, und die Gegenden an der Küste des Oceans, von der Garonne bis an die Pyrenäen und vom Meere bis Toulouse umfaßte. Zur Zeit Augusts war Aquitanien eine römische Provinz, die von der Loire bis an die Pyrenäen reichte.

Aequivoca, s. Analogie.

Arabisches Meer, ein Theil des östlichen Oceans an den Südküsten Arabiens. — Arabischer Meerbusen, s. Rothes Meer.

Aratus, ein griechischer Dichter, geboren zu Solis (Pompejopolis) in Cilicien. Er war ein Zeitgenosse Theokrits und stand in Gunst bei Ptolemäus Philadelphus und in steter Freundschaft mit Antigonus Gonatas, dem Sohn des Demetrius Poliorcetes. Er soll mehrere Werke verfaßt und vor Aristarch eine Ausgabe des Homer besorgt haben. Wir kennen ihn nur aus seinem Gedicht Phaenomena, worin er uns alles, was man damals vom Himmel wußte und kannte, überliefert hat, wiewohl man Ursache hat zu glauben, daß er selbst nicht Astronom war. Er handelt darin von der Natur und Bewegung der Gestirne und von astrologischen Gegenständen. In welchem Ansehen er bei den Alten stand, erkennt man daraus, daß Cicero, Germanicus Cäsar, Ovid nnd Avienus ihn übersetzten und Hipparch ihn commentirte. Die besten Ausgaben sind von Fell

(Oxford 1672, 8.) und von Buhle (Leipzig 1793 — 1801, 2 Bände, 8.), an welche sich die neueste Ausgabe von Matthiä, 1817 anreiht.

Arbeit (Nationalökonomie) heißt die Aeußerung der Thätigkeit sowohl der Natur als des Menschen hinsichtlich der Hervorbringung von Dingen, welche Güter seyn können. Selten bringt die Natur ohne Mitwirkung des Menschen und eben so selten der Mensch ohne Mitwirkung der Natur dergleichen Dinge hervor, in den meisten Fällen verdanken dieselben ihr Entstehen der vereinten Arbeit der Natur und des Menschen. Die Arbeit ist schaffend (productiv), wenn durch sie irgend etwas Neues zur Erscheinung kommt, steril (unproductiv), wenn dieß nicht der Fall ist (s. Production). Die schaffende Arbeit ist entweder Werth-schaffend oder Unwerth-schaffend, ersteres, wenn sie Güter, letzteres, wenn sie bloße Dinge, welche nicht zugleich Güter sind, zur Erscheinung bringt. Die Güter aber, welche die werthschaffende Arbeit hervorbringt, übertreffen entweder, sey es ihrem Werthe oder ihrem wirklichen Preise nach, die auf ihre Hervorbringung verwandte Gütermasse, oder sie gleichen diese Gütermasse bloß aus, oder sie stehen sogar unter derselben. Im ersten Falle nennt man die Arbeit Werth-vermehrend, im zweiten Werth-ausgleichend und im dritten Werth-vermindernd. Nicht jede in Thätigkeit gesetzte Werth-schaffende Kraft des menschlichen Geistes, nicht jede Arbeit vermag zu wirken auf Erhöhung des Wohlstandes der Einzelnen und des Volks, sondern nur die Werth-vermehrende Arbeit, denn die Werth-ausgleichende läßt den Wohlstand unverändert und die Werth-vermindernde schwächt sogar denselben. Nicht auf möglichst vollkommene Uebung der bloßen Werth-schaffenden Kraft eines Volks muß daher die Aufmerksamkeit derer gerichtet seyn, welche Nationalreichthum zu befördern streben, sondern vielmehr auf möglichst größte Belebung und Entwickelung der Werth-vermehrenden, schaffenden Kräfte. Werthschaffend ist übrigens jede Arbeit, durch welche Güter hervorgebracht werden, die Güter mögen sinnlich oder geistig seyn, sie mögen einen dauernden oder vorübergehenden Nutzen gewähren, sie mögen unmittelbar oder mittelbar aus derselben hervorgehen. Geistige Güter haben zwar nie einen Tauschwerth, aber um so höher kann ihr Gebrauchswerth und ihr mittelbarer Einfluß auf Hervorbringung von Gütern seyn, welche Tauschwerth besitzen; daher kann oft die Arbeit, welche geistige Güter hervorbringt, mit weit größerm Rechte eine Werthschaffende genannt werden, als diejenige, welche sinnliche Güter erzeugt. K. M.

Arbeitshäuser, sind von Regierungen oder Vereinen errichtete Anstalten, in welchen arbeitslose Menschen gegen einen mäßigen Lohn Beschäftigung finden, indem die Gründer das nöthige Material anschaffen und die Fabrikate dann verhandeln. Sie sind entweder Armen-(Beschäftigungsanstalten) oder Straf-Arbeitshäuser: jene sind bloß zur Beschäftigung der Arbeitslosen bestimmt, und die Arbeiter sind entweder freiwillig darin, oder werden durch die Polizei dahin gebracht; diese sind für Criminalverbrecher bestimmt und dienen zu ihrer Züchtigung und Besserung. Beide sind unstreitig dem Staate sehr vortheilhaft, da erstere zur Verhütung des Bettelns, letztere dazu dienen, die Züchtlinge an Arbeitsamkeit zu gewöhnen und dem Staate ihre Ernährung zu erleichtern. Die Art der Beschäftigung wird von den lokalen Umständen bestimmt, vor allem aber muß darauf geachtet

werden, daß es solche Beschäftigungen sind, deren Handgriffe leicht erlernt werden können. Die Humanität fordert menschenfreundliche Berücksichtigung der Gesundheit der Arbeitenden, besonders der Kinder, damit dem Staate nicht um eines augenblicklichen kleinen Vortheils willen Krüppel zuwachsen. Am glücklichsten ist der Staat, dessen Einwohner bei wohlgeleitetem Landbau Beschäftigung genug finden, daß sie nicht nöthig haben, sich in Arbeitshäuser zusammenstecken zu lassen. — Was die Strafarbeitshäuser betrifft, so treten dieselben Rücksichten ein, nur mit dem Unterschiede, daß allenfalls die Bildung mehrerer Handwerker darin anzuempfehlen seyn möchte, damit der Züchtling, wenn er seine Strafjahre überlebt, ein Mittel habe, sich redlich zu nähren. Einige Regierungen, wie z. B. die baiersche, geben hierin nachahmungswürdige Beispiele; ja lassen sogar vom Ertrag der freiwilligen Arbeiten des Sträflings einiges zurücklegen, damit er beim Austritt aus dem Hause einen Sparpfennig mitnehmen könne. Man vergl. hierüber die Schriften von Lotz und Weweld.

Arbeitslohn (Nationalökonomie), heißt das Einkommen, das menschliche Arbeit gewährt. Da die Klasse der Staatsbürger, deren einzige Quelle das Einkommen ihrer Arbeit ist, überall die stärkere Hälfte der Nation bildet, so muß auch immer mit der Höhe des Arbeitslohns der Nationalwohlstand überhaupt in genauem Verhältniß stehen; um aber diese Höhe zu beurtheilen, ist jedesmal erforderlich, den Nennwerth vom Sachwerthe sorgfältig zu unterscheiden. Es kommt nämlich hierbei nicht auf die Anzahl von Groschen an, welche den Arbeitern als Lohn zu Theil wird, sondern vielmehr auf den Werth der Güter, in deren Besitz sie sich vermittelst dieser Groschen zu setzen vermögen. In jenem Lande ist der gewöhnliche Tagelohn eines gemeinen Arbeiters acht, in diesem nur sechs Groschen, und dennoch steht sich der Arbeiter in diesem Lande besser als in jenem, ist er im Stande, eine größere Masse von Werthen mit sechs Groschen einzutauschen, als der erstere mit acht Groschen. Die Höhe oder Niedrigkeit des Arbeitslohns hängt zunächst und vorzüglich von dem Verhältnisse ab, in welchem die Angebote der Arbeit zu ihrer Nachfrage stehen. Ist die Klasse der Arbeiter nicht groß genug, um die Nachfrage nach Arbeit zu befriedigen, so wird der Arbeitslohn hoch stehen, die Unternehmer von Gewerben müssen in diesem Falle die Arbeiter nicht bloß für den Betrag des Werths ihrer Arbeit belohnen, sondern auch noch dafür, daß sie sich geneigt finden lassen, für sie zu arbeiten, ist hingegen die Klasse der Arbeiter verhältnißmäßig größer, als die Menge der Arbeit-Begehrenden, so wird der Arbeitslohn niedrig seyn; die Arbeiter werden nicht den vollen Betrag des Werths ihrer Arbeitsproducte erhalten, sondern sich entschließen müssen, hiervon den Unternehmern etwas abzugeben, dafür, daß diese ihnen Gelegenheit verschaffen, sich nützlich zu beschäftigen. Beide, die Höhe und die Niedrigkeit des Arbeitslohns haben indessen ihre natürlichen Grenzen. Der äußerste Punkt, auf welchen derselbe gesteigert werden kann, ist die Höhe, bei der er die Rente des zur Beschäftigung der Arbeiter aufgewendeten Kapitals verschlingt, der niedrigste Punkt aber, bis zu welchem derselbe herabsinken kann, ist der Betrag, der gerade hinreicht zur Befriedigung der allernothwendigsten Bedürfnisse des Arbeiters. Von dieser niedrigsten Stufe steigt der Arbeitslohn mit der Nachfrage, letztere aber nimmt zu mit den Fonds, welche auf Beschäftigung arbeitender Hände verwandt werden.

Nicht die Höhe, zu welcher der Nationalreichthum bereits gelangt ist, sondern sein fortwährendes Wachsen ist es daher hauptsächlich, was das Steigen des Arbeitslohns veranlaßt, deshalb sehen wir, daß nicht in den reichsten Ländern, sondern in den aufblühenden, in denen, welche am schnellsten reich werden, der Arbeitslohn am höchsten ist. Das weit reichere England z. B. giebt nicht den großen Lohn seinen Arbeitern, der in den weit ärmeren Staaten von Amerika gereicht wird. Daher sind die Zeiten die glücklichsten für den größten Theil des Volks, für die arbeitende Klasse, in welchen die Gesellschaft mit raschen Schritten ihrem höchsten Flor sich nähert; daher ist des Arbeiters Lage kläglich, wenn der Wohlstand still steht, und elend, wenn er sinkt. Ueber hohen Arbeitslohn, die Folge des wachsenden Nationalreichthums, klagen, wie häufig geschieht, heißt daher: über die nothwendige Ursache und Wirkung des größten Glücks klagen, was der Staatsgesellschaft zu Theil werden kann. Bloß in einem tadelnswerthen Egoismus der übrigen Bürgerklassen haben dergleichen Klagen gewöhnlich ihren Grund. K. M.

Arbela, ein kleiner Ort in Chaldäa, berühmt durch die entscheidende Schlacht, die in seiner Nähe Alexander der Gr. dem Darius lieferte (s. Alexander).

Archi, ein ursprünglich griechisches Wort, das mehreren, besonders kirchlichen, Amtstiteln vorgesetzt wird, entspricht der deutschen Vorsylbe „Erz" und bezeichnet einen höhern Grad der Würde, vor deren Titel es steht z. B. Archidux, Erzherzog, Archiepiscopus, Erzbischof, Archipresbyter, Erzpriester, Archidiaconus, oberster Diaconus, Archimandriten, Erzäbte oder Generaläbte, heißen diejenigen Aebte in der griechischen Kirche, die über mehrere Aebte und Klöster die Aufsicht führen, weil in der alten griechischen Kirche die Aebte Mandrä genannt wurden. In Sicilien nennen sich einige Aebte so, weil ihre Klöster ursprünglich von griechischer Stiftung sind und der Regel des heil. Basilius folgen. Auch die Generaläbte der unirten Griechen in Polen, Galizien, Siebenbürgen, Ungarn, Slavonien und Venedig führen diesen Titel. F.

Archytas. Ein berühmter Pythagoreischer Philosoph zu Tarent in Unteritalien zu Plato's Zeit, der sich besonders um die Mathematik verdient machte und mehrere kunstreiche Maschinen oder sogenannte Automate verfertigt haben soll, untern andern eine Taube, die sich scheinbar selbst bewegte. Doch lauten manche dieser Nachrichten von seiner Kunst etwas fabelhaft.

Arelat, Arelatisches Reich, hieß von seiner Hauptstadt Arles das Herzogthum Burgund mit Provenze, das im 9ten Jahrhundert den Titel eines Königreichs auf einige Zeit führte. (S. Burgund.)

Arena, s. Amphitheater.

Aretin (Adam, Freiherr von), gegenwärtig Gesandter des Königs von Baiern am Bundestage zu Frankfurt, ist den 24. Aug. 1769 zu Ingolstadt an der Donau geboren, widmete sich früh dem Studium der Rechtswissenschaft, und trat nach vollendeten Studienjahren in Staatsdienste. Er versuchte sich als Schriftsteller, konnte aber darin zu keiner Auszeichnung gelangen. Glücklicher war er im Staatsdienste; er schwang sich im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten unter Montgelas bis zum Vorstande der diplomatischen Section empor, sah seine Bemühungen mit Verdienstorden belohnt,

und ward, als im Febr. 1817 der Graf Rechberg das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, an dessen Statt nach Frankfurt geschickt. Um über seine diplomatischen Einsichten zu urtheilen, bemerken wir, daß er der Verfasser des im Oct. 1813 von Seiten Baierns gegen Frankreich bekannt gemachten Manifests war.

Aretin (Christoph, Freiherr von), einer der talentvollsten baierischen Staatsdiener, ist den 12. Dec. 1773 zu München geboren. Während seines Aufenthalts auf der universität Ingolstadt war er in die Illuminatengeschichte verflochten, trat früh in Staatsdienste, und wurde bei der zur Zeit des Regierungsantritts des jetzigen Königs vorgenommenen Organisation 1799, Landesdirectionsrath. Bei dem Streite der baierschen Landstände mit der Regierung im Jahre 1800 und 1801 war er als Schriftsteller nicht unthätig, ward 1803 nach der Aufhebung der Klöster als Regierungscommissär zur Durchsuchung der Klosterbibliotheken abgeschickt, gelangte 1804 zur Stelle des Vicepräsidenten der Akademie der Wissenschaften, und wurde mit der Aufsicht der Centralbibliothek in München beauftragt. Er war jetzt als Schriftsteller unermüdet thätig, gab mit Babo und später mit Scherer von 1804 — 1806 ein Tagblatt, Aurora, heraus, das er zum Theil noch später, als neuen literarischen Anzeiger, fortsetzte, und machte noch viele andere Werke bekannt, unter denen wir nur folgende bemerken. Aussprüche der Minnegerichte, aus alten Handschriften gezogen, München 1803; Geschichte der Juden in Baiern, Landshut 1803; Aelteste Sage über die Geburt Carls des Großen, München 1803; Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik, Sulzbach 1810; Beiträge zur Geschichte und Literatur, vorzüglich aus den Schätzen der münchner Hof- und Nationalbibliothek, München 1806. Als Herausgeber der Allemannia (1815 und 1816), einer Zeitschrift, deren Tendenz im nördlichen Deutschland sehr mißfiel, da sie das politische System Baierns und des Minister Montgelas blind zu erheben, und das entgegengesetzte Preußens und seiner Alliirten, sogar auf Kosten der Wahrheit und der Rechtlichkeit, zu bekämpfen suchte, so wie früher in ewigen und hämischen Streitigkeiten mit den nach Baiern berufenen protestantischen Gelehrten, zeigte sich Aretin von einer sehr leidenschaftlichen Seite, wodurch er selbst seinem Hofe mißfiel, und deßhalb von München nach Neuburg versetzt wurde.

Argent haché (franz.), wörtlich zerhacktes Silber. Man versteht aber darunter unedles Metall, das nur mit Silber überzogen ist.

Argo, s. Argonauten.

Argolis, Argolia, Argos, die westliche Landschaft des Peloponnes, die gegen Norden an Achaja, gegen Nordost an den Saronischen Meerbusen, gegen Westen an Arcadien, gegen Süden an Laconien und gegen Südwest an den Argolischen Meerbusen gränzte. Das Land ist trefflich; Hügel und Berge wechseln mit fruchtbaren Ebenen und Thälern. Argolis wurde früh cultivirt; Inachus und Danaus ließen sich hier nieder: Adrast, Eurystheus, Diomedes, Agamemnon hatten hier ihre Staaten: Perseus und Hercules wurden hier geboren. Schon von den ältesten Zeiten her zerfiel es in die kleinen Reiche Argos, Mycenä, Tirynth, Trözene, Hermione und Epidaurus, welche in der Folge Freistaaten bildeten.

Argos, s. Argolis.

Aria, eine Landschaft des alten Persiens jetzt Chorasan.

Aridäus, ein Sohn Philipps von Macedonien und der Tänzerin Philinna, folglich ein Halbbruder Alexanders, dem er auch dem Namen nach in der Regierung folgte. Da er durch Gift, das ihm Olympias hatte beibringen lassen, blödsinnig geworden, regierte statt seiner Perdiccas. Nach einer Regierung von 6 ½ Jahre ließ Olympias ihn umbringen.

Arimaspen, ein fabelhaftes Volk, das bald nach Scythien bald in die rhipäischen Gebirge versetzt und mit den Cyclopen verwechselt wird.

Aristäus, (Mythol.) ein Sohn des Apollon und der Kyrene, den die Nymphen erzogen. Man schrieb ihm die Erfindung und Einführung der Bienenzucht zu, und erwies ihm selbst göttliche Ehre. Seine Liebe zur Eurydice, der jungen Gattin des Orpheus, brachte dieser den Tod, indem er sie bis zu einem Flusse verfolgte, wo sie von einer giftigen Schlange gebissen wurde. Zur Strafe verlor er seine Bienen, der Verlust wurde ihm aber durch neue Schwärme ersetzt, die sich in den Leibern der von ihm geschlachteten Rinder nach 9 Tagen erzeugten. Er war der Eidam des Kadmos und der Vater des Aktäon.

Arius, s. Arianer.

Arkadier (Akademie der), eine Vereinigung italienischer Dichter in Rom, welche in der letzten Hälfte des 19ten Jahrhunderts in der Absicht errichtet wurde, den guten Geschmack zu befördern und die italienische Dichtkunst zu cultiviren. Die Königin Christina von Schweden hat sie, wie Einige behaupten, gestiftet, wenigstens Antheil daran genommen. Die ganze Einrichtung der Gesellschaft soll die Nachahmung eines Arkadischen Idyllen-Lebens vorstellen. Daher werden die Versammlungen in Gärten gehalten, und jedes Mitglied nimmt einen griechischen Schäfernamen an, mit welchem es in der Gesellschaft genannt wird, und unter welchen auch gewöhnlich die Gedichte einzelner Mitglieder herausgegeben worden. Die Gesetze der Gesellschaft sind nach dem Muster der bekannten römischen 12 Tafeln abgefaßt; die wichtigsten darunter sind, daß die Gesellschaft keinen Protector haben soll, und daß keine Gedichte, die der Religion und den guten Sitten zuwider sind, vorgelesen werden dürfen. Das Wappen der Gesellschaft ist die Syrinx (die alte Hirtenflöte), mit Fichten und Lorbeeren umwunden. Nur Dichter können Mitglieder seyn; auch Dichterinnen werden aufgenommen. Ehemals stand die Gesellschaft in Ansehen, und man beeiferte sich in dieselbe aufgenommen zu werden, welches jetzt nicht mehr der Fall ist. Nach dem Muster der Hauptgesellschaft in Rom wurden in mehreren Städten Italiens Vereinigungen zu gleichem Zwecke gestiftet. Der bekannte Literator Crescimbeni (Verfasser einer Geschichte der italienischen Dichtkunst) hat Sammlungen von Gedichten der Gesellschaft und Lebensbeschreibungen verschiedener Mitglieder derselben herausgegeben.

Arme von Lyon, s. Waldenser.

Armorica, s. Aquitanien.

Arndt (Ernst Moriz), ein berühmter und um sein Vaterland hochverdienter deutscher Schriftsteller, der sich besonders zur Zeit der Befreiung Deutschlands von der Franzosenherrschaft thätig bewies und durch seine freimüthigen und patriotischen Schriften kräftig dazu mitgewirkt hat. Er ist aus Pommern gebürtig und war 1806 Professor der Philosophie zu Greifswalde. Seine Reisen (Reise durch Schweden, 4 B., durch einen Theil Italiens, 2 B., durch einen Theil Frank-

reichs, 3 B., durch Deutschland, Italien, Ungarn und Frankreich, 2te Aufl. 4 Bände) machten ihn dem Publikum als einen aufmerksamen und aufgeklärten Beobachter bekannt. Er war damals ein Lobredner Napoleon's. Als er aber dessen verderbliches Unterjochungssystem durchschaut hatte, ward er ein desto entschiednerer Gegner desselben. Dieß bewies sein Geist der Zeit, welcher 1807 erschien und allgemeines Aufsehen erregte. Man findet darin sehr anziehende historische und politische Skizzen und sehr überraschende Ansichten von dem Ausgange der Kriege Napoleons. Mit kühner Freimüthigkeit sagt der Verfasser, daß dieser Weltbestürmer nicht anders als mit seinen eignen Waffen besiegt werden könne. Napoleon nöthigte ihn, nach Schweden zu flüchten, von wo Arndt erst in dem Augenblicke der Befreiung seines Vaterlandes zurückkehrte. Sein Bestreben war, die Erbitterung gegen die französischen Unterjocher immer höher und höher zu steigern, den Enthusiasmus für Unabhängigkeit und Vaterland zu entflammen, und die Jugend Deutschlands unter die Waffen zu bringen. Eine Menge von Schriften voll Feuer und Geist, deren Aufzählung hier zu weitläuftig seyn würde, flossen damals aus seiner rastlosen Feder, die alle, und nicht ohne Erfolg, auf diese Zwecke hinarbeiteten. Auch nach Napoleons Sturz blieb er mit seinen Rathschlägen, wie Deutschlands Wohl dauerhaft begründet werden könne, nicht zurück, und manches von ihm hier ausgestreute Saamenkorn wird vielleicht noch in Zukunft nützliche Früchte tragen. — Arndt lebt gegenwärtig am Rhein und hat, wie wir hören, einen Ruf an die in Bonn zu errichtende Universität erhalten.

Arnold von Brescia, ein Schüler Abelards, kam voll neuer Ideen über Religion und Kirche um das Jahr 1136 in seine Vaterstadt zurück, wo er Kleriker und Lector war. Sein hoher kühner Geist, seine Kenntniß des christlichen Alterthums und seine salbungsvolle, hinreißende Beredtsamkeit verschaffte seinen Strafreden gegen das Unwesen der Hierarchie Bewunderung und Glauben. So regte er die Laien gegen den Klerus auf, und fand auch in Frankreich, wohin er 1139 flüchten mußte, zahlreiche Anhänger; denn die gerechte Unzufriedenheit mit den damaligen Sitten und Anmaßungen der Geistlichkeit hatte ihm allenthalben Bahn gemacht. Das schnell auflodernde Feuer der Empörung konnte der Bann, den Innozenz II. über ihn und die Arnoldisten verhängte, nicht löschen. Arnold predigte seine Lehre ungekränkt zu Zürch in der Schweiz bis 1144, wo er zu Rom als Demagog auftrat und durch die Kraft seiner Rede gewaltthätige Ausbrüche der Volkswuth gegen die geistlichen Despoten veranlaßte. Die tobende Menge, die er selbst nicht mehr bändigen konnte, verehrte ihn als ihren Vater, und selbst der Senat beschützte ihn, bis Adrian IV. 1155 die Stadt Rom mit dem Interdict belegte. Diese noch nie erhörte Schmach beugte die Römer, sie baten um Gnade und Arnold mußte nach Campanien fliehen. Hier wurde er aufgegriffen, als Ketzer und Rebell zu Rom verbrannt, seine Asche in die Tiber gestreut und sein Anhang unterdrückt. Aber der Geist seiner antipapistischen Lehre erbte sich auf die Secten fort, die dieses und das folgende Jahrhundert entstehen sah. E.

Arnoldisten, s. Arnold von Brescia.

Arrosiren nannte man in Oesterreich das Zahlen der gezwungenen Nachschüsse auf die Staats-Obligationen, indem die Inhaber derselben, um fernerhin den vollen Zinsbetrag erheben zu können, und die ursprüngliche Capital-Summe ungeschmälert zu erhalten, ver-

pflichtet wurden, einen gewissen verhältnißmäßigen Betrag nachzuzahlen, der ihnen dann auch verzinset ward.

Arsinoe, eines Priesters, des Phlegeus Tochter, und Gemahlin des Alcmäon.

Arsis, s. Rhythmus.

Artaxerxes, der Name mehrerer persischen Könige. 1. Artaxerxes mit dem Beinamen Longimanus wegen seiner langen Arme, war der zweite Sohn des Xerxes. Er entging dem Artaban und den andern Verschwornen, die seinen Vater und seinen ältern Bruder Darius ermordeten, und bestieg 464 vor Chr. den Thron. Er brachte die empörten Aegyptier zum Gehorsam und erkaufte den Frieden mit Athen dadurch, daß er den griechischen Städten Asiens die Freiheit zugestand. Er herrschte friedlich und starb 424. Er war den Juden günstig und wird für den Ahasverus der Schrift gehalten. 2. Artaxerxes, mit dem Beinamen Mnemon wegen seines starken Gedächtnisses, folgte seinem Vater, Darius II., im J. 405. Nachdem er seinen Bruder Cyrus (s. d. Art.) besiegt, bekriegte er die Spartaner, welche jenem beigestanden, und zwang sie, ihm die griechischen Städte und Inseln Asiens zu überlassen. Dagegen begünstigte er die Athenienser und wußte überhaupt die Griechen unter sich in Uneinigkeit zu erhalten. Er ward 361 von seinem Sohn Ochus getödtet. Dieser folgte ihm unter den Namen 3. Artaxerxes Ochus. Nachdem er die Phönizier und Aegyptier wieder zum Gehorsam gebracht und große Grausamkeiten in beiden Ländern verübt hatte (in Aegypten ließ er unter andern den Apis schlachten und sich zum Mahle bereiten), ward er von seinem Feldherrn Bagoas vergiftet, der den Leichnam den Katzen vorwarf und aus seinen Knochen Säbelgriffe machen ließ.

Artemidorus, ein griechischer Schriftsteller aus Ephesus, im 2ten Jahrh. nach Chr. Er beschäftigte sich viel mit Traumdeuterei, und noch haben wir von ihm ein Buch darüber — Onirocritica — wichtig für den, der sich über diesen Gegenstand genauer unterrichten will, und auch wegen mancher eingestreuten Bemerkungen für den Philologen überhaupt merkwürdig. Neueste kritische Ausgabe v. Reif. (Leipz. 1805).

Ascension, s. Aufsteigung.

Aschenkrug, ein Gefäß, worin die Alten die Asche der verbrannten Leichen aufbewahrten. Sie wurden aus Holz oder Metall verfertigt, und waren mit geschnitzten oder geschlagenen Verzierungen versehen. (S. d. Art. Urne.)

Asklepios s. Aesculap.

Asopus, der Name mehrerer Flüsse in Griechenland, von denen der achäische und böotische die berühmtesten sind.

Asow, eine stark befestigte Stadt im Gouvernement Jekaterinoslaw, auf einer Insel am Ausfluß des Don in das nach der Stadt benannte Asowsche Meer (sonst Palus Maeotis). Sie hat gegen 4000 Einwohner.

Ast, wird jener Theil eines Baumes genannt, der nicht unmittelbar von der Wurzel, sondern erst vom Stamme ausgeht. Aus den Aesten gehen die Blätter und früchtetragenden Zweige hervor. So wie man das Wort Stamm uneigentlich auf Völker und Familien anwendet, so gilt dieß auch von dem Worte Ast, und man sagt daher z. B. „die Familie theilt sich in mehrere Aeste." In der Forstwissenschaft begreift man die Aeste unter dem gemeinschaftlichen Ausdrucke von Ober-

gehölz, und scheidet bei der Berechnung des Werthes eines Baumes Stamm und Obergehölz. Die Richtung der Aeste ist an jedem Baume charakteristisch und gibt auf den ersten Blick schon ein Merkmal, sie von einander zu unterscheiden.

Astarte, eine syrische Göttin, wahrscheinlich so viel als die Semele bei den Griechen und die Astaroth bei den Hebräern. Sie hatte nach Lucian einen großen und uralten Tempel in Phönizien. Einige halten sie auch für die Here, noch andere für die Aphrodite.

Asteriscus. So heißen die Sternchen (*), die man im Texte braucht, um damit auf die unten stehenden Anmerkungen zu verweisen. Man setzt sie zu dem Worte, auf welches sich die Anmerkung zunächst bezieht. Die alten Kritiker bedienten sich des Asteriscus, um in den Handschriften irgend eine Unrichtigkeit des Textes anzudeuten.

Astrachan, eine der östlichsten Provinzen Rußlands in Europa, begränzt im Norden von dem Lande der Bulgaren und Baschkiren, im Süden vom caspischen See, im Westen von der Wolga, die sie von den Nogayan-Tataren und den donischen Cosaken trennt, und im Osten von einer großen Gebirgskette, die sie von der großen Tatarei scheidet. Die Provinz reicht vom 46sten bis 52sten Breitegrade. Der Sommer ist lang und gewaltig heiß, der Winter drei Monate hindurch überaus streng. Der reiche und fruchtbare Boden wird von den Tataren nicht angebaut. Auf der West- und Südseite der Wolga sind gewaltige Heiden, welche ein schönes, feines Salz in großem Ueberfluß liefern. Die Hauptstadt Astrachan liegt auf einer Insel, Dolgoi genannt, auf der Gränze von Asien, etwa 12 Meilen vom Einfluß der Wolga in den caspischen See. Sie hat mit den Vorstädten eine Meile im Umfang und zählt mit den Armeniern, Tataren, Persern und Hindu's 70,000 Einwohner. Die Häuser sind von Holz, schlecht und unbequem. Die Umgegend ist fruchtbar und mit Gärten und Weinbergen bedeckt. Die Wolga ist sehr fischreich, und die in Menge hier gefangenen Störe gehen gesalzen und im Winter frisch fast durch ganz Rußland. Vom Juli bis October sind Heuschreckenschwärme nicht ungewöhnlich. Sonst handelte Astrachan nach Khuva und Bochara; jetzt beschränkt sich der Handel auf Persien und das Innere Rußlands; ist aber nicht unbedeutend. Die Stadt hatte vor einigen Jahren 40 Schiffe von 100 bis 200 Lasten für den caspischen Handel. Ausgeführt wird Leder, Leinwand, Wollenzeug und andere europäische Waaren; dagegen von Persien eingeführt, goldgewirkte seidene Binden für die Polen, seidene Zeuge und Stoffe mit Baumwolle gemischt, Reiß, Baumwolle, Rhabarbar und einige andere Droguen, vornehmlich aber rohe Seide.

Asymptote wird in der Geometrie eine, gemeiniglich gerade Linie genannt, die neben einer andern krummen Linie von unbestimmter Länge fortläuft, dergestalt, daß ihre Abstände von einander immer kleiner und kleiner werden, ohne daß sich beide Linien jemals schneiden können. Die Asymptote kann auch eine krumme Linie seyn.

Athanasius (der heilige), Patriarch von Alexandria, ein berühmter Kirchenlehrer, geb. in jener Stadt gegen das Jahr 296. Er bekam eine christliche Erziehung kam in das Haus des heil. Alexander, nachmahls Erzbischofs von Alexandria, dessen Secretär er ward, begab sich darauf zu dem heil. Antonius, und führte bei diesem be-

rühmten Anachoreten ein ascetisches Leben, und kehrte endlich nach Alexandrien zurück, wo er Diaconus wurde. Der heilige Alexander nahm ihn auf die nicänische Kirchenversammlung mit, wo er in den Arianischen Streitigkeiten durch seine Talente sich die Hochachtung der Väter erwarb. Er hatte trotz seiner Jugend großen Antheil an den Beschlüssen, die hier gefaßt wurden, und zog dadurch den Haß und die Verfolgungen der Arianer für sein ganzes Leben auf sich. Diese offenbarten sich schon, als er nach einem halben Jahre zum Nachfolger des heiligen Alexander ernannt wurde. Die Anklagen und Beschuldigungen seiner Feinde bewogen den Kaiser Constantin endlich, ihn 334 vor die Concilien von Tyrus und Jerusalem vorladen zu lassen. Athanasius enthüllte den Betrug und setzte seine Richter, die zugleich seine Gegner waren, in solche Verwirrung, daß der kaiserliche Commissär ihn nur mit Mühe ihrer Wuth entziehen konnte. Man begnügte sich, ihn abzusetzen. Dennoch setzte er seine Amtsverrichtungen fort; aber der Kaiser, durch neue Erdichtungen getäuscht, verwies den heiligen Patriarchen nach Trier. Dieses erste Exil endigte nach einem Jahre und einigen Monaten Constantins Tod. Constantius, Kaiser des Orients, rief ihn zurück. Sein Einzug in Alexandrien glich einem Triumph. Die Arianer, in Verzweiflung über seine Rückkehr, verbreiteten aufs neue falsche Anklagen wider ihn und neunzig Arianische Bischöfe verurtheilten ihn in Antiochia auf diese grundlosen Beschuldigungen. Dagegen erklärten ihn hundert orthodoxe Bischöfe, die sich zu Alexandria versammelten, für unschuldig, und der Papst Julius bestätigte diesen Ausspruch unter der Zustimmung von mehr als dreihundert zu Sardes versammelten Bischöfen des Orients und Occidents. Dem zu Folge kehrte er zum zweiten Male zu seinem Sitze zurück. Als aber Constans gestorben und Constantius Herr des ganzen Reichs geworden war, durften die Arianer sich mit völliger Ungebundenheit gegen ihn erheben. Sie verurtheilten ihn auf den Concilien zu Arles und Mailand. Da aber der ehrwürdige Patriarch nur einem ausdrücklichen Befehle des Kaisers gehorchen will, erscheinen plötzlich, als er sich gerade zur Feier eines Festes in der Kirche befindet, 5000 Soldaten und dringen in die Kirche um sich seiner zu bemächtigen. Die ihn umgebenden Geistlichen und Mönche bringen ihn jedoch in Sicherheit. Athanasius, zum dritten Male entsetzt, flüchtet sich in die Wüsten Aegyptens. Seine Feinde verfolgten ihn auch noch hier und setzten einen Preis auf seinen Kopf. Um die Einsiedler dieser traurigen Gegenden, die seine Nähe nicht verrathen wollen, von den Mißhandlungen seiner Verfolger zu befreien, begab er sich in den völlig unbewohnten Theil der Wüste, wohin ein treuer Diener ihm folgte, der ihm mit Lebensgefahr Nahrungsmittel herbeibrachte. Hier, in dieser unzugänglichen Einöde, verfaßte Athanasius eine Menge von Schriften voll Beredtsamkeit, um die Gläubigen in ihrem Glauben zu stärken, die Kunstgriffe seiner Feinde zu enthüllen und seine Widersacher zu schrecken und zu verwirren. Als Julian den Thron bestieg, erlaubte er den orthodoxen Bischöfen zu ihren Kirchen zurückzukehren. So kehrte nach sechsjähriger Abwesenheit auch Athanasius zurück. Die Milde, mit der er sich gegen seine Feinde betrug, fand in Gallien, Spanien, Italien und Griechenland Nachahmung und führte den Frieden in der Kirche zurück. Aber dieser Frieden ward durch das Geschrei der Heiden, deren Tempel durch Athanasius Eifer immer leerer wurden, gestört. Sie reizten den Kaiser Julian den Apostaten wider ihn auf, und Athanasius mußte, um sein Leben zu retten, nach The-

bais flüchten. Der Tod dieses Kaisers und die Thronbesteigung Jovians ließen ihn zurückkehren. Als aber nach acht Monaten Valens Kaiser ward und die Arianer die Oberhand gewannen, mußte er wieder fliehen. Er verbarg sich in dem Grabe seines Vaters und verweilte hier vier Monate, bis Valens, durch die dringenden Bitten und Drohungen der Alexandriner bewogen, ihm erlaubte, zurückzukehren. Von jetzt an verwaltete er sein Amt ungestört, bis er 373 starb. Von den sechs und vierzig Jahren seines Episcopats hatte er zwanzig in der Verbannung verlebt, den größten Theil der übrigen aber zur Vertheidigung des nicäischen Glaubensbekenntnißes angewendet. Athanasius gehört zu den größten Männern, welche die Kirche aufweisen kann. Sein tiefer Verstand, sein edles Herz, sein unerschütterlicher Muth, sein lebendiger Glaube, seine unbegränzte Nächstenliebe, seine aufrichtige Demuth, seine natürliche Beredsamkeit, seine strenge Lebensweise gewannen ihm Ehrfurcht und Liebe. Seine Schriften sind polemischen, historischen und moralischen Inhalts. Die polemischen betreffen hauptsächlich die Mysterien der Dreieinigkeit, der Incaneation und der Göttlichkeit des heiligen Geistes; die historischen sind von höchster Wichtigkeit für die Kirchengeschichte, und enthalten Materialien, die man außerdem vergebens suchen würde. In allen ist die Schreibart durch Klarheit ausgezeichnet und der Ton angemessen. Seine Apologie an den Kaiser Constantius ist ein Meisterwerk. Die beste Ausgabe ist von Montfaucon, Paris, 1698, 3 Bände Fol. Als ein Supplement derselben kann der 2te Band der Bibliothek der Kirchenväter desselben Herausgebers (1706) betrachtet werden.

* Athen, der Name jener hochberühmten Stadt, aus deren Mitte sich das Licht ächt menschlicher Kultur durch Jahrtausende bis auf unsere Zeit verbreitet hat, und sich wahrscheinlich gleich belebend und bildend durch ferne Jahrtausende auf die Nachwelt verbreiten wird. Welche Ideen von Größe, Würde und Schönheit sind nicht mit dem Namen Athen verbunden! Wie interessant muß es daher nicht jedem Gebildeten seyn, zu wissen, was Athen einst war, und was es jetzt ist. Athen, die Hauptstadt des alten Königreichs Attica, und des spätern Freistaates, soll ihre Entstehung dem Cecrops verdanken, und in den ältesten Zeiten den Namen Cecropia geführt haben, der in der folgenden Zeit bloß der Burg oder Festung eigen blieb. Unter der Regierung des Erichthonius schon verlor sie den alten Namen, und erhielt dafür den von Athen, wahrscheinlich von der Minerva, welche bei den Griechen Athene hieß. Die alte Stadt lag auf dem Gipfel eines Felsens mitten in einer weiten und angenehmen Ebene, welche bei Vermehrung der Einwohner mit Gebäuden angefüllt wurde; daraus entstand denn der Unterschied in Acro- und Catapolis, oder in die obere und untere Stadt. Der Umfang der Citadelle oder der Acropolis betrug 60 Stadien, und umschloß mehrere ansehnliche Gebäude. Athen lag an dem Saronischen Golf, der östlichen Küste des Peloponnes gegen über. Es war auf einer Art von Halbinsel erbaut, welche der Zusammenfluß des Cephissus und Ilyssus bildete. Von der See, auf der seine Größe und Wichtigkeit so wesentlich beruhte, lag es ohngefähr vier Stunden. Durch Mauern von großer Festigkeit und Ausdehnung war es mit den drei Häfen Piräeus, Munychia und Phalerus verbunden. Der erste wurde für den bequemsten gehalten, und war einer der Stapelplätze des griechischen Handels; die Küste rings umher war mit prächtigen Gebäuden bedeckt, welche mit jenen der Stadt selbst wetteiferten. Die Mauern, welche die Häfen

mit der Stadt verbanden, waren von Bruchsteinen, und so breit, daß sich Wagen auf denselben ausweichen konnten. Die Acropolis wurde indessen nicht bloß als Festung, sondern mehr deshalb der bedeutendste Theil der Stadt, weil sie das Herrlichste an Kunstwerken einschloß, was Athen aufzuweisen hatte. Die Hauptzierde war das Parthenon, oder der Tempel der Minerva. Dieses prächtige Gebäude, welches noch in seinen Ueberresten die Bewunderung der Welt ist, war 217 Fuß lang und 98 breit. Von den Persern zerstört, wurde es herrlicher von Perikles aufgebaut. Hier stand die Bildsäule der Minerva von Phidias, dieses unvergleichliche Meisterstück der Bildhauerei, von Elfenbein gebildet, 30 Fuß hoch, und ganz mit Golde bedeckt, dessen Werth auf 44 Talente oder 120,000 Pfund Sterling geschätzt wurde. Den Eingang zum Parthenon bildeten die Propyläen, aus weißem Marmor gebaut. Dieses Gebäude lag auf der Nordseite der Acropolis, dicht dabei das Erechtheum, ebenfalls von weißem Marmor, bestehend aus zwei Tempeln, dem der Pallas Minerva und dem des Neptun, außer einem andern merkwürdigen Gebäude Pandrosium benannt. Im Umkreise des Minerventempels stand auch der der Göttin heilige Oelbaum. Auf der vordern Seite der Acropolis und an jedem Ende derselben sah man die zwei Theater, das des Bacchus und das Odeum; ersteres für das recitirende Schauspiel, letzteres für musikalische Unterhaltung, dieses besonders mit ausgezeichneter Pracht erbaut. Auch der Staatsschatz befand sich in dem hintern Theile des Minerventempels. In der untern Stadt zeichneten sich ebenfalls mehrere herrliche Werke der Architektur aus, worunter genannt zu werden verdienen, das Päcile, oder die Gallerie zur Aufstellung historischer Bilder, ferner der Thurm der Winde von Andronicus Cyrrhestes und mehrere treffliche Denkmäler berühmter Männer. Zwei der herrlichsten Bauwerke befanden sich aber außer der Stadt, der Tempel des Theseus nämlich und der Tempel des Jupiter Olympius, der eine auf der Nord- der andere auf der Südseite der Stadt. Der erstere war von dorischer Bauart, dem Parthenon ähnlich, und auf den Metopen sah man die vornehmsten Thaten des alten Helden und Königs trefflich abgebildet. Der Tempel des Jupiter Olympius war von ionischer Bauart und übertraf fast alle übrigen Gebäude Athens an Pracht und Schönheit. Man hatte unermeßliche Summen darauf verwendet, er wurde nach und nach immer mehr vergrößert und verschönert, und endlich von Hadrian vollendet; das Aeußere zierten ohngefähr 120 cannelirte Säulen, 60 Fuß hoch und 6 Fuß im Durchmesser haltend. Das Innere dieses Gebäudes hatte wohl eine halbe Stunde im Umfange. Hier stand auch die berühmte Statue des olympischen Jupiters, gleichfalls von Phidias aus Gold und Elfenbein gebildet. Auch darf hier das Panteon (allen Göttern heilig) nicht vergessen werden, wovon das in Rom befindliche ein treues Abbild ist. Außer diesen Wunderwerken der Kunst zeigte Athen noch anderer Plätze und Punkte, welche durch die damit verbundenen Erinnerungen der Nachwelt ewig theuer bleiben werden. Die alten Philosophen pflegten sich bekanntlich nicht, wie unsere akademischen Lehrer in Hörsäle einzuschließen, sondern hielten sich mit ihren Schülern am liebsten im Freien auf, und suchten dazu stille abgelegene Plätze aus. Ein solcher war die berühmte Akademie, wo Plato lehrte, ohngefahr drei Viertel Stunden nördlich von der Stadt gelegen, und einen Theil des Platzes ausmachend, der Ceramicus hieß. Man hatte den ursprünglich sumpfigen und ungesun-

den Boden durch Baumpflanzungen und Durchleitung frischen Wassers zu einem angenehmen Lustorte gemacht. Ein anderer solcher Ort war das Lyceum, wo Aristoteles lehrte, und das durch ihn der Sitz der peripatetischen Schule wurde. Es lag jenseits des Ilyssus auf der andern Seite der Stadt, und wurde auch zum Schauplatz gymnastischer Uebungen gebraucht. Nicht weit davon lag der minder berühmte Cynosarges, wo Antisthenes, der Stifter der cynischen Schule, lehrte. Die folgenden Sekten von Zeno und Epicurus hatten ihre Versammlungsorte in der Stadt. Zeno wählte dazu das bekannte Pöcile, Epicur aber legte sich einen Garten innerhalb der Mauern an, da er die Geselligkeit und ländliche Stille gleich sehr liebte. Allein nicht blos literarische, sondern auch politische Versammlungen gaben verschiedenen Gegenden Athens ein besonderes Interesse. Hierher gehören der Hügel des Areopagus, wo diese erlauchte Versammlung ihre Entscheidungen aussprach, das Prytaneum, oder Haus des Senats; der Pnyx oder das Forum, wo das souveraine Volk von Athen sich berathschlagte, u. a. m. An alle diese Orte knüpfen sich bedeutende Erinnerungen aus der Geschichte des merkwürdigen, einzigen Volkes. Nachdem, wie aus der Geschichte Attica's bekannt, Jahrhunderte des Kriegs und der Zerstörung so wie des Wechsels gebildeter und barbarischer Beherrscher über die herrliche Stadt hingegangen sind, erwecken ihre Ruinen noch gegenwärtig Erstaunen und Bewunderung in der Seele des Beschauers. Von der Acropolis steht noch immer ein nicht unbeträchtlicher Theil. Die Türken, die jetzigen Herren der Gegend, haben sie in eine moderne Festung verwandelt, und mit breiten unregelmäßigen Mauern umgeben. In diesen erblickt man noch Ueberreste der alten Mauern nebst Bruchstücken von Säulen, die man zum Behufe des neuen Baues aus den alten Trümmern genommen hat. Von den Propyläen, erbaut von Perikles mit einem Aufwande von 2012 Talenten, welche den ehemaligen Eingang bildeten, war der rechte Flügel ein Tempel des Sieges. Das Dach dieses Gebäudes stand noch im Jahr 1656, wo es durch eine plötzliche Pulverexplosion zerstört ward, denn die Türken hatten das Gebäude zu einem Pulvermagazin umgeschaffen. In einem Theile der jetzigen Mauer befinden sich noch Fragmente von trefflicher Bildhauerarbeit in Basrelief, darstellend den Kampf der Athenienser mit den Amazonen. Von dem gegenüber stehenden Flügel der Propyläen sind noch sechs Säulen übrig, mit Thorwegen zwischen denselben. Diese Säulen sind von Marmor, weiß wie Schnee und von der feinsten Arbeit. Jede derselben besteht nicht, wie es anfangs scheint, aus einem einzigen Stücke, sondern aus 3 bis 4, welche so künstlich zusammengesetzt sind, daß, ob sie gleich zweitausend Jahre der Witterung ausgesetzt waren, dennoch keine Trennung bemerkt wird. Diese Säulen sind halb durch eine Mauer bedeckt, welche die Türken an der Vorderseite derselben aufgeführt haben. Aus den Propyläen treten wir ins Parthenon, den Hauptsitz der atheniensischen Pracht. An der östlichen Vorderseite stehen noch acht Säulen, und mehrere von den Säulengängen an den Seiten. Von dem Frontispiz, welches den Kampf des Neptun und der Minerva um Athen vorstellte, ist nichts mehr übrig, außer der Kopf eines Seepferdes und die Figuren von zwei Frauen, aber ohne die Köpfe, allein in Allem ist die höchste Wahrheit und Schönheit zu bewundern. Der Kampf der Centauren mit den Lapithen ist besser erhalten. Von allen Statuen, womit dieses Gebäude geschmückt war, ist bloß die des Hadrian erhalten. Das Innere ist jetzt in eine Moschee verwandelt.

Auf dem Ganzen dieses so sehr verstümmelten Gebäudes ruht doch noch ein unaussprechlicher Ausdruck von Hoheit und Größe. Auch von dem Erechtheum (dem Tempel des Neptunus Erechtheus) sind noch bedeutende Ueberreste zu sehen, vornämlich die schönen weiblichen Statüen, die man Caryatiden nennt, und welche statt der Säulen zwei Portikus trugen. An den beiden Theatern ist nur noch so viel von den äußern Mauern übrig, daß man ihre Lage und ihre ungeheure Größe bestimmen kann. Die Arena ist jetzt versunken, und es wird Getraide darauf gebaut. In der Stadt selbst finden sich keine Denkmale von gleicher Vortrefflichkeit und Größe mehr. Nahe bei einer Kirche, zur Santa Maria Maggiore, stehen noch drei sehr schöne corinthische Säulen, die einen Architrav tragen. Man hielt sie für Ueberreste von dem Tempel des Jupiter Olympius, allein es ist nicht begründet. Wahrscheinlicher sind sie Ueberreste des alten Pöcile. Der Thurm der Winde von Andronicus Cyrrhestes ist noch ganz übrig. Seine Gestalt bildet ein Achteck, auf jeder Seite ist er mit Reliefs bedeckt, welche einen von den Hauptwinden darstellen, die Arbeit ist ganz vortrefflich. Das Gebäude verdankt seine Erhaltung dem Umstande, daß es Moschee eines Derwischordens wurde. Von den Denkmälern ausgezeichneter Männer, womit eine ganze Straße angefüllt war, ist nur noch ein einziges, nämlich das Denkmal des Lysikrates erhalten worden; dieses besteht aus einem Fußgestell, einer runden Colonnade und einer Kuppel von corinthischer Ordnung, die Architektur und Skulptur ist vortrefflich. Man hat es für den Ort gehalten, dessen sich Demosthenes zu seinem Studierzimmer bedient habe, allein diese Meinung ist ungegründet. Was der bekannte Lord Elgin für Erhaltung der Ueberreste altgriechischer Kunst gethan hat, s. in d. Art. Elgin und Elgin's Marmordenkmale. Von dem prachtvollen Gymnasium, welches Ptolomäus baute, sind nur in einigen verfallenen Mauern noch Ueberreste zu schauen. Außerhalb der Stadt wird die Aufmerksamkeit vorzüglich gefesselt durch die erhabenen Trümmer von dem Tempel des olympischen Jupiters. Von den 120 Säulen sind nur noch 16 übrig, von allen Statuen, die dies Gebäude zierten, ist keine erhalten. Von den Fußgestellen und Inschriften fand man einiges hie und da zerstreut, zum Theil unter der Erde vergraben. Der Tempel des Theseus dagegen ist fast noch ganz erhalten, das ausgenommen, was modern ist. Die Bildhauerarbeiten an der Außenseite sind fast gänzlich verdorben, allein die, welche die Friese im Innern schmücken, sind sehr wohl erhalten. Sie stellen die Thaten des alten Helden dar. Sein Kampf mit einem Centaur ist besonders ausgezeichnet. Auf der Anhöhe, wo der berühmte Areopag seine Sitzungen hielt, findet man noch in den Felsen gehauene Stufen so wie die Sitze der Richter, und diesen gegenüber die des Angeklagten und Anklägers. Der Hügel ist jetzt ein türkischer Begräbnißplatz und mit Grabmälern bedeckt. Der Pnyx (Forum), der Versammlungsplatz des Volks unweit des Areopags, ist fast ganz noch in seinem ursprünglichen Zustande. Man sieht noch den in Fels gehauenen Rednerstuhl, die Sitze der Schreiber, die die Decrete niederschrieben, und an beiden Enden die Sitze derjenigen Beamten, welche Stillschweigen geboten, und die Resultate der öffentlichen Verhandlungen bekannt machten. Auch noch die Nischen sind zu sehen, wo die, welche vom Volk eine Gunst zu erhalten wünschten, die Geschenke hinlegten, die sie brachten. Erhabene Gefühle bemächtigen sich der Seele, wenn man die Stelle überblickt, von der aus die ganze Gestalt

der alten Welt verändert wurde. Noch läßt sich die Area des Stadiums bezeichnen, wo die gymnastischen Uebungen gehalten wurden, und welches Herodes Atticus ganz aus weißem Marmor erbauen ließ. Der Platz des Lyceums ist nur durch eine Menge umherliegender Steine bezeichnet. Ein modernes Haus nebst Garten steht an der Stelle der Akademie, in dem Umkreise derselben lassen sich die Gänge der Peripatetiker noch jetzt bezeichnen, und einige Oelbäume von hohem Alterthume gebieten noch jetzt Ehrfurcht. Die langen Mauern sind gänzlich zerstört, doch findet man ihre Fundamente noch auf der Ebene. Der Piräeus hat fast gar nichts mehr von seinem alten Glanze und Ansehen, nur wenige Säulentrümmer finden sich hie und da, derselbe Fall istauch bei dem Phalerus und bei Munychia. Wenige unbedeutende Handlungsschiffe laufen noch hier zuweilen ein, weßhalb auch ein Zollhaus da steht. Athen faßt gegenwärtig ungefähr 8 bis 10,000 Einwohner, Griechen und Türken; die erstern genießen einer mildern Behandlung von den letztern als anderwärts. Sie haben noch Spuren alter Sitten erhalten; so gab es kürzlich noch einen Archonten daselbst. Athen ist jetzt auch der Sitz eines griechischen Erzbischofs, der ansehnliche Einkünfte bezieht.

Aethiopischer Ocean, ein Theil des großen Oceans unter der Linie, westlich von Afrika.

Athletik, s. Gymnastik.

Aethra, die Tochter des Pittheus, Königs von Trözene, und Geliebte des Aegeus, von dem sie den Theseus gebar.

Atlanten, in der Baukunst Säulen in Menschengestalt, welche einem Gesimse, einem Vorsprunge u. s. w. zur Unterstützung dienen.

Atlantisches Meer, heißt von dem Atlasgebirge das ganze Meer zwischen den Westküsten Europa's und Afrika's und den Ostküsten Amerika's bis zum Eismeere.

Atmometer nennt man ein Werkzeug, welches die Ausdünstung des Wassers ausmißt und dessen Hauptbestandtheil ein Kessel von Metall ist, in welchem das Wasser bis zu einem gewissen Grade erhitzt wird. Es ist schwer mit dergl. Werkzeugen richtige Resultate zu gewinnen. Nach Halleys Versuchen verdünsten bei heißen Sommertagen in Zeit von zwei Stunden 233 Gran Wasser, die nach seiner Rechnung $\frac{1}{13}$ eines engl. Cubikzolles Raum betragen. De Saussure bediente sich zu seinen Beobachtungen eines andern Werkzeugs, das aus einer in einem Rahm ausgespannten Leinwand bestand, und seine Beobachtungen gaben das Resultat, daß, bei einerlei Grade des Thermometers und Hygrometers, die Größe der Ausdünstung auf den Bergen, bei dreimal geringerer Dichtigkeit der Luft, mehr als das Doppelte so groß ist, als im Thale. Ein mehreres hierüber findet man in Horatz Bened. de Saussure aus dem Französischen von J. D. T. Leipzig 1784 8. P. S.

Atmosphärologie, die Lehre von der Atmosphäre, ihrer Beschaffenheit, ihren Veränderungen und Erscheinungen.

Aetolien, eine Landschaft Griechenlands. Sie hat den Namen vom Aetolus, des elischen Königs Epeus Bruder, der, aus Elis weichend, sich zum Herrn des Landes machte. Das ältere Aetolien wurde durch den Achelous von Acarnanien geschieden und ging von da bis Calydon oder zum Flusse Evenus, wo es an Lokrien gränzte. Auf den beiden andern Seiten waren das Meer und das Gebirge Tymphrestus, das es von Thessalien schied, die Gränzen. Als es durch spätere Er-

oberungen, welche man unter dem Namen **Aetolia Epictetos** begriff, erweitert worden, waren die Gränzen im Norden der Oeta und die Athamaner in Epirus; auch Thermopylä, Heraclea und ein großer Theil Thessaliens gehörte dazu. Oestlich war ganz Dorien und die Küste bis Naupactus und Eupalion dazu geschlagen worden. Das Land war rauh und unfruchtbar, und durch seine Gebirge fest.

Atrophie. Es gibt eine beträchtliche Anzahl von Krankheiten, welche dadurch bezeichnet werden, daß der Körper von Tag zu Tag abgezehrter, magerer, in seinem Volumen vermindert wird und der gehörigen Ernährung beraubt zu seyn scheint (ἀ-τροφη, mangelnde Nahrung). Dadurch, daß dieses gemeinschaftliche Symptom Statt findet, daß die Abmagerung immer weitere Fortschritte macht, wird sie erst zu einer bestimmten Krankheitsform, denn außerdem ist Abmagerung eine Erscheinung in jeder Krankheit. In jeder wird der körperliche Umfang mehr oder weniger, schneller oder langsamer vermindert, aber so wie die Krankheit weicht, so verschwindet auch allmälig das Symptom, weil es nur Folge der vermehrten Ausleerung, des verringerten Genusses von Nahrungsmitteln, der geschwächten Verdauung ist, und diese Verhältnisse sich mit der wiederkehrenden Gesundheit ändern. In der als eigentliche Krankheitsform bestehenden **Atrophie** oder Abmagerung dagegen, ist diese selbst die Krankheit, die für sich besteht und auf verschiedene Weise in die Augen springen kann. Je nachdem nämlich ein organischer Fehler dabei Statt findet oder nicht, je nachdem dieser Fehler eine Eiterung ist, je nachdem haben wir auch verschiedene Arten der Krankheit. Oefters findet sich dieselbe in der Art, daß gar kein in die Augen fallender Fehler des Körpers da ist, und die Abmagerung oder Atrophie stellt sich hier in ihrer reinsten Gestalt dar. Gewöhnlich nennt man diese Krankheitsform alsdann Schwindsucht, Darrsucht, Hektik und auch wohl noch anders. Oefters ist aber auch die Atrophie erst Folge eines eiternden wichtigen Organs, und in diesem Falle nennt man sie gewöhnlich **eitrige** Schwindsucht der — Lunge, Leber, Nieren, je nachdem diese oder jene Organe ergriffen sind. Der Ursachen, die die Atrophie und ihre Arten begründen, gibt es mancherlei. Mangel an gehöriger Nahrung, reiner Luft, vorhergegangene äußerst schwächende Krankheiten, z. B. Nerven- oder Faulfieber, sind, so wie Eiterungen in einem bedeutenden Organe, die gewöhnlichern. Besonders lassen auch große Ausleerungen von Blut, Saamen, Speichel, leicht diese Folge zurück, und darum werden Wöchnerinnen, stillende Mütter, die sehr schwächlich sind, Wollüstlinge, nicht selten ein Opfer dieser Krankheit. Selbst einige Gifte bewirken sie; es gehören hierher der Sublimat, der Arsenik, der Grünspan, das Blei in kleineren Gaben und die bekannte und doch so unbekannte Aqua Tofana, die neuentdeckte Säure im Opium. Das Zellgewebe des Körpers leidet bei dieser Krankheitsform am ersten. Die öligen Theile, die darin enthalten sind, werden ausgesogen, und noch ist es nicht ausgemacht, wohin es die aufsaugende Gefäße bringen, ob in den allgemeinen Blutumlauf oder in das Gallensystem, wie andere wollen. Wahrscheinlich wird dieses Fett in seine Urbestandtheile aufgelöst und so zu verschiedenen Zwecken verwendet, die die Natur nicht mehr anders zu erreichen vermag. Wenn inzwischen die Fetttheile verschwinden und bereits die Muskeln aller Theile ins Auge fallend geworden sind, so scheint das Zellgewebe selbst zu welken, zu verschwinden, und wenn solche Kranke

nach dem Tode zergliedert werden, findet man kaum eine Spur von demselben. Was ja noch da ist, ist ein zähes, kaum mit dem Messer zu lösendes, lederhartes Wesen. Inzwischen nimmt an diesem Schwinden fast jeder Theil Antheil. Die Haut wird dünn und verliert ihre Geschmeidigkeit, sie wird trocken, runzlich, rauh, körnig, sandig anzufühlen, die Haarzwiebeln in ihr vertrocknen, lassen die Haare ausfallen. Die Muskeln scheinen anfangs sich von einander zu trennen (weil sie das Zellgewebe minder vereinigt), auch sie werden immer dünner, da ihre einzelnen Partikeln durch kein Zellgewebe mehr verbunden sind. Am Ende scheinen kaum Spuren von ihnen zu bleiben und der Mensch besteht fast bloß aus Haut und — Knochen. Selbst aber auch diese erfahren, wenn schon im mindern Grade, eine Verminderung ihres Umfanges, und gleich ihnen scheinen, wenigstens nicht selten, auch die Eingeweide abzunehmen. Eine Art dieser Krankheit ist keine Krankheit, ist der Gang, den die Natur nimmt, wenn sie ganz ungestört ihren Gang verfolgt. Wir meinen das allmälige Schwinden aller Kräfte und die Abmagerung des Körpers im hohen Alter, wodurch der Tod herbeigeführt wird, wenn auch keine Krankheit denselben bewirkt. Sie ist unter dem Namen Marasmus (Verwelken, Vertrocknung) senilis bekannt. Ist die Atrophie, wo sie als Krankheit erscheint, sehr schwer zu heilen, so ist es vollends unmöglich, da, wo sie als Folge unabänderlicher Gesetze eintritt, ihr Gränzen setzen zu wollen. Aufhalten lassen sich zwar einigermaßen diese Fortschritte der Natur, die das Getrennte durch diesen Prozeß wieder zum Ganzen machen will, aber nicht unmöglich machen. Anders ist es im kindlichen Alter, hier ist die Atrophie (atrophia infantium) eine nicht ungewöhnliche Krankheit, und fast immer Folge ungesunder, dem kindlichen Alter zu schwerer, kleistriger Nahrung, feuchter kalter Luft, wovon zuerst Würmer, Verschleimung der ersten Wege, Verstopfung der Gekrösdrüsen, und dann die Abmagerung die Folge ist, zwar immer gefährlich, doch aber da, wo alle diese schädlichen Einflüsse wegfallen, sehr oft zu heilen. Auch einzelne Glieder pflegt diese Krankheit zu ergreifen. Gewöhnlich liegt dann ein organisches widernatürliches Verhältniß, z. B. gelähmte Nerven oder ein Aneurysma, zum Grunde, mit deren Entfernung das Uebel geheilt wird.

Attentat, (Lat.) das Versuchte, Begonnene; insbesondere der Versuch zur Ausführung eines Verbrechens, der frevelhafte Angriff auf Jemand oder auf seine Rechte. Die Bestrafung eines Attentates wird durch die Größe des Verbrechens und die Ursachen der Nichtausführung modificirt. Das Attentat auf das Leben eines Menschen, aus dem die Absicht des Mordes hervorgeht, und wobei die Ausführung des Verbrechens nur von äußern Umständen verhindert wurde, wird nach den meisten Gesetzgebungen mit dem Tode bestraft.

Aetzstein, ein feuerbeständiges Alkali, dem sein Gas durch ungelöschten Kalk und seine ganze Feuchtigkeit durch Austrocknung und durch die Schmelzung entzogen worden ist. Seine ätzende Kraft rührt von der Reinheit der flüchtigen Alkalien her, welche Folge der Austrocknung ist. Er zerstört alle thierischen, sowohl harten als weichen, Theile in sehr kurzer Zeit. Die Art und Weise, wie er verfertigt wird, hier anzuführen, würde zu weitläufig seyn.

Aubry de Montdidier, ein französischer Ritter zur Zeit König Karls V., welcher der Sage nach im Jahr 1371 von einem Kriegsgefährten, Richard de Macaire, meuchlings getödtet, und dessen

Mord dadurch entdeckt wurde, daß der Hund des Erschlagenen sich stets feindselig gegen den Mörder betrug. Der König zwang Macaire, mit dem anklägerischen Hunde seine Sache ordalienmäßig auszufechten, und der Mörder unterlag. Diese Anekdote ist neuerlich für die Bühne zu einem Drama verarbeitet worden, welches unter dem Titel: Der Hund des Aubry, oder der Wald bey Bondy, durch Anlockung des Pöbels die Kassen gefüllt, und das deutsche Theater den beißendsten Satiren bloß gestellt hat. Der Grund von dem einen wie von dem andern liegt darin, daß der Hund, meist ein dreßirter Pudel als Acteur auftrat, beklatscht, herausgerufen und überhaupt als Schauspieler behandelt wurde. Er erschien, so viel Deutschland betrift, zuerst in Wien auf den Nebentheatern, indem die Hoftheater ihn ausschlossen von der Theilnahme am Künstlerruhm. Aber im September 1816 betrat er die königl. Bühne zu Berlin, deren Beispiel bald auch die großherzogliche zu Weimar folgte. Letztgedachter Umstand hatte die für die deutsche Theatergeschichte merkwürdige Folge, daß Göthe die Leitung dieser Bühne niederlegte, noch ehe der Hund zur Action kam, worauf die Tagesblätter die Verse aus Schillers Gedicht an Göthe:

> Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen
> Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

in dieser Parodie anwendeten:

> Dem Hundestall soll nie die Bühne gleichen,
> Und, kommt der Pudel, muß der Dichter weichen.

Seit dieser Zeit hat, so viel wir wissen, kein Hoftheater weiter ihn zugelassen, und nur Privatunternehmer haben sich eine unwürdige Speculation erlaubt, von welcher die Satire laut behauptete, daß sie eine aera canina für die Zeitrechnung unserer Bühne begründen würde.
A. Mnr.

Aubäus, Audianer, s. Anthropomorphismus.

Auflage eines Buches nennt man den Abdruck und die Zahl der abgezogenen Exemplare. Die Auflage oder die Zahl der Exemplare, die man machen läßt, richtet sich nach dem Absatze, den man davon zu machen hofft. In Deutschland werden gewöhnlich Auflagen von 600 bis 1000 Exemplaren gemacht, Schulbücher, Andachtsbücher u. dgl. ausgenommen; in Frankreich und England macht man gewöhnlich weit stärkere Auflagen, selten eine unter 3000 Exemplaren. Ein Absatz von 6000 bis 10,000 Exemplaren ist in Deutschland eine äußerst seltene Erscheinung. Zuweilen macht man auch sehr kleine Auflagen, entweder um das Buch recht selten und kostbar zu machen, oder weil die Kosten von großen Auflagen zu groß seyn würden und man vielleicht bei dem Absatze nur auf reiche Bücherliebhaber rechnet. Dies ist besonders bei kostbar illuminirten Kupferwerken der Fall.

Aufprotzen, s. Canone.

Aufrollen (einen Flügel in der Schlacht), heißt die dort stehenden Truppen in ihren Flanken und Rücken so angreifen, daß sie nicht dazu kommen können eine neue Fronte gegen den Feind zu bilden, sondern in Unordnung auf das Centrum zurückgeworfen werden. Bei der sonstigen Aufstellung der Linien war dies eher thunlich als jetzt, wo die gewöhnliche Stellung in Colonnen, nicht mehr eine so schwache Seite darbietet. Wenn indeß starke Massen dazu verwendet werden, so pflegt sich doch bisweilen etwas ähnliches zu begeben, wie

z. B. in der Schlacht bei Wagram, wo der österreichische linke Flügel bei Markgrafen-Neusiedel von Davoust, trotz einer schnell genommenen Aufstellung en potence, zurückgeworfen, und so die Schlacht entschieden wurde.

Aufstand, s. Aufruhr.

Aufsteigende Linie, s. Absteigende Linie.

Augenpflege, begreift dasjenige Verhalten in sich, welches man beobachten muß, um das Sehvermögen so gut als nach Umständen möglich ist, zu erhalten. Wer die Augen zu seinen Geschäften häufig anstrengen, viel lesen, schreiben, feine Gegenstände bearbeiten muß, hat besonders Ursache, seine Augen sorgfältig zu pflegen. Man hat dabei vorzüglich die Wahl der Zeit, wann — die Art, wie man sie gebrauchen soll, und die Mittel, mit welchen man ihnen zu Hülfe kommen kann, zu beobachten. Die beste Zeit zum anstrengenden Gebrauch der Augen ist früh Morgens, überhaupt Vormittags und am Tage eher als beim Lichte. Abends ist die Sehkraft durch die Anstrengung den Tag hindurch schon mehr erschöpft. Man strenge die Augen nicht lange in einem fort an, ohne sie dazwischen zuweilen ruhen und sich erholen zu lassen. Beim Sehen muß man hinlängliches, doch nicht zu starkes Licht haben. Man hüte sich davor, daß die Lichtstrahlen unmittelbar in das Auge fallen. Bei dem Sonnenlichte vermeidet es Jedermann, weil die Folgen schnell und auffallend eintreten, und es eine vorübergehende Lähmung der Augennerven und schwarzen Staar verursachen kann. Allein auch die Strahlen eines Lichts, das öftere Blicken in Feuer, ist der Sehkraft des Auges nachtheilig und verzehrt und vernichtet allmälich seine Nervenkraft. Wer daher viel bei Licht Abends lesen oder schreiben muß, bediene sich eines Schirms vor dem Lichte, oder noch besser am Kopfe über die Stirne herunter. Das Licht darf aber nicht zu schwach seyn, weil das Auge sich dabei zu sehr anstrengen muß, die Strahlen zu sammeln. Daher ist das Dämmerlicht zum Sehen so nachtheilig für die Augen. Das beste Licht zum Sehen ist das milde Licht des Tages, nur darf beim Lesen, Schreiben, Nähen auf weißem Zeuge u. s. w., die Sonne nicht unmittelbar auf den weißen Gegenstand scheinen, weil durch dieß zu starke Licht, welches in das Auge fält, die Nervenkraft der Netzhaut im Auge zu sehr gereizt und daher erschöpft wird. Wer des Abends zu arbeiten nicht vermeiden kann, muß auf die Auswahl der Beleuchtung die gehörige Sorgfalt wenden, wenn er seinen Augen nicht schaden will. Die beste Beleuchtung des Abends ist die von einer guten Lampe mit breitem Dochte. Ihr Licht ist hell genug, und doch mild, gleichmäßig, nicht flackernd. Weniger gut ist Wachslicht; eins gibt nicht Hellung genug, mehrere geben verschiedenen Schatten, was schon unangenehm für die Augen ist. Am wenigsten tauglich sind die Unschlittlichter, theils weil sie ein unstetes flackerndes Licht geben, theils weil das öfters nöthige Putzen der Schnuppe den Arbeiter nöthigt, zu oft in das Licht selbst zu sehen, was beides für die Augen, zumal für solche, die schon etwas schwach sind, sehr empfindlich ist. Die beste Art der Beleuchtung wäre die von oben; doch kann dies nicht jedermann haben, weil es mehreren Aufwand macht. Außerdem muß der Arbeiter das Licht zur linken Hand haben und hoch stellen; auf diese Weise ist die Beleuchtung auf dem Papier am vortheilhaftesten. Das Zimmer, in welchem man am Tage arbeitet, sollte nur auf einer Seite Fenster haben, weil die Beleuchtung auf diese Art gleichmäßig ist. Der Arbeitstisch muß so stehen, daß die Fenster zur lin-

ken Hand sind. Hat das Zimmer auf mehreren Seiten Fenster, so muß man die der andern Seite mit grünen Vorhängen bedecken. Wer die Aussicht aus seinen Fenstern auf eine gegenüberstehende hellerleuchtete Wand hat, z. B. auf ein weiß, gelb oder roth angestrichenes Haus, der wähle ein anderes Zimmer zu seinem gewöhnlichen Aufenthalte, wenn er seine Augen nicht ganz verderben will; nichts ist so schädlicher für sie, als eine solche stete überreizende Einwirkung auf die Nervenkraft der Netzhaut, zumal wenn die Sonne auf die gegenüberstehende Seite scheint. Die Mittel, mit welchen man schwachen Augen zu Hülfe kommen kann; sind 1. Brillen. Die grünen sind gewöhnlich flach, vergrößern und verkleinern nicht, und sind bloß für solche nützlich, welche empfindliche Augen haben und viel auf weiße Gegenstände, z. B. Papier, Leinewand u. dergl. m. bei starkem Lichte sehen müssen. Sie mildern bloß die zu starke Einwirkung des Lichtes auf die Augen. Die erhaben geschliffenen (convexen) Brillengläser, welche nach Maßgabe ihrer Convexität die Gegenstände vergrößern, kommen den weitsichtigen Augen zu Hülfe, weil sie dieselben in der Kraft, die Lichtstrahlen so zu vereinigen, daß von den Gegenständen ein deutliches Bild im Auge entstehen kann, unterstützen. Je geringer noch die Abnahme dieser Kraft ist, desto weniger erhaben darf das Glas seyn. Ist es gerade passend, so muß es nur so viel convex seyn, als dem Auge Kraft fehlt, die Strahlen zu brechen, es darf also nicht als Vergrößerungsglas auf das Auge wirken, sondern bloß dazu helfen, das Bild von nahen Gegenständen, das ohne Glas undeutlich ist, ganz deutlich zu machen. Dies ist das Zeichen, daß es für das Auge passend ist. Die hohl geschliffenen (concaven) Gläser kommen den kurzsichtigen Augen zu Hülfe, indem sie das undeutliche Bild von entfernten Gegenständen deutlicher machen. Auch diese müssen dem kurzsichtigen Auge gerade anpassend seyn, sie dürfen nämlich nur um so viel die Lichtstrahlen auseinander streuen, als das kurzsichtige Auge sie zu sehr bricht und daher zu bald vereinigt. Sie dürfen daher die Gegenstände nicht verkleinern, sondern nur deutlich machen. Bei der Auswahl einer Brille ist große Vorsicht anzuwenden, wenn man seinen Augen wirklich dadurch helfen will. Passende Brillen sind dem Auge sehr nützlich, unterstützen das Sehvermögen und erleichtern dem Auge das Sehen so sehr, daß sich oft ein schwaches Auge wieder erholt. Unpassende Gläser schaden; sie zwingen das Auge sich mehr anzustrengen, um wieder dem Fehler der Gläser entgegen zu arbeiten. Ein weitsichtiges Auge, dem man eine zu convexe Brille gibt, wodurch die nahen Gegenstände vergrößert werden, zwingt man noch weitsichtiger und also noch schwächer zu werden, um diesen Fehler zu verbessern. Ein kurzsichtiges Auge, dem man ein zu concaves, die Gegenstände verkleinerndes, Glas gibt, zwingt man, sich anzustrengen, noch kurzsichtiger zu werden. Auch muß, wer weitsichtig ist, sich hüten, mit einer Brille, die ihm nahe Gegenstände deutlich macht, in die Ferne zu sehen, sondern, wenn man z. B. nicht mehr schreibt oder liest, muß man die Brille sogleich ablegen. Ein zweites Mittel, seinen Augen zu Hülfe zu kommen, besteht darinn, die Nervenkraft derselben zu erhöhen. Auf indirecte Weise geschieht dies dadurch, daß man dem krankhaften Blutandrang nach den Augen Einhalt thut. Die Nervenkraft und die Gewalt des Blutes stehen bis auf einen gewissen Punkt mit einander im Gegensatze. Ist die Nervenkraft in voller Energie, so beherrscht sie die Bewegung des Blutes; ist jene geschwächt, so überwiegt die Function des Blutsystems. Bei Schwäche

der Augen tritt demnach auch das Blut mehr nach denselben, die Augen bekommen nach jeder nur mäßigen Anstrengung Hitze, Röthe und Brennen. Man wasche daher die Augen mehrmals des Tages, besonders Abends, mit frischem Wasser, mit einer Mischung von Wasser und Weingeist oder Arrak. Ist die Schwäche mit ihren Folgen schon bedeutender, so lege man Abends Compressen mit einem kühlenden Augenwasser befeuchtet, oder noch besser, halbe Pflaumen, oder gefaulte Aepfel etwas concav geschnitten, oder geriebene oder gebratene und wieder kalt gewordene Aepfel, oder geriebene Erdäpfel, auf und lasse sie wenigstens einige Stunden lang liegen. Auf direkte Weise stärkt man die Nervenkraft des Auges durch den animalischen Magnetismus. Man stelle auf seinen Arbeitstisch, oder demselben gegenüber einen Spiegel, in welchen man zuweilen seinen Blick heftet. Die Erfahrung hat schon längst die für die Augen wohlthuende Empfindung dieses Verfahrens bestätigt, ehe man den Grund davon sich zu erklären wußte. Ist die augenkranke Person selbst übrigens gesund und lebenskräftig, so hauche sie öfters, besonders früh, in die hohlen Hände und bedecke mit ihnen die Augen eine Zeitlang; sie kränklich, so lasse sie dies Verfahren von einem andern jungen, kräftigen und gesunden Menschen nach den Regeln des Magnetismus vornehmen, auch öfters die Augen von einem solchen nach denselben Erfordernissen anhauchen. (S. d. Art. Magnetismus.)

Augenpunkt wird in der Perspektive derjenige Punkt auf der Tafel genannt, wo sich die senkrechten, von dem Auge des Beschauers ausgezogenen Linien treffen.

Augenübel. Die Augen sind vielen Krankheiten unterworfen, die um so mannichfaltiger und bedeutender sind, je zusammengesetzter und künstlicher der Bau, und je wichtiger und anhaltender die Thätigkeit dieser Organe ist. Wir führen aus der großen Anzahl dieser Uebel nur einige der gewöhnlichern an. In den äußern Theilen und an dem innern Bau der Augen: 1. Entzündung der Ränder der Augenlieder, Absonderung einer widernatürlichen Feuchtigkeit, sogenannte schwärende Augen; gewöhnlich catarrhalisch, von kalter und feuchter Luft bei Nord-, Nordwest- und Nordostwind, zuweilen auch von Gicht oder noch schlimmern Veranlassungen; von erstern Ursachen herrührend, meistens leicht — von letztern oft sehr schwer heilbar, langwierig, und Veranlassung zu Vereiterung oder zu Umbeugung der Ränder. 2. Das sogenannte Gerstenkorn, die Entzündung eines einzelnen Schleimsäckchens in dem Augenliederrand, heilt sich meistens durch Eiterung in kurzer Zeit, bildet aber auch zuweilen eine bleibende Verhärtung. 3. Entzündung des Auges auf seiner vordern Fläche, wobei das Weiße im Auge roth wird, aufschwillt und zuweilen einen Wulst um die Hornhaut herum bildet. In heftigern Fällen, öfters noch bei neugebornen Kindern, erstreckt sich diese Entzündung bis über die Hornhaut selbst, wovon oft Flecken und Trübheit derselben zurückbleiben. Die Ursachen sind meistens catarrhalische Einflüsse und mechanische Verletzungen. Bei Kindern ist besonders sogleich die sorgfältigste Hülfe anzuwenden. 4. Grauer und schwarzer Staar. (S. den Art. Staar.) In der Sinnes-Verrichtung der Augen finden sich besonders folgende Fehler: 1. Kurzsichtigkeit. (S. den Art. Kurzsichtig.) 2. Weitsichtigkeit, Presbyopie (von dem griechischen Presbys, alt) ein gewöhnlicher Fehler der Augen alter Menschen doch zuweilen auch angeboren, durch Verwöhnung der Anstrengung erworben. (S. den eigenen Art.) 3. Schwäche der Sehkraft, wenn bei

haltendem Sehen bald alle Gegenstände, sowohl entfernte als nahe, die leztern aber noch eher und mehr, undeutlich werden und z. B. die Buchstaben einer Schrift in einander fließen, ist oft mit den vorigen verbunden, oft die Ursache davon, und rührt von zu großer Anstrengung der Augen her. 4. Das Erscheinen von Funken Flecken, Figuren vor den Augen. Sie sind dunkel oder durchsichtig wie Perlen; einzeln, an einander gereiht; sinken von oben nach unten. Diese Erscheinung rührt von Nervenschwäche und Andrang des Blutes nach den innern Theilen des Kopfes her. Es ist ohne bedenkliche Folge, vergeht oft wieder, nimmt wenigstens in vielen Jahren nur unmerklich zu. Schwarze, unbewegliche, schneller wachsende Flecken sind bedeutender und lassen schwarzen — Trübheit und Nebel vor dem Auge, grauen Staar befürchten.

† Augerau. Nach der Rückkehr des Königs erschien er wieder in der Pairskammer, saß mit unter Ney's Richtern, war darauf einige Zeit ohne Anstellung und starb den 11. Juni 1816 auf seinem Gute la Houssaie an der Wassersucht.

Aurikel (Primula auricula), eine beliebte Gartenblume, die mit den Primeln verwandt ist. In den südlichsten Gegenden von Deutschland wächst sie wild auf hohen Bergen und an schattigen, feuchten Orten. Durch die Cultur hat sie an Schönheit und Farbenpracht gewonnen. Der Geruch ist sehr angenehm und lieblich. Sie blühet im April und Mai, oft auch im Herbste zum zweiten Mal. Man pflanzt sie entweder durch Absenker oder durch Saamen fort, leztere Art der Fortpflanzung fordert aber großen Fleiß. In einigen Gegenden ist sie bekannter unter dem Namen Aurikel-Schlüsselblume.

Ausgabe oder Herausgabe eines Buchs heißt dessen Druck und Bekanntmachung. Ueberhaupt versteht man unter einer Ausgabe in diesem Sinne einen Abdruck, und unterscheidet bei Werken, die mehrmals gedruckt werden, eben so viele Ausgaben, eine erste, zweite, dritte u. s. w. Ist ein Werk in seinen verschiedenen Auflagen unverändert geblieben, so kann der Vorzug der einen vor der andern nur in der größern Correctheit und Schönheit des Drucks und in der bessern Beschaffenheit des Papiers bestehn. Bei Werken, welche bei den folgenden Ausgaben verbessert und vermehrt worden, zieht man in der Regel die jedesmal neueste Ausgabe der ältern vor. Hier und da finden jedoch Ausnahmen Statt, wozu es einer besondern Bücherkenntniß bedarf. Vornehmlich spricht man von Ausgaben bei den griechischen und römischen Classikern. Ihre Anzahl ist sehr groß und ihr Werth sehr verschieden; oft besteht er bloß in der Seltenheit. Am gesuchtesten sind die ersten Ausgaben, Editiones principes, weil sie unmittelbar nach Handschriften gemacht worden; (hieher gehören die Ausgaben des fünfzehnten Jahrhunderts, die Aldinischen, die Juntinischen) ferner kritische und mit gelehrten Commentaren versehene Ausgaben (wie die von den beiden Stephanus u. s. w. besorgten). Andere werden der Netligkeit des Drucks wegen geschätzt, wie die Elzevirschen in Duodez, die Barbouschen, andere wieder wegen der Pracht, wie die Baskervilleschen, Didotschen, Bodonischen u. s. w. Die Kenntniß der Ausgaben erfordert ein eignes bibliographisches Studium, um ihren Werth richtig zu schätzen, Originalausgaben von Nachdrucken u. s. w. gehörig zu unterscheiden.

Ausschnitt ist in der Geometrie derjenige Theil einer Zirkel-

fläche, der durch zwei Radien und ein Stück des Umfangs (Peripherie), eingeschlossen wird.

Austern sind Schalthiere, die man zum Geschlechte der Kammuscheln rechnet. Die untere Schale ist bauchig, die obere platt; je älter die Austern sind, mit desto mehr Schuppenreihen sind die Schalen besetzt. Aeußerlich ist ihre Farbe grau oder schwärzlich; inwendig weiß. Sie leben an steinigten und sandigten Meeresufern, an den Küsten der Inseln und an Klippen, die aus dem Meere hervorragen, in den europäischen und andern Meeren. Man theilt sie in Berg-, Sand- und Lehm-Austern; die erstern hält man für die besten, insbesondere wenn sie auf Höhen wohnen, wo Ebbe und Fluth wechseln. In Holland sind die seeländischen, und in England die von Colchester die vorzüglichsten. In Deutschland hält man die holsteinischen und jütländischen, in Italien die Pfalaustern von Triest, und die Arsenalaustern im Venetianischen für die besten. — Die Nahrung der Austern soll in Schlamm, Lehmerde, Pflanzentheilen und Würmern bestehen; sie können aber nur das verzehren, was ihnen der Zufall zuführt, da sie ihren Wohnort nicht verlassen können. Um die Zeit wo die wiederkehrende Sonne das Meer erwärmt, findet man Eier in den Schalen, und bald darauf erscheinen vollkommen ausgebildete Junge. Sobald die junge Auster die See erreicht hat, klebt sie sich an irgend einen festen Körper an, und gedeiht hier, bis sie durch irgend einen Zufall losgerissen wird. Wiewohl die Austern sich erst im dritten Jahre fortpflanzen, so vermehren sie sich doch ungeheuer schnell, und man findet sie an einigen Stellen im Meere Millionenweis. Solche Sammelplätze nennt man Austerbänke. In England werden sie auch in Kanälen gezogen. Das Austernfischen geschieht auf verschiedene Weise; da, wo sie zur Zeit der Ebbe auf dem Trocknen liegen, sammelt man sie mit den Händen: sonst fängt man sie auch mit eisernen Rechen, oder Netzen mit eisernen Rahmen und dergl. Instrumenten. Deutschland bezieht die meisten Austern von Hamburg, von wo sie entweder in Schalen oder nackt mit Salz und Pfeffer eingemacht, versendet werden.

Austrägalinstanz. Die deutsche Bundesacte hat die ehemals im deutschen Reich übliche Entscheidung der Streitigkeiten deutscher Fürsten unter sich durch aus ihrer Mitte gewählte Schiedsrichter, Austräge genannt, gewissermaßen wieder hergestellt. Es ist nämlich der Bundesversammlung (Art. 11) zur Pflicht gemacht, bei Streitigkeiten der Bundesglieder unter sich, zuvörderst die Vermittlung derselben durch einen Ausschuß zu versuchen; wenn aber dieser Sühnversuch fehl schlagen sollte, so daß eine ritterliche Entscheidung nothwendig würde, solche durch eine „wohlgeordnete Austrägalinstanz“ zu bewirken, deren Ausspruch sich die streitenden Theile sofort zu unterwerfen haben. Was aber unter „wohlgeordnet“ zu verstehen sey, namentlich die Besetzung dieser Instanz, die Verhandlungs- und Entscheidungsweise, so wie die Errichtung einer Executionsordnung über die Art und Mittel der Ausführung der Beschlüsse des Bundestags: dieß alles scheint zu denjenigen Aufgaben zu gehören, deren Lösung die Bundesacte (Art. 10) der Bundesversammlung (s. d. Art.) zu Pflicht macht. Sonach ist dem Bunde selbst zwar keine oberherrliche und gesetzgebende Gewalt über die Bundesgenossen ertheilt, wohl aber eine richterliche, jedoch nur für die Streitigkeiten der Bundesglieder unter sich eingeräumt. Dagegen besteht kein Bundesgericht für Rechtshändel der Unterthanen

in den Bundesstaaten unter sich oder mit Bürgern fremder Staaten, auch nicht in höchster Instanz; und eben so wenig für Streitigkeiten der Unterthanen, oder der Landstände mit der Landesherrschaft. Doch folgt aus dem Geiste der Bundesacte, (vergl. die Protocolle der B. V. v. d. J. 1816 und 1817, die Hofmannsche Beschwerde wider Kurhessen betr. und die Rede des österreichischen Gesandten bei Eröffnung des Bundestages) so wie aus der von der Bundesversammlung übernommenen Gewährleistung des großherzl. Sachsen-Weimarschen Verfassungsgesetzes, daß in Fällen, welche die Handhabung der Verfassung, die gehörige Rechtspflege und ungestörte Fortdauer der innern Ruhe in jedem Bundesstaate betreffen, sowohl Beschwerdeführung bei der Bundesversammlung, als auch die Befugniß derselben zu Verwendung und andern zweckdienlichen Maßregeln, Statt finden können. Ueber die Anordnung der Austrägalinstanz hat der Bundestag bereits in der 35 Sitzung, den 16ten Juni 1817, das Nöthige beschlossen. Unterdessen haben die großherzogl. und herzogl. sächsischen und fürstl. reußischen Häuser, für die unter ihnen etwa entstehenden Streitigkeiten, ihr gemeinschaftliches Oberappellationsgericht zu Jena, zur schiedsrichterlichen (Austrägal-) Instanz bestellt, und die beiden Herzöge von Meklenburg, den 27sten Nov. 1817 in Streitigkeiten zwischen sich und den Ständen eine compromissarische Behörde, mit dem Recurse an den Bundestag, errichtet. S. Klüber's öffentliches Recht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten. Frankfurt a. M. 1817. 8. Und von Dalwigk: die Austrägalinstanz zur Erläuterung des Art. XI. der deutschen Bundesacte. Mainz 1817. Ein Beispiel schiedsrichterlichen Ausspruchs enthält der Art. Bouillon (Bullio). Und im Jan. 1818 foderte der Gesandte der freien Städte die Bundesversammlung auf, die Vermittelung ihres Ausspruchs auf die Abschaffung des elsflether Weserzolls, welcher schon den 1sten Jan. 1813 aufhören sollte, und noch immer von dem Großherzog von Oldenburg erhoben wird, dem 11ten Art. der Bundesacte gemäß zu übernehmen, oder, wenn die deshalb vom Bundestage in der 58sten Sitzung ernannte Commission nichts ausrichten sollte, die Sache rechtlich durch die Austrägalinstanz entscheiden zu lassen. Eben so ward in der 58sten Sitzung eine Vermittelung-Commissions in Ansehung der Forderung der Gläubiger pfälzischer Schuldbriefe an die dabei betheiligten Höfe ernannt. K.

† Australien. Die Südsee oder das stille Meer, welches zwischen der Ostküste Asiens und der Westküste Amerika's fluthet, umfaßt sämmtliche Inseln Australiens, welche einen Raum von 113 Längen- und von 70 Breiten Graden einnehmen, indem sie sich vom 47sten Grade der südlichen Breite bis zum 23sten Grade der nördlichen Breite, und vom 130sten bis 243sten Grade östlicher Länge von Ferrol erstrecken. Den Flächeninhalt schätzt man auf 170 bis 180,000 Quadratmeilen, wovon Neuholland allein ⅞ einnimmt, und Europa an Größe gleich kommt.

Auszehrung, s. Atrophie.

Autographisch (Griech.) nennt man Handschriften, die der Verfasser selbst geschrieben, zum Unterschiede von Copien. Man achtet sie höher als letztere, nicht nur weil sie eine interessante Reliquie sind, sondern auch weil man sie für richtiger und minder fehlerhaft halten kann.

Avant la lettre, s. Abdruck.

Avaren, eine Völkerschaft, die Ueberbleibsel der von den Türken verdrängten Scheu-Schen. Sie kamen hundert Jahre später als die Bulgaren in die Gegenden um den Don, das caspische Meer und die Wolga. Ein Theil blieb in Circassen, wo sie noch jetzt fortdauern, ein anderer Theil drang an die Donau vor (555), ließ sich in Dacien nieder, diente unter Justinians Heere, half den Longobarden das Gepidenreich zerstören und eroberte allmälig, besonders unter dem mächtigen Chan Bajan (582), Pannonien. Unter seinen Nachfolgern bemeisterten sie sich Dalmatiens, drangen in Thüringen und Italien ein, wo sie mit den Franken und Longobarden kriegten, und breiteten ihre Herrschaft über die an der Donau und weiter nordwärts wohnenden Slaven, so wie über die Bulgaren bis ans schwarze Meer aus. Aber diese Völker rissen sich bald wieder los und Dalmatien ging verloren (640). Auf Pannonien beschränkt, wurden sie endlich von Carl dem Großen besiegt (796) und von den Mährern und Petschenegern ganz aufgerieben, so daß sie sich nach 827 aus der Geschichte verlieren.

Ave Maria. Mit diesen Worten beginnen die Katholiken ein Gebet zur heil. Jungfrau, daher auch die ganze Gebetsformel Ave Maria genannt wird. Wörtlich heißt dieß: Gegrüßt seyst du, Maria, und ist der Anfang des Grußes, mit dem der Engel vor der Jungfrau Maria erschien, als er ihr verkündigte, daß sie die Mutter des Erlösers werden würde.

Aventurin, eine röthlich braune Abänderung des Quarzes, welche durch zarte Sprünge, wodurch die Lichtstrahlen mannichfaltig gebrochen werden, einen Goldschimmer erhält. Man findet ihn in Aragon, Deutschland u. s. w.

A Vista, s. Vista.

† Azoren, zwischen 36 bis 39° Nordbreite. Sie haben zusammen eine Größe von 53 Q. Meilen und gegen 160,000 Einwohner portugiesischer Abstammung, die nach portugiesischen Gesetzen regiert werden und unter einem portugiesischen Gouverneur stehen. Der Boden ist zwar gebirgig, aber gut bewässert und ungemein fruchtbar; der höchste Berg, der Pic auf Pico, steigt 7400 Fuß hoch empor. Ein äußerst heiteres und gesundes Clima herrscht auf diesen Inseln, deren Hauptproducte in Wein, Korn und Südfrüchten bestehen; auch unterhalten die Einwohner eine starke Viehzucht, Fischerei, einige Manufacturen nnd einen lebhaften Handel, der jedoch noch ausgebreiteter seyn würde, wenn es nicht durchaus an einem guten Hafen fehlte. Die neun Inseln heißen St. Miguel mit 61,100, Terceira mit 28,900, Pico mit 20,900, S. Jorg mit 11,200, Fayal mit 16,300, S. Maria mit 5000, Graciosa mit 7400, Flores mit 7100 und Corvo mit 800 Einwohnern. Die Hauptstadt Angra auf Terceira zählt deren 12,000.

Azymiten (Ungesäuerte), wurden die lateinischen Christen d. h. die römisch-katholischen von den griechischen genannt, weil sie sich beim heil. Abendmahle des ungesäuerten Brodtes bedienten.

B.

Baader (Joseph), einer der berühmtesten und geschicktesten Ingenieure und Mechaniker unserer Zeit, geboren zu München 1763. Er hatte die Medicin studirt und in dieser Wissenschaft promovirt, entsagte ihr aber und ward im J. 1798 wegen seiner großen Talente für die Technologie zum Director der Maschinen und des Bergbaues ernannt. Im Jahr 1808 ward er Geheimerrath bei der Generaldirection des Bergbaues und der Salinen von Baiern. Er hat mehrere Reisen nach England, Frankreich u. s. w. gemacht und mehrere wichtige Werke und Aufsätze geschrieben. Sehr sinnreiche Vorschläge hat er gethan, die große Wassermaschine zu Marli wieder herzustellen oder durch eine andere zu ersetzen. Auch seine Brüder, Clemens Ludwig, Canonicus zu Friesingen, und Franz Xaver, Arzt, haben sich als Schriftsteller rühmlich bekannt gemacht.

Baal, Bel, ein babylonischer oder phönizischer Gott, dessen Begriff durch die Zeit und die Unvollkommenheit der Sprache sehr verdunkelt ist. Einige halten ihn für einen Menschen und den Stifter von Babylon; Herodot nennt ihn des Alkäos Sohn; Andere nennen ihn einen chaldäischen Riesen. Nach den Sagen, die die Geschichte von ihm aufbewahrt hat, möchte man ihn für einen außerordentlichen Menschen halten, der das Reich Babylon weckte und erhob, und durch die Zeit diese Apotheose erfuhr. Daher erzählen auch einige Schriftsteller von ihm, er habe das Land urbar und bewohnbar gemacht, habe Flüsse durch Kanäle verbunden, und Babylon (daher Babel) mit einer Mauer umgeben. Sein Sohn Ninus, der große Eroberer, habe ihn nach seinem Tode für einen Gott erklärt, und ihm göttliche Ehre erweisen lassen. Nicht aber blos auf Babylon und Assyrien beschränkte sich seine Verehrung, sondern sie breitete sich noch weiterhin im Oriente aus; wir finden ihn bei den Persern, Tyriern u. s. w. Ueber den Cultus des Gottes Baal hat man nur wenige und widersprechende Nachrichten. Unter den Opfern, welche ihm gebracht wurden, nennt die Bibel auch Menschenopfer, was aber wohl nur ein figürlicher Ausdruck seyn möchte, um den Abfall von Jehovah zu Baal auszudrücken. — Uebrigens bedeutet der Name Baal oder Beel in mehrern orientalischen Sprachen Herr, bezeichnet die Herrscherwürde und man findet es in der Zusammensetzung mit mehrern eigenen Namen, als Bel-sazar, Anni-Bal u. s. f.

Badajoz, die befestigte Hauptstadt der spanischen Provinz Estramadura, an der Guadiana, unfern der portugiesischen Gränze, mit 10,000 Einwohnern. Sie hat im letzten Kriege eine bedeutende Rolle gespielt und ward von den Engländern dreimal belagert. Badajoz war am 10ten März 1811 nach unerheblichem Widerstande von dem span. General Imaz an Mortier übergeben worden. Nach der Vertreibung Massena's aus Portugall und dessen Rückzuge durch Estramadura mußte eine Hauptsorge des brittischen Feldherrn seyn, diese Festung, so wie Ciudad Rodrigo und Almeida, wieder zu nehmen. Nachdem daher Olivenza am 6ten April erobert war, schritt er

zur Berennung von Badajoz. Diese am linken Ufer der Guadiana gelegene Festung hat 8 Bastionen, einen guten bedeckten Weg und zwei Außenwerke, das Kronenwerk Pardaleras südlich, die Redoute Picurina östlich; in Norden jenseits der Guadiana liegt das Fort St. Christoval auf steilen Felsen, von dem einen Theil der Festung, nämlich das schlecht befestigte Schloß, eingesehen wird. — Erste Belagerung. Die Belagerungsarbeiten begannen in der Nacht zum 9. Mai; der Hauptangriff war gegen das Schloß gerichtet, ein gleichzeitiger gegen St. Christoval, ein Scheinangriff gegen Partaleras. Der vorherrschende Mangel an Material gewährte durchaus keine günstige Resultate, und da Soult zum Entsatz anrückte, ward die Belagerung schon am 14. wieder aufgehoben. Sie hatte einen Verlust von 100 Todten, 650 Blessirten und Gefangenen herbeigeführt. — Zweite Belagerung. Nach den Schlachten von Fuentes d'Onor und an der Albuera ward Badajoz am 25. Mai wieder von 12,000 Mann eingeschlossen; die gegen das Schloß und St. Christoval gerichteten Belagerungsarbeiten begannen am 30. In der Nacht zum 7. Juni ward der Sturm einer in St. Christoval gelegten Bresche versucht, aber mit Verlust abgewiesen; die Bresche, durch das Feuer der folgenden Tage vergrößert, ward darauf in der Nacht zum 10ten abermals, aber wieder vergeblich, gestürmt. Da indeß die meisten Geschütze unbrauchbar und die Munitionsvorräthe größtentheils consumirt worden waren, so wurde die Belagerung am 12ten aufgehoben, der Platz aber noch bis zum 16ten streng blokirt. Verlust der Belagerer 9 Offiziere, 109 Mann todt, 25 Offiziere, 342 Mann verwundet oder gefangen. Dritte Belagerung. Nach Eroberung Ciudad Rodrigo's (Jan. 1812) beschloß Wellington einen erneuten Angriff auf Badajoz. Die Belagerungsarmee, 16,000 Mann stark, begann ihre Arbeiten am 17ten März. Die Franzosen hatten während dessen die Werke bedeutend verbessert, besonders das Schloß mehr befestigt; der Angriff ward jetzt zunächst gegen Picurina, dann gegen die südöstliche und südliche Bastion Trinidad und St. Maria gerichtet. Am 19ten machten die Franzosen einen Ausfall, ohne jedoch die Belagerungsarbeiten zerstören zu können, in der Nacht zum 26sten ward Picurina gestürmt, die Belagerer setzten sich darinn fest, und etablirten davor ihre Breschbatterien. Bis zum 6ten April waren in die rechte Face von Trinidad, die linke Flanke von St. Maria, und die dazwischen liegende Courtine drei Breschen gelegt, welche gangbar erachtet wurden. Der Sturm ward in der Nacht zum 7ten unternommen; die erste Abtheilung erstieg das Schloß mit Leitern, die zweite und dritte gegen die Breschen bestimmt, stießen auf einen unvollendeten Halbmonde, den sie dafür gehalten, zusammen, geriethen in Unordnung und blieben hier dem fürchterlichsten Feuer zwei Stunden lang ausgesetzt, während welcher einzelne Detaschements ganz vergeblich versuchten, in die Bresche einzudringen; Wellington zog sie zurück, um gegen Morgen einen zweiten Versuch machen zu lassen. Indessen hatte eine vierte Abtheilung nach 4 Uhr das westliche Bastion St. Vincent genommen, sie drang in den Rücken der Breschen, vertrieb den Feind, und gab so den zu ihrem Angriff bestimmten Truppen Gelegenheit, ohne weitern Verlust einzudringen; die ganze Garnison ward gefangen, der Gouverneur General Philippon, der sich in das Fort St. Christoval geworfen, ergab sich am andern Tage. Die Belagerer verloren bei dieser dritten Belagerung 72 Offiziere, 963 Mann an Todten, 306 Offiziere, 3483 Mann an

Verwundeten, der Sturm allein hatte 59 todte, 268 verwundete Offiziere, und 744 todte, 2600 verwundete Soldaten gekostet. e.

Baden. Drei durch ihre Bäder berühmte Orte führen diesen Namen. 1) Baden in Schwaben, eine sehr alte Stadt von 400 Häusern und 2600 Einwohnern. Bei den Römern war sie schon unter dem Namen civitas aurelia aquensis bekannt, und späterhin ist sie gegen 600 Jahre lang die Residenz der Markgrafen von Baden gewesen. Sie liegt in einem reizenden Thale; der Rhein ist nur zwei Stunden von ihr entfernt. Das Schloß beut nach allen Seiten hin die herrlichsten Ansichten. Es enthält eine Menge unterirdischer Gewölbe, die, der gemeinen Sage nach, der heil. Vehme zum Sitz gedient haben sollen, wahrscheinlich aber ein Werk der Römer sind. Die Antiquitätenhalle ist hinter der Pfarrkirche und enthält eine Menge römischer Denkmäler, die um Baden her gefunden worden sind. Das Conversationshaus, ehedem ein Jesuitenkloster, ist ein Unterhaltungsort, wo man vorzüglich zu Spiel und Bällen zusammen kömmt; es hat eine herrliche Lage. Die Collegial- oder Pfarrkirche zeichnet sich durch die Begräbnisse der Markgrafen aus. Die sechs Altarblätter sind von Lill nach Guido Reni gemalt. Eine vorzügliche Merkwürdigkeit Badens sind seine dreizehn Mineralquellen. Die Hauptquelle hat 45 Grad Wärme nach Reaumür, und liefert in 24 Stunden 7,345,440 Cubikzoll Wasser. Der Fels, aus welchem sie hervorbricht, ist noch zum Theil mit carrarischem Marmor bekleidet und war wahrscheinlich ein Römerbad. Auch bei dem vormaligen Armenbad finden sich noch Ueberreste römischer Bäder. An der Höllenquelle von 50 Grad Wärme brühen die Einwohner von Baden Thiere ab. Das Armenbad vor dem Geresbacher Thore ist sehr zweckmäßig eingerichtet. Die vorzüglichsten der öffentlichen Badehäuser sind: zum Baldreith, zum Hirsch, zum Badischen Hof, zum Salmen und zur Sonne; doch kann man auch in seinem Zimmer baden. Das hiesige muriatische Schwefelwasser hat in 1 Pfund zu 16 Unzen folgende Bestandtheile: Glauberisches Wundersalz 5 $\frac{3}{8}$ Gran, Selenit 6 Gr., Kochsalz 34 $\frac{1}{2}$ Gr., salzsaure Bittererde $\frac{5}{8}$ Gran, salzsaure Kalkerde $\frac{1}{2}$ Gran und schwefelartige Luft 1 $\frac{1}{2}$ Cubikzoll. Seine Kraft äußert sich wohlthätig in Gicht und Rheumatismen, in veralteten Gichtknoten, Contracturen, Lähmungen, Geschwülsten, Geschwüren, in Ausschlägen, Krätze, Flechten, Skropheln, selbst dann, wenn diese Krankheiten venerischer Art und vom Mißbrauch des Quecksilbers entstanden sind, in Hypochondrien, Hämorrhoidalbeschwerden, Verstopfungen der Eingeweide, bei Unordnung der monatlichen Reinigung ꝛc. Man besucht dies Bad daher sehr stark. An trefflichen Spaziergängen und herrlichen Aussichten fehlt es nicht. — 2) Baden in Niederösterreich, eine Stadt von ungefähr 400 Häusern und 3000 Einwohnern. Die Lage der Stadt, an felsigen Kalkgebirgen, ist über alle Beschreibung schön. Ungeachtet vieler widrigen Schicksale hat sie sich doch aus einem Dorfe zum Flecken, von dem Flecken zur Stadt emporgehoben, und ist jezt Sommer-Residenz mehrerer Erzherzöge von Oesterreich. Die vorzüglichsten Gebäude der Stadt sind: die Kirchen, und das mit Speise- und Kaffeezimmern versehene Redoutengebäude, in welchem sich auch die Schaubühne befindet. Außer diesen Gebäuden heben sich noch in der Stadt die Häuser der Erzherzöge und das Casino hervor. Der Hauptplatz Badens ist der Park beim Theresienbade mit seinen schönen Baumgängen. Daneben ist der Kalkfelsen, aus welchem die wohlthätige

Heilquelle hervorsprudelt. Nach der Analyse der Herren Schenk und Volta ist in 1 Pfund Wasser zu 16 Unzen enthalten: Glauberisches Wundersalz $1\frac{1}{2}$ Gran, Bittersalz $1\frac{1}{10}$ Gr., Selenit 3 Gr., Kochsalz $3\frac{3}{4}$ Gr., salzsaure Alaunerde 1 Gr., luftsaure Bittererde $2\frac{1}{4}$ Gr., luftsaure Kalkerde 5 Gr., Luftsäure $1\frac{1}{2}$ Cubikzoll, schwefelartige Luft $4\frac{1}{2}$ Cubikzoll. Die beständige Wärme der Bäder ist gemeiniglich 27 — 29 Grad Reaumür. Die heißesten sind der Ursprung, das Frauen- und Josephsbad; überhaupt sind derselben in allem zwölf. Sie sind so gebaut, daß jedes derselben 40 — 150 Personen fassen kann. Wer nicht gemeinschaftlich baden will, kann auch Stunden für sich bekommen, wo er allein badet. Das gemeinschaftliche Bad wird aber stets vorgezogen, da es nicht an Unterhaltung fehlt und sich hier oft die angenehmsten Bekanntschaften anknüpfen; vorzüglich gesucht ist das Frauenbad, dessen sich der Kaiser selbst bedient. Im Calvarienberg sind Dampfbäder angebracht. In dem Theresienbade badet man nur in Wannen, und hier sind auch Tropfbäder eingerichtet. Die Höhle beim Ursprung zeichnet sich dadurch aus, daß auf ihrem Fußboden sich eine salzige Substanz absetzt, welche Badner-Salz genannt wird. Nützlich ist das Wasser von Baden bei Rheumatismen und Gliederreißen, der Grund davon sey welcher er wolle; in Hüft- und Lendenschmerzen, in Lähmungen, die durch Blei oder Quecksilber, durch gallige, rheumatische und schleimige Materie herbeigeführt worden, und in der Krätze, sie sey von welcher Art sie wolle. Wer zugleich trinkt und badet, befördert die Cur ungemein. Sehr schädlich sind diese Bäder hingegen, wo etwas Fieberhaftes oder Entzündungsartiges im Körper vorhanden ist. In Absicht der Spaziergänge ist hier trefflich gesorgt. Das gewöhnliche Ziel aller ist das Helenenthal, in das man bei Clause eintritt. Je weiter man das Thal verfolgt, desto romantischer und wilder werden die Wald- und Felsenparthien. Man schätzt die Zahl der Fremden, die alljährlich nach Baden kommen, auf 7 — 8000. — 3) Baden in der Schweiz, eine Stadt mit berühmten Bädern an der Limmat, in einer sehr angenehmen Gegend. Schon die Römer legten der Heilquellen wegen hier ein Stadt an und bauten ein Castell da, wo jetzt die Stadt steht. Später ward die heil. Veronika Schutzpatronin der Bäder; noch später erhoben sie die Tagsatzungen zu einem vorher nie gesehenen Glanz. Das Städtchen Baden, Mittelpunkt von vier sich durchkreuzenden Landstraßen, hat die Gerichtsbarkeit über die Bäder. Von hier führt eine breite, mit Steinen besetzte, mit einer Reihe von Kirchen, Capellen und Wohnhäusern umgebene Straße in die Tiefe der Bäder, die nur wenige Schritte über dem Ufer der Limmat sich erheben. Die berühmtesten derselben liegen auf der Stadtseite und heißen die großen, die übrigen liegen auf der andern Seite der Limmat und heißen die kleinen Bäder. Die großen Bäder sind öffentlich. Personen höhern Standes baden in den Privatbädern der Wirthshäuser. Da das Veronabad näher am Ursprung der Quellen liegt, so ist dessen Wasser das wärmste; es soll die Fruchtbarkeit der Frauen befördern und wird daher von diesen am häufigsten besucht. Das Wasser ist ein eisenhaltig salinisches Schwefelwasser und hat in 1 Pfund zu 16 Unzen nach Morell folgende Bestandtheile: Glauberisches Wundersalz $10\frac{7}{28}$ Gr., Bittersalz $\frac{7}{103}$ Gr., Selenit $9\frac{1}{2}$ Gr., kochsalzsaure Bittererde $1\frac{4}{7}$ Gr., luftsaure Bittererde $3\frac{1}{12}$ Gr., luftsaure Kalkerde $\frac{3}{12}$ Gr. luftsaures Eisen $\frac{1}{8}$ Gr., Luftsäure $3\frac{1}{7}$ Cubikzoll und eine kleine Menge schwefelar-

rige Luft. Der Geschmack des Wassers ist unangenehm und man braucht es jetzt selten zum Trinken. Vorzüglichen Nutzen hat dies Bad bei Hautkrankheiten und Ausschlägen aller Art, bei alten Geschwüren, Rheumatismen, Gicht, Lähmungen, Podagra, Verstopfungen in den Eingeweiden, bei Hypochondrie, Hysterie ꝛc. Der größte Theil der Badegäste wendet es ohne alle ärztliche Vorschrift an. Man badet gewöhnlich zwei Mal des Tages, früh und Nachmittags; der gemeine Haufe bleibt sehr lange im heißen Bade und sucht dadurch jenen Ausschlag herbeizuführen, ohne welchen der Schweizer seine Badekur für erfolglos halten würde.

Baden (Großherzogthum), hat drei Ritterorden: 1) den Hausorden der Treue, gestiftet 1715 und erneuert am 8. Mai 1803, welcher in Großkreuze und Commandeure abgetheilt, und dessen Ordensherr und Großmeister jedesmal der Großherzog ist; 2) den Carl-Friedrich-Militärverdienstorden, vom Großherzog Carl Friedrich am 4. April 1807 gestiftet, dessen Großmeister der Großherzog ist und der aus drei Classen, Großkreuzen, Commandeuren und Rittern besteht; 3) den Orden des Zähringer Löwen, gestiftet vom letztverstorbenen Großherzoge am Namenstage seiner Gemahlin, den 26. Dec. 1812. Er besteht ebenfalls aus Großkreuzen, Commandeuren und Rittern und hat den jedesmaligen Großherzog zum Großmeister.

Bagdad, die Hauptstadt, unter 44° 24′ östlicher Länge und dem 33° 20′ nördl. Breite. Sie ist mit einer hohen Mauer von Ziegelsteinen, ungefähr eine deutsche Meile im Umfange, und einem fünf bis sechs Klafter tiefen Graben, der aus dem Tigris mit Wasser gefüllt werden kann, umgeben; doch sind die Canonen auf den zahlreichen Mauerthürmen alt und unbrauchbar. Das Castell an der Nordseite der Stadt bestreicht den Tigris und enthält ein Zeughaus, doch ist es kein haltbarer Platz. Die Häuser der Stadt sind größtentheils aus Ziegelsteinen erbaut und nur ein Stockwerk hoch; die Straßen sind unreinlich, ungepflastert und so eng, daß kaum zwei Personen neben einander reiten können. Die Häuser der vermögenden Einwohner zeichnen sich durch geschmackvolle Bauart und Verzierung aus. Insbesondere ist der Pallast des Gouverneurs sehr geräumig, und hat prachtvoll meublirte Zimmer. Die öffentlichen Bäder und Kaffeehäuser der Stadt werden, obwohl sie in schlechtem Zustande sind, häufig besucht. Auf den Märkten trifft man Fülle an Lebensmitteln und wohlfeile Preise. Bagdad ist ein bedeutender Handelsplatz und eine Niederlage für arabische, indische und persische Erzeugnisse, so wie für europäische Manufaktur-Waaren. Einen glänzenden Anblick gewähren die Bazars mit ihren 1200 Läden, gefüllt mit allen Gattungen orientalischer Waaren. Die hauptsächlichsten Fabrikate der Stadt bestehen in rothem und gelbem Leder, welches in großem Rufe steht, auch in seidnen, baumwollnen und wollnen Zeugen. Vor Kurzem hat der Pascha, mit Hülfe der Engländer und Perser, eine Canonengießerei angelegt. Bagdad versieht ganz Kleinasien, Syrien und einen Theil von Europa mit indischen Waaren, die zu Bassora eingeführt, den Tigris in Böten stromaufwärts geschifft und durch Caravanen nach Tocat, Constantinopel, Aleppo, Damascus und in die westlichen Theile Persiens gebracht werden. Auch mit Juwelen wird hier einiger Handel getrieben. Viele Fremde strömen in Bagdad zusammen, theils in Handelsgeschäften, theils um die Gräber der Heiligen, unter denen sich das des Propheten Ezechiel befindet, zu besuchen. Die Sommerhitze ist hier sehr groß

und nöthigt die Einwohner, in unterirdischen Gemächern Kühlung zu suchen; dagegen ist es im Winter so kalt, daß man der Heizung bedarf. Dennoch ist die Stadt angenehm, gesund, und frei von epidemischen Uebeln, doch leiden die Einwohner häufig an Hautkrankheiten. Die Bevölkerung von Bagdad besteht aus Türken, Persern, Juden und einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Christen; die Türken machen drei Viertheile des Ganzen aus. Die Juden sind auf einen abgesonderten Stadtbezirk eingeschränkt und in einem äußerst bedrückten Zustande. Mit Inbegriff der vielen Araber, Hindostaner, Afghanen und Aegypter, die sich hier aufzuhalten pflegen, mag sich die gesammte Volksmenge auf 60,000 Menschen belaufen. Die Perser, die unter dem besondern Schutz der Regierung stehen und einen ausgebreiteten Handel treiben, haben allgemein den Ruf der Redlichkeit, Umsicht und Aufrichtigkeit. Die höheren Volksclassen sind gegen Fremde höflicher und aufmerksamer, als sonst bei den Mohammedanern der Fall zu seyn pflegt; dagegen sind die untern Classen von allen vorherrschenden Lastern des Orients angesteckt, übrigens kühn und unternehmend, aber zur Insubordination geneigt. Bagdad ward im Jahre 766 vom Kalifen Abu Jafar Almansor gegründet, in vier Jahren vollendet und im neunten Jahrhundert von dem großen Haroun Al Raschid zu hohem Glanze erhoben, hundert Jahre später aber von den Türken gänzlich zerstört. Im dreizehnten Jahrhundert ward es von Dschingis-Khans Enkel, Holaku, erstürmt, der das Kalifat vernichtete und den regierenden Kalifen ums Leben bringen ließ. Die Nachkommenschaft des Eroberers ward 1416 durch Tamerlan, und 1436 durch Kara Yusef vertrieben. Im folgenden Jahrhundert bemeisterte sich Schach Ismael, der erste Regent Persiens aus dem Hause Sofi der Stadt Bagdad. Seitdem war sie unaufhörlich ein Zankapfel zwischen den Türken und Persern. Nach einer denkwürdigen Belagerung ward sie 1638 vom türkischen Kaiser Amurat IV. erobert, und vergebens versuchte im 18ten Jahrhundert Nadir Schach, sie den Türken zu entreißen. In den letztern Jahren ward sie von den Wechabiten mehrmals ernstlich bedroht.

Bagno, der Ort bei Galata, in der Nähe von Constantinopel, wo die Sclaven aufbewahrt werden. Es befinden sich hier eine griechische und zwei katholische Kirchen, zum Gebrauche der Sclaven bestimmt. Mehrmals nennt man auch Sclaven-Behältnisse überhaupt Bagno.

† Balbek, unter 36° 11′ O. L. und 34° 1′ N. B., jetzt eine kleine schlecht gebaute, mit verfallenen Mauern umgebene Stadt, bewohnt von etwa 1200 armseligen Menschen, worunter auch Christen und Juden sind. Schon 140 Jahre vor Antonius Pius lag in Heliopolis römische Besatzung, und mit Grund hält man dafür, daß unter der Regierung und auf Befehl dieses Kaisers der prachtvolle Sonnentempel erbaut ist, der, noch großentheils unversehrt, zu den ausgezeichnetsten Ueberbleibseln des Alterthums gehört. Von 54 hohen Säulen des Tempels stehen nur noch 6; ihre Schäfte sind 54 Fuß lang, halten beinahe 22 im Umfange, und die Gesammthöhe mit Inbegriff des Fußgestells und Säulenkopfes beträgt 72 Fuß. Noch sieht man treffliche marmorne Standbilder Jupiters, Dianens und Leda's, und Abbildungen mehrerer römischen Kaiser und Kaiserinnen in Basreliefs und Brustbildern. Bewundernswerth ist die ungeheure Umfang der Steine, woraus die Mauern des Tempels bestehen; kein jetzt bekanntes mechanisches Hülfsmittel vermöchte, sie

an ihre Stelle zu bringen. Unter dem Kaiser Constantin ward der Tempel vernachlässigt und in eine christliche Kirche umgewandelt. So blieb er, bis er nach dem Einfall der Araber in Verfall gerieth. Der große Pallast, als dessen Erbauer gleichfalls Antonius Pius genannt wird, und mehrere andere Tempel sind ebenfalls von großer Schönheit; nach einem derselben ist die Paulskirche in London erbaut. Obeidah, einer der Feldherren des Kalifen Omar eroberte die Stadt nach einer tapfern Vertheidigung. Im Jahr 1401 ward sie durch Tamerlan eingenommen. Ein Erdbeben zerstörte sie im Jahre 1759 fast gänzlich, wodurch ohne Zweifel das schnelle Sinken ihrer, nach 1751 noch 5000 Menschen betragenden Bevölkerung verursacht ist.

Ball. Den Grund, warum man ein Tanzfest Ball nennt, findet Nachtigall in einer alten niederdeutschen Sitte, die er auf folgende Weise erzählt: „In den Dörfern versammelten sich die erwachsenen Mädchen am zweiten und dritten Osterfeiertage, um den neuen Frauen, auf deren Hochzeit sie getanzt hatten, einen mit Wolle oder Federn angefüllten Ball zu überreichen. Erst wurde dieser auf einer geschmückten Stange durchs Dorf getragen, dann vor dem Hause aufgepflanzt, endlich im Hause selbst der jungen Frau überreicht, wogegen diese verpflichtet war, der auf eigne Kosten schmausenden Gesellschaft und ihren Liebhabern freies Tonspiel zum Tanze zu geben. So viele junge Eheleute da waren, so vielen wurde ein Ball gegeben und auf jedes Ballgeben getanzt." — Die Bälle sind entweder en masque, d. h. die dabei erscheinenden Personen tragen Masken, oder parés, d. h. man erscheint dabei nur geputzt.

Ballast (nach dem dänischen Baglast) ist eine Last von Sand oder Steinen, die man in diejenigen Schiffe legt, die nicht Ladung genug haben, um bis zur erforderlichen Tiefe in das Wasser zu sinken und so Wind und Wellen Widerstand leisten zu können. Bei Stürmen muß oft, wenn das Schiff Lecke bekömmt, der Ballast zum Theil ausgeworfen werden, damit das Schiff leichter werde.

Ballesteros (Francesco), ein berühmter spanischer General im Kriege gegen Bonaparte's Usurpation, geboren zu Saragossa 17.. Er stand schon 1793 als Oberlieutenant bei den Freiwilligen von Aragonien im Regiment der leichten Infanterie, wo er sich in dem sogenannten catalonischen Feldzuge durch Tapferkeit zum Hauptmann aufschwang. Im J. 1804 wurde er wegen Unterschlagung von ... Rationen angeklagt und entlassen, aber auf Verwendung des Friedensfürsten wieder als Befehlshaber über die Mauthen von Asturien angestellt, wo er noch 1808 beim Einfall der Franzosen diente. Man übertrug ihm die Junta von Asturien den Befehl über ein Regiment. Bald erhob er sich zum Brigadegeneral und endlich zum Maréchal-de-camp, in welcher Eigenschaft er sich mit den Armeen von Castilien unter Blake nnd Castannos vereinigte. Ueberall zeichnete er sich durch kühne Tapferkeit aus, ohne jedoch große Talente als Oberfeldherr zu entwickeln. Aus Aerger über die Ernennung des Lords Wellington zum Oberfeldherrn sämmtlicher Armeen in Spanien durch die Cortes, nahm er seine Entlassung und suchte nun durch eine Schrift sich von den Vorwürfen öffentlich zu reinigen, ... habe er aus Eifersucht mehrere bedeutende Unternehmungen gehemmt oder ganz gehindert. Ferdinand VII. bezeigte ihm nach seiner Rückkehr eine besondere Liebe und ernannte ihn 1815 zum Kriegs-

minister. Allein in den Streit der Liberales und der Königspartheï verwikelt, beiden verdächtig und gehässig, wurde er 1816 wieder entlassen, auf halben Sold gesetzt und nach Valladolid gleichsam verwiesen.

Balley, nannte man ehemals ein gewisses Gebiet oder einen Bezirk von Besizungen, die dem deutschen und Johanniter-Orden zugehörten. Die Balleyen bestanden aus Comthureyen, und wurden durch Comthure verwaltet. Woher diese Benennung ihren Ursprung habe, geben die Sprachforscher nirgends an.

Ballhorn (Johann), ein Buchdrucker zu Lübeck, zwischen 1531 und 1599, der unter andern eine Fibel druckte, auf deren lezter Seite er das bis dahin übliche Bild eines an den Füßen gespornten Hahns in das eines ungespornten, dem ein paar (nach Andern ein ganzer Korb) Eier zur Seite liegen, verwandelte. Da er sie dieser unwesentlichen Veränderung wegen auf dem Titel: „verbessert durch Johann Ballhorn," nannte, so ist sein Name zum Sprichwort geworden und ballhornisiren oder verballhornen heißt so viel, als abgeschmackte und unnüze Veränderungen machen, oder auch etwas verschlechtern, statt verbessern.

Ballotiren, durch Kugeln das Loos über etwas werfen. Die Loosenden oder Wählenden bekommen zu dem Ende eine weiße und eine schwarze Kugel und drücken ihr Ja oder Nein aus, je nach dem sie jene oder diese in das zum Sammeln der Loose bestimmte Gefäß werfen.

* Baltimore, die Hauptstadt der Grafschaft dieses Namens, in Hinsicht ihres Umfanges dem Range nach die vierte, und im Betreff des Handels die fünfte Stadt in den vereinigten Staaten, liegt unter 77° 48′ W. L. und 39° 21′ N. Br. an der Nordseite des Flusses Patapsco, unfern seines Zusammenflusses mit der Chesapeak-Bay. Die kaum einen Pistolenschuß breite Einfahrt des Hafens wird durch das Fort Whetstone vertheidigt und kann folglich einer angreifenden Seemacht wirksamen Widerstand leisten. Die Stadt ist rund um das Wasserbeken her gebaut, worin bei gewöhnlichen Fluthen das Wasser fünf bis sechs Fuß steigt; es bildet einen der schönsten Häfen der Welt, faßt zweitausend Kauffahrtheischiffe und ist von Schiffswerften und Waarenspeichern umgeben. Da man jedoch nur bei gewissen Winden aus diesem Wasserbecken segeln kann, so ankert die große Mehrzahl der Schiffe in einem äußern Hafen, gebildet durch eine Landspitze nahe am Ausflusse des Wasserbekkens, Fells point genannt. Auch hier sind Werfte angelegt, wo Schiffe von sechshundert Tonnen Last völlig sicher liegen können. Viele Ansiedler haben sich auf dieser Landspitze, wo sie der Schifffahrt am nächsten sind, niedergelassen. Schon zählt man hier mehr als siebenhundert Häuser, von regelmäßigen Straßen durchschnitten, mit einem großen Marktplatze. Gewöhnlich wird diese neue Anlage als ein Theil der Stadt Baltimore betrachtet, obwohl sie über eine halbe Stunde Weges von der eigentlichen Stadt entfernt ist. Die niedrige Lage der leztern hielt man sonst für ungesund, allein ihr schneller Anwachs und viele heilsame Verbesserungen scheinen die Nachtheile der feuchten Luft beseitiget und den hiesigen Aufenthalt gesünder gemacht zu haben. Am wenigsten ist dieß jedoch im August der Fall; auch beziehen dann alle wohlhabendere Einwohner ihre reizend gelegenen Landsitze in der Umgegend. Der Grundriß der Stadt ist dem von Philadelphia einigermaßen ähnlich und wie dort durchkreuzen

sich die Straßen in rechten Winkeln. Die Hauptstraße ist ungefähr 80 Fuß breit und hält über eine halbe Stunde Weges in der Länge. Baltimore mit Inbegriff von Fells point hat 30,000 Einwohner und 170 Speicher. Die Bevölkerung besteht aus Engländern, Irländern, Schottländern und Franzosen. Am zahlreichsten sind die Irländer, worunter sich viele der vorzüglichsten Kaufleute befinden. Auch an Franzosen bekam die Stadt einen beträchtlichen Zuwachs. Man findet hier Katholische, Reformirte, Lutherische, Bischöfliche, Presbyterianische, Anabaptistische, Methodistische und Quäkerische Kirchen. Unter allen ist die der Presbyterianer die schönste, und eines der besten Gebäude der Stadt. Es befanden sich in Baltimore drei mit einander verbundene Banken, deren Noten selbst auf so geringe Summen ausgestellt werden, daß sie den Umlauf des baaren Geldes fast gänzlich ausschließen.

Baltisches Meer erstreckt sich über 55° N. B. hinaus, ist 190 bis 200 deutsche Meilen lang, ungefähr 24 bis 48 abwechselnd breit und mit Inbegriff des Finnischen und Bothnischen Meerbusens beträgt der Flächeninhalt 7000 Q. M. Die Nähe der Küsten des festen Landes und der Inseln, die durchgehends geringe Tiefe des Wassers, die flachen Preußischen und die meist felsigen Schwedischen Küsten, vor allen Dingen aber der häufig eintretende, von heftigen Stürmen begleitete Wechsel der Winde, machen dies Meer für den Seefahrer sehr gefahrvoll, obwohl die durch die Brandung erregten Wellen, an und für sich betrachtet, weit minder furchtbar sind, als in der Nordsee. Eine Inselkette von Finnland bis nach Schweden reichend, scheidet den südlichen Theil der Ostsee vom nördlichen, welcher gewöhnlich der Bothnische Meerbusen genannt wird. In Nordosten erstreckt sich bis tief in Finnland ein andrer Arm unter dem Namen des Finnischen Meerbusens, und scheidet diese Provinz von Esthland. Ein dritter ziemlich großer Meerbusen ist der Rigaische oder Liefländische. Das Curische und das frische Haff sind Buchten an der Preußischen Küste. Das Gewässer der Ostsee ist kälter und klarer als das des Oceans und enthält weniger Salztheile. Ebbe und Fluth sind in der Ostsee wie in allen landumgebenen Meeren unbemerkbar; doch steigt und fällt sie zu Zeiten, wiewohl aus andern Ursachen, insbesondere vermöge ihrer reißenden Strömung durch den Sund und die beiden Belte in das Atlantische Meer. Die mittlere Tiefe des Wassers beträgt 15 bis 20 Klafter, an sehr vielen Stellen aber kaum halb so viel. Bei stürmischem Wetter sind die Küsten Preußens und Curlands mit Bernstein bedeckt, den die Wellen an das Ufer spielen. Die hauptsächlichsten Ströme, die sich in die Ostsee ergießen, sind die Flüsse Wannow, Peene, Oder, Persanthe, Wipper, Weichsel, Pregel, Niemen (oder Memel), Düna, Aura-Jocki, Cano, Torneå, Luleå, Piteå, Skelfteå, Umeå, Ångermann, Luisna, Dal und Motala. Das Eis verhindert jährlich drei Monate lang die Schifffahrt auf der Ostsee. Im Süden schmilzt es ungefähr im April, allein im Bothnischen und Finnischen Meerbusen selten vor dem Ende des Mais. Außer den Dänischen und Aländischen Inseln enthält das Baltische Meer noch folgende: Dago und Oesel an der Liefländischen Küste; Gothland und Oeland, Schweden gehörig; Rügen, welches als ein Zubehör von Pommern jetzt an Preußen abgetreten worden ist; endlich außer den beiden bereits

erwähnten größern Dänischen Inseln noch: Bornholm, Falster, Mön, Laaland, Alse, und eine große Anzahl kleinerer, welche sämmtlich Dänemark gehören. Drei Durchfahrten führen vom Cattegat in das Baltische Meer; der Sund, der große und kleine Belt; der Sund ist der befahrenste. Bei allen dreien wird zum ostensiblen Zwecke der Unterhaltung von Leuchtthürmen ein bedeutender Zoll entrichtet.

Bambus, ein in Ost- und Westindien baumförmig wachsendes Rohr. Die Bambusbäume erreichen oft die Höhe von Pappeln. An den Orten, wo sie gedeihen, dienen sie zu vielartiger Benutzung; bei uns gebraucht man die Zweige als Spatzierstöcke.

Band, ein aus Leinen, Wolle, Seide oder Gold verfertigtes schmales Gewebe, das zu Binden, Besetzungen u. dgl. angewendet wird. Man hat Bänder von verschiedener Breite, (von 2 Linien bis zu 6 Zoll,) Farbe, Feine, Muster (gewässerte, golddurchwebte, Atlas-Taffet-Bänder u. s. w.). Sie werden entweder von Bordenwirkern verfertigt, oder in Bandfabriken auf Maschinen gemacht. Frankreich, England und die Schweiz liefern eine große Menge Bänder aller Art; in Deutschland zeichnen sich aus die Bandfabriken in Wien, Berlin, Elberfeld, Erfurt u. s. w.

Banda, s. Gewürzinseln.

Bandettini (Teresa), eine berühmte neuere Italienische Dichterin aus dem Stegreif (improvisatrice), wurde zu Lucca ums Jahr 1756 geboren, und erhielt von ihren angesehenen Eltern eine sorgfältige Erziehung, mußte sich aber, als diese ihr ganzes Vermögen verloren, entschließen auf das Theater zu gehen. Zum erstenmal trat sie zu Florenz auf, und machte kein Glück. Dies, verbunden mit ihrer Liebe zu der schönen Wissenschaft, zog sie zum eifrigsten Studium der Dichter hin. Als sie eines Tags einen berühmten Stegreifdichter von Verona hörte, brach der eigne Genius unwiderstehlich hervor und ergoß sich augenblicklich in einem herrlichen Lobgedicht auf jenen Stegreifdichter. Aufgemuntert von diesem, widmete sie sich ganz dieser schönen Kunst. Die Originalität, die blühendste Einbildungskraft, Wahrheit und Harmonie im Ausdruck verschafften ihr bald einen berühmten Namen; sie konnte das Theater verlassen und als Dichterin Italien durchziehen, und genoß die Ehre in mehrere Akademien als Mitglied aufgenommen zu werden. Eines ihrer berühmtesten Gedichte war jenes, welches sie 1794 bei dem Prinzen Lambertini zu Bologna auf den Tod Marien-Antoinettens von Frankreich improvisirte. Ums Jahr 1813 war sie endlich des Reisens müde und zog sich wieder in ihre Vaterstadt zurück, wo sie von ihrem sehr mäßigen Vermögen eingezogen lebte. Im Druck erschienen von ihr: Ode tre, Lucca in 4to, wovon die erste Nelsons Sieg bei Abukir, die andere Suwarows Siege in Italien, und die dritte die Siege des Erzherzogs Carl in Deutschland, besingt. Ferner unter dem Namen, Amarilli Etrusca: Saggio di versi estemporanei (Sammlung aus dem Stegreif verfertigter Gedichte), Pisa bei Bodoni in 8vo, worunter sich besonders das Gedicht über Petrarca's Zusammentreffen mit Laura in der Kirche, rühmlich auszeichnet, und sie einem Rossi an die Seite setzt.

Baptist, s. Wiedertäufer.

Baratto-Handel heißt der reine Tauschhandel, bei welchem Waaren gegen Waaren, ohne Vermittlung der Münze umgesetzt werden. Inzwischen willigt keiner von beiden Theilen in einen

solchen Baratto-Handel ein, wenn er nicht glaubt, an der eingetauschten Waare den Werth in Münze zu bekommen, für welche er seine eigene Waare gegen Münze hätte umsetzen können; es treffen daher in dem Barattiren eigentlich zwei verschiedene Handels-Geschäfte zusammen. K. M.

Barbaresken, die Staaten der Berberei, d. i. der Nordküste von Afrika, westlich von Aegypten bis an das atlantische Meer, nämlich: 1) Barca, 2) Tripolis, 3) Tunis, 4) Algier, 5) Fez und Marocco, sind, mit Ausnahme einiger kleinen Republiken in Barca, sämmtlich Sitze des militärischen Despotismus der Türken und Mauren. Diesen Landstrich von 34,724 Q. M. durchzieht der Atlas, ein Gebirge, dessen höhere Gipfel beständig mit Schnee bedeckt sind. Der höchste darunter unweit der Stadt Marocco hat 12,000 Fuß. An der Küste weht das ganze Jahr eine milde Frühlingsluft, außer im Juli und August, wenn der bis zum Ersticken heiße Südwind eintritt. Die scharfe Bergluft ist schwachen Augen oder einer zarten Brust nachtheilig. Jahreszeiten wechseln regelmäßig. Krankheiten sind selten. Die Pest erzeugt sich nie, sondern wird nur aus Constantinopel hineingebracht. Der Boden ist fruchtbar da, wo ihn die vom Atlas in das Mittelmeer fallenden Flüsse bewässern. Vom Juli bis Oct., wenn alle andere Pflanzen von der Sonne verbrannt sind, belebt und erfrischt die Landschaft der Oleander. Im Winter befruchten häufige Regengüsse die Natur aufs Neue. Schon im Januar sind die Wiesen mit Blumen geschmückt; im April und Mai ist das ganze Land ein unermeßlicher Blumenteppich. Die feuchte Wärme ertheilt den Erzeugnissen eine ausnehmende Kraft und hohen Wuchs. Gerste ist die wichtigste Erndte. Weizen, Türkenkorn, Hirse, Reis, und eine Art Kichererbsen (Garencos), die man gebraten in Menge genießt, werden häufig gepflanzt. Der leichtwurzelnde indische Feigenbaum wird zu undurchdringlichen Hecken für Gärten und Weinberge benutzt. Der hohe Weinstock dehnt sich in prächtigen Gewinden von einem Baume zum andern hin. Sein Stamm ist oft so stark wie der eines Maulbeerbaums. Ueberall erblickt man wohlunterhaltene Olivengärten. Die Granatäpfel sind dreimal so groß als in Italien. Vortreffliche Orangen reifen in Menge. Melonen, Gurken, Kohl, Salat, sind im Ueberfluß. Die Artischocken wachsen wild. Die Henna wird in den Gärten gezogen. Die Eicheln der hochstämmigen Quercus ballota, eine Speise der Einwohner, schmecken wie wilde Kastanien. Ueberall wachsen die hohe pyramidalische Cypresse, die Ceder, der Mandelbaum, der weiße Maulbeerbaum, die zur Fräberei wichtige Indigofera glauca, die gegen Stein wirksame Cineraria der Sümpfe, wohlriechende Cisten, die prachtvolle Cactus, u. s. w. Die Hügel sind mit Thymian und Rosmarin bedeckt, welche die Luft reinigen und als Brennholz dienen. Hin und wieder sieht man Gebüsche von weißen Rosen, aus denen die reinste Essenz gezogen wird. Das Zuckerrohr gedeiht vortrefflich. Eine Abart desselben, Soliman, erreicht die größte Höhe, und ist saftreicher als keine andre in der Welt. Den größten Vortheil gewähren den Einwohnern der Lotus und der Palmenbaum. Die Fächerpalme wächst auf der ganzen Küste, die Dattelpalme in den der Sahara (Wüste) näher liegenden Gegenden. Waldungen von Korkbäumen gibt es längs der Küste. Gummi wird aus den Akazienbäumen gewonnen. — Unter den nützlichen Thieren steht das Kameel oben an. Auf die Pferde- und

Büffelzucht könnte mehr Fleiß gewendet werden. Schafe mit Fettschwänzen sind häufig. Wilde Schweine und andres Wildpret gibt es in Menge. Im Innern des Landes: Affen, Schakals, Hyänen, Löwen, Panther, Onzen, und die freundliche Gazelle. Strauße leben in der Wüste. Geflügel ist zahlreich; aber auch Heuschrecken, Mücken, Fliegen, Wanzen, Kröten, Schlangen, letztere 9 — 12 Fuß lang; Fluß- und Seefische, auch Schildkröten in Ueberfluß; die Bienen legen in die Felsen und Bäume lieblichen Honig nieder. Der Bergbau ist vernachlässigt; doch gibt es viel Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, Schwefel, Mineralquellen, Gips, Kalkstein, gute Thonarten u. s. w. nebst Quell- und Seesalz in Ueberfluß. — Dieses große, schöne, nur durch ein Seebecken von unserem Europa geschiedene Land ist schon mehrmals der Mittelpunkt einer vorgerückten Cultur gewesen. Es war ausgezeichnet durch Wohlstand, Bevölkerung und Kunstfleiß unter den Karthagern, Römern, Vandalen und Arabern. Und welche Vortheile bietet es dar für den Verkehr der Völker! Seine Verbindung mit allen europäischen Küstenländern findet ungleich leichter und schneller statt, als die Verbindung eben dieser Küsten mit den Hauptstädten ihrer eignen Staaten, und der Waarentransport ist minder kostbar von Marseille und Genua nach Tunis und Algier, als nach Paris, oder selbst nach Turin und Mailand. Cato zeigte dem römischen Senate frische Feigen, die unter den Mauern von Carthago gepflückt waren, da doch diese Frucht nach drei Tagen nicht mehr eßbar ist. Dieses afrikanische Küstenland kann 60 Millionen Einwohner ernähren, und enthält jetzt kaum 8½ Mill. Nach Aegypten war es für Rom die ergiebigste und reichste Provinz, und einer von den Kornspeichern der weltherrschenden Stadt. Die römischen Schriftsteller nannten sie die Seele der Republick, das Kleinod des Reichs, speciositas totius terrae florentis, und die vornehmsten Römer sahen den Besitz von Pallästen und Landhäusern auf dieser lieblichen Küste für das höchste Wohlleben an. Auch die kleinen arabischen Höfe von Fez, Tetuan, Tremezene, Garbo, Konstantine ließen es an Aufmunterung der Künste und der Landwirthschaft nicht fehlen. Amalfi, Neapel, Messina, Pisa, Genua, Florenz bereicherten sich durch ihre mannichfache Verbindung mit jenem schönen Lande, und die venetianische Flotte besuchte alle Städte der afrikanischen Küste, wie die von Sicilien, Italien und Spanien. Seit drei Jahrhunderten ist dies alles nicht mehr. Das Land wurde die Werkstätte des Verbrechens und des Elends, — eine Mördergrube, und die Beute von 13 bis 14,000 Abenteurern, die in einem andern Welttheile zusammengerafft, hier von den Einwohnern verabscheut werden. Die Hauptbewohner des Landes sind theils Mauren, theils Kabylen. Letztere, die Ureinwohner, auch Breber, Barabra, oder Berber (daher Berberei) genannt, wohnen in den Gebirgen in kleinen Dörfern. Die Guanchen auf den Canarien waren ebenfalls Berbern. Die Berbern sind wilde kräftige, wohlgebildete Menschen von großer Muskelstärke, die Hunger und Beschwerden aller Art leicht ertragen. Alle Stämme derselben zeichnen sich durch dünnes Barthaar aus. Sie sind meistens Räuber, dabei unmenschlich und treulos; doch üben sie Gastfreundschaft und man reis't unter ihrem Schutze sicher. Auf ihre Freiheit eifersüchtig, gehorchen sie ihrem Oberherrn nur dem Namen nach, und führen gewöhnlich Krieg mit den Truppen, welche die Steuern eintreiben. Sie verfertigen ihr Feuergewehr selbst und sind gute Schützen. Die Hirten

auf den höhern Gebirgen wohnen in den Höhlen, wie die alten Troglodyten. Unter allen sind die Schilluh-Berbern in Marocco die unversöhnlichsten und rachsüchtigen Feinde. — Das zahlreichste von den Völkern Nordafrika's sind die Araber. Die welche in Städten wohnen, heißen vorzugsweise Mauren; die auf dem Lande, welche in Zelten wohnen und Nomaden sind, heißen Beduinen. Letztere stammen von den Saracenen, den ersten Eroberern des Landes ab. Sie sind groß, muskelkräftig, mit geistvollen, schönen Gesichtszügen, großen schwarzen, durchdringenden Augen, etwas gebogener Nase, regelmäßigen Zähnen, weiß wie Elfenbein, vollem, starkem Bart und schwarzem Haupthaar. Die Hautfarbe in den nördlichen Gegenden ist hellbraun, und wird südwärts immer dunkler, endlich ganz schwarz; doch ohne die Negerphysiognomie, welche erst in Sudan sich zeigt. Sie wohnen 10, 12 bis 100 Familien stark, patriarchalisch in wandernden Zeltlagern; jeder Stamm unter seinem Scheich, welcher den Koran erklärt, Recht spricht und Streitigkeiten schlichtet. Auch sie führen, auf die wildeste Art, beständig Krieg, entweder mit den Berbern, oder mit den Steuereinnehmern des Oberherrn. Ihr Geschäft ist Krieg, ihr Einkommen Plünderung; wenn sie keinen Krieg mit ihren Nachbarn führen, vermiethen sie sich als Hülfstruppen an die Deys. Allgemein hassen sie die Christen; doch sind sie weniger verstellt und betrügerisch als die Mohren oder Berbern. Das Recht der Gastfreundschaft gilt bloß innerhalb ihres kleinen Lagers. — Die Mohren oder Mauren sind ein Gemisch von allen Nationen, die sich in Nordafrika niedergelassen haben, doch dem Hauptcharakter nach Araber. Sie nennen sich selbst Moslimin, d. i. Glaubige, oder Medainin, d. i. Stadtvolk. Als eifrige Bekenner von Mohammeds Lehre, verachten und hassen sie Christen und Juden. Sie sind eifersüchtig, argwöhnisch, ungesellig, verstellt, grausam, der Liebe und Freundschaft unfähig, dabei so träge und unthätig, daß sie ganze Tage mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen an die Mauer gelehnt sitzen, und ohne ein Wort zu sprechen die Vorübergehenden betrachten. Keine Spur mehr von jener geistigen Bildung, zu der sie im Mittelalter, unter einer bessern Regierung, in Spanien sich erhoben hatten. Sie sind im höchsten Grade abergläubig, und in ihren Augen ist es ein Verbrechen, ein gedrucktes Buch auch nur zu besitzen. Der Maure lacht nie; ernst und wie es scheint, in sich vertieft, den Bart sich streichelnd, gibt er kein Zeichen von Neugier oder geistigem Leben. Sein größtes Vergnügen ist, ins Bad zu gehn, Kaffee zu schlürfen und Mährchen zu hören. Die gewöhnliche Speise ist Kuskussu, eine Art Maccaroni. Auch trinken die Marocaner viel Thee. Allgemein herrscht unter den Mauren der Glaube, daß sie einst an einem Freitage zur Stunde des Gebets von einem rothgekleideten Volke werden überfallen und unterjocht werden. Bei ihrem blinden Fatalismus ertragen sie jeden Wechsel des Schicksals gleichgültig, und sterben unter den größten Schmerzen ruhig, wenn sie nur mit dem Gesichte nach Mecca gewandt liegen können. — Unter den Mauren haben sich auch freie Neger angesiedelt, die in Marocco sogar Staatsämter bekleiden und in der Armee dienen. Juden sind über die ganze Berberei zerstreut. Sie treiben den auswärtigen Handel. Sie stammen von der frühesten Einwanderung der Israeliten aus Phönizien ab, zu denen noch die hunderttausende, welche man aus Spanien und Portugal vertrieb, gekommen sind. Ungeachtet der Verachtung, in welcher sie in engen Quartieren von den übrigen Bewohnern der Städte ab-

gesondert, vom Pöbel beschimpft, und von den Reichen bedrückt leben, g schicht doch alles durch sie. Der unwissende Maure verpachtet an Jude seine Einkünfte, wählt unter ihnen seine Geschäftsleute, Zöllner, Schre ber, Dolmetscher u. s. w. Sie prägen die Münze und verfertigen alle Art Schmuck. Man legt ihnen nach ihrem Alter harte Taxen auf; selten wi ein Mord bestraft, den ein Maure an einem Juden begeht. Die den Mau ren verhaßte schwarze Farbe ist den Juden allein zu tragen erlaubt. Des mehr putzen sie sich in ihren Häusern. — Die vorherrschende Volksclas sind die Türken. Seit sich vor 300 Jahren durch den Verrath des e sten Horuc Rothbart (Barberousse) türkische und andere Seeräuber hi ansiedelten, haben die Türken Künste, Wissenschaften, La[...]wirthscha und Handel zerstört, durch welche die arabischen Staaten hi[...] in Gra nada blühten. Mittelst ihrer politischen Vorrechte und ihres durch See raub und Sclavenhandel erworbenen Reichthums tyrannisiren sie di Einwohner. Die Veranlassungen zur Entstehung dieser Seeräuberstaa ten an der Nordküste von Afrika gaben die Christen, als Malta de Sitz der christlichen Seeräuberei wurde. Die Ritter zerstörten den mau rischen Handel. Nun forderten Selim und Soliman auch ihre Unter thanen zu Corsarenzügen gegen die Christen auf. Bald bildeten sic unter der Flagge des Halbmondes treffliche Seeleute. Unter ihnen zeichneten sich die beiden Brüder Horuc und Ariadeno (oder Khair Eddyn; st. 1546) aus, beide mit dem Zunamen Barberousse. Sie gründeten seit 1519 den Corsaren-Freistaat Algier, nach dem Vorbilde des Malteserordens, und gaben der Seeräuberei durch religiösen Fanatismus einen heiligen Anstrich. Da der arabisch-maurische Handel abnahm, indem der christliche sich hob, so machten die Malteser wenig, die Algierer hingegen viel Prisen. Tunis, Tripolis und Marocco folgten dem lockenden Beispiele, doch zeichnete sich Algier stets vor den übrigen Barbaresken durch wilden Uebermuth und Frevel aus. Hier ward, wie in Malta, die Eigenherrschaft ausschließlicher Besitz ausländischer Krieger. Hier, wie dort, ward das regierende Kriegsvolk durch freiwillige Werbungen in Ländern vom gleichem Glauben, mit Ausschluß desjenigen, in welchem es herrschte, unterhalten. Dort, wie hier, behielt sich die Miliz das Recht der Wahl ihres Oberhauptes vor, und der Dey war, gleich dem Großmeister im Rathe des Ordens, der erste unter seines Gleichen, für die Soldaten ein General und für die Landeseinwohner ein unbeschränkter Herrscher. Auch hinderte die Algierische Regierung die Ehen ihrer Soldaten, und schloß eifersüchtig die Kinder derselben, die Chiloulis, von aller Theilnahme an der Regierung aus, indem sich die Türken die höhern Stellen vorbehielten. Jedes zweite Jahr läßt die Regierung Schiffe mit Commissarien nach der Levante zum Behufe neuer Werbungen abgehen. Man nimmt die Rekruten selbst unter den Verbrechern in Constantinopel. Hier verachtet, werden sie sogleich in Algier Effendis, mit allem Hochmuth von Emporkömmlingen und Glücksrittern. Ihrer sind nicht über 12 bis 13,000, und doch herrschen sie über mehrere Millionen Unterthanen. — Folgendes über die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand der einzelnen Barbaresken. Seit der Einnahme Nordafrika's durch Omar (647 nach Chr.) und andere Heerführer der arabischen Kalifen, entstanden an der Küste mehrere kleine Staaten. Zeiri, ein vornehmer Araber, erbaute Algier (Aschir) im J. 944 und erweiterte das Gebiet. Der Fathimitische Kalif ertheilte

der Familie des weisen Zeiri (starb 970) die erbliche Gewalt. Sie regierte unter dem Namen der Zeirithen bis 1148, in welchem Jahr Roger, König von Sicilien, dem letzten derselben, Hassan Ben Ali, Tripolis und einen großen Theil seines Landes abnahm, worauf sich die Morawiden, Schüler von Marocco, des Restes bemächtigten. Die Dynastie der Morawiden beherrschte die ganze Küste bis 1269, in welchem Jahr die Mezerfürsten Abouhafs ein Reich zu Tunis stifteten. Ludwig der Heilige starb bei der Belagerung an der Pest (1270). Hierauf wurden die Beni Zian Meister des größten Theils des algierischen Staats, konnten aber nicht verhindern, daß sich die wichtigsten Städte Oran, Algier, Tunis und Tripolis zu Freistaaten erhoben, welche durch Vermehrung der Mauren und Juden aus Spanien (seit 1492) sehr volkreich wurden. Um das Jahr 1494 fingen sie an, sich für ihre Vertreibung aus Spanien durch Seeräuberei zu rächen. Ferdinand der Catholische rüstete sich daher mit ganzer Macht gegen sie. Er eroberte 1506 Oran und mehrere andere Städte, machte sich die Regenten von Tunis und Tremezene zinsbar; 1509 nahm er Tripolis ein, machte sich Algier tributbar und erbaute vor dem Hafen dieser Stadt auf einer Insel ein Castell, welches mit einer starken Besatzung versehen, den Handel dieser Stadt schützte. Aber nach Ferdinands Tode riefen die Algierer einen türkischen Corsaren, den oben genannten Horuc Barberousse zu Hülfe, der nebst seinem Bruder Khair Eddyn mit einem Geschwader vor Algier erschien. Er wurde von den Einwohnern festlich empfangen, ließ darauf den Emir Selim Euteme, welcher bisher Algier vertheidigt hatte, erdrosseln, und sich 1518 von seinen Türken zum König ausrufen. Jetzt trat in Algier eine solche Tyrannei von Seiten der Türken ein, welche ohne Widerstand mordeten und plünderten, daß die Einwohner sich genöthigt sahen, die Spanier selbst um Hülfe anzuflehen. Aber ein Sturm zerstreute die spanische Flotte. Darauf schlug Horuc Barberousse die Araber zurück, und eroberte Tunis und Tremezene. Allein vor Oran erlitt er vom spanischen Statthalter, Marquis von Gomarez, eine solche Niederlage, daß er mit 1500 Türken auf dem Platze blieb. Da sein Bruder und Nachfolger Khair Eddyn keine Möglichkeit sah, sich gegen die Christen und die unzufriedenen Algierer zu behaupten, so übergab er 1519 sein Königreich an den Sultan Soliman, der ihn zum Pascha ernannte und ihm 10,000 Janitscharen überließ. Mit diesen Truppen vertrieb er die Spanier aus der befestigten Insel, welche er 1529 durch einen Damm mit dem festen Lande verband, so, daß die Stadt einen vortrefflichen Hafen erhielt. Er nahm hierauf Tunis mit List, mußte es aber 1535 Carl V. überlassen, der den vertriebenen König wieder einsetzte und 20,000 Christensclaven befreite, die Citadelle Goletta aber für sich behielt. Gegen Khair Eddyns Nachfolger in der Paschawürde, Hassan, einen Renegaten aus Sardinien, unternahm Carl V., wider den Rath des erfahrnen Doria, im Spätjahre 1541, die Belagerung von Algier mit einer Flotte von 200 Segeln und 30,000 Mann. Die Spanier wollten sich förmlich hier ansiedeln; denn Kaufleute, Handwerker und Weiber, sogar Hofdamen hatten sich mit eingeschifft. Allein den 28. Oktober zerstörte ein fürchterlicher Sturm mit Erdbeben und Platzregen den größten Theil der Flotte und das Lager. Carl mußte Geschütz, Gepäck und einen großen Theil seines zerstreuten Heeres zurücklassen. Er verlor bloß im Sturme 86 Kriegsschiffe, 140 Transportschiffe und 8000 Mann. Cid-[illegible]

erzählen die Mauren, ein frommer Marabut, schlug das Meer so lange mit seinem Stocke, bis es die Geduld verlor und die Schiffe der Ungläubigen zerstörte. Man errichtete dem Heiligen nach seinem Tode ein Denkmal, und noch jetzt glaubt das Volk, man dürfe nur das Meer mit seinen Knochen schlagen, um eine christliche Flotte durch Sturm zu vertreiben. Dieser Erfolg machte die Barbaren kühn. Der Pascha von Aegypten eroberte 1544 Tremezene, 1555 Bugia, und 1569 Tunis, das sich aber 1628 wieder befreite, bis es 1694 zinsbar gemacht und 1754 zum zweiten Male erobert wurde. Seitdem ist es stets von Algier bald mehr bald weniger abhängig geblieben. Vergebens erneuerten die Spanier 1703 ihre Angriffe gegen Algier, sie verloren sogar Oran 1708. Eben so vergeblich waren die Angriffe der Engländer, Niederländer und Franzosen; doch schlossen zuerst die Engländer seit 1662 Verträge mit Algier, und züchtigten zuletzt in Verbindung mit den Niederländern den Trotz der Algierer im J. 1816. (S. d. Art. Sclavenhandel und Sclaverei der Weißen.) Allein die Beschränktheit der Mittel, die man zur Bändigung der Algierer anwandte, die Eifersucht der europäischen Staaten, und der Fanatismus ihrer Vertheidiger, alles trug dazu bei, daß Algier bloß augenblickliche Demüthigungen erfuhr. Die Nordküste von Afrika kann nur, nach völliger Ausrottung der türkischen Miliz, durch ein verständiges Colonialsystem gerettet werden. Der Uebermuth der Barbaresken ist trotziger als je. Im J. 1817 wagten sich algierische Corsaren bis in die Nordsee und nahmen alle Schiffe weg, die nicht einer Macht gehörten, welche ihnen Geschenke schickt, wie Schweden, Dänemark, Portugal, oder mit denen sie Verträge abgeschlossen, wie England, Nordamerika, die Niederlande, Sardinien, Neapel und Frankreich. Zwar haben die Regierungen von Marocco, Algier, Tunis und Tripolis die christlichen Gefangenen nicht mehr als Sclaven, sondern mehr als Kriegsgefangene zu behandeln versprochen (s. d. A. Sclavenhandel) allein dadurch ist das Loos der Unglücklichen, die in ihre Hände fallen, nicht besser geworden, die Mißhandlung vielmehr ärger. Man hat die Mannschaft beraubter Schiffe ermordet gefunden. Auch die Flagge der minder mächtigen Staaten wird ungeachtet der Verträge selten geachtet, und am Ende des J. 1817 lief aus dem von der Pest heimgesuchten Algier eine ganze Raubflotte aus, die noch überdieß die Pest am Bord hatte. Ihre Wuth kehrte sich vorzüglich gegen die deutsche Schifffahrt. Es ist deshalb auf dem Bundestage eine eigene Commission ernannt worden, die zweckdienliche Maßregeln vorschlagen soll. Die meisten Mächte scheinen Englands Schutz zu suchen, nur Baden hat es als eine Nationalsache des deutschen Bundes angesehn, selbstthätig Schiffe zum Schutze des deutschen Handels auszurüsten, wie schon die Hanse es zu thun vermochte. — Unter den drei Seeräuberstaaten, Algier, Tunis und Tripolis, ist Algier der Sitz des wildesten Soldatenpöbels. Die willkührlichen Erpressungen des ehemaligen Pascha machten seine Herrschaft so verhaßt, daß die Einwohner im J. 1628 Abgeordnete nach Constantinopel sandten, welche Achmed I. bewogen, in die Beschränkung der Macht des Pascha einzuwilligen. Man ernannte daher einen Dey als Oberhaupt der Finanzen, und ließ dem Pascha nur Gehalt und Rang. Als hierauf die Paschen ihr voriges Ansehn wieder zu erlangen suchten, ließ der Dey Babu Ali 1710 den Pascha auf ein Schiff werfen, und sandte ihn mit der Erklärung nach Stambul, daß die Algierer keinen Pascha mehr von der

Pforte annehmen, sondern sich durch selbst gewählte Deys regieren würden. Achmed III. ernannte jetzt den jedesmaligen Dey zu seinem Pascha, und entsagte dadurch aller Einwirkung in die Staatsgewalt dieser Soldaten-Republik. Seitdem schickt der Großherr nur von Zeit zu Zeit einen Chiaux nach Algier, den man mit großer Ehre empfängt, bewirthet, beschenkt und baldigst wieder fortschickt. Aber auch das persönliche Schicksal der Deys war nicht gesicherter, als das ihrer Vorgänger. Selten ist einer so glücklich wie Mohammed III., welcher 1791, nach einer dreiundzwanzigjährigen Regierung, in einem Alter von dreiundneunzig Jahren starb. Den letzten, Omar Pascha, der dem Lord Exmouth einen so entschlossenen Widerstand entgegensetzte, und eben so tapfer als klug und thätig war, ermordeten die Soldaten im J. 1817. Sein Nachfolger Aly Hodia, ein geborner Türke, begab sich daher in der Nacht vom 2. Nov. 1817 mit seiner Familie, seinen Schätzen und den Ministern in das feste Schloß Kiaska, welches bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die Residenz seiner Vorfahren gewesen war, auf dessen Besatzung er sich ganz verlassen konnte, und hielt die Stadt nebst der unruhigen Türken-Miliz durch funfzig Kanonen in Ordnung. Der Dey von Algier hat eine unumschränkte Gewalt, obgleich die ersten Staatsbeamten und Offiziere einen Divan bilden. Die Wahl des Dey hängt ganz von den gemeinen Soldaten ab. Sie muß einstimmig seyn, daher gewöhnlich eine Parthei die andere zum Beitritt nöthigt. Der Gewählte muß die Stelle annehmen. Der neue Dey läßt nicht selten, um seine Anhänger mit Stellen zu belohnen, alle Beamten seines Vorgängers umbringen. Der Dey kann über alles verfügen, außer über Geschäfte, welche die Religion betreffen. Sein Hauptgeschäft ist die Rechtspflege. Er hält täglich Gericht, außer Donnerstags und Freitags, wobei sämmtliche Beamte zugegen sind. Alles wird schnell abgethan und auf der Stelle vollzogen. Der jetzige Dey hat die Eingebornen des Landes, Mohren und Neger, gegen die eigenen Landsleute, die türkische Miliz, bewaffnet und durch den heiligen Schatz im alten Schlosse, dessen er sich bemächtigt, ihre Anhänglichkeit erkauft. Setzt er seinen Plan durch, so beginnt eine neue Periode in der Geschichte dieser bisher türkischen Soldaten-Republik. Allein das Verfahren des Dey gegen die europäischen Consuln ist wilder und empörender als das seiner Vorfahren. Ihre Freiheit wird von ihm so wenig geachtet, als ihr Leben. Er raubt mit Gewalt die Töchter der europäischen Kaufleute. So hat er sich kürzlich mit einer Französin, Namens Pominibie vermählt, die nun Fürstin ist. Um Europa zu trotzen, ist er jetzt mit Marocco, Tunis und Tripolis in einen Kriegsbund zusammengetreten. Doch wird die brittische Regierung von diesen Barbaren mehr gefürchtet, als jede andere. Sie beobachten die mit England geschlossenen Verträge, und in Marocco hat seit dem Tractat von 1721 der brittische Consul stets in großem Ansehen gestanden. Aus diesem Grunde mißbilligt das Quarterly Review (Vol. XV. 1816) jede Theilnahme Englands an einem Kreuzzuge gegen die Barbaresken, wozu Sir Sidney Smith, der Präsident des Antipiraten-Vereins in Paris, die christlichen Mächte aufgefordert hat. Jene Zeitschrift führt glaubwürdige Zeugnisse an, daß der Zustand der Sclaven, wenigstens in Marocco und Tripolis, stets leidlich gewesen, und daß ihre Auslösung nie Schwierigkeiten gehabt; seit aber, auch in Marocco, die Sclaverei der Christen abgeschafft worden, hätten Schiffbrüchige und andere Europäer, die in die Hände

der Araber und türkischen Freibeuter fielen, keinen Werth mehr, und man ermorde sie, wenn man sie nicht in das Innere von Afrika schleppen könne. Die meisten Christensclaven sind Italiäner; aber auch die italiänischen Staaten behandeln die gefangenen Mohren als Sclaven. — Ueber den gegenwärtigen Zustand der einzelnen Staaten der Barbarei ist Folgendes das Wichtigste. Erstens. Das Reich Fez und Marocco enthält 13,712 Quadratmeilen, und nach Jackson 14 Millionen Einwohner (?) Andere schätzen die Volksmenge auf höchstens 5 Millionen. Seit 1797, wo Muley Hezid, ein Ungeheuer, ähnlich dem berüchtigten Muley Ismael, mit welchem Georg I. von England das Bündniß 1721 schloß, das Leben verlor, regiert dessen Bruder Muley Solymann, ein Abkömmling von einem Geschlecht der ersten arabischen Eroberer des Landes. Er ist ein friedlicher Fürst der keine Türken als Peiniger seiner Unterthanen anstellt. Die wichtigsten Aemter bekleiden freie Neger ohne Gehalt; daher sie Geschenke nehmen und erpressen. Der maroccanische Handel ist äußerst wichtig, vorzüglich zu Mogadore; die meisten christlichen Mächte erkaufen daher das friedliche Verkehr mit jährlichen Geschenken, z. B. Schweden mit jährlichen 25,000 Piastern; der Sultan residirt in Mekinez. Ueber den Zustand der arabischen Literatur in Fez, der hohen Schule der Mohammedaner in Afrika, s. Ali Beys (eines Spaniers) Reise in Marocco, Tripolis u. s. w. in den Jahren 1803 und 1807. Die Spanier besitzen noch im Reiche Fez die Festungen Ceuta, Velez de Gomera, Melilla und Tanger. — Zweitens. Der Staat von Algier liegt zwischen Tunis und Fez; er enthält 4218 Q. Meilen mit 1½ Millionen Einwohnern. Die Einkünfte des Dey belaufen sich auf 670,400 Piaster. Nach dem 1816 zwischen Neapel und Algier geschlossenen Frieden zahlt Neapel jährl. an Algier 24,000 Piaster und giebt für jeden gefangenen Neapolitaner 1000 Piaster (1300 Thlr.) Lösegeld. Die Amerikaner haben sich von diesem Tribute befreit. Denn, nachdem sie am 20. Juni 1815 die algierische Escadre bei Carthagena völlig geschlagen, mußte der Dey einen Vertrag mit ihnen abschließen, in welchem er allem Tribut entsagte, und sogar für die aufgebrachten amerikanischen Schiffe einen Ersatz von 60,000 Piastern leistete. Ueber das Verhältniß Algiers zu England s. d. Art. Sclavenhandel. Die Seemacht des Dey besteht gegenwärtig aus einer Brigg von 22 Kanonen, einer Goelette von 14 Kanonen und einer Galeere. Die Hauptstadt Algier (140 Seemeilen von Gibraltar) mit 80,000 Einwohnern, darunter 10,000 Juden, ist von der Seeseite stark befestigt. In den Provinzen, unter welchen Constantine (die volkreichste Stadt nach Algier, mit alten Denkmälern) an Tunis gränzt, regieren Beys despotisch; die Dörfer haben eigene Schechs; befiehlt ein Schech über mehrere Dörfer, so heißt er Emir. — Drittens. Der Staat von Tunis, zwischen dem Meerbusen Kabes und Algier, enthält auf 3400 Quadratmeilen drei Millionen Einwohner. In Tunis, das 130,000 Einwohner zählt, darunter 30,000 Juden, kommen jährlich drei Caravanen aus dem innern Afrika an, und andere aus Constantinopel über Aegypten. Die Regierung hat viele Monopole, welche sie (wie die Zölle) Meistbietenden (gewöhnlich Juden) überläßt. Der Bey von Tunis, seit 1814 Sidi Mahmud Flassen, ist ein maurischer Fürst, der dem Großsultan in Constantinopel jährlich ansehnliche Geschenke entrichtet. Sein Hof (ein Divan von 37 Personen) und seine Unterthanen sind gebildeter, und weniger bigott und feind-

selig gegen die Fremden, als die von Algier. Die Einkünfte schätzt man auf 24 Millionen Fr. Die Seemacht des Dey bestand 1818 aus 107 Fahrzeugen, darunter 4 Gabarren von 48 Kanonen, 2 Corvetten von 24 Kanonen, 1 von 22, 1 von 18 Kanonen, 1 Brigg von 18 Kanonen, 1 von 14, mehrere Goeletten, Schebecken und Kutter von 16 bis 4 Kanonen, 64 Kanonierschaluppen und 3 Bombenschiffe. Noch liegen mehrere Kanonenböte bei der Festung Goletta und bei Porto Farino. Die Landmacht besteht aus 25,000 Mann, wovon 2500 besoldet werden, und 5400 Türken sind, ohne die irregulären Truppen. Nach Tunis ist Kairwan die wichtigste Handelsstadt, mit einer großen Moschee, die auf 500 Granitsäulen ruht, der heiligsten in ganz Nordafrika. Bei Bersach (vielleicht Byrsa, die feste Burg des alten Karthago) sieht man noch die hohen Bögen eines karthagischen Aquäducts. Aber verschwunden ist der dreifache Wall mit seinen hohen Thürmen, mit den Ställen für 300 Elephanten und 4000 Pferde, und den Casernen des karthagischen Miethheers; keine Spur mehr von dem alten Hafenbau, wo die 2000 Kriegs- und 3000 Transportschiffe lagen, auf denen Hamilkar seine Truppen nach Sicilien führte. Kaum einige Trümmer von Cisternen und Cloaken zeigen den Ort, wo Karthago stand, die Stadt von 700,000 Einwohnern. Man hofft bald vom Grafen Borgia in Neapel (dem Neffen des Cardinals) eine Beschreibung von Tunis und den Ruinen Karthago's zu erhalten. — Viertens. Der Staat von Tripolis, zwischen der großen und kleinen Syrte (dem Busen von Kabes), enthält 8837 Quadratmeilen mit mehr als 2 Millionen Einwohnern, von denen der größte Theil vom Raube lebt. Der Handel ist fast ganz in den Händen der Juden. Dem Dey von Tripolis ist noch ein Pascha an die Seite gesetzt, der dem Namen nach Unterthan der Pforte ist und vom Großherrn bestätigt wird. Die einzelnen Provinzen werden durch Beys regiert. Auch an Tripolis zahlen die christlichen Mächte jährliche Geschenke, z. B. Dänemark seit 1806 6000 Piaster. Der Dey hält 3000 Mann stehende Truppen, ohne die Reiterei und die Miethtruppen. Die Seemacht bestand 1815 aus 13 kleinen Kriegsschiffen. Die Caper sind sämmtlich das Eigenthum des Pascha. Neapel mußte 1816 für jeden gefangenen Neapolitaner 300 Dollars Lösegeld bezahlen, und bei der Anstellung eines neuen Consuls 4000 Piaster entrichten. Die Hauptstadt Tripolis hat 20,000 Einwohner, ein Hospital für kranke Christensclaven und wichtige Fabriken. Am Eingange der Stadt steht ein Triumphbogen Marc Aurels. Auch ostwärts an der Küste der großen Syrte, vorzüglich zu Lebida (Leptis Magna) gibt es prächtige Ruinen von Aquäducten, Amphitheatern und zerbrochenen Säulen von Porphyr, Granit und Verdantico. Von Bildhauer-Arbeit hat man nur unbedeutende Bruchstücke gefunden; doch ist die Küste vom Cap Bon bis Alexandrien noch wenig erforscht. Die Landschaft Fezzan mit der Residenz des Königs, Murzuk, einer Stadt von 20,000 Einwohnern, 80 Meilen von Tripolis, hat wichtigen Handel. Der Sultan schickt dem Pascha von Tripolis jährliche Geschenke. Auch die Landschaft Barka (s. d. Art.) steht größtentheils unter der Oberherrschaft des Dey von Tripolis. Die Landschaft Biledulgerid, oder das Dattelland, von Sus bis Tripolis, südwärts am Fuße des Atlas, ist größtentheils eine unfruchtbare Sandwüste, mit einigen grünen Oasen. Das Land ist reich an Dattelfrucht. Die Einwohner treiben Caravanenhandel ins innere Afrika, nach Aegypten, Arabien und Persien. Einige

Theile dieses Landes sind von Marocco, andre von Algier, noch andre (mit Tozer, dem Haupt-Dattelmarkte) von Tunis abhängig. Das unabhängige Biledulgerid, mit der Hauptstadt Gademes, steht unter einem geistlichen Fürsten, der unumschränkt regiert und in Illerik wohnt. — Ueber die Barbarei vergleiche man des Dänen v. Holks Nachrichten über Tunis. Blaquiere's Letters from the Mediterranean containing a civil and political account of Sicily, Tripoli, Tunis and Malta, Lond. 1813. 2 Bände mit Kupfern; des verstorbenen Richard Tully's (brittischen Consuls) sehr anziehende Narrative of a ten Year's Residence at Tripoli; an account of the Domestic Manners of the Moors, Arabs and Turks. Lond. 1816. 4.; Keatinge's Travels in Europe and Africa, with a particular Account of Marocco. Lond. 1816; 4. und Macgill's Account of Tunis. Glasgow 1811. nebst der gehaltvollen Kritik dieser und anderer Schriften, im Quarterly Review. Vol. XV. Lond. 1816. S. 139 — 183. K.

† Barca, ein wüstes, zum Anbau großentheils untaugliches Land 4150 Quadratmeilen). Es hat einen hoch mit Flugsand bedeckten Kalksteinboden; im Westen und Süden ist das Gebirge Harutsch, wahrscheinlich vulkanischen Ursprungs. Das Küstenlaud ist eine osmanische Provinz, unter einem Sandschak in der Stadt Barca. Hier liegt auch Tolameta (Ptolemais) mit griechischen Ruinen; die Ueberbleibsel des alten prächtigen Cyrene heißen jetzt Kuren oder Grenne. Die Gebirge von Derne (mit der Stadt gleichen Namens) stehn unter einem Bey, der vom Dey von Tripolis ernannt wird, und ihm jährlich einen Tribut von 6000 Piaster zahlt. Auch der Bey des D. Bingazi (sonst Berenice) mit den Häfen am Golf von Sidra (z. B. Tajonne), so wie die kleine Handels Republik Augila im innern Lande, stehn unter dem Dey von Tripolis. In der Wüste liegen vier Tagereisen westlich vom Nil einige fruchtbare und bewohnte Thäler, Oasen. Eine solche Oase ist auch der wasserreiche Theil der Republik Schiwa, die den Schutz der Pforte anerkennt, aber keinen Tribut entrichtet. Die Hauptstadt Schiwah, das alte Ammonium, hat 6000 Einwohner und Dattelhandel. Vor kurzem hat man in der Oase des Jupiter Ammon die Ruinen des alten Orakeltempels wieder gefunden. Die Einwohner sind zum Theil Straßenräuber.

† Barcelona liegt unter 2° 9′ 57″ östl. Länge und 41° 21′ 44″ nördlicher Breite, ist in die obere und untere Stadt eingetheilt, und enthält mit Inbegriff der anstoßenden Stadt Barcelonetta (gegründet im J. 1752, regelmäßig gebaut und bewohnt von 10,000 Menschen, hauptsächlich Schiffswerkleuten, Matrosen und Soldaten), 360 Straßen, 10,200 Häuser und 111,500 Einwohner. Das Industriewesen von Barcelona ist sehr wichtig. Man zählt 30 Calico-Pressen, 150 Baumwollen-Manufacturen, viele Seidenwebereien; auch Spitzen, Franzen, Stickereien, Tressen, Bänder, Hüte, Strümpfe, Seife, Stahl- und Kupferarbeiten, insbesondere aber treffliche Flinten, Pistolen und Seitengewehre für die spanische Armee, früher auch für Neapel und die amerikanischen Colonien, werden hier in großer Menge verfertigt. Der Hafen ist zwar sehr geräumig, hat aber eine beschwerliche Einfahrt und ist für Kriegsschiffe nicht tief genug; er wird durch einen großen Damm geschirmt, an dessen Ende ein Leuchtthurm und ein Bollwerk befindlich sind. Die Ausfuhr besteht außer den erwähnten Manufacturartikeln großentheils in Wein und

Brantewein, die Einfuhr hingegen in italienischen und französischen Fabrikwaaren, Getraide, caroliner- und mailändischem Reiß, Bauholz aus der Ostsee, gelbem Wachs aus der Berberei, schwedischem Eisen, Stahl aus Steiermark, Hanf aus Riga und Petersburg, Leinen, Kupfer und Eisendrath aus Deutschland. Ein wesentlicher Einfuhrartikel ist auch Stockfisch, den die Engländer aus Newfoundland einbringen. Der Gesammtbetrag des Ein- und Ausfuhrhandels wird auf mehr als 10 Millionen Thaler angeschlagen. Es ist hier der Sitz eines Inquisitionsgerichts, eines Bischofs, Suffragans des Erzbischofs von Tarragona, ferner eines General-Capitains und eines hohen Gerichtshofes. Bis zum 12ten Jahrhundert stand Barcelona unter der Herrschaft eigener Grafen, ward aber durch die Vermählung des Grafen Raymund V. mit der Tochter Ramirus II., Königs von Arragonien, mit diesem Reiche vereinigt. Im J. 1640 entzog es sich mit ganz Catalonien der spanischen Herrschaft und unterwarf sich der französischen Regierung; doch 1652 kehrte es zum Gehorsam gegen Spanien zurück, ward 1691 durch eine französische Flotte bombardirt, von einer Armee der nämlichen Macht 1697 eingenommen, im Ryswicker-Frieden aber an Spanien zurückgegeben. Im spanischen Erbfolgekriege schlug sich Barcelona auf die Seite des Erzherzogs Carl, ward von Philipps V. Truppen unter dem Herzog von Berwick 1714 belagert, und nach einem tapfern, äußerst beharrlichen Widerstande erobert. Um die Einwohner für die Zukunft im Zaume zu halten, ward die früher erwähnte starke Citadelle an der Ostseite der Stadt aufgeführt. Am 16. Febr. 1808 ward Barcelona durch ein französisches Truppencorps unter dem General Duhesme durch Ueberrumpelung eingenommen, und blieb im Besitz der Franzosen, bis im J. 1814 sämmtliche Truppen dieser Nation aus Catalonien zurückgezogen wurden, um Frankreich gegen die eindringenden alliirten Mächte zu vertheidigen, worauf Barcelona von Spaniern wieder in Besitz genommen ward.

Barke, ein Schiff von mittelmäßiger Größe, das man auf Küsten zum Vergnügen, auf dem Meere zum Befrachten oder Ausladen größerer Schiffe gebraucht. Barkasse, das größte Boot, welches Schiffe mit sich führen. Barkerole, ein mastloses Fahrzeug zum Gebrauch auf der Rhede oder im Hafen, auch eine Gondel.

Barrow (John), Untersecretär am Admiralitätscollegium, war früher Mitarbeiter an Doctor James Akademie zu Greenwich, und empfahl sich durch seine mathematischen Kenntnisse der Regierung so sehr, daß sie ihn geeignet fand, Lord Macartney auf seiner berühmten Reise nach China zu begleiten. In der von Staunton herausgegebenen Beschreibung dieser Reise findet man viele von Barrow's Beobachtungen. Außerdem sind von ihm die, Erd- und Völkerkunde in einem nicht gewöhnlichen Grade bereichernde, Travels in the Interior of southern Africa in 1797 and 1798., Travels in China, und A voyage to Cochin-China in 1792 and 1793, erschienen. Er ist jetzt einer der besten Mitarbeiter am Quarterly Review.

Barry (Jaques), ein berühmter Maler und Schriftsteller über die Kunst, geboren zu Cork in Irland 1741, gestorben 1806. Sein Vater trieb den Küstenhandel zwischen England und Irland, und ließ, da er ihn zu einem Seemann bestimmt hatte, ihm allen dazu nöthigen Unterricht geben, den die Stadtschule in Cork gewähren konnte. Hier zeichnete er sich nicht allein durch den rühmlichsten Eifer für die Schulstudien aus, sondern er übte sich auch, durch unwi-

derstehlichen Hang dazu getrieben, im Zeichnen und Malen. Durch eines seiner ersten Oelgemälde, welches den Schutzpatron von Irland den heiligen Patrik, darstellte, erwarb er sich den Schutz und die Unterstützung des berühmten Burke, der ihn in seinem 23sten Jahre mit nach London nahm und ihn dem sogenannten Athener-Steward empfahl, bei dem er alte Oelgemälde copirte. Dann aber gaben ihm die Gebrüder Burke die nöthige Unterstützung, um nach Paris und Rom zu gehn, von wo er einzelne Ausflüge nach Florenz, Bologna und Neapel machte. Drei Jahre hielt er sich in Italien auf, bildete seinen Geschmack durch das Studium der großen Meisterwerke, lernte sie trefflich beurtheilen, schrieb gründliche Kritiken über sie, war aber im Copiren weniger glücklich, als in eigenen Erzeugnissen. Unter diesen werden sein Adam und Eva, seine Venus, sein Jupiter und Juno auf dem Ida, und besonders sein Tod des Generals Wolf, am meisten gerühmt. Nach seiner Rückkehr vom festen Lande, ward er zum Mitglied der königl. Akademie und zum Professor der Malerei ernannt. Er arbeitete 7 Jahre lang an den Gemälden, die den großen Saal der Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste verzieren. Auch gab er ein berühmtes Werk: Untersuchung über die Ursachen, welche die Fortschritte der Künste in England hindern, im J. 1772 heraus. Er sucht diese Ursachen, als eifriger Katholik, in der protestantischen Religion, ferner in dem unruhigen, bürgerlichen Sinn der Engländer, und in ihrer Vorliebe für das Nützliche in Gewerben und Künsten. So sehr man seine Kritik des Schönen und seine Theorie der Künste bewundert, so vielen Beifall seine Werke bei seinen Landsleuten gefunden, so sehr hat man die Incorrectheit seiner Zeichnung und die Ungeselligkeit seiner Sitten getadelt.

† Basel, die Stadt, liegt unter 7° 31′ östl. Länge und 47° 40′ nördl. Breite.

Bassano, eine blühende italienische Handelsstadt im ehemaligen venetianischen Gebiete am Flusse Brenta, unter 11° 34′ O. L. und 45° 46′ N. B. Sie hält kaum eine italienische Meile im Umfange, hat aber geräumige Vorstädte und, nach der französischen Volkszählung von 1797, 11,500 Einwohner. Eine steinerne Brücke, 182 Fuß lang, verbindet die Stadt mit dem großen Dorfe Vicantino. Das Clima ist gesund und dem Wein- und Olivenbau sehr günstig. Der Handel mit Seide, Tuch und Leder wird hier lebhaft betrieben, und Remontini's ausgedehnte Buchdruckerei liefert fortwährend eine große Anzahl eleganter Werke. Während des Bestehens des Königreichs Italien gehörte die Stadt zum Departement des Tagliamento. Napoleon erhob sie zu einem Herzogthume mit 15,000 Thalern jährlicher Einkünfte, und verlieh es 1809 seinem damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Maret. Diese Stadt ist mit einer andern gleiches Namens, im Kirchenstaate, dem Hauptorte eines Herzogthums, dem Hause Colonna gehörig, nicht zu verwechseln.

Bassora, Bussora oder Basrah, die Hauptstadt des Paschaliks gleiches Namens in der zum ottomanischen Reiche gehörigen Provinz Turkomanien oder „Türkisch Armenien," und jetzt unter einem Gouvernement vereinigt mit dem Paschalik Bagdad, liegt unter 44° 46′ O. L. und 30° 32′ N. B. am westlichen Ufer des Flusses Schat al Arab, ungefähr 20 deutsche Meilen von der Mündung dieses Stroms, der für Schiffe von 500 Tonnen Last bis an die Stadt schiffbar ist. Die von seinen Gewässern bespülten Stadtmauern haben einen Umfang von etwa 2 deutschen Meilen, sind mit einer großen

Anzahl schweren Geschützes besetzt und von einem breiten, tiefen, durch den Fluß mit Wasser gefüllten Graben umgeben. Innerhalb der Ringmauern sieht man viele Gärten und Pflanzungen, von kleinen Canälen durchschnitten. Deßungeachtet ist die Stadt unreinlich; überdies ist sie sehr mittelmäßig gebaut und die Straßen sind unregelmäßig. Die durchgehends niedrigen, von Ziegeln aus Lehm aufgeführten Häuser haben platte Dächer. Auch die Bazaars, obwohl sie eine Fülle der kostbarsten Erzeugnisse des Orients enthalten, sind schlechte Gebäude. Die englische Factorei wird für das schönste Haus in der Stadt gehalten. Die Einwohner, deren Zahl auf 50 bis 60,000 angeschlagen wird, bestehen aus Arabern, Türken, Persern und wenigen Europäern, die in den Factoreien ihrer Nationen wohnen. Am zahlreichsten sind die Araber und nächst ihnen die Türken und Armenier. Unter den Arabern gibt es einige reiche Leute, allein die große Mehrheit ist sehr arm, und muß sich die schwersten Arbeiten um geringen Lohn gefallen lassen. Die hiesigen Türken bestehen fast lediglich aus Civilbeamten oder Militärpersonen; die Kaufleute sind fast durchgehends Armenier, deren viele zu großem Ansehen gelangt sind. Fast alle Einwohner von Bassora leben mittelbar oder unmittelbar vom Handel, der hier sehr ausgebreitet ist und eine der Hauptniederlagen für alle in die Türkei eingeführten indischen Erzeugnisse bildet. Die Einfuhrartikel aus den Häfen Hindostan's sind: Seidenwaaren, Musselin, Tuch, Gold- und Silberstoffe, mancherlei Arten von Metallen, Sandelholz, Indigo, Perlen, Mocka-Kaffee, Shawls, Specereien u. s. w. Europäische Waaren sind selten und theuer, und unter ihnen haben die englischen Fabrikate bei den hiesigen Kaufleuten einen entschiedenen Vorzug. Die Ausfuhrartikel bestehen großentheils aus den eingebrachten Waaren, auch wird hier ein ausgedehnter Handel mit schönen und starken Pferden geführt. Der Handelsverkehr ins Innere des Landes geschieht durch Caravanen über Aleppo und Bagdad nach Constantinopel. Durch das öftere Austreten des Flusses und die dadurch verbreiteten schädlichen Ausdünstungen wird der Aufenthalt in Bassora, insbesondere für Fremde, sehr ungesund. Die Umgebungen sind mit Rosen zum Destilliren bepflanzt; doch leidet der Landmann sehr von den Räubereien der Araberhorden; um ihre Streifzüge abzuwehren, hat neuerlich der Gouverneur längs der nahen Wüste eine beinahe 20 deutsche Meilen lange Mauer aufführen und an allen Durchfahrten mit Wachen besetzen lassen. — Bassora ward im J. 656 auf Befehl des Kalifen Omar gegründet und ward bald eine der blühendsten und berühmtesten Städte des Orients. Nach manchen Kämpfen zwischen den Türken und Persern gerieth es 1668 unter die Botmäßigkeit der ersteren, ward 1777 von den Persern erobert, im folgenden Jahre aber wieder geräumt und aufs neue von den Türken besetzt. Sie wurden zwar 1787 durch die Araber daraus vertrieben, allein bald gelang es dem Pascha von Bagdad, die Stadt wieder einzunehmen. Noch immer wird sie, wenn gleich ihres ehemaligen ausgezeichneten Rufes beraubt, dem Range nach als die zweite Stadt der Provinz betrachtet.

† Bastia, eine Stadt auf der Insel Corsica unter 9° 26′ 30″ O. L. und 42° 41′ 36″ N. B. auf einem Hügel im nordöstlichen Theile der Insel. Sie ist in amphitheatralischer Form, übrigens schlecht gebaut, und hat enge Gassen. Die hier verfertigten Dolche werden von den Italienern sehr geschätzt. Die Stadt hat eben so oft die Oberherrschaft gewechselt als der Rest der Insel. Im. J. 1745

ward sie von den Engländern bombardirt und genommen, im folgenden Jahre aber den Genuesern zurückgegeben. Vergeblich ward sie 1748 von den Oesterreichern und Piemontesern belagert; im J. 1768 erfolgte ihre Vereinigung mit Frankreich und mit Ausnahme eines kurzen Zeitraums nach ihrer abermaligen Eroberung durch die Engländer im J. 1794, blieb sie seit ihrer baldigen Wiederbesetzung durch die Franzosen beständig in den Händen dieser Macht. Vor der französischen Revolution war sie die Hauptstadt der Insel, der Sitz des Gouverneurs, der höchsten Staatsbeamten, der obern Gerichtshöfe und des Bischofs von Marian und Acci. Bei der neuern Eintheilung des französischen Gebietes im J. 1791 ward Bastia die Hauptstadt im Departement des Golo und in der Folge das Hauptquartier der 23sten Militärdivision. Jetzt ist es der Hauptort eines Arrondissements im Departement von Corsica," der Sitz eines der Unterpräfecten so wie eines Civil- und Handelsgerichts.

Bastiden, heißen die Landhäuser bei Marseille, mit denen die ganze Umgegend der Stadt besäet ist und deren Anzahl auf zehntausend angegeben wird. Sie sind meist sehr einfach und alle weiß angestrichen, und dienen dem reichen wie dem unbemittelten Bewohner von Marseille zum Erholungsaufenthalt in der heißen Jahreszeit, da er außerdem die schönste Erquickung, die kühlende Seeluft, die nicht bis in die Stadt dringt, ganz entbehren würde.

Bastonnade, eine bei den Türken gebräuchliche Strafe, die in Schlägen auf den Rücken oder auf die Fußsohlen besteht, welche mit einem knotigen Stricke gegeben werden.

† Batavia, unter 160° 51′ O. L. und 6° 10′ S. B. Die Hauptstadt des gesammten holländischen oder jetzt niederländischen Indiens. Sie ward im Jahre 1619 von den Holländern nach ihren Siegen über die Engländer und den König von Jacatra, Souverain dieses Theils der Insel, gegründet, und in der Folge der Mittelpunkt aller ihrer Macht und ihres gesammten Handels in Ostindien, so wie der Sitz des Generalgouverneurs und des hohen Raths. Doch hat sie innerhalb der letzten zehn Jahre eine große Umwandlung erlitten. Von ihrer Pracht, welche ihr den Beinamen der „Königin des Orients" zuzog, ist wenig übrig. Ganze Straßen sind niedergerissen, Canäle halb ausgefüllt, Forts geschleift und Paläste der Erde gleich gemacht. Batavia liegt an der Mündung des kleinen Flusses, der von dem Gebiete, welches er durchströmt, den Namen Jakkatarg führt. Längs den Ufern dieses Flusses und eines kleinern, der sich aus Westen mit demselben vereinigt (beide nur für kleine Böte schiffbar), wohnt der Haupttheil der Volksmenge, doch sind die angesehensten europäischen Einwohner in den letztern Jahren weiter südwärts gezogen, und bewohnen jetzt zwei schöne Straßen in den Vorstädten Molenvliet und Ryswick, etwa eine halbe deutsche Meile vom Mittelpunkt der Altstadt. Diese hat einen Umfang von zwei deutschen Meilen, eine steinerne Mauer und enthielt vor ihrem neuerlichen Verfall zwanzig schnurgerade Straßen und 1995 Gebäude, worunter sich noch jetzt das Rathhaus, der Palast des Oberstatthalters, eine reformirte, lutherische und portugiesische Kirche, einige mahomedanische Moscheen, das Hospital, Spinnhaus, Waisenhaus, das chinesische Hospital, die chinesische Halle und eine große Herberge für Fremde auszeichnen. Ungefähr eine deutsche Meile von der Stadt liegt die Niederlassung Welteareden, enthaltend ein schönes Militärcantonnement und ein großes aber unvollendetes Gouverne-

mentshaus. Der Hafen von Batavia ist wegen seiner westlichen Lage und bequemen Einfahrt der beste und gelegenste der Insel. In Hinsicht der Sicherheit des Ankerplatzes und des Aus- und Einladens der Waaren ist hingegen der schöne Hafen von Surabaia ihm weit vorzuziehen. Beim ersten Anblicke macht Batavia einen imposanten Eindruck. Die Häuser in den europäischen Stadttheilen sind geräumig, nach dem neuern Geschmack, aber ohne Eleganz gebaut, so auch die vorerwähnten öffentlichen Gebäude. Die Stadtverwaltung und die Polizei sind einzig in den Händen der Regierung, welche einen Magistrat, bestehend aus einem Präsidenten und vier Mitgliedern, ernennt und besoldet. Außerdem ist hier eine sogenannte Waisenkammer, welche das Vermögen aller derjenigen, welche unbeerbt mit Tode abgehen oder deren Testaments-Executoren abwesend sind, verwaltet. Unter den öffentlichen Anstalten zeichnet sich vor andern die im J. 1777 errichtete, und während der Dauer der brittischen Regierung erneuerte Gesellschaft der Wissenschaften aus, die sich vorzüglich unter der Leitung des letzten englischen Gouverneurs Raffles durch treffliche, bisher unbekannte, Nachrichten über den Zustand von Java rühmlichst bekannt gemacht hat. Die äußerst ungesunde Luft, verursacht durch die fauligen Dünste der morastigen Canäle, und das Zurückweichen des Meeres während des letzten Jahrhunderts, erzeugt in Batavia unaufhörliche, mehrentheils tödtliche, Fieberkrankheiten, welche vorzüglich durch nächtlichen Aufenthalt in der Stadt befördert werden, daher auch diejenigen Kaufleute, welche sich ihrer Geschäfte halber nur am Tage in der Stadt, Nachts aber in der gesunden Umgegend aufhalten, einer eben so guten Gesundheit genießen, als andere Europäer in irgend einem tropischen Clima. Batavia ist jetzt in Hinsicht der Volksmenge nur die vierte Stadt auf der Insel, indem ihre Bevölkerung von 160,000 Seelen, die sie noch vor vierzig Jahren enthielt, auf 47,217 herabgesunken ist. Nach den neuesten Angaben besteht diese Volkszahl aus 543 Europäern, 1485 Abkömmlingen von Europäern, 318 Arabern, 119 Hindostanern, 3155 Malayen, 3331 Javanesen, 4115 Eingebornen von Celebes, 7720 Balinesen, 232 Eingebornen von Sumbava, 82 Moluckischen Insulanern, 24 Eingebornen von Timur und Butum, 11.854 Chinesen und deren Abkömmlingen und 14,239 Sclaven.

† Bath, liegt unter 51° 21′ 32″ nördlicher Breite und 2° 21′ 30″ westlicher Länge, in einem Theile an der nordöstlichen Gränze der Provinz. Die heißen Quellen, denen Bath vorzugsweise seinen Ruf und wahrscheinlich sein Daseyn verdankt, wurden, allem Anscheine nach, schon vor der Ankunft der römischen Legionen im Jahre 44 benutzt, doch schweigt die Geschichte über den Zeitpunkt ihrer Entdeckung. Die Sagen mönchischer Tradition versetzen ihn in das 870ste Jahr vor Chr. Geb. So viel ist gewiß, daß die Römer zu deren Gebrauche zuerst die nöthigen Einrichtungen trafen und daß die hier errichteten prachtvollen und zweckmäßigen Badehäuser und übrigen dazu gehörigen Anstalten, wovon es noch jetzt eine Menge der anziehendsten, für den Alterthumsforscher belehrendsten Ueberreste giebt, zu den frühesten, in Britannien von ihnen errichteten öffentlichen Gebäuden gehörten. Auch sieht man sorgfältig erhaltene Säulenfragmente eines prachtvollen Minerventempels, dessen ehemalige Grundfläche jetzt zu einem großen, 58 Fuß langen und 46 Fuß breiten Pumpzimmer dient. Es sind hier fünf öffentliche Bäder, welche der städtischen Corporation gehören, und ein sechstes, das Eigenthum des

Grafen Manvers. Der Wärmegrad dieser Bäder ist verschieden und hält von 93° bis 117° (Fahrenheit). Sie sind sehr wirksam gegen die Gicht, rheumatische Uebel, Unverdaulichkeit, Lähmungen und gallige Verstopfungen. Seit den ältesten Zeiten der Stadt sind deren wechselnde Namen von diesen Quellen entlehnt. Die Römern nannten sie Aquae salis, auch fontes calidi, die Britannier Caer Badun, die Sachsen Hat Bathun und Achamannum oder die Stadt der Kranken. Nachdem die Römer sie im Jahre 444 verlassen hatten, blieb sie bis 577, als dem Zeitpunkte des Einfalles der Sachsen, in den Händen der Britannier. Carl I. verwendete in dem Bürgerkriege 7000 Pfund auf ihre Befestigung. Die Königin Elisabeth verlieh ihr mehrere Privilegien, insbesondere das Recht der Erwählung eines Maire, zehn Aldermänner und eines Stadtraths von zwanzig Mitgliedern. Im Jahre 1750 wurden neue Versammlungssäle erbaut und 1771 mit einem ausgezeichnet schönen Tanzsaale 106 Fuß lang, 42 Fuß breit und eben so hoch, ferner, mit einem 70 Fuß hohen und einem dritten achteckigen, 48 Fuß im Durchmesser haltenden, Saale vermehrt. Die im J. 1805 eröffnete, sehr geräumige, Schaubühne, wird für das erste Provinzialtheater in Großbritannien gehalten. Fast das ganze Jahr hindurch kann man hier zu mäßigen Preisen öffentliche Vergnügungen aller Art genießen; auch sind die mannichfaltigen lieblichen Gegenden und eine heilsame Luft für den Fremden anlockend und belohnend. Die Straßen und Häuser sind von ausgezeichnet schöner Bauart. Die Cathedralkirche ist das neueste und im reinsten Geschmacke aufgeführte Werk gothischer Baukunst in ganz England, und ward im Jahre 1495 begonnen. Unter den öffentlichen Plätzen werden der Königin-Platz (Queen's Square), der Circus, der halbe Mond und der Paradeplatz vorzüglich bewundert. Von den öffentlichen Anstalten verdienen folgende erwähnt zu werden: eine Ackerbaugesellschaft, eine philosophische und harmonische Gesellschaft, ein großes Hospital, worin 150 Kranke aufgenommen werden können und mehrere andere Krankenhäuser, endlich verschiedene Gesellschaften zur Beförderung des Erwerbfleißes und der Religion. Die Zahl der eingesessnen Einwohner beläuft sich, mit Inbegriff der Vorstädte, auf 38,434.

Batist, eine sehr feine, ganz dichte und weiße Leinwand, die vorzüglich in mehrern Provinzen Frankreichs verfertigt und weit und breit versendet wird. Man nimmt dazu den allerschönsten weißen Flachs, der unter dem Namen Rame bekannt ist, und besonders im französischen Hennegau erzeugt wird. Schon im 13ten Jahrhundert wurde diese Leineweberei in Flandern von einem Manne, der sich Baptist Cambray nannte, in Gang gebracht. Von ihrem Erfinder soll hernach die Leinwand den Namen Baptist oder Kammertuch (toile de Cambray) erhalten haben. Die verschiedenen Arten Batist werden auch Linons, Claires, Cambrays u. s. w. genannt. Sie werden nicht nur in den Niederlanden, sondern auch in der Schweiz, Böhmen und in Schlesien verfertigt. Die vorzüglichsten sind aber die, welche man in Indien verfertigt.

Batocken oder **Battocken** sind zwei dünne Stöcke, womit in Rußland sonst Verbrecher auf den bloßen Rücken gehauen wurden. Der Verbrecher lag auf der Erde und einer der Zuchtmeister setzte sich ihm auf den Kopf, der andere auf den Rücken. Durch das neue Gesetzbuch Catharinens II. ist diese Strafe abgeschafft.

Bauerhof. Man nennt die Wohnung, die Ackergebäude und

die um diese liegenden Ländereien, Wiesen und Waldungen, welche einen kleinen Staat für sich bilden, auf dem eine Bauernfamilie wohnt, einen Bauerhof. Die Rechte und Verhältnisse dieses kleinen Staates zu kennen ist ungemein wichtig, da aus der Natur dieses Staates gewöhnlich die Natur des großen Staates hervorgeht, der aus einer Zusammensetzung einer Menge kleiner besteht. Denn jede Staatseinrichtung ist, wenn man sie bis in ihren innern Kern verfolgt, republikanischer Natur, weil sie gesellschaftlicher Natur ist. Als die Jäger und Hirten-Völker anfingen Ackerbau zu treiben und das bewegliche Zelt in die feste Hütte zu verwandeln, wurde der erste Grund zu den kleinen Staaten gelegt, die wir Bauerhöfe nennen. Diese entwickelten sich nun nach und nach, und im Ganzen in allen Ländern auf dieselbe Weise, da die Natur des Ackerbaues doch im Ganzen immer dieselbe bleibt. Bei den alten Sachsen bildete jeder Bauerhof (Weiler) nach unserer Art zu reden, eine Staatsactie, die nicht durfte getheilt werden. Hier war der Bauerhof geschlossen. Bei den Franken war er ungeschlossen, denn da sie ganz auf den Eroberungskrieg eingerichtet waren, so war eine große Theilung des Bodens und eine daraus fließende starke Bevölkerung ihnen genehm. Möser in seiner osnabrückischen Geschichte hat treffliche Untersuchungen über den Bauerhof in Sachsen angestellt, und der verstorbene Möller in Elsey hat eine besondere Schrift unter dem Titel: Der westphälische Bauerhof geschrieben. In Westphalen bildeten nämlich in der Vorzeit mehrere Höfe einen kleinen Staat, sie lagen alle in einem Verbande und standen unter ihrem Oberhofe. Wahrscheinlich hatten zuerst Geschwister und Verwandte diese Unterhöfe gebaut und waren unter der väterlichen Gewalt des Oberhofes geblieben, auf dem die Erstgeburt forterbte. Uebrigens waren alle freie Männer, ein und desselben Blutes und Stammes, und in keiner Art von Hörigkeit. Aus den Besitzern der Oberhöfe hat sich nach und nach der Adel entwickelt, der ein reiner Bauernadel ist, so wie in Schwyz, Uri und Unterwalden. Die Unterhöfe sind aber nach und nach in große Abhängigkeit vom Oberhofe gerathen. Denn wenn ein Unterhof ausstarb, so daß das Bauerngeschlecht, welches auf ihm wohnte, erlosch, so mußte ihn der Oberhof binnen Jahr und Tag wieder mit einer neuen freien Bauernfamilie besetzen. Diese gab beim Einzuge eine kleine Erkenntlichkeit an den Oberhof. Der Oberhof bestimmte diese bald höher bald niedriger — bestimmte auch wohl, daß diese von Jahr zu Jahr sollte wiederholt werden, und so sieht man, wie sie nach und nach, nachdem das ursprüngliche Hofesverband schwach geworden, die freien Unterhöfe in Pachtgüter von ihren Oberhöfen verwandeln konnten. Dieses ist die Quelle der Streitigkeiten zwischen den Gutsherren und den Bauern in der Grafschaft Mark, welche zuerst durch die bekannten kaiserlichen Decrete in helle Flammen aufgeschlagen sind. Die Unterhöfe wollen wieder Eigenthümer werden. In den Ländern, wohin ein fremder Eroberer kam, ist der Bauerhof in Dienstbarkeit gekommen, indem ihn der Eroberer mit seinem Knechte besetzte, über den er das Dominium hatte, so z. B. in Schlesien, in Preußen, in Brandenburg. In diesen Staaten ist der Eroberer der Edelmann, der Unterworfene ist hörig, und bloß die Rittergüter bilden den Staat, indeß die Bauernnahrungen, so zu ihrem Dominio gehören, keine eigene Selbstständigkeit haben. Durch die preußischen agrarischen Gesetze von 1810 sind alle Dominien gesprengt und die Bauernnahrungen in freie Bauerhöfe ver-

wandelt worden. — Eine große Anzahl freier Ackerbauern ist ab
die erste Bedingung zu einer starken und freien Staatsverfassun
S. d. A. Staatsverfassung. Bg.

Bauerstand, der Stand der Landbauer, der dritte, ehre
werthe, wie der zahlreichste, also auch der nützlichste Stand von Staat
bürgern, der alle begreift, deren unmittelbare Beschäftigung in Land
wirthschaft besteht, so fern sie nicht durch adelige Geburt, Amt, od
besondere Rechte, von diesem Stande ausgenommen sind. Taglöhn
und Handwerker auf dem Lande gehören, jene zu dem Bauer-, die
zu dem Bürgerstande. Auch nach der Geschichte ist das deutsche Wo
Bauer, sonst Bawr, Bar (Nach Bar d. i. naher Bauer) ein allg
meiner Ausdruck, mit dem jeder freie Landmann, dem der Besitz un
die Nutzung eines Grundstücks zustand, bezeichnet wurde. Baro od
Barus (Baron), die Bezeichnung freier Landsassen, ging daher, a
die Leibeigenschaft um sich griff, auf den niedern Adel (die freien B
sitzer eines größern Landwesens) über. Freie Bauern gab es
Deutschland vor und nach Karls des großen Eroberungen; dur
diese und durch die Unterjochung der Slaven wuchs aber die Za
der Leibeigenen außerordentlich. Reichsunmittelbare Bauer
gab es nicht. Die einzelnen Bauern in den ehemaligen Reich
dörfern (z. B. die freien Leute auf der Leutkircher Heide in Schwa
ben), waren Unterthanen der unmittelbaren Dorfgemeinde. S. Run
des deutsches Privatrecht. (Vergl. d. Art. Leibeigenschaft un
Stände.) In Rußland hat Alexander I. den freien Bauernstan
wieder hergestellt, indem er die Leibeigenschaft nach und nach m
Einwilligung der Gutsherren aufhob. Bürger und Bauern mache
im Gegensatz zu Adel und Geistlichkeit, den dritten Stand (tier
état) aus; allein das Recht durch Abgeordnete, die er aus seine
Mitte wählt, in der Versammlung der Land- oder Reichsstände ver
treten zu werden, besitzt der Bauerstand nur in Schweden und No
wegen (s. d. Art.), in Tyrol, und seit 1814 auch in Hessen-Cassel
doch scheint im letztern Staate die landständische Verfassung wieder z
ruhen. Uebrigens unterscheidet man Kron- oder Kammerbauer
welche dem Landesherren Grundzins bezahlen und Frohndienste leiste
auch dessen Gerichtsbarkeit unmittelbar unterworfen sind, und Pa
trimonialbauern, welche ihrem Guts- und Gerichtsherrn jen
Verpflichtungen schuldig, folglich dem Landesherrn nur mittelbar un
terworfen sind. Nach dem Umfang ihrer Wirthschaft unterscheide
man große Bauern (Anspänner, Hüfner, die eine ganze Hufe —
an vielen Orten 30 Morgen Acker, — und Halbhüfner, die ein
halbe Hufe besitzen) und kleine Bauern (Häusler, oder Köthe
Kossäten und Gärtner) die nur ein Haus (Kothe), einen Garten un
wenig Feld oder Wiese besitzen, aber zur Dorfgemeinde gehören
(Vergl. d. Art. Frohndienste und Patrimonialgerichtsba
keit.) S. Buri's Abhandlung von den Bauergütern in Deutschlan
mit Zusätzen von Runde, 1789. 4. Auch Garve's schätzbare Schrif
über den Charakter der Bauern und ihre Verhältnisse gegen den Guts
herrn und gegen die Regierung. Bresl. N. A. 1796. K.

Baumwollengarne, s. Twist.

Bause (Joh. Friedr.), berühmter Kupferstecher in Leipzig. E
war 1736 zu Halle geboren, widmete sich seit seinem 18ten Jahr
ganz der Kupferstecherkunst, und arbeitete zuerst für Buchhändler
Im J. 1759 ging er nach Augsburg, und kehrte ein Jahr darau

nach Halle zurück, wo er seine künstlerischen Studien vollendete. Der große Wille in Paris, mit dem er korrespondirte, war sein vorzüglichstes Muster, und dessen Belehrungen dankt er einen großen Theil seiner Fortschritte. In Leipzig ließ er sich 1766 nieder, und ward in der Folge Mitglied der dortigen Kunstakademie, so wie nachher auswärtiges außerordentliches Mitglied der berliner Akademie der Künste. Er hat glückliche Versuche in verschiednen Manieren gemacht; sein größtes bleibendes Verdienst aber ist die Festigkeit und Reinheit seines Grabstichels. Seine historischen Blätter und vorzüglich seine Portraits sind am meisten geschätzt. Sein ganzes Werk enthält über 200 Stücke. Ein Verzeichnis davon liefert Meusels Künstler-Lexicon. Er starb 1816.

† Bayern. Die Kirchenverfassung der Catholiken ist durch das am 5. Juni 1817 mit Pius VII. geschlossene Concordat definitiv organisirt. Das Königreich ist dadurch in zwei Erzbisthümer eingetheilt: 1) Erzbisthum München und Freisingen mit den Bisthümern Augsburg, Passau und Regensburg; 2) Erzbisthum Bamberg mit den Bisthümern Würzburg, Eichstädt und Speier. Diese acht bischöflichen Sitze besetzt der König selbst, hat aber dafür dem Papste nicht nur die Wiedereinrichtung eingegangener Klöster, sondern auch, vermöge des freien Verkehrs mit Rom, einen Einfluß auf Clerus und Volk züsichern müssen, der das in Bayern unter der gegenwärtigen Regierung erst angefangene Werk der Aufklärung des Volks eben nicht befördern wird, da man bekanntlich in Rom das Gegentheil von dieser Aufklärung beabsichtigt. Auch dürfte der 13te Art. des Concordats, vermöge dessen die Regierung die Verbreitung verfänglicher Bücher auf Antrag der Bischöfe zu hindern hat, der, ohnehin im ersten Aufblühen begriffenenen Literatur Bayerns nicht zur Aufmunterung gereichen. Indessen ist das Concordat — das in der öffentlichen Meinung den größten Widerspruch findet — noch nicht als Staatsgesetz promulgirt (15. Juli 1818), und man versichert, daß es der National-Repräsentation, welche im J. 1819 zusammentritt, noch zur Prüfung vorgelegt werden solle. Für die Protestanten gibt es ein protestantisches General-Consistorium.

† Bayonne, liegt unter 1° 24′ westl. Lge. und 43° 29′ nördl. Breite, enthält 1520 Häuser und nach den neuesten Zählungen 18,600 Einwohner, wovon 6000 in den Vorstädten wohnen. Die Nive und der Adour, von denen der erstere Fluß ungefähr sechs, und der letztere 15 bis 16 deutsche Meilen weit schiffbar ist, bilden einen bequemen Hafen, der Kriegsschiffe von 40 bis 50 Kanonen faßt, übrigens aber eine etwas beschwerliche Einfahrt hat. Jene beiden Flüße dienen, Bauholz, Theer und Eisen aus den Pyrenäen nach Bayonne zu verschiffen. Sie durchschneiden die Stadt in drei Theile: die „große Stadt" am linken Ufer der Nive, „die kleine Stadt" zwischen der Nive und dem Adour und die Vorstadt St. Esprit, größtentheils von portugiesischen Juden bewohnt, am rechten Ufer des Adour. Eine Citadelle, von Vauban, erbaut auf dem Gipfel einer Anhöhe in der Vorstadt bestreicht den Hafen und die Stadt. Vor der Revolution war Bayonne der Sitz einer Provinzialhebungsbehörde und eines Gerichtshofs. Gegenwärtig ist sie die größte, wenn gleich nicht die Hauptstadt, des Departements und der Hauptort des westlichen Arrondissements. Der hiesige Bischof stand vormals unter dem Erzbischof von Auch, jetzt steht er unter dem von Toulouse und übt die geistliche Gerichtsbarkeit über drei Departements. Die Cathedral-

kirche ist ein alterthümlich schönes Gebäude; die besuchtesten öffentlichen Spaziergänge sind der vortreffliche Quay und vorzüglich der öffentliche Platz, „Place de Grammont" genannt. Eine hölzerne Zugbrücke, durch deren Aufziehung den Schiffen die Durchfahrt frei bleibt, verbindet die Vorstädte mit der Stadt. Bayonne treibt einen beträchtlichen Handel mit Spanien und Frankreich und tauscht ausländische Waaren für Eisen, Früchte, Gold und Silber ein. Die Hauptgegenstände des Seehandels sind der Stockfisch- und Wallfischfang, worauf vor der Revolution 30 bis 40 Schiffe von 250 Tonnen Last ausliefen. Mastbäume und anderes Schiffbauholz von den Pyrenäen wird nach Brest und mehrern Häfen Frankreichs ausgeführt. Die bayonner Schinken stehen seit langer Zeit in großem Rufe, und in Menge werden Weine und Chocolade von hier aus ins nördliche Europa verschifft. Unter den geringern Volksklassen ist hier die alte biscayische oder baskische Sprache üblich.

† Bayreuth, die Hauptstadt, liegt unter 11° 17′ östl. Länge und 49° 54′ nördl. Breite, zwischen dem rothen Main und den kleinen Flüssen Mistel und Sendel, in schönen Umgebungen. Sie hat breite und regelmäßige Straßen, sechs Thore und mit Inbegriff des Städtchens St. Georg und der Vorstadt 860 Häuser. Kaum eine Meile von Bayreuth liegt der im vorigen Jahrhundert erbaute markgräfliche Landsitz Hermitage und nahe an der Stadt das ehemals blühende Dorf Altbayreuth.

Beatification, die feierliche Handlung, wodurch der Papst eine Person nach ihrem Tode selig spricht. Sie ist die erste Stufe zur Canonisation (s. d. Art.). Niemand kann vor dem funfzigsten Jahre nach seinem Tode beatificirt werden. Zuvor werden oft mehrere Jahre lang die Zeugnisse von den Tugenden und Wundern des Verstorbenen, deren es zu seiner Heiligkeit bedarf, von der Congregation der Gebräuche geprüft. Der Leichnam oder die Reliquie des künftigen Heiligen werden sodann zur Verehrung des Volks ausgestellt, seine Bildnisse mit Strahlen gekrönt und ihm ein eignes Offiz angeordnet. Auch werden am Tage seiner Beatification Indulgenzen ertheilt.

Bechteltag, nennt man in der Schweiz den zweiten Tag im Jahre, von dem altdeutschen Worte Becheln, sich gütlich thun. Man feiert ihn ungefähr um gleiche Zeit und auf ähnliche Weise, wie ehemals die Saturnalien. In Zürch ist es insbesondere ein Festtag für Kinder, indem sie schön geputzt mit ihrem Sparpfennig auf die Zünfte gehen, und dort dafür Lebkuchen, Kupferstiche und Lieder bekommen: die sogenannten und wohlbekannten Zürcher Neujahrsgeschenke für Kinder.

Beddoes (Thomas), ein berühmter brittischer Arzt und Schriftsteller, der 1760 in Shropshire geboren war, und 1808 starb. Von seinem Großvater erzogen, machte er schon auf der Schule die glänzendsten Fortschritte in den klassischen Studien; auch auf der Universität Oxford zeichnete er sich nicht allein durch gründliche Kenntniß der alten Literatur, sondern auch durch eine seltne Bekanntschaft mit den neuern Sprachen aus. Die großen Entdeckungen in der Naturlehre, der Chemie und der Physiologie zogen ihn unwiderstehlich an. Er setzte seine Studien in London und Edinburgh mit Beifall fort. In seinem 26sten Jahre promovirte er zu Oxford, besuchte darauf Paris, um Lavoisiers Unterricht zu nutzen, und ward, nach seiner Rückkehr, zum Professor der Chemie in Oxford ernannt. Hier lebte

er ganz seinem Beruf, und gab treffliche chemische Abhandlungen und Beobachtungen über den Skorbut, den Blasenstein u. s. w. heraus. Bald aber fesselte ihn die glänzende Außenseite der französischen Revolution dergestalt, daß er, um seinen Sinn für Freiheit durch nichts beschränkt zu sehen, seine Stelle aufgab, und sich auf's Land zu einem seiner Freunde Regnolds begab. Hier arbeitete er seine Bemerkungen über das Wesen der Mathematik aus, worin er zu beweisen sucht, daß diese Wissenschaft auf der Evidenz der Sinne und die Geometrie auf Experimenten beruht. Dann erschien seine Geschichte des Isaak Jenkins, die darauf berechnet war, der arbeitenden Klasse Lebensregeln und Sittenlehren in anziehendem Gewande mitzutheilen. Von dieser trefflichen Volksschrift wurden in kurzer Zeit über 40,000 Exemplare verkauft. Nachdem er im J. 1794 sich verheirathet hatte, machte er den Plan einer Anstalt, durch künstliche Luftarten mehrere Krankheiten, besonders die Schwindsucht, zu heilen. Durch des bekannten Wedgwood Unterstützung gelang es ihm, diese Anstalt im J. 1798 eröffnen zu können. Er nahm als Aufseher des Ganzen einen jungen Mann Humfrey Davy an, dessen nachmaliger Ruhm hier gegründet ward. Indeß zeigte sich, daß der Hauptzweck der Anstalt nicht erreicht werden konnte, und Beddoes Eifer erkaltete endlich so sehr, daß er ein Jahr vor seinem Tode sich gänzlich zurückzog, doch nicht ohne vorher eine Menge gründlicher Schriften über die Anwendung künstlicher Luftarten herausgegeben zu haben. In den spätern Jahren seines Lebens erschien er als der geachtetste medicinische Volksschriftsteller in Großbritannien. Unter andern ist seine Hygea in 3 Bänden ein, sowohl wegen der Darstellung, als auch wegen der Nützlichkeit der Lehren, sehr gerühmtes Werk. Seine politischen Flugschriften, die 1795 — 07 herauskamen, sind vergessen.

Bedharden, s. Beguinen.

Begräbniß, s. Beerdigung.

Belfast, die wichtigste Handels- und eine Hafenstadt in Irland, in der Grafschaft Antrim. Ein für leichte Fahrzeuge schiffbarer Kanal vereinigt den Hafen mit dem großen Landsee Lough Neagh. Die Stadt ist gut gebaut; die Straßen sind breit, gut gepflastert und bei Nacht gut erleuchtet. Seit 1758, wo Belfast nur 8549 Einwohner zählte, ist die Bevölkerung bis auf 30,000 gestiegen. Die Leinen- und Baumwollen-Manufacturen beschäftigen allein über 2000 Menschen. Achtundfünfzig den Einwohnern von Belfast zugehörige Schiffe haben im Jahr 1816 8335 Tonnen Ausfuhrgut großentheils nach entfernten Weltgegenden geladen, und ihre Mannschaft bestand aus 7212 Köpfen. Unter den öffentlichen Gebäuden und Anstalten zeichnen sich zwei schöne Hauptkirchen, eine Menge von Vereinigungsplätzen für Religionsverwandte aller Art, ein Institut für Blinde, und vorzüglich eine Armenanstalt aus, in welcher auf Kosten einer mildthätigen Gesellschaft über 400 Personen von jedem Alter und Geschlecht verpflegt werden, und eine Anzahl armer Kinder Unterricht genießt.

Belgien, ein Name, der die ehemaligen österreichischen Niederlande, welche jetzt zum Königreich der Niederlande gehören, bezeichnete.

Belladonna, Wolfskirsche, Tollkraut, eine gefährliche Giftpflanze, die in Gestalt eines 4 — 6 Fuß hohen Strauches wächst. Sie trägt Beeren, die an Größe einer mittelmäßigen Kirsche gleichen, und glänzend schwarz aussehen, wenn sie reif sind. Die

Pflanze ist in allen Theilen, von der Wurzel bis zum Saamen, giftig. Schon die Ausdünstung derselben ist widrig und betäubend, und reibt man mit den abgeschnittenen Zweigen oder Blättern die Hand, so entsteht Entzündung. Dieses Gewächs trifft man fast in allen europäischen Ländern an. Den Namen Belladonna oder schöne Frau hat es, weil aus dem Safte dieses Gewächses Schminken gemacht werden.

Bellegarde (Graf von), aus einer der ältesten savoyischen Familien, geboren zu Chamberi in Savoyen, 1760. Er kam schon sehr früh in österreichische Dienste und zeichnete sich in den Feldzügen 1793, 94 und 95 so vortheilhaft aus, daß er Mitglied des Kriegsraths beim Erzherzog Carl und am 12. März 1797 zum Feldmarschall Lieutenant erhoben wurde. Als solcher schloß er 1797 den berühmten Waffenstillstand zu Leoben mit Bonaparte und führte 1799 den Oberbefehl über die Armee, welche die Verbindung zwischen Suwarow und dem Erzherzog Carl erhalten sollte. Zu Betreibung der Friedensunterhandlungen eilte er von Wien nach Prag und Berlin, ohne seinen Zweck erreichen zu können, und mußte daher 1800 nochmals nach Italien, um dem Erzherzog Ferdinand mit seinem Rathe im letztern Feldzug zu dienen, nach dessen unglücklichem Ende er eine der ersten Stellen im Hofkriegsrath und 1805, nach dem Abgang des Erzherzogs Carl, das Präsidium desselben übernahm. Im Jul. 1805 wurde ihm aber das General-Commando im Venetianischen übertragen. Im J. 1806 wurde er zum Feldmarschall und Civil- und Militär-Gouverneur von beiden Gallizien ernannt; erhielt bald hernach das Großkreuz des Leopoldordens und das ehrenvolle Amt eines Gouverneurs des Kronprinzen. Im Feldzug 1809 zeichnete er sich vorzüglich bei Großaspern aus. Nach dem Frieden von Wien übernahm er zum zweiten Mal das General-Commando in Gallizien, wo er bis zum Wiederausbruch des Kriegs 1813 blieb. Nun wurde er zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt, mußte aber bald zur Armee nach Italien abgehen, wo er vom Vicekönig lebhaften Widerstand erfuhr, aber dennoch bis Piacenza vordrang und dort am 16. April einen Waffenstillstand mit selbigem abschloß. Als General-Gouverneur der östreichischen Provinzen in Italien hatte er seinen Sitz zu Mailand und erwarb sich die Liebe der neuen Völker in hohem Grad, wodurch er beim Einbruch Murats 1815 nicht weniger zur Erhaltung der Ordnung beitrug, als durch seine schönen Defensiv-Siege bei Ferrara und bei der Brücke von Occhio Bello. Er blieb so lange Gouverneur, bis der Erzherzog Anton zum Vicekönig des lombardisch-venetianischen Königreichs ernannt war, und der Graf Saurau als Gouverneur der Lombardei auftrat. Hierauf reiste er nach Paris, wo er lange Zeit als einfacher Privatmann lebte.

Bell-Rock oder Inch-Cap, ein für die Schiffer höchst gefährlicher Felsen an der Küste von Schottland, ohnweit der Mündung des Tay-Flusses. Der Name Bell-Rock, Glockenfelsen, soll von einer Glocke (Bell) herrühren, welche die Mönche von Aberbrothock ehemals dort aufgehangen, und zur Warnung für die Schiffer beim Steigen und Fallen der Fluth geläutet haben. Dieser Felsen bleibt bei gewöhnlicher Fluth fast völlig vom sinkenden Wasser bedeckt. Nach einer Springfluth aber ragt er oft, 427 Fuß lang, 230 Fuß breit und gegen 4 Fuß hoch, über der Meeresfläche hervor. Seine allen Küstenfahrern und insbesondere allen nach dem Tay-Haf

(Frith of Tay) segelnden Fahrzeugen höchst gefährliche Lage war längst anerkannt: erst im J. 1807 ward ein Leuchtthurm darauf zu bauen angefangen und im J. 1811 trotz der fast unübersteiglichen Hindernisse glücklich vollendet. Der Fuß dieses zirkelrunden 115 Schuh hohen Gebäudes, welches bei gewöhnlicher Ebbe vom Wasser frei ist, wird bei Springfluthen bis auf die Höhe von 15 Fuß unter Wasser gesetzt. Das Signal auf diesem Leuchtthurm besteht aus einem abwechselnd weißen und rothen Licht, welches durch das Umwenden der Reflectoren hervorgebracht wird, und aus Zwischenräumen von Dunkelheit. Bei Nebelwetter, wenn das Licht nicht gesehen werden kann, läutet die nemliche Maschine, welche den Wechsel des Lichtes bewirkt, bei Tag und Nacht zwei Gloken von beträchtlicher Größe. In Zschocke's Ueberlieferungen zur Geschichte (1817) befindet sich (jedoch ohne Angabe der Quelle: Supplement zur Encyclopädia Britannica) ein interessanter Aufsatz über diesen Strandfelsen.

Beluchistan (Beloochistan), ein Land in Asien an der Nordwestküste der indischen Halbinsel. Seiner größten Ausdehnung nach umfaßt dieser Name den ganzen Raum zwischen 24° 50′ — 30° 40′ nördl. Br. und 58° 55′ — 67° 30′ östl. Länge von Greenwich. Beluchistan erstreckt sich demnach von Söhistan und Afghanistan im Norden bis an den indischen Ocean, und von den Provinzen Laristan und Karman im Westen, bis Sinda im Osten. Es besteht aus 5 bis 6 Abtheilungen, wenn Sinda, dessen Regenten Belucher sind, dazu gerechnet wird. 1) Die Provinzen Eihalawan und Sarawan, samt dem Bezirk von Kolat. 2) Die Provinzen Mekran und Lus. 3) Kohistan oder das Land der Hügel, westlich von der Wüste. 4) Die Wüste. 5) Die Provinz Cutsch-Gundawa und der Districkt von Hurrund Dajal. Der Boden, das Clima, und die oberflächliche Ansicht eines so weitläufigen Territoriums sind sehr verschieden, und während mehrere hohe Gebirge mit Schnee bedeckt sind, ist die Hitze in den Ebenen zur Sommerzeit fast unerträglich. Im allgemeinen ist das Wasser selten, und die fließenden Gewässer sind wenig mehr als Bergbäche, die sich im Sande verlieren oder als seichte Flüßchen ihren Weg nach dem Meere zu nehmen. Zu den letztern gehören der Puralle, Moktu, Dasti, Nugor, Sinru und Sodschi. Der Dasti ist der breiteste, und soll seinen Weg unter mancherlei Namen über 1000 engl. oder 200 deutsche Meilen fortsetzen. Die Wüste von Beluchistan ist ohngefähr 65 deutsche Meilen lang und wenig mehr als 40 breit, sie besteht aus klarem Flugsand, und ist ungemein schwer zu durchreisen. Ein großer Theil des Landes, namentlich der östliche, ist bergig, Kohistan ausgeschloßen. Eine große Gebirgskette, die Brahuiksberge, erhebt sich vom Meeresufer bei Cap Monza, oder Mowari, unter 35° nördl. Br. und 66° 58′ L., streicht nordwärts bis über die Grenzen von Beluchistan hinaus, und scheint gewissermaßen mit dem Hazarah oder den Paropamisischen Bergen westlich von der Stadt Kelat zusammenzuhängen. Verschiedene andere Gebirgszüge und regellose Bergmassen durchschneiden das Land in andern Gegenden und Richtungen. Gold, Silber, Blei, Eisen, Kupfer und Zinn findet sich hier, und zwar verschiedene von diesen Metallen in großer Menge. Steinsalz, Alaun, Salpeter und Schwefel liefern verschiedene Gegenden im Ueberfluß. Die Vegetation ist reich, und die Gärten in der Nähe der Städte bringen die feinsten Früchte hervor. Getraide wird im Ueberfluß erbaut. Die nördlichen Gegenden bringen Krapp, Baumwolle und einen Indigo von vorzüglicher Güte hervor. Assafötida

wächst zwischen den Hügeln. — Obschon Beluchistan im Allgemeinen kein Holzland zu seyn scheint, so gibt es doch daselbst Bäume von ausgezeichneter Größe und Stärke. Die Hausthiere sind: Pferde, Maulesel, Esel, Kamele, Dromedare, Büffel, schwarzes Rindvieh, Schafe, Ziegen, Hunde, Katzen, Hühner und Tauben. — Truthühner, Gänse und Enten fehlen. — Die wilden Thiere sind: Löwen, Tiger, Leoparden, Hyänen, Wölfe, Schakals, Tigerkatzen, wilde Hunde, Füchse, Hasen, Mongus, Bergziegen, Antelopen, rothe und andre Elendthiere, wilde Esel u. s. w. Fast alle europäische und asiatische Vögelgattunge finden sich hier beisammen. Zwei Völkerschaften theilen sich vorzugsweise in den Besitz des Landes, die Belucher und die Brahu's. Beide sind sowohl durch ihr äußeres Ansehen, als durch ihre Gebräuche von einander verschieden, und beide theilen sich in eine zahllose Menge einzelner Stämme. Die 3 Hauptstämme der Belucher sind die Nharu's, die Rhind's, und die Mugschi's. Alle sind schlank, wohlgebildet und thätig, aber von geringer Körperkraft. Ihre Farbe ist dunkel, das Haar schwarz. Alle haben einen Hang zum Rauben, sie fürchten keine Gefahr, und sind tapfer im Gefecht. Die Nharu's, von allen die räuberischesten, halten das kühne Plündern einer fremden Gegend für ehrenvoll. Ihre Lebensweise zu Hause ist, mit Ausnahme der Städtebewohner, ein patriachalisches Hirtenleben. Sie wohnen meistens unter Zelten oder Hütten. — Die Brahu's sind von kurzem stämmigen Wuchs, haben runde Gesichter und flache Züge. Bei manchen sind Haupthaar und Bart braun. Sie leben als eigentliche, nirgends angesessene Nomaden, welche der Weideplätze wegen ihren Wohnort nach Maaßgabe jeder Jahreszeit wechseln. Frei von dem räuberischen Unternehmungsgeiste der Belucher sind sie ein braves, ruhiges und betriebsames Volk. Aber trotz dieser wesentlichen Verschiedenheit sind die Sitten beider Völker in vielen Stücken dennoch einander ähnlich. Beide halten ihr gegebenes Wort unverbrüchlich und beide sind gleich gastfrei. Die Hauptstadt Kelat, ein weitläufiger Ort von ohngefähr 3750 Häusern, ist die Residenz des Khan oder Souverains von ganz Beluchistan, welchem alle untergeordneten Stämme einen gewissen Tribut bezahlen, und bei vorfallenden Kriegen ein Truppen Contingent liefern müssen. Die jährlichen Einkünfte des Khan betragen wenig mehr als den Werth von 250,000 Rthlr., ein großer Theil davon besteht in Naturallieferungen. In früheren glänzenden Perioden soll der Khan von Kelat 250,000 Mann ins Feld gestellt haben. Jetzt mag seine wirkliche Macht in nicht mehr als ohngefähr 60,000 streitbaren Männern bestehen. Die ursprünglichen Landeseingebornen sollen tartarischen Ursprungs seyn. Außer ihnen leben aber noch eine beträchtliche Menge Diwars (Dehwars) und Hindu's im Lande zerstreut. Der jetzige Regent von Beluchistan, Mohammed Khan, geboren 1781, ist ein humaner Mann, aber ohne die selbstständige Kraft, welche zur Leitung eines nur halbcivilisirten Volkes unentbehrlich ist. Verschiedene untergeordnete Häuptlinge haben daher das Joch des Gehorsams abgeschüttelt und dieses weitläufige Reich ist jetzt durch innerliche Unruhen zerrüttet.

Benannte Zahlen sind solche Zahlen, deren Einheiten einen bestimmten Werth haben, z. B. 10 Thaler, 20 Pfund. Benannte Zahlen sind denselben Rechnungsarten wie die unbenannten unterworfen, nur daß die Einheiten, mit denen gerechnet wird, stets einerlei Art seyn müssen; auch können benannte Zahlen nur mit un-

benannten multiplicirt werden, die Division benannter Zahlen kann aber sowohl durch benannte, als durch unbenannte geschehen.

† Benares, Bhanares, auf beiden Seiten des Ganges, zwischen dem 23. und 27. Gr. nördl. Br.; 591⅓ Quadratmeilen. Die Hauptstädte sind Benares, Joanpur, Ghazypur und Mirzapur, nebst den beiden berühmten Festungen Chunar und Bijaghur. Die Hauptstadt Benares oder Kaschy am Ganges, unterm 25° 18′ 36″ nördl. Br. und 83° östl. Länge von Greenwich ist eine der größten indischen Städte, hat aber keine Mauern, meistens enge schmutzige Gassen, 12,000 Häuser von gehauenen und Backsteinen, deren manche bis 5 und 6 Stockwerke hoch sind, und 16,000 Lehmhäuser, 580,000 beständige Einwohner, worunter 7000 Braminen, und 50,000 Mohammedaner sind, und wovon 3000 zur Dienerschaft der drei Hindu-Rajah's gehören, die statt ihrer Herren die nöthigen Opfer und Reinigungen versehen. Zur Zeit der religiösen Feste ist die Zahl der Bewohner nicht zu berechnen. Benares ist der Hauptsitz der indischen Gelehrsamkeit, wo die Braminen in der Samskrit-Sprache, in der Astronomie, zu deren Behuf eine Sternwarte vorhanden, und in andern Kenntnissen regelmäßigen Unterricht ertheilen. Die Stadt enthält viele Pagoden, von welchen unter andern eine uralte als Wallfahrtsort für besonders heilig gehalten wird. Die Hindu's glauben, wer in Benares stirbt, kommt unmittelbar ins Paradies. Ein Gegenstand der Bewunderung und ein Denkmal der mohammedanischen Uebermacht sowohl als der Unterdrückung von Indien ist die prächtige in der Mitte der Hindu-Tempel im 17ten Jahrhundert von Aurengzeb erbaute Moschee. Die Einwohner von Benares sind meistens Kaufleute, deren viele sehr beträchtliche Geldgeschäfte durch ganz Indien, ja sogar bis an die russische Gränze treiben. Baumwollene Zeuge, Shawls, Gold- und Silbertressen, Brocate und Seidenzeuge, werden von Benares durch den ganzen Osten ausgeführt; auch ist hier der Hauptmarkt für die Diamanten und andere Edelsteine aus den Gruben von Bundelkund. — Der Palast des Rajah's ist zu Ramnaghur oberhalb der Stadt, auf dem gegenseitigen Ufer des Ganges. Das hier residirende englische Kreisgericht administrirt die höchste Justiz in den Distrikten von Mirzapur, Allahabat, Bundelkund, Joanpur, Gorokpur und in der Stadt Benares. Jeder dieser Distrikte hat einen englischen Magistrat und Richter, die jedoch über Tod und Leben nicht entscheiden.

† Bender, sonst Teckin oder Tigine, moldauisch Tigino, 47° 16′ östl. Länge 46° 50′ 32″ nördl. Br. Die Hauptstadt eines Bezirks in der russischen Provinz Bessarabien, am Dniester, an dessen Ufern sie halbmondförmig erbaut ist, halb nach alter halb nach neuer Art befestigt, mit Gräben und Wällen umgeben, und mit einem auf der Anhöhe liegenden Castell. Sie hat zwei Vorstädte, 7 Thore, 12 Moscheen, 1 armenische Kirche, 6 Ankerplätze für die Stromschifffahrt, dunkle, enge, schmutzige Gassen, 20,000 meist türkische Einwohner, worunter jedoch 250 armenische Familien, ferner Tartaren, Moldauer, Juden u. s. w. Der Handel ist in Bender bedeutend, auch finden sich hier Papiermühlen, Gerbereien, Eisenschmieden und eine Salpetersiederei. So lange die Stadt den Türken gehörte, wurde sie ihrer wichtigen militärischen Lage halber stets von einem Pascha von drei Roßschweifen kommandirt. Am 15. Nov. 1809 eroberten es die Russen wieder mit geringer Anstrengung, und obschon es im Frieden von Jassy abermals den Türken zufiel, so besetzten es die Russen doch

im letzten Kriege von neuem und behielten es im bukarester Frieden 1812, sammt der Umgegend.

Benedictbeurn — ehemals eine Abtei — liegt im Königreich Bayern im Isarkreise, 15 Stunden von München, in einer schönen fruchtbaren Gegend am Fuße des Vorgebirges gegen Tyrol. Das Kloster wurde von den drei Brüdern Landfried, Waltram und Eliland, welche aus alt herzoglich bayerischem Geschlecht entsprossen waren, schon um das Jahr 740 gestiftet. Die prächtige Stiftskirche wurde unter dem Abt Placidus erbaut und 1686 dem heil. Benedict zu Ehren eingeweiht. Bei der allgemeinen Aufhebung der Klöster in Bayern wurde auch das Kloster Benedictbeurn 1804 an den böhmischen Spiegelfabricanten in Stubenbach Hr. Johann v. Schmaus verkauft, welcher bald darauf starb. Da dessen Erben nicht mehr Lust hatten, die Zahlung des Kaufschillings zu leisten, so trat im J. 1805 der quiescirende geheime Referendar Joseph v. Utzschneider in den Kaufcontract ein. Um die verlassene Klostergebäude wieder mit Menschen zu besetzen und die Klosterwaldungen zu benutzen, legte Hr. von Utzschneider noch im J. 1805 eine gemeine Glashütte an. Im J. 1806 errichtete er dann hier eine Kunstglashütte, um das mechanische Institut in München, welches er im J. 1804 mit dem damaligen pfalzbayerischen Artillerie-Hauptmann Hr. Georg Reichenbach und dem Mechanicus Hr. Joseph Liebherr gegründet hatte, mit dem erforderlichen Flint- und Crown-Glas daraus zu versehen. So bildete sich hier in Zeit von 12 Jahren das berühmte optische Institut, das zu allen astronomischen Instrumenten, die in den Werkstätten der Hrn. v. Reichenbach und Liebherr für die meisten Sternwarten von Europa verfertigt wurden, die optischen Gläser geliefert hat. — Hr. Joseph Fraunhofer aus Straubing in Bayern gebürtig, ist der geschickte Optiker, welcher sich hier in Benedictbeurn selbst ausgebildet hat, und nun diesem optischen Institute: Utzschneider und Fraunhofer, vorsteht. (S. den Art. Reichenbach.) Während der Continentalsperre wurde zu Benedictbeurn aus Kartoffeln mit Vortheil Zucker bereitet; der Kartoffelsyrop wurde hier zur schönsten Cristallisation gebracht. — Als dieses Geschäft anfing in Gang zu kommen, wurde das Continentalsystem gesprengt, und Hr. v. Utzschneider, um das Lokale, die Geräthschaften und die Arbeiter nicht unbenutzt zu lassen, fand für zweckmäßig auf der Stelle eine Rauch- und Schnupftabackfabrik in Benedictbeurn zu errichten — eine Anstalt, die nun in vollem Betrieb ist, sehr gute Tabacke liefert und viele Menschen der umliegenden Gegend nützlich beschäftigt. Die Schulanstalt im Ortsgericht Benedictbeurn ist in sehr gutem Zustande und von Hr. v. Utzschneider vorzüglich unterstützt. Die von dem aufgehobenen Kloster Benedictbeurn noch lebenden Geistlichen haben in einem Theile des ehemaligen Klostergebäudes eine Freistätte; sie sind gebildete Männer und werden von Hr. v. Utzschneider theils zu ökonomischen Geschäften, vorzüglich aber bei der Schule verwendet. Dieselben erhalten von Hr. v. Utzschneider kleine Zulagen, um in ihrem Alter bequemer leben zu können.

Benelli (Antonio Peregrino), einer der berühmtesten Sänger unserer Zeit, ist geboren zu Forli in der Romagna den 5. Septbr. 1771. Für wissenschaftliche Studien bestimmt, zeigte er schon sehr früh die trefflichsten Anlagen zur Musik und widmete sich endlich ganz dieser Kunst. Die Theorie der Musik studirte er abwechselnd bei den berühmten Meistern Martini, Giordianello, Santarelli, Tritto, Mat

ni ꝛc. trat auf den meisten Theatern Oberitaliens mit Ruhm auf, und wurde endlich als primo Tenore (1790) beim Theatro nuovo in Neapel angestellt und zum Mitglied der filarmonischen Gesellschaft ernannt. Sein Ruhm verschafte ihm 1798 einen ehrenvollen Ruf zur italienischen Oper in London und von da 1800 zur königlich sächsischen italienischen Oper in Dresden, wo er jetzt als primo Tenore der Oper und Kirche angestellt ist. Sein Gesang zeichnete sich immer durch den seelenvollsten Ausdruck, seine Beweglichkeit und zarte Sanftheit aus und wird durch ein gemessenes Spiel unterstützt. Seine Oper Parthenope, mehrere Motetten, Arien ꝛc. haben ihm auch als Compositeur einigen Ruhm verschaft. Seine beiden ältesten Töchter sind von ihm selbst zu Sängerinnen gebildet worden. Die älteste, Sra. Carolina, ist bereits mit vielem Erfolg in Dresden aufgetreten.

Benevento, ein Herzogthum in der neapolitanischen Provinz Prinzipato Oltra, von 8 Q. Meilen, mit 20,348 Einwohnern, welches seit dem 11ten Jahrhundert dem päpstlichen Stuhl gehörte. Es enthält außer der Stadt gleiches Namens noch 8 Dörfer und einige Mühlen. Im Jahr 1806 schenkte es der französische Kaiser Napoleon seinem Minister Talleyrand, der daher den Titel eines Prinzen von Benevent annahm. Aber 1815 erhielt es der Papst zurück. Die zum Ausfuhrhandel dienenden Produkte bestehen in Hornvieh, Getraide, Wein, Südfrüchten und Wildpret; die Staats-Einkünfte betragen nicht über 6000 spanische Thaler. In den frühesten Zeiten gehörte der weit ausgedehnte Staat von Benevent zum Lande der Samniter. Die Lombarden erhoben es im J. 571 zu einem Herzogthum, welches noch lange nach dem Fall des lombardischen Königreichs unabhängig blieb. Später fiel es nach und nach in die Hände der Saracenen und der Normannen. Nur die Stadt und deren heutiger Bezirk blieben von den letztern verschont, weil Kaiser Heinrich III. dieselben dem Papst Leo IX. zur Ausgleichung wegen einiger cedirten Feudalrechte auf Bamberg in Franken überließ. Die befestigte Stadt Benevent, 32° 27′ Länge, 40° 6′ Breite auf einer Anhöhe zwischen den Flüssen Sabato und Calore, welche sich ohnweit derselben vereinigen, hat 13,882 Einwohner, 8 Pfarrkirchen, 19 Klöster, 3 Collegiatstifte, ein Erzbisthum (seit 969) und mehrere Fabriken von gold- und silberplattirten Waaren, Leder und Pergament. Der Getraidehandel ist beträchtlich. Die 5 jährlich hier gehaltenen Messen aber sind unbedeutend. Fast keine Stadt in Italien, Rom ausgenommen, enthält so viele interessante Alterthümer wie Benevent. Beinahe keine Mauer besteht aus einem andern Stoff als aus Fragmenten von Altären, Grabmälern, Säulen und Gebälken. Unter andern Denkmälern zeichnet sich der prächtige, noch wohl erhaltene, im Jahr 114 erbaute Triumphbogen Trajans aus, welcher unter dem Namen des goldenen Thors (Porta aurea) dem heutigen Benevent als Stadtthor dient. Die Kathedrale ist ein finstres Gebäude im altgothischen Styl.

* Bengalen, Bengal, eine Landschaft in Ostindien, zwischen dem 21 — 27 Gr. N. Br. und 86 — 92 Gr. O. L. von Greenwich, enthält auf 4061½ Q. Meile 18 Millionen Einwohner, wovon ⅞ Hindus, $\frac{1}{16}$ Mohammedaner von Afghanischer und Arabischer Abstammung, und $\frac{1}{16}$ theils portugiesische Abkömmlinge, theils andere Ansiedler fremden Ursprungs sind. — Der Ganges, Burramputer (Brahmapootra), Dummuhda und verschiedene andere Flüsse durchströ-

men das Land, und stehen durch eine Menge kleiner Gewässer sowohl, als durch die regelmäßigen jährlichen Ueberschwemmungen dergestalt mit einander in Verbindung, daß fast keine einzige Stadt die Wohlthat der Binnenschifffahrt ganz entbehrt. — Bengalen liegt unter einem heißen Himmelsstrich, allein die hohen Gebirge im Norden, und die große Menge fließenden Wasser mildern die Hitze sehr. Alle Gebäude müssen auf Pfählen gegründet werden, weil man in einer Tiefe von 3 bis 4 Fuß überall Wasser findet. Das, bis auf ⅓ seines Flächen-Inhalts ungemein fruchtbare Bengalen bringt meistens in einem Jahre den zweijährigen Lebensbedarf der Einwohner an Getraide, Obst und Gartenfrüchten hervor; und nur durch ganz ungewöhnlichen Miswachs des Reißes, als des vorzüglichsten Nahrungsmittels aller Stände, kann zuweilen Mangel entstehen. Die übrigen Landesprodukte sind Baumwolle und Seide in großer Menge, Hanf, Flachs, Indigo, Wachs, Gummilak, Opium, Sandelholz, Pfeffer und andere Gewürze, Salpeter, der an manchen Orten aus der Erde hervorwächst, Seesalz und Eisen. Zu den Hausthieren, welche Bengalen mit Benares (s. d. Art) gemein hat, gehören noch die im südöstlichen Theile des Landes einheimischen Elephanten. Die hiesigen Pferde sind klein und unansehlich. Die Wälder sind reich an Wildpret und Geflügel aller Art, aber die Jagd ist gefährlich, wegen der Menge reißender Thiere, unter welchen der bengalische Königstiger, der Leopard und der Panther die ersten Stellen einnehmen. In den Flüssen finden sich neben den köstlichsten Fischen Krokodille von allen Größen. Der größte Theil der Einwohner besteht, wie schon erwähnt, aus Hindu's. Beide Geschlechter sind schlank und fein von Wuchs, und trotz einer gewissen angeborenen Furchtsamkeit außerordentlich streitsüchtig. Ihre große, nützliche und sinnreiche Betriebsamkeit wird bloß von ihrer noch größeren Mäßigkeit in sinnlichen Genüssen übertroffen. Mit den einfachsten Hülfsmitteln liefern die bengalischen Weber, welche eine eigne Kaste ausmachen, die feinsten und kostbarsten Zeuge in Seide und Baumwolle. — Die Einkünfte, welche die ostindische Compagnie, außer dem nicht zu berechnenden Vortheil eines fast absoluten Handels-Monopols von Bengalen bezieht, bestehen hauptsächlich in den Pachtgeldern für Acker- und Gartenland, welches in ganz Hindostan für ein unangefochtenes Eigenthum der Landesherrschaft angesehen wird. Diese Einkünfte betrugen im Jahr 1811 — 11, die von Bahar und Orixa mit eingeschlossen, 2,590,000 Pf. Sterling, wozu noch ungefähr 200,000 Pfund als Ertrag des Monopols über Salz und Opium gerechnet werden können. Die vorzüglichsten Städte von Bengalen sind: Calcutta (s. d. Art.), Dacca und Murschedabad (Moorschedabad); dann die Distrikts-Hauptorte: Birbkum (Beerbkoom), Boglepur, Burdwan, Dschittagong (Chittagong) oder Islamabad, mit einem guten Hafen, Dinagpur, Hugley, Dschessur (Jessore), Midnapur, Momensing, Nuddiah mit einem Hindu-Seminarium, Purniah, Radschessahaye (Rajeshahaye), Ramghur, Rungpur und Sylhot. Ferner Bendel, wo seit mehreren Jahrhunderten die Impfung der Kinderblattern üblich war; Kassimbasar, Saldabad, Nattor, Maldah, Radschomal und Mungulghaut. Merkwürdig ist das Gebirgsland Garrau im Nord-Ost, dessen friedliche, den Engländern zinsbare Einwohner unter der Regierung ihrer Baneas (Aeltesten) mit eigenen Priestern, in patriarc

chalischer Einfachheit leben. Bengalen stand ehemals unter dem Großmogul, und ward von einem Nabob oder Unterkönig regiert. Die Städte Gaur, Tonda, Radschemal, Dacca und Murschedabad waren wechselsweise die Hauptstädte des Landes. Nach der Zerrüttung des mongolischen Reiches durch Thomas Kuli Khan, also ohngefähr von 1757 an, verfuhr die englisch-ostindische Handels-Compagnie, die in Calcutta und andern Orten ansehnliche Besitzungen hatte, sehr willkürlich mit den Nabobs, die sich von dem Großmogul meist unabhängig gemacht hatten. Der Major Adams eroberte 1763 in vier Monaten ganz Bengalen, und verjagte den Nabob aus seiner Provinz. — Shah Zadah, der den Titel Mogul angenommen hatte, erklärte hierauf, besonders in Folge der Bemühungen des damaligen General-Gouverneurs Lord Clive im Jahr 1765 die Compagnie zu seinem Duan oder Einnehmer der Staats-Einkünfte in Bengalen, Bahar und Orissa, gegen das Versprechen, ihm jährlich eine gewisse Summe zu bezahlen, und dem beizubehaltenden fast bloßen Titular-Nabob ebenfalls etwas Bestimmtes zur Bestreitung der Civil-Regierung auszuzahlen, für den Ueberrest der Einkünfte aber die zum Schutz des Landes erforderlichen Truppen zu unterhalten. Auf diese Weise erhielt die Compagnie ein reines jährliches Einkommen von beinahe 1,700,000 Pfund Sterling, und nach dem Tode des Nabob Mir Jaffir im Jahr 1770 die alleinige und höchste Gewalt im Lande (der jetzige Titular-Nabob ist nämlich ein Pensionär ohne alle ausübende Macht), die nicht selten von den Beamten grausam gemißbraucht wurde. — Durch das 1766, zu Gunsten einer Gesellschaft von 60 Personen mit Inbegriff Lord Clive's, eingeführte Monopol auf Salz, Betel und Tabak, verloren die Landes-Einwohner, binnen der 2 Jahre seiner Dauer, über 670,000 Pf. Sterl., welche sie mehr als beim frühern und spätern freien Handel bezahlen mußten. — Im Jahr 1770 entstand durch Mißwachs ein Mangel an Reiß, und die Beamten der Compagnie veranlaßten durch Aufkauf der schwachen Vorräthe eine Hungersnoth, in welcher über 3 Millionen Menschen umkamen. Bengalen, Bahar, Orissa, Benares, Auhd und Tirra bilden die Präsidentschaft Calcutta, die erste und wichtigste der 4 englisch-ostindischen Präsidentschaften von zusammen 10,000 Q. Meilen mit 32 Mill. Einwohnern. Die Militär-Macht, welche die Compagnie in diesen Ländern hält, besteht in Friedenszeiten gewöhnlich aus 4000 Europäern und 24,000 Sipoy's (Seapoy's) oder einheimischen mohammedanischen von europäischen Ober-Offizieren kommandirten Soldaten zu Fuß und zu Pferde; im Kriege wird diese Macht nach Bedürfniß verstärkt. Die 5 Haupt-Militär-Stationen, außer Fort Williams sind: Barrakpur, Berhampur, Dschittagong, Dacca und Daschpur (Tajepore). Die oberste bürgerliche Regierung von Bengalen besteht aus einem Gouverneur (der zugleich General-Gouverneur von ganz Indien ist) und drei Räthen, deren einer der General-Kommandant der Militär-Macht ist, während die beiden andern jedesmal auf drei Jahre aus den Civil-Beamten der Compagnie gewählt werden. Die Provinzial- und Distrikts-Gerichte werden zwar gleichfalls von brittischen Beamten administrirt, allein der Form wegen sind den Europäern überall einige mohammedanische und indische Beisitzer an die Seite gestellt. Die Gesetze sind aus ursprünglich indischen, mohammedanischen und englischen zusammengesetzt. Alle Religionen genießen gleiche Freiheit.

Bentheim, eine Grafschaft in Westphalen zwischen 24° 8′ und 24° 57′ östlicher Länge und 52° 15′ bis 52° 40′ nördlicher Breite, begränzt von den Niederlanden, den hannöverischen Fürstenthümern Aremberg und Rheina Wolbeck und dem preusischen Fürstenthum Salm. Der Flächeninhalt beträgt 19 (nach Andern 22) Quadratmeilen, die Bevölkerung gegen 25,000 Seelen. Man zählt 3 Städte, 1 Marktflecken und 62 Dörfer. Die Einkünfte betragen gegen 100,000 Gulden. Ein großer Theil des Landes besteht aus Moorland und dient nur zu schlechten Viehweiden und Torfgräbereien. Der übrige Theil ist ziemlich fruchtbar. Producte sind Getraide, Hülsenfrüchten, Rübsamen, Kartoffeln, Flachs, Holz, Pferde, Rindvieh, Schaafe, Schweine u. s. w. Die Landesreligion ist die reformirte. Lutheraner und Katholiken haben freie Religionsübung. — Sonst war Bentheim eine unmittelbare Reichsgrafschaft, deren Besitzer Sitz und Stimme auf dem westphälischen Kreistage und eine Curialstimme auf der westphälischen Grafenbank hatte. Schulden nöthigten 1763 den Grafen Friedrich Carl Philipp sein Land auf dreißig Jahre an Hannover zu verpfänden, welcher Vertrag 1783. auf andere dreißig Jahre verlängert ward. Nach der Besitznahme Hannovers durch die Franzosen ward der Graf bewogen 1804 sein Land durch Erlegung einer gewissen Summe auszulösen. Aber dessenungeachtet unterwarf es Napoleon 1807 der Oberherrschaft des Großherzogs von Berg und vereinigte es 1810 ganz mit Frankreich. Gegenwärtig ist Hannover wieder in den Besitz getreten, in welchem es so lange bleiben soll, bis der Graf seine Verbindlichkeiten erfüllt, worauf das Land mediatisirt werden soll.

Bentink (William Henry Cavendish, Lord), jüngerer Bruder des Herzogs von Portland, geboren 1774 und 1803 vermählt mit Lady Marie Acheson, einer Tochter des Grafen Gosford. In demselben Jahre wurde er zum Gouverneur von Madras ernannt. Nach seiner Rückkehr aus Ostindien sandte ihn der König als bevollmächtigten Minister nach Sicilien und gab ihm als General-Lieutenant ein Armeecorps zur militärischen Besetzung dieser Insel mit. Sein Beharren bei Einem System, sein Stolz und die Macht, womit er Sicilien gleichsam beherrschte, nöthigte die Königin, sich nach Wien zurückzuziehen und brachte in Sicilien 1812 eine Art von Revolution hervor, wonach diese Insel eine beinahe der englischen gleiche Constitution durch Berufung eines Parlaments annahm. Im Juli 1813 versuchte er jene berühmte Landung in Catalonien, belagerte Taragona mußte sich aber nach der Schlacht bei Villa Franca im October wieder einschiffen. Zu Anfang des Jahres 1814 verließ er abermals Sicilien, landete zu Livorno, und wendete sich dann nach Genua, welches er eroberte und lange Zeit gleich einem Herrscher regierte. Während des Friedensbruchs des Königs Mürat 1815 befand er sich wieder in Toscana ohne die Unternehmungen der Oesterreicher zu unterstützen, und eilte dann nach Neapel, wo er aber vom Könige nicht angenommen wurde. Als er später, während seiner diplomatischen glänzenden Anwesenheit zu Rom, von diesem König eine Brillantdose mit seinem Bilde zum Geschenk erhielt, war er stolz genug, im Andenken an dessen Benehmen vor Neapel, dieselbe nicht anzunehmen. Von Rom zurückberufen trat er in die Kammer der Gemeinen als Deputirter der Grafschaft Nottingham.

Benzoe ist ein trockenes, hartes, zwischen den Händen leicht zerbröckelndes Harz von bräunlichrother, ins Grünliche fallender Farbe:

inwendig pflegt es mit hellern und dunkeln Flecken durchmischt zu seyn. Man gewinnt es aus dem in Java, Sumatra und Siam wild wachsenden Benzoebaum. Wenn es gerieben und angezündet wird, so hat es einen äußerst durchdringenden und balsamischen Geruch. Der Geschmack ist süßlich und gewürzhaft. In Weingeist aufgelös't und mit Wasser gemischt gibt die Benzoe das bekannte Schönheitswasser, Jungfernmilch genannt. Durch Sublimation gibt die Benzoe ein saures Salz, aus dem, wenn es krystallisirt wird, die sogenannten Benzoeblumen entstehen, die in den Apotheken gebraucht werden.

Berberei, s. Barberesken.

Berbice, ein Distrikt von Guiana in Südamerika am schiffbaren Fluße gleiches Namens, welcher sich 6° 40″ nördlicher Breite ins Meer ergießt. Früher eine holländische Colonie, fiel es 1796 in brittische Hände, ward beim Frieden von Amiens zurückgegeben, im Jahr 1803 von den Engländern abermals erobert, und im Frieden von Paris 1814 völlig an England abgetreten.

Berchas richtiger aber Birchath, sind zwei Brote, über welche die Israeliten beim Aufbrechen den Sabbath einweihen, und haben ihren Grund in dem 2ten Buch Moses 16 Kap. 22 u. 29 V. Ihren Namen haben sie von Birchas Elohim, welches Seegen Gottes heißt; um das Wort Gott nicht immer vergeblich dazu zu setzen, haben sie Seegen allein stehen lassen. Frauen dürfen den Seegen auch in Abwesenheit ihrer Männer über das Brot und den Wein nicht sprechen, sondern müssen alsdann einen andern darum ersuchen.

Beresford (William, Baron) trat zuerst ins historische Leben hervor im Kriege Portugals mit Frankreich, und entwickelte dabei so reiche Kenntnisse, einen so richtigen Blick und so hohen Muth, daß er mit Recht unter die ausgezeichneten Männer Großbritanniens in den letzten Jahrzehnden gezählt wird. Er bildete nicht nur das portugiesische Heer, sondern organisirte auch die Milizen so trefflich, daß sie in dem furchtbaren Revolutionskrieg von Spanien mit dem Kern der alliirten Armee wetteiferten. Den höchsten Ruhm erwarb sich aber Beresford im J. 1810 durch den blutigen Sieg bei Albufera, welchen er allein über Soult gewann. Im J. 1812 übernahm er den Befehl über ein Armeekorps unter Wellington, und in den drei folgenden Jahren hatte er an allen großen Siegen der Alliirten bei Vittoria, Bayonne und Toulouse den bedeutendsten Antheil. Er zog am 13ten März 1814 mit dem Herzog von Angouleme in Bordeaux ein. Am 6ten Mai wurde er zum Baron von England erhoben und bald nachher mit wichtigen Aufträgen nach Brasilien gesandt, von wo er im Juli 1815 nach England zurückkehrte. Der Prinz Regent von Portugal übertrug ihm nun, mit Englands Bewilligung, von neuem die Stelle eines Generalissimus über die Armeen in Portugal. Kaum war er aber zu Lissabon eingetroffen, als ihn neue wichtige Aufträge seines Hofes nach Rio-Janeiro riefen. Er ist nun seit geraumer Zeit wieder in Portugal als General-Kommandant.

† Bergamo, die Hauptstadt eines ehemals venetianischen Distrikts in Oberitalien (il Bergamasco) welcher nach der französischen Besitznahme 1796 zuerst einen Theil der italienischen Republik, dann die Hauptmasse des Serio-Departements im Königreiche Italien ausmachte, und seit 1814 einen Theil des zu Oesterreich gehörigen

lombardisch-venetianischen Königreichs bildet. — Das sogenann
Bergamaskische Land gränzt im Osten an das Brescianische, i
Norden an das Veltlin, im Westen und Süden an das Mailändisch
Es enthält auf 79½ Q. Meilen 291,376 Einwohner, umfaßt auß
der Hauptstadt noch 10 kleinere Städte und 40 Flecken. Mit Ei
schluß von vier Vorstädten, deren jede mit Mauern und Thore ve
sehen ist, hat Bergamo 14 Pfarrkirchen, mehrere Mönchs- und Non
nenklöster, ein Hospital, ein Lyceum, eine Musikschule, 2500 Häus
und 19,000 Einwohner. — Zwischen den Vorstädten S. Leonardo un
S. Antonio ist ein mit vielen Buden besetzter Platz, wo die in Obe
italien berühmte Bartholomäus-Messe gehalten wird, welche vo
25sten August bis 6ten September dauert, und vorzüglich des Seide
handels wegen von Kaufleuten aus allen Gegenden Italiens, so w
von Deutschen und Schweizern, besucht wird. Der Bischof von Berg
mo welcher den gräflichen Titel führt, steht unter dem Erzbisthu
Mailand. — Bergamo ist nicht bloß das Vaterland von Bernardo Ta
so, dem Vater des unsterblichen Torquato, sondern auch Giovanni Pi
tro Maffei, der Abbé Serassi, und der Literarhistoriker Girolamo Tir
boschi wurden hier geboren. — Die komischen Bedienten der italien
schen Masken-Komödie, Arlecchino oder Truffaldino und Brighella, sin
Bergamasker, und sprechen allemal den Dialekt der hiesigen Landleut

† **Bergen**, auch **Bergenhuus**, Stiftsamt im Königreic
Norwegen, welches in Osten an Aggerhuus, in Norden an Drontheim
in Süden an Christiansand, und in Westen an die Nordsee gränz
22° 55′ — 25° 5′ östl. L. und 59° 34′ — 62° 39′ nördl. Br., i
gegen 675 Q. Meilen groß, und enthält 3 Aemter, 1 Baronie,
Vogteien, und überhaupt 180 Kirchen und Kirchspiele mit 230,55
Einwohnern, ohne die Bevölkerung der Stadt Bergen, so daß zwi
schen 180 — 190 Menschen auf 1 Q. Meile leben. Das Klima i
verhältnißmäßig mild, aber regnicht. Die befestigte Hauptstadt Ber
gen ist groß und wohlgebaut, doch sind des Felsengrundes halber manch
Straßen krumm und uneben, hat 2200 Häuser, eine deutsche und
dänische Pfarrkirchen, ist der Sitz eines Bischofs, und besitzt, auße
einer lateinischen Stadtschule, ein durch den Bischof Pontoppidan ge
stiftetes Seminarium für 12 Zöglinge, welche daselbst in der höher
Wissenschaft unterrichtet werden, ferner ein Hospital für arme, mi
dem Aussatz, einer hier nicht seltenen Krankheit, behaftete Persone
und verschiedene andere milde und gemeinnützige Anstalten. — Au
eigenen Schiffen führt Bergen nach Verhältniß nur wenig aus. —
Das Wachsthum des hiesigen Handels fängt vom Jahr 1445 an,
wo die deutschen Hansee-Städte hier eine Factorei und Waa
renhäuser anlegten, ja sogar im Verlaufe der Zeit sich einer gewissen
Autorität über die Einwohner anmaßten, welche jedoch längst wieder
erloschen ist. Aus jener Zeit schreiben sich noch her: die deutsche
Kirche, die einzige in Norwegen, das deutsche Armenhaus
und das deutsche Comtoir. Dieses letztere besteht theils aus 42
Höfen (Speicherhäusern), die im Besitz verheiratheter Bergischer Bür-
ger sind, welche ihre resp. Häuser in der Stadt bewohnen, theils aus
17 andern dergleichen Höfen, die von deutschen Factoren und deren
Handlungsgehülfen besetzt sind und wovon 14 nach Bremen, 2 nach
Hamburg und 1 nach Lübeck gehören. Das deutsche Handlungsperso-
nale speis't zusammen in 8 Säulen (Schüttinger) und steht unter 2 so-
genannten Achtzehnern und einem Secretär. Die einheimischen

Kaufleute genießen 6 — 14 Tage lang in den verschiedenen Handelsartikelnd als Vorkaufsrecht. Auch dürfen die Deutschen an Bergische Bürger blos im Ganzen, und nur an die Bauern im Einzelnen verkaufen. — Der berühmte dänische Lustspieldichter Ludwig von Holberg war in Bergen geboren.

Bergen-op-Zoom, ein ehemaliges Marquisat in der niederländischen Provinz Nordbrabant, an der Schelde, und durch den Fluß Eendracht von Seeland getrennt. Es enthält auf 4 Quadratmeilen 20,000 Einwohner, und hatte seit 1287, wo Herzog Johann I. dasselbe von Brabant trennte, verschiedene Besitzer. Nach dem Tode des Herzogs von Auvergne, Franz Egon de la Tour, im Jahr 1710, fiel es an dessen Tochter, Maria Anna, die sich 1712 mit dem Pfalzgrafen Johann Christian von Sulzbach vermählte. So blieb das Land bei Pfalzbayern, bis die Franzosen es während der Revolution wegnahmen, den Holländern abtraten, und Pfalzbayern 1802 dafür entschädigten. Die Hauptstadt ist Bergen-op-Zoom eine starke Festung, durch welche der kleine Fluß Zoom, fließt, der sich in die Oster-Schelde ergießt, mit welcher die Stadt durch einen guten Hafen Gemeinschaft hat. Sie hat 1150 Häuser, 4722 Einwohner, 1 altes Schloß, 3 Kirchen, ein Zeichen- und Architectur-Institut, Anchowies-Fischerei, und liefert feine Töpferwaaren. Die Holländer hielten hier eine Garnison, und betrachteten diesen Ort als eins ihrer ersten Bollwerke. Die Spanier belagerten ihn 1586 und 1622 vergeblich. Di[e] Franzosen nahmen ihn 1747 nach fast dreimonatlicher Belagerung [du]rch Kriegslist, gaben ihn aber im Aachner Frieden 1748 ziemlich verwüstet wieder zurück. Am 30. Januar 1795 fiel er mit mehreren andern holländischen Festungen, wieder in die Hände der Franzosen, und ein Regiment Engländer, welches die Festung damals besetzt hielt, ward kriegsgefangen gemacht. Die Franzosen machten sich späterhin zwar anheischig den Ort zurückzugeben, behaupteten aber während der Dauer des Kriegs das Garnisonsrecht. Ein Sturm, welchen Sir Th. Graham (nachmals Lord Lynedoch) am 8. März 1814 an der Spitze eines englischen Truppen-Corps auf diese Festung unternahm, ward mit außerordentlichem Verlust zurückgeschlagen.

Bergerac, ein lieblicher französischer Wein, der an den Ufern der Dordogne gebaut wird. Es gibt eine weiße und eine rothe Sorte von diesem Weine. In Frankreich erhält er hie und da auch den Namen petit Champagne.

Bergwissenschaften, Bergwerkswissenschaften, heißen die sämmtlichen Kenntnisse, durch deren Hülfe man die Bergwerke zum Nutzen eines Landes eröffnet, sie regelmäßig betreibt, und die dadurch gewonennen Fossilien zu Gute macht. Je schwieriger in den neuern Zeiten der Bergbau, vermöge der gestiegenen Preise seiner Bedürfnisse und des Gewinnes der Fossilien in größerer Tiefe wurde, um so nöthiger war es, alles dasjenige, was Naturwissenschaften und mechanische Künste uns in Bezug auf das Mineralreich lehren, zu Rathe zu ziehen, und daraus das System der bergmännischen Wissenschaften oder die Bergwerkskunde zu bilden. Man kann die zu der möglichst vollkommenen Betreibung eines Bergbaues nöthigen Wissenschaften zweckmäßig in zwei Abtheilungen bringen, als I. in die vorbereitenden und II. in die angewandten. Vorbereitende Doctrinen sind: 1. die Mineralogie in ihrem ganzen Umfange, welche die durch den Bergbau zu gewinnenden

Fossilien erkennen und aufsuchen lehrt. 2. Die Chemie und besonders jene der Mineralkörper, welche, indem sie die Mischungstheile der Fossilien enthüllt, und die Eigenschaften der Metalle und anderer Mineralsubstanzen kennen lehrt, zu einem vervollkommneten Ausbringen und zu der Veredlung der Hüttenerzeugnisse führt. 3. Die reine und angewandte Mathematik, als Hülfswissenschaften zur Vervollkommnung der Mechanik des Bergbaues. 4. Die Physik, welche, indem sie die Naturkräfte uns kennen lehrt, zu einer richtigen Anwendung derselben bei dem Bergbau leitet. 5. Die Atmosphärologie, als Unterstützungswissenschaft zur richtigen Erkenntniß der Lehre von den Grubenwettern. Noch mögen einige botanische und zoologische Kenntnisse als dem zum wissenschaftlichen Mineralogen ausgebildeten Bergmann nützlich genannt werden. Die angewandten bergmännischen Doctrinen sind folgende: I. Die Bergtechnik. Sie zerfällt: a) in die Bergbaukunde und b) in die Hüttenkunde. Die Bergbaukunde lehrt: 1. die Aufsuchung der Fossilien auf ihren Lagerstätten; 2. die Einleitungsarbeiten zu der Gewinnung der Fossilien; 3. die Arbeiten auf dem Gestein; 4. den Grubenbau und Betrieb; 5. den Grubenausbau; 6. die Wetterhaltung; 7. die Wasserwirthschaft; 8. den Bergmaschinenbau; 9. die Förderungskunst; 10. die Wasserhaltung; 11. die Aufbereitung; 12. den Erztransport. Die Hüttenkunde lehrt: 1. die Uebernahme der Erze; 2. die Aufbewahrung der Erze; 3. das Probiren der Erze, Docimasie; 4. die Classification und Beschickung der Erze; 5. die richtige Wahl der Zuschläge; 6. die Vorarbeiten vor dem zu Gute machen der Erze, als Rosten, Verwittern u. dgl.; 7. die Hüttenbaukunst, welche zerfällt: a) in die Kunst Hüttengebäude zu errichten, b) in die Hüttenöfen-Baukunst, c) in die Hüttenmaschinen-Baukunst; 8. die Kenntniß der Hüttengefäße; 9. die hüttenmännischen Hauptarbeiten, als: Schmelzen, Amalgamiren, Distilliren, Sublimiren, Sieden u. dgl.; 10. die Scheidung der Hüttenprodukte, als Goldscheidung, Abtreiben u. s. w.; 11. die hüttenmännischen Verfeinerungsarbeiten, als Silberbrennen, Eisenfrischen u. s. w.; 12. die Benutzung der Hüttenabfälle. Die übrigen Doctrinen der angewandten Bergwerkskunde sind noch folgende: II. die Bergwerksökonomie, welche besonders lehrt, den Bergbau und die Hüttenprozesse so zweckmäßig und vortheilhaft als möglich zu betreiben und zu übersehen. Sie lehrt: 1. den Grubenhaushalt: 2. den Hüttenhaushalt; 3. das Bergrechnungswesen; 4. das Hüttenrechnungswesen; 5. die Bergcommerzwissenschaft; 6. die Bergcammeralwissenschaft; 7. den Vertrieb der Hüttenwaaren. III. Die Bergwerksmathematik verbreitet sich über die Anwendung der Mathematik auf den Bergbau. Sie lehrt besonders: 1 die Markscheidekunst; 2. die Bergmaschinenlehre; 3. die bergmännische Baukunst; 4. die Hüttenmaschinenlehre; 5. die Hüttenbaukunst, welche Unterdoctrinen auch der Bergtechnik einzuverleiben sind. IV. Die Bergjurisprudenz lehrt die Bergwerks- und Hüttenrechte in ihrem ganzen Umfange kennen, und zwar durch 1. die eigentliche Bergrechtslehre, oder Kenntniß der Bergwerksgesetze; 2. die Auslegungskunst der Bergrechte; 2. die Kunst, die Berg- und Hüttengesetze auf alle vorkommende Fälle anzuwenden. V. Die Berg- und Hüttengeschichte. VI. Die Berg- und Hüttengeographie

Da in manchen Ländern die Holz- und Kohlenversorgung einen Gegenstand der Bergwerksdirection mit ausmacht, so müssen für diesen Fall manche forstmännische Kenntnisse mit in das Studium der Bergwissenschaft gezogen werden. Personen, welche sich den Bergwissenschaften in ihrem ganzen Umfange widmen wollen, müssen durch Sprachkenntnisse, Arithmetik, Schreibe- und Zeichenkunst sich zu diesem Studium gut vorbereitet haben.

Berings-Bay, ein Meerbusen an der Westküste von Nord-Amerika unterm 221° W. L. von Greenwich und 59° 18′ N. Br., so benannt vom Admiral Vancouver. Früher hatte Dixon, welcher dieses Gewässer zuerst besuchte, ihm den Namen der Admiralitäts-Bay gegeben. Da indeß nach Cook's Wunsche eine Bay, in welcher Bering vor Anker gegangen, den Namen führen sollte, der Ort an der amerikanischen Küste aber, wo derselbe wirklich geankert, bei genauer Untersuchung nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einer Bay hatte, so änderte der Admiral Vancouver den Namen der dort zunächst gelegenen Admiralitäts-Bay in Berings-Bay ab.

Berings-Straße, eine Meerenge zwischen der Westküste von Nordamerika und der Ostküste von Asien. (S. Bering.) Nach Capitän Cook's Versicherung hat die Meerenge unterm 66° N. Br. wo sie am schmalsten ist, nicht mehr als 13 Seemeilen oder 10 deutsche Meilen in der Breite. Weiter hinauf weicht das Land gegen N. O. g. O. und W. N. W. zurück, so daß die Entfernung unterm 69 Gr. mehr als 100 Seemeilen oder 75 deutsche Meilen beträgt. — Auffallend ist die Aehnlichkeit beider Länder, nördlich von der Meerenge. Beide sind ohne Holz. Die Küste ist niedrig, aber tiefer in das Land hinein erheben sich beträchtliche Gebirge. Die Wassertiefe in der Mitte der Straße beträgt 29 bis 30 Faden und nimmt gegen beide Küsten hin langsam ab, nur daß bei gleicher Entfernung vom Lande die See an der amerikanischen Seite seichter als an der asiatischen ist.

† Berlin, liegt 127 Fuß über der Meeresfläche, 31° 2′ 30″ Länge, 52° 31′ 14″ Br., hat über 4 Stunden im Umfange, 931,935 Q. Ruthen Flächeninhalt, 133 Straßen, 91 Gassen, 22 öffentliche Plätze und Märkte, 16 Thore, 27 Pfarrkirchen, 34 Brücken u. s. w. Im Jahr 1817 waren hier 7133 Häuser mit Einschluß der Kirchen, der öffentlichen (174) und Fabrik-Gebäude (61), auch Ställe und Scheunen (483), die mit einem Werth von 45,963,805 Thalern in der Feuer-Societät versichert waren. Der Civil-Einwohner mit Inbegriff des beurlaubten Militärs waren im Jahr 1817 178,811 (87099 männlichen und 92,712 weiblichen Geschlechts) unter diesen 3347 Juden, ohngefähr 3,500 Katholiken und über 10,000 Reformirte. Im. J. 1816 waren 6528 geboren und 5578 gestorben.

† Bern. durch die Beschlüsse des Wiener Congresses wurde der größere Theil des Bisthums Basel (62,000 Seelen) dem Kantone Bern zugetheilt, wodurch derselbe jetzt 171½ Q. M. und 291,200 größtentheils reformirte Einwohner enthält. — Der nördliche Theil des Kantons ist hügelig mit schönen Ebenen und Thälern, und hat einen fruchtbaren, sorgfältig angebauten Boden, der zum Getraide-, Wein- und Obstbau benutzt wird. Hier ist das Emmenthal, eins der schönsten, fruchtbarsten und reichsten Thäler der Schweiz, wo die Rindviehzucht vortrefflich ist, und die bekannten Emmenthaler Käse verfertigt werden. Schöne Gebäude, gute Kleidung und Fröhlichkeit

zeugen von dem Wohlstande der Bewohner dieses Thales. Der südliche Theil des Kantons hingegen, das Oberland (wozu die Hauptthäler Hasli, Grindelwald, Lauterbrunnen, Kander, Frutigen, Adelboden, Simmen und Saanen mit zahlreichen Seitenthälern gehören), nimmt am Fuße der hohen Bergreihe gegen Wallis seinen Anfang, und zieht sich bis auf ihre oberste Höhe. Die tiefen Thäler bringen noch gutes Obst hervor, sind fruchtbar und angenehm; höher hinauf sind vortreffliche Alpenweiden, dann aber folgen kahle Felsen, ausgedehnte Gletscher und die höchsten Gebirge der Schweiz, als das Finsteraarhorn, die Schreck- und Wetterhörner, der Eiger, die Jungfrau, auf deren Höhe die Vegetation der Natur aufhört. Die Einwohner des Oberlandes nähren sich daher vorzüglich von der Viehzucht. Die hohen Gebirge, sehenswürdigen Gletscher und prächtigen Wasserfälle, die man im Oberlande antrifft, ziehen jährlich eine Menge Reisender in diese Gegenden. Der Hauptzweig der Industrie dieses Kantons besteht in den Leinwand- und Wollentuch-Manufakturen. Die durch Industrie ausgezeichnetste Gegend ist das Emmenthal, dessen Einwohner neben der Viehzucht beträchtliche Leinwandmanufakturen unterhalten. — Bern, die Hauptstadt des Kantons, ist eine der wohlgebautesten Städte in der Schweiz, und liegt auf einer Anhöhe und Halbinsel, welche von drei Seiten von der Aar umflossen wird. Die Straßen sind meistens gerade, breit und gut gepflastert, und die Häuser zum Theil mit Arkaden versehen. Bern enthält 1100 Häuser und 13,000 Einwohner. Unter den Gebäuden zeichnen sich vorzüglich aus: das gothische große Münster, die geschmackvoll gebaute Heilige-Geistkirche, die akademischen Gebäude, die Insel oder das schöngebaute Krankenhaus ꝛc. Mehrere wissenschaftliche Vereine befinden sich zu Bern, worunter die ökonomische Gesellschaft sich große Verdienste um die Verbesserung der Landwirthschaft, und die Gesellschaft vaterländischer Naturfreunde um die nähere Kenntniß der Schweiz in naturhistorischer Hinsicht erworben hat. Die seit 1802 gestiftete Gallerie der vaterländischen Naturgeschichte enthält die Säugethiere, Vögel, Schmetterlinge, Insekten, Kräuter der Schweiz, und die öffentliche Bibliothek besitzt sowohl an gedruckten Büchern als Handschriften große Schätze. Außerdem haben mehrere Privatpersonen sehenswerthe Kunstsammlungen, die den Fremden meistens offen stehen. Die Industrie und der Handel sind ziemlich lebhaft; es sind daselbst verschiedene Fabriken, welche Wollentuch, gedruckte Leinwand, Seidenzeuge, Strümpfe ꝛc. liefern. Wenige Städte haben schönere und besser unterhaltene Spaziergänge, z. B. die mit großen Kosten aufgefahrne Platteforme, worauf das Münster steht. Diese Terrasse gewährt eine schöne Aussicht, und ist einer der beliebtesten Spaziergänge, mit vier Reihen von Bäumen besetzt. Die nach der Aar zugehende Seite erhebt sich 108 Fuß über diesen Fluß, welcher hier einen schönen Fall bildet, der dem des Rheins bei Laufen zwar bei weitem nicht an Höhe, wohl aber an Breite gleicht.

Berri (Charles Ferdinand, Duc de), zweiter Sohn des Grafen von Artois, geboren zu Versailles den 24sten Januar 1778. Mit dem Herzog von Angouleme wurde er vom Herzog von Serent erzogen und entwickelte früh schon Züge einer freundlichen Gutmüthigkeit, steter Geistesgegenwart und einer hohen Kunst, dem Charakter der Umgebung gemäß würdig zu sprechen und zu repräsentiren. Mit seinem Vater floh er im J. 1792 nach Turin, machte mit ihm und unter

Ende seine ersten Feldzüge am Rhein, und wußte damals schon sich bei den Soldaten beliebt zu machen. Mit seiner Familie (s. Artois und Angouleme) zog er nach Rußland und nahm 1800 den Titel eines Chef de Regt. noble de Berri im Dienste Sr. Majestät des Kaisers aller Reußen an, mußte aber schon 1801 nach England sich flüchten, wo er abwechselnd in London und Hartwell lebte, stets mit Planen zur Wiederherstellung der Bourbonen beschäftigt. 1805 wollte er der Einladung Gustav Adolphs folgen und unter ihm commandiren, mußte aber wegen des Rückzuges der Schweden aus Hannover von diesem Vorhaben abstehen und bessere Zeiten abwarten. 1813 schien endlich die Zeit gekommen zu seyn, und mehrere unvorsichtige oder verrätherische Emissäre bewogen ihn, sich nach der Normandie einzuschiffen, wo er 40,000 bewaffnete Franzosen finden würde. Sein Glücksstern hielt ihn aber von diesem Unternehmen zurück, denn er erfuhr noch zur rechten Zeit, daß das Ganze nur eine Schlinge wäre, um ihn zu fangen und ihm Enghiens Loos zu bereiten. Die Stunde der Befreiung schlug endlich 1814 und Berri landete mit der Fregatte Eurotas am 13ten April im Hafen von Cherbourg, von wo er die Städte Bayeux, Caen, Rouen ꝛc. besuchte, überall Soldaten und Nationalgarden für die Sache der Bourbonen und mehr noch für seine Person zu gewinnen wußte, reiche Almosen austheilte, Gefangene befreite, und mit kluger Milde sprach und handelte. — Den 21sten April hielt er seinen Einzug in Paris, wo er mit demselben Eifer die Herzen der Marschälle und Soldaten zu gewinnen suchte, und der Sache der Bourbonen wirklich einen großen Anhang erwarb, indem er Handelsleute, Fabrikanten und Künstler mit Besuchen und schmeichelhafter Anerkennung beehrte. Am 15ten Mai wurde er zum General-Obersten der Chasseurs und Chevauxlegers-Lanciers ernannt, erhielt das ehemalige Regiment Kaiserin Dragoner und eine Civilliste von 1,500,000 Franken. Vom 1sten August an bereis'te er die Departements des Nordens, theilte auch hier seine Zeit zwischen Heerschauen, innern Einrichtungen und Besuchen der Fabriken, und schiffte sich zu Calais nach England ein, wo er bis zum 18. August blieb, dann nach Paris zurückkehrte, und von da bis zur Mitte Octobers die Festungen in Lothringen, Franche-Comté und Elsaß besuchte. Eben ging er damit um, die östlichen Departements zu besuchen, als Bonapartes Ankunft von Elba seine Plane zerstörte. Statt nun seinem Plan zu folgen, mußte er dem Willen des Königs gehorchen — (welchem, unter dem Vorwande der kleinen Zwistigkeiten mit Angouleme Berri's Gegenwart in Paris als nöthig geschildert worden war) und den Oberbefehl über alle Truppen in und um Paris übernehmen. Alle seine Schritte, diese treu zu erhalten, waren vergebens; er mußte zwischen dem 19ten und 20sten März 1815 mit den Haustruppen sich nach Gent und Alost zum König zurückziehen und oft den Durchmarsch durch die Aufrührer erzwingen; von wo aus er dann die lebhaftesten Unterhandlungen am Hof zu Brüssel persönlich unterhielt, bis die Schlacht von Waterloo den Rückweg nach Paris öffnete, wo er am 8ten Juli eintraf und sein Commando über die Haustruppen in die Hände des Königs wieder niederlegte. — Obgleich er im August zum Präsidenten des Wahlcollegiums der nördlichen Departements ernannt und mit Enthusiasmus in Lille aufgenommen wurde, in der Sitzung beider Kammern zu Paris den Constitutions-Eid schwur, und zum Präsidenten des vierten Bureau ernannt wurde, — so zog er sich doch beinahe gänzlich vom öffentlichen Leben zurück.

Am 17. Juni 1816 vermählte er sich feierlich zu Paris mit der ältesten Tochter des Kronprinzen beider Sicilien, der Prinzessin Maria Carolina Therese.

Berthollet (Claude Louis, Graf), Mitglied der Akademien der Wissenschaften zu Paris, London, Turin, Harlem u. s. w., einer der ersten theoretischen Chemiker unserer Zeit, ist geboren zu Talloire in Savoyen um das J. 1758. Er studirte Medicin und nahm in dieser Wissenschaft die Doctorwürde an. Im J. 1796 erhielt er eine Professur an der Normalschule zu Paris und ward 1797 nach Italien geschickt, um dort verschiedene Denkmäler auszuwählen, die nach Frankreich geschafft werden sollten. Er folgte Bonaparte nach Aegypten, und kam 1799 mit ihm zurück. Nach dem 18ten Brumaire ward er Mitglied des Erhaltungssenats, dann Graf und Großoffizier der Ehrenlegion. Im Mai 1804 gab ihm Napoleon die Senatorie von Montpellier. Im Mai 1806 präsidirte Berthollet dem Wahlcollegium der Ostpyrenäen und 1813 erhielt er das Großkreuz des Ordens der Reunion. Aber am 1. April 1814 votirte er die Errichtung einer provisorischen Regierung und die Absetzung Bonaparte's. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair; Bonaparte dagegen überging ihn 1815 und so trat er nach Ludwig XVIII. zweiter Rückkehr wieder in die Pairskammer. Unter den verschiedenen Erfindungen und neuen Verfahrungsarten, womit er die Wissenschaften und Künste bereichert hat, sind die wichtigsten das Auskohlen der Gefäße zur Aufbewahrung des Wassers auf Schiffen, das Appretiren des Leinenzeugs u. a. vorzüglich aber das Bleichen vegetabilischer Substanzen, durch übersaure Salzsäure, welches seit 1786 in Frankreich im Großen mit Erfolg angewendet worden. Außer verschiedenen Memoiren in den Sammlungen der Akademie und des Instituts, hat er verschiedene größere Werke geliefert, unter denen sein Essai de statique chimique 1803, 2 Bände 8vo. als das wichtigste und überhaupt als eins der schönsten Denkmäler unsers Zeitalters anzusehen ist. Die so zusammengesetzten Erscheinungen der Chemie sind darin den strengen und einfachen Gesetzen der Mechanik unterworfen. Großen Antheil hat er auch an der Méthode de nomenclature chimique gehabt.

Besançon, deutsch Bisanz, 23° 42′ 16″ Länge, 47° 14′ 12″ nördlicher Breite, eine große, alte, wohlgebaute und von Ludwig XIV. stark befestigte Stadt in Frankreich, die Hauptstadt der ehemaligen Provinz Franche-Comté, jetzt der Hauptort der sechsten Militär-Division sowohl, als der neunten Forstconservation von Frankreich, und eines Bezirks von 26 Q. Meilen mit 93,211 Einwohnern im Departement Doubs, am Doubs, der die Stadt in die obere und untere theilt, welche durch eine steinerne Brücke verbunden sind. — Besançon hat 3203 Häuser mit 28,436 Einwohnern, sechs Thore, eine Citadelle, das Fort Griffon, acht Kirchen, acht Hospitäler, einen Erzbischof, der bis zum Ryswicker Frieden ein deutscher Reichsfürst war, und dem die Bischöfe von Autun, Metz, Nancy, Straßburg und Dijon untergeordnet sind; ein statt der früher hier bestandenen Universität 1801 errichtetes Lyceum und Collegium, eine 1752 gestiftete Akademie der Wissenschaften und Künste, eine Maler- und Bildhauer-Akademie, eine Artillerieschule, eine Uhrmacherschule für 200 Zöglinge, eine Stadtbibliothek mit einer Münzsammlung, Naturaliencabinet, Museum, botanischen Garten und Ackerbaugesellschaft rc. Die Gegenstände der hiesigen bedeutendsten Fabriken sind:

Eisen, Stahl, Waffen, Leinwand Wolle, Seide, Senf, Taback, Cattun und namentlich Taschen- und Stutzuhren. — Besançon, vor Alters Bisontium, war schon zu Cäsars Zeiten, der die Sequaner daraus vertrieb, ein Waffenplatz, und mehrere Straßen führen noch die alten römischen Namen. Von den Deutschen und Hunnen verheert, ward es zuerst unter der Regierung der Grafen von Burgund wieder hergestellt. Zur freien deutschen Reichsstadt erklärt, ward es späterhin mit vielen Rechten und Privilegien ausgestattet, aber im westphälischen Frieden an Spanien abgetreten, worauf es zugleich mit der Franche-Comté 1679 an Frankreich kam.

† Bethlehem, die Hauptniederlassung der evangelischen Brüdergemeinde in Nordamerika, eine 1741 gegründete Stadt in der Pensylvanischen Grafschaft Nordhampton am Einflusse des verschiedene Mühlen treibenden Manakissy Croek in den Leheigh, 11 Meilen nordwestlich von Philadelphia, 75° 14′ W. L. von Greenwich, 40° 37′ N. Br., mit einer schönen Kirche, 100 steinernen Häusern und 1436 Einwohnern, welche deutsch sprechen. Die drei verschiedenen Häuser für unverheirathete junge Männer, Mädchen und Wittwen zeichnen sich durch ihre Größe und die in ihrem Innern herrschende fast klösterliche Disciplin aus. In die damit verbundenen zweckmäßigen Kostschulen werden auch Kinder anderer christlichen Glaubensverwandten aufgenommen.

Bethmann (Friederike), vorher verehlicht gewesene Unzelmann, war eine der ersten Zierden des Berliner Nationaltheaters. Sie war um das Jahr 1760 geboren zu Gotha, wo ihr Vater, Namens Flittner, ein herzoglicher Beamter war. Nach dem Tode ihres Vaters verheirathete sich ihre Mutter mit dem bekannten Schauspieldirektor Großmann. Dieser ging mit seiner Familie in die Rheingegenden nach Cöln, Bonn, Mainz. u. s. w., wo sich die Tochter mit Herrn Unzelmann, dem noch jetzt in Berlin lebenden, durch sein reiches Talent allgemein beliebten und rühmlich bekannten Komiker, verheirathete, und zuerst die Bühne betrat. Ihre angenehme Stimme machte, daß sie sich zuerst in der Oper versuchte, die sie auch späterhin nie ganz aufgab. Bald erhielt sie durch Gesang und Spiel, in muntern und naiven sowohl als sentimentalen Rollen, großen Beifall, und wurde nebst ihrem Gemahl nach Berlin gerufen, wo sie sich nach und nach zu einer der ersten Schauspielerinnen, welche Deutschland besessen hat, sowohl in der Tragödie, als in der Komödie, ausbildete. Im Jahr 1803 ließ sie sich von ihrem Gatten scheiden, um sich mit dem ebenfalls am Berliner Nationaltheater angestellten Schauspieler Bethmann zu verheirathen. Sie starb 1814. Eine wahrhaft schöpferische Phantasie, ein tiefes und zartes Gefühl, ein scharfer Verstand vereinigte sich in ihr mit einem anmuthsvollen, mehr zarten als starken Körper, einer ausdrucksvollen Gesichtsbildung, und einer Stimme, welche durch Biegsamkeit und Wohllaut geschickt war, das Gemüth im Innersten zu bewegen und mit seltener Vollkommenheit die leisesten Abstufungen des Gefühls und des Gedankens zu bezeichnen. Wenn es oft, und nicht mit Unrecht dem deutschen Schauspielwesen zum Vorwurf gemacht worden ist, daß man die Tragödie von der Komödie nicht so scharf trennte, daß jede ihre besondere Darsteller behalte, sondern daß selbst von Seiten dieser der Ruhm der Allseitigkeit dem der Vollendung in einem scharf begränzten Fache vorgezogen werde, so muß man doch gestehen, daß eben diese Einrichtung auch die Entwickelung ausgezeichneter Talente ungemein befördert,

und auf der deutschen Bühne die seltensten Erscheinungen hervorgebracht hat. Unter diese war die Bethmann unbedingt zu rechnen. In der Tragödie strebte sie mit hohem Glücke nach jener edlen Einfachheit, welche die Herrschaft des Geistes über die Sinnlichkeit, der Menschheit über die Natur offenbart, ohne daß sie dem Ausdrucke der Gefühle und Leidenschaften das Geringste vergab, und so wahrhaft veredelte Natur darstellte. Ihre Fürstin in der Braut von Messina, Iphigenia in Göthe's unsterblichem Werke, Phädra, Orsina, u. s. w. beweisen dieses zur Genüge. Im Lustspiel standen ihr überall die heitern Grazien zur Seite, und mit dem schalkhaftesten Muthwillen wußte sie die Sitte gebildeter Menschheit unnachahmlich zu vereinen. Ihr höchster Triumph war das Naive. Ihr Spiel war überall voll Seele, Wahrheit und unverkünstelter Natur, ihre Gewandtheit unerreichbar, ihr feiner Takt in Auffassung alles dessen, was zur Darstellung einer Persönlichkeit gehört, bewundernswürdig. Sie verstand die dem Schauspieler so wichtige Kunst, sich nicht nur passend, sondern ideal und charakteristisch zugleich zu kleiden, so gründlich, daß sie, wo sie erschien, immer eine anziehende Erscheinung gewährte. Ihre Deklamation besonders verdiente als Muster aufgestellt zu werden, denn gleich entfernt von steifem Prunk und affectirter Betonung, so wie von falsch verstandener Natürlichkeit und nachlässiger Behandlung der Rede, welche mehr als Conversationssprache seyn sollte, ging sie den schönen Mittelweg des Schicklichen und Passenden. Ob sie gleich, noch ehe Iffland die Leitung der Bühne übernahm, die sie zierte, schon als eine ausgezeichnete Darstellerin anerkannt war, so ist doch wohl nicht zu läugnen, daß sie erst, als sie dieses große Muster der Menschendarstellung studiren konnte, sich in die heitern Höhen der Kunst erhob. Man sah es ihrem Spiele an, daß sie nicht vergebens in seiner Nähe lebte und wirkte. In ihren frühern Jahren war sie auch bei der Oper angestellt gewesen, wo sie durch ihre anmuthsvolle Stimme, ihren beseelten Vortrag, verbunden mit dem ihr eigenen trefflichen Spiele, allgemeinen Beifall fand.

Betonung, s. Accent.

Bettelwesen, s. Gauner- und Bettelwesen.

Bettung, in Festungen die mit Holz belegte Erhöhung, auf welcher die Kanonen stehen. Oft nennt man auch andere Lager, worauf ein anderes Ding gelegt wird, Bettung, z. B. im Wasserbaue die Grundlage einer Schleuse u. s. w.

Bewegung der Erde. Die Erde hat zwei Bewegungen, die tägliche um ihre Achse, und die jährliche in ihrer Bahn um die Sonne. Die Lehre von der Bewegung der Erde ist dadurch in der Geschichte des menschlichen Geistes so merkwürdig geworden, daß sich hier der Mensch zum ersten Male klar vom Scheine losmachte, und es wagte, das Gegentheil von dem zu glauben, was die Menschen — die Priester und die Kirche Jahrtausende hindurch geglaubt und gelehrt hatten. Man kann nicht läugnen, daß die Lehre des Copernicus nicht allein die neue Astronomie gegründet, sondern daß sie auch den Menschen kühn gemacht, jeden Glaubenssatz zu bezweifeln, nachdem er hier gesehen, daß man 6000 Jahre hindurch irrigerweise die Ruhe der Erde gelehrt und geglaubt. In dieser Hinsicht sey diesem Artikel ein größerer Umfang in einem Werke gegönnt, welches durch die Zusammenstellung alles Wissens den Charakter der neuern Zeit trägt. — Alle Meinungen der Alten über die Bewegungen der Erde waren bloße Philosopheme, die aus der Pythagoräischen Schule entsprangen,

welche bekanntlich das Feuer für den Mittelpunkt der Welt hielt, um den sich alles bewegte. So muß auch die Stelle von Aristarch von Samos gedeutet werden, welche Aristoteles in seinem Arenario anführt, und die unstreitig das Beste ist, was das Alterthum hierüber aufzuweisen hat. Aristarch kam als Pythagoräer darauf, daß er sagte: daß die Erde sich um ihre Axe drehe und zugleich in einem schiefen Kreise um die Sonne: und daß die Entfernung der Sterne so groß sey, daß dieser Kreis gleichsam nur ein Punkt gegen die Fixsternensphäre sey, woher dann die Bewegung der Erde keine scheinbare Bewegung an den Sternen verursache. Auf diesen Satz konnte jeder Pythagoräer kommen, der die Sonne oder das Feuer für den Mittelpunkt der Welt hielt, und der dann zugleich ein so guter Kopf und ein so guter Astronom war, wie Aristarch von Samos. Allein dieses war nicht die Copernicanische Weltordnung. Die Bewegungen der Planeten, ihr Stillstehen und ihr Rückwärtsgehen, dieses war dasjenige, was die Astronomen nicht erklären konnten, und was sie auf die verwickelte Bewegung der Epicykel gebracht, worauf die Planeten in Radlinien um die Erde liefen. Aristarch lebte 280 Jahre vor Chr. Geburt, Hipparch, der große Astronom des Alterthums, 150 Jahre, also um 130 Jahre nach ihm. Damals waren noch alle Schriften des Aristarch vorhanden, und wäre in diesen die Copernicanischi Weltordnung gewesen, so hätte Hipparch nicht verzweifelt, die Bewegungen der Planeten zu erklären. Eben so Ptolemäus, der in seinem Almagest, dem vollständigsten Werke des Alterthums über Astronomie, von der Copernicanischen Weltordnung des Aristarch keine Erwähnung thut. Jeder Copernicaner spricht von der Bewegung der Erde, aber nicht jeder, der von der Bewegung der Erde spricht, ist ein Copernicaner. Copernicus kam durch den verwickelten Planetenlauf auf sein System, und in der Dedikation seines unsterblichen Werkes: de revolutionibus orbium, an den Papst Paul III. sagt er: daß gerade aus dem Planetenlaufe die Wahrheit seines Systems hervorgehe, weil ihr Stillstehen und Rückwärtsgehen, und wieder Stillstehen und Vorwärtsgehen ganz einfach und nothwendig aus der Bewegung der Erde um die Sonne hervorgehe, und man nicht genöthigt sey, zu den verwickelten Epicykeln seine Zuflucht zu nehmen. So viel von der Geschichte dieses Systems, das dem menschlichen Verstande so große Ehre macht, und von dem die Franzosen behaupten, daß solches lange vor Copernicus vorhanden gewesen, und daß dieser es nur aufgefrischt; welche Meinung viele Deutsche mit flacher Rednerei wiederholt haben, die ungeachtet der so gepriesenen deutschen Gründlichkeit doch nicht zu den Quellen gegangen waren. Corpernicus gab sein Werk, an dem er 36 Jahre gearbeitet, erst ganz am Ende seines Lebens heraus. Es wurde in Nürnberg gedruckt, und das erste Exemplar erhielt er nur ein paar Tage vor seinem Tode. Er erlebte also die Verfolgungen nicht, welche die römischen Priester gegen sein System erhoben. Diese fingen eigentlich erst 100 Jahre später an (gegen 1610), als das Fernrohr erfunden, als die Jupitermonde und die sichelförmige Gestalt der Venus entdeckt, und hiedurch die Theilnahme an der Sternkunde und an der Astronomie aufs lebhafteste aufgeregt wurde. Jede Stadt in Italien war damals ein kleines Athen, in welchem Künste und Wissenschaften blühten. Galilei lebte in großem Ansehen, und dieser erklärte sich für die neue Weltordnung und vertheidigte sie auf alle Weise. Die römische Inquisition lud ihn vor, und er mußte diese Lehre abschwö-

ren. (S. den Artikel Galilei.) Die Theilnahme, die man an dem Schicksale des alten Mannes nahm, vermehrte die Theilnahme am System, und man suchte es von der einen Seite eben so heftig zu beweisen, als von der andern zu bestreiten. Unter den Gründen gegen die Umdrehung der Erde hat man immer den angeführt: daß ein Stein, der von der Spitze eines Thurmes falle, nicht nach Westen zurückbleibe, ungeachtet während der 4 oder 5 Sekunden seines Falles der Thurm doch um mehrere hundert Fuß nach Osten rücke. Hierauf hat Copernicus richtig geantwortet: daß der Stein beim Thurme bleibe, rühre daher, weil er dieselbe Bewegung nach Osten habe, und indem er falle, verliere er diese nicht, sondern gehe mit nach Osten. Galilei sagte dasselbe, und behauptete, daß ein Stein, der auf einem schnellsegelnden Schiffe von der Spitze des Mastes herabfalle, am Fuße desselben niederfalle, ungeachtet der Mast sich während des Falls vielleicht um 10 oder mehrere Fuß fortbewege. Gassendi stellte diese Versuche im Hafen von Marseille an, und die Steine fielen am Fuße des Mastes nieder, wenn das Schiff auch mit vollen Segeln ging. Galilei behauptet daher: man könne überhaupt keine Versuche über die Umdrehung der Erde anstellen, weil die Körper auf der bewegten Erde gerade so fielen, wie auf der ruhenden. Galilei starb 1642. In demselben Jahre wurde Newton geboren. Dieser zeigte im Jahre 1697 daß Galilei's Meinung irrig gewesen, und daß man allerdings Versuche über die Umdrehung der Erde machen könnte, die Kugeln würden aber nicht nach Westen abweichen, sondern östlich vom Lothpunkte fallen, aber nur wenig, bei einer Höhe von 300 Fuß etwa nur einen halben Zoll. Die Ursache sey folgende: Weil die Spitze des Thurms weiter von der Erdaxe entfernt sey, als der Fuß, so sey dort der Schwung größer. Indem die Kugel falle, verliere sie diesen größeren Schwung nicht, und eile deßwegen dem Lothpunkte vor, der im Fußboden des Thurmes sey, weil dieser eine kleinere Geschwindigkeit nach Osten habe. So wie Newton dieses gesagt, ging gleich der kleine Dr. Hooke hin — der so recht ein Meister Allerlei war, und beständiger Sekretär der Akademie, — und stellte Versuche über die Umdrehung der Erde bei 160 Fuß Fallhöhe an, behauptete auch daß sie gelungen. Die Akademie ernannte den 14. Jan. 1680 eine Commission, vor der er diese Versuche wiederholen sollte. Wahrscheinlich sind sie mißlungen, da ihrer weiter keine Erwähnung in den Philos. Transactions geschieht, und sie wurden völlig vergessen, ob schon die Idee dazu vom berühmtesten und größten Manne in Europa herrührte. Erst nach 112 Jahren wagte es ein junger Geometer in Bologna, Namens Guglielmini, diese vergessenen und von den Astronomen für unendlich schwierig gehaltenen Versuche wieder aufzunehmen, und auf dem dortigen Thurme degli Asinelli bei einer Fallhöhe von 240 Fuß zu wiederholen. Nachdem er alle Schwierigkeiten überwunden, gelang es ihm 16 Kugeln fallen zu lassen, welche auch merklich gegen Osten abwichen. Allein Guglielmini beging den Fehler, daß er nicht jedesmal das Loth aufhing, so oft er 3 oder 4 Versuche in einer Nacht angestellt. Erst nachdem alle vollendet, hing er das Loth auf und da dieses erst nach 6 Monaten zu völligem Stillstande kam, weil stürmisches Wetter eingetreten, so hatte sich unterdeß der Thurm etwas gekrümmt, sein Lothpunkt war verrückt, und seine Versuche waren verloren. Dieses war 1792. Im Jahr 1804 stellte Benzenberg diese Versuche im Michaelisthurme in Hamburg an. Er ließ 30 Kugeln fallen, bei einer Fallhöhe von

235 Fuß, die Kugeln wichen im Mittel 4 Linien nach Osten ab. Allein sie wichen zugleich 1½ Linie nach Süden ab, welches wahrscheinlich von einem kleinen Luftzuge im Thurme herrührte. Er wiederholte diese Versuche im Jahr 1805 in einem Kohlenschacht zu Schlebusch in der Grafschaft Mark, bei einer Fallhöhe von 260 Fuß; hier fielen die Kugeln im Mittel um 5 Linien nach Osten, gerade so wie es die Theorie von der Bewegung der Erde für die Polhöhe von 61 Grad angibt, — und übrigens weder nach Süden noch nach Norden. Aus diesen Versuchen hat La Place mit Hülfe der Wahrscheinlichkeits-Rechnung berechnet, daß man 8000 gegen 1 wetten könne, daß die Erde sich um ihre Achse drehe. Diese Versuche geben einen so entscheidenden und so in die Augen fallenden Beweis, daß selbst Tycho und Riccioli das Copernikanische System würden angenommen haben, wenn sie gesehen, daß die fallenden Körper nicht senkrecht fallen, sondern immer etwas nach Osten hinfliegen. Durch die Entdeckung des Fernrohrs, noch mehr aber durch Newtons Entdeckung von der allgemeinen Schwere und von der Natur der himmlischen Bewegungen, wurde die Lehre von der Bewegung der Erde die siegende, und außer Mercier und den Bauern in Herisau haben sie in neuern Zeiten keine Männer von Bedeutung mehr bezweifelt. Die abgeplattete Gestalt der Erde, die Abnahme der Schwere gegen den Aequator, die aus Richers Pendelversuchen in Cayenne folgte, und die Abirrung des Lichts, waren eben so viele Beweise für die Bewegung der Erde um ihre Axe und auf ihrer Bahn; und so hat denn der Verstand des Menschen hier den vollständigsten Sieg über den Schein davon getragen, und über das römische Priesterthum, das die Lehre von der Bewegung der Erde für eine Unwahrheit und für eine Ketzerei erklärte. Allein wie sehr alles dem fortschreitenden Geiste der Zeit weicht, ergibt sich aus folgendem. Als Guglielmini im Jahr 1792 die Versuche in Bologna anstellte, half ihm hierbei Borsiali, Hausprälat des Papstes Pius VI.; dieser maß unten die Abstände der fallenden Kugeln. Die Geschichte dieser Versuche findet sich ausführlich in folgendem Werke: Versuche über die Umdrehung der Erde von Benzenberg. Dortmund bei Mallinkrodt, 8. mit 7 Kupfern.

† Beyme, im Jahre 1816 in den Adelstand erhoben, ist jetzt Staatsminister und Mitglied des Staatsraths für die Section der Justiz, speciell beauftragt mit der Organisation des Justizwesens in den Rheinprovinzen.

Bezoar, Bezoarstein, eine Kugel, die sich in dem Magen einiger Thiere, besonders des Ziegen- und Antilopengeschlechts, aus Haaren und Pflanzenfasern bildet. Man theilt die Bezoarsteine in orientalische, occidentalische und gemeine ein. Die ersten werden für die kostbarsten gehalten; sie sind zarter und glatter als andere, auswendig sehen sie gräulich oder bläulich aus, inwendig bestehen sie aus zarten, blättrigen Theilen, die fast wie die Schalen der Zwiebel übereinander liegen. Ehemals wurde diesen Körpern eine besondere Heilkraft zugeschrieben; jetzt aber ist der Glaube daran verschwunden.

Bianchi, kaiserlich österreichischer Feldmarschall, berühmt durch seinen glücklichen Feldzug gegen Murat im J. 1815. Schon früher hatte er sich vortheilhaft ausgezeichnet, namentlich in der leipziger Völkerschlacht 1813. Beim Einrücken der Allirten in Frankreich 1814 kommandirte er ein Corps des linken Flügels, trug zu dem Erfolge bei Bar sur Aube wesentlich bei, und ward sodann gegen Lyon, wo

Augereau ihm entgegen stand, gesandt. Er bemächtigte sich dieser Stadt zu derselben Zeit, als die Hauptarmee Paris einnahm. Bei Bonaparte's Rückkehr von Elba 1815 befand sich Bianchi in Italien, wo er ein Corps in den drei Legationen kommandirte. Hier ward er unerwartet von Murat mit einer überlegenen Heeresmacht angegriffen. Er zog sich daher in guter Ordnung zurück und erreichte den 5ten April Carpi. Acht Tage darauf rückte er mit einem beträchtlichen Corps von Bologna auf Florenz und Foligno, um den Neapolitanern den Rückzug abzuschneiden. Dies Mannöver war von den entscheidendsten Folgen. Die neapolitanische Armee, in allen Richtungen beunruhigt und bedroht, ließ ihre ganze Artillerie im Stich, und zerstreute sich bald in den Gebirgen. Der Ueberrest endlich capitulirte bei Casa-Lanza. Bianchi drang unaufhaltsam in das Königreich Neapel vor, wo Murats Herrschaft sofort ein Ende nahm. Ferdinand IV. belohnte nach seiner Rückkehr die Dienste des siegreichen Feldherrn mit Ertheilung seiner Orden und des Titels eines Herzogs von Casa-Lanza, verbunden mit einer Dotation von 9000 neapolitanischen Ducaten. Im J. 1816 erhielt Bianchi das Gouvernement von Galizien.

† Bibelgesellschaften. In Deutschland bestanden im Jahre 1818 folgende Hauptbibelanstalten: Zu Hannover, wo eine Bibelausgabe von 10,000 Exemplaren vollendet war, zu Berlin, zu Dresden, welche nächst einer deutschen auch eine wendische Bibelausgabe für die Oberlausitz besorgt, zu Frankfurt a. M., zu Marburg, wo van Eß über 60,000 neue Testamente an Katholiken vertheilte, zu München, wo Gaßner 20,000 neue Testamente an Katholiken absetzte, zu Stuttgart, wo eine Ausgabe von 10,000 Bibeln und 2000 neuen Testam. schon vergriffen war, zu Hamburg, Bremen, Lübeck, die Schleswig-Holsteinische zu Schleswig, die eine Menge Localbibelvereine unterhielt, zu Schwerin, Ratzeburg, Eutin, Braunschweig u. s. w.; jede derselben hat ihre Hülfsgesellschaften. In Straßburg ward eine Ausgabe von 20,000 Bibeln für den Elsaß gedruckt. In Schweden, wo die Hauptgesellschaft in Stockholm schon 41,500 Bibeln und 57,800 neue Testamente vertheilt hatte, Norwegen und Dänemark veranstaltete man ähnliche Ausgaben, und die dänische Gesellschaft hat Hülfsgesellschaften in Island und Westindien. Die russische zu Petersburg besorgte 1816 87,100, 1817 69,000 und 1818 105,000 Abdrücke der Bibel in den verschiedenen Sprachen des Reichs, unter andern finnische, slavonische, esthnische, lettische, alt- und neugriechische, georgische, armenische, wallachische, bulgarische und neurussische Uebersetzungen. Die kalmuckischen Evangelien und persischen neuen Testamente finden viel Abgang; auch für die Burjäten, mongolische Lamadiener am Baikalsee, wird mit Hülfe zweier jungen Burjäten von hoher Geburt, welche zu Petersburg das Christenthum angenommen haben, eine Uebersetzung der Bibel ausgearbeitet und von ihnen begierig erwartet; zu Irkutsk, Tobolsk, unter den Tscherkassen, Georgiern und donischen Kosacken haben sich Hülfsgesellschaften gebildet; von Odessa aus verbreitet sich das göttliche Wort in die Levante. Die durch den Erzbischof von Gnesen veranlaßte Bulle Pius VII. vom 18. Juni 1816 gegen die Verbreitung der Bibel hinderte die Polen nicht, unter dem Schutze Alexanders eine Gesellschaft in Warschau zu errichten. Im Österreichischen erschien 1817 ein Verbot der Bibel-Verbreitung durch solche Gesellschaften und die in Ungarn schon bestehenden wurden

unterdrückt. Die Bibel findet nur auf andern Wegen Eingang in diese Länder. Italien, Frankreich, Spanien, und Portugal thaten noch nichts für diese Sache, die Engländer haben aber zur See und von den Inseln aus diesen Nationen Bibeln in ihren Sprachen mit Erfolg zugeführt. In Nordamerika wirkt seit 1816 eine große amerikanische Bibelgesellschaft mit ihren Töchtern, jetzt hundert, weit über die Gränzen der vereinigten Staaten hinaus. Die Colonien wetteifern für die Sache, auch Hayti hat dazu die Hände geboten und die Eskimo's auf Labrador lesen schon die Apostelgeschichte in ihrer Sprache. Ein gleicher, weitwirkender Eifer für die Verbreitung der Bibel regt sich im südlichen Afrika und in Ostindien, wo mehrere Druckereien Bibeln in den Landessprachen liefern, selbst die Inseln an der Ostseite Asiens werden nicht übersehen. Der Centralpunkt dieser großen Unternehmungen ist die brittische Bibelgesellschaft in London, die seit ihrer Stiftung bis jetzt an zwei Millionen Bibeln und neue Testamente vertheilt hat. In den Niederlanden bemerkt man eine brüderliche Vereinigung der verschiedenen Confessionen für diesen Zweck, die auch in andern Ländern von gemischten Religionen durch das Zusammentreten der Bibelgesellschaften bewirkt worden ist. Sie tragen überhaupt viel dazu bei, unter Christen von allen Partheien das Gefühl ihrer Gemeinschaft in den wichtigsten Ueberzeugungen anzuregen, und bringen ohne Zwang die Quellen der wahren Religion in die Hände von Millionen, die sonst vielleicht nie dazu gekommen wären. Was dadurch sowohl unter den Völkern der Christenheit, als unter den Heiden, die das Christenthum auf diesem Wege kennen lernen, an richtiger Religionserkenntniß, Frömmigkeit und Verbesserung der Sitten gewonnen werden kann und wird, übersteigt alle Berechnung. In der Geschichte der Civilisation und religiösen Bildung des Menschengeschlechts muß eine so weitumfassende Verbreitung der Bibel Epoche machen, da schon ihre Uebersetzung in Sprachen, denen bisher alle Literatur, ja meistentheils auch die Schreibekunst fehlte, ein höchst bedeutendes welthistorisches Interesse hat. Wenn es sich aber nicht verbergen läßt, daß die durch die Bibel gewonnenen neuen Christen, größtentheils Schüler der evangelischen Missionäre, dem Protestantismus zuwachsen und das Bibellesen selbst Catholiken zu diesem hinüberführt, so kann der Papst, dem schon die heilige Allianz verdächtig ist, noch weniger die Bibelgesellschaften begünstigen, und, sonderbar genug, die rationalistischen Aufklärer, die das Bemühen der Bibelgesellschaften aus Geringschätzung gegen die Bibel tadeln und stören wollen, machen in diesem Punkte mit ihrem abgesagtesten Feinde gemeine Sache. Eine lange, jetzt von Neuem bestätigte Erfahrung läßt aber nicht bezweifeln, daß die innere Kraft des göttlichen Wortes den Reactionen solcher Gegner weit überlegen ist und unaufhaltsam fortfahren wird, den Segen der ewigen Wahrheit über die ganze bewohnte Erde zu verbreiten.

Biber. Dieses für so merkwürdig und kunstreich gehaltene Thier findet man in Deutschland fast überall an Flüssen und Seen. Es sieht einer Wasserratte ähnlich, hat aber die Größe eines Hundes. Für besonders bewundernswerth hielt man seine Kunstfertigkeit im Bauen. Es wurde vielfach erzählt und geglaubt, daß in Kanada, wo die Biber häufig leben, sich oft mehrere hunderte zu einem gemeinschaftlichen Baue vereinigten, Bäume fällten und in die Erde schlügen, mit Zweigen durchflöchten und so einen Damm zu Stande brächten. In diesem Damme erbaue sich jeder eine Wohnung von

mehrerer Gemächern und drei Stockwerk Höhe, belege die Fußboden mit Moos, glätte die Wände u. s. w., kurz, man erzählte von einer bewundernswürdigen Ordnungsliebe Subordination und Pünktlichkeit, gab ihnen einen Rath und Präsidenten u. s. w. Allein ein neuerer englischer Reisebeschreiber, der viele Biberbaue untersucht hat, will von solcher Kunstfertigkeit nichts bemerkt haben. Sie leben in Uferhöhlen, und richten sich, wie jedes Thier, dieselben bequem zur Wohnung ein. Das Fleisch des Bibers wird gegessen, als lecker wird aber sein Schwanz betrachtet, der dick, fett und fischartig ist. Die Biberfelle geben ein vortreffliches Pelzwerk, besonders werden die Haare zu Hüten verwendet, die, nach dem lateinischen Namen des Thiers, Castorhüte genannt werden. Das Bibergeil, eine öligte Feuchtigkeit, die sich in eignen Drüsen bei dem Thiere sammelt, wird als ein krampfstillendes Mittel gebraucht.

Bibliographie, auch Bibliognosie und Bibliologie genannt, beschäftigt sich mit der innern und äußern Kenntniß der Bücher, und kann, dieser doppelten Beziehung gemäß, in eine wissenschaftliche und materielle eingetheilt werden. Die wissenschaftliche betrachtet die Bücher bloß nach ihrem Inhalte, und hat bei der bald bloß referirenden, bald zugleich kritischen und räsonnirenden Verzeichnung derselben den Zweck, jeden Gelehrten mit den vorzüglichsten Büchern seines Fachs bekannt zu machen. Bibliographien in diesem Sinne des Wortes (auch Literaturen und Bibliotheken genannt) sind gewöhnlich in systematischer Form abgefaßt — sollte für manche die chronologische nicht geeigneter seyn? — und es verdienen unter den speciellern vorzügliche Erwähnung: J. A. Nösselts Anweisung zur Kenntniß der besten allgemeinen Bücher in der Theologie (4te Auflage, Leipzig 1800 8vo und Simon's Fortsetzung, Leipz. 1813 8vo), E. Chr. Westphals Anleitung zur Kenntniß der besten Bücher in der Rechtsgelehrtheit (3te Aufl. Leipz. 1791 8vo), C. F. Burdach Literatur in der Heilwissenschaft (Gotha 1810 II. 8vo), W. Gf. Ploucquet Literatura medica (Tübingen 1808 IV. 4to). J. G. Meusels Bibliotheca historica (Leipz. 1782 — 1802. XI. Tomi in 22 Bänden unvollendet), dessen Literatur der Statistik (Leipz. 1816 II. 8.), F. W. A. Murhard Literatur der mathematischen Wissenschaften (Leipz. 1797 V. 8vo), F. Bd. Weber Handbuch der ökonomischen Literatur (Berlin 1803. II. 8vo nebst Suppl. 1809). G. R. Böhmer Bibliotheca scriptorum historiae naturalis (Leipz. 1785 — 89 VII. 8.), Alb. Haller Bibliotheca botanica (Zürich 1771. II. 4to) anatomica (ib. 1774 II. 4.) chirurgica (Bern 1774. II. 4.) und medicinae practicae (Bern 1776 ff. IV. 4to) u. a. m. Auch gut geordnete und fleißig gearbeitete Kataloge von Bibliotheken, welche sich in einzelnen Fächern auszeichnen, können mit Nutzen gebraucht werden (s. Bücherkataloge). Nicht minder giebt es nationale Bibliographien oder Werke über die Literatur einzelner Völker, [illegible] hin Nic. Haym Biblioteca italiana (Milano, 1813. IV. 8.) E[illegible] ton Brydges' British bibliographer (London 1809. IV. 8vo) [illegible] gehören. Ein umfassenderes und erschöpfenderes Werk üb[illegible] Zweige der Literatur zu allen Zeiten und bei allen Völkern [illegible] wir, einige ganz unerhebliche Versuche abgerechnet (denn die [illegible] sehr mangelhaften und unrichtigen Bücherlexika von Georg[illegible] 1742 ff. Fol. und Heinsius, Leipzig 1812 IV. 4to nebst S[illegible] nen schon der lexikalischen Form wegen kaum hierher gezog[illegible]

noch nicht, und können es auch wegen der vielen in die Augen fallenden Schwierigkeiten, mit denen ein solches Unternehmen verknüpft ist, namentlich auch zum Theil wegen des noch immer sehr unvollkommenen literarischen Verkehrs, nicht sobald erwarten. Treffliche Vorarbeiten dazu sind J. S. Ersch Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts (Amsterdam u. Leipz. 1812—14. II. 8.) und dessen allgemeines Repertorium der Literatur von 1785 — 1800 (Jena 1703 — 1809. II. 4to). Allgemeinere und mehr historische Anleitungen zum Studium der Bibliographie enthalten M. Dénis Einleitung in die Bücherkunde (Wien 1795 II. 4.) Achard Cours de bibliographie (Marseille 1807 (III. 8vo), Th. Hortwell Horne Introduction to the study of bibliography (London 1814. II. 8.). und Gabr. Dictionaire raisonné de bibliologie (Paris 1802 — 4. III. 8.). Die materielle Bibliographie vorzugsweise Bibliographie genannt, betrachtet die Bücher nach ihrer äußern Beschaffenheit, ihren Schicksalen und andern historischen Umständen, und hat ihre Ausbildung vorzüglich in Frankreich und England erhalten. Unter den allgemeinen Werken in lexikalischer Form behauptet Brünet's Manuel du libraire (Paris 1814. IV.) 8vo. — Ad. Clarke's bibliographical Dictionary, Liverpool 1802 ff. VIII. 12. ist unbrauchbare Comilation ohne Widerspruch den ersten Rang, so wie unter den systematischen, ungeachtet mancher Uebereilungen und Unsicherheiten, Debure Bibliographie instructive (Paris 1764. X. 8vo). Von den einzelnen Zweigen der materiellen Bibliographie (andere sind im Art. Bibliomanie genannt) mögen hier Erwähnung finden: die Kenntniß der alten Drucke (Incunabeln, oder, wenn von classischen Schriftstellern die Rede ist, editiones principes), über welche das Hauptwerk G. Wfg. Panzer's Annales typographici (Nürnberg 1793 — 1803 XI. 4to geht bis aufs Jahr 1536) sind, mit welchem jedoch immer die noch etwas weiter gehenden und nicht bloße Nomenclatur enthaltenden Annales typographici von Maittaire (Hag. Com. 1719 ff. VI. 4to) verbunden werden müssen. Ausführlichere Beschreibungen einzelner alten Drucke liefern Serna Santander Dictionn. bibliogr. du 15. siécle (Brux. 1805. III. 8vo.). Dibdin Bibliotheca Spenceriana (London 1804 IV. 8vo), Fossius catalogus codicum sec. 15. impressor. bibliothecae Magliabechianae (Flor. 1793 III. f.) u. a. m. Die Kenntniß der seltenen Bücher, welche wegen der Zufälligkeiten und des unsichern Grundes, auf welchem sie beruht, schwieriger ist als man gewöhnlich glaubt, und nur zu leicht in vages Geschwätz und Willkührlichkeiten ausartet, haben mehr entstellt als gefördert J. Vogt Catalogus librorum rariorum (Frankfurt und Leipz. 1793. 8vo) und J. Jac. Bauer's Bibliotheca libror. rarior. universalis (Nürnberg 1770 — 91 VII. 8vo); werthvoller aber unvollendet (bis zum Buchstaben J) ist David Clement's Bibliothéque curieuse (Göttingen 1750 — 60. IX. 4to). Auf richtigern Wegen, obgleich auch nicht ganz zuverlässig, ist G. Peignot in der Notice des livres imprimés à cent exemplares au plus (in s. Répertoire des bibliographies spéciales, Paris 1810. 8vo). Auch mögen hieher die Verzeichnisse der in der römischen Kirche verbotenen Bücher (indices librorum prohibitorum et expurgandorum) gerechnet werden. Zur Entdeckung der Verfasser anonym und pseudonym erschienenen Schriften dienen außer der unbehülflichen und unbibliographischen Compilation des Vinc. Placcius (Theatrum anonymor. et pseudon. Hamburg 1708 f. nebst Mylius Suppl. 1740 f. 8vo).

Barbier's durch Genauigkeit und weise Sparsamkeit sich gleich empfehlendes Dictionnaire des ouvrages anon. et pseudon. Paris 1806 — 9. IV. 8vo, doch bloß französische und lateinische Schriften enthaltend). Endlich giebt es auch mehrere vermischte Sammlungen von Beschreibungen verschiedener merkwürdiger und seltner Bücher, von denen besonders die von F. G. Freytag (Analecta lit. Leipzig 1750 8vo. Apparatus lit. Leipzig 1752. III. 8vo. Nachrichten von seltnen merkwürdigen Büchern Th. 1. Gotha 1776. 8vo.) M. Denis (Merkwürdigkeiten der Garellischen Bibliothek. Wien 1780 4to) und Th. Frognall Dibdin (Bibliographical decameron London 1817 III. 8.) ausgezeichnet zu werden verdienen. Welche wichtige Quellen für die Bibliographie übrigens die gelehrten Zeitschriften sind (s. d. Art. Literaturzeitung) bedarf keiner Erinnerung. A—s.

Bibliomanie entspricht zwar der Etymologie nach dem deutschen Worte Büchersucht, wird aber in unsern Tagen mit einer Nebenidee verbunden, welche der Sache ein wo nicht gerade edleres, doch wenigstens kunstgerechteres Ansehen giebt. Schon zu Hölty's Zeit bezeichnete der Name Biblioman etwas mehr, als einen, von dem sich bloß im Allgemeinen sagen läßt:

> Jener liebet den Prunk gleißender Wissenschaft,
> Stapelt Bücher auf Bücher auf,
> Und begaffet den Band und den bemalten Schnitt,
> Und den gläsernen Bücherschrank.

Der echte Biblioman im jetzt üblichen Sinne des Wortes kauft nicht ohne Auswahl Alles zusammen, was ihm nur vor die Hand kommt, sondern sammelt allerdings nach gewissen Rücksichten, legt aber dabei auf außerwesentliche und zufällige Umstände und Beschaffenheit der Bücher einen vorzüglichen Werth, und läßt sich bei dem Ankaufe mehr durch diese, als durch einen wissenschaftlichen Gehalt, oder doch wenigstens in gleichem Grade mit letzterm bestimmen. Diese Rücksichten beziehen sich theils auf sogenannte Collectionen, theils auf Schicksale und Alter der Bücher, theils auf das Material derselben. Die Collectionen oder Sammlungen von Büchern, welche als zusammengehörig betrachtet werden, weil sie einen gewissen, den Bibliomanen wichtigen Gegenstand betreffen, oder in einer gewissen beliebten Manier gearbeitet, oder in einer berühmten Druckerei erschienen sind, sind zum Theil noch am meisten wissenschaftlich instructiv. Dahin gehören Sammlungen von Ausgaben der Bibel (die vollständigste in Stuttgart) oder einzelner Classiker (über Horatius und Cicero auf der Rathsbibliothek zu Leipzig, über Sleidans Commentarien auf der dasigen Universitätsbibliothek, über Virgilius in der Trew'schen Bibliothek zu Altdorf), der Elzevirschen Republiken (Dresdner Bibliothek) der Ausgaben in usum Delphini und cum notis variorum, der von der Crusca citirten Ausgaben italienischen Classiker, der bei Aldus, Comino in Padua und Bodoni (von letztern vollständigste Sammlung in der Bibliothek der Herzogin von Abrantes) gedruckten Bücher, der bei Maittaire, Foulis, Barbou, Brindley, Baskerville und zu Zweibrücken erschienenen Ausgaben der Classiker u. a. m. Früher am meisten gepflegt, aber jetzt weniger an der Tagesordnung sind Sammlungen von Büchern, welche durch ihre Schicksale merkwürdig sind, wohin seltne (ehemalige beträchtliche Sammlungen von Engel und

Sälthen, von den noch bestehenden die verhältnißmäßig stärkste zu Dresden), verbotene, wegen merkwürdiger Verstümmelungen gesuchte u. a. Bücher gehören. Noch immer allgemein gesucht sind indessen die in den frühesten Zeiten der Buchdruckerkunst erschienenen Bücher (Incunabeln) insbesondere die ersten Ausgaben (editiones principes) classischer Schriftsteller. Am gewöhnlichsten aber bezieht sich der Luxus der Bibliomanen auf das Material der Bücher. Mit vorzüglicher Begierde werden gesucht und oft mit unerhörten Preisen bezahlt Prachtausgaben, von Kupferwerken Abdrücke avent la lettre und farbige Abdrücke, Exemplare, die mit Miniaturen und schön gemalten Initialen verziert, oder auf Pergament (beträchtlichste Sammlungen derselben die 1815 versteigerte von Mac Carthy; an einem eignen bibliographischen Werke über diesen Gegenstand arbeitet van Praet in Paris), auf Papier in ungebräuchlichen Stoffen (Oeuvres du Marq. de Villette. London 1786. 16 auf verschiednen Papierversuchen, Fr. E. Bruckmann Historia naturalis Asbesti. Brunsv. 1727. 4to auf Asbestpapier), auf farbigem Papier (in Italien gewöhnlich blau, in Frankreich rosenfarbig, in ältern deutschen Büchern gelb, seltner grün; Verzeichniß derselben in Peignot Répertoire des bibliographies spéciales. Paris 1810 8vo), auf großem, d. h. mit sehr breitem (von den echten Bibliomanen oft nach Zollen und Linien bestimmten) Rande versehenen Papier, oder mit Gold, Silber und andern Farben gedruckt sind (Fasti Neapolionei. Paris 1804. 4to, ein Exemplar auf blauem Velinpapier mit goldnen Buchstaben, Magna Charta. London, Whitaker 1816. Fol. drei Exemplare auf purpurfarbenem Pergament mit goldnen Buchstaben) oder deren Text ganz in Kupfer gestochen ist (Verzeichniß derselben bei Peignot a. a. O.). In Frankreich und England ist auch der Einband ein vorzüglicher Gegenstand dieses Luxus geworden. In ersterm Lande sind vorzüglich die Einbände von Derome und Bozerian geschätzt, in letzterm die von Charles Lewis und Roger Peyne, von dessen Arbeit die Bibliothek des Lord Spencer unter andern den Glasgauer Aeschylus von 1795 besitzt, dessen Einband 16 Pfund Sterling 7 Schill. kostete. Ueberhaupt wird in London in diesem Stücke eine solche Verschwendung getrieben, daß ein prachtvoller Einband des Macklin'schen Bibelwerks (5 Foliobände) in rothem oder blauem Saffian 75 Guineen, und Boydell's große Ausgabe des Shakspeare (9 Bände mit den großen Kupfern) 132 Pfund Sterling kostet. Oft ist selbst der Schnitt des Buchs mit den saubersten Gemälden verziert. Auch durch Sonderbarkeiten aller Art sucht man bisweilen den Einbänden einen eigenthümlichen Werth zu geben. Der Buchhändler Jeffery zu London ließ Fox Geschichte Jacobs II. mit Anspielung auf den Namen des Verfassers in Fuchsleder (Fox-skin) und der bekannte englische Biblioman Askew ein Buch sogar in Menschenhaut binden. Die Dresdner Bibliothek besitzt mehrere in vergoldetes Messing, und die Königsberger Schloßbibliothek zwanzig in Silber eingebundene Bücher (gemeiniglich die silberne Bibliothek genannt), welche mit großen und schön gravirten Goldplatten in der Mitte und auf den Ecken reichlich besetzt sind. Zur äußern Ausschmückung gehört auch die Einfassung der Seiten mit bald einfachen, bald doppelten, mit der Feder gezogenen Linien (exemplaire réglé), gewöhnlich von rother Farbe; eine Sitte, die man schon in frühern Drucken, namentlich in den bei Stephanus erschienenen, findet. Das ehemals

sehr übliche Illuminiren der Kupfer ist dagegen, wenn es nicht der Inhalt derselben nothwendig macht (z. B. bei naturhistorischen oder das Costum betreffenden Werken), jetzt abgekommen, weil die Farben die Kunst des Grabstichels verbergen. Daher werden auch z. B. illuminirte Exemplare von Dürerschen Holzschnitten weniger geschätzt, als solche, denen man ihre ursprüngliche Gestalt gelassen hat. Wie groß indessen auch die Menge der künstlichen Erfindungen, durch welche immer ein Biblioman den andern zu übertreffen suchte, seyn mag, so waren sie doch fast alle erschöpft, bis man endlich auf den sublimen Einfall gerieth, manche Werke durch Hinzufügung von Kupferstichen, welche zwar den Text des Buches erläutern, übrigens aber nicht im mindesten zu demselben gehören, zu bereichern und sich auf diese Art einzige Exemplare zu verschaffen. So bietet Longman in London eine solche illustrated copie von dem sonst ganz gewöhnlichen Biographical dictionary of all the engravers, by Joh. Strutt (London 1785 — 86 II. 4to) aus, welche bis zu 37 Großfoliobänden angeschwellt ist, und nicht weniger als 2000 Pfund Sterl. kosten soll, und die Dresdner Bibliothek verwahrt aus früherer Zeit ein ähnliches Exemplar von Buddeus historischem Lexicon. Unter den Versteigerungen, in welchen sich die Ausschweifungen der Bibliomanen besonders zeigten, behauptet die der Bibliothek des Herzogs von Roxburghe zu London im J. 1812 einen Rang, der ihr nie wird streitig gemacht werden können. Alles wurde in derselben mit fast unglaublichen Preisen bezahlt (es ist bekannt, daß die erste bei Valdarfer 1471 erschienene Ausgabe bei Boccaccio um 2260 Pf. Sterl. wegging), und zu ihrem Andenken ward im folgenden Jahre ein Bibliomanio-Roxburghe-Club gestiftet, dessen Präsident Lord Spencer ist, und der sich jährlich am 12ten Juli, dem Jahrestage des Verkaufs des Boccaccio, in der St. Alban's Taverne versammelt. Es bedarf wohl keines weitern Beweises, daß in der Bibliomanie, die ihre erste kunstgemäße Ausbildung gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Holland erhielt, die Engländer jetzt einen Rang behaupten, den ihnen weder die Franzosen noch die Italiener und noch weniger die kleine Zahl von Sammlungen im Süden von Deutschland streitig zu machen vermögen. Zu gleicher Zeit haben sie auch das freilich etwas zweideutige Verdienst, in Th. Frognall Dibdin's Bibliomania or book madness (Lond. 1811 8vo, womit desselben Bibliographical decameron. London 1817 III. 8vo zu verbinden ist) die sonderbarsten Einfälle, auf welche ein reicher Sammler nur immer gerathen kann, in ein System gebracht zu haben. A—s.

Biblische Erdkunde ist die Wissenschaft, welche die natürliche Beschaffenheit und die Verfassung der Länder kennen lehrt, welche der Schauplatz der heiligen Geschichte d. h. theils der Begebenheiten des jüdischen Volkes, theils der ersten Pflanzung des Christenthums gewesen sind. Sie beschreibt daher vorzüglich Palästina, gibt aber zugleich von den an Palästina gränzenden asiatischen Ländern und von den Provinzen des römischen Reichs Nachricht, in welche das Christenthum während des apostolischen Zeitalters Eingang fand. Die Quelle dieser Wissenschaft sind die heiligen Bücher selbst, die Schriften des Josephus, die geographischen Schriftsteller der alten Welt, Strabo, Ptolemäus und Pomponius Mela und ein Onomasticon urbium et locorum scripturae s., welches der Bischof von Cäsarea Eusebius im vierten Jahrhunderte in griechischer Sprache schrieb und Hieronymus ins Lateinische

übersetzte. Unter den neuern Gelehrten, welche diese für den Schriftausleger höchst wichtige Wissenschaft bearbeitet haben, werden besonders die Werke von Bachiene, Wells und dem Holländer Ysbrand van Hamelsfeld geschätzt. N.

Bienen. Diese durch bewunderungswürdigen Kunsttrieb, durch Ordnungsliebe und Fleiß so merkwürdigen Insecten sind von den Menschen früh unter die Hausthiere versetzt worden. In Polen, Rußland und in vielen andern Ländern trifft man sie auch noch wild. Die wilden Bienen, die in Baumhöhlen hausen, sind rauher, dicker und schwärzer als die zahmen. Die Oekonomie der Bienen ist höchst bewunderungswürdig; sie ist zwar viel beobachtet worden, allein die Beobachtungen sind über viele Eigenthümlichkeiten noch sehr widersprechend. Die Bienen leben in zahlreicher Gesellschaft zusammen, die man Schwarm nennt und aus ungefähr 20,000 Arbeitsbienen oder Geschlechtslosen, aus 1600 Drohnen oder männlichen Bienen und einem Weibchen, welches man Königin oder Weisel nennt, besteht. Die Arbeitsbienen sind die kleinsten; sie bilden den Staat, bauen die Zellen, sammeln Wachs und nähren die Brut. Die Zellen sind aus Wachs verfertigt und dienen theils zur Aufbewahrung des Honigs, theils zur Zeitigung der Brut. In einem Stocke befinden sich gewöhnlich 50,000 Zellen. Den Stoff zum Honig holen die Bienen aus dem Nektar der Blumen zusammen. Den Honigstoff verschlucken sie, bereiten ihn im Magen zum wirklichen Honig und geben ihn dann in den Zellen von sich. Den Wachsstoff holen sie ebenfalls als Blüthenstaub aus den Blumen, und bringen ihn nach Hause, indem sie denselben an ihre ausgehöhlten Hinterbeine kleben. Zu Hause wird der Staub angefeuchtet, durchknetet und zu Wachs verarbeitet. Die Kunst und Regelmäßigkeit, mit welcher die Zellen gebaut sind, kennt Jedermann. Die Drohnen sind größer als die Arbeitsbienen, haben aber keinen Stachel, ihre Bestimmung scheint nur zu seyn, die Königin zu befruchten. Kurz darauf sterben sie oder werden, wie einige behaupten, von den Werkbienen umgebracht. Die Königin ist die Seele des Schwarms; neben ihr wird keine andere geduldet; entstehen bei einer Brut ihrer mehrere, so bilden sie entweder mit ihrem Anhange neue Schwärme und wandern aus, oder werden umgebracht. Regelmäßig entwikelt sich alle Jahre ein neuer Schwarm; trennen sich aber zwei oder gar drei, so ist dies von keinem Vortheile, weil die Schwärme dann zu wenig zahlreich werden. Die Königin ist größer als die übrigen Bienen, doch nicht so groß als die Drohnen, ihre Bestimmung ist das Geschlecht fortzupflanzen. Sie legt in jede Zelle ein Ei, welches dann, wenn es sich entwickelt, von den Arbeitsbienen gepflegt wird. Alle Bienen zeigen große Zuneigung gegen sie, und der ganze Schwarm zerstreut sich oder stirbt, wenn sie durch einen Zufall umkommt. Doch wollen einige Naturforscher beobachtet haben, daß sie sich zuweilen eine neue Königin verschaffen; sie erweitern nemlich eine gewöhnliche Zelle, pflegen die darin befindliche Brut mit Sorgfalt, und so entwickelt sich daraus eine neue Herrscherin. Uebrigens vergleiche man über die bewunderungswürdige Haushaltung der Bienen und ihre Pflege Bonnets Betrachtungen über die Natur, Strube's prakt. Anleitung zur Bienenzucht und Lehnke's Bienenzucht.

Bigot ist derjenige, der die Aeußerlichkeiten der Religion oder des Cultus für das Wesen derselben hält, und daran mit übermäßiger Strenge hängt, daher auch gegen Andersdenkende gewöhnlich

unduldsam ist. Bigotterie ist die Folge einseitiger Ausbildung oder auch gedankenloser Angewöhnung, gleichsam ein Fanatismus ohne Leidenschaft.

Bijouterie (franz.), kleine Putz- und Schmuckwaaren von Gold, Silber und Edelsteinen, als Ohrringe, Halsketten, Tuchnadeln, Pettschafte u. dergl. Aber auch aus unechten Metallen verfertigt man Bijouterien. Die meisten Bijouterie-Fabriken hat Frankreich, namentlich Paris und Lyon; in Deutschland sind die vorzüglichsten Fabriken in Wien, Berlin und Pforzheim.

Bilbao, Bilboa, 14° 57′ 45″ Länge, 43° 16′ 30″ Breite, die Hauptstadt der spanischen Provinz Biscaya, eine deutsche Meile von der See, am schiffbaren Strome Ybaizabal, über den zwei Brücken führen, von welchen die eine, erst vor wenig Jahren von Holz erbaute, einen einzigen kühnen Bogen hat, unter welchem die größten dort gewöhnlichen Flußfahrzeuge wegfahren. Die im Jahre 1300 von Don Diego Lopez de Haro gegründete Stadt ist gut gebaut, hat 5 Pfarrkirchen, 10 Klöster, an 1000 Häuser und ungefähr 15,000 Einwohner, eine nautische Schule, einen schönen Damm, eine Wasserleitung, ein Arsenal, Gerbereien, Segeltuch-Manufactur, Tauspinnereien, Ankerschmiede, Brauerei und vier Kupferhämmer. Sie hat keinen eigentlichen Hafen; kleine Fahrzeuge kommen den Strom herauf bis an die Kaien, die großen legen in Olaviaja an. Im Durchschnitte pflegen hier 500 bis 600 größere und kleinere Schiffe jährlich anzukommen. Der Hauptgegenstand des hiesigen Ausfuhrhandels ist die spanische Wolle, deren Menge sich in manchen Jahren auf 100,000 bis 120,000 Centner beläuft. Mit den über Bilbao eingeführten fremden Fabrikartikeln wird ganz Nordspanien versorgt.

Bilboquet, ein französisches Spiel mit einem Stäbchen, das an beiden Enden napfförmige Vertiefungen hat, worin man eine Kugel, die in der Mitte des Stäbchens befestigt ist, auffängt. — Man nennt aber auch das deutsche Stehauf (ein aus Kork geschnitztes, am Fuße mit Blei versehenes Männchen) Bilboquet.

Bilderdyk, einer der vorzüglichsten jetztlebenden holländischen Dichter. S. Holländische Literatur.

* Bildhauerkunst ist eine Tochter der Plastik, oder der Kunst halb- und ganz erhobene Figuren aus Thon und Gips zu formen; plastisch geformt waren die ältesten Götzenbilder aller Völker; das schwerere Schneiden der Gestalten aus Holz und Elfenbein, und das noch schwerere Aushauen derselben aus Stein und Gießen aus Metall, waren die Erfindungen späterer Zeiten. Doch auch diese Erfindungen wurden durch Religion geweckt, wie alle Kunst von ihr ausgeht; man stellte nur das vor, was angebetet werden sollte. Und so fällt der erste Anfang aller Bildnerei in das graueste Alterthum. Es gab Blöcke und rohe Steine oder Bäthylien, von denen es hieß, sie seyen vom Himmel gefallen, was man jetzt Aerolithen nennt. Diese Blöcke wurden auch als Gränz- und Marksteine verehrt, und hießen Termini. Vom neunten bis siebenten Jahrhundert vor Christi Geburt hatten die Griechen viel Verkehr mit den Phöniciern. Dieß kluge Handelsvolk verehrte den Gott Theut, Taaut, der ihnen die Buchstabenschrift lehrte. Wo sie nun diesen als Gränzstein hinsetzten, sagten sie, es sey ihr Gott, und zwangen die rohen Autochthonen ihn zu verehren. Solche Pfeiler hießen Hermä, daher wurde später der Gott der Wege und der Reisenden bei den Griechen Hermes genannt. Später setzte man auf diese Säulen einen

Kopf, dieß ist der Ursprung aller Büsten. Alle Werke der Bildhauerkunst theilt man in runde und halbrunde ein. Unter den ersten versteht man solche, die von allen Seiten betrachtet werden können, es mögen nun ganze Gestalten, Hermen, Brustbilder, Köpfe, Masken, Vasen Postamente oder andere Geräthschaften seyn. Die ältere Schwester dieser Bildhauerei in runden Formen ist die Architektur. Von Tempelerbauungen und Verzierungen geht alle Bildhauerkunst aus. Unter halbrunden Figuren versteht man solche, die nur einem Theil der Oberfläche nach aus einem flachen Grunde hervorragen. Diese nennt man Reliefs, und theilt sie, je nachdem sie über die Hälfte genau die Hälfte, oder unter die Hälfte ihrer Dicke heraussteben, in Haut-, Demi- und Basreliefs ein. Um eine Uebersicht über diese reiche Kunst zu gewinnen, wollen wir zuerst ihre Geschichte betrachten, dann die berühmsten Bildhauer alter und neuer Zeit anführen, und zuletzt einige Worte über den mechanischen und technischen Theil derselben sagen.

* Bildhauerkunst (Geschichte der). Man findet in der Bibel sehr alte Spuren von Bildhauerei; Laban, der im dreiundzwanzigsten Jahrhundert vor Chr. Geb. lebte, hatte geformte Hausgötter, die im Hebräischen Teraphim hießen. In den uralten indischen Höhlen- und Grottentempel findet man Monumente der Sculptur. So wie in der Pagode von Elephantine bei Bombay, eine colossale Statue des Brahma. Diese Gottheit ist sitzend mit gekreuzten Armen gebildet, von vorn mit dem Gesicht und den Formen des Mannes, und von der andern Seite mit Gesicht und Gestalt eines Weibes; auf der rechten Brust ist die Sonne abgebildet, auf der linken der Mond; Sterne und Firmament, Gewässer, Berge, Thiere und Pflanzen sind dargestellt auf dieser Statue, von welcher die Hindus glaubten, Gott habe sie seinem Sohn als Modell geschenkt bei Erschaffung der Welt. Die Phanthasie der Indier war sehr reich, aber sie neigte sich so besonders zum Symbolischen und Allegorischen hin, daß sie nie zu einem reinen Kunststyl gelangten. Höchst bedeutungsvoll sind ihre Bildwerke, aber ohne Schönheitssinn geformt zeigen sie uns gleichsam eine Mosaik von Ideen. Die prachtliebenden Perser hatten viele Bildwerke, wie die Ruinen von Persepolis beweisen; aber schon daß sie nie unbekleidete Gestalten bildeten hinderte sie, einen richtigen Begriff der menschlichen Formen zu gewinnen. In Assyrien blühte die Kunst unter der Königin Semiramis. Man erwähnt bronzne Statuen, welche sie, Belus und Ninus darstellten. In den Gebirgen von Kurdistan fand man uralte Bildwerke, in welchen die Landesbewohner Abbildugen von Khosru und seiner geliebten Schirin sehen, und den Sänger und Künstler Ferhad als Bildner nennen. Einen bestimmten Kunststyl gewannen zuerst die Aegypter. Düster und ernst, aber voll tiefen Sinnes waren die Kunstwerke dieser Völker, eben so verwandt durch die sie bedeckenden Hyroglyphen mit der Dichtung und Geschichte, als durch die Mumienbilder mit dem Glauben an die Unsterblichkeit. Aber so wie das Todtenreich der Mumien ihnen erst das wahre Daseyn schien, so ist die Kunst der Aegypter auch dem Tod verwandter als dem Leben; starr und bewegungslos sind alle ihre Gestalten, mumienartig; so sind selbst ihre Isisbilder. Diese sind dem uralten Dianenbild zu Ephesus und der urältesten griechischen Kunst überhaupt verwandt, so wie die dienende Anwendung der menschlichen Gestalt bei den Capitälern der Säulen zu Dendera, und den seltsam ausgedehnten weiblichen Körpern ebenda-

selbst, die einen einschließenden Kalendercyklus bilden, und die Vermischung menschlicher und thierischer Formen bei den Sphinxen, dem Anubis 2c. augenscheinlich mit der indischen Kunst verwandt ist. Wenn wir nun den altgriechischen Kunststyl betrachten, so finden wir zuerst wieder jene früher erwähnten Hermenbilder, die Doppelköpfe, die man Janusbilder nennt und die ursprünglich auf Sonne und Mond hindeuteten, zahllose Variationen der Hermen in Hermeraclen, Hermathenen, Hermeoten 2c. Von diesen, an denen weder Hände noch Füße angedeutet waren, ist die nächste Stufe zu den noch mumienähnlichern Bildern in Ebenholz und Cedern, wo die Arme anliegen, die Füße nur durch einen Mittelschnitt, Augen und Mund nur durch einen Schlitz bezeichnet waren. Später lös'te man die Arme und Füße und gab den Götterbildern Waffen, Schild und Spieß in die Hände, so entstanden die ersten Pallasbilder. Selbst andere bewaffnete Götterbilder, die in die Cretensische Götterfamilie gehören, wurden Palladien genannt, so z. B. die taurische Diana. Da sie immer nur klein waren, so wurden sie gewöhnlich auf Säulen gestellt, daher stammt das später immer auch bei größer ausgearbeiteten Figuren beibehaltene Wort Bildsäule. Wo man größere Bilder in Metall aushämmerte, war doch der Körper der Bilder nur ein säulenförmiger Cylinder, wie der Coloß des amycläischen Apollo. Mit dem Dädalus beginnt nun eine neue Kunstepoche. Von ihm sagten die Griechen symbolisch, sein göttliches Genie habe gemacht, daß die Bildsäulen gingen, sähen und sprächen. Unter ihm dachte man sich den Kunstmenschen oder Kunsterfinder überhaupt; er war zugleich das Symbol für den ersten Bergmann, daher die Fabel von dem Dädalischen Labyrinth in Kreta, oder den horizontalen Gängen in dem ersten Bergwerk des metallreichen Kreta. Man setzt ihn drei Menschenalter vor dem trojanischen Krieg und macht ihn zum Zeitgenossen des Minos. Alle Schüler und Nachahmer nannte man Söhne, daher hießen symbolisch alle Künstler Dädaliden. Hier trennt sich die altgriechische Kunst in den Styl drei verschiedener Völkerschaften, den altattischen, den äginetischen und den hetrurischen. Die Künste erblühten in den Tempeln nicht bloß durch Bildsäulen, sondern weit mehr noch durch Anathemata, Weihgeschenke, figurenreiche Throne, Kästen, Schilde, Dreifüße und Vasen. Berühmt sind hiervon 1) der Kasten des Cypselus in Olympia, aus Cedernholz in Gold und Elfenbein eingelegt, und 2) der Thron des Apollo zu Amyclä, als colossale Einfassung eines noch ältern Colosses des Apollo vom Magnesier Bathycles, etwa im Zeitalter des Solon gearbeitet. Er umfaßte in achtundzwanzig Feldern auswendig und vierzehn Feldern inwendig den ganzen damaligen Kunstkreis der Götter- und Heldenfabel. Auf diesen zwei Werken findet man charakteristischen Ausdruck selbst bei der größten Dürftigkeit und Unrichtigkeit der Zeichnung und Proportion, die Ueberschrift muß überall noch zu Hülfe kommen, die Gegenstände sind widrig, es ist an Bilderschrift gränzende Allegorie. Zwei Tempel sind in diesem Zeitraume merkwürdig als Werke der ersten Dädaliden Dipönus, Rhöcus und Scyllis: 1) das Häräum oder der uralte Tempel der Here, der Juno zu Samos. Das älteste Bild der Juno darin hatte der Aeginete Smilis gemacht, es war verschleiert und mit Stützen versehen; 2) das Artemision zu Ephesus; das älteste Bild darin hieß vom Himmel gefallen und war von den Amazonen geweiht; dann kam das schwarze Dianenbild in Mumiengestalt mit den vielen Brü-

ken, als Naturgöttin, dahin. In jener Zeit setzte man auch Bilder aus getriebenem Erzblech zusammen, später fing man in Samos an sie in Bronze zu gießen, aber stückweise, man heftete sie mit Nägeln zusammen, die wie Schwalbenschwänze geformt waren. Es haben sich noch mehrere Werke aus diesem ältesten Zeitraume erhalten. Alles ist in ihnen übertrieben, die Bewegungen sind eckig, die Falten ängstlich überhäuft, die Gewänder zackig fliegend, die Umrisse charakterlos und schwankend. Dieser älteste Styl zeigte von Stärke und Kraft, ohne Ausdruck und Schönheit. Unter den Pisistratiden blühte die Kunst immer mehr. Doch erst in den zwanzig glücklichen Jahren unter Perikles Herrschaft erwachte der höhere Kunstsinn. In diesem kurzen Zeitraume erhielt Athen köstlichere Kunstwerke, als die Weltbeherrscherin Rom sich in sieben Jahrhunderten verschaffen konnte. Die Wirkung der großen Dichter dieser Zeit auf die Kunst war gewiß sehr bedeutend. Es war das Zeitalter der Musterformen und des Idealstyls. Phidias schuf zwei Hauptideale, die Minerva und den Jupiter, die erstere für das Parthenon in Athen, der letztere war der berühmte olympische Jupiter zu Elis. Beide waren in Elfenbein und Gold gearbeitet, der Gott war reizend gebildet und hatte dennoch 40 Fuß Höhe. Sein Thron war herrlich verziert, der Ausdruck Jupiters selbst war eine Vereinigung von Macht, Klugheit und Milde; er thronte hier als oberster Kampfrichter bei dem Panhellenenfeste. Seine Größe wird auch am anschaulichsten durch die Worte eines Epigrammisten, welcher sagt: „Die Bildsäule würde das Dach des Tempels wie eine dünne Schale abgestoßen haben, wenn sie je von ihrem goldenen Stuhl aufgestanden wäre." Durch Phidias war nun der Kreis der Idealgestalten eröffnet. Für die männlichen Gebilde theilte sich später dieser in Götter, Halbgötter und Helden ein; für die weiblichen konnten vielerlei Gestaltungen sich zum Ideal erheben, 1) die Jungfrau; diese sondern sich wieder nach den zwei Hauptstämmen ab, in: a) die dorisch-cretensische hochgeschürzte, zweimal gegürtete Jungfrau zur Diana, zu Amazonen, Nymphen und Bacchantinnen: b) die attisch-ionische Jungfrau zu den Musen, Canephoren und Priesterinnen; 2) die Matrone, zum höchsten Ideal in der argivischen Juno, ferner zum Ideal der Ceres, Cybele und später der Nemesis, Fortuna, Pudicitia, Pietas, bis auf die römischen Kaiserinnen und Vestalinnen, so wie die schönen Herculanerinnen in der Dresdner Gallerie; 3) die Hetäre wurde zum Ideal der Venus Anadyomene erhoben; 4) die Männin (Virago) zur Pallas-Athene, als Krieg- und Kunstübende ewige Jungfrau. Zu den männlichen Gestaltungen gehört nun noch der gymnastische und der athletische Kreis. Polyclet schuf den ersten, indem er zweierlei Jünglingsideale bildete, in seinem Diadumenos, dem Jüngling, der sich selbst die Siegerbinde um das Haupt schlingt, den sanftmüthigen, und in seinem Doryphoros, der kühn die Lanze vor sich hinstellt, den kampflustigen Jüngling. Polyclet bildete auch den berühmten Canon, das Musterbild aller Proportionen. Den athletischen Kreis bildete zuerst Myron; seine Ringergestalten sind hochberühmt, besonders sein Discobolus, welcher den linken Arm aufs Knie stützt, und sich umbiegend den Discus mit der Rechten rückwärts wirft. Er schuf ferner das diesen Kreis beschließende Ideal des Hercules, und formte die Ideale des ganzen Thierreiches. Nun erst, hundert Jahre nach Phidias, 364 vor Chr. Geb. ging der hohe oder Idealstyl in den schönen über. Jetzt fingen die eigentlichen Marmorbildner an, Sco-

pas und Praxiteles waren die ersten; sie bearbeiteten den Kreis der bacchischen Tänze oder Thyasen; hier wurden die zartesten Formen der Schönheit mit schwärmerischem Wahnsinn verschmolzen. Die Gruppe wurde vom Scopas erfunden, vom Praxiteles die Ideale der Diana, der Venus und des Bacchus. Er war der Vater einer zahlreichen Künstlerfamilie; nach ihm ging der schöne Styl in den graziösen über, der an Ausdruk und Weihe gewann, was er an Größe verlor. Auf Proportion und Symmetrie hielt man jezt am meisten. Es war das Zeitalter Alexanders, wo Lysippus einen neuen Weg in der Kunst wählte, indem er viele Portraitstatuen bildete. Er war der einzige, der Alexandern darstellen durfte, so wie nur Apelles ihn malen durfte. Diese lezte blühende Periode griechischer Kunst fing 336 Jahre vor Chr. Geb. an. Sie umfaßte den lezten möglichen Kunstkreis, den der idealisirten Königs- und Kriegerfiguren. Lysipp behielt Polyclets Regeln der Proportion im Auge, aber er machte die Körper schlanker und die Köpfe kleiner, er verwandte auch besondere Sorgfalt auf die Ausarbeitung der Haare. Man rühmt sehr seine geistathmenden Bilder. Die plastische Kunst erhielt durch die Einwirkung der Malerei etwas sentimentales, dessen höchste Vollendung im Pathetischen die Laocoonsgruppe ist. Der Colossal-Geschmack verbreitete sich und trug viel zum Verfall der Kunst bei, das Ueberladene hängt genau damit zusammen. Seit den macedonischen und syrischen Kriegen, 200 Jahre v. Chr. Geb., fingen die Kunstplünderungen der Römer an. Paulus Aemilius schmückte seinen dreitägigen Triumphzug mit ungeheueren Schätzen von griechischen Kunstwerken. Das Forum Romanum wurde oft mit kostbaren Teppichen umspannt und zum Theater umgeschaffen, welches dann wohl 3000 Statuen zierten. 12,000 standen auf dem Capitol allein. Mit den Kunstwerken wendeten sich auch die griechischen Künstler nach Rom, doch die Kunst blieb hier verpflanzt und wurde nie heimisch. Seit den Zeiten des Sylla wuchs die Kunstliebhaberei bis zur Raserei; die lezte Spätblüthe der Kunst bemerken wir in Adrians Zeitalter. Höchste Zierlichkeit, Glätte und Vollendung war ihr Charakter. Dieser Geschmack erhielt sich unter den Antoninen mit leiser Ausartung, sank aber ganz unter Severus und seinen Nachfolgern; vor Constantin dem Großen war die Kunst völlig untergegangen. Erst im dreizehnten Jahrhundert entstand die Bildhauerkunst wieder in Italien; die neuern Künstler waren auch wieder geschickte Erzbildner. Der größte Meister jener ersten Periode neuerer Kunst war Michael Angelo Buonarotti; durch ihn und seine Schüler erhob sich die Bildhauerkunst im Abendlande. Was rohe Barbarei, Fanatismus und zerstörende Naturbegebenheiten nicht ganz vernichtet hatten, das rettete man aus den Ruinen der alten Größe und Herrlichkeit. Vorzüglich dankt die Kunst und die Menschheit den edlen Cosmus und Lorenzo von Medicis das Wiederaufleben einer schönern Zeit. Die Künstler wurden geehrt und unterstüzt, die Schätze des Alterthums gesammelt und Museen angelegt. Die benachbarten Fürsten wetteiferten, es den Mediceern gleich zu thun. Doch erreichte die neuere Kunst nie die Hoheit und stille Größe der alten. Objective Reinheit in den Darstellungen zeichnet die alte Kunst so besonders aus, keine subjective Individualität war ihr beigemischt; unter allen neuern Künstlern hat nur Raphael diese Objectivität; jeder neuere Künstler sprach sich selbst in seinen Werken aus, der alte Künstler verschwand hinter den seinigen. Durch Buonarotti's stolze

Kraft artete die Kunst bald in Unnatur aus, und durch Bernini's gesuchte Anmuth, in Manier und Geziertheit; der echte Schönheitssinn war verschwunden, man wollte eitel die Alten übertreffen, nicht fühlend, daß man zu tief stand, um sie zu verstehen und zu ehren! Durch das überwiegende Beispiel von Frankreich sank der gute Geschmack in allen Künsten immer mehr, die Natur der Menschen selbst wurde verschroben. Modethorheit herrschte tyrannisch. Im 18ten Jahrhundert zündete zuerst Winkelmann die Fackel der neuern Kunst wieder an, und öffnete seinen Zeitgenossen die Augen für die hohe Schönheit der Antike. Der Cardinal Albani und Mengs boten ihm die Hand; so wurde die neue Morgenröthe des Kunst- und Schönheitssinnes wieder herbeigeführt. Die jetzige Zeit ist stolz auf mehrere wackere Bildner. Es mußte erst ein scheinbarer Stillstand in der Kunst eintreten, das Schlechte mußte ganz sinken, ehe das Schöne wieder erblühen konnte. Canova wurde der Gründer einer neuen Kunstperiode, Thorwaldsen steht ihm kräftig zur Seite und nach den Fortschritten zu urtheilen, die seit dreißig Jahren die neuere Bildhauerkunst machte und dem Herrlichen, was in so kurzer Zeit darin geleistet wurde, darf man hoffen, daß sie auf sicherer Bahn ist als im sechszehnten Jahrhundert. Jetzt wollen wir einen Blick auf die Meister werfen, um durch sie und ihre Werke den Gang der Geschichte desto klarer zu verstehen.

(Die berühmtesten Bildner der Alten). Früheste Periode. Daß wir hier nicht mit Vulkan (Tubalkain) und Prometheus anfangen dürfen, lehrt uns die Kunstgeschichte. Jenes sind nur symbolische Gestalten, und die sinnigen Griechen deuten uns durch diesen gebrechlichen Gott und göttergleichen Menschen nur die alle irdischen Stoffe besiegende technische Kraft und Geschicklichkeit, und im Gegensatz, die Kühnheit, welche durch den himmlischen Geistesfunken irdische Gebilde unsterblich macht, an. In Dädalus aus Athen sehen wir den ersten großen Bildner, man kann sein Daseyn ungefähr vierzehn Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung annehmen. Zugleich lebte Smilis in Aegina. Epeus soll das trojanische Pferd verfertigt haben. Rhokus aus Samos erfand 700 Jahre vor unserer Zeitrechnung die Kunst zu modelliren und Statuen aus Erz zu gießen. Theodorus und Telekles, seine Söhne, reis'ten der Kunst wegen nach Aegypten. Der erstere machte in Ephesus die Hälfte der Statue des Apoll für den Tempel des pythischen Apoll zu Samos, und der letztere die andere Hälfte zu Samos, eine Sitte, welche nur bei dem Zustande der ägyptischen Kunst möglich war. Dibutades erfand die Kunst, Portraits in gebrannter Erde zu machen, seine Tochter Kallirrhoe erweckte diese Idee in ihm, indem sie den Schatten ihres Geliebten mit einer Kohle auf der Wand umriß. Euchir von Corinth begleitete 663 Jahre vor Chr. Geb. den Demaratus, Vetter des ältern Tarquin, nach Italien und brachte die Modellirkunst nach Hetrurien. Dipönus und Scylles wurden die Meister einer großen Schule. Malas und seine Nachkommen gehörten zu den berühmtesten Bildnern jener Zeit. Perilaus arbeitete für Phalaris, welcher 564 Jahre vor Chr. Geb. in Sicilien herrschte, den berühmten ehernen Stier, ein herrliches Kunstwerk, worin aber der Künstler selbst verbrannt wurde. Unter die vorzüglichsten Kunstwerke in Stein gehörten die Arbeiten des Bathykles aus Amiklä. Kallon aus Aegina lebte 540 Jahre vor Chr. Geb. Demeas von Krotona verfertigte die Statue des Milon. Iphikrates bildete die eherne Löwin der

Leäna, welche um die Verschwörung des Harmodius und Aristogiton gegen Hipparchus wußte, und bei der Tortur, unter welcher sie starb, dennoch nichts verrieth. Um das heldenmüthige Schweigen dieses Mädchens auszudrücken, gab der Künstler der Löwin keine Zunge. Onatas aus Aegina mußte das Bild der sogenannten schwarzen Ceres zu Phygalea wieder herstellen. Ageladas aus Argos hält man für den Lehrer des Phidias.

Zweite Periode. Hoher Kunststyl. Mit Phidias aus Athen fing die Zeit des hohen Idealstyls an, er war dessen Schöpfer. Er lebte in der glücklichen Zeit des Perikles. Außer seinen beiden Hauptwerken, Pallas Athene und Jupiter, sind noch sehr berühmt: seine Pallas aus Erz für Athen, seine Venus Urania, seine Nemesis im Tempel bei Marathon und seine Amazone, die schöngestaltete genannt. Er arbeitete nur einen einzigen Knaben nach dem Leben. Seine Lieblingsschüler waren Alkamenes aus Attica, und Agorakritus von Paros. Die berühmtesten Werke des erstern waren sein Vulkan, sein olympischer Sieger, sein Amor, sein Mars und seine Venus. Der zweite wurde noch mehr von Phidias geliebt; er wetteiferte mit Alkamenes bei Verfertigung einer Venus, und wurde von den Atheniensern nur aus Vorliebe für ihren Mitbürger nachgesetzt; er schuf seine Venus zu einer Nemesis um und verkaufte sie nach Rhamnus. Varro hielt diese Statue für die schönste, die je geschaffen worden sey. Polycletus von Argos war Schöpfer der Juno zu Argos, dieses dritten Hauptideales, eines Seitenstücks zum olympischen Jupiter. In der ludovisischen Juno ist uns noch eine Nachbildung ihres Kopfes aufbewahrt. Außer seinem berühmten Canon bildete auch Polyclet alle schönen Stellungen der Knabengymnastik und alle naiven Spiele der Jugend; höchstes Ideal dieses Kreises ist sein Merkur. Da zartere Weichheit diesem Meister eigen war, so ist es natürlich, daß ihm die reizenden Canephoren von Athen so gelangen. Er war hauptsächlich Erzbildner. Sein Mitschüler und Nebenbuhler war Myron aus Eleutherä in Böotien. Er schuf drei auf einer Basis zusammengestellte Colosse, Minerva, die den apotheosirten Hercules dem Jupiter vorstellt. Myrons vielumfassende Mannigfaltigkeit zeigte sich auch in der Wahl neuer, kühner Stellungen. Er verschmähte die zarteren Ephebengestalten und zeigte seine Kraft in der Darstellung der ausgearbeitetsten Athletenkörper. Sein Läufer, sein Wurfscheibenschleuderer und seine Pancratiasten sind berühmt; diesen Kreis schloß sein Ideal des Hercules. Ueberdem sind unter den Thiergestalten seine Kuh und sein Seedrache berühmt. Nur eins war diesem großen Bildner versagt, die Grazie des Ausdrucks; hierin übertraf ihn sein Nebenbuhler Pythagoras von Rhegium, der die Wellenlinie als Schönheitszug bestimmte und die Nerven und Adern zuerst zart anzudeuten verstand. Dieser schuf das Ideal des Apollo in der Stellung des Pythonschützen, dessen Nachbildung die herrlichste Statue ist, die wir noch besitzen, der Apoll von Belvedere.

Dritte Periode. Schöner Kunststyl. Sokrates, der Bildner der bekleideten Grazien, macht den Uebergang zu dieser Kunstepoche, so wie Athenodorus und Naucydes. Praxiteles und Scopas brachten die Kunst zur höchsten Vollendung, indem sie Schönheit mit Anmuth vereinten. Die berühmtesten Werke des Scopas waren seine rasende Bacchantin (ein Gott schien diese Mänade zu beseelen, der weit rückgebogene Kopf vereinte die höchste Schönheit mit bacchischem Wahnsinn) sein Amor, seine Venus (wahrscheinlich das

Vorbild der medizeischen) und seine Gruppe, der Triumph des Achilles den Thetis nach seinem Tode in die glücklichen Inseln führt, wobei Scopas Gelegenheit fand, zahllose Tritonen, Nereiden und Seeungeheuer in den anmuthigsten Gruppirungen zusammen zu stellen. Praxiteles, der seelenvollste aller Bildner, schuf die vollendeten Ideale der Diana und des Bacchus. Letztern bildete er als Gegensatz zu den Satyrn und Faunen, die alles Rohe und Ausgelassene ausdrücken; er war mit zarter Weichheit gebildet, ohne weiblich zu seyn, es war die personificirte, ewige Fröhlichkeit im siegreichen Göttersohn, das holdeste und würdevollste Far niente im Spiel mit den scherzenden Umgebungen. Seine Diana zeigte die jungfräulichste Sittlichkeit bei rascher Thatkraft. Homers Nausikaa begeisterte ihn dazu. Er schuf ferner die gepriesene Satyrstatur, Peribheros, und das Ideal des Eros. Dieser wurde von den Alten nie als Kind gebildet; die wahre Kinderbildung konnte erst im christlichen Kunstkreis statt finden. Eros wurde stets als ein zum Jüngling reifender Knabe dargestellt. Praxiteles wagte zuerst die Venus ganz zu entkleiden und schuf so das neuere Ideal derselben. Vor allen berühmt sind seine Venusbilder zu Cos und zu Gnidos. Erstere ist von unten bis auf die Hüften verhüllt, die Gnidische ganz enthüllte hielt das Gewand mit der Linken über das Badegefäß. Wir besitzen von beiden Nachbildungen. Man schreibt die Gruppe der Niobe diesem Meister zu. Sein Sohn Cephissodorus war berühmt durch sein gymnastisches Symplegma (so nennt man es, wenn die Ringer alle vier Hände in einander verschränkten) und seinen Aeskulap. Von ihm an artete die Kunst durch die üppigsten Darstellungen aus; schon Praxiteles bildete für Phrynen eine Gruppe in Bronze, worin er eine lachende Hetäre einer weinenden Matrone gegenüberstellte. Hermaphroditen, Satyr- und Nymphengruppen wurden mit hoher Kunstvollendung, aber zügellosem Sinn gebildet.

Vierte Periode. Zeitalter Alexander des Großen. Nur durch Grazie und immer zartere Ausführung konnte die Kunst jetzt noch etwas gewinnen, indem die hohe Idealschönheit sank. Lysippus von Sicyon trat auf und wurde der Meister veredelter Portraitbildung. Unter den Göttern war Herkules sein Liebling und er vollendete die vom Euphranor angegebene Idealfigur des Neptun. Er stellte den Alexander vom Knaben an bis zum Manne dar. Plinius behauptet, er habe allein 1500 Statuen gebildet; andere schränken diese Zahl auf 610 ein. Er wurde sehr alt; bei dieser Angabe ist jede Gestalt seiner großen Gruppen einzeln gezählt. Unter diesen Statuenvereinen sind, Alexanders Jagd, und die 25 Statuen zu Pferde, die macedonischen Freunde vorstellend, die beim ersten Angriff am Granicus an Alexanders Seite fielen, die berühmtesten. Seine Pferde waren sehr schön. Euthycrates, sein Sohn Apollodorus und Silanion waren große Bildner dieser Zeit. Chares von Lindus goß den berühmten Sonnencoloß zu Rhodus, er brachte zehn Jahre damit zu. Dieser Coloß war 70 Ellen oder 105 pariser Schuh hoch. Er wurde nach sechsunddreißig Jahren durch ein Erdbeben zerstört, die Trümmer lagen gegen 870 Jahre und wurden im Jahre 651 nach Chr. Geb. verkauft und auf 900 Kameelen fortgeschafft. Agesander, Athenodorus und Polydorus, Vater und Söhne aus Rhodus, bildeten die berühmte Gruppe des Laokoon mit seinen Söhnen, Glykon von Athen den Farnesischen Herkules, Apollonius und Tauriscus den Farnesischen Stier.

Die Bildhauer der Römer waren Griechen; wir können von ihnen nur den Arcesilbus, Freund des Lucius Lucullus, bemerken, und den Pasiteles, den größten Modellier zu Pompejus Zeit. Er schrieb fünf Bücher über die berühmtesten Kunstwerke. Zenodorus hatte in Gallien einen ungeheuer großen Merkur in Erz gebildet, und wurde vom Nero nach Rom berufen, um dessen Bild in einem 110 Fuß hohen Coloß darzustellen; Der Guß mißlang. Unter dem Kaiser August wurde die schöne liegende Statue der sterbenden Cleopatra gebildet. Kleomenes, ein Athenienser, verfertigte unter Tiberius die schöne Statue des Germanicus. Die vier ungemein schönen metallnen Pferde, die lange zu Venedig über dem Haupteingange der Markuskirche standen, wurden unter Nero gearbeitet. Der herrliche Antinous, eine der vollendetesten und schönsten Statuen, ist aus Hadrians Zeit.

Die berühmtesten Bildner der neuern Zeit. Frühere Periode. 1) Italienische Bildhauer. Im elften Jahrhundert wird zuerst wieder ein Bildhauer Buono erwähnt, im zwölften Bonanno aus Pisa. Nicolo Pisano starb 1270 und wird Wiederhersteller des guten Geschmackes in der Bildhauerkunst genannt. Von seinem Sohne Giovanni Pisano sieht man noch viele Werke in Pisa. Andrea Orgagna, mit dem Beinamen Buffalmaco, starb 1389. Luca della Robbia wußte seine aus gebrannter Erde gemachten Werke mit einem guten Firniß zu überziehen. Lorenzo Ghiberti der 1455 starb, war ein sehr geschickter Meister; seine in Erz gegossenen Thüren am Battisterio zu Florenz sind berühmt; Michael Angelo erklärte sie für würdig an dem Eingange des Paradieses zu stehen. Donatello, geboren zu Florenz 1383, bereicherte Venedig, Florenz, Genua und Faenza mit seinen Werken; ein kahlköpfiger Greis von ihm ist in Florenz berühmt. Er bildete für die Marcuskirche zu Florenz die ehernen Statuen des heil. Petrus, Georgo und Marcus; die letztere ist besonders merkwürdig durch die Frage des Michael Angelo: „Marco, perchè non mi parli?“ (Marcus, warum sprichst du nicht mit mir?) Donatello starb 1466. Sein Bruder Simon machte eine der Bronzethüren der Peterskirche, und das Monument Martin V. in der Laterankirche. Andrea Pisano war sowohl als Bildner wie als Stempelschneider berühmt. Lor. Lotto, Lorenzetto genannt, war der erste, der es wagte, beschädigte alte Statuen wieder zu ergänzen. Andrea Verrocchio, der Lehrer des Perugino und des Leonardo da Vinci in der Malerei, gab aus Neid über diese Schüler, diese Kunst auf und widmete sich einzig der Bildnerei. Unter den Neuern war er der erste, der die Kunst wieder erfand, Verstorbene abzuformen. Rustici, 1470 zu Florenz geboren, war Schüler des Verrocchio und nachher des Leonardo da Vinci. Von letzterm lernte er die Kunst zu modelliren, den Marmor zu bearbeiten, in Bronze zu gießen und die Perspective. Seine berühmtesten Arbeiten sind eine Europa, eine Leda, ein Vulkan und ein Neptun. Michael Angelo Buonarotti, geboren zu Florenz 1474, gestorben 1564, lieferte schon in früher Jugend Werke, worüber man staunte, den Kopf einer alten Frau und die Statue eines Herkules. Man bewundert besonders seinen Bacchus, die berühmte Colossalstatue Julius II., für dessen Monument er drei Figuren bildete, unter denen sein berühmter Moses ist, ferner seinen David, seine Victoria zu Florenz und seine Bildsäule der Nacht auf dem Grabmale des Julian von Medicis. Sein Amor, den er in Florenz vergraben

hatte und wieder ausgraben ließ, wurde für eine schöne Antike gehalten, bis der Künstler einen zurückbehaltenen Arm desselben vorzeigte. Tatti, von seinem Geburtsorte Sansovino genannt, 1477 geboren, verfertigte noch als Jüngling zu Rom ein Modell von der Laokoonsgruppe, welches nach Raphaels Urtheil den Preis erhielt, und in Erz gegossen wurde. Er verfertigte viele Werke für Venedig, worunter besonders die Marmorbilder der Jungfrau in der S. Marcuskirche und Johannes des Täufers in der Kirche zu Casa Grande berühmt sind. Man lobt besonders die Leichtigkeit seiner Drapperien und die Bewegung seiner Figuren. Baccio Bandinelli, 1487 zu Florenz geboren, wetteiferte mit Buonarotti. Er hatte große Kenntnisse der Anatomie, seine Manier ist kräftig, aber rauh. Er ergänzte den rechten Arm des Laokon; seine Basreliefs auf den Grabmälern Leo X. und Clemens VII. sind bekannt. Benvenuto Cellini, 1500 zu Florenz geboren, war Bildner, Goldschmidt und Maler. Properzia Rossi, aus Bologna, ist die einzige berühmte Künstlerin in der Sculptur. Zwei Engel in Marmor, welche die Façade der Kirche der heil. Petronia schmücken, und mehrere Büsten gründeten ihren Ruf. Sie stellte geschickt und zart die Leidensgeschichte und viele Apostelgestalten auf Pfirsichkernen in Basrelief dar. In der Gallerie des Marchese Grassi in Bologna bewahrte man elf solcher Kerne. Sie studirte die Regeln der Baukunst und der Perspective, war geschickte Malerin und Tonkünstlerin. Eine unglückliche Liebe veranlaßte den Tod dieser berühmten Künstlerin in der Blüthe ihrer Jahre, 1530. Sie grub die traurige Geschichte ihrer Gefühle in Marmor, und dies Basrelief wurde ihr Meisterwerk. Guglielmo della Porta, aus Mailand, stellte im Jahre 1573 mehrere Antiken in Rom her, besonders ergänzte er die Beine des Farnesischen Herkules so gut, daß Buonarotti die siebenundzwanzig Jahre später gefundenen, nicht besser fand. Die schöne Statue der Gerechtigkeit auf dem Grabmale Paul III. in der Peterskirche, ist von diesem Meister, so wie die vier großen Propheten in den Nischen zwischen den Pfeilern der ersten Arkade derselben Kirche. — Mit Bernini, 1598 zu Neapel geboren, fängt eine zweite Periode der italienischen Sculptur an. Er war ein Mann von ungemeinen Talenten, aber seine Kühnheit, seine Phantasie und besonders sein Streben allgemein zu gefallen, rissen ihn zur regellosen Manier hin; er suchte die natürliche Anmuth zu überbieten und setzte sie vergeblich in die Grübchen in den Wangen. Seine heil. Theresia und heil. Bibiana waren seine Meisterwerke. Alessandro Algardi, zu Bologna geboren, wetteiferte mit Bernini. Er war ein Schüler des Lodovico Carracci, und der Maler blickte oft aus seinen Werken hervor. Durch zwei Statuen von übernatürlicher Größe, einen Johannes und eine Magdalena, gründete er seinen Ruf. Sein berühmtestes Werk ist ein sehr großes Basrelief aus einem einzigen Stück Marmor in der Peterskirche. Papst Leo den Großen vorstellend, wie er den wüthenden Attila mit der Rache der Apostel Paulus und Petrus bedroht. Es ist 32 Fuß hoch und 18 breit. Seine eherne Statue des Papstes Innocenz X. ist die schönste Statue der Päpste in Rom. Algardi hatte eine besondere Gabe die Schönheit der Kinder und Liebesgötter darzustellen. Er starb 1654. Höchst berühmt und durch zahllose Copien bekannt, ist sein Kruzifix. Er überschritt oft die Gränzen der Sculptur, indem er die Wirkungen des Helldunkels in seinen Basreliefs aufsuchte, und dem Schein mehr als der Wahrheit hul-

digte. Er war der Stifter einer großen Schule. Domenico Guido, Antonio Raggi, Ercole Ferrrata und Gabriel Brunelli zeichnen sich unter den vielen Nachfolgern jener beiden letztern aus. Gonnelli, der Blinde von Cambassi genannt, verlor schon im zwanzigsten Jahre die Sehkraft und machte sich einzig durch das tastende Gefühl zum Bildner. So formte er in gebrannter Erde, Cosmus I. Großherzog von Toskana. Tubi, 1630 in Rom geboren, arbeitete viel für Frankreich. Die berühmte Gruppe auf Turenne's Grabmale ist von ihm. Camillo Rusconi, 1658 zu Mailand geboren, liebte die antiken Vorbilder innig und copirte sie meisterhaft. Sein Hauptstück ist das Grabmal Gregor XIII. in der Peterskirche. Die Stellung seiner Figuren ist majestätisch und schön, sein Styl ist correct, voll Ausdruck, Feuer und Leben. Angelo Rossi, 1671 in Genua geboren, zeichnete sich besonders durch seine trefflichen Reliefs aus. Er folgte mehr dem Geschmacke der Alten als Algardi's Styl, und arbeitete sie nicht so tief, sondern mehr als Demirelief. Seine Arbeit in dieser Gattung für das Grabmal Alexander VIII. ist das schönste Basrelief in der Peterskirche. Gaetano Zumbo, 1656 zu Syrakus geboren, hatte keinen andern Lehrer als sein Genie. Er trieb das Poussieren in farbigem Wachs zu großer Vollendung; er arbeitete den bekannten Cyclus der Verwesung, wo alle Grade derselben in fünf nach der Natur colorirten Leichnamen dargestellt sind, mit schaudererweckender Wahrheit, für den Großherzog von Toskana. Eine Geburt des Heilandes und eine Kreuzabnahme gehören zu seinen Meisterwerken.

2) Französische Bildhauer. Jean Goujon, aus Paris, ist der erste berühmte Bildner in Frankreich. Sein berühmtestes Werk ist die Fontaine der Nymphen auf dem Markte des Innocents in Paris, welche er unter Franz I. anfing und 1550 unter Heinrich II. endigte. Er war auch Baukünstler und Stempelschneider. Er kam 1572 bei dem Blutbade der Bartholomäusnacht um. Germain Pilon, aus Paris, hatte viel Grazie, aber er war oft incorrekt. Er war der erste Bildner, der die verschiedenen Stoffe der Drapperien genau unterschied. Sein schönstes Werk war die Gruppe der drei christlichen Tugenden, aus einem weißen Marmorblock gebildet, für die Cölestiner-Kirche. Jean von Bologna war 1524 zu Douai geboren. Er kam früh nach Rom und wurde Buonarotti's Schüler. Seiner Armuth wegen wollte er schon wieder heimkehren, als ihm ein Kunstfreund in Florenz ein Stück Marmor gab, woraus er eine Venus bildete, durch die er sehr berühmt wurde. Seine vorzüglichsten Werke sind Simson und ein Philister zu Florenz, sein colossaler Neptun und sein Raub der Sabinerinnen daselbst, sein fliegender Mercur in Erz und sein Jupiter Pluvius, der größte Coloß der neuern Kunst. Von seinem Schüler Tacca war das Pferd der Statue Heinrich IV. auf dem Pontneuf und die Statue Philipp IV. Königs von Spanien zu Pferde im vollen Gallop dargestellt, in Buen-Retiro. Jacques Sarrasin, 1590 zu Noyon geboren, bildete sich in Rom, und verband Genie mit Eleganz und Grazie. Die Caryatiden, welche den großen Pavillon des alten Louvres zieren, und die Gruppe Romulus und Remus in Versailles gehören zu seinen Meisterwerken. Er stiftete eine fruchtbare Schule und starb 1660. Von François Anguier war das schöne Mausoleum des Herzogs von Montmorency, in der Marienkirche zu Moulins, und von dessen Bruder Michel die Statuen und Reliefs des Thores St. Denis. Von Theodon war die

schöne Statue des heil. Johannes im Lateran, und die beiden großen Gruppen im Tuileriengarten, Atlas, der sich in einen Felsen, und Phaetusa, die sich in eine Pappel verwandelt. Er starb 1680. Lerambert verfertigte viele Gruppen für Versailles. Puget, 1622 zu Marseille geboren, war Maler, Architekt und Bildhauer. Hätte er die reinen Formen der Antike mehr studirt, so würde er alle neuern Bildner haben übertreffen können. Seine Werke sind kühn und kräftig. Besonders berühmt sind seine zwei colossalen Termen am Rathhause zu Toulon, seine Statue des Milon im Park von Versailles, und sein sterbender Fechter. Die Brüder Marsy, 1624 und 1628 zu Cambray geboren, verfertigten die ehernen Statuen des Bacchus und der Latona zu Versailles, und die berühmte Pferdegruppe bei den Bädern des Apoll daselbst. François Girardon, 1630 zu Troyes geboren, war der berühmteste Bildner aus dem Zeitalter Ludwig XIV. Seine Ritterstatue dieses Königs, die sonst auf dem Platze Vendome stand, 21 Fuß hoch, war das erste Werk der Neuern, welches aus einem einzigen Guſſe gegossen wurde. Die meisten von Girardons Werken sind nach Zeichnungen von Le Brun und zieren den Park von Versailles. Pierre le Gros, 1656 zu Paris geboren, lebte fast stets in Rom, und gehört zu den besten französischen Künstlern. Seine berühmtesten Arbeiten sind eine schön drappirte Römerin im Tuileriengarten, der heil. Dominicus in der Peterskirche, die Gruppe des heil. Ignaz, und die heil. Theresia in der Carmeliterkirche zu Turin. Er starb 1719, tief gekränkt durch die Gleichgültigkeit, welche die pariser Akademiker ihm bewiesen. Nicolas Coustou, 1658 zu Lyon geboren, hatte viel Geschmack und Leichtigkeit, doch einen ganz französischen Styl. Sein Bruder Guillaume übertraf ihn noch, er vollendete das von seinem Bruder angefangene Basrelief le passage du Rhin. Edmond Bouchardon, 1698 zu Chaumont geboren, wurde besonders berühmt durch seine Fontaine des Grenelles in Paris, und seinen Amor zu Choisy, der sich aus der Keule des Hercules einen Bogen macht. Ein herrliches Werk war seine Ritterstatue Ludwig XV. Sein Styl war mehr sanft als erhaben, mehr geregelt als kühn. Von Lambert Adam, 1700 zu Nancy geboren, sind die beiden 18 Fuß hohen Statuen, die Seine und Marne, zu St. Cloud, so wie die Gruppe Neptun und Amphitrite zu Versailles. Sein Styl ist rauh und wild. Lemoyne zeichnete sich durch Portraits aus, er war feurig, aber incorrekt. René Slodz, 1705 zu Paris geboren, arbeitete im einfach großen Styl; wenige verstanden das Drappiren besser als er, doch sind seine Formen nicht immer rein. Baptiste Pigalle, 1714 zu Paris geboren, bildete sich nur durch unsäglichen Fleiß. Seine Statuen, Mercur und Venus, sind berühmt, beide erhielt der König von Preußen. Das berühmte Grabmal des Marschalls von Sachsen zu Straßburg ist sein Werk. Ein Knabe mit einem Käfig, aus welchem der Vogel entflogen ist, erwarb ihm durch die Wahrheit der Formen und des Ausdrucks allgemeinen Beifall. Er starb 1785. Etienne Falconet wurde nach Petersburg berufen, um die metallne Statue zu Pferde von Peter dem Großen zu machen. Demoiselle Collot machte das Modell zu dem Kopf derselben.

3) Deutsche Bildhauer. Lange schon vor Albrecht Dürers Zeit blühten in Süddeutschland gar wackere Bildner, deren Fleiß und Trefflichkeit uns die Kirchen, Rahthäuser und Brunnen in Nürnberg und andern Orten beweisen, ja der Spuren noch älterer Bild-

hauerkunst finden wir in den zahllosen Rittergestalten und Heiligenbildern noch viele, die sich in allen Münstern und besonders im Dom zu Cöln bis in die zartesten Thürmchen hinaufranken. Doch die Namen dieser Meister sind unbekannt, wahrscheinlich kamen die ersten von Byzanz herüber. Albrecht Dürer, der ein allgemeines Kunstgenie war, zeigte sich auch als trefflicher Bildner in großen und kleinen, ganz und halb erhobenen Gestalten aus Holz und Stein. Leonhard Kern, 1580 zu Forchtenberg geboren, bildete sich in Italien, und arbeitete mit vieler Kunst in Holz, Stein und Elfenbein. Gottfried Leygebe, 1630 zu Freistadt in Schlesien geboren, 1683 zu Berlin gestorben, besaß die zuvor unbekannte Kunst, aus einer Masse von Eisen kleine Rittergestalten zu machen. Von ihm ist der Kaiser Leopold I. zu Copenhagen, Carl II. von England als heiliger Georg zu Dresden, und Churfürst Friedrich Wilhelm als Bellerophon zu Berlin. Rauchmüller arbeitete an der 1693 vollendeten Dreifaltigkeitssäule zu Wien. Andreas von Schlüter, 1662 zu Hamburg geboren, studirte in Italien besonders den Buonarotti, und wurde nach Berlin berufen, wo er das Zeughaus verzierte und das Modell zu der trefflichen Ritterstatue des Churfürsten Friedrich Wilhelm machte, welche 1700 von Johann Jacobi gegossen wurde. Balthasar Permoser, 1650 im Salzburgischen geboren und 1732 zu Dresden gestorben, hat zu Berlin, Dresden und Leipzig viele treffliche Arbeiten hinterlassen. Uebrigens sind Messerschmidt aus Wien, Osner aus Nürnberg, Zwenkhof, Dunkel und Stahlmeier aus Wien, Schwarz aus Dresden. Adam und die Brüder Ränz zu erwähnen.

4) Niederländische, Englische und Russische Bildhauer. Von diesen nennen wir besonders: Franz Duquesnoy; 1594 zu Brüssel geboren, berühmt unter dem Namen il Fiamingo. Er hatte wie Algardi eine besondere Gabe, die Schönheit der Kinder darzustellen, und fliegende, sich emporschwingende Gestalten gelangen ihm besser, als keinem zuvor. Er schloß eine innige Freundschaft mit Poussin, und beide lebten der Kunst mit reinem Enthusiasmus ohne Gränzen. Sein 22 Palmen hoher Andreas in der Peterskirche zu Rom, ist eine der schönsten Statuen dort, und seine Susanna zu Loretto wurde wegen ihrer edeln Stellung, ihres sanften, frommen Ausdrucks und ihrer trefflichen Bekleidung sehr bewundert. Buyster, Elodz, Quellius und Van Obstal waren geschickte niederländische Bildner. Gibbons, der 1721 zu London starb, zeichnete sich besonders in schön ausgearbeiteten und fleißig vollendeten Ornamenten aus. Seine Blumen und Vögel sind unübertrefflich zart. Wilton und Rysbrack zeichneten sich besonders im grazidsen Styl aus; die weiblichen Gebilde des letztern sind höchst anmuthig. Nolkens hatte gute Stellungen, aber wenig Correktheit. Der Russe Pawlof zeichnet sich als Portraitbildner aus.

5) Spanische Bildhauer. Deren gibt es unzählig viel, und sie alle hier zu nennen, wäre zwecklos. Die Kunst blühte seit dem eilften Jahrhundert dort, und schon 1033 arbeitete Aparicio von Castilien ein Basrelief in Gold und Elfenbein, in 22 Abtheilungen die Jagd des heil. Millan vorstellend, welches in dem Kloster Yuso aufbewahrt wird, und dessen Proportion und Grazie man bewundert. Klöster und Kirchen gaben den Künstlern reichliche Beschäftigung. Man zählt bis auf 160 ausgezeichnete spanische Bildhauer.

Neueste Kunstperiode. Cavaceppi in Rom macht den Uebergang zu den großen Bildnern der jetzigen Zeit. Der vielverdiente

Ritter Canova ist nicht allein in Hinsicht auf die Schönheit und Grazie des Styls, die zarte Vollendung der Arbeit und die reiche Erfindungsgabe der erste Bildner jetziger Zeit, sondern er verdient auch durch die Güte und Großmuth, womit er junge Künstler unterstützt und Preise für sie aussetzt, doppelten Ruhm. So wie in früherer Zeit der leider zu früh (1793) verstorbene sehr verdienstvolle Trippel an Kraft und strengem Styl rühmlich mit Canova zu wetteifern begann, so thut es jetzt der treffliche Däne Thorwaldsen, der für die Heldengestalten, so wie für die Bestimmtheit und Hoheit der Formen von vielen als noch größerer Meister anerkannt wird. Beide wirken herrlich vereint auf ihre Zeit, als Meister der Kraft und Anmuth. Ausgezeichnet brave und verdienstvolle Künstler unserer Zeit sind ferner: der wackere, tieffühlende Dannecker in Stuttgart, dessen Ariadne an Schönheit mit der Antike wetteifert, Schadow in Berlin, Zauner in Wien, Ruhl in Cassel, Ohnmacht in Straßburg, Döll in Gotha, Chaudet und Houdon in Paris und Flaxman in London. Von ihnen und ihren geschickten Schülern und Nachfolgern kann man mit Recht rühmen, daß sie das Studium der Kunst mit reinem Sinn, geläutertem Geschmack und wahrem Enthusiasmus treiben.

Bildhauerkunst (Technik der). In Hinsicht des mechanischen und technischen Theils kommen zuerst Material und Werkzeug in Betracht. Das Material ist bei uns gewöhnlich Holz oder Stein. Unter den Steinarten ist der Marmor die für den Künstler schicklichste Masse. Das vornehmste und fast einzige Werkzeug der Bildhauerkunst ist der Meißel, von welchem es aber verschiedene Arten gibt, wie z. B. das Spitzeisen, das Zahneisen, der Pickhammer, das Breiteisen, das Rundeisen, das Zwergeisen. Zur Arbeit von Marmor sind alle von Stahl und werden mit eisernen Hämmern getrieben. Bei dem Sandsteine hingegen hat man sie nur verstählt und treibt sie mit hölzernen Schlägeln. Die feinern Instrumente der Bildhauerei sind die Drittbohrer (Findelbohrer), die Raspel; Nebenwerkzeuge die Mensur, das Richtscheit, das Stichmaß und der Krummzirkel (Taster). Bevor aber der Künstler an diese Handarbeit gehen kann, muß er ein Vorbild in einer Masse geformt haben, deren Weichheit ihm wenigere Schwierigkeiten in den Weg legt, als die nachher zu bearbeitende härtere Masse. Ein solches Vorbild heißt Modell, vor welchem manche Künstler öfters noch eine Skizze verfertigen, welche das im Kleinen enthält, was das Modell größer ausführt. Bei geübten Künstlern vertritt die Skizze nicht selten die Stelle des Modells selbst; andere können hingegen das letztere nicht entbehren. Gewöhnlich bedient man sich zu beiden des nassen Thons oder Wachses. Der Thon wäre die geschickteste Materie Figuren zu bilden, wenn er seine Feuchtigkeit behielte. Nun aber trocknet er nicht etwa in allen Theilen gleich sehr zusammen (in welchem Falle dasselbe, obgleich verminderte Verhältniß bleiben würde), sondern die kleinen Theile trocknen weit geschwinder zusammen, als die größern, und der Leib der Figur, als der stärkste Theil, am spätesten. Das Wachs hingegen hat die Unbequemlichkeit nicht. Man formt daher sein Modell aus Thon, oder von Gyps und gießt es alsdann in Wachs. Der Thon ruht bei dieser Arbeit auf dem Poussirstuhle, und zwar auf der beweglichen Scheibe desselben, welche sich nicht allein nach allen Richtungen herumdrehen, sondern auch erhöhen und erniedrigen läßt. Aus freier Hand mittelst der Poussirhö-

zer bildet der Künstler die Skizze oder das Modell. Einen Theil nach dem andern arbeitet er im Groben mit der Hand aus, bearbeitet ihn hernach mit den Poussirhölzern und dem nassen Schwamme weiter, und ebnet ihn mit dem Pinsel. Nachdem nun der Künstler auf diese Weise der weichen Masse Form gegeben hat, trägt er diese auf die harte Masse über, in welcher das Werk eigentlich aufgestellt werden soll. Der Block, welcher dazu bestimmt ist, zu demselben verarbeitet zu werden, steht vollkommen senkrecht auf einem Gestelle, oder dem sogenannten Poussirstuhle, auf welchem er, mittelst eines Hebebaums nach Erfodern kann umgedreht werden. Unweit des Blockes steht, ebenfalls auf einem Poussirstuhle das Modell. Nachdem nun diese Vorkehrungen sämmtlich getroffen sind, begibt sich der Künstler an die eigentliche Arbeit, nämlich an das Behauen des Blockes. Hier gibt es nun eine doppelte Art nach Maßgabe des Modells die Massen zu bearbeiten, die praktische und die akademische. Nach der ersten Art überzieht der Künstler Modell und Block mit einander durchschneidenden Horizontal- und Perpendicularlinien, welche auf beiden in gleichen Verhältnissen Quadrate bilden, worauf er alsdann verfährt, wie man ein Gemälde durch ein Gitter verjüngt oder vergrößert. Es zeigt nämlich ein jedes kleines Viereck des Modells seine Flächenmasse gleichergestalt auf jedem großen Viereck des Blocks an. Da nun aber hierdurch gewissermaßen doch nur oberflächlich der eigentliche körperliche Inhalt, so wie der rechte Grad der Erhöhung und Vertiefung des Modells bestimmt werden kann, so wird der Künstler seiner künftigen Figur allerdings ein gewisses Verhältniß des Modells geben können. Dabei bleibt er aber lediglich der Leitung seines Auges überlassen und muß deßhalb beständig zweifelhaft seyn, ob er, in Hinsicht auf sein Modell, zu tief, oder zu flach, ob er zu viel, oder zu wenig Masse weggenommen. Er ist ferner auch nicht im Stande, weder den äußern Umriß, noch denjenigen, welcher die innern Theile des Modells, oder diejenigen, welche gegen die mittlere Erhöhung zugehen, oft nur wie mit einem Hauche angezeigt, durch solche Linien zu bestimmen, durch die er ganz untrüglich und ohne die geringste Abweichung eben dieselben Umrisse auf seinen Stein entwerfen könnte. Weil nun auch ferner keine Gränzen der Tiefen gesetzt werden können, so kann der Fehler, wenn einmal etwas verhauen ist, nicht wieder ersetzt werden. Und endlich ist es ein Hauptmangel dieser Verfahrungsart, daß die auf den Stein aufgetragenen Linien alle Augenblicke weggehauen werden und eben so oft, nicht ohne Besorgniß der Abweichung, von neuem müssen gezogen und ergänzt werden. Diese Ungewißheit nöthigte die Künstler, einen sicherern Weg zu suchen, und viele nahmen diejenige Verfahrungsart an, welche von der französischen Akademie in Rom zum Copieren der Antiken zuerst erfunden war. Nach dieser befestigt man nämlich über dem Blocke und dem Modelle die sogenannte Mensur, welches ein viereckiger Rahmen ist, von welchem man nach gleich eingetheilten Graden Bleifäden herunterfallen läßt. Durch diese Fäden werden die äußersten Punkte der Figur deutlicher bezeichnet, als in der ersten Art durch Linien auf der Fläche, wo ein jeder Punkt der äußerste ist, geschehen konnte; sie geben auch dem Künstler ein sinnliches Maß von einigen der stärksten Erhöhungen und Vertiefungen durch die Grade ihrer Entfernung von Theilen, welche sie decken, wodurch er in den Stand gesetzt wird, freier und mit mehrerem Muthe bei seiner Arbeit zu Werke zu gehen. Da

aber der Schwung einer krummen Linie durch eine einzige gerade Linie nicht genau zu bestimmen ist, so werden ebenfalls die Umrisse der Figur durch diesen Weg sehr zweifelhaft für den Künstler angedeutet, und in geringen Abweichungen von ihrer Hauptfläche wird sich derselbe alle Augenblicke ohne Leitfaden und ohne Hülfe sehen. Es ist sehr begreiflich, daß in dieser Manier auch das wahre Verhältniß der Figuren schwer zu finden ist. Um diesem Uebelstande auszuweichen, bemüht man sich, jenes Verhältniß zu finden, indem man die Bleifäden durch Horizontalfäden durchschneiden läßt. Michel Angelo erfand einen neuen, vor ihm noch unbekannten und sehr sinnreichen Weg, auf welchem er das richtige Verhältniß der Figuren zu bestimmen suchte. Eine Nachricht davon findet man in Vasari's Leben der Maler ꝛc. ausführlicher aufgezeichnet, als es hier geschehen kann, weswegen wir dahin verweisen. Hat nun der Künstler nach einer dieser Methoden jeden Theil seines Modells nach seiner Lage und seinem Verhältniß an dem Blocke bestimmt, so arbeitet er denselben mit dem Eisen und, nach Erfoderniß der Umstände, mit dem Bohrer aus, vermittelst welcher Instrumente er die überflüssigen Theile an der Masse wegnimmt. Hierbei geht er von dem äußersten Punkte nach den innern Punkten fort und gründet so alle Hauptpunkte der Glieder, Muskeln, der Draperie u. s. w. von allen Seiten. Ist ein Punkt gefunden, und wo es möglich ist, mit dem Bohrer vorgearbeitet, so schlägt der Künstler den überflüssigen Stoff mit dem Spitzeisen aus, läßt jedoch noch etwas stehen, damit es ihm bei der Ausarbeitung nicht fehle. Anfänglich schlägt er jeden Theil eckig aus, dann bricht er nach und nach die Ecken und rundet jeden Theil. Das Eisen darf, damit nicht zu viel Stein abspringe, immer nur wenig auf einmal wegnehmen. Hat nun aber der Block ungefähr die Figur, die er bekommen soll, erhalten: so wird er auspoussirt (mit dem Zahneisen weiter ausgebildet) und die Anlage zu den feinsten und zartesten Theilen gemacht. Die Massen unter den schwebenden oder schwachen Theilen, z. B. die Gegenden unter den Armen, zwischen den Fingern und Füßen, und Falten u. s. w., zu deren Bearbeitung das Spitzeisen nicht gebraucht werden kann, werden nun bei dem Auspoussiren vermittelst des Bohrers und der Raspel weggenommen, welches eine sehr mühsame Arbeit ist. Auf dieselbe Art entstehen auch die Vertiefungen des krausen Haupthaares, der Nasenlöcher u. s. w. Hierauf schreitet der Künstler zu den Zähnen, das heißt, er nimmt mit dem Zahneisen alle bisher noch eckig angelegten Theile ab und gibt der Figur Rundung, Richtigkeit und Feinheit. Dabei bedient er sich des Tastercirkels, um die Stärke jedes Gliedes genau nach dem Modell zu bestimmen. Nun steht das Werk kenntlich da, und darf nur rein gemacht, d. h. rein und sauber ausgearbeitet werden, welches mit dem Breiteisen, dem Rundeisen und dem Zwergeisen geschieht. Das erste ebnet gemeiniglich das Nackte und alle ebenen Flächen, das zweite die Vertiefungen, z. B. die Falten, und das dritte die kleinen schwebenden Theile. Da aber das Eisen den harten Stein nicht völlig ebnet, so muß ihm die Raspel zu Hülfe kommen, welche überdies die feinsten Theile, z. B. die Augenlieder, Nägel u. s. w. ausbildet. Nach dem Unterschiede der Flächen werden gerade, aufgeworfene runde, flache u. a. Raspeln erfodert. Das Rauhe, welches sie zurücklassen, wird mit feinem Sandsteine abgeschliffen. Besteht die Materie des Werks aus Marmor, so erhält dieser zuletzt noch Politur, entweder mit gepulvertem

Bimsstein oder einem feuchten Tuche, oder mit Zinnasche, oder, und zwar am häufigsten bei gefärbten Marmorarten, mit gebrannten und gepulverten Schafbeinen, oder mit Schmergel.

Biliner Sauerbrunnen, quillt bei dem Städtchen Bilin in Böhmen in 4 Quellen hervor, am Fuße eines hohen Felsen, des Bilinersteins oder Portzen. Die Gegend umher ist bergigt. Vor Allem aber hebt sich malerisch daraus hervor der hohe, fast auf allen Seiten frei aufstrebende Bilinerstein, von dessen Höhe man einer wahrhaft reizenden Aussicht genießt. Das Städtchen Bilin selbst ist alt, und soll vordem seine eignen Herzöge gehabt haben, die die Gegend beherrschten, aber von den Prager Herzögen unterdrückt worden seyn, die nun Burggrafen hieher setzten. Später kam es an die königliche Kammer, die es wieder an Vasallen überließ. Jetzt sind die Fürsten von Lobkowitz in dem Besitze dieser Herrschaft. Der Biliner Brunnen mag zuerst im Anfange des 18. Jahrhunderts entdeckt worden seyn; ward aber erst um die Mitte desselben gefaßt. Da jedoch das Wasser schon versendet wurde, und diese Versendung zunahm, so baute man hierzu ein Haus, legte eine Lindenallee an, und half überhaupt der Gegend durch Kunst nach. Wie sehr der Brunnen hierauf im Rufe zugenommen, beweis't der Absatz der gefüllten Flaschen. Im Jahre 1779 wurden 2698, und im Jahre 1786 bereits 42,000 Flaschen verschickt. Die Brunnen entquillen der Erde ganz rein; der Geschmack ist frisch, kühlend, säuerlich; das Wasser wirft viel Perlen, vorzüglich wenn es mit Wein vermischt wird, und schäumt, wenn man Zucker hinzugefügt; die Wärme der Quelle ist 12 Grad Reaumur. Das Wasser enthält in einem Pfunde zu 16 Unzen: luftsaures mineralisches Laugensalz $30\frac{1}{2}$ Gr., Glauberisches Wundersalz $4\frac{3}{4}$ Gr., Kochsalz $1\frac{3}{5}$ Gr., luftsaure Bittererde $2\frac{1}{3}$ Gr., luftsaure Kalkerde $3\frac{1}{15}$ Gr., Kieselerde $\frac{3}{4}$ Gr., Extractivstoff $\frac{1}{11}$ Gr., Luftsäure 49 Kubikzoll, und reine Luft 4 Kubikzoll. Mit Nutzen wird der Biliner Brunnen getrunken bei Hypochondrie, schleimigen Schlagflüssen, Lähmungen, Kopfkrankheiten, bei Faulfiebern, der Bräune, Geschwüren, Hautausschlägen, Skropheln, Skorbut, in gichtischen und solchen Krankheiten, die Erschlaffung zum Grunde haben, bei Krankheiten des Unterleibes, der Brust, der Harnwege 2c. Obschon der Brunnen auch an Ort und Stelle getrunken wird, so trinkt man ihn doch auswärts noch stärker, besonders da Töplitz nur eine Stunde entfernt ist. Die Lustpartien von hier aus sind nach den Lustorten auf Töplitz gerichtet.

Billard nennt man große, mit grünem Tuche überzogene, mit einem erhöhten Rande (Bande) eingefaßte Tafeln, worauf man elfenbeinerne Kugeln mit einem Stabe (Queue) gegen einander stößt, um sie in gewisse an den Ecken und Seiten angebrachte Oeffnungen zu treiben. Es ist ein durch ganz Europa sehr beliebtes Spiel. Die Kunst beruht darauf, genau zu wissen, auf welchem Punkte und mit welcher Kraft, die mit dem Stabe angestoßne Kugel die andere berühren müsse, um sie in eine Oeffnung zu treiben, und in der Fertigkeit, der ersten Kugel mit dem Stabe die nöthige Kraft und Richtung zu geben. Man spielt mit mehr oder weniger Kugeln, und nach verschiedenen Regeln in Rücksicht des Treffens der verschiedenen Kugeln und der Oeffnungen, in die sie getrieben werden müssen. Daher die verschiedenen Benennungen des Spiels **à deux, à la boule, Carambole, Caroline**, u. s. w.

† Binomisch. Binomial-Coefficienten sind die Zahlen, welche anzeigen, wie oft in der entwickelten Potenz eines Binomii, z. B. $a+b$, jede Gattung von Product aus den Theilen desselben vorkommt. Den merkwürdigen Satz von der Summe der Quadrate der Binomial-Coefficienten hat la Grange zufälliger Weise gefunden.

Binomischer Lehrsatz. Hierunter versteht man jene merkwürdige Formel, welche die Zusammensetzung einer Potenz des Binomii $a+b$ aus den beiden Theilen a und b und dem Exponenten der Potenz darstellt.

Biot (Jean Baptiste), einer der ersten jetzt lebenden Physiker Frankreichs, wurde im J. 1774 zu Paris geboren und machte seine ersten Studien im Collegium Ludwig des Großen, von wo er zum Artilleriedienst überging. Seine Begierde nach höherm Wissen trieb ihn bald wieder nach Paris zurück, wo er an der polytechnischen Schule so lange eifrigst fortstudirte, bis er sich zu einer Professur in Beauvais fähig fühlte. Sein Name hatte schon einen bedeutenden Ruhm gewonnen, und seine wissenschaftliche Bildung konnte nirgends mehr gewinnen, als in dem schönen Kreise großer Gelehrten zu Paris. Er folgte also 1800 dem Rufe dahin und trat als Professor der Physik am Lycee de France auf. 1802 wurde er zum Mitglied der 1sten Klasse des Instituts ernannt. Er allein wagte es 1804 dagegen zu votiren, daß das Institut für Bonaparte's Ernennung zum Kaiser stimmen sollte, und setzte seine Meinung auch durch. 1806 wurde er mit Arago nach Spanien gesendet, um den Meridian von Frankreich zu verlängern, und wurde noch vor seiner Abreise zum Mitgliede des Bureau des Longitudes ernannt. Seine Sendung hatte den gewünschten Erfolg. Unablässig widmete er sich nun den Studien und Vorlesungen, und vermehrte seine Schriften der Zahl nach, wie sie dem Werthe nach sich täglich vergrößerten. 1814 erhielt er vom Könige das Legionskreuz und trat 1816 der Redaction des Journal des Savans für den Bericht der mathematischen Wissenschaften bei. Sein vorzüglichstes Werk ist: Traite de Physique experimentale et mathematique 1816, welches für ein klassisches Werk gehalten wird. Neben seinen größern Werken arbeitete er ununterbrochen an wichtigen Aufsätzen für gelehrte Journale etc. und gehört unbezweifelt zu den thätigsten und gründlichsten Gelehrten seiner Zeit und seiner Nation.

Birgittenorden oder Orden von St. Salvator, hieß eine aus Nonnen und Mönchen zusammengesetzte geistliche Congregation, die von einer vornehmen Schwedin, Namens Birgitta, 1344 durch Errichtung des vermischten Nonnen- und Mönchklosters Wadstena in Ostgothland gestiftet wurde, und der Regel des heiligen Augustinus folgte. Die Nonnen hatten darin, wie in dem Orden von Fontevraud in Frankreich, die Regierung über die Mönche, welche der Aebtissin untergeben waren, neben dem Kloster der Nonnen in abgesonderten Gebäuden lebten und den Kirchendienst, wie auch die Hausdienste verrichten mußten. Bei dieser sonderbaren Vereinigung der Geschlechter zum ascetischen Leben, war doch kein geselliger Umgang derselben unter einander erlaubt und auf alle Weise für die Erhaltung guter Zucht und Ehrbarkeit gesorgt. Dieser Orden verbreitete sich weder schnell noch in großem Umfange, doch gab es noch nach der Reformation einige Klöster desselben im Süden von Europa, welche im 17. Jahrh. eingingen. E.

Birkenstock (Joh. Melch. Edler von), erwarb sich um das Schulwesen in den Oesterreichischen Landen unsterbliche Verdienste. Er war geboren zu Heiligenstadt im Eichsfeld den 11. Mai 1738, ging nach der Vollendung seiner Studien nach Wien, ward in der k. k. geheimen Staatskanzlei angestellt, und gewann bald großen Einfluß auf die Studien- und Censurangelegenheiten. Unter Kaiser Joseph II. ward er Mitglied der Studiencommission und war unabläßig bemüht, die Schulen zu verbessern und geläuterte Grundsätze einzuführen. Als die Erziehung dem Piaristenorden übergeben wurde, ward er in den Ruhestand versetzt. Er starb den 30. Oct. 1809. Sein gebildeter Geschmack, richtiger Blick, und seine humanistische Bildung zeichneten ihn unter den österreichischen Staatsdienern vortheilhaft aus. Als Schriftsteller hat er sich nur durch die Gewandtheit, im sogenannten Lapidarstyle sich auszudrücken, berühmt gemacht.

* **Birmingham**, wichtigste Fabrikstadt Englands, in der Grafschaft Warwick, unregelmäßig gebaut, mit 16,000 Häusern und 86,000 Einwohnern, hat eine bergige Lage, in einer an Steinkohlen und Eisen reichen Gegend. Die Einfarbigkeit der Häuser, welche aus dunkelrothen Mauersteinen erbaut sind, die man, wie es allgemein in England geschieht, nicht übertüncht, gibt der Stadt etwas sehr Trauriges, wozu noch kommt, daß der beständig auf der Stadt liegende dicke Rauch, der aus den zahlreichen Metall-Werkstätten sich verbreitet, der Stadt ein düsteres, schmutziges Ansehen verleihet. Birmingham, zu Ende des 17ten Jahrhunderts ein unbedeutender Ort von 900 Häusern und 5000 Einwohnern, ist jetzt eine der blühendsten Städte des brittischen Reiches und der Hauptort für gröbere und feinere Arten von Stahl- und plattirten Waaren, für Gewehre, Knöpfe, Schnallen und Messingwaaren aller Art, für Bijouterie und Quincaillerie und lackirte Arbeiten. Die Wichtigkeit der dasigen Fabriken sieht man daraus, daß 1794 der Werth der daselbst verfertigten Fabrikate 34½ Millionen Fl. betrug. Außerordentlich groß ist die Mannichfaltigkeit der hier fabricirten Artikel, die man auf dem Continente unter dem Namen der Birminghamer Waaren kennt, und bewunderungswürdig ist die Menge neuer Erfindungen, welche Einfachheit und Zweckmäßigkeit mit einander verbinden, und sämmtlich darauf berechnet sind, den Lebensgenuß angenehmer und bequemer zu machen. Z. B. man verfertigt tragbare Stühle, die man in ein Rohr zusammenlegen kann, Taschensonnenschirme, Kutschentritte mit einer Feder, die heraus- und hineinspringen, sobald man die Kutschthüre öffnet oder schließt, Peitschen, aus deren Seiten bey dem Drucke einer Feder kleine Stacheln hervorspringen, so daß man sich derselben als Sporen bedienen kann, Krücken, die man durch eine Feder länger und kürzer machen kann, Messer für Leute, die nur eine Hand haben rc. Sehenswürdig ist die Verfertigung der Flintenläufe. Ungeheure Hämmer, von einer Dampfmaschine in Bewegung gesetzt, welche die Kraft, von 120 Pferden hat, zerschmettern die Eisenstäbe, wenn sie aus den Oefen kommen. In einem Augenblicke sind sie in eiserne Bänder verwandelt, um einen metallenen Stab gewickelt, welcher das Kaliber bestimmt, die Enden zusammengeschweißt, und so ist der Flintenlauf fast fertig. Stabeisen dicker als ein Zoll, wird in ungeheure Scheeren gehalten, die es wie Papier zerschneiden. Eisendraht, einen bis $\frac{1}{10}$ Zoll stark, kommt aus dem Zieheisen eben so leicht, als ein baumwollener Faden sich

um die Spindel windet. Die Kupfergießerei bietet andere Wunder des Kunstfleißes, der Geschicklichkeit und der Macht dar. Dies Metall dehnt sich unter dem Cylinder der Dampfmaschine, wie der Teig unter dem Rollholze des Pastetenbäckers, und man macht daraus jene dünnen Platten, womit die Schiffe beschlagen werden. In der Nähe von Birmingham, aber schon in der Grafschaft Stafford, liegt der Fabrikort Soho, 1768 noch bloßes Heideland, wo man jetzt englische Kupfermünzen und ausländische für die ostindische Compagnie prägt. Vermittelst der Dampfmaschinen schlagen acht Knaben in einer Stunde 33,600 Guineen. Ferner ist daselbst eine große Fabrik von plattirten Waaren und eine Fabrik von Dampfmaschinen, die Boulton erst auf den Gipfel der Vollkommenheit gebracht hat. Vier Oefen verschaffen flüssiges Eisen genug, um Güsse bis auf die Schwere von 200 Ct. in einem Stücke auszuführen.

Bisam, s. Moschus.

Bischöfliche Kirche, s. Anglicanische Kirche.

Bischofsmütze ist eine hohe, zweiblätterige, oben spitzige und mit Edelsteinen besetzte Mütze, welche die Bischöfe bei Amtsverrichtungen tragen. — Bischofsstab, (auch Krummstab genannt) ein hoher, oben gekrümmter Stab, den die Bischöfe als Ehrenzeichen ihrer Würde bei Amtsverrichtungen neben sich tragen lassen und im Wappen führen. Ursprünglich war es ein Hirtenstab, den die Bischöfe zu führen anfingen, da sie sich als Hirten der Gläubigen betrachteten. Durch Ueberreichung dieses Stabes geschah auch die Belehnung oder Investitur eines Bischofs.

Blacas d'Aulps (Graf) stammt aus einer der berühmtesten Familien in der Provence und wurde 1770 geboren. Als Kapitain bei einem Cavallerie-Regimente wanderte er aus, diente mit Auszeichnung bei dem Heere der Prinzen und begab sich alsdann zum Könige nach Verona, dessen Vertrauen er vollkommen gewann. Er besorgte die Angelegenheiten seines Herrn als Gesandter zu Petersburg, von wo er mit dem Könige 1800 sich nach England begab, und dort nach der Abreise des Herrn von Avaray dessen erster Minister wurde. 1814 kam er im Gefolge des Königs nach Paris zurück, wurde zum Hausminister und Staatssecretär ernannt, handelte mit Festigkeit und zarter Schonung, ohne es bestimmt mit einer der politischen Partheien zu halten, und machte sich dadurch alle und selbst die Prinzen zu Feinden. Trotz seiner Liebe, mußte der König der allseitigen Bestürmung nachgeben, um die Ruhe zu unterhalten, und ihn noch vor seiner Rückkehr von Gent nach Paris vom Ministerium entfernen. Blacas wurde als Gesandter nach Neapel geschickt, wohin er über London durch Deutschland und die Schweiz reiste, und dort die Verheirathung der Prinzessin Marie Caroline mit dem Herzoge von Berry unterhandelte. Nach glücklicher Vollendung dieses Geschäfts mußte er im April 1816, mit neuen höchst wichtigen Aufträgen versehen, den Herrn von Pressigny in seinem Gesandtschaftsposten zu Rom ablösen, wo er im Sommer 1817 das Concordat zwischen Frankreich und dem heiligen Stuhle zu Stande brachte, welches indessen bis jetzt nicht ratifizirt wurde.

Blasinstrumente, s. Instrumentalmusik.

Bleichart, ein blaßrother Rheinwein, der in der Gegend von Andernach und Koblenz gewonnen wird.

Bleistift, nennt man ein in Holz gefaßtes längliches Stück Reisblei, das zum Zeichnen gebraucht wird. Das beste Reisblei

wird in England, in der Grafschaft Cumberland gebrochen, aber die Gruben werden nur alle 5—6 Jahre einmal geöffnet. Die Bereitung der Bleistifte geschieht auf keine andere Weise, als daß man das Reisblei in kleine Stückchen sägt und in die hölzernen Formen legt. In Deutschland haben Baiern und Oesterreich Reisblei, aber es ist von schlechterer Art. Die daraus bereiteten Bleistifte sind daher auch schlechter. Man unterscheidet die deutschen Bleistifte leicht von den englischen, wenn man sie an das Feuer hält; jene brennen mit bläulichter Flamme, weil sie mit Schwefel gemengt sind, diese aber nicht.

Blenheim, Blindheim, ein bairisches Dorf im Ober-Donaukreise, Landgericht Hochstedt, an der Donau, hat mit den dazu gehörigen Filialen ungefähr 1300 Einwohner, und gehörte früher zum Fürstenthum Neuburg. Hier schlugen am 13. August 1704 die Engländer und Oesterreicher unter dem Herzoge von Marlborough und dem Prinzen Eugen die vereinigten Franzosen und Baiern unter den Marschällen Tallard und Marsin, und dem Kurfürsten von Baiern. Diese Schlacht war in taktischer Hinsicht höchst merkwürdig. Die Angriffslinie war ungewöhnlich (fast eine deutsche Meile) lang. Marlborough stürmte das von dem Feinde besetzte, und zur Deckung seines rechten Flügels dienende Blenheim ohne Erfolg, änderte sogleich seinen Plan, und warf sich mit der Hauptmacht auf den weiten Raum zwischen dem rechten Flügel und dem feindlichen Centrum, während er nur so viel vor Blenheim stehen ließ, als nöthig war, um diesen Posten im Schach zu erhalten. Bald war der Sieg entschieden, das Centrum der Franzosen mußte sich zurückziehen; ihm folgten die Baiern auf dem linken Flügel, welche dem ungestümen Angriffe des Prinzen Eugen lange widerstanden hatten. Marlborough, anstatt den weichenden Feind zu verfolgen, setzte sich zwischen seine Retirade und den 18,000 Mann starken Posten von Blenheim, und zwang diesen letzteren, durch Aufhebung aller Communication, das Gewehr zu strecken. Schon des Morgens um 6 Uhr standen die Armeen einander im Angesicht. Aber erst um Mittag kam es zum eigentlichen Gefecht. Frankreich und Baiern verloren gegen 30,000, Oesterreich und England an 12,000 Mann. — Tallard war unter den Gefangenen. Die Franzosen und Baiern mußten sich bis an den Rhein zurückziehen.

Blonden, eine Art sehr dünner und durchsichtiger geklöppelter Spitzen aus roher Seide, von allerlei Farbe, Breite und Mustern. Es gibt seidne, halbreiche u. s. w. Die französischen Blonden sind die besten und wohlfeilsten; indeß verfertigt man sie jetzt auch im sächsischen Erzgebirge und im Vogtlande von vorzüglicher Güte.

Blumen (künstliche), werden aus Federn, Batist, Taffet, Biscuit, vorzüglich aber aus den Coconhäuten der Seidenwürmer verfertigt. Diese Sorte liefert besonders Italien in großer Menge, und man nennt sie daher auch **italienische Blumen**. Die schönsten Blumen liefert Paris; doch auch in Berlin, Wien, Nürnberg u. s. w. werden solche Blumen in großer Vollkommenheit verfertigt. Der natürliche Geruch wird den künstlichen Blumen durch das Benetzen mit wohlriechenden Oelen gegeben.

Blumenspiele (jeux floraux), welche in Toulouse jährlich gehalten werden. Schon in dem Zeitalter der Troubadours besaß Toulouse ein literarisches Institut unter dem Namen: Collège du

gai savoir, oder de la gaie science (Collegium der fröhlichen Wissenschaft, wie man die Dichtkunst nannte). Es wurde noch vor dem Jahre 1323 gestiftet. Sieben Troubadours unter einem Kanzler bildeten dies Collegium, welches Doctoren und Baccalaureen creirte, und lehrten die Gesetze der Liebe (lois d'amors, auch fleurs du gai savoir genannt) in ihrem Palast und dem Garten dieses Palastes. Im Jahre 1323 erließen sie einen versificirten Brief an alle Dichter der Sprache von Oc, und luden sie zum 3ten Mai 1324 zu einem Liederfeste ein, dem Verfasser des besten Gedichts ein Veilchen aus feinem Golde verheißend. Der berühmte Troubadour, Arnaud Vidal, gewann damals diesen Preis. Die Capitoule (Magistrate) der Stadt aber, die ebenfalls eingeladen worden, erboten sich, um ein Fest aufzumuntern, das zur Verherrlichung von Toulouse gereichte, künftig das goldne Veilchen zu liefern. Um den Glanz des jährlichen Festes zu erhöhen, fügte man dem goldnen Veilchen noch zwei andere Preise zu, eine wilde Rose (Eglantine) und eine Ringelblume (Souci), beide aus Silber. Aehnliche Institute entstanden in der Folge zu Barcelona unter König Johann, und zu Tortosa unter König Martin; dagegen gerieth jene ursprüngliche Stiftung zu Toulouse, wegen der ungünstigen Zeitumstände, in Verfall und war nach Verlauf eines Jahrhunderts dem Untergange nahe, als Clemence Isaure es durch ihre reiche Stiftung neu belebte. (S. d. Art. Clemence Isaure). Sie bestätigte durch ihr Testament die beträchtliche Schenkung für die Feier dieses poetischen Festes, welches nun unter dem Namen: Jeux floraux, fortgesetzt wurde. Eine Messe, eine Predigt und Almosen eröffneten nun stets die Feierlichkeit. Vor der Preisvertheilung wurde Clemencens Grab mit Rosen bestreut. Reichere Blumen befeuerten den Wetteifer der Sänger. Fünf Preise wurden festgesetzt, ein Tausendschön (Amaranthe) von Gold, 400 Livres werth, für die schönste Ode; ein Veilchen von Silber, 250 Livres werth, für eine kurze Heroide, von wenigstens sechzig und höchstens hundert Versen; eine wilde Rose (Eglantine) von Silber, 250 Livres werth, für einen Aufsatz in Prosa, dessen Lesung wenigstens eine Viertel- und höchstens eine halbe Stunde währt; eine silberne Ringelblume, 200 Livres werth, für eine Ekloge, eine Elegie oder eine Idylle; eine silberne Lilie endlich, 60 Livres werth, für das schönste Sonnet zu Ehren der heiligen Jungfrau oder die beste Hymne auf dieselbe. Statt der Doctoren giebt es nun Meister der Blumenspiele und vierzig Mainteneurs oder Richter. Im J. 1694 ward das Collegium der Blumenspiele förmlich zu einer Akademie erhoben. Das Amt des Kanzlers und andere Unterschiede des Ranges wurden 1773 abgeschafft. Die Siegel führt der beständige Secretär, und den Vorsitz ein Mitglied unter dem Titel Moderateur. Dieser wechselt alle drei Monate nach dem Loose. Nach einer funfzehnjährigen Unterbrechung von 1790 bis 1806 versammelten sich in letzterm Jahre die Mainteneurs zum erstenmal wieder in Toulouse, und die Akademie trat aufs neue in Thätigkeit und vertheilte nach altem Gebrauche die von Clemence Isaure gestifteten Blumenpreise. Seitdem ist das Fest, an das sich die Erinnerung einer schönen Dichterzeit knüpft, jährlich wieder gefeiert worden, und der für die französische Poesie zu früh verstorbne liebliche Dichter Millevoye erwarb sich hier manche unverwelkliche Blume. Die Akademie versammelt sich auf dem Rathhause in Tou-

louse, welches Capitolium genannt wird. Pritevie-Pritavi hat eine vollständige Geschichte dieser Akademie herausgegeben.

Blutgefäße, sind die Gefäße oder Röhren im thierischen Körper, in welchen das Blut seinen Umlauf hält, die Adern. (S. d. Art.)

Blutrache, die noch jetzt bei den Arabern und andern kriegerischen Völkern von Asien, Afrika und Amerika herrschende Sitte, einen Mord von Seiten der Verwandten des Ermordeten durch die Ermordung des Mörders oder seiner Verwandten zu rächen. Dies ist in der Regel die Pflicht des nächsten Anverwandten des Ermordeten. Der Vater rächt den Sohn und umgekehrt, der Bruder den Bruder u. s. w. Sie wird oft Jahre lang gesucht und gegenseitig fortgesetzt, und verwickelt nicht selten ganze Stämme in die langwierigsten und blutigsten Fehden, deren Aussöhnung meist höchst schwierig ist.

Bode (Johann Elert), ein berühmter Astronom, geboren zu Hamburg den 19. Jan. 1747. Er zeigte früh Neigung für die mathematischen Wissenschaften, in denen ihn Anfangs sein Vater, dann der berühmte J. G Büsch unterrichtete, und gab zuerst einen öffentlichen Beweis seiner astronomischen Kenntnisse durch eine kleine Schrift bei Gelegenheit der Sonnenfinsterniß am 15ten August 1766. Der Beifall welcher ihm zu Theil ward, ermunterte ihn zu größern Arbeiten, und bereits 1768 erschien seine Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels (achte Auflage 1807), ein populäres, durch Klarheit und Faßlichkeit empfehlenswerthes Lehrbuch der Astronomie, das zur Verbreitung richtiger astronomischer Kenntnisse sehr nützlich gewirkt hat und noch wirkt, da es den Fortschritten der Wissenschaft in seinen wiederholten Auflagen stets gefolgt ist. Im J. 1772 ernannte ihn die berliner Akademie zu ihrem Astronomen; aber erst zehn Jahre nachher ward er wirklich zu ihrem Mitgliede aufgenommen. Seitdem hat er sich, vornehmlich durch Schriften, mannichfaltige Verdienste um seine Wissenschaft zu erwerben fortgefahren, die ihm die Anerkennung des Inn- und Auslandes erworben haben. Die vorzüglichsten darunter sind seine astronomischen Jahrbücher (seit 1774), eine schätzbare, jedem Astronomen unentbehrliche Sammlung, und sein großer Himmelsatlas in zwanzig Blättern, in welchem der fleißige Herausgeber 17,240 Sterne (d. h. 12,000 Sterne mehr als die frühern Karten enthalten) verzeichnet hat.

Boegsprit oder Boogspriet nennt man einen kleinen, schiefliegenden Mast, der über das Vordertheil des Schiffes hervorragt.

Bohnenbergersche Maschine. Professor Bohnenberger in Tübingen, einer der gelehrtesten deutschen Astronomen, erfand eine kleine, sehr einfach und sinnreich eingerichtete Maschine, welche das Vorrücken der Nachtgleichen zeigt, von der unter diesem Artikel Erwähnung geschehen ist. Es ist eine kleine Erdkugel von etwa zwei Zoll Durchmesser, welche durch eine Schnur, so auf ein Röllchen gedreht wird, in einen schnellen Umlauf gesetzt wird, auf die Weise wie ein Kräusel. Die Axe, um die sie sich dreht, läuft in zwei Ringen, welche Compaßaufhängung haben und sich nach allen Seiten drehen können. So wie die kleine Erde in Umschwung gesetzt worden, kann man mit ihr in der Stube herumgehen, und ihre Achse behält immer dieselbe Richtung. Ist sie von Anfang nach dem Fenster gekehrt gewesen, so bleibt sie nach dem Fenster gekehrt —

so wie eine Magnetnadel immer eine Richtung behält, wenn man mit ihr im Zimmer herumgeht und sie sich völlig frei bewegen kann. Man sieht demnach an dieser kleinen Erde, daß ein Körper, der sich um seine Axe dreht, nicht leicht die Richtung derselben ändert. Nachdem dieses an der Maschine gezeigt worden, so hält man sie still und hängt an den einen Ring ein kleines Gewicht welches die anziehende Kraft der Sonne auf die abgeplattete Erde vorstellt. Was ist die Folge? Das Gewicht zieht gleich die Pole senkrecht auf die Bahn, weil die Erde sich nicht um ihre Axe dreht. Jetzt setzt man sie aber in Bewegung und hält sie so, daß ihre Axe einen Winkel von 23 Grad mit der Ebene der Bahn macht, welche die Ebene des Tisches vorstellen mag, auf welchen man die kleine Maschine stellt. Das Gewicht kann, sobald die Erde um ihre Axe läuft, die Axe nicht senkrecht auf die Bahn stellen. Was geschieht nun? Die Erdaxe fängt an, um die senkrechte Linie herum zu laufen, die hier die Axe der Erdbahn oder die Pole der Ekliptik darstellt, und statt sich in den Pol der Ekliptik zu stellen, läuft sie um denselben herum. Dieses ist das Umlaufen der Erdpole um den Pol der Ekliptik, welches in 25 700 Jahren einmal sich vollendet. Der Mechanikus Buzengeiger in Tübingen macht diese Maschinen, sehr nett und sauber gearbeitet, für 1 Carolin. Auf den Vorschlag von La Place sind sie in der pariser Ecole polytechnique eingeführt, um in der Mechanik die Ursache des Vorrückens der Nachtgleichen anschaulich zu machen. Segner hatte schon früher eine ähnliche Maschine angegeben, die aber nicht so vollkommen war, wie die, welche Bohnenberger erfunden. Bg

Bojardo (Matteo Maria), Graf von Scandiano, gegen das J. 1434 auf einem seiner Familie gehörigen Landgute bei Ferrara geboren, und gestorben 1494 als Gouverneur von Reggio, gehörte nicht nur zu den gelehrtesten und gebildetsten Männern seiner Zeit, sondern nimmt auch unter den italienischen Dichtern des fünfzehnten Jahrhunderts einen bedeutenden Platz ein. Er ist der Verfasser des Orlando innamorato, eines romantischen Heldengedichts, das er bis zum 69sten Gesange ausspann, ohne es zu vollenden. Er schöpfte seinen Stoff wie Pulci aus der fabelhaften Chronik Turpins, schuf aber eine Menge Personen und Abentheuer, wovon diese Legende schweigt. Die Namen verschiedener seiner Helden, als Sacripante, Agramante, Gradasso, entlehnte er von Bauern seiner Landgüter und einige derselben sollen noch jetzt dort gehört werden. Eben so sollen die von ihm beschriebenen Landschaften meistens die Umgebungen von Scandiano seyn. Ist Bojardo auch durch Ariost von Seiten der Diction und des Versbaues übertroffen worden, so wetteifert er doch nicht unrühmlich mit ihm in Ansehung der Erfindung, der Anmuth und geschickten Verflechtung der Episoden. Da er sein Gedicht nicht bloß unbeendigt gelassen, sondern auch an die bereits vollendeten Gesänge nicht die letzte Hand gelegt hat, so fand er Umarbeiter und Fortsetzer. Domenichi änderte den Styl, Berni arbeitete das Gedicht ganz um und Nicolo degli Agostini setzte es fort. Indeß so verdienstlich auch Berni's Arbeit ist, so hat doch Bojardo's ursprüngliches Werk eben so viel dadurch verloren als gewonnen und behauptet immer den Vorzug. Agostini's Fortsetzung aber ist durch Ariost in Vergessenheit gekommen, dessen rasender Roland ebenfalls eine Fortsetzung des Bojardo ist. Außerdem haben wir von Bojardo

noch Capitoli, eine aus dem Lucian entlehnte Comödie, Timone, lateinische Eklogen und Uebersetzungen von Herodot und Apulejus.

Boissonade (Jean François), geboren zu Paris 1774, einer der ausgezeichnetsten Hellenisten Frankreichs. Er wurde im J. 1809 adjungirter Professor der griechischen Sprache an der Akademie von Paris und 1812 nach Larchers Tode, an dessen Stelle er auch in das Institut trat, wirklicher Professor. Der König ernannte ihn 1814 zum Ritter der Ehrenlegion und 1816 zum Mitglede der Akademie der Inschriften. Außer mehrern schätzbaren Beiträgen, die er zum Journal des Débats, zum Mercure, zum Magazin encyclopédique, zur Biographie universelle, so wie zu den Notices et Extraits (Vol. 10.) geliefert hat, verdanken wir ihm unter andern eine Ausgabe der Heroica des Philostrat (1806) und des Tiberius Rhetor (1815). Noch wichtigere Werke von ihm sind unter der Presse, z. B. die Lebensgeschichten der Sophisten von Eunapus, ein noch ungedruckter Commentar des Proclus zu Platons Cratylus; ein griechischer Roman des Nicetas Eugenianus u. s. w. Auch arbeitet er an einem französischen Wörterbuche nach dem Muster des Johnson.

Bolivar (Simon), El Libertador de Venezuela, der Befreier von Venezuela, ein ausgezeichneter Heerführer des südamerikanischen Volkes im Kriege gegen die Spanier, war in Caraccas geboren. Er erhielt seine erste Erziehung in Spanien, bereisete Frankreich und Italien, kehrte nach Caraccas zurück und bekam, als hier die Revolution ausbrach, nebst Don Lopez Mendez, von der obersten Junta den Auftrag, für die neue Regierung den Schutz Englands nachzusuchen. Er zog sich zwar eine Zeit lang, bei dem politischen System des Congresses von Venezuela, von den öffentlichen Geschäften zurück, allein nach dem furchtbaren Erdbeben am 29. März 1812 bot er seine Dienste dem bedrängten Vaterlande aufs neue an, und ihm ward von Miranda sogleich die Befehlshaberstelle in der Veste Puerto Cabello übertragen. Späterhin erhielt er die Oberbefehlshaberstelle und zeichnete sich durch Muth, Einsicht und Klugheit so rühmlich aus, daß er jenen ehrenvollen Titel El Libertador de Venezuela erhielt. Wir können Bolivars Thaten hier nicht ins Einzelne verfolgen, und müssen selbst wegen der Resultate auf die Artikel Caraccas, Venezuela, Süd-Amerika, und Westindien verweisen. Bolivar starb 1812 nach mehrern für die Republikaner unglücklichen Gefechten in Calaboso, das der königl. General Morales kurz nachher besetzte.

Bollandisten. Unter dieser Benennung versteht man jene Gesellschaft von Jesuiten in Antwerpen, die unter dem Titel Acta Sanctorum die berühmte Sammlung aller Nachrichten über die Heiligen der römisch-katholischen Kirche herausgegeben haben. Sie hatten diesen Namen von Johann Bolland, dem ersten Bearbeiter der schon von Heribert Rosweyd dazu angelegten Sammlungen. Es wurden dazu wiederholt aus allen Ländern und Archiven Materialien zusammengebracht, und die Bearbeitung, die als Sache des Ordens behandelt ward, fast 2 Jahrhunderte lang fortgesetzt, indem die jüngern Gehülfen immer die durch den Tod der ältern entstandenen Lücken ausfüllten. Selbst nach Aufhebung des Jesuiten-Ordens wurde das Werk unter den Auspicien der Kaiserin Maria Theresia noch fortgesetzt, bis das Eindringen der Franzosen in die Niederlande 1794 die damit beschäftigte Gesellschaft zerstreute. Das Werk, wel-

ches aus 53 Folianten besteht, enthält einen Schatz von seltenen historischen Notizen und Urkunden, und wird für die Geschichte einen unvergänglichen Werth behalten. Es liefert einen treuen Spiegel der Vorzeit, erhält künftigen Zeiten rein und unvermischt, was die Geschichte von dem Leben und den Zeitverhältnissen der Heiligen berichtet, und ist frei von lobpreisender Empfehlung und polemischen Ausfällen.

Bolus, ein Fossil, welches mit gelblicher, röthlicher, bräunlicher Farbe, oft mit schwarzen Dendriten versehen, in verschiedenen Gegenden Böhmens, Schlesiens, in Steyermark u. s. w. gefunden und unter andern zu Pfeifenköpfen verbraucht wird. Die s. g. Siegelerde ist oft nichts anders als Bolus.

* Bombay, eine der vier englisch-ostindischen Präsidentschaften, an der Westküste von Vorder-Indien, von der Mündung des Tapri bis zum Vorgebirge Comorin, 87° 15′ — 95° östlicher Länge, 8° — 22° 30′ nördlicher Breite, enthält an unmittelbaren Besitzungen 3924 Q. Meilen mit 2,800,000 Einwohnern. Die Präsidentschaft besteht namentlich und unmittelbar aus Bombay mit Gebiet, Guzurate, einem Theil von Mysore (Meischur) und verschiedenen Distrikten von Sunda, Kanara und der südmalabarischen Küste. Mittelbar, d. i. vasallenmäßig gehören dazu: Neu-Mysore, Kargu, Kananor, Kalikut, Cochin, Travancor 2c. Die Produkte sind: Pfeffer, Kardamomen, Reis, Baumwolle, Arrak, Bambus, Perlmutter, Perlen, Carneole, Sandelholz, Elfenbein, Gummi, Bauholz 2c. Die Präsidentschaft hat den Namen von der nur durch einen schmalen Meeres-Arm vom festen Lande getrennten Insel Bombay, die zwei deutsche Meilen lang und an manchen Orten kaum ½ Meile breit ist, und welche mit verschiedenen darneben liegenden kleinen Inseln, Colabeh, Salsette, Butchers-Insel, Elephanta, Carania, u. s. w., einen der sichersten und geräumigsten Häfen von Ostindien bildet, denn nur hier und in Goa finden selbst die größten Kriegsschiffe den erfoderlichen Schutz. Die Inseln Salsette und Bombay sind durch einen fahrbaren Steindamm mit einander verbunden. Die Stadt Bombay, 90° 18′ östlicher Länge, 18° 56′ 40″ nördlicher Breite, liegt auf dem südlichen Theile der Insel und ist vorzüglich gegen die Meeresseite stark befestigt. Das Kastell von Bombay ist ein rechtwinklichtes Viereck, in dessen einer Bastion sich eine Cisterne befindet, um die Besatzung im Nothfalle mit Trinkwasser zu versehen, da die Insel fast gar keine eigentlichen Brunnen hat. Der in der Mitte der Stadt gelegene große Marktplatz (the Green) ist von prachtvollen Gebäuden umgeben. Hier ist die englische Kirche von schöner Architektur, und das im gefälligsten Styl erbaute Gouvernementshaus. Ohnweit dieses Platzes befindet sich der Basar, wo eingeborne Kaufleute die mannigfaltigsten Produkte des Orients in zahllosen Kramläden, Buden und Barraken feil bieten. Die Schiffswerfte von Bombay sind vortrefflich, und es werden hier durch eingeborne Arbeiter, größtentheils Perser, Schiffe jeder Art, vom Linienschiff bis zur Barke, so gut gebaut, daß sie die europäischen im Segeln oft übertreffen. Die neu erbaute trockene Dokke kann drei Linienschiffe zu gleicher Zeit aufnehmen. Die Bevölkerung der Insel wird auf 220,000 Seelen geschätzt, worunter drei Viertel Hindus, 8000 Perser, 8000 Mahomedaner und 3000 bis 4000 Juden nebst einer bedeutenden Menge Portugiesen anzunehmen sind. Die Perser, welche durch ihre Industrie im Handel und andern Gewerben zum

Theil beträchtliches Vermögen erworben haben, sollen von den durch Schach-Abbas vertriebenen Feuer-Anbetern herstammen. Sie verehren nächst dem heiligen Feuer, das sie in eigenen Tempeln unterhalten, die Sonne, und kommen jeden Morgen und Abend schaarenweise auf die Esplanade zwischen der Citadelle und der Stadt, um sich vor ihrem Gott zu beugen. Bombay gehörte vormals den Portugiesen, welchen es 1530 von einem auf Salsette residirenden indischen Fürsten überlassen wurde. — 1661 traten es die Portugiesen als einen Theil der Mitgift Katharinens von Portugal an Carl II. ab. Eine englische Flotte von 5 Kriegsschiffen mit 500 Mann Landtruppen kam im September 1662 vor Bombay an, um den Platz in Besitz zu nehmen, allein der portugiesische Gouverneur verweigerte unter allerlei Vorwand die Erfüllung des Traktats, und die Engländer zogen sich nach den Anjedive= (Andschidiw=) Inseln zurück, wo eine solche Sterblichkeit unter ihnen überhand nahm, daß 1665 nur noch 1 Offizier und 119 Mann übrig waren. Als bald hierauf die Insel Bombay übergeben wurde, fand sich, daß die ganze Artillerie des Forts aus 4 metallenen Kanonen bestand. Da sich bald ergab, daß der Platz für den König nur von geringer, für die ostindische Compagnie aber von größter Wichtigkeit sey, so ward er 1668 an die letztere, übertragen, und schon nach wenig Jahren zeigte sich im schnellen Zunehmen an Volksmenge und Reichthum die Grundlage zu seiner jetzigen Größe und Wichtigkeit.

Bonaparte, s. Napoleon.

Bonbon, Leckereien, aus Zucker verfertigt, die man den Kindern gibt. Zu Neujahr werden in Paris Bonbons in den mannichfaltigsten und geschmackvollsten Formen verfertigt. Sie enthalten gewöhnlich ein Zettelchen mit artigen Versen in sich. Man schenkt sich diese Bonbons gegenseitig als Neujahrsgaben. — In Deutschland nennt man in Papier gewickelte Gerstenzuckerplätzchen Bonbons.

Bonn, Kreisstadt im preußischen Regierungsbezirk Cöln, früher die Residenz des Churfürsten von Cöln, und von 1794 — 1814 zum französischen Departement Rhein und Mosel gehörig, am linken Rheinufer, 27° 24′ 30″ Länge, 50° 24′ Breite, mit 1159 Häusern und 9300 Einwohnern, worunter 200 Juden, welche in einer besondern Gasse 21 Häuser bewohnen. — Bonn, welches ehemals befestigt war, dessen Werke aber 1717 geschleift wurden, hat 4 katholische Pfarrkirchen und seit 1817 eine evangelische Kirche. Die sonst zahlreichen Klöster sind aufgehoben. Das prächtige Residenzschloß der vormaligen Churfürsten enthält eine Bibliothek und Gemälde=Gallerie. Es befindet sich ferner hier ein Erzbisthum, ein Oberbergamt, und ein Lyceum, das 1802 aus der 1777 errichteten und 1786 zur Universität erklärten Akademie entstanden ist. Die Fabriken sind nicht bedeutend. Der Handel ist zum großen Theile in den Händen der Juden. Nach dem schönen Lustschloß Clemensruhe bei Pappelsdorf führt eine 1200 Schritte lange vierfache Allee. —

Borax. Der natürliche Borax ist ein graulich, gelblich, und grünlich-weißgefärbtes Salz, welches in sechsseitigen Säulen und kleinen Pyramiden krystallisirt, und in Persien und Tibet im Schlamme großer Landseen, in Sina und Potosi in Südamerika gefunden wird. Am häufigsten bildet es kleine Körner, welche mit Erde vermengt sind. Seine Bestandtheile sind Boraxsäure, Natrum und Wasser. Außer dem natürlichen gibt es auch einen künstlichen Borax,

welchen man erhält, wenn man den natürlichen Borax von den Unreinigkeiten scheidet und mit einem Ueberschuß von Natrum versieht.

* Bordeaux, Bourdeaux, 17° 5' 46" Länge, 44° 50' 14" nördlicher Breite die Hauptstadt des französischen Departements der Gironde, (vormals Hauptstadt von Guyenne) und eines Bezirks von 77 Q. Meilen und 223,863 Einwohnern, liegt am linken Ufer der Garonne, 12 deutsche Meilen von der Mündung, und zählt in 7800 Häusern mehr als 90,000 Einwohner. Die etwas alterthümliche und finstre Stadt hat 19 Thore, wovon 12 nach dem Strome und 7 nach der umliegenden Gegend führen, 2 Vorstädte, nämlich Chartrons und St. Severin, schöne öffentliche Plätze, angenehme Spaziergänge, 46 katholische und 1 protestantische Kirche, und unter den öffentlichen Gebäuden mehrere theils durch Alterthum, theils durch Schönheit ausgezeichnete: z. B. das Rathhaus Lambriere, worin vor Zeiten die Herzoge von Guyenne residirten, und später das Parlament seinen Sitz hatte, die Börse, das Hôtel des fermes, das Theater, das Vauxhall, den von Bonaparte im Jahre 1810 erbauten Palast, und eine neu erfundene Mühle von 24 Gängen, welche bloß durch die Ebbe und Fluth in Bewegung gesetzt wird. — Bordeaux ist nicht regelmäßig befestigt, aber mit Mauern und festen Thürmen umgeben. Die kleinen Forts Ha und St. Louis und St. Croix vertheidigten den vortrefflichen Hafen, in welchen die größten Kauffartheischiffe ohne Schwierigkeit mit der Fluth, die oft bis 12 Fuß steigt, den Strom heraufkommen können. — Wenn Marseille die erste Handelsstadt in Frankreich ist, so ist Bordeaux ohne Zweifel die zweite. Die Zahl der eigenen Kauffartheischiffe wird auf 300 angeschlagen. In Friedenszeiten werden im Durchschnitt allein 100,000 Orhoft Wein, und 20,000 Orhoft Franzbranntwein ausgeführt, die übrigen Ausfuhrartikel bestehen in Weinessig, getrockneten Früchten, geräuchertem Fleisch, Brennholz, Terpentin, Glasflaschen, Kork, Honig u. s. w. Eingeführt werden: Colonialwaaren aller Art, englisches Zinn, Blei, Kupfer und Steinkohlen, Färbestoffe, Zimmer- und Schiffbauholz, Pech, Hanf, Leder, Heringe, Pökelfleisch, Käse u. s. w. Die Messen, welche im März und October hier gehalten werden, sind von der größten Wichtigkeit für ganz West-Frankreich. Am Wallfisch- und Stockfischfang nimmt die hiesige Kaufmannschaft mittelbaren Antheil durch die Häfen von Bayonne, St. Jean de Luz und St. Malo. Bordeaux ist der Sitz eines Erzbischofs, dem die Bischöfe von Poitiers, la Rochelle und Angouleme als Suffragane untergeordnet sind (sonst führte er den Titel, Primas von Aquitanien), eines protestantischen Consistoriums, eines Präfecten, der 11ten Forstconservation und des kommandirenden Generals der 11ten Division. Es hat einen königlichen Gerichtshof, eine Handelskammer, ein Handelsgericht, eine 1441 gestiftete Universität, eine 1712 gestiftete Akademie der Wissenschaften, welche eine Bibliothek von mehr als 55,000 Bänden besitzt, eine 1670 gestiftete und 1768 erneuerte Akademie der bildenden Künste, ein Taubstummeninstitut, eine Handels- und Schiffahrtsschule, u. s. w. Unter den Fabriken zeichnen sich aus: 14 Zuckersiedereien, mehrere Glashütten, Töpfereien, Wollenwaaren und Spitzenmanufacturen. Bordeaux ist das Burdigala der Römer. Im 5ten Jahrhundert besaßen es die Gothen, und die Normannen suchten es verschiedentlich heim mit Brand und Plünderung. Später herrschten hier die Herzoge von Guyenne. Durch die Verheirathung Eleonorens, der Tochter

Wilhelms X., des letzten Herzogs von Guyenne, mit Ludwig VII. kam es an Frankreich. Da aber diese Fürstin 1152 von ihrem Gemahl verstoßen ward, und sich nachmals mit dem Herzoge von der Normandie vermählte, der später den Thron von England bestieg, so fiel es diesem letztern Reiche zu. Hierher führte Eduard, der schwarze Prinz, nach der Schlacht bei Poitiers den gefangenen König Johann von Frankreich, und es blieb 11 Jahre lang seine Residenz. Erst unter Carl VII. kam es wieder an Frankreich. Im Jahre 1548 empörte sich die Stadt wegen Einführung der Salztaxe, und der Gouverneur de Morems ward ermordet, wofür der Connetable von Montmorency an den Bewohnern strenge Rache nahm. Während der Revolution ward es als Hauptsitz der Girondisten von den Schreckensmännern fast wie Lyon und Marseille verheert. Der Druck des Continentalsystems, dem der Handel von Bordeaux unterlag, machte die Einwohner der Napoleonischen Regierung abgeneigt, und sie waren es, die sich am 12ten März unter allen Franzosen zuerst für das Haus Bourbon erklärten. Der römische Dichter Ausonius war von Bordeaux, Montaigne und Montesquieu aus dessen naher Umgegend gebürtig; der letztere liegt dort in der St. Bernhards-Kirche begraben.

Bordeaux-Weine werden nicht allein die im Bezirke der Stadt Bordeaux gewonnenen, sondern überhaupt die in der Provinz Guyenne wachsenden Weine genannt. Man hat rothe und weiße Sorten. Die bekanntesten rothen sind: Margaux, Haut-Brion, Graves, Medoc, Loignon, Pontac u. s. w.; der letztere ist der vorzüglichste und theuerste. Unter den weißen erwähnen wir den Graves, als den kostbarsten, Blaye und Bourg, Rion, Serons, Fargues u. s. f. Unter den Graves-Weinen sind die gesuchtesten die von Haut-Brion, Merignac, Pessac, Loignon, u. s. w. Unter den Medoc-Sorten die von Lafitte, Latour und Margaux. Fast alle Bordeaux-Weine brauchen einige Zurichtung, damit sie sich halten und verfahren werden können. Jung ist keiner brauchbar; manche müssen 4 bis 6 Jahre liegen, bis sie die gehörige Qualität bekommen. Unter dem Namen Bordeaux-Weine begreift man auch noch verschiedene hochländische Weine, als den Gaillac, Bergerac, St. Foi, Frontignac, Cahors, und Muscateller von Beziers. Sie machen den wichtigsten Zweig des französischen Weinhandels aus, denn man rechnet, daß selbst in mittelmäßigen Jahren über 100,000 Oxhoft aus dem Lande gehen.

† Borghese (Camillo). Der Fürst hatte der französischen Regierung für die Summe von 8 Mill. Fr. 322 Kunstwerke verkauft, die seit mehreren Jahren eine Zierde des unter dem Namen der Villa Borghese bekannten Palastes seiner Vorfahren ausmachten, und unter denen mehrere Kunstwerke vom ersten Range waren, z. B. der Borghesische Fechter, der Hermaphrodit, der Silen, der sterbende Seneca, Amor und Psyche u. s. w. Bonaparte hatte die Kaufsumme in Nationalgütern in Piemont geleistet, welche 1815 der König von Sardinien unter Sequester nahm; zugleich aber bekam der Fürst in Folge der zweiten Invasion der Alliirten einen Theil jener Kunstschätze zurück.

Borgia (Stefano), Cardinal, Präfect der Congregation der Propaganda und einer der edelsten Beschützer der Wissenschaften im achtzehnten Jahrhundert. Er war 1731 zu Veletri geboren und erhielt seine erste Erziehung bei seinem Oheim, Alessandro Borgia,

Erzbischof von Fermo. Schon früh zeigte er Geschmack an den Alterthumsstudien, ward in einem Alter von neunzehn Jahren Mitglied der etruscischen Akademie zu Crotona und begann seitdem zu Veletri ein Museum von Alterthümern zu sammeln, das mit der Zeit vielleicht die reichste Privatsammlung dieser Art wurde. Benedict der XIV. der ihn kennen lernte, ernannte ihn 1759 zum Gouverneur von Benevent und 1770 zum Secretär der Propaganda. Dies Amt, das er achtzehn Jahre verwaltete, brachte ihn in Verbindung mit den in allen Weltgegenden zerstreuten Missionaren, und er benutzte dieselbe zur Bereicherung seiner Sammlungen von Handschriften, Münzen, Statuen, Götzenbildern und sonstigen Denkmälern aller Art. Pius VI. ernannte ihn 1789 zum Cardinal und zugleich, um seine administrativen Talente zu benutzen, zum Oberaufseher der Findelkinder. Er verwaltete dies Amt drei Jahre und erwarb sich in dieser Zeit durch seine nachahmenswerthen Einrichtungen große Verdienste. Als der von Frankreich ausgegangene Revolutionsgeist im J. 1797 sich auch dem Kirchenstaate mittheilte, legte Pius VI. die Dictatur von Rom in die Hände Borgia's und gesellte ihm noch zwei Cardinäle zu. Es gelang ihm, bis zum 15ten Febr. 1798 die Ordnung zu erhalten und jeden Mord zu verhüten. Als aber bei der Erscheinung der Franzosen vor den Thoren Roms der Papst sich entfernt und die Volkspartei die Oberhand gewonnen hatte, ward der Cardinal Borgia verhaftet und erhielt seine Freiheit nur mit dem Befehl wieder, die römischen Staaten zu verlassen. Er ging nach Venedig und Padua, wo er sich mit den Wissenschaften und mit den Missionsangelegenheiten auf das eifrigste beschäftigte. Erst im Gefolge Pius VII. kehrte er nach Rom zurück, widmete seine ganze Thätigkeit der Reorganisation einzelner Verwaltungszweige, und starb im November zu Lyon, auf dem Wege nach Paris, wohin er dem Papste folgen wollte. Seine Verdienste um die Wissenschaften sind groß und mannichfaltig. Er war im höchsten Grade wohlwollend, gefällig und offen. Mit der größten Bereitwilligkeit verstattete er die Benutzung seiner kostbaren Sammlungen, von denen Adler, Zoega, Georgi, Paulinus u. A. einzelne Theile beschrieben haben. Die Arbeiten Anderer unterstützte er auf alle Weise und selbst mit Aufopferung. Er versagte sich jeden Aufwand, ja man sah ihn selbst seine silbernen Schuhschnallen verkaufen, um das Geld für sein Museum anzuwenden. Seine eignen Werke sind außer Italien wenig bekannt.

Borneo, eine zu Asien, und namentlich zu der Sunda-Gruppe gehörige Insel; die größte unsers Erdballs, mit Ausnahme des Continents Neu-Holland. Sie wird vom Aequator durchschnitten, und erstreckt sich von 125° — 138° Länge; 4° 12′ südlicher, bis 7°, 30′ nördlicher Breite. Das Klima ist im allgemeinen gemäßigt. An der Westküste dauert die Regenzeit vom November bis zum Mai, und das Thermometer schwankt Mittags zwischen 22 — 26 Gr. Reaumur. Die Küste ist wenigstens drei bis vier Stunden weit in das Land hinein sumpfig, wodurch die Luft der Gesundheit der Europäer nachtheilig wird. Ein Theil des Landes ist gebirgig. Da die Europäer sich noch nirgends weiter als 10 bis 12 Meilen in das Land gewagt haben, so ist die nähere Beschaffenheit desselben fast unbekannt. Eine hohe mit ewigem Schnee bedeckte Bergkette führt den Namen der Kristallberge, und einen der höchsten Gipfel dieses Gebirges bildet der Vulkan Tigabla, dessen Ausbrüche oft mit bedeu-

tenden Erdbeben verbunden sind. Aus einem großen in diesen Gebirgen liegenden Binnensee sollen die meisten Flüsse des Landes ihren Ursprung nehmen. Viele dieser Flüsse sind von ihrer Mündung bis ziemlich tief in das Land hinein schiffbar. Borneo ist reich an Produkten des Mineralreichs. — Seine Bergwerke liefern viele Diamanten, unter denen Stücke von 20, 30 bis 40 Karat nicht selten vorkommen. Was über 5 Karat wiegt, gehört dem Fürsten, alles übrige den Unternehmern der elend gebauten Gruben. Gold, Eisen, Kupfer und bleihaltiges Zinn findet sich in verschiedenen Gegenden des Landes, und fast alle Flüsse führen nicht blos Goldsand, sondern zuweilen sogar Diamanten mit sich. — Perlen und Perlmutter werden häufig an den Küsten gefunden. — Die Vegetation ist reich an nützlichen und kostbaren Produkten. Pfeffer wird in Menge hervorgebracht, und der Kampherbaum von Borneo liefert dieses Gummi in der vorzüglichsten Qualität. Viele Küstengegenden liefern dauerhaftes und schlankgewachsenes Schiffbauholz. Starkes Hornvieh findet sich vorzüglich im nördlichen Theile des Landes, und zahlreiche Heerden von Rothwild und wilden Schweinen durchstreifen die grasreichen Ebenen. Das merkwürdigste vierfüßige Thier ist jedoch der hier einheimische Orang-Outang. Die Schwalbenart, deren Nester gegessen werden, und der Paradiesvogel finden sich überall längs den Küsten des Landes. Die Ureinwohner von Borneo sind eine negerartige Gattung. Sie allein bewohnen das Innere des Landes, und die Benennungen Eidahaner, Idear, Biadschus, Dajakkors, Horafuras, Maruhts und Parnans scheinen bloß die unter mancherlei Oberhäuptern stehenden Stämme des nämlichen Volkes zu bezeichnen. Alle stehen auf einer ziemlich niedrigen Stufe der Kultur. Blutrache und Mord des Beleidigers sind Ehrenpunkte für den waffenfähigen Mann. — Eben so gehört es zur Etikette am Grabe eines angesehenen Mannes einen oder mehrere Sklaven zu schlachten. Die Mündungen der Flüsse werden von den Badschu's bewohnt, die oft ohne festen Wohnplatz mit ihren kleinen Fahrzeugen von Ort zu Ort dem reicheren Fischfange nachziehen. An den südlichen Flußmündungen lebt unter dem Namen der Islams ein schwarzgelber, kleiner, träger mohammedanischer Völkerstamm, unter dem sich jedoch geschickte Arbeiter in Gold, Silber und Holz finden. Die durch das ganze indische Meer zerstreute Malaien sind auch hier nicht selten. — Im Jahre 1627 kamen die Portugiesen hierher. Nur den Holländern gelang es, mit dem Fürsten von Banjermassing einen Handelstraktat zu schließen und 1643 ein Fort und eine Factorei bei dem Dorfe Tatas, und 1778 eine zweite zu Pontiana zwischen Sukkadana und Landar zu errichten. Im letzten Kriege nahmen die Engländer das Fort von Tatas, wie viele andere holländische Niederlassungen, in Besitz. Auf der Nordwestseite der Insel liegt die Stadt Borneo an einem breiten, beständig mit Fahrzeugen bedeckten Flusse, 114° 44' östlicher Länge von Greenwich, 4° 56' nördlicher Breite. Sie ist die Residenz des Sultans, dem die Fürsten von Mokka, Seribas, Klakka und Palo lebenspflichtig sind. Borneo hat an 3000 theils auf Pfählen erhöhte, theils auf Flößen errichtete Häuser, und da der Boden sehr sumpfig ist, so findet die meiste Communication mittelst kleiner Canäle statt, welche die Stadt nach allen Richtungen durchkreuzen. Die Wochenmärkte, welche gleichfalls auf dem Wasser gehalten werden, haben deshalb nicht einmal einen festen Platz, und das Gewimmel der Käufer und Verkäufer in ihren kleinen Böten ist

heute hier, morgen dort. — Die Ausfuhrartikel von Borneo sind hauptsächlich Pfeffer, Muskatnüsse, Ebenholz, Kampher, spanisch Rohr, Bambusstöcke, wohlriechende Harze, Benzoe, und indische Vogelnester.

* Borromäische Inseln, drei bekannte Inseln im Lago maggiore, einem See in Oberitalien, der 10 Meilen lang und 1 ½ Meilen breit ist, und davon der größere Theil zu der Sardinischen Provinz Piemont und der kleinere zu dem Lombardischen Königreiche gehört. Die Umgebungen dieses Sees sind äußerst reizend, indem seine Ufer mit schönen Hügeln, vielen Ortschaften, Landhäusern, Weinbergen, Gärten, Kastanienwäldchen und Alleen besetzt sind. Die Borromäischen Inseln haben ihren Namen von der Familie Borromeo, welche schon seit Jahrhunderten im Besitze der reichsten Ländereien in der Nähe des Lago maggiore war. Einer aus dieser Familie, Namens Vitaliano Borromeo, ließ im Jahre 1671 auf drei nackte Felsen in diesem See Gartenerde auffahren, und Terrassen aufmauern. So entstanden diese drei Borromäischen Inseln, Isola bella, Isola madre und Isola superiore oder dei Pescatori, wovon die beiden erstern wegen ihrer reizenden Anlagen berühmt sind. Die Isola madre liegt mehr in der Mitte des Sees, ist mit einer Menge Fasanen bevölkert, und gefällt mehr durch ihre Einfachheit als Isola bella. Auf sieben Terrassen befinden sich, außer einem zum Nutzen eingerichteten Garten, Cypressen, Lorbeeren, Kastanien und Myrthen. Ein Gärtner wohnt mit seiner Familie darauf. Die Isola bella gleicht, trotz ihrer mannichfaltigen Schönheiten, in mancher Hinsicht einem Conditoraufsatze, und ist mit zu vielem Kunstschnörkel überladen. Sie prangt mit einem schönen Schlosse von 4 Stockwerken, das nahe am Ufer liegt, und einige Monate von dem Grafen Borromeo bewohnt wird. Durch die Grotte Terrene hängt es mit den Gärten zusammen. Die Gärten sind im französischen Geschmack und auf zehn Terrassen, die pyramidenförmig immer sich verkleinernd, hinauf laufen, gepflanzt. Von einer zur andern führen breite, schöne Treppen. Das Ganze hat das Ansehen einer abgestumpften Pyramide, auf deren Spitze ein colossales Einhorn, das Wappen der Borromeer steht. Pomeranzen-, Citronen- und Limonienbäume, zu schönen Hecken verbunden, oder zu Lauben sich wölbend, hauchen hier ihre Wohlgerüche aus, hochstämmige Lorbeerbäume bilden einen kleinen Hain; man sieht Myrthen und Cypressen, nebst Granatbäumen, deren Früchte hier zur Reife gelangen, denn die Berge, welche den See begränzen, dienen den Inseln zur Schutzmauer gegen die kalten Winde. Jedoch ist das Clima der Isola madre milder, als das der Isola bella, indem auf der letztern die Pomeranzen- und Citronenbäume ꝛc. im Winter durch darüber gedeckte Bretter geschützt, auch sogar bei stärkerer Kälte Kohlenpfannen darunter gesetzt werden müssen, welches auf der erstern nicht geschieht. Die Isola bei Pescatori, die dritte Insel, enthält nichts Merkwürdiges. Ihre Einwohner sind Fischer, welche mit Fischen nach Mailand und Piemont handeln.

† Bosnien, 32¼° bis 36½° östlicher Länge, 43 bis 45° nördlicher Breite, eine türkische Provinz in Europa, unter dem Namen eines Königreichs, das außer dem alten Bosnien einen Theil von Croatien (Sandschakschaft Bielogrod) zwischen den Flüssen Unna und Verbas, ein Stück von Dalmatien und Herzogowina umfaßt, und

das nördlich an Sclavonien, westlich an Croatien, südlich an Dalmatien und das adriatische Meer, und östlich an Servien gränzt. Der Flächeninhalt besteht aus 730 Q. Meilen mit 850,000 Einwohnern, welche meistens slavischen Ursprungs, Bosniaken und Morlaken sind, unter denen sich aber auch 50,000 Mann türkische Miliz befinden. Die Eingebornen bestehen aus zwei Drittheilen Christen, meist griechischer Confession, und einem Drittheil Türken, Juden und Zigeunern. Das Land ist gegen Norden eben, im Süden aber bergig und mit Wald bewachsen. Die Hauptgewässer sind die Save (Sau-Strom), der Verbas, die Bosna, Rama und Drina. Bosnien hat guten Acker-, Obst- und Weinbau, die Viehzucht ist ausgezeichnet, und die Gebirge liefern gutes Eisen, von welchem ein großer Theil im Lande zu Gewehren und Klingen verarbeitet wird. Die übrigen Industrie-Produkte sind bloß Leder, Saffian und grobe Wollenzeuge. Es wird in den südlichen und nördlichen Theil, oder Ober- und Nieder-Bosnien eingetheilt. Jenes wird bisweilen Herzogowina oder das Herzogthum Saba genannt, weil Kaiser Friedrich III. 1440 dem damaligen Fürsten dieses Landestheils den Herzogtitel beilegte. Die Hauptorte und Residenzplätze der türkischen Militär-Commandanten sind: Trawnik, die Residenz des Pascha von Bosnien, Varaisch, Iwanska, Solina, Jaitza und die Hauptstadt des Landes Bosna-Serai oder Sarajewo, italienisch Seraglio, am Zusammenfluß der Milliazza mit dem Bosnastrome, mit 15000 meist elenden Häusern und ungefähr 60,000 Einwohnern, die Garnison von 10,000 Janitscharen mitgerechnet. Die plump befestigte Citadelle liegt in einiger Entfernung von der offenen Stadt. Die Einkünfte von Sarajewo bezieht jedesmal die Mutter des regierenden Großherrn.

Boston, 307° 2′ 45″ Länge, 42° 25′ nördlicher Breite, umfaßt eigentlich drei Städte nämlich Nord- und Süd-Ende, und West- oder Neu-Boston. Zwei hölzerne Brücken vereinigen diese Städte mit den jenseits des Stromes gelegenen kleinen Orten Cambridge und Charleston. Die Brücke, welche nach dem letztern Orte führt, hat siebenzehn Pfeiler von gleicher Höhe, ist 1503 Fuß lang und 42 breit. Die andre, die West-Boston-Brücke ist 3483 Fuß lang, 40 Fuß breit, und übertrifft die erstere bei weitem an Schönheit und Eleganz. West-Boston, wo die reichen Kaufleute ihre Wohnhäuser haben, ist schön und regelmäßig gebaut. Die beiden andern Theile der Stadt, von welchen ein großer Theil aus massiven Waarenspeichern besteht, gewährt keine vorzügliche Ansicht. Der Hafen faßt über 500 große Schiffe, aber die Einfahrt ist ungemein enge. Die Schiffswerfte, Landungsplätze und Quais sind bequem, groß und in vortrefflichem Stande. Die Straßen sind äußerst reinlich, gepflastert und durchgängig mit Trottoire von gehauenen Steinen versehen. Boston hat neunzehn Kirchen und Bethäuser, für die verschiedenen christlichen Secten. Unter mehreren schönen öffentlichen Gebäuden verdient das vor kurzem erst vollendete neue und prächtige Staatenhaus bemerkt zu werden. Es finden sich hier ferner zwei Theater, ein Concertsaal und viele andere angenehme und nützliche Anstalten. Boston ward von Charleston aus im Jahr 1631 angelegt, und hieß anfangs Schaumut. Die Ansiedler selbst nannten es Dreiberg, von den drei Hügeln, auf denen es erbaut ist. Späterhin ward es erst Boston genannt. Im J. 1727 litt der Ort viel durch ein Erdbeben — Govervors-Eiland, eine kleine zu Boston gehörige Insel, ist der Geburtsort des berühmten Benjamin Franklin, dem der Staat von Mas-

sachusets ein prächtiges Denkmal auf dem nach ihm benannten Franklinsplatze zu Boston errichtet hat.

Botany - Bay, eine geräumige Bay an der Südost-Küste von Neuholland, entdeckt von Cook im Jahr 1770, und so genannt nach den mannichfaltigen damals noch unbekannten Pflanzen, mit denen das Land bewachsen war; seitdem eine englische Niederlassung zur Aufnahme verwiesener Verbrecher. — Auf den ersten Anblik scheint die Bay vollkommenen Schutz und guten Ankergrund darzubieten, allein die See ist zu seicht für große Fahrzeuge, und diese bleiben allen Gefahren einer offenen Rhede ausgesetzt. Aus diesem Grunde fand die Niederlassung, welche ursprünglich hieher bestimmt war, und fortdauernd diesen Namen führt, nicht hier, sondern fünf englische Meilen nördlich zu Port-Jackson statt. Das Klima ist sehr gemäßigt, und die Bäume bleiben fortwährend grün. Der Frühling beginnt gegen das Ende des Septembers und der Winter zu Anfang des Mai. Zur Zeit der heißen trocknen Landwinde steigt das Thermometer nicht selten bis auf 30 Gr. Reaumur, und im Winter sieht man des Morgens zuweilen das Gras bereift, aber die Kälte ist nie so groß, daß man der Heizung in den Zimmern bedürfte. Vom Januar bis April sind die Gewitter häufig, und die Flüsse treten aus ihren Ufern. Außer Eisen und Steinkohlen finden sich keine Materialien von Werth in der Gegend. Das Pflanzenreich bietet bei aller Mannichfaltigkeit wenig nützliches, und noch weniger zur Nahrung des Menschen dienendes dar. Getraide, Küchengewächse und Obstbäume, sowohl europäische als indische, kommen zwar gut fort, aber das Land ist nur theilweise fruchtbar, und von vielen öden Strecken unterbrochen. Auch an einheimischen Thieren ist Botany-Bay wie ganz Neuholland arm; zu Zeiten nur ist der Fischfang an den Küsten ergiebig; am mannichfaltigsten sind die Wasservögel, doch findet sich auch Geflügel in den Wäldern; aber die vierfüßigen Thiere sind auf das Känguruh, eine Gattung von Hunden, und einige Ratten-Arten beschränkt. Die von den Ansiedlern eingeführten europäischen und asiatischen Hausthiere haben sich mit Ausnahme der Ziegen außerordentlich vermehrt, und aus vier entlaufenen Kühen und einem Ochsen hat sich ein gewaltiger Stamm von wildem Hornvieh gebildet, der schon 1804 auf 4000 Stück geschätzt wurde. Die nicht zahlreichen Urbewohner des Landes stehen auf der niedrigsten Stufe der Kultur, und gewöhnen sich nur sparsam an den Umgang mit ihren europäischen Nachbarn. In früherer Zeit hatte England seine mit der Todesstrafe verschonten schweren Verbrecher nach Nordamerika deportirt. Nach der Trennung der vereinigten Staaten vom Mutterlande ward ein neuer Verbannungsort nöthig, und die Wahl fiel auf Botany-Bay. Im Mai 1785 wurden daher 11 Fahrzeuge, mit allem zur Gründung einer Kolonie Nöthigen, ausgerüstet und 570 freie Engländer nebst 760 Verurtheilten landeten nach einer Fahrt von 8 Monaten, wie schon oben gesagt zu Port-Jackson, um an einer kleinen Bucht (Sidney-Cove) die Stad Sidney zu gründen. — Lange kämpften die Ansiedler theils mit den allgemeinen Schwierigkeiten eines neuen Etablissements in einer entfernten Weltgegend, theils mit den besondern Hindernissen, welche die Bösartigkeit der Mehrzahl der neuen Bevölkerung der Ordnung und Ruhe, ohne welche nichts gedeihen kann, oftmals entgegen setzte. Durch einen beträchtlichen Kostenaufwand von Seiten der englischen Regierung, und die klugen Bemühungen mehrerer vortrefflichen Gouverneure sind jedoch diese Unannehmlichkeiten meistens

beseitigt, und Botany-Bay kann seit einigen Jahren unter die blühendsten Kolonien gerechnet werden. Sie besteht jetzt aus vier Distrikten oder Grafschaften, Sidney, Paramatta, Hawkesbury und Newcastle. In jedem liegt eine Stadt. Eine Kirche befindet sich nur zu Sidney, die andern Orte haben bloß Bethäuser. Außerdem gehören zur Kolonie verschiedene Dörfer an der Küste von Neuholland, und die mehr als 300 engl. Meilen entfernten Niederlassungen Hobarts-Town und Port Dalrymple auf van Diemensland, nebst der jetzt verlassenen Ansiedelung auf der Norfolksinsel. Im Jahr 1810 betrug die Gesammtzahl der im Gebiet der Kolonie lebenden Europäer 11,952 mit Einschluß von 1100 Mann Soldaten. Auf Neuholland befanden sich hiervon 5513 Männer, 2220 Weiber und 2721 Kinder: zusammen 10,454. 21,000 Acres tragbares Land waren angebaut, und der Bestand an Nutzvieh war 1114 Pferde, 11276 Stück Rindvieh, 33,818 Schaafe, 1732 Ziegen, und 18,992 Schweine. Die Ausgaben der Regierung für die Kolonie betrugen in diesem Jahre 72 000 Pfund Sterling. Nach Verlauf der Strafzeit, welche nach Maaßgabe der Verbrechen 7 bis 14 Jahre beträgt, und während welcher die Verbannten entweder zur öffentlichen Arbeit angehalten, oder freien Kolonisten als Zwangsdienstboten überlassen werden, können dieselben frei nach Europa zurückkehren; wünschen sie aber sich als Kolonisten anzusiedeln, so gibt die Regierung jedem einzelnen Manne 40 Acker Landes, samt dem nöthigen Acker- und Hausgeräthe, und Lebensmittel auf 18 Monate aus den öffentlichen Magazinen. Ein verheiratheter Mann bekommt 50 Acker, und für jedes Kind werden noch 10 Acker hinzugefügt. Die Rückkehr nach Europa ist dagegen schwierig, da die Regierung nichts dazu hergiebt, und wenn also auch zuweilen ein Mann als Matrose heimkehrt, so bleiben doch die Weiber im Grunde fast allemal auf Zeitlebens verbannt. Wollen freie Europäer sich in der Kolonie niederlassen, so bewilligt ihnen die Regierung freie Reise, und jedem Ehepaar 150 Acker Land nebst 10 Ackern für jedes mitgebrachte Kind, das nöthige Ackergeräthe und Saamengetraide.

* **Bothnien, Botten**, eine große Landschaft an beiden Seiten des 80 Meilen langen und 30 Meilen breiten Bothnischen Meerbusens, des nördlichen Theiles der Ostsee, zwischen Schweden und Finnland, oberhalb der åländischen Inseln. Sie wird in West- und Ostbotten eingetheilt. **Westbotten**, eine Grafschaft auf der Westseite des Meerbusens, gehört zur schwedischen Landschaft Noland, besteht aus 4 Vogteien: Umeå, Piteå, Luleå und Torneå, und enthält 37,800 Einwohner. Auch gehört hieher das daran gränzende Lappland mit ungefähr 8000 Bewohnern. **Ostbotten** auf der Ostseite des Meerbusens begreift die finnische Landeshauptmannschaft gleiches Namens und enthält 66,664 Einwohner, welche bis auf wenige Küstenbewohner, nicht schwedisch, sondern die finnische Sprache reden. Beide Landestheile sind trotz der strengen Winterkälte ungemein fruchtbar, und bringen oft weit mehr Getraide hervor, als die Bewohner zu ihrem Unterhalt bedürfen. Die Nahrungszweige der Einwohner sind Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei, denn die zahlreichen Flüsse und Landseen sind ungemein fischreich. Masten, Bauholz, Pech, Theer, Seehundsthran, Seehundshäute, Butter, getrocknete, eingesalzene und geräucherte Fische werden in Menge ausgeführt. — Die Gebirge liefern Eisen und Kupfer, auch findet sich in den Gruben von Kiemi in Ostbothnien einiges Silber. Beide Länder gehörten früher der

Krone Schweden, aber Ostbotten und ein Theil von Westbotten bis an die Flüsse Tornea und Muonio, nebst dem nördlich darüber gelegenen Lappland, ward im Frieden von Friedrichsham 1809 an Rußland abgetreten, und gehört nun, wie oben erwähnt, zur Provinz Finnland.

Boulingreen, eigentlich ein grüner zum Kegelspiel bestimmter Rasenplatz, dann überhaupt ein schönes dicht bewachsenes Rasenstück, dergleichen man in allen englischen Gärten findet.

* **Boulogne**, eine alte französische Seestadt an der Küste der Picardie, jetzt der Hauptort eines Bezirks von 18½ Q. Meilen mit 74,676 Einwohnern, im Departement Pas de Calais, an der Mündung der Liane ins Meer, 11° 16′ 33″ Länge, 50° 43′ 33′ nördlicher Breite. Sie besteht aus Ober- und Unter-Boulogne, welches letztere vorzugsweise Boulogne sur mer genannt wird, und in Rücksicht der Schönheit der Häuser und Straßen den obern Theil der Stadt bei weitem übertrifft. Beide Theile haben an 1600 Häuser, über 13,000 Einwohner, und einen Hafen, der für große Kriegsschiffe zwar zu seicht ist, in welchen aber die größten Kauffahrthey-Schiffe bei hoher Fluth ohne Gefahr aus- und einlaufen. Da man von hier aus bei gutem Wind die Küsten von England binnen 2 bis 3 Stunden erreichen kann, so ließ Bonaparte den sehr versandeten Hafen reinigen und tiefer machen, und eine ungeheure Menge flacher Fahrzeuge zur Ueberfahrt einer Landungs-Armee daselbst erbauen; auch viele kleine Forts und Batterien zur Befestigung des Hafens und der Stadt anlegen. Schon stand ein zahlreiches Heer viele Monate lang in einem stadtähnlichen Lager zum Ueberschiffen bereit, als der Ausbruch der Feindseligkeiten mit Oesterreich 1805 die französischen Krieger von dort in andere Gegenden rief; und seitdem war von keiner Landung in England mehr die Rede. Boulogne hat ein Bisthum, 6 Kirchen, 1 Hospital, Börse, Handelsgericht, Schifffahrts-Schule, Seebäder, Seifen-, Fayence-, Blech-, Leinen- und Wollen-Manufacturen. Zum Ausfuhrhandel dienen: Heringe und Makreelen, die in Menge längs der Küste gefangen werden, Champagner und Burgunder-Weine, Steinkohlen, Getraide, Butter, Leinwand und Wollen-Zeuge. In Friedenszeiten halten sich oft 2000 bis 3000 Engländer in Boulogne auf.

Bourbon (Haus). Mit Ludwig V., König von Frankreich, erlosch (21. Mai 987) der Stamm der Carolinger; denn sein Oheim Carl, Herzog von Nieder-Lothringen, der rechtmäßige Erbe der Krone, ward durch eine Gegenpartei vom Throne verdrängt, welchen **Hugo Capet** bestieg, Herzog von der nachmaligen Isle de France und Graf von Paris, Enkel Robert's des Starken (dessen zweiter Sohn, Robert, im J. 922 als König gekrönt worden war) und Sohn Hugo's des großen, Herzogs von Frankreich, Burgund und Aquitanien, Grafen von Paris und Orleans. (S. d. A. **Frankreich**.) Durch diese Erhebung ward die Pairschaft des Herzogthums Frankreich mit der Krone vereinigt, und eine Dynastie begründet, die acht Jahrhunderte hindurch den französischen Königsthron besaß, während eine Seitenlinie seit 1701 **Spanien** beherrschte, welche das Königreich beider Sicilien im Jahr 1735 als Secundogenitur, und 1748 auch **Parma** für die Nachkommen eines spanischen Infanten erwarb. Aber die französische Revolution stürzte das Haus Capet durch Napoleon von seinen Thronen, in Frankreich: 1792 bis 1814 (S. **Frankreich**); in Spanien: 1806 bis 1814 (S. **Spanien**);

in Neapel: 1806 bis 1815; in Parma 1801 bis 1817; und in Etrurien wo durch Napoleon ein Bourbon von 1801 bis 1807 regierte. Nur allein der Thron Ferdinands IV. zu Palermo ward unter brittischem Schutze aufrecht erhalten, während die übrigen Mitglieder des Hauses Bourbon, die nicht in Frankreich Leben oder Freiheit verloren hatten, in England und Rußland oder in Napoleons Reiche einen Zufluchtsort fanden. Denn erst nach Napoleons Fall im J. 1814 schien das Schicksal sich mit einem Geschlechte versöhnen zu wollen, dessen Geschichte mit der des ganzen Europa wundersam verkettet ist. — Hugo Capets (oder Breitkopfs) Familie nannte sich nach dem mütterlichen Stammhause, der Stadt Bourbon l'Archambaud in Frankreich, das Haus Bourbon. Aus diesem entsprossen zwei Seitenlinien, die von Valois und die von Bourbon. Jene gründete Carl, Graf von Valois, zweiter Sohn Königs Philipp III.; diese Ludwig, erster Herzog von Bourbon (st. 1341), der Sohn Roberts, Grafen von Clermont, des zweiten, mit Beatrix der Erbin von Bourbon vermählten, Sohnes Ludwigs IX. Nach Carls IV., des Schönen, des letzten aus dem ältesten Hauptzweige des Capetingischen Gesammtstammes, Tode im J. 1328, bestieg mit Philipp VI., das Haus Valois den Thron. Dieses Haus erlosch 1589, durch die Ermordung Heinrichs III. Nun folgte durch Erbrecht, von persönlicher Größe unterstützt, der Abkömmling jenes Ludwigs von Bourbon, in der achten Generation, Heinrichs IV. von Bourbon und König von Navarra. Sein Vater Anton hatte durch seine Gemahlin Johanna von Albret, Erbin des kleinen Königreichs Navarra, diesen Staat erworben, den Heinrich IV. jetzt mit der Krone Frankreich vereinigte. Antons jüngerer Bruder, Ludwig I. Prinz von Condé, wurde der Stifter der Linie Condé. Man unterscheidet daher zwei Hauptlinien der Bourbons: die königliche und condéische. Die königliche trennte sich wieder in zwei Branchen durch die beiden Söhne Ludwig XIII., da der Aeltere, Ludwig XIV., den Hauptast fortsetzte, der mit dessen Enkeln Ludwig (Dauphin) und Philipp V. in die ältere oder königlich französische, und in die jüngere oder königlich spanische sich theilte, während der Jüngere, Philipp I., das Haus Orleans stiftete, als er von Ludwig XIV. das Herzogthum Orleans erhalten hatte. Die Könige des ältern königl. Zweiges des Hauses Bourbon s. unt. d. Art. Heinrich VI. Ludwig XIII. XIV. XV. XVI. XVII. XVIII. Die Könige des jüngern königl. Zweiges s. unter Spanien. Seit der Restauration der Bourbons, in der Person Ludwig XVIII., des 35sten Königs aus dem Geschlecht Capets in Frankreich, im J. 1814, besteht das Haus Bourbon gegenwärtig, 1818, aus folgenden Zweigen und Mitgliedern. A) Königlich franz. Linie: 1) Ludwig XVIII., geb. 1755, Bruder Ludwigs XVI. (S. d. Art.) ist Witwer, und hat keine Kinder. 2) Karl Philipp Monsieur, ehemals Graf von Artois, (S. Artois) und dessen Söhne: a) Ludwig Anton, Herzog von Angouleme, Sohn von Frankreich, geb. am 6. Aug. 1775, verm. zu Mietau, d. 10. Juni 1799 mit der Tochter Ludwigs XVI. und Maria Antoinettens von Oesterreich, Maria Theresia Charlotte, geb. d. 19. Dec. 1778, Madame, Diese Prinzessin ward am 18. Aug. 1792 in den Tempel als Mitgefangene ihrer Aeltern gebracht, am 20. Dec. 1795 aber entlassen, worauf sie, mit Bewilligung der Directorial-Regierung, Paris und Frankreich verließ und zu Riechen bei Basel an die österreichischen

Bevollmächtigten ausgeliefert wurde; seitdem lebte sie bis 1799 zu Mietau, von wo sie ihren Oheim, den jetzigen König überall hin begleitete. Ihr damaliges Einkommen bestand in den jährlichen Zinsen eines von der Erzherzogin Christine von Oesterreich (verst. Gemahlin des Herz. von Sachsen-Teschen) ihr vermachten Capitals von 391,000 Fl. Als sie im Mai 1814 in Paris einzog, ward sie mit lebhafter Theilnahme empfangen, und von wahrem ritterlichen Geiste beseelt, eilte sie während der Catastrophe im März 1815 nach Bordeaux, stellte sich dort persönlich an die Spitze der Königlichen, unterlag aber dem bösen Willen der Linientruppen und der Untreue der Nationalgarde; sie ging also mit dem General Clauzel eine Capitulation ein, und begab sich zu Schiffe mit dem Maire Lynch nach Holland zu ihrem Oheim, dem sie auch nach Paris wieder gefolgt ist. Sie ist Beschützerin der Gesellschaft der mütterlichen Liebe in Frankreich. — Ihr Gemahl, der Herzog von Angouleme landete zuerst am 11. Febr. 1814 im südlichen Frankreich, und kehrte hierauf mit ihr im Gefolge Ludwigs XVIII. aus England nach Paris zurück. Im J. 1815 zeichnete er sich bei Napoleons Usurpation des Thrones in dem Commando eines kleinen Corps Königlicher in einem Gefecht bei Montelimart gegen Napoleons Truppen aus, war auch in einem zweiten Treffen bei Valence glücklich, mußte aber nach dem Abfall fast aller seiner Truppen bei Port St. Esprit capituliren (8. April). Kraft dieser Capitulation schiffte er sich zu Cette ein (16. April) und landete (am 19. April) zu Barcellona, von wo er sich zu seiner Familie wieder begab; gegenwärtig ist er Groß-Admiral von Frankreich und Generaloberst der Carabin., Cürass. und Drag. der franz. Armee und Inhaber eines Jäger-Regiments. Sein Bruder b) Carl Ferdinand, Herzog von Berri, geb. 24. Jan. 1778, war bis zur Herstellung seiner Familie auf den französischen Thron bei seinem Vater in Edinburgh; im März 1815 begleitete er seinen Bruder Angouleme nach Lyon, eilte von da nach Paris und stellte sich an die Spitze der vor Paris gegen Napoleon am 11ten März aufgestellten Armee, nach deren Abfall er am 20. d. Mon. seinem Oheim, dem Könige, folgte; jetzt ist er Generaloberst der Chasseurs und leichten Lanzenreiter. Den 17ten Juni 1816 vermählte er sich mit Caroline Ferdinande Louise (geb. am 5ten Nov. 1798), der ältesten Tochter des Erbprinzen beider Sicilien. — Ferner lebt von des Königs Ludwig XIV. außerehelicher Nachkommenschaft die Tochter des am 4ten März 1791 verst. Ludwig Johann von Bourbon, Herzogs von Penthievre, Louise Marie Adelheid, geb. 23ten März 1753 (sonst Mademoiselle de Penthievre genannt), seit dem 6ten Nov. 1793, Witwe von Ludwig Philipp Joseph, Herzog von Orleans (Egalité genannt), von dem sie 22ten Juli 1792 geschieden wurde. Sie hielt sich bis 1814 in Spanien auf, wohin sie deportirt worden war. Hier lebte sie (zu Barcellona) von dem Ertrage der ihr restituirten Güter, der ihr mit 100,000 Franken jährlich aus dem Schatze von Frankreich angewiesen worden war. Sie kehrte mit den Bourbons nach Paris zurück, und mußte daselbst, als Napoleon im März 1815 dort ankam, Krankheits wegen bleiben. B) Der zweite Ast der königlichen Linie, das königl. spanische Haus Bourbon, von Philipp V., Ludwigs XIV. zweitem Enkel gestiftet, besteht jetzt aus folgenden Mitgliedern: 1. Carl IV., resignirtem König von Spanien, gebor. in Neapel 12ten Nov. 1748; cedirte seine Rechte an Napoleon 8ten Mai 1808, und lebte mit seiner Gemahlin Marie Louise,

Tochter des Herzog Philipp von Parma, geb. 9. Dec. 1751, zu Compiegne in Frankreich, dann in Marseille, jetzt in Rom. Die noch lebenden Kinder sind: a) Charlotte Joachime, Gemahlin des Königs von Portugal, b) Marie Louise Jos. Antoine, resignirte Königin von Etrurien, Witwe von Ludwig, Infant von Spanien, ehemaligen König von Etrurien. c) Deren Kinder, Carl Ludwig, Infant von Spanien, resignirter König von Etrurien, geboren zu Madrit 23. Dec. 1799, und Marie Louise Charlotte, geb. 1. Oct. 1802 auf der Ueberfahrt von Livorno nach Barcellona. Die Mutter nahm 1817 das Fürstenthum Lucca in Besitz, als einstweilige Entschädigung, bis nach dem Tode der Erzherzogin Marie Louise, Parma wieder an sie und ihre Nachkommen zurückfällt. d) Die Schwägerinnen der Königin von Etrurien: Marie Antoine Josephe, Prinzessin von Parma, bei den Ursulinerinnen zu Parma, und Charlotte Mar. Ferdin., Prinzessin von Parma, seit 1804 in Rom. e) Ferdinand VII., sonst Prinz von Asturien, geb. 14. Oct. 1784, zuerst vom 10. März 1808 an sechs Wochen lang König von Spanien, verzichtete nebst seinen Brüdern auf die spanische Krone durch die Declaration aus Bordeaux vom 12. Mai 1808; dann lebte er, von einer Doppelrente, von 400,000 und 600,000 Fr. aus dem franz. Schatze und einem Antheile von 50,000 Morgen an den Domainen von Navarra, zu Valencay in Frankreich; im Jahr 1810 meldete man von ihm, daß er dem Kaiser Napoleon das ihm entdeckte Unternehmen des Engländers Kolly, ihn zu entführen, selbst mitgetheilt, und zugleich gewünscht habe, von ihm als kaiserlicher Prinz Frankreichs adoptirt zu werden (vergleiche Ferdinand VII. und Spanien seit 1808). Doch als Napoleon am Schlusse des Jahres 1813 sich von allen Seiten bedrängt sah, schloß er (15ten Dec. 1813) mit Ferdinand VII. Friede, und obgleich die Bedingungen desselben von den Cortes nicht anerkannt wurden, so kehrte Ferdinand doch in sein Reich zurück. f) Carl Mar. Jos. Isidor. g) Marie Isabelle, Gemahlin des Kronprinzen von Sicilien. h) Franz de Paula Anton Maria. Die Infanten Anton, Carl und Franz erhielten 1808 auch Apanagengelder aus dem franz. Schatze, und hatten den Genuß ihrer Ordenspfründen in Spanien. Von Carls IV. Geschwistern leben noch; a) Ferdinand IV., jetzt Ferdinand I., König beider Sicilien, Gemahl von Marie Caroline, des römischen Kaisers Franz I. Tochter, st. 1814. Deren Kinder; aa) Franz Januar Joseph, geb. 1777, 19. Aug., Herzog von Calabrien, Kronprinz beider Sicilien, mit 7 Kindern aus seiner zweiten Ehe mit Isabella von Spanien; seine Tochter aus der ersten Ehe ist Gemahlin des Herzogs von Berri. bb) Marie Christine, Gemahlin Carls, Prinzen von Sardinien, Herzog von Genevois; cc) Marie Amalie, Gemahlin Ludwig Philipps, Herzog v. Orleans. dd) Leopold, Fürst von Salerno, verm. mit Clementine, Franz I. von Oesterreich dritter Tochter. b) Anton Pascal. — Von des Königs Karls IV. verst. Bruder Gabriel Franz Xaver existirt ein Sohn, Peter Carl Anton, Infant von Spanien, der im Nov. 1807 mit dem portugiesischen Hofe, wo er seit 1790 erzogen worden war, nach Brasilien ging, und 1810 zu Rio de Janeiro mit Mar. Therese, Johannes VI. Regenten von Brasilien Tochter, sich vermählte. Aus der Ehe Karls III. Bruders, Ludwig Anton Jacob, mit Therese de Vallabriga y Drummond, Herzogin von Cinchon, Tochter eines aragonischen Capitäns der Infanterie, leben; a) Don Ludwig

Maria von Bourbon, Erzbischof von Toledo; b) Caroline Josephine Antoine, Gemahlin des Don Manuel Godoy, des Friedensfürsten, und c) Marie Louise von Bourbon, verm. 1. Juni 1817, mit dem Herz. v. San Fernando, Grand von Spanien. C) Die Seitenlinie des königl. französischen Hauptastes des Hauses Bourbon, welche von Ludwigs XIV. Bruder Philipp I. abstammt, und das Haus Orleans bildet, indem es von diesem Philipp an bis 1739 das Herzogthum oder die Pairie Orleans besessen hat, zählt gegenwärtig folgende 10 Mitglieder: 1) Herzog Ludwig Philipp von Bourbon-Orleans (vor der Revolution Herzog von Chartres, Sohn des Philipp Egalité), geb. 6. Oct. 1773, wurde nebst seinen Brüdern 1797 aus dem Verhafte zu Marseille entlassen, ging mit ihnen nach Philadelphia, dann, nach geschehener Aussöhnung mit den franz. Prinzen des Hauses Bourbon, nach England (1800), hierauf nach Gibraltar (1808), lebte dann seit 1809 in Palermo, blieb nach der Rückkehr der Bourbons in England, bis er 1816 nach Paris sich begab, wo er das Palais Royal bewohnt. Er ist Generaloberster der Husaren und Großkr. der Ehrenlegion. 2) dessen Gemahlin Marie Amalie, K. Ferdinands IV. von Sicilien Tochter geboren 26ten April 1782; aus dieser Ehe sind vorhanden: 3) Ferd. Philipp Ludwig Carl Heinrich Herzog von Chartres, geb. zu Palermo 3. Sept. 1810; 4) Louise Marie Theresie Charlotte Isabelle Mademoiselle, geb. zu Palermo 3. April 1812; 5) Marie Christ. Carol. Adelaide Francisca Leopoldine (Mademois. de Valois) geb. zu Palermo 12. April 1813; 6) Ludwig Carl Phil. Raphael, Herzog von Nemours, geb. zu Paris 25. Oct. 1814; 7) Francisca Louise Caroline, Mademoiselle de Montpensier, geb. 28. März 1816 zu Twickenham; 8) Marie Clementine Carol. Leop. Clotilde, Mademoiselle de Beaujolois, geb. 3. Juni 1817, zu Paris. 9) Des Herzogs von Orleans Schwester Eugenie Adelheid Louise, Mademoiselle d'Orleans, geb. 23. August 1777. 10) Vaters Schwester: Louise Marie Therese Mathildis, Madame d'Orleans, geschiedene Gemahlin von Herzog Ludwig Heinrich von Bourbon-Condé, die zu Barcellona 50,000 L. jährl. aus dem Schatze von Frankreich erhielt, und seit dem 5. Juni 1816 wieder in Paris sich aufhält. D) Die Condéische Linie, die zweite Hauptlinie der Bourbons, die von Ludwig I., dem ersten Prinzen von Condé, abstammt, ward durch die beiden Söhne des Enkels von diesem Ludwig I., Heinrichs II., in zwei Aeste zerspalten, indem nämlich 1. Ludwig II. (st. 21. Febr. 1666) den Ast Bourbon-Condé und 2. Armand, (st. 11. Dec. 1666) Prinz von Conty, den Ast von Bourbon-Conty stiftete. Aus dem Aste Condé existiren noch 3 Mitglieder: a) Herzog Ludwig Joseph von Bourbon, Prinz von Condé, geb. zu Paris 9ten August 1726. Er verließ mit seinem Sohne, wie auch mit seinem Enkel, dem auf Befehl Napoleons nachmals erschossenen Herzog von Enghien (S. d. Art.) Frankreich den 16ten Juli 1789, kehrte 8ten Nov. 1814 nach Paris zurück, ist Oberhofmeister des königl. franz. Hauses, Besitzer von Chantilly, wohnt zu Paris im Palais Bourbon. (S. d. Art. Condé). b) Ludwig Heinrich Joseph, Herzog von Bourbon, Sohn des vorherigen aus der ersten Ehe, geb. 13. April 1756, geschiedener Gemahl der oben unter Orleans gedachten Louise Marie Therese Mathildis; c) Louise Adelheid, Prinzessin von Condé, geb. 5ten Oct. 1757, lebte in England in einem Kloster zu Norfolk, war 1768 Aebtissin

zu Remiremont, und ward im Dec. 1816 Vorsteherin der Schwesterschaft in dem zu einem Kloster umgeschaffenen Tempelthurm zu Paris. (Von Carl Charolois, Prinz von Condé, leben noch zwei natürliche, aber legitimirte Töchter, von denen die eine Charlotte Margar. Elis., als legitimirte Mademoiselle de Bourbon, den jetzigen dänischen Generalmajor Grafen von Löwendahl 1772 heirathete.) Von dem zweiten Aste, Bourbon-Conty, lebte Ludwig Franz Joseph von Bourbon, Prinz von Conty, zu Barcellona in Spanien von einer Pension von 25,000 Liv., aus dem franz. Schatze vom Ertrage seiner ehemaligen Güter. — Er starb den 13. März 1814, und war der letzte Zweig des Hauses Conty. Indeß verlieh im Nov. 1815 Ludwig XVIII. den natürlichen Söhnen desselben, den H. H. von Hattonville und von Removille die Befugniß, den Namen und das Wappen von Bourbon-Conty zu führen. Die bekannte Gräfin von Mont-Clair-Zain, deren Namen das Anagram von den Namen ihrer Aeltern, des Prinzen Ludwig Franz de Bourbon-Conty und der Herzogin von Mazarin, enthält, gehört auch noch als wilder Sprößling zu diesem Aste; außerehelich geboren, ward sie von Ludwig XV. 1772 legitimirt und 7ten Oct. 1788 in der Abtei St. Antoine getauft; im Jahr 1799 lebte sie noch zu Paris als Directorin einer weiblichen Erziehungsanstalt und foderte ihrer Abkunft wegen von der französischen Regierung eine Pension.

* Bourbon, eine französische Insel im indischen Meer, östlich von Madagascar, 72° 58′—73° 10′ östl. L. 20° 31′ 43″—21° 39′ südl. Br., 112 Q. Meilen groß, 1811 mit 80,346 Einwohnern, wovon 16,400 Europäer und Creolen, 3459 freie Neger, und 60,450 Sklaven. Die Insel ist vulkanischen Ursprungs, und noch brennt fortdauernd im Südosten ein Vulkan, um welchen in einem Kreise von 6 Meilen alles öde und verbrannt ist. Das ganze Land besteht eigentlich aus zwei aneinanderhängenden Bergen, unter welchen der nördliche, ein ausgebrannter Vulkan, der höhere und an Umfang bei weitem der größere ist. Beider Berge Gipfel sind nackte Felsen, die höchste Spitze des nördlichen Berges ist 4000 Fuß über die Meeresfläche erhaben. Viele Bergströme stürzen von den schroffen Höhen und bewässern die Niederungen, in welchen der fruchtbare vulkanische Ruin von der üppigsten tropischen Vegetation überwältigt, einen oft eben so überraschenden als reizenden Anblik darbietet. In einigen Teichen ist das Wasser so mit mineralischen Stoffen geschwängert, daß weder Fische darin leben, noch Sumpf- und Wasserpflanzen an den Ufern wachsen. Die Produkte der Insel sind: Kaffee, (im J. 1799 6 Millionen Pfund), Mais, Weizen, Reis, Tabak, Baumwolle, Muskatnüsse, Gewürznelken, (im J. 1799 60,000 Pfund), Zucker, Aloe, Ebenholz, Obst, Palmen, Indigo, weißer Pfeffer, Bauholz, Kopal, Sandarak, Kampher, Gartenfrüchte mannichfaltiger Art, Schlachtvieh und Schildkröten. Die Insel ist in 9 Kirchspiele abgetheilt: St. Denis, St. Marie, St. Susanne, St. André, St. Benoit, St. Rose, St. Joseph, St. Pierre und St. Paul. Nur einige Stunden breit in einer mit den Küsten parallelen Linie ist bis jetzt das Land angebaut. Die dichten Wälder im Innern werden zum Theil von einer Art von Mulatten bewohnt, die ziemlich im Zustande roher Naturmenschen leben. Bourbon ist von Klippen umgeben, und hat bloß zwei eben auch nicht gute Ankerplätze, was der Schiffahrt nicht wenig hinderlich ist. Bourbon und Isle de France wurden 1545 von dem Portugiesen Mascarenhas entdeckt. 1634 stiftete die französisch

ostindische Handelscompagnie hier eine Factorei. 1642 ließen sich französische Seeräuber von Madagascar aus hier nieder, und fingen an sich dem Ackerbau zu widmen. 1774 nahm die französische Regierung förmlichen Besitz von der Insel. Während der Revolution ward sie erst Réunion, dann 1809 Bonaparte genannt, bis sie 1814 ihren alten Namen wieder erhielt. — Im J. 1811 bestand das Militair aus 4179 Mann, nemlich 576 Linientruppen, 417 Kreolenschützen 900 Bürgergarden und 2300 Milizen.

Bourdeaux, s. Bordeaux.

Bourrit (Marc Theodore), der berühmte Alpenreisende und Geograph, ist geboren zu Genf 1739. Lange Zeit war er Kantor an der Kathedrale in dieser Stadt und beschäftigte sich daneben stets mit dem Studium der Natur seines Vaterlandes, in welcher Hinsicht er mehrere Reisen in die Gebirge unternahm. Der berühmte Saussure lernte ihn kennen und vorzüglich schätzen. Beide bereis'ten nun zusammen die Alpen und den Montblanc, und Bourrit lieferte zu Saussures Reiseberichten höchst interessante Zeichnungen. Von ihm selbst besitzen wir mehrere meistens sehr gründliche und stets belehrende Werke.

Brach heißt, im Ackerbau, ungepflügt, ungebauet, ruhend. Wie die animalische Natur, bedarf auch die Getraide tragende Erde einer Ruhe, einer Erholung zur Aufrechthaltung ihrer hervorbringenden Kräfte. So bleibt (nach hier nicht zu erörternden Regeln) ein Ackerfeld, nachdem es einige Jahre Getraide getragen, ein Jahr unbesäet, wo es alsdann, sich selbst überlassen, Gras, auch Klee hervorbringt. Durch die Verwesung der Klee- oder Graswurzeln sammelt das Land neue Kräfte (Dammerde), und trägt dann, mit weniger oder gar keiner Düngung, wieder Getraidefrucht. Wo es jedoch nicht an dem nöthigen Dünger fehlt, bedarf es der Brache nicht. An einigen Orten läßt man den Acker auch brach liegen, um ihn als Wiese zu benutzen. In Niedersachsen heißt es dann Dreesche. Brachen, heißt ein brachgelegenes Feld zum erstenmale wieder pflügen, es stürzen, in manchen Gegenden wird es für brach liegen lassen genommen. Beim Weinbau bedeutet es: vom Unkraut reinigen. — Brachmonat ist der 6te des Jahrs, der Sommermonat, Junius, weil man in demselben zu brachen pflegt.

† Brachylogie ist die Kunst, kurz und gedrängt zu reden; zugleich der Fehler in der Schreibart, wenn man durch erzwungene Kürze dunkel wird. Es wird in der Musik gebraucht, wenn in einem langsamen Gesange eine geschwinde Klausel vorkommt. Brachykatalectisch heißt, in der Dichtkunst, ein Vers, an welchem eine Sylbe oder ein Fuß fehlt.

Brachdeich, ein Deich, welcher durchgebrochen, worinnen ein Brack eingerissen ist; kann dieses nicht gleich wieder durchgedeicht werden, so entsteht dadurch ein sogenannter Ueberdeich.

P. S.

Bramarbas bedeutet einen Großsprecher, einen Menschen, der, um sich geltend zu machen, oder Andere in Furcht zu jagen, mit Thaten prahlt, die er nie ausgeübt, und deren er unfähig ist. Der Ausdruck kommt von einer so benannten Person dieses Charakters in einem von Holbergs Lustspielen her.

Branchu (Madame), erste Sängerin der großen französischen Oper zu Paris. Eine außerordentliche Stimmkraft und Ausdauer erheben ihren Namen eben so hoch, als die bewundernswerthe Vol-

lendung im Mechanischen des Gesangs, und die immer noch dauernde Reinheit und Jugendfrische der Töne — womit sie bereits über 20 Jahre die Ohren der Franzosen entzückt. Altfranzösische und Gluck'sche Opern sind die Sphäre, worin sie sich mit seltener Vollendung bewegt, eine Antigone, Dido, Armide, Alceste rc. ihre höchsten Triumphe. Das romantische Ohr der Deutschen und Franzosen wird jedoch nur sehr selten an solcher verstandesgemäßen witzigen Recitation in schreienden Tönen großes Vergnügen empfinden.

Brandkugel, ist ein zwilchener Sack, welcher über zwei kreuzweise über einander gespannte eiserne Reifen gezogen, mit feuerfangenden Stoffen angefüllt und auswärts mit Pech und Talg bestrichen ist, um Gegenstände damit in Brand zu stecken. Brandkugeln sind auch längliche, mit kleinen Kugeln, Handgranaten rc. gefüllte Kugeln, die mit eisernen Reifen gebunden, mit einer Brandröhre versehen und einem getheerten Tuche umwickelt sind. Beide Arten werden aus grobem Geschütz geworfen. (S. auch Carcasse).

Brandsilber, heißt das Silber, wenn es von allen unedeln Metallen geschieden und im Feuer völlig gereinigt worden ist.

Brandung, heißt jeder in der See, unfern des Walls oder Ufers, auch bei Mündungen von Flüssen gelegene Ort, wo die Strömung mit einer außerordentlichen Gewalt, gewöhnlich mit Schäumen und Zischen an verborgene Klippen oder an das felsige Ufer anschlägt. Solche gefährliche Stellen werden natürlich von den Schiffern vermieden. Auch diese schäumende Brechung der Wellen selbst heißt Brandung. Die Kraft dieses Aufruhrs im Wasser richtet sich nach dem Winde, nach der Strömung und der Beschaffenheit der Klippen. An den höchsten, steilsten, felsigen Ufern ist sie am stärksten. In den Meeren, welche keine Ebbe und Fluth haben, wie die Ostsee, sind die Brandungen gewöhnlich unbedeutender.

Brandwache, heißt in Feldlägern die hintere Wacht, welche zum Schutze des Lagers, zur Sicherung der Gefangenen und für die Aufrechthaltung des Kochfeuers zu sorgen bestimmt ist. Sie besteht gewöhnlich aus 1 Sergeanten, 1 Corporal und 30—40 Mann für jedes Regiment. — In der Seesprache heißt Brandwache ein Schiff, welches in einige Entfernung von der Flotte als Wacht, auch als Kundschaftsschiff gelegt wird. — An einigen Orten, wie z. B. in Hamburg, nennt man auch Brandwache die Mannschaften, welche des Nachts ausgeschickt werden, um Veranlassungen zu Feuersbrünsten zu verhüten, und bei schon ausgebrochenen die ersten Löschungsanstalten zu bewirken.

Branntwein, ist eine geistige Flüssigkeit, welche aus verschiedenen in geistige oder Weingährung gebrachten mehlhaltigen Vegetabilien, als Getraide, Kartoffeln, Obst, Bier- und Weinhefen, Weintreber rc., auch Wein, meistens aber aus Getraide durch Destillation (oder Brennen) abgezogen wird. Er ist im Allgemeinen eine mehr oder minder starke Mischung von Alkohol und Wasser. Der Prozeß ist kürzlich dieser: das zum Brennen bestimmte Getraide wird, nachdem es geschrotet, mit dem dazu kommenden Malze in die Möschbuding eingemöscht, d. h. mit lauem Wasser eingerührt. Wenn es eine Viertelstunde gestanden, wird es in heißem, aber nicht kochenden Wasser so lange gerührt, bis es lau ist. Dann kommt der Hefen dazu, um die geistige Gährung zu beför-

dern; das Gefäß wird bedeckt und das Gemisch bleibt ruhig stehen, bis die Gährung erfolgt. Dann kommt der Mösch, d. i. diese Masse, in die Branntweinblase. Es wird Feuer darunter gemacht und der Mösch fortwährend gerührt. Der Geist entwickelt sich in Dämpfen, und geht durch die Leitung, die er erhält, in Flüssigkeit über. Dieser erste Abzug, der noch ungenießbar ist, heißt Lauer oder Lutter. Ein zweiter Abzug gibt den eigentlichen Branntwein, den einfachen, der dritte den doppelten, der vierte den Weingeist (Spiritus vini rectificatus), und der fünfte endlich den wasserfreien Weingeist (Spiritus vini rectificatissimus), den Alkohol. Nach dem Material, woraus der Branntwein gezogen wird, erhält er seinen Namen. Der Franzbranntwein in Frankreich wird aus Wein, Weinhefen und Weintrebern gezogen, und heißt nach den Verfertigungsorten: Coignac, Orleans, Bordeaux ꝛc.; Kornbranntwein, allenthalben aus Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, einzeln oder gemischt. Auch Kartoffeln, Mohrrüben, Runkelrüben ꝛc. geben Branntwein. Man sehe ferner die Art: Arak, Rum und Taffia. Setzt man zur zweiten Destillation des Getreidebranntweins noch Gewürze, Blumen, Wurzeln, Kräuter, so erhält man Aquavite, die dann, nach den Bestandtheilen, Kümmel-, Anis-, Nelken-, Citronen-Branntwein ꝛc. heißen. Diese mit dem gehörigen Zucker, um sie wohlschmeckend zu machen, zubereitet, geben den Rosoglio, Rosoli, der auf unzählige Arten variirt und danach, oft auch ganz willkürlich, wie es eben die Mode will, benannt wird. Die Araber sind die muthmaßlichen Erfinder der Branntweinbrennerkunst. Die Tataren ziehen auch Branntwein aus Milch. — Branntweinwage, s. Aräometer.

Braunerz wird im Bergbau eine gewisse räuberische Erzart genannt; auch ein angeflogenes Wesen an dem Gesteine von braunröthlicher Farbe, welches für ein Zeichen der Nähe reichhaltiger Erze gehalten wird.

† Braunschweig, die Hauptstadt, unter dem 52° 18′ nördlicher Breite und dem 28° 15′ östlicher Länge, an der Oker in einer angenehmen Gegend gelegen.

Bravourarie, ist eine Arie, welche so gesetzt ist, daß der Sänger Gelegenheit hat, durch oft selbst eingeflochtene Passagen, Läufe, Sprünge u. s. w. seine Gesangfertigkeit an den Tag zu legen.

Brechungswinkel. Lichtstrahlen gehen durch durchsichtige Materien, so wie im luftleeren Raume, immer nach geraden Linien fort; gehet aber ein Lichtstrahl von einer Materie in die andere, die nicht gleiche Dichtigkeit mit ihr hat, über, so wird er von seiner Bahn abgelenkt, d. h. er wird gebrochen und der Einfallsstrahl und der Durchgangsstrahl bilden dann einen Winkel, den man den Brechungswinkel nennet; auch heißen dann die verschiedenen dichten Räume, die der Lichtstrahl passiret, die Mittel, und es mag nun der Strahl einfallen wie er will, so hat allemal der Sinus des Winkels in dem einen Mittel, zu dem Sinus des Winkels in dem andern Mittel, ein beständiges und unveränderliches Verhältniß. Es verhält sich auf diese Weise der gebrochene Strahl aus Luft in Wasser wie 2 zu 3, aus Wasser in Luft hingegen beinahe wie 3 zu 4. Man nennt dieses Verhältniß das Brechungsverhältniß. Dieses Verhältniß hat man übrigens aus Luft in verschiedene andere Körper in folgenden Zahlen gefunden:

Aus	Luft	in	Regenwasser,	wie	1,335 : 1
—	—	—	Brunnenwasser,	—	1,356 : 1
—	—	—	Weingeist,	—	1,368 : 1
—	—	—	Baumöl,	—	1,465 : 1
—	—	—	Terpentinöl,	—	1,482 : 1
—	—	—	Kampher,	—	1,500 : 1
—	—	—	Steinsalz,	—	1,545 : 1
—	—	—	Glas,	—	1,550 : 1
—	—	—	Bernstein,	—	1,555 : 1
—	—	—	Bergkrystall,	—	1,562 : 1
—	—	—	Isländ. Krystall,	—	1,666 : 1
—	—	—	Diamant,	—	2,439 : 1

P. S.

Bredow (Gabriel Gottfried), preußischer Regierungsrath und Professor der Geschichte zu Breslau, war den 14ten December 1773 zu Berlin von armen Eltern geboren, besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium unter Meierotto, der das aufstrebende Talent des Jünglings wahrnahm, und erhielt eine Freistelle. Er ging darauf nach Halle, wo er in das philologische Seminar unter Wolf trat und bald die Theologie mit den Alterthumswissenschaften vertauschte. Im J. 1794 ward er Mitglied des von Gedike geleiteten Schullehrerseminars und folgte 1796 der Einladung des trefflichen J. H. Voß nach Eutin, der bei der dortigen gelehrten Stadtschule den Unterricht der ersten Classe mit ihm theilte. Hier gewann er neben den alten Dichtern und der Metrik das Studium der alten Erd- und Himmelskunde lieb, aus welchem sodann seine Untersuchungen über die alte Zeitrechnung hervorgingen. Bereits 1799 erschien sein nachmals vervollkommnetes Handbuch der alten Geschichte, dem die Untersuchungen über einzelne Gegenstände der alten Geschichte, Geographie und Chronologie folgten. Nach Voß's Abgang übernahm er das Rectorat, ging aber 1804 als Professor der Geschichte nach Helmstedt. Hier eröffnete sich ihm ein weiterer Wirkungskreis. Er durchschaute die Lage des deutschen Vaterlandes und ganz Europa's, und stellte sie mit Kraft und Freimüthigkeit in seiner Chronik des neunzehnten Jahrhunderts dar. Aber schon beim 2ten Bande traten dem wahrheitliebenden Patrioten so große Schwierigkeiten in den Weg, daß er die Fortsetzung des Werks an Venturini überließ und lieber zur alten Weltkunde zurückkehrte. Er faßte den Plan, von Homer bis auf die mittlern Zeiten herab eine geschichtlich fortschreitende Darstellung aller geographischen Systeme zu liefern. Hiezu bedurfte er einer kritischen Berichtigung der kleinen griechischen Geographen. Die Materialien dafür zu sammeln, reisete er im Febr. 1807 nach Paris, wo er bis zum Herbst blieb und eine reiche Ausbeute machte. Nach seiner Rückkehr verwickelten ihn seine Freimüthigkeit und sein Eifer, womit er in der Jugend den deutschen Sinn anzuregen suchte, bald in Untersuchungen und Unannehmlichkeiten. Gern folgte er daher 1809 einem Ruf nach Frankfurt an der Oder, und ging, als die Universität von dort nach Breslau verlegt wurde, schon 1811 dahin. Hier erkrankte er an einem unheilbaren Uebel und starb nach großen Leiden den 5ten Sept. 1814. In diese letzte Zeit fällt die Herausgabe seiner Epistolae Parisienses und seine schätzbare Schrift über Carl den Großen. Ihm gebührt der Ruhm eines wackern Lehrers, eines flei-

tigen, gründlichen und geistvollen Geschichtschreibers, und eines wahren deutschen Patrioten.

Breyhan, eine bekannte Sorte Bier, nach dem Erfinder, Lord Breyhan, welcher es 1526 zu Hanover zuerst braute, also genannt.

Brighella, s. Masken.

Brillantiren, einen Diamant oder sonst einen Edelstein auf Brillantart schleifen.

Bromius, ein Beiname des Bacchus.

Bronziren. Dies ist eine Kunst, die darin besteht, daß man Bildsäulen, Büsten, auch anderem Geräth einen Ueberzug gibt, wodurch sie das Ansehen erhalten, als wären sie von Bronze. Daher bronzirt man andere Metalle, Holz, Elfenbein, Gips und Thon. Die Farben, die man dem Ueberzug gibt, sind willkührlich. Gewöhnlich nimmt man Goldpulver dazu. Zu dem Ende reibt man eine Partie Goldschaum mit Jungfernhonig auf einem Steine so lange, bis das Gold in die allerkleinsten Theilchen zermahlen ist. Jetzt thut man diese Mischung in ein Geschirr mit Wasser, wodurch der Honig aufgelöst wird, und das Goldpulver endlich zu Boden fällt. Dann schüttet man das Wasser ab, läßt das Pulver trocknen, und wiederholt dies Verfahren so lange, bis man genug hat. Man hat aber noch ein anderes Gold, womit man bronzirt: dies heißt Musivgold, und wird auf folgende Weise bereitet. Man nimmt ein Pfund Zinn, sieben Unzen gereinigten Schwefel, ein halbes Pfund laufendes Quecksilber und ebensoviel Salmiak. Zuerst schmilzt man das Zinn in einem Tiegel und thut das Quecksilber hinzu. Ist die Mischung kalt, so pulvert man sie, und mahlt sie auf einem Steine mit dem Salmiak und dem Schwefel zusammen, bis alles eine einförmige Masse wird. Diese bringt man hierauf in eine Retorte, worauf sich bei verstärktem Feuer das Quecksilber mit dem Ammonium des Salmiaks verpflüchtigt, und das Zinn mit dem Schwefel und der Salzsäure zu einer Art von Kalk verbunden als ein matt goldfarbenes Pulver zurückbleibt. Will man dem Ueberzug ein röthliches Ansehn geben, so kann man die vorige Mischung mit etwas Mennig zusammenreiben. Außerdem gebraucht man zum Bronziren einen besonderen Firniß, den man aus Anima und Leinöl macht. Das letztere kocht man zu einem Pfunde und thut vier Unzen von dem gepulverten Anima unter beständigem Umrühren hinzu. Man kocht es so lange, bis es so dick wie Theer wird. Vor dem Gebrauch muß es noch mit etwas Cochenille versetzt, und zugleich mit so viel Terpentinöl verdünnt werden, daß man es mit einem Pinsel auftragen kann. Diesen Firniß streicht man also zuerst mit einem Pinsel über die ganze Oberfläche, die man bronziren will, läßt ihn dann trocknen, doch so, daß er noch einigermaßen klebrig bleibt. Dann wickelt man ein Stück weiches Leder um einen oder zwei Finger, taucht sie in das Pulver, und reibt dies sorgfältig ein; oder, was noch vorzuziehen, man breitet das Pulver mit einem weichen Haarpinsel auf dem klebrigen Ueberzuge aus. Dann bedeckt man das Ganze um den Staub abzuhalten, und läßt es so trocknen. Zuletzt wird das etwa lose Goldpulver mit einem weichen Pinsel abgekehrt. Das Bronziren des Holzes fodert einen eigenthümlichen Prozeß, der von dem Vorigen verschieden ist. Man nimmt berliner Blau, Schüttgelb, Umbererde, Lampenruß und Pfeifenthon. Diese Dinge werden einzeln mit Wasser auf Steinen gerieben: dann

mischt man sie in einem Geschirr zusammen, und zwar in solchen Verhältnissen, wie die gewünschte Farbe es fordert. Gewöhnlich nimmt man halbmal soviel Pfeifenthon, als von dem Uebrigen. Das Holz muß vorher polirt und mit einem gewöhnlichen Firniß, wozu man Lampenrus gethan hat, überzogen werden. Nachdem dieser Ueberzug getrocknet ist, trägt man erst zu zwei verschiedenen Malen die obige Mischung auf. Endlich, wenn auch diese vollkommen trocken ist, bringt man das Bronzepulver mit einem Pinsel darauf, reibt und polirt das Ganze, und überzieht dies hiernächst mit einer dünnen Lage spanischer Seife. Endlich wird alles mit wollenen Lappen abgerieben. Will man Eisen bronziren, so muß dies vorher so stark erhitzt werden, daß man es nicht in der Hand halten kann.

Brot im Abendmahl, s. Hostie.

Brotverwandlung, s. Transsubstantiation.

Brougham (Henry), ist Mitglied des englischen Parlaments, der königlichen Gesellschaft von London, Advokat und gewesener Mitarbeiter an dem literarischen Tageblatt the Edinbourgh Review, und hat sich besonders in den letzten Zeiten den Ruhm eines der größten Redner der Oppositionspartei erworben. Vorzüglich merkwürdig wurde er in den Verhandlungen wegen der Prinzessin von Wallis und der zu bewilligenden Civilliste bei der Verheirathung der Prinzessin Charlotte. Im Mai 1816 hielt er um die Erlaubniß an, wegen Erweiterung und Sicherheit der Preßfreiheit eine Bill vorlegen zu dürfen, gerieth aber zu gleicher Zeit in den Verdacht, der ministeriellen Partei sich anschließen zu wollen, da Lord Castlereagh ihm mit vieler Auszeichnung begegnete. Bekannte Werke von ihm sind: Forschungen über die Colonialpolitik der europäischen Mächte, 1803. 2 B. in 8., worin er England auffodert, Frankreich zu der Wiedereroberung von Domingo beizustehen; — Ueber den Zustand der Nation. Mehrere Ausgaben in 8.; — nebst mehrern im Parlament gehaltenen und gedruckten Reden, und manchen Entdeckungen im Gebiete der Physik, welches seine Lieblingsbeschäftigung ist.

Bruce (Michel), der die Hauptrolle in der berühmten Befreiungsgeschichte Lavalettes spielte, ist der Sohn eines Handelsmanns in London. Von früher Jugend an den Studien ergeben, wußte er bald den zufälligen Werth des Reichthums durch Kenntnisse und wissenschaftliche Bildung in Schatten zu setzen. Aber alle seine Reisen und Erfahrungen waren nicht im Stande, einen gewissen Hang nach romanhafter Exaltation in ihm zu ertödten. Als Jüngling schon trat er eine große Reise durch den Orient, Syrien, Judäa an, deren Resultate er in Gemeinschaft mit einer Landsmännin, welche ihn überall muthig begleitete, herausgegeben. So kam er in seinem 25sten Jahr (1815) nach Paris; seine Erfahrung, Bildung und Kenntnisse in den orientalischen Sprachen, verbunden mit einem angenehmen Aeußern, zogen ihm allgemeine Bewunderung und Liebe zu, wofür sein jugendliches Herz keinesweges unempfindlich schien. Stets auf der Seite der Opposition seines Vaterlandes, hatte er das lebhafteste Gefühl für eine vernünftige Freiheit. Eine, nur aus seinem Hang zur Schwärmerei begreifliche Ideenassociation, riß ihn hin, in Ney und Consorten die Repräsentanten und Märtyrer dieser Freiheit zu erblicken, und so bei jener berühmten Befreiung von Lavalette die gefährliche Hauptrolle zu spielen. Er büßte dafür drei Monate im Gefängniß zu Paris mit

seinen beiden Gefährten Wilson und Hutchinson, und kehrte dann nach England zurück.

Brückenbrüder, s. Brüderschaften.

Brüder und Schwestern des freien Geistes nannte sich eine Gesellschaft von Separatisten, die im 13ten Jahrh. am Rheine aufkamen, weil nach biblischen Stellen, die sie mißverstanden, Christen keinem Gesetze mehr unterthan und zur Freiheit der Kinder Gottes gelangt wären. Diese Freiheit suchten sie in der Absonderung vom herrschenden Kirchenthume, hielten allen äußern Gottesdienst für überflüssig und geriethen dabei auf Schwärmereien, womit sie die Wahrheiten des Christenthums wunderlich vermengten. Pantheistische Phantasien mischten sie in den Glauben; durch den Dünkel sittlicher Vollkommenheit verwirrten sie die Moral, und weil sie sich einbildeten, alle sinnlichen Triebe ersticken und jeder Versuchung Trotz bieten zu können, arteten ihre Tugendproben (z. B. gänzliche Entkleidungen im Umgange beider Geschlechter, unschickliche Vertraulichkeiten) bald in schamlose Unzucht aus, die ihnen den Spottnamen Schwestrones zuzog; einige sollen sogar ihre Laster mit der Behauptung, daß körperliche Handlungen die Seele nichts angingen, beschönigt haben. Die Synoden zu Cöln 1306 und zu Trier 1310 beschlossen ihren Untergang und in den Verfolgungen, die nun über sie ergingen, wurden sie theils bekehrt, theils getödtet oder zerstreut. Ihre Reste verloren sich unter den Begharden und scheinen zum Theil nach Böhmen gekommen zu seyn, wo man während der Hussitischen Unruhen ähnliche Separatisten entdeckte. Vergl. den Art. Adamiten. E.

Brühl (Carl Friedrich Moritz Paul Reichsgraf von), einziger Sohn aus der (s. d. A. G. v. Brühl) unter IV. erwähnten Ehe, geb. zu Pförten in der Niederlausitz d. 18. Mai 1772, königl. preuß. Kammerherr, Commandeur mehrerer Orden, seit 1814 Generalintendant der königl. Schauspiele zu Berlin: ein hochwichtiger Posten für die theatralische Kunst in Deutschland, da diese Bühne, neben den Hoftheatern in Wien, durch ihre äußere Lage zum ersten Range berufen ist. Die in dem obigen Art. genannte geistreiche Mutter, welche der Erziehung ihres Sohnes die höchste Sorgfalt widmete, besaß außerordentliche Talente für Gesang und Musik sowohl, als für theatralische Darstellung; der unter I. in diesem Art. genannte Oheim desselben war Theaterdichter, und eben so leidenschaftlicher als glücklicher Schauspieler in ernsten und edeln Charakteren; sein Vater selbst besaß ein entschiedenes Talent für Darstellung komischer Rollen, und so war der junge Graf von Kindheit auf Zeuge und schon von seinem 5ten Jahre Theilnehmer musikalischer und theatralischer Kunstübungen im Kreise seiner eigenen Familie, welche von geistreichen Personen z. B. Meißner, Naumann u. a. stets umgeben war, und in Pförten und Seifersdorf ein Privattheater hielt, auf welchem der berühmte Reinecke, dessen Gattin und der nicht minder geschätzte Schauspieldirektor Brandes mitwirkend auftraten. Im J. 1785 begleitete er seine Eltern auf einer Reise nach Weimar, und betrat den Zauberkreis, welchen dort Männer wie Wieland, Herder, Göthe u. a. um die geistreichste Fürstin ihrer Zeit, die Herzogin Amalie, bildeten. So ward sein Geist immer enger an die schönen Künste und Wissenschaften angezogen, und obschon er im Bezug auf eine Bestimmung im staatsgesellschaftlichen Leben sich für das Studium der Forstwissenschaften entschieden hatte, blieben sie doch immer seine

Lieblingsneigung. Im 18ten Jahre wurde er im Preußischen, wo sein Vater die Stelle eines Obersten und Chaussée-Bau-Intendanten bekleidete, nachdem er früher in sächs. und franz. Militärdiensten gestanden hatte, als Jagdjunker angestellt, und fand in Berlin Gelegenheit, in der Zeichenkunst und in der Musik unter Genelli, Fasch und Thürschmidt Kenntnisse und Uebung zu erlangen. Eine forstwissenschaftliche Reise durch Deutschland führte ihn in der Zeit, wo Schillers Genius in Weimar waltete, zum zweiten Male dahin, er hielt sich ein Jahr lang dort auf, genoß des Wohlwollens der Herzogin und des täglichen Umganges mit den Genien der Künste und Wissenschaften, welche sie umgaben, und wurde Mitglied des gesellschaftlichen Theatervereins, in welchem er mehrere Male vor der Herzogin auftrat. In dieser Periode schrieb Göthe Paläophron und Neoterpe, bestimmte die erstgenannte Rolle für den jungen Grafen, und leitete sein Studium derselben, wodurch seine Einsicht in das Wesen der Kunst nothwendig sehr erweitert werden mußte. Bald darauf wurde er Kammerherr des Prinzen Heinrich von Preußen, Bruders von Friedrich dem Großen. Mit ihm verlebte er einige Jahre zu Rheinsberg, in ländlicher Stille zwar, doch nicht geschieden von der Theaterkunst, da der Prinz eine französische Schauspielergesellschaft unterhielt, durch welche der Graf die Eigenheiten der französischen Theaterpraxis kennen lernte. Nach dem Tode des Prinzen ward er an den Hof der Königin, Mutter des jetzigen Königs, berufen, wozu die Vorliebe dieser Fürstin für Theater und Musik die Veranlassung gegeben hatte. Von jetzt an fing der Graf an, diesen Künsten und ihren Hülfswissenschaften ein ernstliches Studium zu widmen, und jede Gelegenheit zur Erweiterung seiner Kenntnisse derselben zu benutzen. Diese Gelegenheiten mehrten sich, als er 1813 dem Heer als Freiwilliger nach Frankreich folgte, Paris, seine Kunstschätze und seine Theater sah, den König von Preußen hierauf nach England begleitete, und auf der Bühne von London die Dichtungen des unsterblichen Shakspeare hörte. So vorbereitet wurde er zu der ang. Zeit an die Spitze der Bühne von Berlin, einer Kunstanstalt für Schauspiel, Oper und Ballet zugleich, berufen, und arbeitet mit reger Thätigkeit daran, die Hoffnungen zu erfüllen, zu denen die Geschichte seiner Kunstbildung berechtiget. Um die Oper, für welche sein Vorgänger Iffland am wenigsten zu wirken vermocht hatte, erwarb er sich bald ein in die Augen fallendes Verdienst. Minder schnell geht die Verbesserung des Schauspiels von Statten, welcher das Verhängniß selbst ungünstig zu seyn scheint. Iffland, der geniale Schauspieler, war nicht mehr, und Iffland, der Director, hatte durch übergroße Milde mancherlei gesellschaftliche Gebrechen veranlaßt, die nicht mit Einem Mal zu heilen sind. Der Tod raubte dieser Bühne darauf die unersetzliche Bethmann, der allgemein beliebte Komiker Wurm mußte einer unerwiesenen Judenanklage wegen Berlin verlassen, und das Schauspielhaus, mit einem unschätzbaren Vorrathe an Darstellungsmitteln aller Art, wurde im Juli 1817 ein Raub der Flammen. Dieses Unglück vernichtete eine Garderobe, deren schönster und correctester Theil eine Geistesschöpfung des jetzigen Intendanten war. Dagegen sind andere Verdienste desselben um das Schauspiel sichtbar geblieben. Er war es, der einen Devrient anstellte, einem (lang verkannten) Lemm den ihm gebührenden Rang und Wirkungskreis anwies, die Entwickelung der Anlagen einer Döring (jetzt Stich) beförderte, das in Göthe's Schule gebildete Künst-

lerpaar Wolf nach Berlin zog, dem würdigen Repräsentanten des Hamlet, Herrn Wolf, die Regie der Tragödie anvertraute, zuerst Calderon auf die Bühne brachte, (s. d. bes. Art.), die Handwerksmaxime von der Unantastbarkeit des Rollenbesitzes abschaffte, den Einwirkungsversuchen einer pedantischen Censurcuratel beharrlich widerstand, und die dramatischen Dichter, wenn nicht in das ersprießliche französische, doch vor der Hand in ein anständigeres Verhältniß gegen die Bühne zu setzen suchte, als es früher vorhanden gewesen war. Einer durchgreifenderen Verbesserung scheint bis jetzt der Mangel an guten Schauspielern besonders für eigentliche Dichterwerke, die chaotische Ungeschiedenheit der verschiedenen Kunstgattungen im Raum wie in den Personen, der Hang des Publikums zu leerer Pracht auf der einen und zu derbem Volksspaß auf der andern Seite, und der staatswirthschaftliche Anspruch der Behörden auf volle Tageseinnahmen im Wege gestanden zu haben. Daß der würdige Lenker dieser Anstalt mit allen diesen Hindernissen kämpft, hat selbst diejenige strenge Kritik nicht verkannt, welche in der Zeitung für die elegante Welt seit einigen Jahren seine Kunstverwaltung regelmäßig von Monat zu Monat begleitet; und es ist so unverkennbar als verdienstlich, daß er dieselbe, wo es thunlich ist, nicht unberücksichtiget läßt. Er verwaltet sein Amt nicht wie eine bloße Hofstelle, sondern mit unzweifelhaftem Bestreben, die Kunst zu fördern, soweit die Kraft Eines Mannes im Conflict so vieler oft gegen einander wirkender Kräfte und Triebe irgend zureichen mag; und so ist dieser Art. als eine kleine Vorarbeit für die künftige Geschichte des deutschen Theaters zu betrachten. Uebrigens ist derselbe seit 1814 mit einem Fräulein von Pourtales aus der Schweiz vermählt und hat das Bürgerrecht von Neufchatel erhalten, wo er im Befreiungskriege Militärcommandant war. A. Mnr.

Brundusium (jetzt Brindisi), eine berühmte alte Stadt in Unteritalien am adriatischen Meer, deren Hafen zu der Römerzeit einer der besuchtesten war, weil man von da gewöhnlich nach Griechenland und Asien überfuhr, daher auch die Appische Heerstraße dahin führte. Jetzt ein unbedeutender Ort.

Brunnen- und Badereisen. Den Gegenstand dieser Reisen s. in den Art. Bäder, Gesundbrunnen und Mineralwasser. Bei der Auswahl des Wassers für die Kranken kann man alle Mineralwasser in Hinsicht ihrer Wirkung auf den Körper in drei Hauptclassen theilen, in Stahlwasser und Säuerlinge, in schwefelhaltige, und in salzhaltige. Die Stahlwasser, wenigstens die bedeutendern und wirksamern darunter, sind gewöhnlich auch Säuerlinge, d. h. sie enthalten eine reichliche Menge von Kohlensäuregas, welches den Antheil von Eisen aufgelöst hält. Bei welchen dieß der Fall nicht ist, die haben so wenig Eisengehalt, und dieß Wenige ist in der dürftigen Menge von Kohlensäuregas so schwach gebunden, daß es sich schnell zersetzt, das Eisen von der Wassermasse sich trennt, und als Ocker absetzt, besonders wenn das Wasser zum Baden erwärmt wird, wodurch es denn vor gemeinem Wasser nichts voraus hat, als daß es die Haut und die Wäsche beschmutzt. Die reichhaltigen Stahlwasser wirken auf das Blutsystem, indem sie durch ihren Antheil an Eisen den Cruor im Blute vermehren, sehr stärkend. Sie können daher in Kränklichkeiten von gesunkener Kraft dieses Systems, in Bleichsucht, Cacherie überhaupt, in Magenschwäche und andern davon herrührenden Uebeln gebraucht werden, dagegen sie den an den Lungen, an

Vollblütigkeit Leidenden, schädlich sind. Außer den wenigen wirklich gehaltreichen Eisenwassern gibt es in Deutschland eine große Menge unbedeutender Quellen, weil es sehr häufig der Fall ist, daß sich einige Gran Eisen in einem großen Schwall von Wasser, das ja das allgemeinste Auflösungsmittel ist, auflösen, oder vielleicht auch erst darin bilden. In vielen Wassern dieser Art würden kaum dem Geschmacke nach besondere Bestandtheile zu vermuthen seyn, wenn nicht die verrätherische Galläpfeltinktur auch das Hunderttheilchen eines Grans Eisen entdeckte, obgleich das Wasser von solcher Kleinigkeit gleich als schämte es sich seiner Armuth, nur roth wird. Doch haben diese geringhaltigen Wasser das Gute, daß man in ihrer Auswahl nicht ängstlich zu seyn braucht, da sie nicht schaden, wenn sie auch nicht helfen, und doch als Firma zu Lustpartieen gleichen Nutzen haben, wie die Schilder vor den Gasthöfen. Schwefelhaltige Wasser scheinen vorzüglich auf das Nervensystem des Unterleibes erregend zu wirken und daher die Thätigkeit der Leber und den Blutumlauf im Unterleibe zu befördern. Sie können deshalb bei Kränklichkeiten, die von Trägheit im Blutumlauf des Unterleibes und der Leberfunction herrühren, gebraucht werden, dagegen sie bei Anlagen zu Congestionen und Wallungen des Blutes nachtheilig wirken können. Die salinischen, z. B. Bittersalz u. s. w. enthaltenden Wasser wirken auf die eigentlichen Verdauungsorgane, namentlich auf die Schleimabsonderung des Magens und der Gedärme, befördern die Bewegung dieser Theile, und können von solchen Personen mit Nutzen getrunken werden, welche an Obstruction u. a. davon herrührenden Kränklichkeiten leiden, dagegen diejenigen, welche schon mit einer krankhaften Absonderung dieser Theile behaftet sind, sie vermeiden müssen. Die warmen Quellen und die Seebäder sind vorzüglich unter die kräftigen Bäder zu rechnen. Man könnte zwar denken, daß die wenigen wirksamen Bestandtheile, welche sich in den Gesundbrunnen befinden, in zweckmäßigen und bestimmten Gaben als Arzneimittel in bequemerer Form verordnet werden könnten, allein die Aerzte, besonders die Bade- und Brunnenärzte, versichern, daß die Bestandtheile der mineralischen Wasser durch die innigere Mischung und Auflösung von der Natur selbst zubereitet, weit wirksamer als dieselben Mittel in Medicamenten oder in künstlichen Bädern wären. In Ansehung der Bestimmung der Kranken, nach welchem Bade und Gesundbrunnen sie reisen sollen, ist schon oben Einiges erwähnt. Gefährliche Kranke darf man überhaupt nicht, wenigstens nicht in neuetablirte Bäder schicken, weil es keinen günstigen Eindruck auf die übrigen Brunnengäste macht, wenn Kranke daselbst sterben. Es geht den neuen Bädern darin wie den anfangenden Aerzten, deren Ruf dadurch leidet, wenn ihnen gleich anfangs Kranke sterben, dahingegen es bei erfahrnen Praktikern schon weniger auf sich hat. In Ansehung der ökonomischen Umstände der Kranken sollten aber besonders ihre Aerzte sehr umsichtig zu Werke gehen, und die ärmern oder schon minder wohlhabenden Kranken lieber davon abhalten, denn bekanntlich ist in den Badeorten theures Pflaster (obwohl in manchen kleinen wörtlich genommen vielleicht gar keins ist), und es sollte vorher wohl erwogen werden, ob der Kranke nicht wohlfeiler, bequemer und in wirksamerer Quantität dieselben Mittel zu Hause gebrauchen könnte. Zudem ist in Anschlag zu bringen, daß solche Kranke bei aller Humanität der Badedirectionen und Badeärzte, welche für den Minderwohlhabenden so gut wie für den Reichen sorgen, doch auf die heilsame Wirkung

der Vergnügungen der Bäder nicht rechnen dürfen, indem sie denselben meistens entsagen und von ferne stehen müssen. Wer hingegen Geld und nur eine leichte Kränklichkeit hat, besonders wer bei der Annäherung der Badezeit etwa eine Art von Badekrankheit spürt (ungefähr wie die Menschen, die sich an das Aderlassen gewöhnt haben, an der Ader ein Jucken fühlen, wenn die Zeit wiederkehrt, wo sie zur Ader ließen), braucht unter den Bädern nach ihren Bestandtheilen nicht ängstlich auszuwählen; es wird ihm jedes gut bekommen und er wird überall ein willkommener Badegast seyn. Wer noch schwankend seyn sollte über die heilsamen Wirkungen der Bäder, der lese nur die Ankündigungen und Anzeigen von manchen, welche eine Reihe von Krankheiten, deren Anzahl manchem Zettel der Universalmittel Ehre machen würde, aufgeführt ist, die alle durch die wundersame Kraft der Heilquelle weggespült werden. Die Erfahrung selbst bestätigt es aber auch; der Ungläubigste würde bekehrt werden, wenn er die zurückkehrenden Badegäste sprechen könnte, wie gesund und heiter die meisten wieder nach Hause kommen. Die Lahmen haben ihre Krücken im Bade aufgehängt; der Hypochondrist hat seinen Spleen ersäuft; der Unvermögende läßt taufen; die Krämpfe sind verschwunden u. s. f. Die wenigen, die von wirklichen und bedeutenden Uebeln ungeheilt wiederkommen, bringen doch die Verheißung und volle Hoffnung mit, daß die heilsamen Wirkungen der Quelle längstens in einem Vierteljahre nachkommen sollen. Wenn wir aber auch zugeben, daß alle die heilsamen Folgen der Bade- und Brunnencuren nicht einzig und allein Wirkung der Bestandtheile des Mineralwassers, sondern anderer Nebenumstände sind, so können wir doch behaupten, daß diese Vortheile durch keine andern Mittel so gut erlangt werden können, als durch Bade- und Brunnencuren. Schon der bei manchen Menschen so ungewöhnliche Eindruck des bloßen Wassers auf den ganzen Körper, auf die Hautnerven und dadurch auf das gesammte Nervensystem ist von den heilsamsten Folgen für die Gesundheit. Zu Hause könnten wir diesen Vortheil auch haben, aber zu Hause achten wir ihn nicht, weil wir ihn da zu leicht und zu wohlfeil haben können. Schon dafür also wären wir den Bädern großen Dank schuldig, daß sie das Baden überhaupt in Erinnerung bringen. Das Trinken der Gesundbrunnen hat den großen Vortheil, daß viele Menschen, die eine gewisse Art von Wasserscheu haben, von der Möglichkeit überzeugt werden, daß auch ihr Magen Wasser vertragen kann, wenn es nur nicht so ganz gemeines ist, das in ihrer Heimat jede Bauerdirne unentgeltlich einschöpft. Diesen ist es dann sehr wohlthätig, daß ihr Magen doch wenigstens einige Wochen mit diesem heilbringenden Element erquickt, und nicht immer mit Thee, Bier, Wein, oder andern hitzigen Getränken belästiget wird. Wie wohlthätig ferner ist die körperliche Bewegung, welche das Gebot des Arztes, noch mehr das allgemeine Beispiel, die Mode, die Langeweile erzwingt. Manche Dame, welche außerdem das Gehen für zu beschwerlich oder unanständig hielt, der Gelehrte, welcher an seinem Studirtisch sich krumm gesessen hat, der Geschäftsmann, welchen die Arbeit auf dem Stuhle gefesselt hielt, der fette Müßiggänger, welcher auf dem Sopha sich zu pflegen gewohnt ist, alle müssen sich Bewegung machen, allen ist sie äußerst wohlthätig, und alle diese würden sie ohne Badereisen nicht haben. Auch der häufigere Genuß der freien Luft, der manchen Menschen so selten ist, der wohlthätige Einfluß der Reise selbst, ist sehr hoch anzuschlagen. Zudem wie mannich-

faltig ist nicht die Veranlassung zur Aufheiterung des Gemüths! Wo findet sich eine bessere Gelegenheit, mit dem gültigsten Grunde von der Welt (Gesundheit geht ja über alles) sich von den drückenden häuslichen Sorgen, von lästigen Arbeiten, von einer grämlichen Ehehälfte, von der strengen Aufsicht einer alten Tante u. s. f. eine Zeitlang zu befreien? Selbst die Vergnügungen in den Bädern haben ihren eigenen Reiz, sie kommen des Jahrs nur einmal, sind nicht mit dem lästigen Zwang verbunden, der andere Vergnügen stört, vereinigen vieles, was in andern Orten zerstreut ist, und größere Bäder können selbst als eine Art von permanenter Redoute angesehen werden, nur im umgekehrten Verhältnisse zu den gewöhnlichen Maskenbällen, indem bei diesen vielerlei Masken zu Einem Zwecke zusammenkommen, bei jener aber verschiedene Zwecke sich unter Eine Maske stecken. Wir müssen die Vortheile der Bade- und Brunnenreisen für die Besitzer der Bäder, die Pachter, die Einwohner, die Badeärzte, die Wirthe, Bettler und Spieler übergehen, und wollen nur noch den Wunsch äußern, daß die Minister und Großen der Erde, von deren Unterleibsbeschaffenheit oft das Wohl von Tausenden abhängt, ihre politischen Verhandlungen in den Bädern, die jetzt mehr als sonst daselbst Mode werden, erst dann anfangen möchten, wenn die Cur schon ihre Wirkung auf ihre Aufheiterung gethan hat. Alle diese Vortheile hätten wir nicht ohne die Bäder, dies sieht jeder ein. Doch ist auch in Rücksicht des Verhaltens in denselben noch einiges zu bemerken. Die Zeit des Aufenthalts vorzüglich darf nicht zu kurz seyn. Unter drei Wochen kann sich niemand bedeutenden Nutzen von der Cur versprechen. Die Badeärzte sehen es am liebsten, wenn die Kranken 4 bis 6 Wochen bleiben können. Vor einer gar zu strengen Diät braucht sich übrigens Niemand zu fürchten. Die Badeärzte verordnen von Amtswegen eine passende Diät, überlassen dann weislich die Modification derselben dem Kranken, der seine Natur selbst am besten kennen muß. Auch sieht ja ein jeder an den Gesellschaftstafeln, Abendzirkeln u. s. w., daß die meisten Brunnenärzte keine diätetischen Pedanten sind, sondern mit dem vollen Römer das Zeichen geben, daß man hier nicht bloß zum Wassertrinken verurtheilt wird. Uebrigens darf auch Niemand fürchten, daß alle jene Vortheile nur in großen und berühmten Bädern den Badegästen zu Statten kämen. Die meisten sind in kleinen und selbst den unberühmten Bädern auch zu genießen. Es kann ja nicht jeder in einem Hotel zum Erbprinzen u. s. w. einkehren; es gibt auch Leute, die im Strohkranze mit dem rothen Läppchen einkehren wollen und können, also muß es auch solche Plätzchen geben, und es finden sich überall Gäste und mit ihnen Vergnügen ein. Man kann auch die Peterskirche im Kleinen auf einen Nagel malen und die Welt ist überall Welt. 11.

Brutal-Impfung, eine von Marcus Herz, einem der bedeutendsten Widersacher der Schutzpocken aufgebrachte Hohnbenennung der Kuhpocken-Impfung.

Brutto (Ital.), im Gegensatze von Netto, wird in der Kaufmannssprache die Waare mit Inbegriff dessen, worein sie verpackt ist, genannt. Es gilt das vorzüglich in Beziehung auf das Gewicht der Waare, daher man z. B. sagt: das Faß Kaffee wiegt 9 Ct. Brutto, d. h. mit Inbegriff des Gewichtes des Fasses.

Bryant (James), ein großer Sprachgelehrter und Alterthumsforscher, der zu Plymouth 1715 geboren wurde, und 1804 starb. In seiner Jugend studirte er in Cambridge, ward darauf Erzieher des Lord

Marlborough, eines Sohn des berühmten Feldherrn, mit dem er auch als Privat-Secretär einen Theil des siebenjährigen Krieges in Deutschland und den Niederlanden zubrachte. Nach seiner Rückkehr bekam er einen einträglichen Posten bei der Artillerie, der ihm hinreichende Muße gestattete, seinen gelehrten Untersuchungen über biblische, römische und griechische Alterthümer nachzuhängen. Sein wichtigstes Werk ist das System der alten Mythologie, welches in drei Quartb. 1774 bis 76 herauskam. So sehr man den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des Verfassers bewundert, so tadelt doch man mit Recht, daß er Einbildungen statt strenger Beweise angenommen, und sich vorzüglich auf den trüglichen Pfad der etymologischen Erklärungen begeben. Nächstdem führte er einen berühmten Streit über die Wahrhaftigkeit des Homer und über das wirkliche Daseyn von Troja. In mehreren Schriften suchte er nämlich zu zeigen, daß es nie ein Troja gegeben, und daß der ganze Feldzug der Griechen von Homer erdichtet sey. Eine frühere Abhandlung, die im Jahre 1767 erschien, setzt die Insel Melite, an welcher der Apostel Paulus Schiffbruch gelitten, mit vielen Scheingründen, nicht nach Malta, sondern in das Adriatische Meer. Die heiligen Schriften suchte er durch Erläuterungen des Josephus, Philos des Juden und des Justinus Martyr zu erläutern.

Bubna (Graf von), aus einer alten Familie in Böhmen abstammend, widmete sich früh den österreichischen Diensten, und erhob sich darin allmälig zum Kammerherrn und Feldmarschall-Lieutenant. Ins historische Leben trat er eigentlich erst zu Ende 1812, wo er von seinem Monarchen mit außerordentlichen Aufträgen an Napoleon nach Paris und im Mai 1813 an denselben nach Dresden gesandt wurde. Er führte alsdann in dem Befreiungskriege 1813 ein k. k. österreich. Armeekorps mit vieler Auszeichnung und erhielt 1813 den Oberbefehl der k. k. österreichischen Armee, welche über Genf in das südöstliche Frankreich eindringen sollte, wobei er eben so viel Vorsicht im Vorrücken, als Schonung und Menschlichkeit gegen die stürmischen Bewohner zeigte. Bei Lyon stand er dem Marschall Augereau gegenüber, ohne diesen besiegen oder die Stadt mit Gewalt nehmen zu können, bis die Corps von Bianchi und Hessen-Homburg ihm zur Unterstützung ankamen und der Prinz von Hessen den Oberbefehl übernommen hatte. Bubna blieb bis zum Rückmarsch der alliirten Heere in Lyon und begab sich alsdann nach Wien. Nach der Landung Napoleons 1815 führte er wieder sein Armeecorps unter dem Oberbefehl von Frimont gegen Lyon, und stand ohne etwas auszurichten, in Savoyen dem Marschall Suchet gegenüber, bis Paris erobert und dieser über Lyon zurückmarschirt war. Nun besetzte er ohne Widerstand Lyon, errichtete daselbst ein Generalgouvernement und Kriegsgerichte gegen die Aufrührer, gegen welche er nunmehr weit strenger verfuhr. Im Septbr. trat er seinen Rückmarsch nach Oesterreich an, und erhielt für seine ausgezeichneten Dienste schöne Güter in Böhmen von seinem Kaiser zum Geschenk. Er gilt für einen der ausgezeichnetsten Generale, besonders in Führung leichter Truppen.

Bücherformat. Das Format oder die Größe der Bücher hängt einmal von der Größe der Papierbogen und dann davon ab, wie viel Mal selbige gebrochen sind. Ist der Bogen ein Mal gebrochen, so daß er vier Seiten gibt, so heißt das Format Folio; ist er zweimal gebrochen und liefert acht Seiten, so ist es Quart; ist er dreimal gebrochen und liefert sechzehn Seiten, so ist es Octav; ist er viermal gebrochen und liefert zwei und dreißig Seiten, so ist es Sedez u. s. w.

indem bei jedem neuen Bruch die Zahl der Seiten sich verdoppelt. Außerdem sind noch gewöhnliche Formate, das Duodez, wo der Bogen vier und zwanzig und das Octodez, wo er sechs und dreißig Seiten liefert, und höchstens noch davon die Verdoppelung. Je nachdem der Bogen größer oder kleiner ist, fällt auch das Format größer oder kleiner aus, und daher kommt es, daß es Foliobücher gibt, die sich den Quartanten nähern und umgekehrt, Octanten, die in Höhe und Breite fast das Quartformat erreichen, und wieder andre, die fast Sedez sind. Um diese Verschiedenheit einigermaßen zu bezeichnen, unterscheidet man daher großes, mittleres und kleines Format, und spricht von Groß- Mittel- und Klein-Folio, Groß- Mittel- und Klein-Quart u. s. w.

Bücherkataloge. Kataloge bedeutender Bibliotheken können unter einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden, sowohl unter einem allgemeinen literarischen, als auch unter einem besondern, welchen man den bibliothekarischen nennen könnte. In ersterer Hinsicht haben sie Interesse, wenn die Bibliothek, welche sie verzeichnen, entweder überhaupt sehr zahlreich ist (Bibliotheca Thottiana. Havn. 1789—95. 8. 7 Thle. in 12 Bden., Bibl. Firmiana. Mailand 1783. VI. 8., Catalogue du duc de la Vallière. Par. 1783—88. IX. 8.), oder sich durch Auswahl, Reichthum an seltnen und kostbaren Werken (Cat. Bibl. Harlejanae, von Mich. Maittaire. [Lond. 1743—45. V. 8.], wegen seltner Bücher, Sam. Engels [Bern 1743, 8.) und Dan. Salthens [Königsb. 1751. 8.] Kataloge, wegen alter Drucke, I. F. Dibdin biblioth. Spenceriana. [Lond. 1814. IV. 8.] Ferd. Fossii cat. codd. sec. 15 impressor. bibl. Magliabechiana. [Flor. 1793. III. F.], wegen ausgezeichnet schöner Exemplare, vorzüglich auf Pergament, Cat. de la bibl. de Mac-Carthy. Par. 1815. II. 8.), oder auch durch einzelne stark besetzte Fächer auszeichnet. So sind für die Naturgeschichte wichtig die Kataloge von Jos. Banks (Lond. 1796. V. 8.) und Cobres (Augsp. 1782. II. 8.), für die ungarische Geschichte der des Grafen Szecheny (Sopronii 1799. ff. 8.), für die classische Literatur die des Grafen Rewiczky (Berl. 1794. 8.), des Dr. Askew (Lond. 1775. 8.) u. a., für die französische Literatur die zweite Abtheilung des Vallièreschen Katalogs, für die italien. Lit. die Kataloge von Capponi (Rom 1747. 4.), Floncel (Par. 1774. II. 8.) und Ginguené (Par. 1817. 8.), für die deutsche Sprachkunde der von Adelung (Dr. 1807. 8.). Indessen erhalten die Kataloge auch der reichsten Bibliotheken ihren wahren Werth und Brauchbarkeit erst durch eine zweckmäßige Einrichtung und Anordnung, und gewähren dadurch auch zugleich ein specielles bibliothekarisches Interesse. Dazu ist außer der Vollständigkeit und Genauigkeit in den materiellen Angaben, welche sich bei alten Drucken und vorzüglich seltnen Werken bis auf Bemerkung des Druckers, der Seitenzahl, Signatur, des Custos u. s. w., bei Kupferwerken bis auf die Angabe der Zahl und nähere Beschaffenheit der Kupfer, so wie der Name der Künstler erstrecken muß, vorzüglich auch eine lichtvolle und leicht zu übersehende Anordnung der Bücher erfoderlich. Franzosen waren hierin die ersten Vorgänger. Gabriel Naudé brach durch den Catalogus bibliothecae Cordesianae (Par. 1643. 4.) die Bahn; ihm folgten Ismael Bullialdus und Joseph Quesnel im Catal. bibl. Thuanae (Par. 1679. 8.). Durch weitere Ausbildung dieser Anordnungsmethode und zugleich durch bibliographische Genauigkeit zeichnete

sich im 18. Jahrh. der pariser Buchhändler Gabriel Martin aus (Kataloge von Bulteau 1711, du Fay, 1725, Brochard 1729, Graf Hoym 1738), und auf dem von ihm gelegten Grunde baueten Debure im Kataloge von Gaignat (1769) und bei der Redaction der ersten Abtheilung des Vallierischen Katalogs, so wie bei der Bearbeitung der zweiten Abtheilung der Buchhändler Nyon mit Glück fort. Um dieselbe Zeit lieferte auch Jacob Morelli in Venedig den durch dieselben Eigenschaften sich empfehlenden Katalog der trefflichen Bibliothek des Maffeo Pinelle (Ven. 1787 VI. 8.) Da indessen alle diese Katalogen bloß zum Behuf des Verkaufs gefertigt wurden, so ließen sie kein höheres Streben zu. Auf einen eigentlich wissenschaftlichen und bibliothekarischen Standpunkt erhoben sich, um der frühern mangelhaften Kataloge der Bodlejanischen (Oxf. 1738. II. F.) und pariser Bibl. (1739. VI. F.) nicht zu erwähnen, Joh. Mich. Francke in seinem Realkatalog der Bünauischen (Leipz. 1750 VII. 4.) und Audiffredi in dem alphabetischen der Cajanatischen Bibliothek (Rom 1761. IV. F.). Beide Werke, obgleich leider unvollendet, sind unübertroffne, vielleicht selbst unübertreffliche, Muster, und namentlich kann mit dem erstern der mit kindischen Fehlern angefüllte und höchst unzuverlässige Catalogus bibliothecae academiae Theresianae von Joseph von Sartori (Wien 1801. XIII. 4.) auf keine Weise verglichen werden. — Endlich gibt es noch beurtheilende Kataloge (Cat. raisonnés), welche nähere Nachrichten und Urtheile, Beschreibungen seltner und merkwürdiger Bücher, und zum Theil Angaben ihrer Preise enthalten. Außer den weniger allgemein interessanten Werken dieser Art von Joh. Fabricius (Wolfenb. 1717. VI. 4.), Jac. Friedr. Reimmann (Hildesh. 1731. II. 8.), Gottlieb Stolle (Jena 1733. XVIII. 4.) u. a. sind vorzüglich brauchbar die Kataloge von Crevenna (Amst. 1778. VI. 4.), Serna Santander (Brüssel 1803. V. 8.) und Lord Spencer (s. oben), so wie Denis Merkwürdigkeiten der Garellischen Bibliothek, Wien 1780. 4. As.

Buchstabenrechnung, s. Algebra.

* Buenos Ayres. So heißt eine spanische Statthalterschaft in Südamerika, die zwischen den großen Andes-Gebirgen und den brasilischen Bergen eingeschlossen ist. Ihre südliche Gränze mag sich bis an das Cap Lobos und bis an den Rio Colorado erstrecken, und nördlich geht sie bis an das sogenannte Amazonenland. Die Länge dieser Provinz rechnet man auf dreihundert, und die Breite etwa auf hundert und siebzig Meilen. Die Bevölkerung soll sich auf eine Million belaufen, worunter aber nur wenige Spanier sind. Es wird diese Statthalterschaft wieder in fünf Regierungsbezirke getheilt; nämlich: 1) Buenos Ayres, worin die Hauptstadt gleiches Namens, am Rio de la Plata, Santa Fé, Monte Video und Maldonado. 2) Paraguay, mit der Hauptstadt Asumptiom. 3) Tucuman, worin San Jago del Estero und Cordova. 4) Potosi, mit der Hauptstadt gleiches Namens. 5) Chiquiti, sonst zu Chili gehörig, worin die Hauptstadt Mendoza. Der Silberstrom, oder Rio de la Plata, und eine Menge anderer Flüsse, die er in seinem Laufe aufnimmt, bewässern das ganze Land. Er ist bei seinem Ausfluß fast 25 Meilen breit, und schon bei der Stadt Buenos Ayres kann man wegen der niedrigen Lage seiner Ufer nicht von einem Ufer zum andern hinübersehen, obgleich er da noch 28 Meilen von seinem Ausflusse ist. Die ausgedehnte Fläche des Landes wird die Ursache der

heftigen Stürme, die aus Westen und Südwesten über die ungemessenen Ebenen herwehen, und daher kommt es auch, daß das ganze Land voller Seen ist, deren einige eine Länge von 15 bis 20 Meilen haben. Aus diesen ergießen sich viele kleine aber seichte Flüsse, welche gewöhnlich zweimal im Jahre anschwellen, und sich alle entweder in den großen Silberstrom, oder in den Paraguay ergießen. Diese fast gränzenlosen Ebenen, die Pampas, sind außerordentlich reich an Gras und Kräutern, an ungemein großen Waldungen, und tragen, wo sie angebaut werden, herrliches Getreide. Hier sieht man zahllose Heerden wilder Pferde und das schönste Rindvieh, das auf der Welt gefunden wird, daher Leder und Talg im Ueberfluß und von der ersten Güte ausgeführt wird. In den Waldungen findet man unzählige, Südamerika eigene, wilde Thiere. Die Jagden, eine Hauptbeschäftigung der Bewohner, müssen so angestellt werden, daß man Wagen voll Proviant und frisches Wasser mitnimmt. Auch Salz findet sich im Boden, und wird fast von allen Flüssen und Seen abgesetzt. Dies Salz soll viel schöner und reiner als das europäische seyn. Außer dem Getraide, dem Vieh und allen Arten europäischer Früchte wird besonders der Paraguaythee zu 25,000 Centnern jährlich, nach Peru ausgeführt. Der Geldwerth dieser Ausfuhr beträgt 116,000 Pfd. St.; Gold und Silber werden zwar auf rohe Weise, aber in solcher Menge gewonnen, daß der bloße königliche Antheil anderthalb Millionen Piaster jährlich ausmacht. Dies ist aber nur der fünfte Theil des Ganzen. Der Binnenhandel ist äußerst beschwerlich und oft ganz unthunlich, weil theils die reißenden Ströme, über die man bloß Brücken von Seilen hat, theils die schroffen Gebirge im Westen fast unübersteigliche Hindernisse darbieten. Obgleich diese Länder zwischen dem 15° und 40° südl. Br. liegen, so ist das Clima doch fast durchgehends gleich angenehm. In der Hauptstadt Buenos Ayres (34° 35′) gibt es im Winter wenig Tage, wo das Wasser etwas gefroren ist. Die Gewitter sind dagegen vielleicht nirgends häufiger und schrecklicher. Während des letztern Krieges wurde Buenos Ayres im J. 1806 von einem brittischen Geschwader, unter dem Befehl des Sir Popham und des General Beresford, erobert. Indessen war diese Eroberung mehr die Folge einer plötzlichen Ueberraschung, als einer wirklichen Ueberlegenheit: denn sobald die Spanier sich von ihrem panischen Schrecken erholt hatten, griffen sie die Engländer an, und machten sie großentheils zu Kriegsgefangenen. Im folgenden Jahre kamen zwar unter Whitelock und Krawerd Verstärkungen: allein man ließ die Britten ganz ruhig in die Stadt Buenos Ayres einziehen, und alsdann empfingen sie die Spanier mit einem so fürchterlichen Feuer aus allen Arten von Geschütz und Gewehren, daß wenigstens der dritte Theil des brittischen Heeres vernichtet wurde. Den folgenden Tag konnte man sich auf brittischer Seite glücklich schätzen, einen Waffenstillstand zu gewinnen, worin ausgemacht wurde, daß in zwei Monaten nach Abschluß des Waffenstillstandes kein Britte mehr den Silberstrom sehen dürfe. So zeigten schon damals die amerikanischen Spanier eine Selbstständigkeit und Freiheitsliebe, welche sie aufs glänzendste bewährt haben, als Bonaparte seinen Bruder Joseph auf den spanischen Thron gesetzt hatte. Diesem unterwarfen sie sich so wenig, daß sie vielmehr sich vom Mutterlande ganz unabhängig zu machen suchten. In Buenos Ayres bildete sich eine Junta, welche bisher nicht allein allen Angriffen der Europäer widerstand, sondern auch

schon manche bedeutende Eroberung gemacht hat. (Vergl. Süd-Amerika).

Bullion, ist ein englischer Ausdruck, welcher Gold und Silber in der Masse bezeichnet, entweder, wenn diese Metalle vom Erze geschieden und noch nicht völlig geläutert sind, oder, wenn sie in Klumpen oder Stangen (Barren, französ. Lingots) geschmolzen und zu irgend einem Grad von Feinheit gebracht worden.

Bülow (Graf von), königl. westphäl., dann königl. preuß. Finanzminister, aus derselben Familie der Barone von Bülow mit dem berühmten preuß. General gleiches Namens. (S. d. Art.). Er war Präsident der Regierung von Magdeburg, bis diese Provinz mit dem Königreiche Westphalen vereinigt wurde, und trat dann gezwungen in die Dienste des Königs Hieronymus, welcher ihn zum Staatsrath und bald darauf zum Finanzminister ernannte. Seine Freimüthigkeit, sein offenes Widerstreben gegen die Härten der neuen Regierung und das ganze System konnten den König nie bewegen, ihn zu entlassen, denn seine Erfahrung, sein Scharfblick und seine Thätigkeit hatten ihn beinahe unentbehrlich gemacht, während alle Untergebenen den freundlich humanen Minister verehrten. Als aber Napoleon mehrere Provinzen vom Königreiche abreißen wollte, und Bülow, der dies zu verhindern an ihn gesandt war, offenbare Beweise seines Hasses erhielt, konnte sein König ihn nicht länger schützen, und ließ ihn in Ungnade fallen. Erst 1813, als Westphalen wieder erobert und die entrissenen Provinzen wieder Preußen zugefallen waren, trat er als Finanzminister Friedrich Wilhelm III. wieder in das öffentliche Leben zurück und wurde von ihm 1815 zum Wiener Congreß berufen. Die Gnade seines Königs erhob ihn in den Grafenstand und schmückte ihn mit Orden. Zu Ende 1817 scheint er durch die neuen Ministerialformen in seinem Wirkungskreise beschränkt worden zu seyn.

Buol-Schauenstein (Baron von), war 1790 Chargé d'affaires des röm. Kaisers im Haag, wurde 1792 zum Kammerherrn und kaiserl. Gesandten in Basel ernannt, und ging von da 1794 als Directorial-Minister zum Reichstage nach Regensburg, wo er vergeblich sich bemühte, die verschiedenen Fürsten von einer Trennung von der Coalition abzuhalten. Bald hernach wurde er als Gesandter bei dem niedersächsischen Kreis nach Hamburg geschickt. Lange Jahre verschwand sein Name aus allen öffentlichen Verhältnissen, bis er endlich wieder 1815 bei dem Bundestage zu Frankfurt als kaiserl. königl. österr. Gesandter erschien und zum Präsidenten desselben ernannt wurde. Noch jetzt behauptet er daselbst diese Würde, und scheint das Interesse und die politische Ansicht seines Hofes mit milder Festigkeit verfolgen zu wollen, ohne bis zur Stunde erfreuliche Resultate erlebt zu haben.

Bonaparte (die Familie), erhob sich und stürzte mit und durch Napoleon Bonaparte. Dessen Mutter, die schöne Maria Lätitia, geb. Ramolini, geb. 24sten Aug. 1750 zu Ajaccio in Corsica, vermählte sich 1767 mit Carlo Bonaparte, der durch Marboeuf Beisitzer des königl. Gerichtshofes in Ajaccio wurde, dann seiner Gesundheit wegen sich nach Montpellier begab, und daselbst 40 Jahre alt, den 24sten Dec. 1785 starb. Madam Lätitia Bonaparte hatte ihm der Zeit nach folgende Kinder geboren: Giuseppe, Napoleone, Luciano, Luigi, Elisa, Paulina, Carolina und Girolamo. Die junge

Witwe suchte, da sie ohne Vermögen war, mächtige Beschützer und fand sie. Sie hatte schon früher mit dem Grafen von Marboeuf, Gouverneur von Corsica, in sehr freundschaftlichen Verhältnissen gestanden. Diese Verbindung gründete das Glück der Familie. Die Corsen wollten keine Steuern zahlen, weil sie sämmtlich Edelleute wären. Ludwig XV. befahl daher dem Gouverneur Marboeuf, 400 Familien auszuwählen, die allein als adelig betrachtet werden sollten. In diese Liste setzte Marboeuf auch die Familie Bonaparte. Als die Engländer 1793 Corsica eroberten, flüchtete sich Madam Lätitia mit ihren Töchtern nach Marseille, wo sie nicht sehr anständig gelebt haben sollen. Bald nach dem 18ten Brumaire (Novbr. 1799) kam sie nach Paris; allein erst nach Napoleons Erhebung zur Kaiserwürde huldigte man der Madame mere, die dem Tone und der Sprache nach halb Italienerin, halb Französin war, und nicht sonderlich in den neuen Rang sich schicken konnte. Sie erhielt einen eigenen Hofstaat, und ward General-Superiorin der barmherzigen Schwestern (Soeurs de la Charité) und der Hospitaliterinnen des französischen Reichs. Man rühmte damals viele mildthätige Werke von ihr. Andere fanden sie geizig; alle Reichthümer, die sie anhäufen konnte, verwandelte sie in Gold und Juwelen. Denn, pflegte sie zu ihrem Sohne zu sagen: cela ne durera pas toujours. Die Größe, welche sie umgab, hat sie wenigstens nicht verblendet. Unter ihren Kindern liebt sie den Exkönig von Holland, Louis, am meisten. Sie lebt seit 1814 in Rom, bei ihrem Stiefbruder, dem Cardinal Fesch. Durch den pariser Tractat vom 20sten Nov. 1815 wurde die gesammte Familie Bonaparte aus Frankreich verbannt; und in dem am 6. Jan. 1816 von Ludwig XVIII. gegebenen Amnestiegesetz wurden von der Amnestie ausgenommen Napoleon Bonaparte's sämmtliche Verwandte, die aus Frankreich verbannt bleiben, daselbst nichts besitzen dürfen, und binnen 6 Monaten ihr dort erkauftes Eigenthum verkaufen sollen. Hierauf bestimmte die königl. französische Ordonnanz vom 22. Mai 1816, daß die Güter und Einkünfte der bei der Rückkehr Napoleons von Elba nach Frankreich zurückgekommenen Glieder der Familie Bonaparte, die durch das Gesetz vom 12. Jan. 1816 confiscirt worden waren, zur Unterstützung verdienter Militärpersonen und solcher Donatarien, die ihre Donationen im Auslande verloren haben, verwandt werden sollen. S. d. Art. Joseph, Napoleon, Lucian, Louis und Jerome Bonaparte, desgleichen wegen Mariana, nachher Elisa genannt, d. A. Bacciochi, wegen Carletta, nachher Marie Pauline genannt, d. A. Borghese, wegen Annonciade, nachher Annonciade Caroline genannt, d. A. Murat. Nächstdem sehe man die Artikel Fesch, Eugen (dessen Schwester Hortensia bei Louis Bonaparte angeführt ist) und Marie Louise (Leopoldine Caroline).

Büreau heißt eigentlich ein Schreibtisch oder Schreibpult; in weiterm Sinne nennt man auch das Zimmer oder den Ort so, wo die Schreib- oder Amtsgeschäfte verrichtet werden, z. B. Polizei-Büreau u. dgl. Die neuere Staatsverwaltungsart, die alles, was sonst mit dem Munde abgemacht worden ist, durch die Feder abmachen läßt, und darum viele Federn in Bewegung setzt, vervielfältigte in jedem Verwaltungszweige die Büreaux oder Schreibstuben, und räumt denselben so große Macht über den Staatsbürger ein, daß in vielen Ländern eine wahre Büreaucratie, Herrschaft der

Schreibstuben, entstanden ist. Diese Büreaucratie ist um so gefährlicher, je mehr die sonst gewöhnliche collegialische Geschäftbehandlung beschränkt, und dem Vorstande eines Büreau neben der Herrschaft über seine Diener auch oft ungemessene Gewalt über den Staatsbürger in die Hände gegeben ist. Dieses Büreauwesen oder Unwesen dankt sein Entstehen vorzüglich dem Grundsatze des Organismus, der so nachtheilig in der Staatsverfassung geltend gemacht worden ist.

Bürgerliche Gesellschaft, s. Staat.

Bürgerstand, Bürgerliche, Bourgeoisie, eine zahlreiche Classe, welche alle Freien unter sich begreift, die weder zu dem Adel, noch zu dem Bauernstande gerechnet werden können. Man unterscheidet daher den Staatsbürger, Citoyen, und den eigentlich sogenannten Bürger einer Stadt, von dem Bürgerlichen überhaupt, Bourgeois. Eine Abtheilung des Bürgerstandes heißt die Classe der Honoratioren, vornehmere Bürger; sie begreift den Stand der Gelehrten, Künstler und Kaufleute. Der Bürgerstand gehörte schon im Mittelalter zu den Freigebornen. Man unterschied nämlich, nach Erbauung der Städte, ingenuos militares (Ritterfreie), *burgenses* und rusticos. Anfangs waren die Ortschaften nur mit einem Pfahlwerk (Zaun) umgeben, und der Sitz der germanischen Gemeinen unter Aeltermännern und Schulzen. An ihrer Seite entstanden Kirchen mit freien und unfreien Leuten unter einem Bischof und Voigt; dieß war eine zweite Gemeine; endlich entstand mit der Nationalbewaffnung eine Burg mit Burgmännern und Hörigen unter einem Burggrafen, also eine dritte Gemeine. Handel und Gewerbe aber wurden überall nur von freien Deutschen getrieben, und die Kaufleute standen unter kaiserlichem Schutze. Daher gründete sich auch die städtische Verfassung auf den Gewerbstand; und als dieser ausschließend in die Städte zog, bildete sich der Unterschied zwischen dem niedern Adel und den Bürgern schärfer aus, vorzüglich seit Heinrichs IV. Zeit, am Ende des 11ten Jahrhunderts (s. Eichhorn's Abhandl. über das Städtewesen, und Hüllmann's Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland). Da sich die städtischen Gemeinheiten, jede in sich, fest verbanden, erlangten sie, als solche, Freiheiten und zum Theil selbst landständische Rechte; die einzelnen Bürger aber begnügten sich, unter dem Schutze der Gemeinheit, ganz ihrem Gewerbe zu leben, und waren in ihrem Sinne freier und stolzer, als der Hof- und Kriegs-Dienstadel. So kam es, daß letzterer der Person des Fürsten näher, der Bürger aber entfernter stand, und daher von den bedeutenderen Aemtern und Stellen im Staate, am Hoflager und im Heere ausgeschlossen wurde. Diese Ausschließung fällt jetzt nothwendig weg, wo Bildung und Verdienst allein die Würdigkeit bestimmen sollen. Der erbliche Besitz von Vorzügen hat sogar den größeren Haufen des Adels so von aller Anstrengung und eigentlicher Arbeit entwöhnt, daß er mit dem Willen selbst die Kraft dazu verloren zu haben scheint. Ausnahmen können diese allgemeine Erfahrung nicht widerlegen. Man vergleiche z. B. nur den adeligen Offizier in Frankreich vor 1792, und den bürgerlichen seit 1792; oder die Summe der bürgerlichen Offiziere in dem preußischen Heere von 1813 bis 1815, mit der Summe adeliger Offiziere in demselben Heere im J. 1806. Dasselbe gilt von den Geschäftsmännern, von dem gelehrten und dem Künstler-Berufe. In jedem Fache, das Talent und anhaltenden Fleiß erfodert, scheint der Adel, in Hinsicht auf die Zahl

tüchtiger und ausgezeichneter Männer, wie in Hinsicht auf die Summe der Leistungen, dem Bürgerstande nachzustehn. Wurden doch in Preußen seit 1807 mehrere hohe Civilstellen mit Bürgerlichen besetzt! Nichts wird also selbst dem Adel zur Erfrischung seiner Kraft und zur Ausbildung seiner Talente ersprießlicher seyn, als wenn er von Jugend auf mit dem Bürgerlichen in die Schranken der Anstrengung und des arbeitvollen Strebens tritt, um, wie dieser, bloß seinem Verdienste Ehre und Ansehn zu verdanken, die ihm zeither so oft nur sein Name und seine Geburt verschafften. S. die Ehre des Bürgerstandes nach den Reichsrechten (vom Freih. von Horix). Wien 1791. K.

Bursche, die gemeinübliche Benennung, die auf Universitäten studirende Jünglinge einander beilegen. Es stammt diese Benennung von Bursales, wie in den mittlern Zeiten die Studirenden von den Universitätsgebäuden, Bursae, worin sie zusammen lebten, genannt wurden, ab. Die neuesten Zeitereignisse haben den Geist der Einigung auch auf den Universitäten belebt, so daß an mehreren, nach dem Beispiele Jena's, die Landsmannschaften, welche an die Stelle der frühern Orden getreten waren, aber gleich diesen die Quelle vieler Uneinigkeiten und Händel blieben, freywillig aufgehoben, und dafür eine sogenannte Burschenschaft eingeführt wurde. Der feierliche Zusammentritt der Studirenden vieler deutschen Universitäten am 18ten Oct. 1817 auf der Wartburg hatte unter andern auch die Aufhebung aller bisherigen Studentenverbindungen und die Einführung einer allgemeinen deutschen Burschenschaft zur Absicht.

C.

Cabinet, bedeutet eigentlich ein kleineres Zimmer neben einem größern, wird aber noch auf mehrere weitere Begriffe ausgedehnt. Sein nächster Sinn ist der zurückgezogenste Ort im schönsten Theile eines Privatgebäudes, entweder zum Arbeiten, oder zur besondern Unterhaltung, oder zur Aufbewahrung kostbarer Sachen bestimmt. — In einer Fürstenwohnung ist das Cabinet das Gemach, welches der Regent für seine Person ausschließlich bewohnt; dann aber auch das Zimmer, in welchem er die Regierungsgeschäfte bearbeitet, seine geheimen Räthe hört, und aus welchem seine Beschlüsse ausgehen. Daher gilt Cabinet auch für die Regierung, besonders in politischer Hinsicht. „Das Londner, Wiener Cabinet, das Cabinet von St. Cloud, der Tuilerien" 2c. Manche Chargen, deren Geschäfte den Zutritt in das Cabinet verschaffen, erhalten davon ihr Prädikat: „Cabinetsrath, Cabinetssecretär." — Endlich ist Cabinet jeder Theil eines Gebäudes, oder jedes Gebäude, oder mehrere Gebäude, worin Kostbarkeiten aus dem Natur- oder Kunstreiche aufbewahrt werden, als Gemälde, Pflanzen, todte Thiere, Münzen, Fossilien, Seltenheiten aller Art; und, durch Metonymie, diese Sammlungen selbst: das Münz-, das Naturalien-Cabinet u. s. w. Da man nur vorzügliche Stücke in dergleichen Sammlungen aufnimmt, so nennt man ein ausgezeichnet schönes Kunst- (auch zuweilen Natur-)

Werk: ein Cabinetsstück, und einen Künstler, der besonders vortreffliche Arbeiten liefert, z. B. einen Maler, einen Cabinetsmaler.

Cabot (Sebastiano), eigentlich Cabotto, ein berühmter Seefahrer und Entdecker, so wenig es auch möglich ist, seine Reisen und Entdeckungen mit Bestimmtheit anzugeben. Sein Vater, Giovanni Cabotto, ein Venetianer, war nach England gegangen, um Heinrich dem VII. seine Dienste anzubieten, die auch angenommen wurden. Von seinen Seereisen aber wissen wir nichts. Sein zweiter Sohn war Sebastian, geboren zu Bristol 1477. Er machte mehrere Reisen. Nach der gewöhnlichen Meinung entdeckte er am 24. Juni 1497 die Ostküste von Neufoundland. Im J. 1526 trat er in spanische Dienste, in welchen er ebenfalls Reisen machte, und namentlich den Platastrom befuhr. In seinem Alter kehrte er nach England zurück, wo er als königl Oberpilot und Gouverneur der Gesellschaft zur Entdeckung unbekannter Länder starb.

Cacadu, eine Art Papagei, weiß von Farbe, mit einem hohen Federbusche geziert. Er wohnt in Ostindien und auf den nahe liegenden Inseln. In Europa wird er in vornehmen Häusern häufig gehalten, weil er possierlich ist; zum Sprechen hat er wenig Anlage.

Cacao. Cacaobohnen nennt man die Früchte eines Baums (theobroma cacao) auf einigen westindischen Inseln und in dem zwischen den Wendekreisen gelegenen Theile von Amerika, welche einen sehr angenehmen bittern Geschmack und sehr viel Oel besitzen, und zur Grundlage der Chocolade angewendet werden. Cacaobutter ist das ausgepreßte Oel der Cacaobohnen und bildet eine Art Seife.

Cahors-Weine nennt man die dicksten und besten Sorten der Pontak-Weine, die über Bordeaux in alle Theile der Welt verfahren werden, insbesondere nach Holland, den Hanseestädten Stettin u. s. w.

Calcedon, eine angesehene Stadt Bithyniens, wo im 5ten Jahrhundert das vierte allgemeine Concilium gehalten wurde.

* Calcutta, die Hauptstadt Bengalens und aller brittischen Besitzungen in Ostindien, liegt an dem östlichen Arm des Hoogly, eines Armes des Ganges, auf dem die größten Ostindienfahrer bis zur Stadt kommen können. Die Fahrt ist jedoch wegen vieler Sandbänke im Flusse, die ihre Lage und Größe unablässig verändern, nicht ohne große Gefahr. Erst im vorigen Jahrhundert hat die Stadt sich aus dem unbedeutenden Dorfe Govindpour zu ihrer jetzigen Größe und Pracht erhoben. Das Clima war, als die Engländer im Jahr 1690 sich zuerst hier niederließen, eben so ungesund wie zu Batavia; erst nach und nach hat man es unschädlicher gemacht, theils durch Hinwegschaffung eines nahen Waldes, theils dadurch daß man gelernt hat, seine Lebensweise ihm angemeßner einzurichten. Dennoch war diese Niederlassung vom Anfang an in stetem Wachsthum, erholte sich schnell von der im J. 1756 erlittenen Zerstörung, und ist jetzt eine der prächtigsten Städte der Welt mit 700,000 Einwohnern. Die Häuser der Engländer, die ein eignes Quartier bilden, sind aus Backsteinen, von schöner Bauart und zum Theil Palästen ähnlich. Wegen des heißen Clima's sind sie nicht an einander gebaut, sondern stehen getrennt und haben hohe und luftige Zimmer. Dagegen sticht die s. g. schwarze Stadt, das von den Eingebornen bewohnte Quartier, gewaltig ab; sie hat überaus enge und krumme

Straßen, untermischt mit vielen Gärten und unzähligen Wasserbehältern. Einige sind gepflastert. Häuser aus Backsteinen, aus Lehm, aber meist aus Bambusrohr und Strohmatten stehen bunt durch einander. Die Citadelle Fort William unweit der Stadt, von Lord Clive im J. 1757 begonnen, ist ein prachtvolles Fünfeck mit vielen Außenwerken, aber zur Vertheidigung zu ausgedehnt. Sie enthält bombenfeste Gebäude für 10,000 Mann, und würde auf den Werken 600 Kanonen erfodern. Sie beherrscht den Fluß. Ein Graben umgibt das Ganze, der aus dem Hoogly bis auf 8 Fuß Höhe gefüllt werden kann. Zwischen Fort William und der Stadt liegt eine Ebne, die als ein Erholungsplatz und Spaziergang immer besucht ist. Hindoos, Schwarze, Europäer, Equipagen aller Art und Palankins wimmeln hier bunt durch einander. Auf der Westseite steht das von Marquis Wellesley erbaute, neue Gouvernementshaus, das durch seine bezaubernde Pracht in die Märchenwelt von Tausend und Eine Nacht versetzt. Das alte Fort ist jetzt ein Zollhaus, und das berüchtigte schwarze Loch eine Niederlage. Ein funfzig Fuß hoher Obelisk am Eingange enthält die Namen der unglücklichen Gefangenen, die hier im J. 1756 als der Nabob Suraja Dowla die Stadt eroberte und plünderte, das Opfer der unmenschlichsten Grausamkeit wurden. Andre öffentliche Gebäude sind das Gerichtshaus, eine armenische und eine englische Kirche. In der Mitte der Stadt ist ein großer Wasserbehälter angelegt, um die Einwohner in der heißen Jahreszeit, wo das Flußwasser abschmackig ist, mit Wasser zu versehen. Hier ist die Residenz des Generalgouverneurs von Indien und der Sitz des höchsten Gerichtshofs, der aus vier Richtern besteht und nach englischem Gesetz spricht, ohne Rücksicht auf Rang, Stand oder Nation. Kleine Vergehen werden von einem Oberpoliceibeamten und Friedensrichter untersucht. Die Ruhe der Stadt zu erhalten, dienen einige Compagnien Sepoys, die regelmäßige Runden durch die Straßen machen. Calcutta ist der Stapelplatz von Bengalen und der Canal, durch welchen die Schätze der innern Provinzen nach Europa gehn. In dem Hafen sieht man Schiffe aller Nationen, und die kaufmännische Thätigkeit ist so regsam, als irgendwo. Es gibt Häuser, die jährlich zwischen 4 und 5 Millionen Pfund Sterling umsetzen. Der Handel in Zucker, Opium, Seidenzeug, Muslin u. s. w. ist sehr beträchtlich. Viel Salz wird nach Asam verführt, und dagegen Gold, Silber, Elfenbein, Moschus und eine eigne Seidenbaumwolle zurückgebracht. Die als Scheidemünze dienenden Cauri's (kleine Muscheln) werden auf den Maldiven gegen Reiß eingetauscht; feine Musline und Calicos sind ein wichtiger Ausfuhrartikel nach Europa. Der sonst so vortheilhafte Tauschhandel mit Pegu, Siam und den Malayischen Inseln ist dagegen sehr gesunken. Die brittischen Kaufleute sind natürlich die zahlreichsten; viele haben großes Vermögen erworben und leben mit einer Pracht und einem Glanz, wie man in diesem Stande nicht leicht findet. Von den Fremden kommen ihnen die Amerikaner an Zahl und Ansehn sowohl, als auch an äußerm Glanz am nächsten. Sie sind friedliebende und fleißige Geschäftsleute; viele haben bedeutende Capitalien und treiben einen ausgebreiteten Handel nach China und den Häfen gegen Westen, so weit der persische Meerbusen reicht. Die Mongolen indeß sind die begütertsten, und da sie ihr Geld nur zu ungeheuern Interessen anlegen, ziehen sie einen dreimal größern jährlichen Nutzen davon, als gewöhnlich ein Capital gibt. Die Hin-

doos bleiben, auch wenn sie reich sind, bei ihren beschränkten Begriffen und ihrer gewohnten Sparsamkeit. Ihre Häuser und Läden sind schlecht und unfreundlich; nur an Hochzeiten und religiösen Festen erlauben sie sich eine außerordentliche Ausgabe. Dann versammeln sie sich unter prachtvoll erleuchteten Baldachinen, frenden Rosenwasser und andre Wohlgerüche in Ueberfluß und speisen Zuckerwerk aus goldnen Gefäßen, während Mädchen dazu singen oder eine Pantomime aufgeführt wird. Der Kleinhandel von Calcutta ist meist in den Händen der Banianen und Sarkars, die mit unermüdlichem Eifer darauf aus sind, zu den wohlfeilsten Preisen einzukaufen, und sich jede Art von niedrigen Ränken und Täuschungen erlauben, den Käufer zu bevortheilen. Diese Art von Betrug ist bei ihren Landsleuten so wenig in Mißcredit, daß sie vielmehr den Meistern darin den Beinamen Pucka adme, was einen Mann von großen Talenten bedeutet, beilegen. Ungeachtet der hohen Preise, die im Allgemeinen in allen Lebensbedürfnissen herrschen, und ungeachtet des ungeheuern Aufwandes, zu dem vornämlich die englischen Kaufleute genöthigt sind, findet man doch eine Menge wohlthätiger Anstalten zur Unterstützung der Nothleidenden. Dahin gehört ein Hospital für solche Eingeborne, die der ärztlichen Hülfe bedürfen; zwei Schulen für Verwais'te, deren Väter im Dienst der Compagnie gestanden; eine Freischule u. s. w. Das Collegium von Fort William, welches von Marquis Wellesley gestiftet worden, haben die Directoren zum Theil wieder aufgehoben. Es sollte, seiner ursprünglichen Bestimmung nach, die jungen Leute, welche in den Dienst der Compagnie treten, nicht allein in den erforderlichen Sprach- und andern Kenntnissen unterrichten sondern auch über ihr Betragen wachen und sie vor den Gefahren schützen, denen sie hier bei dem Mangel an Erfahrung mehr als anderswo ausgesetzt sind. Das letztere ist aber jetzt weggefallen. Die asiatische Gesellschaft, welche im J. 1784 von Sir W. Jones gestiftet worden, beschäftigt sich mit Aufklärung und Erforschung der Literatur, der Geschichte, der Alterthümer, Künste und Wissenschaften Asiens. Die von ihr herausgegebenen Schriften sind großentheils von hohem Werth.

Caldara (Polidoro), genannt Caravaggio, war im Jahr 1495 zu Caravaggio im Mailändischen geboren. Er kam jung nach Rom, und bildete sich hier zum Maler, indem er Johann von Udine und die andern in den Logen des Vatican beschäftigten Meister arbeiten sah. Er trat in enge Freundschaft mit Mathurin von Florenz, der ihn mit Rath unterstützte. Caldara übertraf ihn bald und befleißigte sich der Verbesserung der Zeichnung, wobei er stets die Antike vor Augen hatte. Rafael gebrauchte ihn in den Gallerien des Vaticans, und hier malte er mehrere treffliche Friese. Zu Messina vollendete Caldara ein Oelgemälde, welches Christus mit dem Kreuze vorstellt, eine Menge schöner Figuren enthält und seine Fähigkeit, die größten Gegenstände zu behandeln, beweis't. Mehr als ein andrer hat er sich dem Styl und der Manier der Alten genähert, besonders in Nachahmung der Basreliefs. Seine Figuren sind correct, schön vertheilt und geordnet, die Stellungen natürlich, die Köpfe voll Ausdruck und Charakter. Aus allem erkennt man, daß er sich großen Ruhm würde erworben haben, wenn er größere Arbeiten unternommen hätte. Mit großem Fleiß behandelte er das Clairobscur, besonders diejenige Gattung desselben, welche man

Sgraffiato nennt. Auch in der Landschaft zeigte er viel Talent. Er ward im J. 1543 von seinem Bedienten ermordet.

† Calderon. Zwei unserer vorzüglichsten Uebersetzer, A. W. Schlegel und Gries, haben uns mit meisterhaften Uebersetzungen Calderonscher Stücke beschenkt. Von jenem besitzen wir 5 Stücke in zwei Bänden (Berlin 1803 und 1806), von diesem bis jetzt sechs Stücke in drei Bänden (Berlin 1815 — 1818), und von Letzterm ist noch mehr zu erwarten. Ihnen wird sich der Freiherr von der Malsburg würdig anschließen. Göthe und Schlegel haben das Verdienst um die deutsche Bühne, sie dem Genius Calderons eröffnet zu haben, wie es früher Schröder in Hinsicht Shakspeare's sich erworben hatte. Im J. 1810 oder 1811 erschien zuerst der standhafte Prinz in Schlegels Uebersetzung auf dem Hoftheater zu Weimar, ihm folgte bald die Schicksalstragödie, das Leben ein Traum, in einer Uebersetzung des Hrn. v. Einsiedel, und später die große Zenobia nach Gries. Im Jahr 1816 beschritt das erstgenannte Stück auch die Bühne von Berlin, fand aber eine starke Opposition. Das Leben ein Traum bearbeitete Hr. West (Schreyvogel in Wien), mit Benutzung der Griesischen Uebersetzung für das Theater; in dieser Gestalt breitete es sich auf den meisten deutschen Bühnen aus, und sprach überall lebhaft an. Dieses Stück ist in Bezug auf die tragische Kunst dem standhaften Prinzen vorzuziehen, es löset eine der schwersten Aufgaben: echt poetische Behandlung der Schicksalsidee — in einer Tragödie mit glücklichem Ausgange. Die große Fruchtbarkeit Calderons hat einen so reichen Vorrath für die Bühne aufgehäuft, daß wir nun, da uns einmal der Eingang gezeigt ist, unser Theater damit sehr bereichern können, wenn wir unsere Uebersetzungsmanier dem Theatergeschmack annähern, welcher keine schwerfällige Nachbildungen fremder poetischer Formen duldet, weil sie das Auffassen vom Mund aus erschweren. Zu wünschen wäre von derselben Meisterhand, die in den Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur eine Charakteristik Calderons geliefert hat, eine vollständige Parallele dieses spanischen Dichters mit seinem Geistesverwandten Shakspeare. Was Schlegel über die Ironie Beider gesagt hat, darf von Keinem übersehen werden, dem es um wahre Einsicht hierin Ernst ist. Zu bedauren ist, daß man die Werke Calderons nicht chronologisch geordnet hat. Wir würden dann auch sehen, wie bei dem Dichter, je später, desto tiefer, der Mysticismus Wurzel schlug. In einem Alter von 62 Jahren wurde er förmlich Priester, und in die Congregation von St. Pedro aufgenommen, in welcher er sein ganzes übriges Leben blieb, 1687 erwählte sie ihn zu ihrem Capelan mayor. Noch in demselben Jahre starb er, ein Greis von 86 Jahren, und vermachte jener Congregation sein ganzes bedeutendes Vermögen. (Man vergl. Spanische Poesie.) dd. A. Mnr.

Calmoucks, nennt man ein zuerst in England, vorzüglich in Leeds verfertigtes, locker gewebtes, dickes sehr langhaariges Zeug, dem die Engländer eine sehr schöne Appretur zu geben wissen, und das zu Winter-Oberröcken gebraucht wird. Es wird in den niederländischen, sächsischen und schlesischen Manufakturen mit Erfolg nachgemacht.

Calquiren, durchzeichnen, indem man die Rückseite einer Zeichnung oder eines Kupferstichs mit einer Kreide einreibt, ein weißes Blatt darunter legt und mit einer stumpfen Nadel über die-

jenigen Linien der Zeichnung hinfährt, welche man durchzeichnen will und welche dadurch auf dem untergelegten Papier erscheinen.

† Calvarienberg, die Schädelstätte, der Richtplatz der alten Juden. In katholischen Ländern heißt jede Erhöhung, jede Capelle, wo man ein Kreuz aufgepflanzt hat, und wohin man in der Fastenzeit, zur Feier und Darstellung des Leidens Christi, wallfahrtet, Calvarienberg. Es sind oft wirkliche Berge, zu deren Spitze ein Pfad führt, der von Stelle zu Stelle mit Bildern oder Figuren, kleinen Capellen, Inschriften 2c. besetzt ist, welche die Hauptmomente des Lebens Jesu darstellen bis zur Kreuzigung, welche oben durch 3 wirkliche Kruzifixe, mit dem Heiland und den 2 Schächern, zuweilen auch mit den dazu gehörigen Gruppen, versinnlicht wird.

Calvart (Dionys), ein Maler, geb. zu Antwerpen im J. 1565. Er kam als Landschaftsmaler sehr jung nach Italien, wo er, um Figuren zeichnen zu lernen, die Schule Fontana's und Sabbatini's besuchte, auch an den Arbeiten im Vatican Theil nahm. Nachdem er einige Zeit nach Rafael gezeichnet hatte, eröffnete er eine Schule zu Bologna, aus der hundert sieben und dreißig Meister, und unter diesen Albano, Guido und Dominichino hervorgingen. Die Bologneser betrachten ihn als einen der Wiederhersteller ihrer Schule, besonders in Hinsicht des Colorits. Calvart verstand die Perspective, die Anatomie und die Architektur, aber seine Figuren sind zuweilen unedel und zu kühn gestellt. Er starb 1619 zu Bologna, und dort sind auch seine besten Gemälde. Agostino Carracci und Sadeler haben einen Theil seiner Werke gestochen.

Cambridge, die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft am Fluß Cam, berühmt wegen ihrer jährlichen Messen, noch mehr aber wegen ihrer Universität, welche schon im Jahr 630 gestiftet worden seyn soll, aber erst 1280 ihre jetzige Einrichtung erhielt. Sie hat zwölf Collegia (s. Colleges), unter welchen das Trinity-College das wichtigste ist, und vier Hallen, wo die Studenten unter Aufsicht wohnen. Ihre Privilegien sind bedeutend; sie sendet zwei Deputirte ins Parlament. Sehr beträchtlich sind die Bibliothek und einige andre wissenschaftliche Sammlungen. Die Zahl der Studenten ist gewöhnlich gegen 1500; die Einwohnerzahl aber gegen 11 000.

Cambridge (Adolphus Frederik von England, Herzog von), Graf von Tipperary, Baron von Culloden, Generalstatthalter von Hannover, Kanzler der Universität von St. Andre und Feldmarschall. Er ist geboren den 24. Febr. 1774. Früh schon für den Waffendienst bestimmt, trat er mit dem 16ten Jahre als Fähnrich ein, und bezog bald hernach die Universität Göttingen. Nachdem er sich einen Winter am Hofe Friedrich Wilhelms II. aufgehalten hatte, reiste er nach London zurück (1793), und wurde 1794 nach erlangter Volljährigkeit, zum Obersten und Herzog von Cambridge ernannt, und in die Pairskammer berufen. Bald trat er, wenigstens dem Namen nach, auf die Seite der Opposition unter Fox, bis diese Partei, wegen ihrer revolutionären Gesinnungen verdächtig, sich beinahe auflöste. Er schloß sich nun an die andre dem Pitt entgegengesetzte Partei des Grenville an, bis er 1803 mit einer Armee zur Vertheidigung von Hannover abgesandt wurde. Er konnte auf diesem neuen Posten kein Ansehen gewinnen, und wußte eben so wenig die Hannoveraner zusammenzuhalten. Er hielt es daher bald für das beste, den Oberbefehl an Wallmoden abzutreten und wieder nach England zurückzukehren. Stets heftig gegen Frankreich und beson-

ders gegen Bonaparte eifernd, schwankte er immer zwischen den Parteien des Lord Sidmouth, Grenville und der Opposition, und strebte immer vergebens nach einem Obercommando im Felde — bis die Wiedergewinnung von Hannover ihn zum Generalstatthalter dieses Königreichs erhob. Bis jetzt ist es ihm nicht gelungen, den Wünschen und Hoffnungen dieses Landes ganz zu entsprechen, da er immer noch bei der Constitution dem Adel zu viel Begünstigungen vor den andern Volksklassen zu gestatten scheint. Die Stadt Hannover verdankt ihm durch seine königliche Hofhaltung und durch den Schutz, den er manchen Künsten wie der Schauspielkunst angedeihen läßt, gegenwärtig sehr viel. Er vermählte sich im Jahre 1818 mit einer hessischen Prinzessin.

Cämentation, eine chemische Operation, mittelst der man einen Körper, mit einem Cämentpulver umgeben, in einem eignen Gefäße (Cämentbüchse oder Schmelztiegel) der Wirkung des Feuers aussetzt, wodurch er gewisse Veränderungen erleidet. Die vornehmsten Cämentpulver sind: das Goldcämentpulver, dessen man sich zur Scheidung des Goldes bedient, das Cämentpulver zur Verwandlung des Eisens in Stahl, das Cämentpulver, wodurch man gewissen Gläsern die Eigenschaften des Porzellans mittheilt; endlich das Cämentpulver zur Verwandlung des Kupfers in Messing. — Cäment heißt auch der Mörtel oder Wasserkitt, der zur Verbindung des Mauerwerks im Wasser dient und sich von diesem nicht ablösen läßt. — Cämentkupfer entsteht durch Cäment- oder Kupferwasser, welches aus der Erde quillt oder in Bergwerken von den Seiten der Gruben herverträufelt. Legt man in dieses Wasser Eisen, so lös't es die Eisentheile auf und setzt dafür Kupfertheile an.

Camera clara (helle Kammer), ein vom Opticus Reinthaler erfundenes optisches Instrument, welches den Mängeln der Camera obscura abhilft, und den Vortheil hat, daß der abzubildende Gegenstand nicht von der Sonne beschienen zu werden braucht. Alle Gegenstände bilden sich darin mit großer Bestimmtheit und Schärfe ab, und sie ist bei hellem und trübem Wetter, bei Sonnen- und Mondschein gleich vortheilhaft zu gebrauchen.

Cammer der Gemeinen. Die Cammer der Gemeinen ist in der constitutionellen Monarchie der Mittelpunkt des demokratischen Elements, welches nebst dem monarchischen und aristokratischen eines der drei Grundelemente der Staatsverfassung ist. In England besteht das Haus der Gemeinen aus 653 Mitgliedern, von denen aber selten 400 versammelt sind, da vielen der Aufenthalt in London zu theuer, und da nach der Verfassung schon 40 hinreichen, einen rechtsgültigen Schluß zu machen. Um für eine Stadt gewählt zu werden, muß einer 300 Pfund Sterl. an liegenden Gründen haben. Um für eine Grafschaft gewählt werden zu können, muß man 600 Pfund Sterl. Einkünfte von liegenden Gründen haben. In Frankreich ist das Wahlrecht an den Steuersatz geknüpft. Jeder, der 300 Franken Grund-, Fenster-, Mobiliar- und Patentsteuern bezahlt, ist Wähler, und jeder, der 1000 Fr. bezahlt, kann gewählt werden. Jener sind in Frankreich 100,000. Dieser etwa 17,000. Die Stadt Paris hat 9000 Wähler. Bei den Wahlen im Jahr 1817 waren 7000 in den verschiedenen Sectionen bei den Wahlen gegenwärtig. Ueber die Verhältnisse der Cammer der Gemeinen zu den beiden andern Elementen der Verfassung s. den

Artikel Staatsverfassung, wo hierüber ausführlich gehandelt worden.

Cammerknechte, kaiserliche, heißt so viel als kaiserliche Leibeigene. So nannte man im Mittelalter die Juden. Dem christlichen Pöbel verhaßt, als Feinde Gottes, Zauberer und geheime Ursachen aller Landplagen betrachtet, waren sie es gewöhnlich, gegen welche sich die, durch irgend einen Anlaß entzündete, fanatische Wuth kehrte; eine allgemeine Judenermordung hielt man für so verdienstlich, als einen Kreuzzug. Der Kaiser, der ein Kopfgeld von ihnen zog und dem ihre stets gefüllten Cassen (denn sie waren bis zum 12ten Jahrhunderte im fast alleinigen Besitze des Handels) eine unentbehrliche Zuflucht waren, erklärte sie daher für seine Knechte und Schützlinge. S. den Art. Juden.

Campagna di Roma nennt man den Landstrich Italiens, der den größten Theil des alten Latiums umfaßt. Nördlich gränzt er an Sabina und die Wälder des alten Hetruriens, westlich und südlich an Abruzzo und Terra di Lavoro, und östlich an das mittelländische Meer; er ist ungefähr 15 deutsche Meilen breit und 30 lang. Gewöhnlich versteht man unter Campagna di Roma die wüste Ebene, welche bei Ronciglione oder gar schon bei Viterbo anfängt, und sich mit Inbegriff der pontinischen Sümpfe (s. d. Art.) bis Terracina erstreckt, in deren Mitte, selbst halb verödet, die alte Hauptstadt der Welt liegt. Der Boden dieser Gegend ist fast durchaus vulkanisch und hat nur wenig Erhöhungen, die fast wie Meereswellen aussehen oder sich mit Blasen, von der Gewalt unterirdischen Feuers in die Höhe getrieben, vergleichen lassen. Alle diese Hügel sind voll von Höhlen und Grotten, die Hirten und Räubern als Zufluchtsorte dienen. Die höchsten Spitzen der Campagna sind drei Meilen südlich von Rom die Berge von Albano, und unter diesen ist der waldbewachsene Monte Cavo mit dem herrlich gelegenen Kloster der Passionisten der hervorragendste. Seine Füße umgibt eine Kette minder hoher Berge, auf welchen die Orte Compiti, Colonna, Frascati, Rocca di Papa, Marino, Castel Gandolfo, Albano, Larriccia, Gensano und Citta Lavigna größtentheils sehr malerisch vertheilt sind. Vier Meilen nordöstlich von Rom erhebt sich in der Campagna, mit stufenartigen Absätzen, der einsam stehende Berg Soracte, jetzt durch eine sonderbare Namensverstümmelung San Oreste genannt; ein Heiliger, von dem die katholische Kirche nichts weiß. Ebenfalls nördlich von Rom, aber nur eine halbe Stunde entfernt, liegt eine dritte Höhe der Campagna, der Monte Mario mit der Villa Millini, aus welcher man die köstlichste Aussicht über Rom und dessen Umgebung genießt. Die Seen der Campagna sind offenbar ehemals Krater feuerspeiender Berge gewesen. So liegt der See Regillus (oberhalb Frascati's) in der Tiefe eines umgekehrten Kegels harter schwarzer Lava, welcher 40 bis 60 Fuß hoch ist und nackte wilde Felsen bildet. Die Krater von Albano und Nemi, welche 4 bis 500 Fuß höher als der Regillus liegen, haben eine sehr regelmäßige Kegelform und sind so hoch, daß man eine halbe Stunde braucht, um von den Seen bis an den Rand des Kegels zu gelangen. Höchst merkwürdig ist der Albanersee überdies durch seinen Ableitungskanal oder Emissar, eins der ältesten und trefflichsten Römerwerke, welches dem Wasser des Sees einen Abfluß jenseits der Berge verschafft. Während der Belagerung von Veji

war der See so hoch angeschwollen, daß er sein hohes Ufer zu übersteigen und sogar Rom zu überschwemmen drohte. Auf den Ausspruch des delphischen Orakels, daß die Eroberung Veji's nicht eher möglich sey, bis man dem See eine Ableitung gegeben, wurde im Jahr 393 v. Chr. binnen Jahresfrist der Canal, dessen Länge über eine halbe Stunde beträgt, durch die vulkanischen Felsen gehauen, und auf diese Weise das Wasser in die Ebene dem Meere zugeleitet. Noch heute erfüllt das Werk seine Bestimmung und hat in der ganzen Zeit nicht der mindesten Ausbesserung bedurft. Die Kessel beider Seen bestehen aus Lava, welche wie alle in der Campagna vorkommende Lava sich äußerst hart zeigt. Auch Schwefelquellen kommen häufig vor, besonders zwischen Rom und Tivoli, wo das Wasser fast siedendheiß aus der Erde quillt und den See der Solfatara bildet. Laub, Reiser und andere Vegetabilien, die in denselben hinein gerathen, werden bald von einer kalkartigen Masse überzogen und zu Körpern verdichtet, die auf dem Wasser sich hin und her bewegen, ja öfters Menschen tragen und schwimmende Inseln (Isole natanti) genannt werden. Der aus diesem See entspringende kleine Fluß (die Albula der Alten) besitzt dieselbe Eigenschaft und stößt Rauch und Schwefeldämpfe aus, bis er in den Teverone (Anio) fällt. Von den Alten wurde sein Wasser als vorzüglich heilkräftig geschätzt; neben dem See standen die Thermen des M. Agrippa, deren Spuren noch vorhanden sind. Der Boden der Campagna ist im Allgemeinen trocken, aber fruchtbar, besonders an feuchten Stellen. Indessen wird sein Anbau fast gänzlich vernachlässigt, und daher gleicht die Gegend um Rom weit und breit einer menschenleeren Wüste. Das Gemüth des Reisenden wird hier durch sehr düstere Eindrücke auf die Königin der Städte vorbereitet, deren höchste Kuppel bald hinter Baccano den sehnsüchtigen Blicken erscheint und zu ernsten Betrachtungen auf die Grabmahle der Vorzeit winkt! Nur bei Monterosi stehen noch immergrüne Eichen in Menge; von hier bis an die Albaner Berge sieht man sehr selten einen Baum. Alle Bemühungen der Franzosen, durch Anpflanzung von Bäumen die ungesunde Luft in diesen Gegenden zu verbessern, sind gescheitert. (I. F. Koreff de regionibus Italiae aëre pernicioso contaminatis, Berol. 1817.) Man hatte 60,000 Bäume kommen lassen, die Campagna damit bepflanzt und jeden einzelnen durch eine Umzäunung von Dornen gegen die Beschädigungen der Viehheerden zu schützen gesucht; sie hatten aber fast alle eben so wenig Fortgang, als die Lorbeeren, welche die Franzosen auf dem Capitol anbauen wollten! Dörfer und Flecken gibt es in der Campagna nicht; hie und da trifft man einzelne jämmerliche Hütten, an die Trümmer irgend eines alten Thurmes oder Tempels gelehnt, und aus den Bruchstücken dieser alten Gebäude zusammengestoppelt, die man dort Casali nennt. Sie werden aber nicht bewohnt; denn in der Mitte des Sommers, wenn bösartige Fieber die Campagna so gefährlich machen, sind die unglücklichen Landleute genöthigt, in die benachbarten Städtchen oder nach Rom zu flüchten, wo sie unter den Säulenhallen der Kirchen und Paläste ein Nachtlager suchen. Verweilen sie zu lange im Felde, so unterliegen sie den Fiebern, und die große Menge von Kranken, welche während der Monate Julius, August und September die römischen Spitäler anfüllt, besteht meistens aus Bewohnern der Campagna. Außer den Casal zeigen sich in der Capagna noch unzählige Ruinen von Tempeln

Rennbahnen, Grabmahlen (vorzüglich auf der Via Appia), und die langen Reihen zerstörter oder noch erhaltener Wasserleitungen, deren Bogenpfeiler Epheu und anderes Gesträuch malerisch umrankt. Im Winter weiden Schafherden in diesen Einöden; während des Sommers, wenn Trockenheit des Bodens und die Gefahr des Fiebers droht, werden sie auf die Apenninen getrieben; wilde Rinderheerden bleiben das ganze Jahr hindurch in der Campagna. Die Hirten derselben werden aber auch bald ein Raub des Todes, oder verfallen in ein Siechthum, welches allmählig ihrem elenden Leben ein Ende macht. Sie stammen meistens aus dem Gebirge und verdingen sich für geringen Lohn an die Eigenthümer der Heerde, mit welcher sie ein Nomadenleben führen. Die eigentliche Viehzucht ist völlig vernachlässigt; Bonstetten sah zu Torre Paterno, kaum vier Meilen von Rom, eine Heerde von einigen hundert Kühen, deren Besitzer es nicht der Mühe werth hielt, sie zu melken, obschon die Milch in Rom so theuer als in andern großen Städten ist. (Voyages sur la scène des six derniers livres de l'Enéide, Genève, 1805.) Das Aussehen der Hirten läßt den staunenden Wanderer eher an die Steppen der Tatarei als an die Nähe Roms denken. Es begegnet oft genug, daß man Schäfer, ganz in Felle gekleidet, mit blutigen Händen aus einer der unzähligen Höhlen treten sieht, worin sie eben ein Lamm geschlachtet haben. Die Rinderhirten sind beritten und mit großen Lanzen bewaffnet, womit sie ihre wilden Thiere sehr geschickt im Zaume zu halten wissen. Nicht unähnlich den Kosacken sieht man sie öfters in Rom erscheinen, wo alles ängstlich von den Straßen weicht, sobald eine Heerde von Rindern oder gar Büffeln durchgetrieben wird. Der Feldbau ist durchaus schlecht; überhaupt wird kaum der neunte Theil der Campagna angebaut, alles übrige dient zur Weide. Man nimmt so wenig Rücksicht auf die Beschaffenheit des Bodens, daß man in fruchtbarem und fetten Lande Wein baut statt Korn, Getraide hingegen in Weinland pflanzt. Gleich nach der Erndte, also in des heißesten Zeit des Sommers, brennt man die Stoppeln ab, deren Asche fast die einzige Düngung abgibt, welche man anwendet. Auch läßt man wohl zu diesem Zwecke einen ganzen Winter hindurch Schafe auf dem Acker einpferchen, welchen man im Frühjahre bestellen will. Da das Getraide hoch empor wächst, so bücken sich die Mäher nicht bei der Erndte, sondern schneiden die Halme etwa anderthalb Fuß unter den Aehren ab; die Stoppeln bleiben also zwei bis drei Fuß hoch zurück. Sind diese abgebrannt, so findet man auf dem Felde eine große Menge verbrannter Schlangen, und andre, die dem Feuer zu entfliehen versuchten, auf den staubigen Landstraßen getödtet. Eben diese traurige Wüstenei gewährte zu den Zeiten der alten Römer ein lachendes Bild der Fülle, Macht und Fruchtbarkeit. Saatfelder, Haine, Villen, Monumente wechselten reizend mit einander ab, und nach den Versicherungen eines Strabo, Varro und Plinius, herrschte hier die gesundeste Luft, einige sumpfige Landstriche an den Küsten ausgenommen. Woher nun diese unselige immer weiter greifende Verderbniß des Clima's? Sie entstand bereits im sechsten Jahrhundert, angeblich nach großen Ueberschwemmungen der Tiber. Allein noch jetzt finden diese zuweilen statt, ohne das Uebel zu vermehren; dagegen ist in der heißen und trockenen Jahreszeit die ungesunde Luft, jene in Italien so berüchtigte *Aria cattiva*, am furchtbarsten. Wahrscheinlicher ist es, daß sie durch die Verheerungen, welche Rom

und sein Gebiet in den Zeiten der Völkerwanderung heimsuchten und entvölkerten, begründet wurde. Der Feldbau gerieth in Verfall, weil es an Menschen fehlte; ausgetretenes Wasser wurde stockend und erzeugte Sümpfe, weil man ihm keinen Abfluß verschaffte; Leichen von Menschen und Thieren, die man nicht begrub, verpesteten die Luft. Was menschlicher Kunstfleiß der Natur abverdient hatte, fiel ihr wieder anheim, und seit Jahrhunderten in ihrem, sich immer feindseliger gestaltenden Wirken nicht unterbrochen, scheint sie durch eine langsame, aber unaufhaltsame Zerstörung des Menschen und seiner Werke in dem begünstigten Lande der Welt für alle Vernachlässigung sich rächen zu wollen. Daher sind alle, und selbst die kräftigsten Maaßregeln, den Zustand der Campagna und die Schädlichkeit des Clima's zu verbessern, bis auf diese Stunde vergeblich geblieben, und selbst die Strenge der Regierung ist nicht im Stande, den gröbsten Mißbräuchen, die wir geschildert, abzuhelfen, weil ihr noch zwei andere mächtige Feinde, Vorurtheil und Trägheit des Volkes, im Wege sind. So schreitet das Verderben immer weiter; ganze Gegenden Roms, welche die Aria cattiva verpestet, sind bereits im Sommer öde und verlassen, und eben diese Luft, in deren süßem Schmeichelwehen Niemand Verrath und Tücke ahnen sollte, droht nach und nach sich in den vollen Besitz der sieben Hügel zu setzen, und Rom aus Rom zu verdrängen. F — r.

Campan (Madame de), die Vorsteherin eines der berühmtesten weiblichen Erziehungsinstitute in der Nähe von Paris. Sie war früher Kammerfrau bei der Königin Marie Antoinette, deren volles Vertrauen sie genoß. Nach deren Tode errichtete sie zu St. Germain en Laye eine Erziehungsanstalt, wo ihr die vornehmsten Häuser Kinder anvertrauten. Unter ihren Zöglingen waren z. B. Bonaparte's jüngste Schwestern, die Exkönigin von Neapel und die Exkönigin von Holland. Der Kaiser ernannte sie bald zur Oberaufseherin des Erziehungshauses der Waisen der Ehrenlegion zu Ecouen. — Sie erwarb sich bedeutendes Vermögen, war aber dabei nebenher der verläumderischen Nachrede ausgesetzt, als liefere sie ihre Zöglinge in die Arme der Häupter der Zeit. 1814 wurde sie abgesetzt und jene Gerüchte wurden in Broschüren rc., und durch eine scandalöse Anklage eines gewissen Ravel zur offenen Kunde gebracht, aber ohne daß sie hätten erwiesen werden können. Sie ist eine Tante der Gemahlin des weiland Marschalls Ney.

Campbell I. (Thomas), ein berühmter englischer Dichter, geb. 1777 zu Glasgow, wo er auch seine Sudien begann. Von dieser Universität zog er nach Edinburg, und gab schon 1799 hier sein erstes Gedicht in 2 Gesängen „die Freuden der Hoffnung" heraus, welches die größten Erwartungen von ihm erregte, seine classische Bildung beurkundete, und selbst festere philosophische und politische Ansichten in ihm bewährte. Durch einige Artikel in mehrern Journalen, welche für Lord Grenville eifrig sprechen, erwarb er sich dessen Gunst und eine Pension, die er noch jetzt genießt. 1800 machte er eine Reise nach Deutschland, kehrte 1803 zurück, verheirathete sich und ließ sich in Sydenham nieder. 1803 erschien von ihm, aber ohne Namen: Annalen von Großbritannien, von der Thronbesteigung Georgs III. bis zum Frieden von Amiens, 3 Bände. 8. — 1809 erschien wieder von ihm: Gertrude von Wyoming, eine pensylvanische Geschichte, mit einem Anhang andrer Gedichte, wor-

unter sich die Schlachten im Baltischen Meere, von Lochiel und Hohenlinden und ein Ruf an die brittischen Seeleute auszeichnen, und im Munde des Volks fortleben. — Finden sich hierin auch weniger auffallend glänzende Züge, so entfalten sich dagegen ganz eigne Reize in Beschreibungen aus dem Gebiete süßer und zarter Gefühle, und in Contrasten der Züge aus dem goldenen Zeitalter mit dem trübseligen Zustande unserer Zeit. So sehr ihm auch erhabne und pathetische Schilderungen gelingen, so geräth er darin doch oft durch eine gesuchte Energie und Kürze ins Dunkle. Von allen englischen Dichtern scheint er am meisten mit Spencer und Thomson verwandt zu seyn. — II. Campbell, Fregatten-Capitain, erhielt allein dadurch in der Geschichte einen Namen, daß er 1815, vor der Insel Elba stationirt, den Kaiser Napoleon nach Frankreich entwischen ließ, wodurch von neuem ganz Europa in Krieg verwickelt ward. Er wurde auch deßfalls angeklagt, aber durch Lord Castlereagh's Bemühungen frei gesprochen. Das Dunkel, welches über dieser ganzen Geschichte herrscht, muß erst die Zukunft aufklären.

Campidoglio, Capitol. (S. d. Art.)

Canaan, s. Palästina.

Canariensect ist ein weißer, süßer, angenehmer und starker Wein, der von den canarischen Inseln nach Europa kommt. Der von Teneriffa ist der beste. Man unterscheidet drei Sorten: Malvasier, Canariensect, Palmensect.

* Canarische Inseln, eine Gruppe von Eilanden, die an der westlichen Küste von Afrika, ungefähr 18 Meilen entfernt vom Lande, liegen. Canaria, Teneriffa, Ferro, Palma, Fortaventura, Lancerota und Gomera sind die Namen der Hauptinseln, außer einigen unbedeutenden. Vom 29sten bis jenseits des 28sten Grades nördlicher Breite erstrecken sie sich von Osten nach Westen, und haben ein so herrliches Clima und einen so herrlichen Boden, daß der Name der glücklichen Inseln, der ihnen von den Alten beigelegt wurde, wohl gerechtfertigt werden kann. Ueber ihre ältere Geschichte wissen wir wenig. So viel ist indessen gewiß, daß Juba II, König beider Mauritanien, diese Inseln zuerst genauer beschrieben. Von Julius Cäsar im Triumphe aufgeführt, nachdem sein Vater besiegt war, ward er in allen Künsten und Wissenschaften der Römer unterrichtet, und bildete sich zu einem der gelehrtesten Fürsten, die es je gegeben. Seine Beschreibung dieser Inseln hatte Plinius vor Augen. Juba hatte die eigentlichen Canarien fortunatas, Madera hingegen und Puertosanto purpureas genannt. Die Insel Ferro kommt bei ihm unter dem Namen Ombrios vor, und er erzählt schon interessante Merkwürdigkeiten aus der Naturgeschichte jener Eilande. Der Verlust dieser Schrift des mauritanischen Königs ist um so mehr zu bedauern, da wir gewiß hoffen könnten, Nachrichten von jener alten räthselhaften Völkerschaft darin zu finden, welche ehedem diese Inseln bewohnte. Diese Völker verstanden die Kunst, die Leichen einzubalsamiren, und näheten sie dann in Ziegenhäute, worauf sie in Särge, aus einem Stück Holz gemacht, gelegt, und in Grotten beigesetzt wurden. Diese Mumien werden noch heut zu Tage gefunden. Sie riechen angenehm, aber wenn man sie aus ihren Ziegenhäuten herausnimmt, zerfallen sie in Staub. Diese frühern Bewohner der canarischen Inseln hießen Guanchen: die Spanier erzählen wunderbare Dinge von der Cultur dieser Völker, von

ihrer Achtung des weiblichen Geschlechts, von ihren reinen Sitten und von ihrer aristokratischen Verfassung. Die Sprache dieser Völker stimmte zwar einigermaßen mit der überein, welche die Völker des benachbarten festen Landes reden: indessen wissen wir zu wenig von ihr, als daß man von ihr urtheilen könnte. Im 14ten Jahrhundert eroberten die Spanier, von den Mauren gedrängt, diese Inseln, und man findet sie schon in der alten Landcharte, die Andreas Bianco in Venedig 1436 verfertigte, genau angegeben. Indessen scheinen die Spanier diese Besitzungen nicht so geachtet zu haben, als sie es wohl verdienten. Denn der berühmte Infant von Portugal, Heinrich Navigator, ließ sie im Jahre 1456 in Besitz nehmen, und verfolgte von da aus die Entdeckungen bis nach der Küste von Guinea. Jetzt sind diese Inseln fast von lauter Spaniern und nur wenigen Portugiesen bevölkert. Teneriffa, als die größte (73 Q. M.) hat 70,000, Canaria 50,000, Palma 22,600, und die übrigen weit weniger Einwohner: doch kommt die Summe von 180,000 heraus. Teneriffa ist besonders ausgezeichnet durch einen Vulcan, den man Pic nennt, und der sich zu einer Höhe von 13.206 Fuß erhebt. Er ist schwerer zu besteigen als irgend ein anderer Berg von gleicher Höhe, theils wegen seiner Steilheit, und theils weil die Spitze ganz mit Bimstein und vulkanischer Asche bedeckt ist. Rings um den Krater, der genau auf der Spitze sich befindet, ist ein so schmaler kreisförmiger Wall von Lava, daß man kaum Platz zum Sitzen hat. Natürlich sieht man von der Spitze dieses Colosses die Insel, die seine Grundlage ist, mit allen ihren lieblichen Landschaften auf das deutlichste zu seinen Füßen, weil die Luft in jenen Breiten viel durchsichtiger ist, als bei uns. Man sieht aber auch die übrigen Inseln, das Meer in unermeßlicher Ferne, und selbst die Küsten Afrika's, mit ihren unendlichen Waldungen und jenseits derselben die Spuren der traurigen Sandwüsten. Die Hauptstadt von Teneriffa ist Santa Cruz, auf der östlichen Seite der Insel, mit einem trefflichen Hafen, worin die englischen Schiffe häufig anlegen, um Lebensmittel und frisches Wasser einzunehmen. Doch muß man jene, wegen Unfruchtbarkeit des benachbarten Bodens, größtentheils aus Canaria entlehnen. Die Stadt hat eine Bevölkerung von 8000 Seelen. Noch ist eine andere Stadt Laguna, die volkreicher und weit schöner gelegen ist, als Santa Cruz. Canaria ist wenig untersucht; die Insel ist indeß fruchtbarer als Teneriffa. Die Hauptstadt heißt Palmenstadt, hat 9000 Einwohner, und ist der Sitz der obersten geistlichen Behörden der Inseln. Das vorzüglichste Erzeugniß dieser Eilande ist Wein; man rechnet, daß jährlich ungefähr 25,000 Ohm ausgeführt werden. Der Wein geht meistens nach Amerika und England. Auch Weingeist, rohe Seide, Soda und Früchte werden ausgeführt. Der Betrag der Ausfuhr beläuft sich auf 242,000 Piaster. Sie sind das Vaterland der

Canarienvögel, zum Finkengeschlechte gehörend, ursprünglich mit weißlich gelbem Gefieder und grünlichem Schwanz und Schwungfedern, welche Farbe durch Vermischung mit Stieglitzen, Hänflingen und Zeisigen aber viele Abänderungen leidet (fringilla canaria L.). Diese Vögel sind erst seit dem 15ten Jahrhundert in Europa bekannt. Jetzt werden insbesondere aus Tyrol, dem Schwarzwalde u. s. w. eine Menge dieser Vögel durch eigene Träger nach England, Rußland und insbesondere nach Constantinopel gebracht.

Canaster, s. Tabak.

Candirte Sachen heißen mit geläutertem und abgeklärten Zucker überzogene Früchte, Blüthen, Gewürze, Wurzeln u. s. w. In Italien und dem südlichen Frankreich sind sie ein Gegenstand des größern Handels und der Ausfuhr. In Genua sind z. B. die daselbst candirten Citronate, kleinen grünen Pomeranzen u. s. w. wegen ihrer Vortrefflichkeit berühmt. In Frankreich liefern Montpellier, Tours und Nancy die schönsten candirten Früchte. — **Candis** ist der bekannte Zucker in großen Cristallen, welcher in scharfkantigen Stücken bricht. Man läßt, um ihn zu erhalten, den Zuckersaft in kupfernen Gefäßen an Zwirnsfäden cristallisiren. An diesen Fäden bilden sich die **feinsten Cristalle**, die gröbern schießen an den Seiten und an dem Boden der Gefäße an.

Cannibalen, Cannibaleninseln, s. **Antillen.**

† **Canonen. Canonenkeller,** soviel als **Casematten** (s. d. A.). **Canonenschlag** ist, bei Lustfeuerwerken, ein Zünder, der mit allerlei Feuerwerk in eine Canone geladen wird. **Canonenuhr** ist eine von einem gewissen **Rousseau** erfundene und auf dem Dache eines der Flügel des Palais-Royal in Paris angebrachte Vorrichtung, vermöge welcher bei heiterm Himmel in dem Augenblick, wo die Sonne culminirt, eine Canone abgefeuert wird. Dies geschieht vermittelst eines Brennglases, das über dem Zündloch der Canone so angebracht ist, daß die Sonnenstralen gerade im Augenblicke der Culmination concentrirt auf das Zündkraut fallen. Das Brennglas wird zu diesem Zwecke monatlich gestellt.

Canonische Bücher, s. **Apocryphische Bücher** und **Canon.**

* **Canova** (Ritter Antonio), ist der dritte Bildhauer, der in neuerer Zeit eine Epoche für seine Kunst gründete. Michel-Angelo Buonarotti war der erste, Bernini, der zweite. Canova kann als Wiedererwecker des reinen Schönheitssinnes und des lieblich reizenden Styls anerkannt werden, so wie als Stifter einer neuen Schule in Ansehung der weichen, zarten Ausführung und vortrefflichen Behandlung des Marmors. Canova wurde in Possagno, einem zum Kirchensprengel von Trevigi gehörigen Dorfe des Nobile Falieri, im J. 1757 geboren. Schon früh äußerte sich die künstlerische Neigung des Knaben zum Modelliren; in seinem 12. Jahre formte er, bei Gelegenheit eines glänzenden Gastmahles, welches der Nobile Falieri gab, in dessen Küche einen Löwen von Butter zum Aufsatz für die Tafel. Doppelt merkwürdig bleibt dieß, da der große Künstler immer eine Vorliebe für Löwen behielt und sie besonders meisterhaft bildete, und da sein entschiedener Sinn für das Weiche und Mürbe ihn zu der Wahl jenes ersten Stoffes geleitet zu haben scheint. Die Edleren Falieri, Vater und Sohn, nahmen sich, durch diesen Vorfall erweckt, seiner an, und thaten ihn zu einem Bildhauer in Bassano in die Lehre, wo er sich handwerksmäßig übte. Die erste eigene Arbeit Canova's, in seinem 17. Jahre, war eine Eurydice in weichem Marmor in halber Lebensgröße. Er wurde nun auf die Kunstakademie nach Venedig geschickt, wo sein eigentliches Kunststudium erst begann. Er gewann mehrere Preise, und verfertigte eine Gruppe von Apoll und Daphne, einen Aesculap, einen Orpheus und einen jungen, die Schlangen erwürgenden Herkules. Diese Uebungsstücke erregten Erwartungen, die er später weit übertraf. Die erste Arbeit, die ihm aufgetragen wurde, war die Statue des Marchese Poleni, in Lebensgröße, für Padua. Im 21. Jahre vollendete er die Gruppe

Dädalus und Ikarus in Lebensgröße in carrarischem Marmor; sie ist merkwürdig als ein Denkmal so früher Jugendzeit, aber sie hat noch keine Spur von Form und Styl, und ist dürftig treue Nachbildung gemeiner Natur. Indeß beschloß der Senat von Venedig ihn mit einem Jahrgehalt von 300 Ducati nach Rom zu senden, wohin er Ende 1779 mit dem venetianischen Gesandten Zuliani abreisete. Hier begann eine neue Epoche seines Studiums. Die erste Frucht derselben war ein Apollo, der sich eine Lorbeerkrone aufsetzt, drei Palmen hoch in Marmor; er ist noch schwach und charakterlos, doch verließ der Künstler dabei schon die Nachahmung der gemeinen Modellnatur, und diese Statue ist als sein Uebergang zum Idealischen zu betrachten. Eine Gruppe in Lebensgröße, Theseus auf dem erschlagenen Minotaur sitzend, war das erste große Werk, womit sich Canova 1783 in Rom bekannt machte. Es gehört jetzt noch zu den vorzüglichsten seiner Werke. Theseus hat Heldencharakter und die Formen zeigen Studium und Styl der Antike. Es wurde mit ungetheiltem Beifall aufgenommen, und Graf Fries in Wien kaufte es. 1783 wurde Canova die Verfertigung eines Monumentes für den Papst Clemens XIV. Ganganelli, in der Kirche degli Apostoli aufgetragen. Er blieb bei dem Herkömmlichen und verbesserte nur den durch Bernini's Schule ganz gesunkenen Geschmack. Das Monument bildet eine Pyramidalgruppe, die Mäßigung und die Sanftmuth trauern am Sarkophag des Papstes, der über demselben in sitzender Stellung segnend abgebildet ist. Canova bildete zunächst eine Gruppe von Amor und Psyche, worin er zuerst seinen ganz eigenen Weg betrat, der sich entschieden zum Reizenden und Lieblichen neigt. Die Gestalten sind ungemein zart und anmuthig, doch sucht man vergebens eine Ansicht, von wo man beider Physiognomien zugleich erblicken könnte; überdies ragen Amors Flügel auf eine mißfällige Art über die, zu viele Durchsichten darbietende, Gruppe hervor. Das Portrait des jungen Prinzen Czartorisky als Liebesgott fällt in diese Zeit. Ein zweites öffentliches Monument wurde Canova von seinem Gönner, dem Prinzen Rezzonico, aufgetragen, nämlich das Grabmal des Papstes Clemens XIII. in der Peterskirche. Seit 1792 ist es daselbst aufgestellt, und zeichnet sich durch kolossale Größe und einfachen Styl aus. Rafael Morghen lieferte einen schönen Kupferstich von diesem Monument. Der Figur der Religion wirft man etwas geistlos Starres vor, die langen Strahlen, das ungeheure Kreuz und die kleinlichen Falten des Untergewandes geben ihr ein geschmackloses Ansehen, der Genius hat mehr schmeichelnden Reiz, als tiefe Bedeutung. Doch nahm der Ruhm des Künstlers immer zu. Er errichtete in des venetianischen Gesandten Palast eine Schule zum Besten der jungen Venetianer. Seine nächsten Arbeiten waren ein stehender geflügelter Amor; eine Wiederholung der Gruppe Amor und Psyche; eine stehende Gruppe, Venus und Adonis, wo der Adon besonders schön ist, für den Marchese Berio in Neapel; ein Denkmal des venetianischen Admirals und Ritters Emo, für die Republik Venedig; dies ist eine Zusammensetzung von runder und erhobener Arbeit. Fern bildete Canova eine sehr liebliche Psyche, stehend, halbbekleidet, mit den Fingern der Rechten einen Schmetterling an den Flügeln haltend auf der offenen linken Hand, und ihn mit ruhig heiterer Miene betrachtend. Außerdem bildete Canova in dieser Zeit viele Basrelifs, meist Scenen aus dem Leben des Sokrates, aus dem Homer und der alten Fabel und Geschichte. Nur eines, das vorzüg-

lichste derselben, die Stadt Padua als weibliche Figur in sitzender Stellung, führte Canova in Marmor aus. Diese Basreliefs gehören indeß nicht zu seinen besten Werken. Eine büßende Magdalena in natürlicher Größe gehört zu den Marmorwerken, in denen der Künstler das Verschmolzene und Mürbe am weitesten getrieben hat. Der erschlaffende Affekt der Reue ist sprechend ausgedrückt. Fröhlichere Empfindungen weckt das liebliche Bild einer Hebe. Hier ist der Künstler in seiner Sphäre des Gefälligen und Reizenden. In leichter lebendiger Bewegung schwebt die holde Jugendgöttin auf einer Base von Wolken; mit aufgehobener Rechten gießt sie aus einem Gefäß Nektar in eine Schale, die sie in der Linken hält. Beide Gefäße, so wie Hebens Stirnbinde und der Saum ihres Gürtels sind vergoldet, unser Künstler liebt die Verschiedenheit des Stoffes und strebt oft darnach mit dem Marmor zu malen. Er wiederholte diese und die vorigen Statuen. Jetzt wünschte er sein Talent im Tragischen zu versuchen und bildete den rasenden Herkules, der den Lichas ins Meer schleudert. Die Gruppe ist colossal und der Herkules noch etwas größer als der farnesische, macht aber einen widrigen, mit Schönheit unverträglichen Eindruck, welcher beweist, daß diese Gattung nicht zum Beruf unsers Künstlers gehört. Weit gelungener ist Canova's Darstellung der beiden Faustkämpfer, Kreugas und Damorenos. Eine stehende Gruppe des Amor und der Psyche, welche auch öfters wiederholt ist, wurde Canova's Triumph. Der Psyche mit dem Schmetterling ist hier ein Amor zugesellt und beide sind zu der reizendsten Gruppe verbunden. Ein Palamedes wurde später von Canova in Marmor ausgeführt, doch der ausgetretene Tiberstrom, der im Winter 1805 in des Künstlers Werkstatt drang, machte die Bretter, auf denen diese Statue stand, unbemerkt mürbe, und sie stürzte dadurch um und zertrümmerte. In den Jahren 1796 u. 97 verfertigte Canova das Modell zu dem berühmten Monument für die verstorbene Erzherzogin Christina von Oesterreich, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, welches im Jahr 1805 von dem Künstler selbst in der Augustinerkirche in Wien aufgestellt wurde. Dieß herrliche Werk ist oft ausführlich beschrieben worden. Die Erfindung desselben ist originell und zum erstenmal wagte es hier der große Künstler, die Bahn des Herkömmlichen bei solchen Denkmalen zu verlassen. Früher schon hatte Canova eine ähnliche Idee in einer Zeichnung entworfen, weil er die Aussicht hatte, ein Monument für Tizian auf Kosten der Republik Venedig zu verfertigen. Dieser Entwurf zeigt gleichfalls eine Pyramide, in deren Mitte sich der Eingang der Gruft öffnet; der Genius der Kunst trägt die Urne mit der Asche des großen Künstlers in die Gruft, die drei Schwesterkünste: Malerei, Plastik und Baukunst folgen ihm; auf dem Architrav des Einganges sollte das einzige Wort: Titiano, stehen. Die Kriegsstürme hinderten die Ausführung dieser Idee, einer der schönsten, klarsten und einfachsten in dieser Art. Nicht lange nach der großen Arbeit jenes, aus acht runden und drei erhobenen Figuren bestehenden, Monuments, gegen das Ende des Jahres 1797, bildete Canova das colossale Modell zu einer Statue des Königs von Neapel, eine seiner schönsten Arbeiten. Es war bei der ausbrechenden Revolution in großer Gefahr, dem bilderstürmenden Jacobinismus zu erliegen, doch die lieblichen Psychen, Heben und Amors sänftigten die rohe Volkswuth, sie allein schützten damals ihres Meisters Werkstatt, und der königliche Coloß verbarg sich in ei-

nem der hintern Studiensäle. Diese Statue, die 15 Palmen Höhe hat, wurde 1803 in Marmor ausgeführt. Während der Revolution, in den Jahren 1798 und 99, verließ Canova Rom und begleitete den Senator Prinzen Rezzonico auf einer Reise durch Deutschland. Nach seiner Rückkehr nach Italien, hielt sich der edle Künstler einige Zeit im Venetianischen auf, und malte für die Kirche seines Geburtsorts Possagno ein Altarblatt, auf welchem der todte Christ, die Marien, Nicodemus und Joseph, und oben Gott Vater in einer Glorie abgebildet sind. Nach seiner Ankunft in Rom verfertigte er seinen Perseus mit dem Haupt der Medusa, der während der Zeit, wo der Apollo von Belvedere aus Italien entführt war, auf dessen Platz und Fußgestelle im Cortile di Belvedere des Museo Pio Clementino stand. Diese Statue erhöhte und verbreitete Canova's Ruhm mehr, als alle vorgehende Werke. Dieser Perseus ist ohne Einheit und bestimmten Charakter, eine Nachahmung des Apollo ohne tiefere Bedeutung; man glaubt nicht eine, sondern viele Statuen gesehen zu haben, wenn man ihn verläßt. Aber von ungemeiner Schönheit sind alle einzelnen Theile desselben, in den Formen sowohl als in der ganzen meisterhaften zarten Bearbeitung. Dieser magische Reiz der Vollendung in dem blendend reinen Stoff fesselt Augen und Sinne, und läßt die strengern Kunstfoderungen von vielen vergessen. Weit weniger gelungen ist der in gleicher Größe gearbeitete Mars pacifer. Im Jahr 1802 wurde Canova vom Papst Pius VII. durch ein Diplom zum Oberaufseher aller römischen Kunstsachen und aller Kunstunternehmungen im ganzen Kirchenstaat ernannt, und zum Ritter des goldenen Spornes erhoben. In demselben Jahre wurde er von Bonaparte nach Paris berufen, um das Modell zu einer colossalen Bildsäule desselben zu machen. Im Anfange des Jahres 1803 sah man das Modell dieser Büste, und später auch das der colossalen Statue in der Werkstatt des Künstlers. Es ist unmöglich, ein Portrait charaktervoller aufzufassen, und es zugleich reiner im antiken Heldensinn zu idealisiren. Es ist in einem wahrhaft großen und edeln Styl behandelt, auch der Wurf der Haare ist vortrefflich. Es gibt in dieser Art nichts Gelungeneres, als diese Büste. Die Figur dieser Colossalstatue ist bei weitem nicht so trefflich. Spätere Werke des fleißigen Künstlers sind: eine Copie der Mediceischen Venus, eine dem Bad entstiegene Venus, eine Portraitstatue, halb nackt auf dem Ruhebett liegend, die Büste Papst Pius des VII., die Büste Kaisers Franz II., ein Monument für den verstorbenen Kupferstecher Volpato, die colossale Gruppe des Theseus, der den Centauren erlegt, welche die früheren Werke im Heldencharakter weit übertrifft; Alfieri's Monument, für die Gräfin Stollberg in Florenz und daselbst aufgestellt, woran man die weinende Italia, eine Colossalstatue in Marmor, besonders bewundert; die aus dem Bade steigenden Charitinnen; das Monument der Gräfin S. Croce, ein großes Basrelief in Marmor; eine Venus, eine Tänzerin, mit fast durchsichtigem Gewand, die Portraitstatue der Gemahlin Lucian Bonaparte's, mit der Lyra im Arm dargestellt, eine große, schönbekleidete Marmorstatue; ein colossaler Hektor, ein ruhender Paris, eine Muse für Somariva's Privatkabinet in Mailand, über Lebensgröße, ein Modell zu einem colossalen Ajax, und das Modell einer sitzenden mit reichem Gewand umgebenen Statue der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich. Nach Napoleons zweitem Sturze (1815) reclamirte Canova, im Auftrage des Papstes, die aus Rom entführ-

gen Kunstwerke, ging dann nach London, und kam 1816 nach Rom zurück, wo Pius VII. durch Eintragung seines Namens in das goldene Buch des Capitols und ein ihm eingehändigtes Sendschreiben ihn für „hochverdient um die Stadt Rom" erklärte, und ihn zum Marchese von Ischia mit 3000 Scudi jährlichen Einkommens ernannte. In der Art, wie Canova den Marmor behandelt, ist ein besonderes Streben sichtbar, den materiellen Reiz des weichsten Schmelzes hervorzubringen. Nicht zufrieden, der Oberfläche des Marmors durch Feile und Bimstein die zarteste Bestimmtheit und eine milde, matte Politur gegeben zu haben, hat er eine ins Gelbliche spielende Beize erfunden, die aus Ofenruß zubereitet ist, und welche er nach der letzten und glänzenden Politur aufträgt, um das blendende Weiß des Marmors zu brechen, und demselben das Weiche, Mürbe des Elfenbeines oder Wachses zu geben. Dieß Verblasene ist für Dilettanten anziehender, als für ächte Kenner. Canova pflegt die Modelle seiner Erfindungen zuerst klein in Wachs zu verfertigen, dann in Thon von derselben Größe, die das Werk haben soll; das Uebertragen des in Gyps abgeformten Modells auf den Marmor, so wie das Aushauen des Bildes aus dem Groben, überläßt er geschickten Arbeitern bis auf den Punkt, wo er selbst wieder die vollendende Hand anlegt. Er hat dabei die sehr zu empfehlende Gewohnheit, sich während der sorgfältigen Ausarbeitung seiner Bilder, die oft Monate dauert, die Schriften der Alten vorlesen zu lassen. Als Künstler kann man Canova wohl am treffendsten mit Mengs vergleichen. Beide waren Erwecker ihrer Kunst aus der Ohnmacht, worein sie durch verdorbenen Geschmack gesunken war; beide wurden von gleichem Streben beseelt, nur ist das Talent des italienischen Bildners ergiebiger, geschmeidiger und fühlender. Als Mensch ist Canova unaussprechlich achtungs- und liebenswerth. Er ist rastlos thätig, offen, mild, gefällig und gütig gegen jedermann, er kennt weder Künstlerstolz noch Mißgunst, sein Selbstgefühl ist höchst bescheiden, ungeachtet seines über ganz Europa verbreiteten Ruhms; er ist nicht allein völlig uneigennützig, sondern auch von der edelsten Wohlthätigkeit beseelt; er unterstützt alle jungen Kunsttalente kräftig, und setzt Preise aus, um die Künstler aufzumuntern; kurz, sein sittlicher Charakter ist so trefflich, daß selbst unter seinen vielen Neidern über seinen Werth als Mensch doch nur Eine Stimme ist! Seine jetzige neueste Arbeit ist eine große Truppe, deren Hauptfigur die Religion als Siegerin darstellt; sie soll als Denkmal der neuesten Zeitereignisse in Rom aufgestellt werden, auf Kosten einer in England dazu gemachten Subscription. Canova ist auch sehr lieblicher Maler, aber, seltsam genug, mehr trefflicher Colorist, als strenger Zeichner. Die Arbeiten, womit er sich gegenwärtig beschäftigt, sind das Monument des Cardinals von York, das Monument Pius des VI. und die Statue von Washington. Wl.

† Canton, sonst auch Quang-tong oder Koanton genannt, liegt unter 23 Gr. 30 Min. nördl. Br. und 113 Gr. 20 Min. östl. Länge, an den Ufern des hier sehr breiten Flusses Taa. Der genaue Belauf der Volksmenge ist bis jetzt nicht bestimmt ausgemittelt, doch ist die Angabe der Missionarien von einer Million sehr übertrieben und möchte die Zahl von 75,000 für die Stadt der Wahrheit am nächsten kommen. Der Umfang der ziemlich hohen Stadtmauern beträgt beinahe zwey deutsche Meilen, jedoch ist nur ein Drittheil davon mit Gebäuden, das Uebrige mit Lustgärten und

Fischteichen besetzt. Die Umgegend ist äußerst reizend, gegen Morgen hügelig und gewährt dort eine liebliche Aussicht. Die meisten Häuser haben nur ein Stockwerk, doch sind die der Mandarinen und vornehmeren Kaufleute hoch und gut gebaut. Allenthalben sieht man in der Stadt und den Vorstädten Tempel und Pagoden mit den Bildern der chinesischen Gottheiten. Die sehr volkreichen Straßen sind lang und enge, mit flachen Steinen gepflastert, und in Zwischenräumen mit Triumphbogen geziert. Zu beiden Seiten sieht man Waarenladen und ein fortlaufendes Vordach schützt Fußgänger und Hausbewohner vor den Sonnenstrahlen. Die Zugänge aller Straßen werden Abends mittelst eines Schlagbaumes zugleich mit den Stadtthoren geschlossen. Die hiesigen Kaufleute, welche sich in den gangbarsten europäischen Sprachen mit hinreichender Verständlichkeit ausdrücken, treiben ihren Handel mit Porcellan, lackirten Waaren u. dergl. fast allein mit Europäern. Auch gibt es hier eine von der chinesischen Regierung ernannte Gesellschaft von 12 bis 13 Kaufleuten, der Cohong genannt, ausschließlich bevorrechtet, die Ladungen fremder Schiffe zu kaufen und ihnen ihre Rückfrachten, an Thee, grober Seide u. s. w. zu liefern; eine Einrichtung, die zwar den Privathandel beeinträchtigt, dagegen aber die Sicherheit der mit den Mitgliedern dieser Körperschaft handelnden Ausländer außer alle Gefahr stellt, weil jene solidarisch für einander haften. Fuhrwerke gibt es hier nicht, sondern alle Lasten werden von Trägern quer über den Schultern auf Bambusröhren getragen. Alle vornehmeren Einwohner bedienen sich der Sänften. Nie sieht man chinesische und selten tatarische Frauenzimmer auf den Straßen. Die Factoreien der europäischen Nationen, namentlich die holländische, französische, schwedische, dänische und englische, liegen auf dem sehr bequemen und angenehmen Quai am Ufer des Flusses. Hier wohnen die Supercargos der Handelsgesellschaften, beauftragt, die eingeführten Ladungen zum Verkauf auszubieten, Rückfrachten zu besorgen u. s. w. Unter den Mitgliedern der verschiedenen Factoreien herrscht die vollkommenste Einigkeit und ein angenehmer, geselliger Ton. Zunächst der Stadt ist der Fluß mit Böten (angeblich 40,000) bedeckt, welche einen gleichsam in Straßen abgetheilten schwimmenden Wohnort der ärmern Classe der Chinesen tatarischer Abkunft bilden. Mehrere Tausende leben hier familienweise, dürfen nie das Land betreten und nähren sich vom Verdienste, wozu ihnen die lebhafte Schiffahrt auf dem Flusse Gelegenheit gibt. Die hiesigen Fabrikarbeiten werden größtentheils in den Vorstädten getrieben. Kein Europäer darf das Innere der Stadt betreten. Zu Wampoa, einem großen bequemen Ankerplatze, drei Meilen von der Stadt, müssen die europäischen Schiffe ausladen, ihre Frachtwaaren auf Lichterschiffen bis an die Factorei bringen lassen und werden auch auf die nämliche Weise wieder beladen. Zwischen Wampoa und der Stadt liegen drei Hoppo's oder Zollhäuser, wo Ladungen und Passagiere aufs strengste untersucht werden. In Canton ist es im Sommer sehr heiß, im December, Januar und Februar hingegen kalt; übrigens ist der dortige Aufenthalt gesund und angenehm, wozu die Fülle und Wohlfeilheit der Lebensmittel und selbst der Leckereien nicht wenig beiträgt.

Capacität bedeutet in der Geometrie das Quantum der Inhaltsfähigkeit eines gehöhlten Körpers. Daher man von der Capacität eines Schiffes, eines Gemäßes 2c. spricht. — In der neuern Theorie von der Wärme bedeutet Capacität die verhältnißmäßige Fä-

bigkeit einer gegebenen Quantität irgend einer Substanz, den Wärmestoff einzunehmen und zu behalten, oder die Eigenschaft oder Neigung, nach welcher die Körper mehr oder weniger Wärmestoff bedürfen, um eine gegebene Temperatur in einer gegebenen Masse zu erzeugen.

Cap Breton, eine Insel unfern der Küste von Newfoundland, wichtig wegen der Fischerei. Sie wurde 1763 von den Franzosen an die Engländer abgetreten.

Cap Comorin, die äußerste Spitze des Ghat- oder Ghauts-gebirges in Hindostan.

Cap Horn, die äußerste Südspitze des Feuerlandes.

Capet, Capetinger, s. Frankreich.

Capillargefäße, s. Haargefäße.

Capitälchen werden in der Sprache der Buchdrucker die großen lateinischen Buchstaben genannt, die mit den kleinen auf dem gleichen Kegel gegossen sind, also in der kleinen Schrift gebraucht werden können.

* Capitulation (von Capita, Punkte, der Inbegriff gewisser Punkte) Wahlcapitulation, eine Uebereinkunft zwischen den Regierten (Volk) und dem von ihnen erwählten Regenten über die Rechte und Befugnisse, welche dem letztern zugestanden werden, und über das Benehmen, das er gegen die Regierten zu beobachten hat. In monarchischen Staaten, wo eine uneingeschränkte Regierungsform eingeführt und die Erbfolge vorher bestimmt ist, kann eine solche Uebereinkunft nicht Statt finden. Aber in den Ländern, wo ehemals die Wahl des Regenten von dem Volke oder dessen Repräsentanten abhing, konnten diese den neuerwählten Regenten zu gewissen Bedingungen verbinden, deren Beobachtung er beschwören mußte. Diese von den Wählenden dem Erwählten vorgeschriebnen und von ihm angenommenen Bedingungen nannte man Wahlvertrag, Wahlcapitulation, die in allen diesen Staaten als ein Reichsgrundgesetz angenommen wurde. In Deutschland wurde, bei der ehemaligen Verfassung des Reichs, dem neuerwählten Kaiser eine Wahlcapitulation vorgelegt, die er noch vor seiner Krönung beschwören mußte. Schon in frühern Zeiten, unter den Carolingern, wurden zwischen dem Könige, der den Thron bestieg, und dem Volke gewisse Verträge gemacht, in welchen jener die Rechte des Volks und der Kirche zu beschützen versprach. In der Folge eigneten die Churfürsten sich ausschließlich das Recht zu, den von ihnen gewählten deutschen Königen gewisse Bedingungen vorzuschreiben. Am feierlichsten geschah dieses 1519 bei der Wahl Carls V., dessen große Macht eine genauere Bestimmung seiner Rechte nöthig zu machen schien, und dieser von den Churfürsten des Reichs aufgesetzte Wahlvertrag, den Carls Bevollmächtigte beschwören mußten, ehe man ihm noch die Krone übertrug, ist die erste kaiserliche Wahlcapitulation. Der neue Kaiser wurde dadurch verbindlich gemacht, alle vorige Reichsgesetze zu bestätigen, alle Stände bei ihren hergebrachten Hoheiten und Rechten zu lassen, ohne Einwilligung der Churfürsten keine Neuerungen im Reiche vorzunehmen, die Kirche zu beschützen u. dgl. Die Wahlcapitulation wurde nun eins der Grundgesetze des deutschen Reichs, und Carls Nachfolger mußten ähnliche Capitulationen beschwören. Bei den westphälischen Friedensverhandlungen verlangten die übrigen Stände des Reichs, daß auch sie, mit den Churfürsten zugleich, Antheil an der Wahlcapitulation haben sollten, und daß eine beständige Wahlcapitulation entworfen würde. Ueber beide Anträge wurde in der Folge viel ver-

handelt, aber nichts entschieden. Die Carl VI. vorgelegte Capitulation war zwar zum Theil nach dem Entwurfe der beständigen Wahlcapitulation eingerichtet; aber die Churfürsten behaupteten sich fortwährend bei dem Vorrechte, ausschließlich die Wahlcapitulation zu entwerfen, und dabei ist es bis zu der gänzlichen Auflösung des deutschen Reichs verblieben. — Als Carl XII., König von Schweden, ohne männliche Erben starb, wurde seine Schwester, Ulrike Eleonore, (1719) von den Reichsständen zur Königin gewählt, ihr aber auch zugleich eine Capitulation vorgelegt, die sie beschwören mußte, und wodurch die willkührliche Gewalt, welche die Könige von Schweden bis dahin ausgeübt hatten, sehr eingeschränkt wurde. Gustav III. änderte, wie bekannt, 1772 diese eingeschränkte Regierungsform. — In Polen wurde ehemals jedem neuerwählten Könige ein Vertrag vorgelegt, den man *Pacta conventa* nannte, und erst nachdem er diesen beschworen hatte, erhielt er die Wahlurkunde und wurde gekrönt. — Bei den ehemaligen Erz- und andern geistlichen Stiftern in Deutschland (Mainz, Trier, Cöln ꝛc.), wo der Erzbischof, Bischof oder Abt durch freie Wahl des Domcapitels zu seiner Würde gelangte, wurde dem Neuerwählten auch eine Wahlcapitulation vorgelegt, die er beschwören mußte. Allen diesen Wahlcapitulationen waren gewöhnlich die Bedingungen beigefügt, daß, wenn der Erwählte dawider handelte, er der Regierung verlustig, oder das, worin er dawider gehandelt hätte, ungültig seyn sollte. Ohngeachtet dieser Clauseln wurden doch die Wahlverträge oft übertreten, und zwischen Regenten und Unterthanen Streitigkeiten, welche durch jene vermieden werden sollten, veranlaßt. — Capitulation heißt auch die Zeit, auf welche ein Mann sich verpflichtet, als Soldat zu dienen; und die Anzahl der Jahre, die einem jeden vom Staate geworbenen Recruten gesetzlich zu dienen bestimmt ist.

Capo d'Istria (Johann, Graf von), russischer Staatssecretär und Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er ist zu Corfu geboren, trat früh in russische Dienste, und erhob sich zum Staatsrath, Staatssecretär, Großkreuz des Wladimir-, Ritter des S. Annen-, Großkreuz des k. österreichischen Leopold- und des k. preußischen rothen Adlerordens, und zeichnete sich besonders in der neuesten Periode durch seine diplomatischen Geschäfte aus. Er war 1813 russischer Gesandter bei der Schweiz, unterhandelte 1813 mit dem österreichischen Gesandten die neuen innern und äußern Verhältnisse dieser Republik, und verfügte sich alsdann am 27. Septbr. 1814 als russischer Bevollmächtigter zum Congreß nach Wien, von wo ihm Napoleons neuer Einfall 1815 wieder ins Hauptquartier der Alliirten nach Frankreich rief. Er unterzeichnete als k. russischer Bevollmächtigter den zweiten pariser Frieden am 20. Nov. 1815, und kehrte alsdann mit seinem Monarchen nach Petersburg zurück, um an den Geschäften des Staatsrathes den thätigsten Antheil zu nehmen. Vorzüglich zeichnen ihn aus seine Bemühungen für Befreiung seiner griechischen Landsleute vom geistlichen Joch, und für die Aufrechthaltung der Staatsreligion gegen die Ränke der Jesuiten.

Caprara (Giambattista), Cardinal, Erzbischof von Mailand, päpstlicher Legat, Graf und Senator des Königreichs Italien, Großwürdenträger des Ordens der eisernen Krone, berühmt durch seine diplomatisch-geistlichen Missionen bei Joseph II. und später bei Napoleon, war geb. zu Bologna den 29. Mai 1733. Sein Vater war der Graf von Monte-Cocolli, und seine Mutter aus dem alten Ge-

schlechte der Caprara. Nach dieser nannte er sich. Er widmete sich früh dem geistlichen Stande. Schon im 25sten Jahre ward er von Benedict XIV. als Vicelegat nach Ravenna geschickt. 1767 übertrug ihm Clemens XIII. die Nunciatur von Cöln, wo er dem Prinzen Maximilian die Mehrheit der Stimmen verschaffte. Im J. 1775 war er Nuncius in Lucern, und legte die Irrungen dieses Landes mit dem päpstlichen Stuhle glücklich bei. 1785 ging er als Pius VI. Stellvertreter auf den, wegen der kirchlichen Neuerungen Josephs II., die er hintertreiben sollte, schwierigen Posten nach Wien. Seine Sendung scheiterte trotz seiner Geschicklichkeit an Josephs und Kaunitzens festem Sinne. Er ward 1792 Cardinal, trat das folgende Jahr in den päpstlichen Staatsrath und erhielt 1800 das Bisthum von Jesi. Im September 1801 ging er als Legatus a latere nach Frankreich, wo er mit Napoleon die kirchlichen Angelegenheiten Frankreichs glücklich ordnete und das erste Concordat abschloß. Kurz darauf ward er zum Erzbischof von Mailand ernannt. Als solcher weihte er 1805 Napoleon zum König von Italien. Er starb krank und blind den 21. Juni 1810 in Paris, und vermachte alle seine Güter dem Hospitale zu Mailand. Er war ein Vater der Armen.

Caprification nennt man die eigenthümliche und merkwürdige Befruchtungsart der Feigen. Die Feigenbäume mit getrennten Geschlechtern, d. h. diejenigen, wo ein einzelner Baum entweder lauter männliche oder lauter weibliche Blüthen trägt, würden ohne alle Befruchtung bleiben, wenn diese blos dadurch bewirkt werden sollte, daß, wie bei andern Gewächsen derselben Art, der Wind den männlichen Blüthenstaub auf die weibliche Blühte hinwehte, denn die geringe Oeffnung der Feige macht sein Eindringen unmöglich. Die Natur hat hier auf eine eigne Weise die Erreichung ihres Zweckes bewirkt. Ein kleines Insect, die Fliegenwespe, legt ihre Eier in die innere Höhle der Feige. Aus diesen Eiern entstehn Larven, welche, wenn sie ausgebildet sind, hervorkriechen, sich verpuppen und bald als geflügelte Insecten erscheinen, die instinctmäßig in die Feigen ein- und auskriechen. Ist nun eine Fliegenwespe in einer männlichen Blüthe gewesen und kriecht darauf in eine weibliche, so theilt sie dieser den an ihren Flügeln hängengebliebnen männlichen Saamenstaub mit und befruchtet sie.

* Caraccas, ein sehr großes Land im nördlichen Theil von Südamerika, sonst der spanischen Herrschaft unterworfen. Es liegt an der Nordküste und wird östlich vom atlantischen Meer (12° bis 8° Norder Breite) westlich von dem Reiche Santa Fé, südlich von Peru begränzt. Zu Caraccas gehörten sonst 5 Statthalterschaften, nämlich: Venezuela in der Mitte, Maracaibo gegen Abend, Guiana gegen Mittag, Cumana nach Morgen und die Margaretheninseln nordöstlich. Die Bevölkerung dieses Landes beläuft sich auf etwas über 700,000 Menschen, von denen die Weißen etwa ⅕ ausmachen. Die größten Städte sind: Caraccas mit 34,000 und Cumana mit 24,000 Einwohnern. Das Clima würde man nach der geographischen Lage für äußerst heiß halten müssen, weil es sich fast bis unter den Aequator erstreckt; allein es läuft ein Arm der großen Andeskette von Westen nach Osten in einer Breite von 10—20 Meilen durch das ganze Land mit abnehmender Höhe, bis er sich endlich der Insel Trinidad gegenüber verliert. Diese Berge erheben sich von 4500 bis auf 8000 Fuß über die Meeresfläche, und selbst die Stadt Caraccas liegt in einer Höhe von 3000 Fuß. Daher kommt die feste durchgehends an-

genehme Temperatur, die selten in unerträgliche Hitze ausartet. Das ganze Jahr hindurch steht das Thermometer zwischen 76 und 85° Fahr. selten sinkt es im Winter auf 52°. Nach Süden hin verlaufen sich diese Berge in ungemeßne Ebnen, Lianos genannt, die herrlichsten Viehweiden, worauf die Bewohner der Städte zahlreiche und fast wilde Heerden halten. Wenn wir vorher vom Winter in Caraccas redeten, so ist dieß eigentlich die sogenannte Regenzeit, welche vom April anfängt und bis in den November dauert. Dann regnet es jeden Tag im Durchschnitt 3 Stunden, und zwar jedesmal mit solcher Heftigkeit, daß alle Ströme alsdann weit umher das Land überschwemmen. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist außerordentlich groß. Die unermeßlichen Waldungen liefern zwar überflüssiges Bauholz, allein man kann es nicht ausführen, weil man es nicht über die Berge und noch weniger über die Flüsse zu schaffen versteht. Die köstlichsten Hölzer, die auch zu Tischlerarbeiten und zu feinerem Hausgeräthe ungemein brauchbar sind, werden in geringer Menge ausgeführt. Vanille, Cochenille und eine unzählige Menge Arzneien, Harze und Balsame erzeugen die Wälder, aber die Europäer wissen kaum den Namen der Bäume, die diese Substanzen liefern, und die Einwohner bekümmerten sich bisher fast gar nicht um die Reichthümer ihres Bodens. Man fing zwar an, Cacao, Indigo, Zucker und Tabak zu bauen, und der Varinas und Maracaibokanaster sind den Tabaksrauchern sehr wohl bekannt, aber auch die Cultur ist wieder vernachläßigt worden, so wie die Perlenfischerei, die im 16ten Jahrhundert jährlich 800,000 Piaster eintrug. Von 1793 bis 1800 hat sich die Ausfuhr aus Caraccas fast um 6 Millionen amerikanische Thaler vermindert, woran unstreitig theils die schlechte Verwaltung der Colonien, theils der Krieg zwischen Großbritannien, und Spanien und später zwischen der Colonie und dem Mutterlande Schuld ist. (S. Spanisches Südamerika).

Caravaggio, s. Caldara.

Carden, Weberdisteln, erhält man von einem Gewächs (dipsacus vel carduus fullonum), das viele Aehnlichkeit mit einem Distelkopfe hat, wild wächst und durch Cultur veredelt wird. Die Tuchbereiter gebrauchen sie zum Rauhen oder Auflockern des gewalkten Tuches. In Italien werden sie aus Bologna, in Frankreich aus Rouen und Sedan, in Deutschland aus Nürnberg, Bamberg und andern Orten bezogen.

Cardinoide, ist in der höhern Geometrie eine krumme Linie von einer herzförmigen Gestalt.

Carien, eine Landschaft auf der Küste von Kleinasien, der Insel Rhodus gegenüber. Die Hauptstadt war Halicarnaß. Carien war früher ein eignes Königreich, kam aber nachher unter persische Herrschaft und war eine eigne Satrape.

* Carl der Große. Mehr als je ein Völkerbeherrscher verdient dieser Frankenkönig den Beinamen des Großen, den die Geschichte ihm beigelegt hat. Denn groß war er nicht nur in dem, was sein Zeitalter schätzte, ehrte und suchte, in kriegerischer Wirksamkeit, in kühner Bewunderung und Staunen erregenden Unternehmungen, sondern auch in dem, was es kaum kannte, nicht achtete, am wenigsten suchte und liebte, in Bildung des Geistes und Gründung des Glückes seiner Völker durch dieselbe. Hier ein kurzer Umriß seines thatenreichen Lebens. Carl, König der Franken und späterhin Kaiser des Occident, wurde geboren im Jahr 742 auf dem Schlosse

Salzburg in Oberbaiern. Andre geben das Schloß Ingelheim bei Mainz, noch andre Aachen als seinen Geburtsort an. Sein Vater war Pipin der Kleine oder Kurze, König der Franken, ein Sohn Carl Martells, der durch seinen Sieg über die Araber im J. 732 unweit Poitiers und Tours die europäisch-christliche Bildung vom Untergang rettete und daher mit Recht eine neue Aera in der Geschichte Europens bezeichnet. Nach dem Tode des Vaters, der im J. 768 erfolgte, wurde Karl als König gekrönt und theilte, nach des Vaters Willen, Frankreich mit seinem jüngern Bruder Carlmann; allein die Bedingungen dieser Theilung wurden mehrmals geändert, ohne daß sie jedoch die Zufriedenheit der Theilenden begründen konnten. Diese Unzufriedenheit wurde vornehmlich durch den König der Longobarden, Desiderius, unterhalten, dessen Tochter die Gemahlin Carlmanns war. Carlmann starb und hinterließ nebst seiner Wittwe zwei Söhne. Mit diesen floh die Mutter nach Italien zu ihrem Vater, weil sie des Schwagers Gemüthsart fürchtete, die sie durch das Schicksal ihrer Schwester, welche Carl verstoßen hatte, weil sie ihm keine Kinder brachte, erkannt zu haben glaubte. Carl bemächtigte sich nun allein des Reichs und faßte die Zügel der Regierung mit kräftiger Hand. Der Umfang seines Reichs war schon jetzt bedeutend genug, denn ihm gehorchte ganz Frankreich und ein Theil von Deutschland, wenn gleich nicht in solcher Unterwürfigkeit, welche die spätern Zeiten zeigen. Unter Carls erste auswärtige Unternehmungen gehört, außer den Kriegen gegen die Sachsen, sein Zug nach Italien gegen den König der Longobarden, Desiderius, der sich wegen der Verstoßung seiner Tochter an dem Eidam dadurch zu rächen suchte, daß er in Frankreich Unruhen anstiftete und nährte, was ihm um so leichter wurde, da die Großen des Reichs einen muthigen Freiheitssinn und große Liebe zur Unabhängigkeit von der Herrschaft der Könige offenbarten. Allein ehe er diese ausführen konnte, hatte er sein Ansehen in den ererbten Ländern zu behaupten und zu befestigen suchen müssen, und dieß konnte ihm nur durch Entwickelung seiner Talente als Krieger und die Unerschütterlichkeit seines Charakters als Regent gelingen, wobei jedoch die Umstände immer die Klugheit nicht zu verschmähen riethen. Die Völker Aquitaniens waren die ersten, welche sich unabhängig zu machen suchten. Carl zog gegen sie mit einem nicht zahlreichen Heere, allein er rechnete auf seinen Bruder Carlmann, dem damals ein Theil Aquitaniens gehörte. Dieser erschien auch wirklich im Felde, aber im entscheidenden Augenblicke verließ er seinen Bruder in der Gefahr, der nun allein den ungleichen Kampf zu bestehen hatte. Mit großer Klugheit und Tapferkeit wußte er sich den lange zweifelhaften Sieg zu erringen (770), und die Widerstrebenden kehrten unter das Scepter des Siegers zurück. In diesem Feldzuge hatte der jugendliche Held so ausgezeichnete kriegerische Talente entwickelt, daß die Furcht seines Namens selbst den muthigsten Freiheitssinn seiner Vasallen bändigte. Allein Carl hatte in diesen Kämpfen sich doch auch von der Nothwendigkeit überzeugt, die Großen seines Reichs theils durch den immer wachsenden Glanz seines Namens niederzuhalten, theils sie immerfort in bedeutenden Unternehmungen zu beschäftigen, um ihre Aufmerksamkeit von den innern Angelegenheiten des Reichs abzulenken. Hätte daher Carln auch nicht die eigene Neigung zu großen Unternehmungen, zu Eroberungen und Kriegen geführt, wo sich seine Talente in vollem Glanze zeigen konnten, so würde ihn schon die innere Lage des Reichs dazu verleitet

haben. Als er daher Herr von Frankreich war, bildete er den Plan, die Sachsen zu unterwerfen, wobei ihm noch überdieß sein übertriebener Eifer für das Christenthum und dessen Ausbreitung zur erträglichen Ausrede diente. Die Sachsen, ein damals noch heidnisches Volk, hatten einen ansehnlichen Theil von Deutschland, besonders die Gegenden zwischen der Weser und Elbe, inne, und zogen, wie alle barbarische Völker, für welche Unabhängigkeit das erste Gut des Lebens ist, die Plünderung friedlichen Gewerben, das Umherschweifen, den festen Wohnsitzen vor. Sie hatten mehrere Anführer, und bildeten verschiedene Stämme, welche selten geneigt waren, sich in einem gemeinsamen Interesse zu vereinigen. Carl begann den Krieg mit ihnen im Jahre 772 *) und erst im Jahre 804 gelang es ihm, sie ganz zu unterwerfen. Zwei und dreißig Jahre widerstanden sie einem Sieger, der, zuweilen nachsichtig bis zur Unklugheit, oft streng bis zur Grausamkeit, eben so eifrig bestrebt, sie zu bekehren, als zu unterjochen, nur erst dann Herr ihres Landes wurde, als er es fast gänzlich in eine Einöde verwandelt hatte. Sicherlich würden sich die Sachsen selbst gegen Carls Macht und großes Genie behauptet haben, wenn sie nicht in sich selbst zerspalten gewesen wären, und einen einzigen Führer gehabt hätten. Der, welcher den meisten Ruhm in jenen Kämpfen erwarb, war Wittekind, und nächst ihm Alboin, welche aber endlich das Christenthum annahmen (783). Um den langen Widerstand der Sachsen begreiflich zu finden, darf man nicht vergessen, daß die Art, wie die Heere jener Zeit organisirt waren, jedes Jahr einen Stillstand der Operation herbeiführte, indem der Heerbann nur für einen Feldzug galt, und Carl zu gleicher Zeit auch gegen die Longobarden, die Hunnen, die Saracenen, die Britannier und die Dänen Krieg zu führen hatte, und daß die Größe seiner Staaten die Empörungen der Vasallen erleichterte, weßhalb er oft genug zu thun hatte, nur den Frieden im Innern aufrecht zu halten, und sich in seinem Ansehn zu behaupten. Seine Kriege mit den Sachsen wurden oft mit unbeschreiblicher Grausamkeit geführt, allein oft verstand er sich zu einer Art von Waffenstillstand und friedlicher Ausgleichung, wenn er durch andere Sorgen gedrängt wurde. So rief, indeß sich eben Carl an den Ufern der Weser mit den Sachsen schlug, der Papst Hadrian seine Hülfe an, als der König der Longobarden, Desiderius, ihm das Exarchat von Ravenna, das Pipin der Kurze dem heil. Stuhle geschenkt hatte, wieder entriß, und in ihn drang, die beiden Söhne von Carls Bruder zu krönen, damit Carl als Usurpator erscheinen und seine Unterthanen sich von ihm wenden möchten. Die Gefahr war dringend. Schnell verließ Carl Deutschland und zog durch verborgene Wege der Alpen mit seinem Heere nach Italien. Desiderius hatte sich nach Pavia geflüchtet, welches von den Longobarden muthig und mit Glück vertheidigt wurde. Endlich aber fiel die Stadt doch in die Hände der Belagerer, auch Desiderius gerieth, so wie die Wittwe Carl-

*) Ein Einfall der Sachsen in das Gebiet der Franken war der Vorwand zu dem ersten Kriege, den Carl gegen sie führte. Die andern Kriege wurden durch Empörungen dieses kriegerischen Volks erzeugt, das, obgleich überwunden, doch nie ganz unterworfen, erst nachdem es das Christenthum angenommen, völlig beruhigt wurde. Einen Theil der Sachsen versetzte Carl nach Flandern und in die Schweiz, und ihre Wohnsitze wurden von den Obotriten, einem vandalischen Völkerstamme im Mecklenburgischen, eingenommen. Auch die bekannte Irmensäule wurde von Carln als ein Denkmal des Götzendienstes zerstört.

manns nebst ihren Söhnen, in Carls Gewalt. Alle wurden nach Frankreich abgeführt. Desiderius endigte sein Leben in einem Kloster und über das Schicksal der Andern schweigt die Geschichte. Carl ließ sich nun im Jahre 774 zum Könige von Italien mit der bekannten eisernen Krone krönen. Obgleich nun das eigentliche Königreich der Lombarden aufhörte, so behielten doch die Provinzen, aus denen es bestanden hatte, ihre bisherigen Gesetze und Verfassungen, so wie es überhaupt eine Hauptansicht des großen Monarchen war, den besiegten Völkern nichts fremdartiges aufzudringen, auch sie nicht nach einer Form regieren zu wollen. Er folgte hier klüglich den Winken der Natur, die Einheit sucht in der Mannichfaltigkeit. Im J. 778 begab sich Carl nach Spanien zu Unterstützung eines maurischen oder saracenischen Fürsten. Er eroberte Pampelona, machte sich zum Herrn der Grafschaft Barcelona und verbreitete überall unter den Feinden den Schrecken seines Namens. Allein bei der Rückkehr wurden seine Truppen im Thale Ronceval von den Saracenen in Verbindung mit den Gebirgsbewohnern Gasconiens überfallen, und erlitten eine bedeutende Niederlage, welche dadurch besonders merkwürdig wurde, daß einer von den berühmtesten Kriegern jener Zeit, der von Vielen für eine fabelhafte Person gehaltene Roland in der Schlacht blieb. Da die üble Stimmung der Völkerschaften Aquitaniens Carln bestimmt hatte, ihnen einen besondern Beherrscher zu geben, so wählte er dazu den jüngsten seiner Söhne Ludwig, der unter dem Namen der Fromme (le débonnaire) bekannt ist. Die Lombarden waren nicht minder unruhig, und die Griechen machten immerwährend Versuche, Italien wieder zu erobern; auch die Großen, denen er hier einen Theil der obersten Gewalt anvertraut hatte, zeigten wenig Treue, daher gab er ihnen seinen zweiten Sohn, Pipin, zum Regenten, indeß der älteste, Carl, stets bei ihm blieb, und ihn bei seinen mannichfachen Unternehmungen unterstützte. Er hatte zwar noch einen Sohn, auch Pipin genannt, der unter allen seinen Kindern das älteste war, und zwar von seiner verstoßenen Gemahlin, allein dies eben mochte einen Widerwillen gegen denselben eingeflößt haben, und so erhielt dieser keinen Theil an der Regierung des Reichs. Er zettelte daher eine Verschwörung gegen den Vater an und endigte sein Leben in einem Kloster. Nach seiner Rückkehr aus Spanien mußte Carl abermals gegen die Sachsen zu Felde ziehen, und diese Feldzüge wurden jedes Jahr nothwendig. Carl fehlte wohl darin, daß er zu grausam verfuhr, denn so ließ er einst 4500 derselben niederhauen, um seinen Zorn zu kühlen; eine Maßregel, welche den Haß des nie besiegten Volkes bis zur Wuth steigerte. Von hier zog er nach Rom (780), um seine beiden Söhne, Pipin und Ludwig, von dem Papste krönen zu lassen, dem er stets die höchste Ehrfurcht bewies, und dadurch befestigte er den Glauben seiner Völker, daß der Fürst der Kirche allein die königliche Gewalt verleihen könne, eine Meinung, welche die Päpste auf alle Weise zu erhalten bemüht waren. Es ist unmöglich, dem thätigen und unternehmenden Monarchen auf allen seinen Zügen zu folgen, denn immerfort hatte er mit innern oder äußern Feinden zu kämpfen; daher bemerken wir nur, daß das J. 790, das 22ste seiner Regierung, das einzige war, das er nicht unter den Waffen zubrachte. Je mehr sich seine Macht ausbreitete, um so mehr dachte er darauf, den von seinem Vorfahren, Carl Martell, gehegten Plan der Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums auszuführen. Die Kaiserin Irene, welche da-

mals zu Constantinopel herrschte, ließ, um die Theilung des Reichs zu hindern, Carln den Vorschlag thun, ihre Kinder zu vermählen, wodurch dann von neuem die Welt unter eine Herrschaft gekommen wäre. Ihr Vorschlag wurde angenommen; allein als Irenens Ehrsucht sie so weit geführt hatte, ihren eigenen Sohn zu entthronen, und sich der obersten Gewalt zu bemächtigen, ließ sie ihre Hand selbst Carln antragen. Diese seltsame Verbindung, der Carl gar nicht abgeneigt war, würde der Welt ein ganz neues Schauspiel gewährt haben, wenn Irene nicht selbst vom Throne gestoßen worden wäre. Carl ließ sich hierauf im Jahre 800 vom Papste Leo III. zum Kaiser des Occidents (Abendlandes) krönen, und obgleich seine Reise nach Rom wahrscheinlich keinen andern Zweck gehabt hatte, stellte er sich doch sehr überrascht durch diese Ceremonien, die er nicht erwartet zu haben scheinen wollte. Sie fand Statt am Weihnachtstage in Gegenwart einer ungeheuren Volksmenge. Carl wurde zum Cäsar und Augustus ausgerufen; man bewilligte ihm den Schmuck der alten römischen Kaiser, und vergaß bloß, daß das Kaiserthum sich nicht erhalten konnte in einer Familie, wo die Gewalt sich unter die Kinder des verstorbenen Monarchen gesezlich theilte. Nachdem Carl einen seiner Söhne zum Mönch gemacht hatte, verlor er 810 Pipin, den König von Italien, und das folgende Jahr folgte diesem im Tode Carl der älteste. So blieb ihm von seinen rechtmäßigen Söhnen nur noch einer, Ludwig, König von Aquitanien, übrig, den er im J. 813 zum Mitregenten annahm, da ihn sein Alter und seine zunehmende Schwäche ahnen ließen, daß das Ende seines Lebens nicht so gar fern mehr seyn könne. In der That starb er auch im Jahre 814 den 28sten Januar, im 71sten Jahre des Lebens und dem 47sten der Regierung. Durch sein im J. 806 gemachtes, von den Großen des fränkischen Reichs auf einer Versammlung zu Thionville bestätigtes und vom Papste Leo unterzeichnetes Testament theilte Carl seine Staaten unter seine drei Söhne, indem er zugleich seinen Völkern die Freiheit ließ, sich nach dem Tode dieser Prinzen einen Herrn zu wählen, wenn er nur aus königlichem Blute wäre. Carl starb mit Ahnungen und Furcht, daß sein Reich dem Andrange fremder Feinde nicht lange widerstehen würde, eine Furcht, welche sich in der Folge bestätigte. Er fühlte zu spät, daß dieselben Sachsen, die er in rauhere Landschaften zurückgedrängt hatte, einst an seinem Reiche Rache nehmen und in ihrem Gefolge noch andere Barbaren mitbringen würden. Die Verehrung, welche Carl sich erworben, war allgemein; aber unglücklicher Weise war er der lezte Held seines Stammes. Carl wurde, wie Eginhard meldet, zu Aachen, wo er gern und gewöhnlich sich aufhielt, begraben. Man ließ ihn in ein Gewölbe hinab, wo er auf einen Thron von Gold in vollem kaiserlichen Ornate gesetzt wurde. Auf dem Haupte trug er die Krone, in der Hand hielt er einen Kelch, an der Seite hatte er das Schwert, auf seinen Knien lag das Evangelienbuch, zu den Füßen Scepter und Schild. Man versiegelte die Gruft, und errichtete über derselben eine Art von Triumphbogen, worauf die Worte standen: „Hier ruht der Körper Carls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, der das Reich der Franken glorreich erweiterte und es 47 Jahr glücklich regierte." Carl war ein Freund geistiger Bildung, und verdiente ganz den Namen des Wiederherstellers der Wissenschaften und Lehrers seiner Völker. Durch seine liberale Denkungsart zog er die ausgezeichnetsten Gelehrten Europens an seinen Hof, unter an-

dern Alcuin aus England, den er zu seinem eigenen Lehrer wählte, ferner Peter von Pisa, der den Titel eines Grammatikers Carls annahm, und Paul Warnefried, bekannter unter dem Namen Paul Diaconus, der dem Kaiser in der griechischen und lateinischen Literatur Unterricht ertheilte. Auf Alcuins Rath legte Carl in seinem Palaste zu Aachen eine Akademie an: den Sitzungen derselben wohnte er mit allen Gelehrten und schönen Geistern seines Hofes, dem Leibrades, Theodulph, den Erzbischöfen von Trier und Mainz und dem Abte von Corvey bei. Alle Mitglieder dieser Akademie hatten besondere, ihren Talenten oder Neigungen entsprechende Namen angenommen; einer hieß Dametas, einer Homer, ein anderer Candidus; Carl selbst nannte sich David. Aus Italien zog er Lehrer in Sprachen und der Mathematik herbei, und stellte sie in den vornehmsten Städten seines Reiches an. Bei den Domstiftern und Klöstern errichtete er Schulen für Theologie und humanistische Wissenschaften. Er selbst bestrebte sich unablässig, durch den Umgang mit Gelehrten seinen Geist auszubilden und sein Wissen zu bereichern, und seine einzige und liebste Unterhaltung blieb bis an seinen Tod dieser Umgang. Er sprach mehrere Sprachen recht fertig, besonders lateinisch. Weniger gelang ihm das Schreiben, weil er sich erst in höhern Jahren darauf gelegt hatte. Im Winter las er viel und ließ sich selbst bei Tische vorlesen. Die kirchliche Liturgie zu verbessern, ließ er sich sehr angelegen seyn. Er wollte gern die römische in seinen Staaten einführen, allein die Geistlichkeit, die an alten Gebräuchen hing, leistete einigen Widerstand; indeß fügten sich mehrere Kirchen dem Wunsche des Monarchen, und andere vermischten die römische und gallicanische. Auch dem Kirchengesange ließ er eine Verbesserung angedeihen. Er wünschte Gleichheit des Maßes und Gewichtes, konnte aber nicht damit durchdringen. Ein anderer großer Plan seiner Regierung war die Verbindung des Rheins mit der Donau, und dadurch des atlantischen Oceans mit dem schwarzen Meere, vermittelst eines Canals. Die ganze Armee mußte daran arbeiten, aber er konnte nicht ausgeführt werden, weil es in jener Zeit noch an Kenntnissen im Wasserbau, die sich erst eine spätere Zeit erwerben konnte, fehlte. Allein dafür errichteten die von ihm beschützten Künste andere köstliche Denkmale für die Nachwelt. Die Stadt Aachen wurde besonders von ihm ausgeschmückt. Sie erhielt ihren franz. Namen von einer prächtigen Capelle, die er aus den schönsten Marmorarten erbauen ließ, welche deshalb aus Rom und Ravenna gebracht wurden. Die Pforten dieses Tempels waren von Bronze, und sein Dom trug eine massiv goldene Kuppel. Der kaiserliche Palast war äußerst prachtvoll, mit herrlichen Gemächern und Säulengängen versehen. Auch ließ Carl Bäder erbauen, welche so geräumig waren, daß mehr als hundert Personen darinnen in warmem Wasser schwimmen konnten. Er selbst liebte das Schimmen sehr und benutzte oft diese Bäder mit allen Großen seines Hofes, selbst mit seinen Soldaten. Zu Seltz im Elsaß hatte er einen nicht minder prächtigen Palast, und hier empfing er die Gesandten des Nicephorus mit einer Pracht, dergleichen man selbst im Oriente nicht gesehen hatte. Carln verdankt Frankreich die ersten Fortschritte der Marine. Er bauete den Leuchtthurm zu Boulogne wieder, und ließ verschiedene Häfen anlegen. Er begünstigte den Ackerbau und machte sich durch die Weisheit seiner Gesetze unsterblich. Sein Ruhm erfüllte auch den Orient. Er empfing Gesandten vom Patriarchen zu Jerusalem, von den Kaisern

Nicephorus und Michael, und zweimal ließ ihn der berühmte Harun Al-Raschid durch Gesandtschaften begrüßen. Er versammelte Concilien, Parlamente, machte die Capitularien und Carolinischen Bücher bekannt, schrieb viele Briefe, von denen mehrere noch vorhanden sind, auch eine Grammatik, so wie verschiedene lateinische Gedichte. Sein Reich begriff ganz Frankreich, den größten Theil von Catalonien, Navarra und Aragonien; dann Flandern, Holland, Friesland, die Provinzen Westphalen und Sachsen bis zur Elbe; Franken, Schwaben, Thüringen und die Schweiz, ferner Oesterreich, Ungarn, Dacien, Böhmen, Istrien, Dalmatien und mehrere Cantone Slavoniens, endlich ganz Italien bis Unter-Calabrien, denn er hatte sich seiner Rechte auf die Stadt und das Gebiet von Rom, so wie auf das Exarchat von Ravenna und die übrigen Provinzen des alten Kirchenstaates nicht begeben. In seinem Privatleben war Carl sehr liebenswürdig, ein gütiger Vater, zärtlicher Gatte und großmüthiger Freund. Sein inneres Hauswesen war ein Muster von Sparsamkeit, seine Person ein seltenes Beispiel von Einfachheit und Größe. Am meisten haßte er Kleiderpracht bei Männern, doch zeigte er sich bei feierlichen Gelegenheiten wohl in aller Pracht der Majestät. Seine Tafel war höchst frugal. Seine einzige Ausschweifung beging er in der Liebe zum andern Geschlechte, die bisweilen seine Gesundheit in Gefahr brachte. Von Gestalt war er groß und stark; seine Länge betrug, nach Eginhard, sieben seiner Füße. Seine Scheitel war rund, sein Auge groß und lebhaft, die Nase hatte mehr als gewöhnliche Größe; im Gesicht hatte er einen angenehmen Ausdruck von Heiterkeit. Sein Gang war fest, die Haltung seines Körpers männlich. Er genoß einer steten Gesundheit, nur in den 4 letzten Jahren vor seinem Tode wurde er oft von Fiebern befallen, so daß er zuletzt sogar auf einem Fuße hinkte. Im Sommer pflegte er nach dem Mittagsessen zwei Stunden zu ruhen, und dabei sich auszukleiden, allein des Nachts schlief er unruhig. — Seine Kleidung war die vaterländische; am Leibe trug er ein leinenes Hemd, darüber einen Rock mit seidener Borde eingefaßt und lange Beinkleider. Als Oberkleid trug er einen Mantel und stets das Schwert, dessen Griff und Wehrgehänge von Gold oder Silber war. Er besaß eine eindringende natürliche Beredsamkeit, und in dem Ausdruck seines Aeußern lag etwas Ehrfurcht erweckendes, verbunden mit Milde und Wohlwollen.

Carl der Kühne. Dieser Fürst, Herzog von Burgund, Sohn Philipp des Guten und der Isabella von Portugal, wurde geboren zu Dijon den 10ten November 1433, und führte Anfangs den Namen eines Grafen von Charolais, unter dem er sich in den Schlachten von Rüpelmonde 1452 und von Morbeque im folgenden Jahre auszeichnete. Er war von heftiger, stürmischer Gemüthsart, und es regte sich früh in ihm jener unglückliche Ehrgeiz, der die Quelle seiner Verirrungen und seines Unglückes wurde. Sein Widerwille gegen die Großen des Hauses de Croi, die Günstlinge seines Vaters, war unüberwindlich, und da er sie nicht verdrängen konnte, entfernte er sich vom Hofe und begab sich nach Holland. Er versöhnte sich jedoch wieder mit seinem Vater, und flößte ihm seinen Haß gegen Ludwig XI. ein. Ja er stellte sich an die Spitze einer gegen diesen Monarchen sich bildenden Partei. Nachdem er Flandern und Artois durchzogen war, drang er an der Spitze von 26,000 Mann gegen die Somme vor, und stand vor Paris. Der König sandte den Bischof der Stadt, Alain Chartier, an ihn ab, um ihm das Unrecht des Krieges gegen seinen Monarchen

vorzustellen. Allein der Erbe von Burgund antwortete: „Sagt eurem Herrn, daß man gegen einen Fürsten, der sich des Schwertes und Giftes zu bedienen pflegt, immer hinreichende Gründe hat, und daß man, wenn man gegen ihn in Kampf zieht, gewiß seyn darf, unterwegs einen zahlreichen Anhang zu finden. Uebrigens habe ich die Waffen nur auf dringendes Bitten des Volkes, des Adels und der Fürsten ergriffen, diese sind meine Mitschuldigen!" — Ludwig traf mit ihm bei Montlheri zusammen; Carl durchbrach einen Flügel des königlichen Heeres, und ließ sich bei Verfolgung der Fliehenden zu weit fortreißen. Von funfzehn Gendarmen umgeben, welche bereits seinen Stallmeister getödtet hatten, wurde er verwundet, und gerieth in Gefahr gefangen zu werden, allein er wollte sich nicht ergeben, that Wunder der Tapferkeit, und gab dadurch seinen Soldaten Zeit, ihn zu befreien. Von nun an faßte Carl von seinen Talenten für den Krieg eine so hohe Meinung, daß ihn das größte Unglück nicht davon zurückbringen konnte. Er folgte seinem Vater im J. 1467 und bekam sogleich Krieg mit den Lüttichern. Er siegte und behandelte die Ueberwundenen mit der äußersten Strenge. Vor diesem Unternehmen hatte er den Gentern die Privilegien zurückgeben müssen, welche ihnen von Philipp dem Guten entrissen worden waren. Jetzt nahm er den Gentern das ihm Abgezwungene wieder, ließ die Häupter des Aufstandes hinrichten, und legte der Stadt eine ansehnliche Geldbuße auf. Im folgenden Jahre vermählte er sich mit Margarethe von York, der Schwester des Königs von England, und beschloß sogleich den Bürgerkrieg in Frankreich zu erneuern, allein Ludwig entwaffnete ihn dadurch, daß er ihm 120,000 goldene Thaler gab. Den 3ten October darauf hatten der Monarch und der Herzog eine Zusammenkunft zu Peronne, um ihre Angelegenheiten ganz auszugleichen. Hier erfuhr der Herzog, daß die Lütticher, von dem Könige aufgereizt, von neuem sich empört und Tongres sich bemächtigt hatten. Carl wurde wüthend. Umsonst betheuerte Ludwig eidlich seine Unschuld, er wurde verhaftet und streng bewacht. Nachdem der Herzog lange zwischen den heftigsten Maßregeln geschwankt hatte, nöthigte er endlich Ludwig, einen Tractat zu unterschreiben, dessen erniedrigendste Bedingung die war, daß er mit Carl gegen dieselben Lütticher ziehen mußte, die er gegen diesen aufgeregt hatte. Carl kam vor Lüttich in Begleitung des Königs an; die Stadt wurde mit Sturm genommen, und der Wuth der Soldaten Preis gegeben. Solches Glück verhärtete das Gemüth des Herzogs gänzlich, und bildete die letzten Züge jenes unbeugsamen, blutdürstigen Charakters aus, der ihn zur Geißel seiner Nachbarn machte, und seinen eigenen Untergang vorbereitete. Eduard IV. sandte ihm im J. 1470 den Orden des Hosenbandes. Kurz darauf empfing er Eduard selbst in Flandern, wo dieser eine Zuflucht bei ihm suchte. Carl gab ihm Geld und Schiffe, um wieder nach England zurück zu gehen. Gegen Ende des nämlichen Jahres begann der Krieg zwischen dem Könige von Frankreich und dem Herzoge von Burgund, und nie verdiente Carl mehr den Namen des Kühnen oder Verwegenen, als in diesem Kriege. Gezwungen, um einen Waffenstillstand zu bitten, ergreift er doch bald die Waffen von neuem, macht ein Manifest gegen den König bekannt, worin er ihn der Zauberei und Vergiftung beschuldigt, geht an der Spitze von 24,000 Mann über die Somme, nimmt die Stadt Nesle mit Sturm, steckt sie in Brand und sagt, indem er sie brennen sieht, mit barbarischer Ruhe: „Solche

Früchte trägt der Kriegsbaum!" — Ein Feind der Ruhe, unempfindlich gegen Vergnügen, nur Zerstörung und Blutvergießen liebend, die Völker zertretend, um die Großen zu bereichern, und trotz seines Stolzes Meister in der Kunst, sich Verbündete zu schaffen, sahe Carl, der sich Ludwig XI. an Macht gleich hielt, nur mit Verdruß sich an Würde und Rang unter ihm. Er faßte nun den Plan, seine Herrschaft nach dem Rheine zu erweitern, und seine Staaten zu einem Königreiche, unter dem Namen des Gallisch-Belgischen, zu machen. Er besuchte den Kaiser Friedrich III. zu Trier, um den Titel eines Königs und Generalvicars des Reichs zu erhalten, den ihm dieser versprochen hatte, unter der Bedingung, daß er seine Tochter Maria dem Erzherzoge zur Gemahlin geben sollte; allein da sich keiner von beiden zuerst verbindlich machen wollte, trennten sie sich in Unzufriedenheit, und die Unterhandlung wurde abgebrochen. Carl, der mit seinen Staaten Lothringen und die Schweiz vereinigen wollte, konnte sich, wie Voltaire meint, wenn ihm dieses gelungen wäre, ohne Jemandes Erlaubniß zum König erklären. Unterdessen arbeitete Ludwig daran, ihn in neue Verlegenheiten zu verwickeln, indem er Oesterreich und die Schweizer gegen ihn aufregte. Nun faßte Carl den Entschluß, ihn zu entthronen, und verband sich deshalb mit dem Könige von England; allein genöthigt, dem Bischof von Cöln, seinem Anverwandten, zu Hülfe zu eilen, verlor er zehn Monate vor Neuß, welches er vergeblich belagerte, und eilte dann nach Lothringen, um sich an dem Herzog René zu rächen, der, von Frankreich aufgeregt, ihm den Krieg erklärt hatte. Nachdem er die Eroberung Lothringens durch die Einnahme von Nancy vollendet hatte, wo er im J. 1475 als Sieger einzog, wandte er seine Waffen gegen die Schweizer, und trotz der Vorstellungen dieser friedlichen Bergbewohner, welche ihm sagten, daß Alles, was er bei ihnen finden könnte, nicht so viel werth sey, als die Sporen seiner Ritter, eroberte er die Stadt Granson, und ließ 800 Mann, die sie beschützten, über die Klinge springen; allein diese Grausamkeit wurde bald durch einen glänzenden Sieg gerächt, den die Schweizer bei derselben Stadt über ihn erfochten (den 3ten Mai 1475). Der Verlust dieser Schlacht stürzte ihn in eine düstre Melancholie, welche seinen Geist und seine Gesundheit zerrüttete. Mit einem neuen Heere kehrte er in die Schweiz zurück, und verlor durch dieselben Fehler den 22sten Juni die Schlacht bei Murten. Der Herzog von Lothringen, der in dem Heere der Schweizer gefochten hatte, führte die Sieger vor Nancy, welches den 6ten October capitulirte. Bei der ersten Nachricht von dieser Belagerung versammelte Carl seine Truppen und begab sich nach Lothringen, um dem Herzog René die Stadt Nancy, die er schon einmal eingenommen hatte, zu entreißen. Er trug dem Grafen von Campobasso den ersten Angriff auf, und als er erfuhr, daß dieser Offizier ihn verrathe, betrachtete er diese Nachricht als eine Schlinge. Campobasso ließ die Belagerung in die Länge ziehen, und gab dadurch dem René Zeit mit 20,000 Mann heranzurücken. Bei Annäherung dieses Heeres ging er mit seinen Truppen zum Feinde über, so daß Carls Heer bloß noch aus 4000 Mann bestand. Gegen den Ausspruch seines Rathes wollte Carl dennoch mit ungleichen Kräften den Kampf wagen. Den 5ten Januar 1477 trafen beide Heere auf einander. Die Flügel des burgundischen Heeres wurden durchbrochen und zerstreut, und das Centrum, von dem Herzoge in Person befehligt

wurde nun von vorn und auf den Flanken angegriffen. Carl setzte sogleich seinen Helm auf, und da er den vergoldeten Löwen, der ihm zur Zierde diente, vor sich zur Erde fallen sah, rief er mit Erstaunen: Ecce magnum signum Dei. Er wurde geschlagen, und von den Fliehenden fortgerissen, fiel er mit dem Pferde in einen Graben, wo er durch einen Lanzenstich getödtet wurde. Er starb im 44sten Jahre seines Alters, und bezahlte, wie ein Geschichtschreiber sagt, mit seinem Blute den Beinamen des Kühnen, den ihm die Nachwelt gegeben hat. Sein Leichnam, mit Blut und Koth bedeckt, der Kopf im Eise steckend, wurde erst zwei Tage nach der Schlacht gefunden, und zwar so entstellt, daß ihn einige Zeit selbst seine eigenen Brüder nicht erkannten. Endlich erkannte man ihn an der Länge seines Bartes und seiner Nägel, die er seit der Niederlage bei Murten hatte wachsen lassen, so wie an der Wunde eines Säbelhiebes, die er in der Schlacht von Montlheri empfangen hatte. Der Tod dieses Fürsten, der bestimmt zu seyn schien, die französische Monarchie in das alte Chaos zurückzustürzen, bildet eine merkwürdige Epoche in derselben, denn mit ihm erlosch in Frankreich die monströse Feudalregierung. Carl war indessen nicht ohne einige gute Eigenschaften. In der Regierung seiner Völker spürte man nichts von der Strenge und Härte, womit er sich selbst behandelte, und seine natürliche Gradheit ließ ihn ein aufmerksames Auge auf die Verwaltung der Gerechtigkeit haben. Er wurde auf Befehl des Herzogs von Lothringen zu Nancy beerdigt, und im J. 1550 ließ Carl V., sein Enkelsohn, seine Ueberreste nach Brügge bringen. Aus seiner dreifachen Ehe hinterließ er bloß eine Tochter, geboren von Isabelle von Bourbon, seiner zweiten Gemahlin.

Carl VII., König von Frankreich, s. **Frankreich** und **Jeanne d'Arc**.

Carl XIII., König von Schweden, geb. den 7ten Oct. 1748, zweiter Sohn des Königs Adolph Friedrich und der Schwester Friedrichs des Großen, Luise Ulrike. Bei der Geburt schon zum Großadmiral von Schweden ernannt, richtete sich seine ganze Erziehung vorzüglich auf Erlernung des Seewesens, weswegen er auch mehrere Kreuzzüge im Cattegat mitmachte. 1765 wurde er Ehrenpräsident der Societät der Wissenschaften zu Upsala. 1770 trat er seine große Reise über Holland nach den Niederlanden und Frankreich durch Deutschland nach Preußen an. Der Tod Adolph Friedrichs und die Thronbesteigung Gustavs III. rief ihn eiligst nach Schweden zurück, wo er an der großen Revolution bedeutenden Antheil nahm, und von seinem Bruder mit der wichtigen Stelle eines Generalgouverneurs von Stockholm beehrt wurde. 1772 wurde er zum Herzog von Südermanland ernannt; er vermählte sich 1774 mit Hedwig Elisabeth Charlotte, Prinzessin von Holstein-Gottorp. In dem Kriege mit Rußland 1788 erhielt er das Obercommando über die Flotte, schlug die Russen im finnischen Busen, und führte in der gefährlichsten Jahreszeit seine Flotte in den Hafen von Carlscrona glücklich zurück, wornach er zum Generalgouverneur von Finnland ernannt wurde, und das Prärogativ, Trabanten als Garde zu haben, erhielt. Nach der Ermordung Gustavs III. 1792 trat er an die Spitze der Regentschaft und erhielt zu Schwedens Glück den Frieden mit allen Staaten, während er sich mit Dänemark verband, um die Schiffahrt in den nordischen Meeren zu schützen. Während seiner Regentschaft gründete er das berühmte Museum und die Mili-

tärakademie für 200 Zöglinge und erwarb sich allgemeine Achtung und Liebe im Reiche. 1796 trat er die Regierung an den nun mündig gewordenen Gustav Adolph IV. ab, und zog sich als Privatmann auf sein Schloß Rosersberg zurück. Er verließ diese Einsamkeit nicht wieder, als nach der Revolution, welche 1809 Gustav Adolph IV. von Throne stürzte, und ihn dafür als Reichsverweser, und einige Monate später (20sten Juni 1809) als König von Schweden an die Spitze des Staates in der gefahrvollsten Lage stellte. Der Friede mit Frankreich und Rußland verlieh die so nöthige Ruhe zur Erholung von bedeutenden Verlusten und Vollendung der Verfassung. Mit offenen Armen nahm er den französischen Reichsmarschall Bernadotte, als von den Ständen ihm erwählten Sohn und Thronfolger auf, und lebte mit ihm und dessen hoffnungsvollen Sohne Oscar im freundschaftlichsten Einverständniß. Sein kluges Benehmen in den letzten verhängnißvollen Jahren verschaffte Schweden durch die Erwerbung von Norwegen eine schöne Entschädigung für Finnland. Obgleich unter den Großen sich mancher in seinen Hoffnungen mochte betrogen haben, und daher hie und da unruhiges Gemurmel sich hören ließ, so besaß Carl XIII. doch die Liebe seines Volks und sein Tod, der im Febr. 1818 erfolgte, erregte allgemeine Trauer.

† Carl XIV., Johann, König von Schweden und Norwegen, folgte seinem Adoptivvater Carl XIII. den 5ten Februar 1818 in der Regierung; den 7ten Februar huldigten ihm die schwedischen Stände, den 10ten die Stadt Stockholm und den 11ten Februar der Storthing zu Christiania. Er wurde den 8ten Mai zu Stockholm gekrönt, und als König Carl XIV. ausgerufen. Dieser merkwürdige Fürst, dessen politische Stellung die unbedingte Nothwendigkeit des Princips der Legitimität hinreichend widerlegt, wurde den 26sten Januar 1764 zu Pau am Fuße der Pyrenäen geboren, und hieß mit seinem Familien- und Taufnamen: Johann Baptist Julius Bernadotte. — Aus seinem Privatvermögen unterstützte der König mehrere öffentliche Anstalten, sorgte für die Armee, und bewies sich als einen Wohlthäter vieler Bedürftigen. Durch ihn kam ein Handelstractat mit den Ver. Staaten von Nordamerika (Stockholm 5. Sept. 1816) zu Stande. Insbesondere war seine Thätigkeit auf die Flotte, die Armee und die Verbesserung des Zustandes der Finanzen gerichtet. Die Zuneigung der Norweger hat er sich durch ein eben so kluges, als großmüthiges und edles Benehmen gewonnen. Er schenkte dem Storthing die Kleinodien zu seiner Krönung im Jahr 1818. Und auf seinen Vorschlag genehmigten im Juli 1818 die schwedischen Reichsstände, daß zur Tilgung der Schulden Norwegens die Insel St. Barthelemy verkauft werden sollte. Um den auswärtigen Handel zu sichern, schickte er im Sommer d. Jahres drei Schiffe mit Geschenken an Kanonen, Kugeln, Pulver u. s. w. nach Algier, Tunis und Tripolis. Uebrigens unterhält er eine wachsame Polizei, selbst in Ansehung der auswärtigen Zeitungen. Seine Politik ist klug, fest und edel. Er umgibt sich mit äußerem Glanze, weil dieß der schwedischen Nation gefällt: allein mehr als dieß muß die Weisheit und die Kraft, womit er die Wohlfahrt des Reichs und der Nation zu seinem Strebepunkte macht, die Parteien beruhigen und seinen Thron immer mehr befestigen. — Vorzüglich ist die Sorgfalt zu bemerken, welche der König auf die zweckmäßige Erziehung seines Sohnes, des nunmehrigen Thronfolgers, des Prinzen Oscar

(Joseph Franz), geb. den 4. Jul. 1799, Herzog von Südermanland (seit dem Jan. 1811), gewandt hat. Dieß zeigte sich bei der Confirmation des Prinzen, die nach den Gebräuchen der lutherischen Kirche am 15. April 1815 geschah. Den 24. Jul. 1817 wurde der Prinz für mündig erklärt; er hat seitdem Sitz im Staatsrathe.

† Carl (Theodor Anton Maria), starb kurz nach seinem Geburtstage, den 10. Februar 1817, nachdem er noch jenen Tag selbst im Hause eines seiner theuersten Freunde gewesen, und die Abendstunden heiter zugebracht hatte. Seine letzten Augenblicke waren heiter und still, wie die eines Weisen und Christen, der den Tod als den Uebergang zum schönern Leben kennt. Die genannte Schrift des Herrn Raths Krämer enthält Alles, was man über das Wesen und Leben eines so interessanten Mannes zu erfahren wünschen kann.

† Carlsbad. Kaiser Carl IV. soll, als er einst hier jagte, die warmen Quellen im J. 1358 entdeckt haben, indem er dem Geheul eines Jagdhundes folgend, denselben in die Quelle versunken angetroffen. Peter Baier, sein Leibarzt, verordnete nun seinem Herrn, der an einem hartnäckigen Fußübel litt, den Gebrauch dieses Wassers, welches das Uebel sogleich hob. Von dieser Zeit an erhielt der Quell den Namen Kaiser Carlsbad. Sehr bald soll nun der Kaiser, an eben der Stelle, wo jetzt der Stadtthurm steht, ein Schloß gegründet haben, um welches her man sich nach und nach anbaute. Die Stadt hat jetzt 450 Häuser mit 2510 Einwohnern. Der schönste Theil der Stadt ist die Wiese, auf welcher die angenehmsten und theuersten Wohnungen sind. Die Kirche ist hell und wohlgebaut. Das Schauspielhaus ist nach dem zu Mannheim erbaut. Die beiden am Ende der Wiese gelegenen Häuser, das sächsische und böhmische Ballhaus genannt, zeichnen sich durch die schönsten, geschmackvollsten Säle aus, welche Carlsbad aufweisen kann. Man erhält hier alle Arten von Speisen und Getränken. Die hier befindlichen heißen Quellen sind: der Sprudel, der Neubrunnen, der Mühlbrunnen, der Bernhardsbrunnen und der Theresienbrunnen. Die älteste und heißeste Quelle ist der Sprudel, von 59 Grad Wärme nach Reaumür. Ein Pfund seines Wassers hat nach Klaproth $17\frac{3}{8}$ Gr. luftsaur. mineral. Laugensalz, $26\frac{7}{8}$ Gr. Glaubersalz, $5\frac{1}{3}$ Gr. Kochsalz, 2 Gr. luftsaure Kalkerde, $\frac{3}{8}$ Gr. Kieselerde, $\frac{1}{10}$ Gr. lufts. Eisen, $5\frac{1}{3}$ Kub. Zoll Luftsäure. Nach dem Sprudel ist die benutzteste Quelle die des Neubrunnens, wobei ein langer bedeckter Säulengang für die hin und her wandelnden Trinker angebracht ist. Dieser Neubrunnen hat $47\frac{1}{2}$ Gr. Wärme, und enthält nach Klaproth: $17\frac{1}{3}$ Gr. lufts. mineral. Laugensalz, $24\frac{3}{8}$ Gr. Glaubersalz, $5\frac{1}{3}$ Gr. Kochsalz, $1\frac{1}{3}$ Gr. lufts. Kalkerde, $\frac{1}{3}$ Gr. Kieselerde, $\frac{1}{4}$ Gr. lufts. Eisen und 8 Kub. Zoll Luftsäure. Unter diesem Brunnen, eine Treppe tiefer, ist der Bernhardsbrunnen, und über demselben, eine Treppe höher, der unter eine Kuppel gebrachte und von Frauen fast ausschließlich benutzte Theresienbrunnen. Noch eine heiße Quelle wird im Hospital für arme Kurbrauchende benutzt. Der Mühlbrunnen, welcher neben dem Neubrunnen im Mühlbadehause hervorquillt, zeichnet sich durch seine abführende Kraft vorzüglich aus. In seiner Nähe sind unter demselben Dache die Bäder des Mühlbadehauses, außer welchen man noch dergleichen in mehreren Bürgerhäusern findet. Die Wirkungen des Carlsbades äußern sich vorzüglich in Verbesserung der

ersten Wege und Vertreibung der daselbst sitzenden Unreinigkeiten, bei schlechter Verdauung, bei Uebelkeiten, schlechtem Appetit, Blähungen, Anspannungen des Leibes, Magenbeschwerden, Beängstigung, Schwindel bei Verstopfungen, Hypochondrie, Hysterie, Melancholie, Leber-, Milz- und Gekröseverstopfungen, fehlerhafter Menstruation, Hämorrhoiden, Schärfen im Blute, Folgen von Arsenikvergiftungen, bei Gries, Sand und Stein ꝛc. Schädlich ist das Carlsbad dagegen bei der Lungensucht, bei ganz verhärteten Eingeweiden, bei der Bleich- und Gelbsucht, bei fallender Sucht, wenn sie aus Fehlern des Gehirns entsteht, bei sehr eingewurzeltem Podagra mit Knoten ꝛc. Beim Anfang der Kur nimmt man gewöhnlich im ersten Becher Mineralwasser ½ Loth bis 1 Loth carlsbader Salz, worauf gewöhnlich mehr oder weniger Oeffnung erfolgt. Hierauf fängt man mit 3 Bechern am folgenden Tage an und steigt während der Kur bis auf 8 bis 12 Becher, selten darüber; von der Mitte der Kur bis zum Ende derselben nimmt man alsdann in eben dem Grade wieder ab. Gewöhnlich trinkt man von 5 bis 8 Uhr des Morgens und macht sich alsdann mäßige Bewegung. Nach dem Bade legt man sich ½ bis 1 ganze Stunde zu Bett. Während der Kur müssen alle stark gesalzene, fette, geräucherte und gewürzte Speisen vermieden, und vornehmlich des Abends nur sehr weniges genossen werden. Der Melneker Wein wird zwar als vorzüglich zum Tischtrunk geeignet empfohlen, ist aber theuer und selten, so daß Jeder wohl thut, sich seinen gewöhnlichen Tischwein mitzubringen. Das Schlafen nach Tische ist durchaus verboten. Haupterforderniß bei der Kur ist Bewegung, zu welcher die romantische Natur um Carlsbad vorzüglich einladet. Die nächsten Spaziergänge gehen nach Klein-Versailles, in einem abgeschiedenen Wiesengrunde gelegen; oder nach dem Hirschensprung, der in röthlichen Granitmassen über der Stadt anfängt; oder nach Findlaters Spitzsäule und Tempel, dem Chateckischen Wege, der Vier-Uhr-Promenade und dem Posthof, einem öffentlichen Orte vor Carlsbad, dem kein anderer dieser Stadt an die Seite gesetzt werden kann. In seiner Nähe herum gibt es eine Menge angenehmer Plätze, wie die Dichterbank, Antons Ruhe, den Sitz der Freundschaft. Von hier aus nach der Stadt hin gelangen wir über die Carlsbrücke zum Dorotheentempel und weiterhin zum carlsbader Säuerling, einem zwar nicht benutzten, aber doch trefflichen Sauerbrunnen, den stets eine 4 bis 6 Zoll hohe Schicht Luftsäure deckt. Hinter dem Kreuz an der Wiese ist noch die Marianens Ruh, mit einer schönen Aussicht. Am andern Ufer der Tepel erhebt sich der Dreikreuzberg, interessant wegen der schönen Aussicht auf das lange, ferne Erzgebirge und in das ganze Bergland um Carlsbad her. Von hier kann man durch schöne Buchen- und Fichtenwaldung nach dem Bergwirthshause kommen, von welchem eine meisterhafte Kunststraße herab nach Carlsbad führt.

Carlsbader Waare nennt man mancherlei in Carlsbad von vorzüglicher Schönheit verfertigte Waare, aus Stahl, Eisen, Zinn, Blech, Holz u. s. w., die insbesondere von den Brunnengästen gekauft und als Geschenke mit nach Hause genommen werden, wodurch sie in ganz Europa bekannt und verbreitet sind. Auch werden auswärtige Messen und Jahrmärkte damit bezogen. Die carlsbader Nadler verfertigen Steck-, Strick- und Haarnadeln, welche

in Hinsicht der Steifheit, der Spitzen und Köpfe (letztere sind wie angegossen) und wegen ihrer Silberweiße vor andern beliebt sind. Die carlsbader Scheeren und Messer kommen den feinsten englischen gleich, u. s. w.

† Carlsruhe. Im Jahre 1719 hatte die Stadt nicht völlig 2000 Einwohner; jetzt hingegen zählt sie bereits 940 Häuser und 15,000 Einwohner. Sie liegt in einer schönen Ebene, anderthalb Stunden westlich vom Rheine und in der Nähe des ansehnlichen, größtentheils aus Eichen und Buchen bestehenden Hartwaldes. Der anfänglich entworfene Plan in Erbauung der Stadt ist zwar beibehalten, aber in den neuern Zeiten erweitert worden. Das Eigenthümliche dieses Planes besteht darin, daß die Stadt einen Theil der Zirkelfläche einnimmt, welche durch die vom mittlern Thurme des Residenzschlosses ausgehenden Alleen beschrieben wird. Acht derselben sind bebaut, und machen daher die neun Straßen des nördlichen Theils der Stadt aus, in welchen allen man den Thurm erblickt. Diese neun Straßen fangen in einer gleich weiten Entfernung von dem Schlosse an, bilden dadurch einen Zirkel, welcher mit lauter gleich hohen und mit Arkaden versehenen Häusern verziert ist, deren Fronte sich gegen das Schloß richtet, und gehen bis zur Haupt- oder Langenstraße, als der ursprünglichen Gränzlinie des Umfangs der Stadt; denn mit dieser Straße sollten sich nach dem Plane des Erbauers die Anlagen der Stadt schließen. Jetzt sind diese neun nördlichen Straßen auf der südlichen Seite weiter verlängert, und von andern Straßen durchschnitten, die in gleicher Richtung mit der Haupt- oder Langenstraße laufen. Carlsruhe zeichnet sich vor vielen Städten vortheilhaft aus durch die Regelmäßigkeit seiner Anlage und Häuser, welche alle nach einem gewissen Modelle erbaut werden müssen, durch die sehr breiten, erleuchteten und auf beiden Seiten mit beplatteten Fußwegen versehenen Straßen und durch die schönen Thore, worunter besonders das Ettlinger Thor ein Modell erhabener und geschmackvoller Bauart ist. Unter den fünf öffentlichen Plätzen sind der Residenz- oder Schloßplatz mit vierfachen Alleen, und der neu angelegte Marktplatz mit hohen ganz neuen Häusern umgeben, die schönsten. Das Residenzschloß des Großherzogs ist in altfranzösischem Style erbaut, und besteht aus dem Hauptgebäude und zwei Flügeln. Parallel mit den letztern befinden sich auf der einen Seite die Orangerie- und Gartengebäude, und auf der andern die Gebäude für den Marstall, die Reitschule und Wagenremise. Die neue evangelische Kirche, welche 1807 angefangen wurde, ist ein im echt römischen Style aufgeführtes Gebäude. Die neue katholische Kirche wird, gleich dem Pantheon in Rom, durch das starke von oben hereinfallende Licht erleuchtet, und hat eine hundert Fuß weite und eben so hohe Kuppel. Der Thurm dieser Kirche prangt mit dem Geläute des ehemaligen Stifts St. Blasien. Die Orgel ist ebenfalls aus diesem Stifte und von Silbermann aus Straßburg verfertigt. An dem Haupteingange der Kirche bilden acht ionische Säulen einen Porticus. Auch das Palais der Gräfin Hochberg und das Hoftheater, welches 2000 Zuschauer faßt, gehören zu den vorzüglichsten Gebäuden der Stadt. Unter den Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen sind die 70,000 Bände starke Hofbibliothek, das großherzogliche Antiquitäten- und Münz-, das physikalische-, das Naturaliencabinet und die Gemählde- und Kupferstichsammlung bemerkenswerth. Der Schloßgarten fängt hinter dem Schlosse an, von welchem aus sich durch den

Garten viele große Alleen eröffnen, welche durch den daranstoßenden Hartwald bis an sein Ende fortgesetzt sind. Dicht an dem Schloßgarten beginnt der Fasanengarten. Der botanische Garten ist ein Werk des letztverstorbenen Großherzogs, und enthält, ohne die Variationen, über 6000 Sorten Pflanzen. Eine der schönsten Gartenanlagen ist Amalienstruhe, oder der Garten der verwitweten Markgräfin Amalia, der im englischen Geschmacke angelegt ist. Sehenswerth ist darin besonders das Grabmal des 1801 verstorbenen Erbprinzen und der gothische Thurm, auf welchen 125 Stufen führen. Alle zur Stadt führenden Landstraßen sind mit den schönsten Alleen besetzt, unter welchen sich die von Durlach kommende, eine ganze Stunde in gerader Richtung fortlaufende, besonders durch die Größe und Schönheit ihrer italienischen Pappeln auszeichnet. Mehrere Fabriken und gute Unterrichtsanstalten, als ein Gymnasium, ein Schullehrer-Seminarium, eine Cadettenschule, ein Taubstummen-Institut, eine Zeichenschule ꝛc. befinden sich in Carlsruhe.

Carmel, ein Vorgebirge in Palästina an der südlichen Gränze von Galiläa. Es besteht aus mehreren, von fruchtbaren, auch jetzt bewohnten Thälern unterbrochenen, reichbewaldeten Bergen in einem Umfange von 6 Meilen, und geht am Ausfluß des Kischon in eine anmuthige Ebene aus, welche die südliche Küste des Meerbusens von Ptolemais oder Acco am Mittelmeer bildet. Auf seinen Höhen gibt es auch Ruinen von Kirchen und Klöstern aus der Zeit des christlichen Königreichs Jerusalem, und eine Höhle die, der Sage nach der Prophet Elias bewohnte. Seit dem 4ten Jahrhundert hatten christliche Einsiedler sich den Carmel zum Aufenthalte gewählt, doch erst um die Mitte des 12ten Jahrhunderts stifteten Pilger, unter Leitung Bertholds aus Calabrien, die Vereinigung zum Eremitenleben auf diesem Gebirge, welcher der Patriarch von Jerusalem, Albrecht, 1209 eine, mit der alten Basilianischen meist übereinstimmende Regel, und Honorius III. 1224 die päpstliche Bestätigung gab. Dieß ist der wahre Ursprung des Ordens U. L. Fr. vom Berge Carmel, oder der Carmeliter. Diese Mönche selbst schreiben jedoch ihre Stiftung dem Propheten Elias zu, um sich den Vorzug eines in seiner Art einzigen Alterthums zu geben. Nach ihrer Meinung gehörten ihrem Orden alle Propheten und heiligen Männer des alten Testaments, von Elias bis auf Jesum, Pythagoras und die gallischen Druiden an; die Rechabiten, Essener und Pharisäer sollen Tertiarier, d. h. Frauen des N. T. mit der h. Jgfr. Maria Nonnen, und die Einsiedler des christl. Alterthums echte Glieder ihres Ordens gewesen seyn. Auch Christum machen sie zum besondern Beschützer desselben, wo nicht gar zum Carmeliter und seine Apostel zu Missionärs vom Berge Carmel. Diese unsinnigen Behauptungen hat der Jesuit Papebroch widerlegt und die gelehrte Welt längst für Fabeln erklärt. Dennoch blieben die Carmeliter dabei und durften noch unter Benedict III. im 18ten Jahrhundert die Statue des Propheten Elias, als ihres Stifters, in der Peterskirche zu Rom aufstellen. — Zwischen 1238 — 1244 haben sie, von den Saracenen verdrängt, sich nach den Ländern Europa's verpflanzt, und 1247 eine neue mildere Regel angenommen, die sie zum Klosterleben berechtigte. Ihre anfangs weiß und braungestreiften Mäntel vertauschten sie 1287 mit ganz weißen, unter denen sie sonst schwarze, seit der Mitte des 15ten Jahrh. aber kastanienbraune Kutten trugen. Der Carmeliterorden zerfiel bei seiner weiten Ausbreitung, durch innere Streitigkeiten, in

4 von einander unabhängige Corporationen. 1) Den Hauptstamm machen die beschuheten Observanten nach der im 15ten Jahrh. aufs neue gemilderten Regel aus, zu denen die von der strengen Observanz in Frankreich und Italien, und die 1452 von dem General Soreth gestifteten Carmeliterinnen gehören. Sie hatten im 18ten Jahrh. 38 Provinzen in allen Gebieten der catholischen Christenheit und, nach ihrer eigenen sehr übertriebenen Angabe, darin 7,500 Klöster mit 180,000 Religiosen beiderlei Geschlechts. 2) Die 1433 von den Observanten geschiedene, und durch weiße und runde Hüte ausgezeichnete Congregation von Mantua, mit 45 Mönchs- und wenigen Frauenklöstern. 3) Die Baarfüßer und Baarfüßerinnen oder Theresianerinnen in Spanien, welche, 1562 von der h. Theresia gestiftet, 1593 von den Observanten unabhängig wurden und im 18ten Jahrh. zu 6 Provinzen mit über 2000, meist weiblichen, Religiosen angewachsen waren. 4) Die Baarfüßer in Italien, welche sich 1600 von den spanischen trennten und im 18ten Jahrh. 17 Provinzen in Italien, Frankreich, Deutschland, Flandern, Polen und Asien mit 3000 Mönchen und Nonnen hatten. Ihnen gehörte die h. Maria Magdalena von Pazzi an. Diese beiden Baarfüßer-Congregationen folgten der ältesten strengen Regel mit neuen Verschärfungen, z. B. Fasten, Stillschweigen, und unterhalten in jeder Provinz eine Einsiedelei zur Uebung in der vollkommneren Eremitenheiligkeit. Fast in keinem Orden wurden die Selbstpeinigungen und unerhörten Proben des blinden Gehorsams gegen die Obern weiter getrieben, als bei diesen Baarfüßern, welche darum auch die Auserwählten unter den Carmelitern zu seyn glauben. Jede dieser vier Corporationen hat ihren eigenen, unmittelbar vom Papste abhängigen General. Nur einige Klöster der Carmeliterinnen stehen unter den Bischöfen. Die Baarfüßerinnen in Frankreich hatten seit 1661 ihren eigenen selbst erwählten Superior. Die Privilegien der Bettelorden und den 1287 eingeführten Gebrauch des Scapuliers U. L. Fr., welches 6 Zoll breit über Brust und Rücken herabhängt, und von grauer Wolle zu seyn pflegt, haben alle Carmeliter mit einander gemein. Sie schreiben diesem Scapulier wundervolle, beseligende Kräfte zu, und errichteten ihm zu Ehren eine Scapulierbrüderschaft, der diejenigen Laien angehören, die es tragen und den Orden vor andern begünstigen. Im gleichen Verhältnisse zu den Carmelitern steht die Erzbrüderschaft U. L. Fr. vom Berge Carmel zu Rom. Am engsten ist ihnen ihr dritter Orden verbunden, der 1476 entstand und sehr leichte Regeln beobachtet. Die Glieder desselben sind, wie die Tertiarier anderer Orden, zu gewissen Fasten, Gebeten und zum Gehorsam gegen den General der Congregation verbunden, zu der sie sich halten. Der von Heinrich IV. in Frankreich errichtete Ritterorden U. L. Fr. vom Berge Carmel und des h. Lazarus hing mit den Carmelitern nur durch den Namen zusammen. Da ihre Lebensart jede gemeinnützige Thätigkeit ausschloß, wurde ihnen bei den Maßregeln der Regierungen gegen die müßigen Orden, die Annahme von Novizen untersagt, und nur in Spanien, Portugal, Sicilien und Amerika haben sie sich bis jetzt unverändert erhalten. In Paris, wo die vornehmen Damen ihre Bußübungen sonst am liebsten bei den Carmeliterinnen anstellten, besteht seit 1817 wieder ein Frauenkloster dieses Ordens unter höchster Protection. Das gegenwärtige Schicksal der Mission in Persien, welche die italienischen Baarfüßer unternommen hatten, ist unbekannt. E.

Carmin, eine feine, hochrothe Malerfarbe. Sie wird von Einigen aus Cochenille, die in Königswasser aufgelöset worden ist, von Andern aber aus Cochenille mit römischem Alaun und Weinstein zubereitet. Der beste kommt aus Neuspanien über Cadix.

Carnies, s. Säule.

† Carnot, ging von Warschau nach Magdeburg, wo er noch am Ende des Jahres 1817 sehr eingezogen lebte.

Carolinger, die Dynastie Carls des Großen, welche 911 mit Ludwig dem Kinde erlosch. (S. Deutschland.)

Carotten, Tabak in Stangen, die etwa von 12 — 15 Zoll Länge und von verschiedener Dicke, meistentheils kegelförmig und mit starkem Bindfaden umwunden sind. Sie erhalten diese Form deßhalb, um sie so bequemer zu Schnupftabak zerreiben, oder zu Rauchtabak zerschneiden zu können. Die besten Sorten werden zu Dünkirchen, St. Omer, Rotterdam und Dortrecht verfertigt. Es müssen dazu nur feine virginische Blätter ohne Beize verwendet werden.

Carro (Giovanni di), ein Arzt aus Mailand, der sich in Wien niederließ, und berühmt ist durch seinen Eifer für Verbreitung der Schutzpockenimpfung in Deutschland, Polen, Ungern und Rußland. Selbst die Vorurtheile der Türken wußte er 1800 zu überwinden, indem er dem Lord Elgin alle Präparate für die Kuhpockenimpfung nach Constantinopel sendete, nebst einem ins Türkische übersetzten Auszuge seines Werkes über die Impfung. Alle Versuche der Engländer, in Indien die Impfung zu vollziehen, waren bis jetzt mißglückt, weil immer die Materie auf dem Wege verdorben war; — Carro's Vorsicht wußte dem Doctor Harford zu Bagdad Materie von lombardischen Kühen zu verschaffen, welche ihre ganze Stärke behielt, und dieser Sendung verdankt nun ganz Indien die Wohlthat der Kuhpockenimpfung, welche die Indier, als von der geheiligten Kuh abstammend, unter dem Namen Amurtum (Unsterblichkeit) genießen. Von Carro hat man folgende wichtige Werke: Observations et expériences sur la vaccination, avec une planche coloriée. Vienne 1801 et 1802. 8. und Versuche über den Ursprung der Kuhpockenmaterie, von J. J. Loy aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt. Wien 1802. 8. In der britannischen Bibliothek finden sich manche höchst merkwürdige Briefe von ihm, vorzüglich aber der vom 27sten August 1803: „über die antipestilenzialische Kraft der Kuhpockenmaterie."

Cartellier, einer der berühmtesten Bildhauer unserer Zeit in Paris. Seine Arbeiten zeichnen sich durch gute Anordnung, großen Ausdruck in den Figuren und äußerst sorgfältige Arbeit sehr vortheilhaft aus, während ihm in manchen Figuren Mangel an Leben und eine gewisse Magerkeit vorgeworfen werden. Seine vorzüglichsten Werke sind: 1) ein Marmorbild: die Schamhaftigkeit; 2) die Bildsäule des Vergniaux, Mitglied des Nationalconvents, welche an der großen Treppe des Erhaltungssenats steht; 3) Basreliefs in Marmor, die Capitulation von Ulm vorstellend, welche den Triumphbogen in den Tuilerien schmückten, und 1815 auf Befehl des Königs abgenommen wurden; 4) ein Basrelief, welches den Ruhm vorstellt, der Kronen austheilt und ein Feld voller Trophäen durchwandert, welches an der äußern Thüre des Louvre bei der Colonade steht, und als sein Meisterstück betrachtet wird. — Den 24. März 1816 wurde Cartellier zum Mitglied der 2ten Section der Akademie der schönen Künste ernannt.

† Carton hat mehrere Bedeutungen. — Ein großes pappenes Behältniß zur Aufbewahrung von Zeichnungen, Kupfern, besonders für Musterzeichnungen auf Akademien ꝛc. nennt man auch Carton. — In der Buchdruckerkunst ist Carton 1. ein neugedrucktes Blatt (Auswechsel-, Ersatzblatt), welches statt eines andern fehlerhaften und ausgeschnittenen, zur Berichtigung oder Abänderung in ein Buch gelegt wird; und 2. ein völlig geglätteter Maculaturbogen, worauf das Papier geklebt wird, welches man auf den Preßdeckel leimt, um dadurch alle Ungleichheit im Abdruck möglichst zu verhüten. — Endlich sind Cartons auch lange, flache, pappene Schachteln, welche den Modehändlerinnen zur Aufbewahrung und Ueberbringung von Spitzen, Bändern und ähnlichen Putzwaaren für Damen dienen.

Carus (Fried. August), Professor der Philosophie in Leipzig, 1770 zu Bautzen geboren, studirte Theologie, trat 1798 als öffentlicher Lehrer in Leipzig auf, erhielt ein ordentliches philosophisches Lehramt neuer Stiftung, hielt, bei wenig äußerer Aufmunterung, mit musterhaftem Fleiße theologische, philologische und philosophische Vorlesungen, arbeitete an der allgemeinen und leipziger Literatur-Zeitung und einigen andern Blättern, und starb im Febr. 1807. So schätzbar auch seine Beiträge zu diesen Zeitungen, und 2 bei seinem Leben erschienene akademische Schriften sind, so ist doch sein eigentlicher Ruhm (wie so manches im Stillen wirkende und deßhalb im Leben unerkannte Verdienst), erst nach seinem Tode gegründet worden. Carus nachgelassene Werke bestehen aus 6 Bänden, namentlich 1. und 2. Psychologie; 3. und 6. Geschichte der Psychologie und Psychologie der Hebräer; 4. Ideen zur Geschichte der Philosophie; 6. Ideen zur Geschichte der Menschheit. Obgleich es diesen Schriften an Vollendung fehlt, so zeigt sich in ihnen doch der Gelehrte, der für das Interesse der Menschheit in Leben und Wissenschaft mit Herz und Kopf zu wirken gewohnt ist, und der, indem er mit philosophischem Scharfblick mehrere Hauptzweige der Erkenntniß umfaßt, in Allem sich bemüht, die Einheit der Vernunft nie aus den Augen zu verlieren. Auch als Mensch erwarb er sich allgemeine Hochachtung.

† Cäsar. Auch als Schriftsteller trat Cäsar mit Ruhm auf. Noch haben wir von ihm die Beschreibung seiner Kriege mit den Galliern und mit Pompejus in einem einfach edlen Styl. Die geschätztesten Ausgaben sind von Clarke (London 1712, Fol.), Grävius (Leiden 1713, 2 Bde. 8.) und Oudendorp (Leiden 1737, 2 Bde. 4.); eine der besten neuern Handausgaben die von Oberlin, Leipz. 1805. Deutsche Uebersetzungen haben wir von Haus und Wagner.

Casas (Em. Aug. Dieudonné, Graf von Las), s. Las Casas.

Cassas, berühmter französischer Zeichner, Schüler von Lagrenen d. j. und Le Prime, der zu Anfange des achten Decenniums des vorigen Jahrhunderts Kleinasien, Palästina, Syrien, einen Theil von Aegypten, Istrien, Dalmatien und Troas durchreisete, um die dortige Topographie mit den Nachrichten der Alten zu vergleichen, überall die schönsten Ueberreste der Baukunst genau maß, die merkwürdigsten Gegenden mit eben so viel Geschmack als Richtigkeit zeichnete und hernach alle diese Arbeiten, von den besten Meistern gestochen, in Prachtwerken herausgab. Sein Voyage pittoresque de la Syrie, de la Phénicie, de la Palestine et de la Basse-Egypte ist bei Landon (II. 133—136) ausführlich beschrieben. Die Originalzeichnungen davon sind vollendete, mit Firniß überzogene Aqua-

zell-Gemählde, und befinden sich in der königl. Bibliothek zu Paris. Zu seinem Voyage hist. et pittor. de l'Istrie et de la Dalmatie hat er durch Joseph La Vallun ein Tagebuch und eine kurze Geschichte dieser Provinzen redigiren lassen.

Cassel (Hessen-), ein zum deutschen Bunde gehöriges Churfürstenthum. Philipp der Großmüthige hinterließ 1585 sein Land seinen vier Söhnen, von denen zwei kinderlos starben. So blieb das Land zwischen Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt getheilt. (S. Hessen.) Wilhelm IV. war der Stifter der Linie Hessen-Cassel. Unter den ihm gefolgten Regenten, nämlich Moriz (1592), Wilhelm V. (1632), Wilhelm VI. (1637), Wilhelm VII. (1663), Carl (1670), Friedrich (König von Schweden), der durch seinen Bruder Wilhelm VIII. (1730) regieren ließ, bis dieser nach Friedrichs Tode (1751) selbst zur Herrschaft gelangte, Friedrich II. (1760) und Wilhelm IX., wurde Hessen-Cassel zwar in mancherlei Streitigkeiten, mehr und minder wichtig, verflochten, aber an innerer Stärke und Cultur, durch weise Einrichtungen, Herstellung bedeutender Bildungsanstalten und Beförderung des Kunstfleißes und jeder Wissenschaft und Kunst, einer der interessantesten Staaten Deutschlands. Hessen-Cassel. Churfürst Wilhelm I. (als Landgraf IX.) königlich preußischer Feldmarschall, geboren den 3. Juni 1743, vermählt den 1. September 1764 mit Wilhelmine Caroline, Tochter Friedrichs V., Königs von Dänemark, regierte anfangs in der Grafschaft Hanau, seit dem 31. Januar 1760, dann in Hessen, seit dem 31. Octob. 1785, nahm 1792 an dem Kriege gegen Frankreich Antheil, schloß 1793 einen Subsidienvertrag mit Großbritannien, und gab 8000 Mann Hessen in brittischen Sold. Sein Heer stieß unter seiner persönlichen Anführung zu der preußischen Armee. Nach dem Baseler Frieden 1795 schloß er ebenfalls Frieden mit der französischen Republik. Den 15. März 1803 nahm er die churfürstliche Würde an, und erhielt durch den Reichsdeputationsschluß Entschädigungen für die jenseits des Rheins verlornen Besitzungen. Im Jahr 1804 mußte der englische Gesandte in Cassel, H. Taylor, auf Verlangen der französischen Regierung, gegen welche er feindselige Plane betrieben haben sollte, Hessen verlassen. Im J. 1806 nahm der Churfürst an Preußens Entwürfen gegen Frankreich Antheil. Er sollte ein Heer in Westphalen befehligen. Auch begab er sich nach Berlin und Potsdam. Allein er entschied sich, neutral zu bleiben, was ihm sowohl Preußen als der Kaiser Napoleon zugestand. Dessen ungeachtet behandelte ihn der letztere nach der Schlacht bei Jena feindlich. Er ward aller seiner Länder verlustig erklärt und genöthigt, sich nach Schleswig zu seinem Bruder, dem Prinzen von Hessen, zu flüchten. In der Folge lebte er in Prag von seinem Privatvermögen, seine Gemahlin aber bei ihrer Tochter, der regierenden Herzogin von Gotha. Hessen-Cassel, mit Ausnahme des Gebiets von Hanau, Schmalkalden und Katzenellenbogen am Rheine, wurde den 18. August 1807 ein Bestandtheil des neuen Königreichs Westphalen unter Hieronymus Napoleon. Die westphälische Herrschaft dauerte bis zum 28. Oct. 1813, da ein Corps von der Blücherschen Armee in Cassel einzog, dem am 30. October der Churprinz und später der Churfürst nachfolgte. Die bisherigen Formen der Verwaltung wurden abgeschafft, und im Dienstpersonale große Veränderungen vorgenommen. Der Regent behielt den Titel eines „Churfürsten" bei, mit dem jedoch das Prädicat „königliche Hoheit" verbunden wurde. Die Armee wurde bis auf 31 Bataillons und 10 Escadrons, die zusammen

30,000 Mann betragen, erhöht. Auch vernahm der Churfürst die Stände seines Landes über die öffentlichen Angelegenheiten, und ihre Verhandlungen hatten mehrere wichtige Verfügungen, besonders in Ansehung des Schulden- und Steuerwesens zur Folge. Indessen sind zur Zeit noch nicht alle Hoffnungen der verschiedenen Classen der Staatsbürger, besonders der westphälischen Domainenkäufer, deren Käufe der Churfürst am 14. Jan. 1816 für ungültig erklärt hat, erfüllt, weswegen die Regierung sich viele Widersprüche und mannigfaltigen Tadel gefallen lassen mußte. In dem deutschen Territorialausgleichungsgeschäfte trat der Churfürst die niedere Grafschaft Katzenellenbogen (zum Arrangement mit Nassau), die Herrschaft Plesse, die Aemter Neuen-Gleichen, Uchte, Auburg und Freudenberg, und die Probstey Göllingen (zum Austausch mit Hannover) an Preußen, die Aemter Frauensee, Volkershausen, Vach nebst einem Theil der Vogtei Kreuzberg und des Amtes Friedewald aber an Sachsen-Weimar ab, wogegen er den größern Theil des Fürstenthums Fulda und einige ritterschaftliche Gerichte erhielt, von welcher Erwerbung er den Titel eines Großherzogs von Fulda annahm. Bei der Versammlung am Bundestage hat Churhessen die achte Stelle und im Pleno drei Stimmen. Die sämmtlichen churhessischen Staaten betragen 205 Quadratmeilen, mit 548,000 Einwohnern, und geben 3,700,000 Gulden Einkünfte. Das Land hat bergige, sandige und waldreiche Gegenden, aber dennoch zum Theil gutes Ackerland und fette Wiesen, und an vielen Orten guten Weinbau. Beträchtlich ist die Vieh- und Schafzucht; bei gehöriger Ermunterung kann Wohlhabenheit, Fleiß und Kunstfertigkeit wohl besser gedeihen, als ehedem der Fall war. Churhessen hat dermalen drei Ritterorden. 1) Der Hausorden vom goldenen Löwen, gestiftet von dem Vater des jetzigen Regenten, dem prachtliebenden Landgrafen Friedrich II. im J. 1770. Er wurde sonst theils als Hofehre, theils als Belohnung für Verdienste, jedoch nur Personen, die sich durch Geburt oder Rang auszeichneten, ertheilt, und bestand nur aus einer Classe. Der jetzige Churfürst bildete ihn am 1. Jan. 1816 in zwei Classen, Commandeurs und Ritter, um; in die Zahl der letztern sind auch bürgerliche Beamte aufgenommen worden. 2) Der Orden pour la vertu militaire, ebenfalls vom Landgrafen Friedrich II. im J. 1769 eigentlich bloß für hessische Offiziere gestiftet, doch haben ihn nachher auch verschiedene fremde Militärs erhalten. Er besteht bloß aus Einer Classe. 3) Der Orden vom eisernen Helme, gestiftet vom jetzigen Churfürsten am 18. März 1814, zur Belohnung militärischer Verdienste während des damaligen Krieges, nach dessen Beendigung er nicht weiter vertheilt werden sollte. Er sollte aus drei Classen, Commandeurs und Rittern erster und zweiter Classe bestehen; es sind aber keine Commandeurs ernannt worden. Uebrigens ist zu bemerken, daß das Haus Cassel, ausser der regierenden Linie Churhessen, noch folgende Nebenlinien begreift: 1) die ältere Nebenlinie zu Hessen-Philippsthal, die jüngere Nebenlinie zu Hessen-Philippsthal-Barchfeld; 2) die Linie zu Hessen-Rheinfels-Rothenburg.

† Cassel, liegt unter 51° 19′ 20″ nördlicher Breite und 27° 7′ 5″ östl. Länge, und enthält nach einer im Jahre 1817 vorgenommenen Zählung, ohne das Militär, 21,168 Einwohner, worunter 771 Juden, in 1463 Wohnhäusern. Die Altstadt und untere Neustadt sind größtentheils schlecht und von Holz gebaut, die Straßen

eng und winklig, und die öffentlichen Plätze unregelmäßig; dagegen ist die von, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, aus Frankreich vertriebenen Protestanten angelegte Oberneustadt in einem edlen Styl errichtet; ihre Plätze sind durchgängig regelmäßig, die Straßen breit und schnurgerade, die Häuser massiv, zum Theil prachtvoll; unter den Straßen verdient besonders die 4500 Fuß lange Königsstraße bemerkt zu werden, welche jeder europäischen Hauptstadt zur Zierde gereichen würde, auch ist die Bellevüe-Straße wegen der entzückenden Aussicht ins Freie merkwürdig. Die untere Neustadt wird mit den übrigen Theilen der Stadt durch eine, im Jahre 1794 vollendete, 273 Fuß lange und 42 Fuß breite, ganz aus Quadersteinen erbaute Fuldabrücke von 3 Bogen verbunden. — Wenige Städte Deutschlands besitzen so reizende Umgebungen, wie Cassel; das Thal, worin dieser Ort liegt, wird nordwärts von Vorbergen des Reinhardswaldes, im Westen vom Habichtswalde und im Süden von dem Söhrewald beherrscht; gegen Osten zieht sich beim Dorfe Bettenhausen vorbei eine weite, durch geringe Hügel eingefaßte Ebene, über die in blauer Ferne der Meißner majestätisch sein Haupt erhebt. Die Fulda windet sich bereits als schiffbarer Strom in mannigfaltigen Krümmungen von Süden nach Norden durch dieses Thal und verbirgt ihr Wasser kaum 1 Stunde von der Stadt in den Schluchten des hohen Reinhardswaldes. Wilder, pittoresker und abwechselnder, doch gemildert durch die verschönernde Hand der Kunst, zeigt sich die Natur auf der Seite der Wilhelmshöhe; einfacher, ländlicher ist ihr Gewand im Osten und Westen der Stadt. Einen imposanten Anblick in der Ferne gewährt indessen Cassel's Aeußeres nicht; ihm fehlt hierzu das, was andere Städte von gleichem Range erhebt, zahlreiche hohe Thürme. Die natürliche Lage des Orts macht das Clima rein und gesund. Einen Beweis davon geben die Geburts- und Sterbelisten. In einem Zeitraum von 18 Jahren, von 1793 — 1810 waren daselbst überhaupt 11,216 geboren und 11,954 gestorben, mithin nur 738 mehr gestorben, welches für eine Stadt von Cassels Volksmenge eine geringe Sterblichkeit zeigt. — Die Stadt zählt 9 Thore, 19 öffentliche Plätze, 65 Straßen und 7 Kirchen, wovon 5 reformirt, 1 lutherisch und 1 römisch katholisch ist. Das Straßenpflaster ist im Ganzen vortrefflich, auf dem Königsplatze aber und in manchen andern Gegenden in der Stadt musterhaft, meistens ein schwarzer Basalt; die nächtliche Erleuchtung geschieht durch Laternen und Reverberen. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich aus: 1) der Friedrichsplatz mit der von Nahl (s. d. Art.) gehauenen colossalen Marmorstatue Landgraf Friedrichs II., welche unter der westphälischen Regierung abgenommen, im Jahre 1817 aber wieder aufgerichtet worden; derselbe bildet ein längliches Viereck von 1000 Fuß Länge und 450 Fuß Breite. 2) Der Königsplatz; er ist zirkelrund und hat 256 Fuß im Durchmesser; in dessen Mittelpunkte ist ein Echo bemerkenswerth, welches die Töne siebenmal wiederholt; hier ward während der westphälischen Regierung die colossale Marmorstatue Napoleons aufgerichtet, nach Auflösung dieser Regierung ist dieselbe abgenommen und an ihre Stelle eine Säule, welche eine große Laterne trägt, gesetzt worden. 3) Der Parade- oder Schloßplatz; das Residenzschloß, welches hier stand und wovon ein Flügel am 24. Nov. 1811 abgebrannt, ist im Jahre 1817 gänzlich niedergerissen und an dessen Stelle bereits der Grund zu einem neuen Schloß von größerm Umfang und

edlerer Bauart gelegt worden. 4) Der Carlsplatz mit der Marmorstatue des Landgrafen Carl. 5) Der Wilhelmsplatz. 6) Das Sechseck am Wilhelmshöher Thore. 7) Der Kasernenplatz. 8) Der Garde du Corpsplatz. 9) Der Gouvernementsplatz. 10) Der Cadettenplatz. 11) Der Marktplatz. — Zu den vorzüglichsten öffentlichen und Prachtgebäuden gehören: 1) das Museum Fridericianum, worin sich die Bibliothek, das Kunst- und Naturalienkabinet, und der vormalige Versammlungssaal der westphälischen Reichsstände befinden; 2) die Bildergallerie, welche die schätzbare Sammlung von Gemählden enthält, die im Jahre 1806 nach Paris gebracht und im Jahre 1815 von dort wieder zurückgeführt worden; 3) das Bellevueschloß; 4) das churprinzliche Schloß; 5) der Palast der Churprinzessin; 6) der Palast der Churfürstin; 7) das Zeughaus; 8) das Gießhaus; 9) das Meßhaus; 10) die Militär-Casernen, besonders die unter der westphälischen Regierung außerhalb der Stadt angelegten, welche gegenwärtig zu Armenanstalten benutzt werden; 11) das sogenannte Fürstenhaus; 12) die Sternwarte; 13) das Opernhaus; 14) das Oberneustädter Rathhaus; 15) das Kastel; 16) das Kunsthaus, worin die Mahler- und Bildhauer-Akademie befindlich; 17) der Marstall; 18) die unter der westphälischen Regierung erbaute Artillerieschule, worin gegenwärtig das Cadetten-Institut befindlich; 19) das Orangerieschloß mit dem Marmorbade; 20) das Posthaus; 21) die Charité vor dem Leipziger Thore. — Unter den Kirchen sind besonders merkwürdig die St. Martinskirche und die katholische Kapelle. — Dicht vor der Stadt und in unmittelbarer Verbindung mit der Orangerie befindet sich der große Lustgarten, die Aue genannt, deren Flächeninhalt, mit Inbegriff der Orangerie, 40,400 Ruthen, die Ruthe zu 16 rheinländ. Fuß gerechnet, beträgt. Eine Stunde entfernt liegt das durch seine Wasserkünste und reizende Anlagen berühmte Lustschloß Wilhelmshöhe (s. d. Art.) und zwei Stunden von der Stadt in einem anmuthigen Thale das Lustschloß Wilhelmsthal. — Zu den vorzüglichsten Fabrikanstalten in und bei Cassel gehören mehrere Tabaksfabriken, zwei Wagenfabriken, eine Cattundruckerei, eine Gold- und Silberfabrik, eine Fayence- und Steingutfabrik, eine Korkstopfenfabrik, eine Salpetersiederei und chemische Fabrik, eine Bandfabrik, eine Papiertapetenfabrik, eine Lackirfabrik, eine Zuckersiederei, eine Wachslichterfabrik, ein Kupfer- und ein Messinghammer, eine Spiegel-Folierfabrik, mehrere Hut-, Handschuh- und Lederfabriken. — Als eine vorzügliche Annehmlichkeit von Cassel verdient das seit einigen Jahren in der schönsten Gegend der Stadt errichtete und mit einer guten Leseanstalt verbundene Drazische Kaffeehaus erwähnt zu werden, in welchem seit dem Januar 1818 die Steinkohlen-Gasbeleuchtung mit dem schönsten Erfolge eingeführt worden. — Die Stadt hat übrigens merkwürdige Schicksale erlitten. Im siebenjährigen Kriege wurde sie, als Festung, verschiedene Male von den französischen Truppen besetzt und war Hauptquartier ihrer Generale; sie hielten sich bis zum Jahre 1762 in derselben; am 1sten November dieses Jahres zogen sie ab und übergaben den Alliirten die Stadt mit Capitulation. Nach Beendigung des Kriegs wurden die Festungswerke geschleift und die Stadt bedeutend verschönert. Nach dem von Napoleon über die Preußen erfochtenen Siege bei Jena, wurde Cassel am 1. Nov. 1806 abermals von den Franzosen besetzt, und im folgenden Jahre 1807 zur Haupt- und Residenzstadt des durch den Tilsiter Frieden neu geschaf-

fenen Königreichs Westphalen gewählt, welches zu Ende des Jahres 1813, in Folge der über die Franzosen erfochtenen Siege der Alliirten, wieder aufgelöst worden. Die erste Besitznahme der Stadt von Seiten der Letztern erfolgte nach einer kurzen Beschießung derselben durch das russische Corps des Generals Czernitscheff am 28. Sept. 1813; der feierliche Einzug des Churfürsten geschah am 21. Nov. 1813.

† Castannos (Don Franzesco de), stammt aus einer vornehmen Familie in Biscaya, und ist ein Zögling des berühmten Generals, Grafen Orelly, der mit Castannos Schwester verheirathet war. Er war 1743 geboren, diente zuerst unter seinem Schwager und begleitete diesen auch nach Deutschland, wo er in des großen Friedrichs Schule die Tactik studirte. Sein Avancement hatte er theils seinen Verbindungen, theils seinen Talenten zu danken. Im Jahre 1794 diente er als Oberst in der Armee von Navarra unter Caro, und zeichnete sich mit seinem Regimente bei jeder Gelegenheit so sehr aus, daß er als das Vorbild der ganzen Armee galt. Er wurde 1798 Generallieutenant, und bald darauf, als erklärter Feind des Friedensfürsten, mit mehreren andern Offizieren aus Madrid verbannt. Beim Eindringen der Franzosen bot er den Insurgenten seine Dienste an, und erhielt 1808 das Commando eines Armeecorps an der Gränze von Andalusien, wo Dupont vorzudringen Miene machte. Mit einer Armee von 9000 Mann Linientruppen und etwa 30,000 Bewaffneten aus dem Volke, zwang er den General Dupont zu capituliren (s. d. Art. Baylen). Diese Waffenthat verschaffte ihm großes Ansehen, das aber durch den Verlust der Schlacht bei Tudela (Nov. 1808) wieder sank; doch seine Anstrengungen ließen dessen ohngeachtet nicht nach. Im Jahr 1811 ernannte ihn die Regentschaft zum General en Chef der vierten spanischen Armee und zum Commandanten mehrerer Provinzen. Er wurde nun der Waffengefährte und Nebenbuhler Wellingtons, und entfaltete große militärische Talente in der Schlacht bei Vittoria, die zum Theil durch seine und seiner Truppen Tapferkeit gewonnen wurde. Die Regentschaft beging die Ungerechtigkeit, ihm das Commando abzunehmen, und ihn zum Staatsrathe zu ernennen. Er schrieb dem Kriegsminister: „Ich habe die Genugthuung, dem Feldmarschall Freyre das Commando, das ich 1811 vor Lissabon übernahm, an der Gränze von Frankreich zu übergeben." Nach Ferdinands Rückkehr wurde er Generalcapitän von Catalonien und mit Orden beehrt. Im Jahre 1815 commandirte er die zum Einrücken in Frankreich bestimmte Armee. Im Jahre 1816 legte er seine Stellen nieder, um seine letzten Tage in Ruhe zu verleben.

* Casten. Mit diesem Worte bezeichnet man gewisse Stände, deren Vorrechte und Lasten erblich sind. Der Name ist portugiesisch, und wurde zuerst von den Eroberern Ostindiens unter Albuquerque für die ostindischen Stämme gebraucht, deren Geschäfte, Sitten und Lebensart, Vorrechte und Pflichten dort erblich sind. Nach und nach hat man diesen Ausdruck auch auf die Stände in Europa angewandt. Unstreitig ist diese Einrichtung bei den Völkern der alten Welt, die auf einer gewissen Stufe der Bildung stehen blieben, allgemein und sehr früh eingeführt worden. Stolz und Herrschsucht waren wohl die erste Veranlassung dazu, daß sich gewisse Familien von andern absonderten, um ihre Kenntnisse, ihre Künste, oder ihre Vorrechte nicht allgemein werden zu lassen. So war, nach Strabo's und Plutarch Zeugniß, die Priestercaste in Aegypten die älteste und die geachteiste. Aus ihr wurden die Könige gewählt, und sie beherrschte

das Volk auf eine völlig despotische Art. Aus Gemächlichkeit und aus Gehorsam blieb der Sohn immer bei den Regeln und Gebräuchen, die er vom Vater erlernt hatte. Um sich desto mehr von den niedern Casten zu unterscheiden und den Schein der Heiligkeit fortdauernd um sich zu verbreiten, führten sie eine strenge Lebensordnung und enthielten sich mancher Dinge, die den übrigen Aegyptern erlaubt waren. Die beiden andern Casten waren die Ackerleute und die Gewerbe und Handel treibende. Von Aegypten ging diese Einrichtung wahrscheinlich zu den ältesten Griechen über. Denn nicht gerechnet, daß die Priester, besonders die in den Tempeln des Aesculap die Arzneikunde übten, eine ganz abgesonderte und erbliche Caste ausmachten, so sagt Plato im Timäus ausdrücklich, daß die ältesten Bewohner von Attica eine ähnliche Casteneinrichtung gehabt, und Aristoteles bezeugt, daß Minos in Creta die ägyptischen Casten eingeführt habe. So erzählt Herodot von den Medern und Strabo von den Iberiern, daß die ganzen Völker sich in dergleichen erbliche Casten getheilt haben. Auch von den Persern weiß man, daß sie vier erbliche Stände hatten, den Stand der Priester, der Soldaten, der Ackerleute und der Handwerker. Selbst von den alten Deutschen ist es aus einzelnen Stellen im Tacitus wahrscheinlich und von den Angelsachsen gewiß, daß sie eine ähnliche Einrichtung hatten. Sogar die Peruaner und Mexicaner zeigen Spuren der Casten, nach den Nachrichten, die Clavijero gesammelt hat. Da diese Einrichtung so weit unter den Völkern der Erde verbreitet ist, so ist es wohl der Mühe werth, ihren Gründen nachzuforschen. Der ursprüngliche Stand des Menschen ist höchst wahrscheinlich der des Jägers. Wird der Mensch Hirt, so hat er schon einen bedeutenden Schritt gethan, um eine *bürgerliche* Gesellschaft zu bilden. So lange eine Nation nur noch aus Jägern und Hirten besteht, sorgt ein jeder Familienvater selbst für die Bedürfnisse der Seinigen; er bedarf keiner fremden Hülfe, und es gibt weder Handwerker noch Künstler, weder Priester noch Fürsten, weil die rohe Natur einfach ist und leicht befriedigt wird. Nimmt aber die Bevölkerung zu, sind die Heerden nicht mehr hinlänglich, die Menschen zu ernähren, ist das Wild der Wälder seltener geworden, so müssen nothwendig die Arbeiten getheilt werden. Während der Hausvater auf einer oft entfernten Jagd ist, müssen seine Heerden gehütet, muß seine Kleidung besorgt und manche andere Arbeit verrichtet werden, worin sich Einer oder der Andere seiner Hausgenossen vorzüglich auszeichnet. Die natürliche Trägheit des Menschen macht nun, daß man die erworbenen Kunstfertigkeiten, die man mit großer Mühe erlangt hat, lieber seinen Kindern mittheilen und auf sie forterben will, als einen Fremden darin unterrichten. Da nun der ursprüngliche Zustand einer jeden Nation den Aberglauben begünstigt, weil die Naturgesetze noch ganz unbekannt sind, so wird ein Stand oder eine Familie, die sich des Umgangs mit Göttern rühmt, allemal die geehrteste seyn, und da die Krankheiten immer als Strafen der Gottheiten angesehen werden, so müssen die Priester auch jederzeit Aerzte seyn. Die Vertheidigung gegen andere Nationen, oder die Angriffe auf die letztern, machen den Krieger nothwendig, geben ihm besondere Vorrechte, und so wird am Ende auch dieser Stand erblich und desto geehrter, je länger er schon erblich gewesen. Die den Ackerbau treiben, sind zwar ohne große Ansprüche auf geheime Kenntnisse, aber die Beschwerden ihrer Lebensart lassen sich doch eher ertragen, wenn man von Jugend auf daran

gewöhnt ist, und das Beispiel des Vaters diese Mühe erleichtert. So entstehen nach und nach die Casten der Handwerker und der Gewerbe treibenden Stände. Diese abgesonderten Stämme heirathen gewöhnlich unter sich, weil sie sonst bald mit andern zusammenfließen würden, und das Geheime ihrer Regeln und Kunstfertigkeiten verloren gehen müßte. In Ostindien hat die Einrichtung der Casten vielleicht den höchsten Grad der Strenge erreicht; denn die Priester lassen aus den einzelnen Gliedern des Schöpfers einzelne Casten hervorgehen. Die Brachmanen, als die erste Caste, sollen aus seinem Munde entsprungen seyn, daher sie die Ausleger des göttlichen Willens genannt werden. Nach dem Gesetzbuche des Menu sind die Brachmanen es allein, die mit den Göttern des Firmaments unaufhörlich die reinste Butter essen und die feinsten Kuchen. Sie sind unverletzlich, und kein Laster, kein Verbrechen, es sey, welches es wolle, kann an ihnen gestraft werden. Wer sich nur herausnimmt, einen aus dieser Caste belehren zu wollen, dem wird siedendes Oel in den Mund gegossen. Die zweite Caste ist die militärische. Zwar sehen die Brachmanen mit Verachtung auf sie herab, aber alle übrigen Casten zeigen vor dieser die größte Ehrerbietung. Dann folgt im Range die Caste der Ackerbauer und der Gewerbetreibenden, und endlich die verachtete dienende Klasse der Sudra's. Die niedrigsten und verächtlichsten Dienste sind für diese Menschen religiöse Handlungen. Sie sind von allem Eigenthum ausgeschlossen, und die höheren Kasten können sich alles zueignen, was ein Sudra zu besitzen glaubt, denn wirklich kann er nichts besitzen. Es darf gesetzlich niemand an der Bildung eines Sudra's arbeiten; er darf kein heiliges Buch lesen, und ist von aller Hoffnung eines bessern Zustandes jenseits des Grabes ausgeschlossen. Hier sieht man unstreitig die schrecklichsten und unnatürlichsten Folgen einer solchen Absonderung in Casten. Es ist unmöglich, ernstlich diese Einrichtung als vortheilhaft für eine gebildete Nation vertheidigen zu wollen. Höchstens kann man sagen, daß, so lange die Cultur noch keine bedeutende Fortschritte gemacht, sich die Kenntnisse und Kunstfertigkeiten besser erhalten, wenn sie vom Vater auf den Sohn fortgehen. Aber auch nur erhalten können sie sich; vermehrt, freier ausgebildet, nützlicher angewandt werden sie nie, so lange ein engherziges Familieninteresse die Inhaber dieser Kenntnisse nöthigt, sie geheim zu halten. Nie hätten sich die Asklepiaden die Geheimnisse der medicinischen Gaukelei entreissen lassen, wenn nicht der Geist der Zeit und die beständige Gegenwart der heller sehenden Philosophen in den Tempeln des Aesculap sie gezwungen hätten, die Maske abzunehmen. Aber selbst da, als einer aus ihnen, der unsterbliche Arzt von Kos, von den berühmtesten Philosophen seiner Zeit gebildet, und im Umgang mit den ersten Männern seines Volkes, wahre Wissenschaft an die Stelle der Gaukelei und reine Erfahrung für Aberglauben setzen lehrte, selbst da noch verfloßen Jahrhunderte, ehe die alte Caste ihren Vortheilen entsagen lernte. Empörend ist es für jeden Unbefangenen, einen Menschenstamm sich über den andern erheben zu sehen, weil er unter günstigern Umständen geboren, gewisse Vorrechte genießt, die ihm nur ein finsteres Zeitalter gestatten kann. Nichts in der Welt entschuldigt auch unter uns die Anmaßung solcher Casten, wenn es nicht ihr eigner Mangel an Einsicht ist. Je mehr ein Volk an wahrer Bildung zunimmt, desto allgemeiner muß diese seyn, desto größern Werth muß diese haben, und desto geringer müssen, im Verhältniß gegen sie, alle die Vorzüge geschätzt werden,

welche die Zufälle der Geburt und des Reichthums gewähren. Immer allgemeiner, immer mehr unter dem Volke verbreitet, muß die wahre Lehre werden, daß die Verdienste des Vaters nimmermehr auf den Sohn forterben, daß der Adel nur eine Erinnerung dessen ist, was die Vorfahren thaten, daß er nur eine Aufmunterung seyn soll, ihre Tugenden nachzuahmen und sich gleiche Verdienste zu erwerben, daß nur Vorzüge des Geistes und ausgezeichnete Talente, nie aber die Geburt, zu Staatsämtern berechtigen, und daß selbst im Wehrstande nichts verderblicher ist, als Castengeist.

† Castration. Ein Castrat bedeutet noch jetzt (von seinem Ursprung) einen Sopransänger bei den Operntheatern. — Castriren ist das Zeitwort für die Handlung der Castration; wird aber auch figürlich gebraucht, besonders (im übeln Sinne) bei Schriften, welche von der Censur oder ungeschickten Editoren, bei Schauspielen, die von mercantilisch geleiteten Directoren, durch Streichen bedeutender Stellen, verstümmelt werden. — Castriren heißt bei den Thieren im Allgemeinen Verschneiden, Schneiden, ein Schwein schneiden; dann auch, bei den Pferden, Wallachen; bei den Hähnen Kappen oder Kapaunen rc.

* Castrum Doloris (Trauerbühne), wird unrichtig mit Catafalk gleichbedeutend gebraucht. Der Catafalk (das Trauergerüst) ist bloß die stufenartige Erhöhung des Sarges eines zu feiernden erhabenen Todten mit der denselben umgebenden Kerzenerleuchtung und den dazu gehörigen Verzierungen an Wappen, Inschriften rc., welche sich in einer Kirche, ohne daß diese übrigens eine Veränderung zu erleiden braucht, oder in einer Privatwohnung befinden kann. Das Castrum Doloris aber ist der ganze Raum, worin ein Catafalk sich befindet, nebst allen Zubehören, gewöhnlich in der Behausung des Verstorbenen. Wenn eine fürstliche oder andere vornehme Person, deren Familie dem Verewigten diese Ehre gewähren will, gestorben ist, wird der Sarkophag (der gewöhnlich nur eine Repräsentation ist, weil die Naturgesetze selten eine so lange Aufbewahrung der Leiche erlauben) des Verstorbenen auf einer stufenmäßig erhöhten, schwarz bedeckten Estrade (dem eigentlichen Catafalk) zur Schau ausgestellt. Die den Rang des Todten charakterisirenden Zeichen sind, wenn es eine Privatperson ist, auf den Sarg gelegt (wie etwa Degen, Epaulets rc. eines Offiziers), oder einzeln auf 4 bis 6 den Sarg umgebenden, dazu aptirten Tabourets befindlich (die Reichs- oder fürstlichen Insignien), wenn es ein regierendes Haupt oder zur Herrscherfamilie gehörig gewesen. Candelaber umgeben den Sarg. Ein Thronhimmel bedeckt ihn. Vier Marschälle stehen an dessen Pfeilern. Der im Dienste des verstorbenen Fürsten, dessen Person zunächst gestandene Officier oder Officiant steht zur Linken am Kopfende des Sarges, mit der rechten Hand denselben berührend, zum Zeichen der auch über das Grab hinreichenden Anhänglichkeit. Das Zimmer ist schwarz ausgeschlagen, mit silbernen Festons, passenden Allegorien rc., ernst und edel verziert, und mit zahlreichen Kerzen erleuchtet, die von sinnreich geordneten Wandleuchtern den Betrachter aus der dunkeln Nacht des Todes, welche von den schwarzen Umgebungen ihn anspricht, in das helle schöne Gebiet des Hoffens und des Glaubens führen, und die Thränen, so die düstere Farbe hervorgelockt, schnell und bedeutend trocknen sollen. — Ein solches geschlossenes Zimmer, oder die Kirche, oder Kapelle, wenn sie dazu eingerichtet worden, heißt eigentlich nur Castrum Doloris. Die Franzosen nennen es

Chambre ardente, durch Ausdehnung dieses Ausdrucks, der eigentlich im 17ten Jahrhunderte ein für hohe auf Staatsverbrechen angeklagte Personen bestimmtes Gericht bedeutete, wo die Beschuldigten in einem schwarz ausgeschlagenen und durch Kerzenlicht erleuchteten Saale verhört und gerichtet wurden.

Casuar, nach dem Strauße der größte Vögel; er mißt vom Schnabel bis zu den Klauen 5 1/2 Fuß. Die Flügel des Casuars sind noch kleiner als die des Straußes, und zum Fliegen ganz unbrauchbar. Statt der Schwungfedern hat er an jedem 4 bis 6 kahle Schäfte, die den Stacheln eines Stachelschweins gleichen. Sein Lauf ist so schnell, daß ihn die flüchtigsten Jagdhunde nicht einholen können. Er bewohnt Ostindien, besonders Java und die Molucken. Seine Nahrung besteht aus Vegetabilien. — An der Botanybay und zu Port Jackson hat man eine neue Gattung Casuare entdeckt, die noch weit größer sind, und sie neuholländische genannt.

Casuistik ist der Theil der Moral, welcher sich mit den Grundsätzen beschäftigt, nach welchen schwierige Gewissensfälle (besonders wo Collision der Pflichten eintritt) entschieden werden müssen. Kant nennt sie die Dialektik des Gewissens. — Daher Casuist, ein Moralist, welcher dergleichen Gewissensscrupel zu lösen sucht. Berühmt sind die Casuisten unter den Jesuiten, z. B. Escobar, Sanchez, Busembaum u. a. m., eben so sehr durch ihr Talent im Erfinden solcher Fälle, als durch Zweideutigkeit und Seltsamkeit ihrer Rathschläge.

Catafalk, s. Castrum Doloris.

Cataract, s. Staar und Wasserfall.

* Cataster heißt eigentlich jedes tabellarische Verzeichniß von Dingen z. B. Stämmchen in einer Baumschule; gewöhnlich wird der Begriffsname den catastrirten Dingen vorgesetzt, daher Baumcataster, Hauscataster, d. i. Verzeichniß der Häuser einer Stadt, eines Dorfes, Viehcataster. Immer wird eine sorgfältige und prüfende Zählung vorausgesetzt, daher sagt man auch, ein Cataster aufnehmen. In unsern steuersüchtigen Tagen ist der Name Cataster fast ausschließend bei Steuerrealien, besonders der Grundsteuer, im Gebrauche. Er ist dermaßen in Gebrauch gekommen, daß man statt Steuercataster schlechthin Cataster schreibt und spricht, z. B. A. hat nach dem Cataster 10 Thaler zu zahlen; das Cataster wird revidirt, oder ein neues Cataster aufgenommen. In diesem Sinne ist daher das Cataster ein genaues Verzeichniß von allem Grundeigenthum, wornach die Steuern vertheilt werden. Ein solches Steuercataster aufzunehmen ist an sich keine geringe Sache und sehr kostbar. Frankreich fing durch Colbert das Catastriren an, hat schon über 32 Millionen Franken darauf verwendet, und hat noch ungefähr 100 Millionen darauf zu verwenden, bis es alle steuerbare Grundstücke im Cataster liegen hat. Das Catastriren fand von Anfang manche Schwierigkeit, wozu wir die frühere ungleiche, aber darum in den Steuerrollen der Bequemlichkeit wegen doch fortgeführte, Besteuerung der Grundstücke zählen. Größer war aber die Widersetzlichkeit der Adeligen, der Güterbesitzer und der Geistlichkeit. Die adeligen und geistlichen Stände des Bisthums Osnabrück zahlten z. B. 80,000 Thaler zu der, Behufs eines Steuercatasters bewirkten Landesausmessung, unter der Bedingung, daß ihre Güter nicht mit vermessen, sondern auf den Charten in blanco verbleiben sollten, was auch bis 1809 so blieb, und ferner geblieben seyn würde, wenn nicht die stan-

zösische Verwaltung einige Jahre im Lande geübt worden wäre. Ein andermal erschrickt man vor der Totalsumme der Kosten, wenn man vernimmt, daß eine Quadratmeile 2000 Thlr., wie in einzelnen Departements von Frankreich, oder 7000 Thlr., wie bei einzelnen Gegenden am Rheine, kosten werde. Die Kosten sind um so größer, je schwieriger die Vermessung, was der Fall ist, wenn viele kleine Stücke vorhanden sind, die alle einzeln vermessen und berechnet werden müssen. Es ergibt sich hieraus, daß man eigentlich nicht bestimmen kann, wie viel eine einzelne Meile kosten werde. Indessen kann man im Durchschnitt etwa 4000 Thlr. (16,000 Fr.) auf die deutsche Quadratmeile annehmen. Zwei Drittel der sämmtlichen Kosten fallen ungefähr allein auf die Vermessung. Diese ist aber bei einem genauen Cataster schlechterdings nöthig. — Ein Haupthinderniß liegt häufig in dem Mangel an Kenntnissen der obern Behörden, welche gewöhnlich die von ihnen ausgehenden Verordnungen unvollkommen ausfertigen. Eine noch andere gemeine Schwierigkeit setzt man in die wenige Vorbereitung zu dem so wichtigen Geschäfte. Sodann fehlt es in der Regel an Landmessern, die wie die Aerzte mit ihrer Kunst ein Gewerbe treiben, und kommen darum von beiden nicht mehr auf eine Quadratmeile, als darauf Unterhalt finden. Im Durchschnitt findet man auf einer Quadratmeile nur einen Feldmesser, der eine Flurcharte aufzunehmen im Stande ist. Gibt es, wie hier, nun mehr Arbeit, so fehlt es an Feldmessern. Endlich beklagen sich auch diese über die vorgefundene mangelhafte Landeskenntniß, wodurch sich ihre Arbeit erschwert. Es bedarf darum zum Beginnen des großen Werkes, da wo es unternommen wird, einer großen Vorbereitung, wenn etwa das Achtfache des bisherigen Vermessens bewirkt werden soll. Weil das zu verfertigende Cataster weiter nichts ist, als eine äußerst genaue Statistik, die indessen Millionen anzufertigen kostet, so ist sie nicht ohne eine genaue vorläufige Kenntniß des Landes zu unternehmen, indem der Verfertiger ohne diese Kenntniß schwer auffindet, wie solche zweckmäßig zu ordnen sey. Es soll ja, einmal vollendet, sich auch immer erhalten, und zwar in allen Bewegungen der Gesellschaft folgen, ohne je in Verwirrung zu gerathen. Dergleichen Landescataster werden in drei Abschnitte getheilt: 1) Vorarbeiten des Catasters, 2) Ausfertigung des Catasters und 3) Erhaltung des Catasters. Auf die Vorbereitung werden 2 bis 3 Jahre verwendet. Da das Cataster eine Statistik aller Gemeinden ist, so ist jede Gemeinde wiederum als ein Theil oder als ein kleiner Staat anzusehen, dessen Glieder alle in einem Steuerverbande liegen, und die über ihr Grundeigenthum mit An- und Abschreiben ein fortlaufendes Contocurrent führen. Das erste Geschäft ist, daß man die Grenzen der Gemeinden richtig stellt, sie umgeht, ein Grenzprotocoll und eine Grenzcharte aufnimmt, damit man wisse, was zu jeder Gemeinde gehört. Sodann werden die darin liegenden Wege aufgenommen, und eine Umfangscharte gezeichnet, auf der die Grenzen der Haiden, Moräste ꝛc. angegeben werden. Alle Umfangscharten werden zusammengezeichnet, und bilden die Kreischarten, wobei man alle vorhandene Hülfsmittel an Landescharten, Dreiecken ꝛc. benutzt. Nach diesen Charten wird nun die Größe des ganzen Kreises nach Morgen oder Ackern berechnet, so wie die Größe jeder Gemeinde mit Angabe der Waldungen, Moräste, Teiche ꝛc. dargestellt. Nun wird durch einen Feldmesser ein Flurbuch aufgenommen, d. i. ein Verzeichniß der vorgefundenen Grundstücke, welche numerirt und mit den Namen der gegenwärtigen

Besitzer versehen werden. Ist die Umfangscharte fertig, so beginnt die Abschätzung der sämmtlichen Grundstücke nach der Reihe in einer Gemeinde. Dazu werden der Steueraufseher und sachverständige Landwirthe beordert. Der ausgemittelte Werth wird bei jedem Stücke im Flurbuche nach angenommenen Classen angemerkt. Auf dem statistischen Büreau des Regierungsbezirks werden nun alle Theile zusammen gestellt, vereinigt und in Tabellen gebracht. — Als Vortheile einer solchen 2- bis 3jährigen Vorarbeit führt man an: 1) die dadurch erlangte bessere Kenntniß des Landes; 2) die dabei veranlaßte Bildung des Personals, vom Präsidenten bis zum gemeinen Gehülfen herab; 3) die Wegräumung mancher Hindernisse; 4) die darnach zu machende Ausgleichung ungleicher Steuervertheilungen und endlich 5) daß man insbesondere für die nächstfolgenden Jahre in Menge zu brauchende Geometer praktisch anzieht. Das zweite Hauptgeschäft ist die Anfertigung des Catasters. Die Grundlage desselben ist die Ausmessung eines jeden einzelnen Grundstücks, es sey Garten, Acker, Wiese, Wald &c. und das Auftragen derselben in die Flurcharte. Ist die Gemeindeflur groß, so wird sie nach Verhältniß der Größe in mehrere Abtheilungen (Sectionen) getheilt, wobei man aber auf natürliche Gränzen, als Wege, Fußsteige, Teiche u. dergl. sieht. Der Maßstab einer jeden Flur wird so genommen, daß sie auf einem großen Bogen Papier Platz findet; wo denn nachher alle Flurcharten bequem in einen Atlas zusammengebunden werden können, in welchem die erste die Generalcharte ist, welche angibt, wie alle Sectionen in einer Gemeinde aneinanderstoßen. Diese ist im kleinsten Maßstabe gezeichnet, z. B. bei Dörfern von 1000 zu 1, bei mittlern Ackervertheilungen von 2000 zu 1; bei Waldungen, Haiden u. s. w. von 4000 zu 1, und bei der General-Charte der Gemeinde von 10,000 zu 1. Ueber jede Section wird eine Flurcharte aufgenommen, und dazu eine Abtheilung im Flurbuche gemacht. In diesen liegen und sind die Stücken wie sie auf einander folgen, verzeichnet. Im Flurbuche bleibt hinter jedem Stücke ein Raum leer, damit in denselben, bei der Besitzveränderung, der Name des jedesmaligen Besitzers geschrieben werden kann. — Außer dem Flurbuche wird noch ein Erd- oder Erbebuch angefertigt, in welchem die Grundbesitzer einer Gemeinde nach alphabetischer Ordnung ihre Grundstücke die sie besitzen, zusammengestellt finden, sie mögen liegen in welcher Section sie wollen. In der Folge werden die, welche ein Einzelner neu erwirbt, z. B. durch Kauf, Erbe, Tausch, hinzugeschrieben, und die er abgibt, gestrichen. Die Flurcharte, das Flur- und Erbebuch, als die drei wesentlichen Stücke, auf denen die Genauigkeit und Erhaltung des Catasters beruht, nehmen gewöhnlich 7/8 von allen Kosten der Katastrirung weg. Damit die Stücke auf der Flurcharte genau so liegen, wie sie auf dem Felde folgen, so wird zuerst eine Anzahl fester Punkte bestimmt, von denen der Landmesser beim Auftragen der Stücke ausgeht, wodurch alles Verschieben verhütet wird. Damit aber auch alsdann auf der Gemeindecharte die Sectionen gehörig an einander schließen, so werden sie ebenfalls durch feste Punkte mit einander verbunden. Die Entfernung dieser Punkte und ihre Lage gegen einander werden mit kleinen Dreiecken bestimmt, welche der Landmesser auf seinem Meßtische mit dem Visirrohr aufträgt. Der Oberlandmesser des Kreises zeichnet nachher eine Kreischarte, im Maßstabe von 5000, in welcher er die Gemeindecharten, die im Maßstabe von 10,000 sind, vereinigt. Damit diese gehörig aneinanderschließen mögen, und damit für jede

ohne langes Probiren die rechte Stelle gefunden wird, wohin sie gehört, so überzieht er den Kreis mit einem Dreiecke, so daß in jeder Gemeinde wenigstens 2 bis 3 feste Punkte sind. Diese Punkte gibt er seinen Landmessern, und indem diese sich mit ihren Gemeindecharten anschließen, so kommt jede dahin zu liegen, wohin sie gehört, und ohne alle Verschiebung. — Aus der Kreischarte wird eine Charte des Regierungsbezirks oder der Provinz, im Maßstabe von 100.000 zu 1 zusammengezeichnet; und damit die 10 oder mehrere Kreischarten gehörig schließen, so überzieht der Director des Catasters den Regierungsbezirk mit großen Dreiecken von 2, 3, 4 und 5 Stundenseiten. Diese theilt er den Oberlandmessern mit, und diese schließen sich an diese Dreiecke an, indem sie eine Seite derselben als ihre Standlinie ansehen, von der sie bei der Messung ihrer kleinen Dreiecke ausgehen. Indem das große Dreiecknetz astronomisch orientirt ist und voll Nord liegt, sind auch alle Punkte orientirt, die hiermit zusammenhängen, und jede Gemeindecharte liegt voll Nord. Auf diese Weise erhält man zugleich eine genaue Landescharte. Ueber das Messen selbst sehe man: Benzenbergs praktische Geometrie, 3 Theile. Nachdem alle Stücke von den Landmessern aufgenommen sind, fängt die Classirung und Abschätzung derselben an, um den Reinertrag derselben zum Behuf der Besteuerung zu bestimmen. Dazu nimmt man gewöhnlich den mittlern Pachtpreis an. Als Anhaltepunkte müssen die wirklich bestehenden Pächte dienen. Ist auch die Abschätzung vollendet, so sieht sie der Steuerdirector durch und schickt sie in jede Gemeinde, damit sie die Gemeindebehörde ebenfalls durchsehe, oder durch eine Commission prüfen lasse. Es wird alsdann eine Kreisversammlung gehalten, wobei der Landrath oder ein sonstiger Beamter präsidirt, der Steuerdirector, der Steueraufseher und Abschätzer zugleich zugegen sind. Hier werden alle Abschätzungen mit einander verglichen und alle Einwendungen der Deputirten zum Protocoll genommen. Aus diesem bearbeitet der Steuerdirector nachher den definitiven Anschlag für jede Culturart und jede Classe des Bodens jeder Gemeinde, der dann endlich dem Regierungspräsidenten zur Bestätigung vorgelegt wird. Nach erfolgter Bestätigung wird der sogenannte Reinertrag von jedem Stücke, nach seiner Größe und Classe berechnet und hiernach das Flurbuch, das Erd- und Erbebuch und die Steuerrolle für jede Gemeinde angefertigt. So ist der Geschäftsgang bei den Catastrirungen in den jetzt preußischen Rheinprovinzen. Drittens kommt die Erhaltung des Catasters in Betracht. Vorerst müssen die gehörigen An- und Abschreibungen im Flur- und Erbebuche gemacht werden. So oft in der Folge ein Stück in andere Hände geht, wird das Ab- und Zuschreiben erneuert. Verschwindet ein Name durch Wegzug oder Tod, so wird sein Artikel gelöscht. Kommt ein neuer Name in die Gemeinde, so wird diesem im Supplementbande des Erbebuches ein neuer Artikel gegeben. In 25 Jahren ist alles Grundeigenthum gemeiniglich in andere Hände gegangen. So viel nun immer Veränderungen erfolgen mögen, so muß doch die Flurcharte immer der Vertheilung des Bodens folgen, wenn anders das Cataster in Ordnung verbleiben soll. Damit nun diese erhalten werde, muß eine solche Einrichtung getroffen werden. Beim Gemeindeatlas ist ein Supplementband, welcher eben so viel weisse Charten hat, als der Atlas Flurcharten. Wird z. B. ein Stück getheilt, etwa in der Section D, so wird dieses in dem Supplementcataster in die Section D mit der neuen Eintheilung gezeichnet, und jedem Stücke wird nun außer

der alten Haupt-Nummer eine Neben-Nummer gegeben; z. B. 37.1 37.2 und 37.3 Im Flurbuche wird nun das Stück gelöscht und im Supplementbande wieder als drei neue Stücke vorgetragen, mit denen nun das Contocurrent so fortgesetzt wird, als wären sie schon bei der Verfertigung des Catasters getheilt gewesen. Alle 25 Jahre ist wieder eine Revision des Catasters vorzunehmen. Bei dieser werden alle Theilungen aus dem Supplementbande entnommen, und in das Flurbuch in gehöriger Folge getragen. Wird auf diese Art immer fortgefahren, so veraltet das Cataster nie. Als Beispiel einer Landescatastrirung wählen wir die in Frankreich vorgenommene, zumal sie uns zugleich einen scharfen Blick in dieß merkwürdige Reich thun läßt. Das

Cataster von Frankreich hat sowohl historischen als statistischen Werth, und hat darum auch im Auslande allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Die erste Idee soll der Minister Colbert gegeben haben, und wurde noch vor seinem Tode in einem kleinen Theile des Landes ausgeführt. Die verschiedenen Provinzen sollten ihr eigenes Cataster erhalten. Da jedoch die Grundstücke der Adelichen, der Geistlichkeit und der Städte, die von ihrem unbeweglichen Eigenthume nichts bezahlten (vergl. d. Art. Grundsteuer von Frankreich), ausgenommen waren, so blieb das Unternehmen unvollkommen. Erst 1791, als durch ein Gesetz die allgemeine Grundsteuer eingeführt ward, wurde eine neue Vertheilung für das ganze Land gemacht. Aber auch diese wurde bei dem großen Mangel an statistischen Nachrichten unvollkommen. Die Minister hatten zwar, wie überall, aufs allertrefflichste regiert, jedoch ohne das Land, welches sie regierten, zu kennen, ohne zu wissen, wie viel in einer Provinz Ackerland, Wiese, Waldung, Wüstung sey, wie viel jedes einbringe, genug, sie vertheilten jährlich die Steuern darauf, unbekümmert, ob diese Vertheilung auch gleichförmig, also gerecht sey oder nicht. Um die Fehler der ältern Vertheilung zu verbessern, wurde ein allgemeines Cataster decretirt, das aber der entstandenen Unruhen wegen nicht gleich in Ausführung gebracht werden konnte. Die gerechten Klagen über ungleiche Besteurung wurden immer lauter, und mußten es werden, denn als man zu catastriren anfing, fand sich, daß ein Departement 4 Millionen, und ein anderes 11 Millionen beitrug, da doch jedes 7 1/2 Million zu zahlen schuldig war. — 1803 verordnete Bonaparte, daß alle Gemeinden Frankreichs gemessen und abgeschätzt werden sollten. Da aber diese Messungen nur nach Culturmaßen geschahen, so kamen zwar die Gemeinden gegen einander ins richtige Verhältniß zu stehen, aber es blieb die innere Vertheilung der Gemeinden unvollkommen, indem man nur bloß die Aecker, Wiesen und Waldungen rc. der Gemeinden, nicht aber auch jedes Besitzers einzelne Stücke gemessen hatte. Erst als die Arbeit 5 Jahre lang unter vielen Schwierigkeiten, die vorzüglich aus Mangel an guten Landmessern und geschickten Steuerdirektoren entsprangen, fortgesetzt waren, befahl der Kaiser, daß die einzelnen Stücke vermessen, und ein vollständiges Gemeindecataster aufgenommen werden sollte. Seit 1808 ist diese Messung und Schätzung, nur auf eine kurze Zeit unterbrochen, fortgesetzt worden. Bereits sind etwa 10,000 Gemeinden gemessen, 7000 abgeschätzt und catastrirt. Ein Viertel vom Ganzen ist gemessen (etwas über 2000 Quadratmeilen), und über ein Sechstel (etwa 1500 deutsche Quadratmeilen) ist catastrirt. Die Kosten der seitherigen Arbeit betragen 32 Millionen, und zur Vollendung des Ganzen mögen noch 100,

Millionen Franken erfoderlich seyn. Hinsichtlich der Statistik von Frankreich hat das Cataster bereits schöne Resultate gegeben, die wir im Auszuge des Berichts, welchen der Finanz-Minister im Jahre 1818 der Kammer der Deputirten vorlegte, mittheilen. Zwar ist das Ganze noch nicht vollendet, allein man hat an den fertigen Gemeinden und Cantonen treffliche Anhaltspunkte, um in Verbindung mit andern Hülfsmitteln eine vorläufige Statistik von Frankreich aufzustellen, die an Vollständigkeit und Genauigkeit alles übertrifft, was man in andern Ländern aufgestellt hat. Folgende Angaben sind alle in metrischen Mrg., deren 10 nahe gleich sind 39 Magdeburger. Frankreich hat

83 Departement, jedes im Durchschnitt von 570000 Morgen
368 Arrondissements, jedes . . . . 129000 —
2669 Cantons, jedes . . . . . . 17000 —
38990 Gemeinden, jede . . . . . 1216 —

in Allem 47 Millionen 404000 Morgen und in diesen 115 Millionen 263000 Stücke, also in 100 Morgen 243 Parcellen.

Statistik

von Frankreich nach dem Cataster.

Cultur-Arten.	Morgenanzahl Arpents métriques.	Jährlicher Reinertrag. Frank.	Ertrag auf 1 Morgen.
Ackerland . . .	22,818000	600,191000	26 Frank.
Schlagwaldungen . .	5,125000	73,463000	14 —
Hochwald	460000	5,038000	11 —
Viehweiden . . .	3,525000	45,320000	13 —
Wiesen . . .	3,488000	184,760000	53 —
Weinland . . .	1,977000	86,064000	44 —
Kastanienwälder . .	406000	4,410000	11 —
Obstgärten . . .	359000	26,787000	75 —
Küchengärten . .	328000	23,187000	71 —
Teiche	213000	3,706000	17 —
Moräste	186000	3,246000	17 —
Hanffelder u. Hopfengärten	60000	3,311000	55 —
Erlen- und Weidenbrüche	53000	2,009000	38 —
Olivengärten . . .	43000	2,977000	69 —
Steinbrüche und Halden	28000	830000	3 —
Lustgärten . . .	16000	1,674000	105 —
Maulbeerpflanzungen .	13000	782000	60 —
Baumpflanzungen .	10000	519000	52 —
Torfstechereien . .	7000	130000	19 —
Canäle zur Schifffahrt	6000	402000	67 —
Bewässerungskanäle .	3000	140000	47 —
Verschiedene Arten örtlicher Culturen in den verschiedenen Departements .	780000	33,448000	43 —
Oede Ländereien, als Haiden und Sandschollen	3,841000	8,067000	2 —
Verschiedene kleine Culturarten . . .	213000	11,797000	55 —
Aller steuertragender Boden	43,958000	1121,501000	25 —

Folgende Grundstücke tragen keine Steuern, als:

Die Staatswaldungen	1,486000	Morgen
Oeffentliche Plätze, Spaziergänge, Wege, Landstraßen	1,170000	—
Flüsse, Bäche, Seen	465000	—
Gletscher, unfruchtbare Berge, Felsen . . .	240000	—
Nichtstragende Domainen	105000	—
Gottesäcker	6000	—
Nicht steuerbare	3,446000	—
Steuerbare	43,958000	—
Morgenzahl von Frankreich	47,404000	—

Zu dem jährlichen Ertrage von 1121,501000 Frank. Silberrente des steuerbaren Bodens kommt die Silberrente der Gebäude hinzu, für die eine besondere Steuerrolle in jeder Gemeinde, unter dem Titel: Propriétés bâtes, aufgenommen ist:

Häuser . . .	5,431000.	Ertr.	303,193000	Fr.	jedes 56	Fr.
Mühlen . . .	76000.	—	18,459000	—	— 243	—
Hüttenwerke u. Fabriken	35000.	—	7,509000	—	— 214	—
Gebäude verschiedener Art	14000.	—	1,670000	—	— 119	—
Hammerwerke u. Hohöfen	2000.	—	1,958000	—	— 979	—
In Allem . . .	5,558000.	—	332,780000	—	— 60	—

Die zu besteuernde Silberrente wurde also dadurch um 333,000000 Fr. vermehrt, als durch das Gesetz alles unbewegliche Eigenthum besteuert wurde, folglich auch das Capital, so in den Häusern angelegt worden, und durch diese seine Rente trägt. Die Silberrente vom unbeweglichen Eigenthume der Nation beträgt demnach 1454,000000; davon das 9tel Steuern, thut 162,000000. Die nicht besteuerten Gebäude bestehen in 56000 Kirchen und Kirchenhäusern auf einer Fläche von 5000 Morgen, und 22000 öffentlichen oder zum Staatsdienste gehörenden auf 4000 Morgen. Die Hälfte der Fläche des Reichs ist Ackerland (23,000000 Morgen); der 9te Theil Waldungen; der 15te Viehweide und fast eben so viel Wiese; 1/13 alles Bodens ist ödes Haideland und nur 1/100 ist Hochwald; 1/25 Weingärten; 1/370000 Lustgärten und Parks. Zur Silberrente liefern die Gebäude ungefähr 1/5, das Ackerland 2/5, die Weinberge 1/17 und das Brennholz 1/20. Die vollständigste Nachricht über das französische Cataster findet sich in der Collection des Lois, Décrets, Reglements, Instructions et Décisions sur le Cadastre de la France, welche in 5 Bänden 8. in Paris bei Rondonneau herausgekommen ist. 1811 wurden sie auf Befehl des Ministers umgearbeitet und in 1 Quartband gebracht, unter dem Titel: Recueil méthodique des Lois etc. Dazu gehört ein Folioband Modelle. Beide Werke sind jedoch nicht in den Buchhandel gekommen, sondern bloß an die Agenten des Catasters vertheilt worden, bei denen sie Eigenthum der Regierung bleiben. In Benzenbergs Geschichte des Catasters ist da, wo vom Cataster von Frankreich die Rede ist, ein vollständiger Auszug des Recueil méthodique gegeben, in welchem die 50 Bogen desselben auf 10 zusammengezogen worden. P—l nach B—g.

† Catel. In Deutschland führen zwei in Berlin lebende ausgezeichnete Künstler auch den Namen Catel. Der eine, Louis, ist Architekt, der andere, Franz, Zeichner.

Catharina Paulowna (geb. den 21. März 1788), Königin

von Würtemberg, Großfürstin von Rußland, jüngere Schwester des Kaisers Alexander und Wittwe des Prinzen Georg von Holstein-Oldenburg, welcher den 27. Dec. 1812 in Rußland gestorben war. Vom Prinzen von Oldenburg leben zwei Söhne, welche am 30. Aug. 1810 und 26. Aug. 1812 geboren sind. Ihrer Festigkeit allein scheint man es zu verdanken zu haben, daß Napoleon, ehe er mit der Kaisertochter von Oesterreich sich verband, nicht mit dem russischen Kaiserhaus verschwägert wurde. Gleich ausgezeichnet durch Körperschönheit und Geistesgröße und eine beinahe männliche Besonnenheit und Entschlossenheit, hing sie stets mit der wärmsten Liebe an ihrem Bruder Alexander, und war seit 1812 in den Feldzügen in Deutschland und Frankreich, zu London und Wien häufig seine Gefährtin und gewiß von dem bedeutendsten Einfluß auf manche seiner verhängnißreichen Entschlüsse. Sie vorzüglich war es, wie man behauptet, welche im Mai 1814, die Verbindung zwischen dem Prinzen von Oranien und der Prinzessin Charlotte von Wallis hintertrieb, und die Vermählung dieses Prinzen mit ihrer und Alexanders jüngerer Schwester einleitete. Schon 1813 hatte sie der damalige Kronprinz Wilhelm von Würtemberg in Deutschland kennen gelernt und sie 1814 in Paris wieder gesehen. Seine Wünsche wurden erfüllt; er sah sich, nachdem er sich von seiner ersten Gemahlin, der jetzigen Kaiserin von Oesterreich, einer der edelsten Frauen, aus unbekannt gebliebenen Ursachen, getrennt hatte, den 23. April 1815 mit ihr zu Petersburg vermählt, und bestieg, nach dem Tod seines Vaters im October 1816, mit ihr den Königsthron von Würtemberg. Catharina Paulowna erinnert vielfach an die Kaiserin Catharina, und ist durch ihren Einfluß auf die Angelegenheiten der letztern Jahre welthistorisch merkwürdig geworden. Als Landesmutter hat sie sich in dem Hungerjahre 1816 sehr wohlthätig bewiesen. Sie bildete Frauenvereine, suchte auf Volkserziehung einzuwirken; sie bemühte sich, nach den englischen saving Banks, für die untern Volksklassen Sparbanken einzurichten, und griff mannigfaltig in die kleine innere Oekonomie des Staats ein, wobei sie, wie es schien, vorzüglich immer Englands Einrichtuugen nachzuahmen suchte. — Ein plötzlicher Tod machte schon am 9. Jan. 1819 ihrem edeln Wirken ein Ende, zu tiefem Schmerz des sie innig liebenden Gemahls und des ganzen würtembergischen Volkes, von welchem sie hoch verehrt wurde und das ihren Verlust wahrhaft betrauert.

Cathedrale oder Cathedralkirche, so genannt von der Cathedra oder dem Lehrstuhl des Bischoffs, ist diejenige Kirche, welche der Sitz eines Erzbischoffs oder doch Bischoffs ist, und also als Hauptkirche der Diözes betrachtet wird. Da gewöhnlich Domstifte damit verbunden sind, so werden sie auch Domkirchen genannt.

† Cattaro. General Milutinovich nahm es am 10. Juli 1814 für Oesterreich wieder in Besitz. (Vergl. Dalmatien.)

Catun, auch Kattun und Cotton genannt, das bekannte baumwollene Zeug, das zur Bekleidung der Frauen aller Stände, nach Maßgabe seiner geringern oder höhern Güte, und sonst zu vielfachen andern häuslichen Zwecken, verwandt wird. Es wurde ursprünglich uns bloß aus Ostindien durch die Holländer, Engländer, Dänen rc. zugeführt, und von diesen in großen öffentlichen Auctionen versteigert. Dieß geschieht zwar mit mehreren Gattungen weisser Catune auch noch gegenwärtig, allein der größte Theil des unermeßlichen Bedarfs wird jetzt von den Völkern des Continents selbst verfertigt. Die Franzosen und die Schweizer zeichnen sich darin durch die feinste Waare aus.

Ihnen folgen die Engländer, diesen die Sachsen, von denen vorzüglich die chemnitzer Fabrikanten große Partien auf die deutschen Messen bringen. Außer der innern Güte und Feinheit des Stoffs kommt vorzüglich die Schönheit der Muster und die Dauerhaftigkeit der Farben bei den bedruckten Catunen in Betracht. Auch hier findet wieder dieselbe Stufenleiter Statt, die oben in der Güte angegeben ist. — Von einzelnen Städten in Deutschland zeichnen sich noch Hamburg, Augsburg und Berlin durch die Lieferung sehr schöner Waare aus.

* Caucasus, berühmtes Alpengebirge in Westasien, welches die breite Landenge zwischen dem schwarzen und caspischen Meere einnimmt, und sich von dem einen Meere zum andern, von Südosten nach Nordwesten erstreckt. Sowohl in Hinsicht der Ausdehnung als der Höhe gehört der Caucasus zu den vorzüglichsten Gebirgen. Die Länge beträgt 95 Meilen und die Breite wechselt. Von Mosdok bis Tiflis kann man sie auf 40 Meilen schätzen. Bergströme, Abgründe und Lavinen machen dieses Gebirge sehr unzugänglich. Das Hauptgebirge, oder vielmehr der hohe Rücken desselben, von welchem das Gebirge nach beiden Seiten zu abfällt, besteht aus granitischer Steinart und aus hohen Gipfeln, die zum Theil ewigen Schnee tragen, meistens kahl sind und wenige Vegetation zeigen. Während die höchsten Spitzen in Eis und Schnee gehüllt sind, tragen die niedrigen Berge Wälder. An der westlichen Seite erhebt sich vorzüglich der Elbrus, den die Einwohner Chat oder Chach-Gara nennen, und der nach einer russischen Messung 16,700 Fuß hoch seyn soll. An der östlichen Seite ist der höchste Berg der Schneeberg, westlich von Kuba, und 1810 zuerst von einem europäischen Reisenden erstiegen. Er ist selbst im Sommer mit Schnee bedeckt, und wird auch Schah-dagh (Königsberg), deßgleichen Schah-Elbrus genannt. Elbrus ist überhaupt der Name aller aus der Kette des Caucasus hervorragenden sehr hohen und konischen Berge. Er geht sehr steil in die Höhe, und ist auf dem caspischen Meere sehr weit zu erkennen. Die meisten auf dem Caucasus entspringenden Flüsse nehmen entweder einen östlichen Lauf in das caspische, oder einen westlichen in das schwarze Meer. Auf der Nordseite des Caucasus fließt östlich der Terek in das caspische, und westlich der Kuban in das schwarze Meer, jenseits welcher Flüsse sich das Gebirge in die Steppen des südlichen Rußlands verflacht. Auf der Südseite des Caucasus fließt östlich der Kur ins caspische, und westlich der Rioni (bei den Alten Phasis genannt) ins schwarze Meer, jenseits welcher Flüsse die Gebirge des türkischen und persischen Armeniens aufsteigen, und so einen Zusammenhang des Caucasus mit den übrigen Gebirgen Westasiens bilden. So rauh und unfruchtbar das Hauptgebirge des Caucasus ist, so fruchtbar und von der Natur gesegnet sind besonders die südlichen Abhänge des Gebirges, wo das Land mit Bächen, Wäldern, Frucht- und Weingärten, Kornfeldern und Viehtriften abwechselt, und alles im Ueberflusse darbietet. Der Weinstock, Obstbäume, ja selbst Kastanien, Feigen kommen ohne alle Pflege fort. Das Getraide aller Art, Reis, Baumwolle, Hanf gedeihen vortrefflich, und diese Länder könnten bei gehöriger Cultur die glücklichsten seyn; aber der Ackerbau wird sehr nachlässig betrieben, wovon theils die Trägheit der Einwohner, theils die Entvölkerung und die Unsicherheit Ursachen sind, indem die häufigen räuberischen Einfälle der Gebirgsbewohner, besonders der Lesghier, den Ackerbau treibenden Bewohnern dieser Gegenden die Früchte ihres

Fleißes entziehen, und die Menschen selbst als Sklaven fortführen. Groß ist die Menge des Wildes von aller Art, und die Fasanen sind hier zu Hause. Das Mineralreich enthält reiche Schätze, die fast gar nicht benutzt werden. Merkwürdig ist auch der Ueberfluß an Mineralwassern und an Bergöl- oder Naphthaquellen in vielen Gegenden. Die Einwohner dieser Länder bestehen aus verschiedenen kleinen Völkerschaften von verschiedener Abstammung und Sprache, und sind theils griechische und armenische Christen, theils Muhamedaner, theils Juden, und theils verehren sie Gestirne, Berge, Felsen, Bäume. Viele derselben zeichnen sich durch eine schöne regelmäßige und dauerhafte Körperbildung aus, besonders die Tscherkessen und Georgier, welche der schönste Menschenstamm in der Welt sind; daher auch das weibliche Geschlecht von den Orientalen für ihre Harems gesucht wird, und die Reize der Tscherkessinnen (Zirkassierinnen) und der Georgierinnen sind zum Sprichworte geworden. Die Einwohner stehen theils unter verschiedenen kleinen Fürsten, die oft nur einige Dörfer beherrschen, theils unter Aeltesten. Sie sind Georgier, Abasen, Lesghier, Osseten, Tscherkessen, Khisten, Inguschen, Kharabulaken, Tschetschenzen, Tataren, Armenier, Juden: auch in einigen Gegenden gibt es nomadische Araber. Unter diesen Völkerschaften sind besonders die Lesghier, welche die östlichen Gebirgsgegenden des Caucasus bewohnen, das Schrecken der Armenier, Perser, Georgier und Türken. Freiheit lehrt sie Tapferkeit und macht sie allen ihren Nachbaren furchtbar. Mangel an vielen, selbst den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens, nöthigt sie zum Raube, und alles, was sie nur erhaschen können, als ihr rechtmäßiges Eigenthum zu betrachten. Deßwegen sind auch ihre schwächern Nachbaren, welche die Mittel- und Vorgebirge bewohnen, häufig ihren Ueberfällen ausgesetzt, wenn sie ihnen nicht durch Geschenke zuvorzukommen suchen. Dagegen schützen die Felsengebirge der Lesghier sie hinlänglich gegen jeden fremden Angriff, und man hat nur selten Beispiele, daß ihnen ihre Nachbaren Gleiches mit Gleichem vergolten haben. Gewerbe treiben die Lesghier fast gar nicht, und ihre Viehzucht, so wie der Ackerbau sind nicht für ihre Bedürfnisse hinreichend. Die Wirthschaft liegt den Weibern ob, die auch aus der zarten feinhaarigen Schafwolle Decken, Tuch und Mäntel verfertigen. So bleibt dem Manne keine andere Beschäftigung übrig, als der Krieg und die Räuberei, um die Bedürfnisse seines Hauses herbeizuschaffen. Jeder benachbarte Fürst kann sich die Hülfe dieser Völker versprechen, und nach seinem Verlangen eine Anzahl Streiter bekommen, wenn er nur, außer dem nöthigen Proviant, für jeden Mann noch 10 bis 12 Rubel Silber zahlt. Sie unternehmen gern einzelne Streifzüge, machen den Feind sicher, und überfallen ihn unvermuthet. Dabei zeigen sie im Unglück die heldenmüthigste Tapferkeit. So wie im ganzen Caucasus, so herrscht auch bei ihnen die Gastfreundschaft und Blutrache. Kein Fremder kann in ihrem Lande reisen, ohne einen Gastfreund oder Kunak zum Begleiter zu haben. Von diesem eingeführt, wird er überall freundschaftlich aufgenommen und bewirthet. — Man begreift alle diese Länder, welche auf und an dem Caucasus liegen, unter dem Namen der caucasischen Länder, welche jetzt, seit dem 1813 zwischen Rußland und Persien geschlossenen Frieden, zum russischen Reiche gehören, ohne jedoch ihm völlig unterworfen zu seyn; denn nur ein kleiner Theil, die georgischen Länder Schurageli, Karthli und Kachethi haben eine ordentliche Gouvernementsverfassung, und bilden das ruſ-

sische Gouvernement Grusien mit der Hauptstadt Tiflis, 872 Quadratmeilen und 300,000 Einwohnern. Die übrigen Länder sind den Russen mehr oder weniger unterworfen. Einige der Fürsten dieser Gegenden erkennen die russische Herrschaft an, andere hingegen, besonders in dem eigentlichen Gebirge des Caucasus, sind noch ganz unabhängig, leben in Feindschaft mit den Russen, und thun räuberische Einfälle in das russische Gebiet; daher diese am Terek eine militärische Linie und Kosakenstanitzen angelegt haben; und zur Sicherung der von Mosdok nach Tiflis über das caucasische Gebirge führenden Hauptstraße sind mehrere Schanzen in einiger Entfernung von einander errichtet. Außer dem angeführten Gouvernement Grusien gehören vorzüglich zu den caucasischen Ländern: Abchasien, Mingrelien, Imerethi und Ghuria, auf der West- und Südseite des Caucasus und am schwarzen Meere; die große und kleine Kabardah, die Länder der Osseten, der Khisti, Inguschen, Ekaradulaken, Tschetschenzen und Ekumpken, auf der Nordseite des Caucasus und im Gebirge selbst; Daghestan, Lesghistan und Schirwan, auf der Ost- und Südseite des Gebirges und am caspischen Meere. Jenseits des Terek, an der Nordseite des Caucasus, ist das russische Gouvernement Caucasien, mit der Hauptstadt Georgiewsk, 2600 Quadratmeilen und 100,000 Einwohnern, worunter sich auch noch Bewohner von caucasischen Völkerschaften befinden. C—ch.

† Caulaincourt (Armand Augustin Louis), Herzog von Vicenza, einer der ersten Günstlinge Napoleons, und von diesem zu den mannigfaltigsten militärischen, und noch mehr diplomatischen Geschäften gebraucht, ist den 9. Dec. 1772 in der Picardie geboren. 1812 begleitete er Napoleon auf dem unglücklichen russischen Feldzuge, und er war es, der diesen bei seiner Rückreise nach Paris allein über Warschau und Dresden begleitete. (Man lese darüber De Pradts interessante Schilderung, in dessen Geschichte seiner diplomatischen Sendung nach Warschau.) Im Feldzuge 1813, nach den Schlachten von Lützen und Bauzen, brachte er den Waffenstillstand zu Stande, war aber bei den Friedensunterhandlungen in Prag minder glücklich. Zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, war er Napoleons Abgeordneter auf dem Congresse zu Chatillon. Nach der Einnahme von Paris schloß er am 11. April den Vertrag zwischen dem Kaiser und den alliirten Mächten ab, und zog sich dann, nachdem er sich mit Madame de Canisy vermählt hatte, in den Privatstand zurück; trat aber wieder auf nach Napoleons zweiter Usurpation, und übernahm das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Seine Bemühungen, mit den fremden Höfen Verbindungen anzuknüpfen, waren vergebens, da die Depeschen nicht über die Gränze gelassen wurden. Nach der Schlacht von Waterloo wurde er unter Fouché Mitglied der kurzen provisorischen Regierung, trat aber dann ganz zurück, verließ später Frankreich gänzlich, als der König nach Paris zurückkehrte, und schiffte sich nach England ein, wo er noch lebt.

Cazes (De), s. Decazes.

† Cefalonien gehört seit 1815 wieder zum Staate der vereinigten ionischen Inseln. (S. ionische Inseln.)

Censor. Die Censoren waren zu Rom angesehene Magistratspersonen, welche über die Anzahl des Volks und das Vermögen der Bürger ein Verzeichniß hielten und seit dem Jahre der Stadt 312 die Schatzung der Bürger besorgten. (S. Census.) Zugleich hatten sie die Aufsicht über die Sitten. Sie wurden alle fünf Jahre

gewählt. — Bei uns heißen Censoren die von Seiten des Staats mit der Büchercensur (s. d. Art.) beauftragten Personen.

Cerachi (Giov.), berühmt als großer Bildhauer, ein Nebenbuhler Canova's, und denkwürdig in der Geschichte durch eine Verschwörung, die er im Jahr 1800 mit Arena, Damerville und Topino Lebrün gegen Napoleon Bonaparte, damaligen ersten Consul, angelegt hatte. Die Verschwornen wurden am 10. Oct. 1800 in der Oper arretirt, und am 9. Jan. 1801, des Vorhabens überführt, hingerichtet. Cerachi war ein großer Künstler, und von Bonaparte gewählt worden, seine Büste zu modelliren, weßhalb er von Rom, wo er viel zur Errichtung der römischen Republik beigetragen hatte, nach Paris gekommen war.

Cerealien, von Ceres, der Göttin des Feldes und der Feldfrüchte, heißen die Erzeugnisse des Feldbaues; ferner auch die der Ceres geweihten Feste.

Cerebralsystem, diejenige Partie des gesammten Nervensystems im menschlichen Körper (so wie überhaupt in dem Körper der höhern Thiergeschlechter), welche das Gehirn und die von demselben ausgehenden oder in dasselbe sich versenkenden Nerven begreift. Es gehören also vorzüglich alle die Nerven, welche zu den Sinnenwerkzeugen gehen, dazu. (Vergl. d. Art. Nervensystem.) Man rechnete zwar sonst auch das Rückenmark und die von demselben abgehenden Nerven dazu, auch hat man in so fern einigen Grund dazu, weil die willkührliche Bewegung von dem Gehirn aus durch das Rückenmark angeregt und geleitet wird; allein man kann auch noch zweckmäßiger beide von einander trennen, die der Bewegung zuständige Nervenpartie als besondere Function betrachten, und sie Vertebralsystem benennen. (S. d. Art. Nervensystem und Vertebralsystem.)

Cerinthus, s. Gnostiker und tausendjähriges Reich.

Ceto, die Tochter des Pontus und der Gäa, und Schwester des Nereus, Thaumas, Phorkys und der Eurytia. Sie vermählte sich mit ihrem Bruder Phorkys (s. d.).

Cetto (Anton Baron von), geboren zu Zweibrücken 1760, und Sohn eines dortigen Tuchhändlers. Nach dem Tode seiner ersten Gattin, einer Buchhändlers-Tochter von Paris, vermählte er sich mit einem Fräulein von Forbach aus dem Hause Zweibrücken, und scheint, durch diese Heirath begünstigt, unter dem Herzog Carl eine Stelle im diplomatischen Fache erhalten zu haben, wo er neben Bachmann arbeitete. Mit seinem Fürsten zog er nach Mannheim, und näherte sich dort demselben vorzüglich durch freundschaftliche Verhältnisse mit dem Minister Salabert und Montgelas. Nach dem Tode des Herzogs wußte er sich auch die Gnade seines jetzigen Königs Maximilian zu erhalten, und besorgte dessen Angelegenheiten in Paris, ohne jedoch öffentlich anerkannt zu seyn, während Montgelas beim Congreß zu Rastadt arbeitete. Seine ausgezeichnete Klugheit und mancherlei Familienverbindungen machten es ihm möglich, auch nach Wiederausbruch der Feindseligkeiten in solcher Eigenschaft zu Paris zu bleiben. Erst nach Bonaparte's Erhebung erhielt er einen öffentlichen ministeriellen Charakter von seinem Hofe und das besondere Vertrauen des Kaisers. Er war es auch vorzüglich, welcher die Entstehung des Rheinbundes betrieb, und von allen deutschen Gesandten die Bundesacte zuerst unterzeichnete. Mit diesem höchst merkwürdigen Act schloß sich eigentlich seine große diplomatische Lauf-

bahn, in welcher seine Feinheit ein bedeutendes Vermögen, die Gnade des Königs und die Gunst Montgelas sich vollkommen zu erwerben — und während der folgenden kritischen Ereignisse eine gewisse unschuldige Passivität zu beobachten gewußt hatte. Er lebt nun als Privatmann auf einem der Güter, welche sein König ihm geschenkt hat.

* Ceylon, richtiger Seilan, eine 1730 Quadratmeilen große Insel im indischen Meere, an dem Eingange in den bengalischen Meerbusen, durch eine 15 bis 20 Meilen breite, seichte Meerenge, die Palksstraße genannt, von der Südostspitze getrennt, aber durch die Adamsbrücke, eine merkwürdige Reihe von Sandbänken, damit verbunden. Die ersten nähern und glaubwürdigern Nachrichten von dieser Insel verdanken wir dem Portugiesen Almeyda, der 1505 durch Zufall in einen Hafen Seilans einlief und von den Einwohnern gastfreundschaftlich aufgenommen wurde. Der Zimmet, der bereits in frühern Zeiten das Hauptproduct dieser Insel war, bewog die Portugiesen, Handelsniederlassungen daselbst anzulegen. Nur nach langem und blutigem Kampfe mit den Insulanern erreichten die Portugiesen ihre Absicht. Die Grausamkeit, die niedrigste Habsucht und der Fanatismus derselben, der sich durch Unterdrückung der Landesreligion und gewaltsame Bekehrung zur christlichen Religion äusserte, machte sie bei den Singalesen so verhaßt, daß diese 1603 den hieher kommenden Holländern, welche diese Besitzung den Portugiesen zu entreissen suchten, bei ihren Unternehmungen gegen die Portugiesen allen möglichen Beistand leisteten, und sie als ihre Befreier ansahen. Durch die Eroberung der portugiesischen Hauptstadt Colombo gelang es 1656 den Holländern, die Portugiesen aus der Insel zu vertreiben. Doch die Freude der Insulaner über ihre vermeinte Befreiung verwandelte sich nach einiger Zeit, während welcher den Holländern die wichtigsten Districte eingeräumt worden waren, in Haß gegen dieselben. Blutige Kriege erfolgten, in welchen die europäische Kriegskunst über die Tapferkeit der Einwohner siegte, die den Fremdlingen die Küsten überlassen und sich in die unzugänglichen innern Gegenden der Insel zurückziehen mußten, wo sie sich unabhängig von dem Joche der Europäer erhielten. Nachdem der holländische Staat von den Franzosen erobert und 1795 in eine batavische Republik, die ganz unter dem Einflusse der Franzosen stand, verwandelt worden war, benutzten die Engländer diese Gelegenheit, den Holländern diese Insel abzunehmen, und in dem 1802 zu Amiens zwischen England und Frankreich geschlossenen Frieden wurde sie den Engländern förmlich abgetreten, die 1815 durch die Gefangennehmung des singalesischen Königs von Candy und die Eroberung seiner Hauptstadt sich dieselbe gänzlich unterwarfen. Jedoch sind in den neuesten Zeiten bedeutende Empörungen der Singalesen gegen die brittische Herrschaft ausgebrochen, welche noch nicht unterdrückt worden sind. Die Insel hat die Gestalt einer Birne, flache mit Reisfeldern bedeckte Ufer, zwischen welchen sich stolze Cocoswälder erheben. Das Innere des Landes ist von einem hohen, steilen, mit dichten Waldungen bedeckten Gebirge durchschnitten, das die Insel in zwei beinahe gleiche Theile trennt. Der höchste Berg dieser Gebirgskette ist der berühmte Adamsberg oder Hammali, auf dessen Gipfel die Singalesen die colossalen Fußtapfen des Adam verehren, der nach ihrem Glauben hier erschaffen worden ist, und nach ihrer buddhistischen Religion nichts anders als der Buddha ist, der in den verschiedenen Ländern Asiens, wo die buddhistische Religion herrscht, verschiedene Namen führt. Häufige Wall-

fahrten geschehen daher auf diesen Berg. Der Boden der Insel ist reichlich von Flüssen bewässert, worunter mehrere schiffbar sind. Das Clima ist im Ganzen mild und gesund. Obgleich dem Aequator nahe, ist die Hitze auf der Insel doch gemäßigter, als auf dem gegenüber liegenden Continente; denn die Seewinde kühlen die Luft ab und wehen erfrischend, während man dort in der Gluth der Landwinde beinahe erstickt. Der Reichthum der Producte dieser Insel ist groß, wovon wir jedoch nur einige anführen wollen. Edle Metalle hat man nicht gefunden, aber Blei, Zinn, Eisen und Quecksilber. Gegen 20 verschiedene Arten von Edelsteinen liegen hier gleichsam offen am Tage, denn sie werden ohne mühsames Suchen in den Gebirgen und in den Flüssen gefunden, wenn diese nach heftigen Regengüssen dieselben von den Gebirgen herabschwemmen, und hernach in der trockenen Jahreszeit wieder in ihr Bette zurückkehren. Die üppige Vegetation, die auf dieser Insel herrscht, bringt beinahe alle Arten von den Pflanzen hervor, die Indien und den tropischen Ländern eigenthümlich sind. Wild wachsen in den Wäldern alle edlen Südfrüchte; ferner findet man Reis, Zuckerrohr, Kaffee, Pisang, Tamarinden, Cocospalmen und andere Palmarten, Ebenholz, Talipot oder Talpatbäume mit ungeheuer großen Blättern, davon ein einziges 15 bis 20 Menschen deckt ꝛc. Jedoch das Hauptgewächs, weßwegen die Europäer vorzüglich nach dem Besitze dieser Insel getrachtet haben, ist das bekannte und beliebte Gewürz, Zimmet. Der Zimmetbaum, ein dieser Insel eigenthümlicher Baum, liefert dieses Product. Die abgeschälte Rinde des Baumes ist das eigenthümliche Gewürz, der Zimmet. Sie wird jährlich zweimal abgeschält. Die meiste wird in der großen Ernte gewonnen, die vom April bis in den August dauert. Die kleine Ernte währt nicht viel über einen Monat, vom Ende des Novembers bis zum Anfange des Januars. Die besten, schönsten und ergiebigsten Zimmetwälder, gewöhnlich Zimmetgärten genannt, befinden sich an den Küsten. Im Innern sind die Zimmetwälder schon dünner und seltener. Man berechnet die Quantität des jährlich gewonnenen Zimmets auf 8 bis 16,000 Centner. Aus dem Thierreiche bemerken wir: das Rindvieh, mit einem Höcker zwischen den Schultern, die große Menge sowohl wilder als zahmer Büffel, eine große Mannigfaltigkeit von Geflügel, Fische in zahlloser Menge, vielerlei Arten von schädlichen Amphibien, Insecten und Gewürmen, darunter besonders viele Schlangen. Ueberhaupt enthalten die undurchdringlichen dichten Wälder, die nur selten von Menschen betreten werden, eine außerordentliche Menge von wilden Thieren, als Elephanten, die heerdenweise umherziehen, und deren Jagd ein Lieblingsvergnügen der Singalesen ausmacht, wilde Schweine, die sehr gefährlich sind, Leoparden, Affen von allerlei Arten, Schakals ꝛc. Merkwürdig ist auch die Perlenfischerei, welche an der Westküste der Insel, in der Bay von Kontatschi betrieben wird, und jetzt ganz in Verfall gerathen ist, da sie sonst äußerst ergiebig war. Die Einwohner Ceylons, deren Zahl Colqhuoun in seiner Schrift über den Wohlstand des brittischen Reichs auf 6000 Weiße und 800,000 Eingeborne schätzt, nach Andern aber über 2 Millionen betragen soll, theilen sich, außer den eingewanderten Fremdlingen, in zwei Hauptvölker, die gänzlich von einander verschieden sind, nämlich W e d a s, ein völlig rohes, ohne gesellschaftliche Ordnung in den dichtesten Wäldern lebendes Volk, das weder Ackerbau noch Viehzucht treibt, sondern sich bloß von dem Ertrage der Jagd erhält, — und S i n g a l e s e n, die einen gewissen Grad

der Civilisation erreicht haben, Ackerbau treiben, Eisen und Gold verarbeiten, Baumwolle weben und auch eine Schriftsprache haben. Sie sind gleich den Hindus, in gewisse Casten eingetheilt, wovon jede ihre eigenen Gesetze, Sitten und Kleidung hat. So wie bei den Hindus die Parias die unedle und niedrigste Caste bilden, die für einen Auswurf der übrigen gehalten wird: so machen bei den Singalesen die Rodias die letzte und verachtetste Caste aus, die kein Gewerbe treiben darf, und deren Berührung man für entehrend hält. Die Singalesen bekennen sich zur buddhistischen Religion, welche in einem großen Theile Asiens, mit verschiedenen Modificationen verbreitet ist, und deren Moral sich durch einen Geist der Milde und Reinheit der Gesinnungen auszeichnet. Diese den Briten gehörige Insel macht ein unmittelbar unter der Krone stehendes Gouvernement aus. Der Gouverneur hat seinen Sitz in der auf der Westküste gelegenen Hauptstadt Colombo.

Chagrin, s. Schagrin.

Chalcedon, s. Achat.

Chaldäische Christen, s. Nestorianer.

Champ d'Asile. Diesen Namen führt die neue, von den französischen Militärpersonen, welche nach Napoleons zweitem Sturz, theils gezwungen, theils freiwillig, Frankreich verlassen haben, in Amerika gegründete Colonie, über welche wir bis jetzt folgende interessante Nachrichten haben. Eine Acte des gesetzgebenden Raths der vereinigten Staaten von Nordamerika bewilligte 1814 den Franzosen hundert tausend Morgen Landes an dem Mobile und Tombig-Bee, um dort eine Colonie anzulegen. Jeder Militär bekam ein seinem Grade angemessenes Stück Land; aber den meisten Offizieren fehlten, als sie an diesen fremden Ufern ankamen, die zu den ersten Lebensbedürfnissen nöthigen Gegenstände. Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten zu New-York, Philadelphia, Boston, befanden sie sich, in Folge ihrer gänzlichen Hülflosigkeit, in sehr drückenden Geldverpflichtungen gegen ihre Wirthe, zu deren Befriedigung ihnen für den Augenblick die Mittel fehlten. Amerikanische Speculanten kamen ihnen zu Hülfe; sie boten den französischen Offizieren an, ihre Schulden zu bezahlen und ihnen selbst noch eine mäßige Summe herauszugeben, wenn sie ihnen alle Rechte auf ihre Antheile an den von dem Congresse ihnen überlassenen Ländereien abtreten wollten. Die Franzosen, die keine Wahl hatten, schlossen den Handel ab. Die Folge davon war, daß plötzlich sieben Achtel der Einwohner oder Grundeigenthümer der Colonie Amerikaner waren, da sie doch, der ursprünglichen Idee nach, ausschließlich Franzosen seyn sollten. Dieser Umstand veränderte gänzlich den Plan der Niederlassung. Diejenigen Franzosen, die ihre Grundstücke veräußert hatten, standen einzeln da unter einem ihnen an Sprache, Sitten und Lebensart fremden Volke, und mußten ihr Ungemach doppelt empfinden. In dieser Lage machten sich die Generale Lallemand in Begleitung einiger erfahrnen Offiziere auf, um die benachbarten Provinzen kennen zu lernen. Die Provinz Texas, in dem Vicekönigreiche Neuspanien, zwischen den Flüssen Trinidad und North, schien ihnen alle Vortheile darzubieten, um dort eine Colonie zu gründen. Der Boden ist fruchtbar, das Clima schön und gemäßigt. Man machte Versuche, welche vollkommen gelangen, und faßte den Plan, sich dort niederzulassen. General Lallemand der jüngere hatte sich mit einer der Nichten und Erbinnen Stephan Gerards, des reichsten Kaufmanns

in den vereinigten Staaten (man schätzt sein Vermögen auf zehn Millionen Thaler) verheirathet und dadurch die Mittel erlangt, sich mit seinem Bruder an die Spitze einer großen Unternehmung zu stellen. Dem zufolge ließen sie dem spanischen Hofe durch seinen Gesandten eine Note zustellen, worin sie ihm ihre Absicht zu erkennen gaben, sich in der Provinz Texas niederzulassen und die wüsten Ländereien derselben anzubauen. Sie erboten sich darin, die spanische Regierung anzuerkennen, alle Lasten zu tragen, verhältnißmäßige Abgaben zu zahlen und ihr als treue Unterthanen zu dienen, verlangten aber die Freiheit, sich nach eigenen Gesetzen zu regieren, keinem spanischen Statthalter zu gehorchen und ein eigenes Militärsystem einzurichten. Darauf erhielten sie keine Antwort. Dieß hinderte sie indeß nicht, ihre Plane zu verfolgen. Sie verbanden sich mit allen Franzosen, welche das Unglück oder die Noth nach Amerika geführt hatte, und gaben die Kosten der Unternehmung her. Eine Galiote ward in Philadelphia ausgerüstet und brachte dreihundert Franzosen nach Galveston im mexikanischen Meerbusen. Diesen folgten bald noch dreihundert unter dem General Rigaud. General Lallemand der ältere sorgte für die Aufnahme der Ankommenden, während sein Bruder in Neu-Orleans Ackergeräthe, Getreide und Vorräthe aller Art einkaufte, und nach Galveston schickte. Man theilte die Ländereien. Jeder Offizier erhielt zwanzig Quadratacker am Trinidad und alles was er brauchte, um sich eine Wohnung zu erbauen und das ihm zugetheilte Land anzubauen. Man ging ans Werk und die Colonie begann sich zu gestalten. Den 11. Mai 1818 erließen sie eine Art von Proclamation, in welcher sie, mit Berufung auf das allen Menschen gemeinschaftliche Naturrecht, von dem Lande, welches die Colonie einnimmt, Besitz ergreifen, ihre durchaus friedliche und freundschaftliche Gesinnung gegen ihre Nachbaren, aber auch den festen Willen zu erkennen geben, jeder Störung mit den Waffen zu begegnen und auf dem in Besitz genommenen Boden entweder zu siegen oder zu sterben. Der Colonie, welche ackerbauend und handeltreibend, und nur für ihre Erhaltung militärisch seyn soll, wird darin der Name Champ d'asile beigelegt, sie soll in Cohorten getheilt werden u. s. w. Die Abfassung eines Gesetzbuches wird verordnet, um die Sicherheit des Eigenthums und der Personen zu verbürgen u. s. w. Aufgenommen werden nur Franzosen oder Militärpersonen, die im französischen Heere gedient haben. Wer eine dieser beiden Eigenschaften besitzt, und sich nach Neu-Orleans begibt, findet dort alles, was er nöthig hat, um sich nach dem Champ d'Asile zu begeben. — Die Provinz Texas ist übrigens so fruchtbar, daß man in gewöhnlichen Jahren das hundertfünfzigste Korn gewinnt. Zucker und Baumwolle gedeihen nach Wunsch und vom Caffee hofft man dasselbe. Die Wälder sind mit Thieren aller Art angefüllt, besonders wilden Pferden, die an Kraft und Leichtigkeit mit den arabischen wetteifern. Das Land ist herrlich, aber öde. Eine Strecke von 200 Stunden Länge und 150 Stunden Breite ist von 7 bis 8000 Eingebornen bewohnt, die in einem armseligen Zustande leben und Watchinangres heißen. Der zahlreichste Stamm derselben sind die Comanches, ein tapferes und thätiges Volk, das mit den Spaniern in beständiger Fehde liegt, mit dem die Franzosen aber einen Freundschaftsbund zu schließen hoffen.

Champeaubert (Gefechte und Rückzug von). Weil mit der Niederlage des General Alsufiew bei Champeaubert, bei der Invasion

in Frankreich, im Februar 1814, die unglückliche Periode begann, in welcher die Armee des F. M. Blücher einzeln angegriffen und geschlagen, und mit einem Verluste von 15,000 Mann und vielem Geschütz bis hinter die Marne zurückgedrängt ward, fassen wir das gedachte Gefecht, so wie die von Montmirail, Joinvillers und Etoges unter diesem Collectivnamen. Die schlesische Armee, nach der Schlacht von Brienne (s. d. Art.) (1ten Februar) bestimmt, über Chalons längs der Marne gegen Paris vorzudringen, während das Hauptheer über Troyes die Seine entlang vorrückte, hatte am 5ten Febr. Chalons genommen. Da das Eintreffen des Armeecorps von Kleist und von Kapzewitsch zum 10ten Febr. zu erwarten stand, so beschloß der Feldmarschall, wo möglich Macdonald, der über Epernay zurückging, von Paris abzuschneiden, und dann alle seine Kräfte in der Gegend von la Ferté vereinigt, selbst dagegen vorzudringen. Bonaparte ließ auf die Nachricht von der Gefahr, welche Macdonald drohte, 3 seiner Corps gegen das Hauptheer an der Seine stehen, und eilte mit den Garden und allen übrigen disponiblen Truppen so schnell nach der Marne, daß er am 9ten Febr. in Sezanne, also in der linken Flanke der schlesischen Armee, eintraf. Der Feldmarschall, das Gefährliche seiner Lage bei seiner Aufstellung erwägend, gab nun zwar gleich Befehle zur Vereinigung, sie konnte aber bei Bonaparte's lebhaftem Drängen erst später, nach großen Verlusten, hinter der Marne bewirkt werden. — **Gefecht bei Champeaubert am 10ten Februar.** — Von Sezanne aus vorrückend, stieß Bonaparte zuerst auf das Corps von Alsusiew, das sich 5000 Mann stark mit 25 Kanonen zwischen Baye und Champeaubert aufgestellt hatte; während es in der Fronte beschäftigt ward, umging ein Theil der Garde Baye und nahm es um ein Uhr Nachmittags; eine Stunde später entwickelten sich in der Ebene zwischen beiden Dörfern 5 bis 6000 Mann Garde-Cavallerie, eine andere Abtheilung versuchte Champeaubert rechts zu umgehen. Der General Alsusiew, für seine Rückzugslinie nach Chalons besorgt, sendete seine Artillerie zurück, und rückte — wahrscheinlich um ihren Rückzug zu decken, — dem Feinde in der Ebene entgegen. Dieses Manövre führte schnell die Niederlage des Corps herbei; Champeaubert ward in seinem Rücken genommen, der größte Theil des zurückgeschickten Geschützes erobert, die von allen Seiten angegriffenen Quarrés gesprengt; 3000 Mann waren theils getödtet, theils gefangen (unter den letztern der General Alsusiew nebst fast allen übrigen Generalen), 15 Kanonen und die sämmtliche Bagage wurden genommen. Die französische Hauptmacht blieb bei Champeaubert; zwei Divisionen Cavallerie nahmen Montmirail, wohin die Corps von Sacken und York noch im Marsch begriffen waren. Die Corps von Kleist und Kapzewitsch waren nach Fere Champenoise vorgegangen; der Feldmarschall ließ sie aber, als er am Abend Nachricht von jenem Gefechte erhielt, zur Deckung von Chalons nach Bergeres zurückmarschiren. — **Gefecht bei Montmirail am 11. Februar.** — Der General Sacken erhielt am Morgen die Nachricht, daß Montmirail vom Feinde besetzt sey, und in der Erwartung, vom General York unterstützt zu werden, beschloß er, ihn anzugreifen. Das Gefecht begann beim Dorfe Marchais, und dauerte mit vieler Heftigkeit, bis es den Russen gelang, Blessines zu erobern. Während nun Marchais dreimal genommen und wieder verloren ward, dirigirte Bonaparte zur Umgehung des feindlichen rechten Flügels eine Division gegen Epine au bois, andere Massen entwickelten

sich unter dem Schutze eines Gehölzes gegen den linken Flügel und strebten die Straße nach Chateau Thierry zu gewinnen; jetzt eroberten die Franzosen auch nach einem überaus heftigen Gefechte Blessines zurück; Epine au bois ward von ihnen trotz des Feuers aus 40 Kanonen, ebenfalls genommen, sie drangen überall ungestüm vor, und der russische rechte Flügel war bereits umgangen. Unter diesen Umständen ward der Rückzug der Russen nothwendig, und der General Sacken faßte den Entschluß, seinen Rückzug auf der Straße von Chateau Thierry hin, zu nehmen, und sich so disseits der Marne mit York zu vereinigen; seine Truppen mußten aber in den grundlosen Feldwegen und ganz aufgeweichten Feldern, links nach jener Straße hinmarschiren, wo sie denn, vom Feinde lebhaft gedrängt, der völligen Auflösung nahe kamen. Bei dieser Lage der Dinge traf ein Theil des Yorkischen Corps bei Fontenelles ein, und die Entschlossenheit ihres Führers rettete die Russen von ihrem gänzlichen Untergange. Der General York dirigirte sogleich eine Brigade in des Feindes linke Flanke gegen Blessines; sie rückte bis auf einige hundert Schritt davon unter dem heftigsten Feuer vor, mußte aber den Angriff aufgeben, da die Russen in diesem Momente ganz überwältigt zurückgingen. Sie zog sich deßhalb in ihre erste Aufstellung beim Vorwerke les Journeux, den Rücken nach der Straße von Montmirail, zurück, vom Feinde verfolgt, der sich im Nachdrängen eines dabei liegenden Gehölzes bemächtigte und es stark besetzte. Nach entschlossenem Widerstande ward er daraus vertrieben, ja die so sehr geschmolzene Brigade ging noch einmal vorwärts, drang bis zu den den Russen abgenommenen Geschützen vor, konnte sie aber nicht mit fortbringen und mußte der feindlichen Uebermacht weichen, worauf die Nacht das Gefecht beendigte. Die Preußen zogen sich, von ihrer Cavallerie gedeckt, bis hinter Viffort zurück. Der Angriff jener tapfern Brigade, die sich vom linken französischen Flügel zwischen die Fechtenden schob, erreichte zwar in sofern seinen Zweck, als sich der größte Theil des Feindes, von den Russen ablassend, gegen sie wendete; es blieben dem Gegner indessen noch Truppen übrig, um jene über das Feld hinflüchtenden lebhaft zu verfolgen, und ihnen bedeutende Verluste beizubringen; der russ. preuß. Verlust war sehr bedeutend. Die Franzosen lagerten auf dem Schlachtfelde. Bonaparte rückte am Morgen des 12ten in zwei Colonnen vor. Um den übrigen Truppen Zeit zum Uebergange über die Marne zu geben, vertheidigten sich die beiden hinter Viffort aufgestellten Brigaden eine Stunde lang, und zogen sich dann stark gedrängt und nicht ohne schweren Verlust, zurück; zwei russische Infanterieregimenter auf den Höhen vor Chateau Thierry aufgestellt, wurden von der französischen Cavallerie größtentheils vernichtet; die Corps von York und Sacken zogen sich darauf auf der Straße nach Soissons bis Oulchy la Ville; der Feind arbeitete an einer Brücke über die Marne. Der Feldmarschall, der während deß mit dem Corps von Kleist und Kapzewitsch bei Bergeres geblieben war, und wahrscheinlich in der Meinung stand, Bonaparte, vom General York und Sacken zurückgewiesen, lasse nur das Corps von Marmont bei Etoges stehen, um seinen Marsch nach Sezanne zu decken, beschloß am 13ten dieses anzugreifen, gegen Montmirail, wo er jene Corps vermuthete, vorzugehen, und so die Vereinigung der Armee zu bewerkstelligen. Etoges ward von der feindlichen Arriergarde nur so lange gehalten, bis die Infanterie abmarschirt war; man rückte dann, ohne Widerstand zu fin-

den, bis Champeaubert; die Vordertruppen bis gegen Fromentieres, wo das Gros des Feindes lagerte. — Gefecht bei Joinvillers. Am Morgen des 14ten Februars, in der angenommenen Richtung vorgerückt, fand die Avantgarde erst bei Joinvillers Widerstand. Bonaparte hatte sich früh von Chateau Thierry aus selbst dahin begeben und den größern Theil seiner Truppen dahin zurückgerufen; das Dorf war von ihnen besetzt. Die Kanonade begann und bald ward Joinvillers von einem Theile der 11ten Brigade genommen. Indessen bemerkte man, daß starke feindliche Colonnen sich gegen den linken Flügel wendeten, der deßhalb verstärkt wurde; zugleich ward gemeldet, daß bedeutende Cavalleriemassen (Grouchy) den rechten Flügel zu umgehen suchten. Ehe dagegen etwas unternommen werden konnte, drang der Feind rasch vorwärts und eroberte das Dorf wieder; die daraus zurückgeworfene Infanterie ward von einer feindlichen Cavalleriemasse, die es umgangen, unerwartet umzingelt und erlitt großen Verlust; eben so ward die Cavallerie des linken Flügels bis an ihre Infanterie zurückgedrängt. Während dieses Gefechts der Vordertruppen war das Gros eingetroffen, das Corps von Kleist bildete den rechten, das von Kapzewitsch den linken Flügel, bedeutende feindliche Colonnen bewegten sich sogleich gegen beide, besonders verfolgte Grouchy seinen schon angegebenen Zweck. Der Feldmarschall verkannte seine Lage nicht und beschloß sofort den Rückzug; die Infanterie formirte Massen, die Batterien zwischen sich, die Cavallerie auf den Flügeln. So war die Armee unter beständigem Gefechte durch Champeaubert (das von einem Bataillon aufs äußerste gehalten werden sollte, um Zeit zu gewinnen) bis gegen den Wald von Etoges gekommen, wo abgebrochen werden mußte, weil die enge Straße den Marsch in Colonnen nicht gestattete; hier standen aber 6000 Mann Cavallerie unter Grouchy auf und neben der großen Straße, den Rückzug gänzlich abschneidend; es blieb nichts übrig, als sich durchzuschlagen. Die Artillerie beschoß den Feind, dem sein Geschütz nicht hatte folgen können, nachdrücklich; die Cavallerie warf sein erstes Treffen, ward aber vom zweiten gedrängt und rettete sich in den Wald; das Fußvolk aber, in geschlossenen Massen auf der großen Straße vorrückend, zwang den Feind, diese zu verlassen. Vergeblich versuchte er wiederholte wüthende Flankenangriffe, die Colonnen zu durchbrechen, keine einzige ward gesprengt; so erreichte Alles den Wald, und die Dunkelheit beendigte hier das Gefecht. Der Rückzug nach Bergeres ward fortgesetzt, die zur Arriergarde bestimmte 8te russische Infanteriedivision folgte dem Corps, gleichfalls enge zusammen geschlossen, auf der großen Straße; aber nochmals erschienen feindliche Massen — auf nähern Wegen dahin geleitet — bei Etoges, und wenn schon die Hauptcorps ihren Marsch ungestört fortsetzen konnten, so ward doch die Arriergarde, von Grouchy's Cavallerie in den Flanken, von der Infanterie des Marmontschen Corps in der Front angegriffen, größtentheils zersprengt — gefangen; die sehr geschwächte Armee, um 10 Uhr des Abends bei Bergeres angelangt, lagerte daselbst. Am 15ten Febr. des Morgens rückte die Armee unter dem Schutze ihrer gesammten Cavallerie nach Chalons, und lagerte jenseits der Stadt, die Vorposten in Isibln und Epernay. Die Corps von York und Sacken, die am 13ten nach Fismes und la Fere en Tardenois, am 14ten nach Rheims und Jonchery, am 15ten nach Petites Loges marschirt waren, trafen am 16ten bei Chalons ein, wodurch die schlesische Armee wieder vereinigt war.

Ueberall vereinzelt von unverhältnißmäßiger Uebermacht angegriffen, hatte sie im Laufe dieser unheilvollen sechs Tage an 15,000 Mann und einen großen Theil ihrer Artillerie verloren, aber zugleich in diesen Tagen des Unglücks einen großen Charakter entwickelt und sich mit Ruhm bedeckt.

Champignons, eine Art eßbarer Schwämme, die uns hauptsächlich von Frankreich, entweder getrocknet oder eingemacht, zugeführt werden, und die unsern Wohlschmeckern einen köstlichen Genuß gewähren. Die mehresten kommen aus Avignon, Bordeaux und Cette, obgleich die von Oronge für die delicatesten gehalten werden. Man wendet sie insbesondere zum Feinwürzen der Speisen u. s. w. an, und findet sie in Deutschland nur auf den Tafeln unserer grand Seigneurs. In Frankreich ist ihr Gebrauch gemeiner.

Champion war in den Ritterzeiten eigentlich ein jeder Kämpfer, der seine Sache öffentlich in den Schranken, Mann gegen Mann ausfocht. Die engere und gewöhnlichere Bedeutung ist jedoch ein solcher Ritter, welcher die Sache einer andern, nicht waffenfähigen Person, wie etwa eines Geistlichen, eines alten schwachen Greises, eines Kindes 2c. und vorzüglich einer Dame, auf solche Weise verfocht. Wenn ein Ritter, was selten geschah, gegen eine Dame die schuldige Ehrfurcht verletzt hatte, trat ein durch Verwandtschaft oder Neigung dazu befugter Ritter in die Schranken, die Unbill zu rächen, und ward ihr Champion. Wenn zwei Damen in Uneinigkeit gerathen waren, fand jede ihren Champion, der durch den Zweikampf ihr Recht vertheidigte. Da diese in ihrem Prinzip schöne Sitte nach und nach durch Mißbrauch oft bis zum Lächerlichen ausartete, so hat das Wort Champion, vorzüglich in der deutschen Rede, größtentheils einen spöttelnden Nebenbegriff erhalten: ein Mensch, der sich auf eine auffallende Weise einer Person, oder Sache, oder Meinung annimmt, welche der Vertheidigung nicht werth ist; oder auch ein solcher, der der übernommenen Vertheidigung nicht gewachsen ist.

Chamsin, ein tödtlicher Wind, der in Afrika weht. (Siehe Harmattan.)

Chaptal (Jean Antoine Claude), Graf von Chanteloup, Sohn eines Apothekers von Montpellier, geboren 1755, und von frühester Jugend an dem Sudium der Arznei- und Naturwissenschaften gewidmet. Schon war er längst als Arzt ausgezeichnet, als er auch 1791 bei der Bestürmung der Citadelle von Montpellier, für die Sache der Revolution, sich bemerkbar machte. 1793 wurde er wegen der Pulvernoth nach Paris berufen, und wußte durch seine chemischen Kenntnisse und Thätigkeit bei der ungeheuern Fabrik zu Grenelle, derselben abzuhelfen. 1794 kehrte er nach Montpellier zurück, erhielt eine Verwaltungsstelle im Departement Herault und die eigends für ihn daselbst errichtete Professur der Chemie. 1798 wurde er zum Mitgliede des Instituts ernannt, zeigte sich sehr eifrig für die Sache des 18ten Brumaire, wurde 1799 vom ersten Consule in den Staatsrath und 1800 in das Ministerium des Innern aufgenommen, wo er dem Studium aller Künste eine neue lebendige Wendung gab, und bei Paris eine eigene chemische Manufactur errichtete. 1804 fiel er in Ungnade, weil er sich weigerte, in einem seiner Berichte zu erklären, daß der Runkelrübenzucker besser wäre, als der aus Zuckerrohr. Aber schon 1805 ernannte ihn der Kaiser zum Großkreuz der Ehrenlegion und Mitglied des Erhaltungssenats. Seine Schmeicheleien gegen Napoleon bei Gelegenheit der Vermählung des

Prinzen Eugen, erwarben ihm den Reichsgrafentitel und das Recht, ein Majorat auf das Gut Chanteloup zu errichten. 1811 wurde er zum Rath der Société maternelle, 1813 zum Großkreuz des Reunionsordens und den 26sten December zum außerordentlichen Commissär in der 19ten Militärdivision zu Lyon ernannt, und eilte nach den größten, aber vergeblichen Anstrengungen, im April 1814 nach Paris zurück, sich völlig an den Senat anschließend. Nach der Rückkehr von Elba ernannte ihn Bonaparte zum Generaldirector des Handels und der Manufacturen, und zum Staatsminister und Pair von Frankreich. Des Königs Wiederkehr versetzte ihn in den Privatstand zurück, und nöthigte ihn, mit der Prinzessin von Orleans, wegen des ehemals ihr gehörigen Chanteloup, in Unterhandlungen zu treten. Im März 1816 ernannte ihn der König zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften 6ter Section. — Weit merkwürdiger, als durch seine Schicksale, ist dieser Mann durch seine Schriften über Gegenstände der Chemie, über den Weinbau u. s. w., deren Aufzählung hier zu weitläuftig seyn würde. Er leitet gegenwärtig noch zwei chemische Manufakturen zu Montpellier und Neuilly, erfand den Gebrauch alter Wolle, statt der Oele, bei Verfertigung der Seife; die Verfertigung aller Arten von Cäment und künstlicher Puzzolane, ohne fremde Stoffe; neue Töpferglasuren, ohne die so oft vergiftenden Bleierze und Wasserblei ꝛc. dabei zu gebrauchen, und verbreitete die Anwendung chemischer Bleichen.

Charakter nennt man ein bestimmtes Zeichen für einen Gegenstand oder Begriff. So ist die Schrift der Chinesen eine Charakterschrift, in der jeder Gegenstand oder Begriff durch ein eigenes Zeichen ausgedrückt wird. Auch wir bedienen uns in einigen Wissenschaften, der Kürze und Bestimmtheit wegen, gewisser Charaktere oder Zeichen, von denen wir die wichtigsten hier folgen lassen.

A) Astronomische Charaktere:

☉ die Sonne	♀ Venus
☽ der Mond	♂ Mars
♁ die Erde	♃ Jupiter
☿ Merkur	♄ Saturn

♅ Uranus.

Die zwölf himmlischen Zeichen des Thierkreises:

♈ der Widder	♎ die Waage
♉ der Stier	♏ der Scorpion
♊ die Zwillinge	♐ der Schütze
♋ der Krebs	♑ der Steinbock
♌ der Löwe	♒ der Wassermann
♍ die Jungfrau	♓ die Fische.

B) Mathematische, arithmetische Zeichen ꝛc.

Die Zahlen der Römer:

I. 1. II. 2. ꝛc. V. 5. L. 50. C. 100. CC. 200 ꝛc.
VI. 6. ꝛc. IX. 9. D. oder IↃ. 500.
X. 10. XX. 20. ꝛc. M. oder CIↃ. 1000 u. s. w.

In der Arithmetik bezeichnen die ersten Buchstaben des Alphabets a, b, c jederzeit gegebene Größen; hingegen die letzten

Buchstaben z, y, x ꝛc. die noch unbekannten oder aufzusuchenden Größen.

Ferner: + so viel als mehr (plus); — weniger (minus); × bezeichnet die Multiplication; ÷ die Division; = so viel als gleich.

Imgleichen: ° Grad, ′ Minute, ″ Secunde, ‴ Terze.

C) Chemische Zeichen:

🜁 Luft	♄ Blei
🜃 Erde	♃ Zinn
🜄 Wasser	☿ Quecksilber
🜂 Feuer	⦶ Salpeter
☾ Silber	⊖ Salz
☉ Gold	🜍 Schwefel
♀ Kupfer	🜿 Weinstein
♂ Eisen	

D) Geometrische und trigonometrische Charaktere ꝛc.

□ Quadrat
△ Triangel
▭ Rechteck
○ Kreis
∠ Winkel
∟ gerader, oder rechter Winkel
| Perpendikular
|| Parallell u. s. w.

Chäronea, ein Ort in Böotien, berühmt durch die Schlacht zwischen Philipp und den verbündeten Griechen. (S. Griechenland und Philipp.)

Charte (la), eigentlich der Freibrief, nennen die Franzosen die ihnen von Ludwig XVIII. 1814 gegebene Constitution. (S. Frankreich und Ludwig XVIII.)

Chazet (René Alissan de), einer der beliebtesten Dichter und dramatischen Schriftsteller in Paris (geb. 1772), welcher durch Leichtigkeit, Erfindung und Witz sich vortheilhaft auszeichnet. Von 1792 — 1797 war er mit seinem Verwandten, dem Gesandten Macau, in Neapel, kehrte dann nach Paris zurück, erwarb sich durch seine Arbeiten die Gunst des Kaisers und vorzüglich der Kaiserin Marie Louise, und wußte später mit gleicher Leichtigkeit den Bourbonen seine Muse zu widmen, ohne jedoch bei Napoleons Rückkehr von Elba seine Anhänglichkeit an sie zu verläugnen. Er ward vom Kaiser zum Professor der Literatur am Lyceum zu Paris und Ritter der des Ordens der Reunion, und vom Könige 1815 zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Von seinen Werken zeichnen sich besonders aus: L'art de Causer. 1812. — und sein größeres Werk, welches 1812 unter dem Titel erschien: Les Russes en Pologne, tableau historique depuis 1762 jusqu'à nos jours etc. nebst einer gegenüber gedruckten polnischen Uebersetzung. — Für das Theater Odéon ꝛc. in Paris schrieb er über 130 Lustspiele, Vaudevilles ꝛc., von denen manche auf dem Repertoir blieben.

Checks werden in England die Anweisungen der Privaten oder der Kaufleute auf diejenigen Personen genannt, welche ihre Cassengeschäfte besorgen, d. h. solche, welchen sie die Einziehung ihrer Gelder und Wechsel gegen eine geringe Provision (etwa 1/8 oder 1/4 p. C.) übertragen, und bei welchen sie vermöge der Checks über diese Gelder wieder verfügen. Man nennt diese Personen in England Bankers, wie in Holland Cassiers. Was wir in Deutschland Banquiers nennen, ist etwas anders, da der deutsche Banquier hauptsächlich Wechselgeschäfte macht, was in Holland und England die Cassiers und Bankers in der Regel nicht thun. Die Checks, in Holland Cassiers-Quittungen genannt, circuliren in den Wechselzahlungen und im gemeinen Leben als baar Geld, und da es nur selten der Fall ist, daß ihre Bezahlung vom Banker oder Cassier verweigert wird, so herrscht darin ein außerordentliches Vertrauen. Sie laufen oft Wochen lang, ehe die Zahlung wirklich verlangt wird, ob sie gleich dadurch an ihrer gerichtlichen Kraft verlieren, da der Regreß gegen den Aussteller, wenn etwa der Banker fallirt, eigentlich nur drei Tage nach dem Tage der Ausstellung zulässig ist. Sobald sie indessen in die Hände eines anders Bankers oder Cassiers kommen, werden sie noch denselben Tag verrechnet, da es in London und Amsterdam Sitte ist, daß die Cassiers täglich gegenseitig ihre (gültig angenommenen) Quittungen gegen einander austauschen, und sich das Fehlende oder Ueberschießende zahlen lassen oder selbst zahlen.

† Cherson, Hauptstadt des russischen Gouvernements Cherson, hat gegen 2000 zum Theil steinerne Häuser und 22,000 Einwohner. Die Stadt besteht aus vier Theilen: der Festung mit einer Kirche, einer Münze, einem Zeughause und einer Stückgießerei; der Admiralität mit den großen Seemagazinen und Schiffswerften; der griechischen Vorstadt mit einem großen Kaufhofe und der Soldatenvorstadt. Die Einwohner treiben einigen Seehandel, und in den Hafen laufen jährlich, außer einigen österreichischen und französischen Schiffen, 400 griechische platte Fahrzeuge ein. Das Einlaufen in den Hafen von Cherson ist wegen der seichten Stellen beschwerlich, welche sich in dem Liman befinden, einem Meerbusen, in welchen sich die Flüsse Dnepr und Bog ergießen.

Chevalier (Madame), Schauspielerin und Sängerin, Zögling des Theaters zu Lyon. Sie trat auf mehreren kleinen Theatern in Paris mit vielem Glück auf und reiste 1795 zum französischen Theater nach Hamburg, wo sie mehrere Jahre hindurch mit ihren Talenten jedermann bezauberte und unter Leitung des berühmten Garat ihren Gesang noch mehr ausbildete. 1798 folgte sie dem Rufe zur Bühne nach Petersburg. Mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen, gefiel sie vorzüglich dem Kaiser Paul I. Bald gewann sie ein solches Ansehen über den Kaiser, daß er beinahe blindlings ihren Leidenschaften folgte und zu manchen Härten sich verleiten ließ. Sobald Alexander I. zur Regierung kam, wurde sie für immer aus Petersburg und dem ganzen Reiche verwiesen.

Chiaroscuro, s. Grau in Grau und Helldunkel.

† Choiseul-Gouffier starb im Sommer des Jahres 1817. Von seinen Werken wollen wir erwähnen seine Voyage pittoresque de la Grèce, die unvollendet ist, und seine Dissertation sur Homère, die er im August 1816 in der Akademie der Inschriften vorgelesen hat, und die gegen die deutschen Philosophen gerichtet ist.

Chorherr, s. Stift.

Christenthum nennt man im objectiven Sinne den Inbegriff der Lehren, Gebräuche und kirchlichen Einrichtungen, durch welche die von Jesu Christo ausgegangene Religion in das Leben der Völker eingeführt, allmählig entwickelt und in beständiger Wirksamkeit erhalten worden ist, im subjectiven Sinne aber das eigenthümliche Gepräge, das diese Religion den Ansichten, Gefühlen, Gesinnungen und Sitten der ihr ergebenen Menschen, d. h. der Christen aufgedrückt hat. Die Wechselwirkung der Thatsachen auf denen dieser zwiefache Begriff des Christenthums beruht, ist so durchgreifend und mächtig, daß es nicht befremden kann, wenn der Sprachgebrauch hier Objectives und Subjectives vermengt, und eine durch den gleich anzuführenden Versuch hinlänglich charakterisirte Religionsphilosophie sogar versuchte, jenes, das der Kirche doch das Ursprüngliche und unter göttlicher Beglaubigung Ueberlieferte ist, aus diesem, freilich dem eigentlich lebendigen und wirklichen Christenthume der Gegenwart, neu zu construiren und zu restauriren. Das Christenthum, wie es eben geworden ist und jetzt in den Gemüthern lebt, erhielt unter dem Einflusse der Priesterherrschaft, der Nationalität, des Zeitgeistes und tausendfacher Reibungen mit Staat und Wissenschaft, eine Menge unreiner Beisätze, die man erst ausscheiden müßte, um zu erfahren, was es seyn soll. Dazu könnte man nun nicht sicherer kommen, als wenn man auf dem Wege der historischen Untersuchung die Religion, welche Jesus selbst hatte, in seinem Leben darstellte und der Welt geben wollte, d. i. die ursprüngliche Norm, das ideale Christenthum ausmittelte, würde nur dabei die Gefahr, den eigenen Geist und Sinn, den man zu diesem Geschäfte mitbringt, in die Auslegung der allerdings nicht vollständigen und mannigfaltigem Verständniß bloßgegebenen Urkunden der Entstehungsgeschichte des Christenthums hineinzutragen, und ergänzend die Resultate zu verfälschen, durch fromme Demuth und unbefangene Wahrheitsliebe abgewendet. Aber diese Aufgabe zu lösen, ist selbst den redlichsten Forschern bis jetzt nicht völlig gelungen, und auch unter den, weniger durch Confessions- und Sectengeist, als durch die Verschiedenheit der wissenschaftlichen Methoden und philosophischen Grundsätze getrennten, christlichen Theologen unserer Zeit noch streitig, auf welcher Basis der, übrigens immer einstimmiger anerkannte, einfache Inhalt der Religion Jesu beruhe. (Vergl. d. Art. Religion, Offenbarung, Rationalismus und Supernaturalismus.) Dieser stellt sich durch seine Wirkung auf die weit von einander abweichenden geistigen Richtungen und Eigenthümlichkeiten der Völker, die das Christenthum zuerst empfingen, als universelle, der ganzen Menschheit zusagende Wahrheit und Alles einigende göttliche Kraft dar. Die Juden hatten im Glauben an einen lebendigen Gott und Schöpfer aller Dinge das Princip der Religiosität festgehalten, die Griechen gründliche, im Leben brauchbare Wissenschaft angebaut, die Römer Grundsätze des Rechts und der Staatsverfassung aufgestellt, und durch Erfahrung erprobt. Diese zerstreuten, in ihrer isolirten Wirksamkeit zur wahren Beglückung und sittlichen Vollendung des geselligen und individuellen Lebens der Menschen unzulänglichen Elemente der Cultur läuterte, ergänzte und verband das Christenthum durch das Gesetz einer reinen Humanität, dessen höchster Zweck, die Menschen gut und selig zu machen, wie Gott ist, in der von Christo angekündigten und verwirklichten

Idee eines göttlichen Reiches auf Erden alle Mittel zu seiner Ausführung findet. Seine Religion brachte, was jenen Völkern fehlte, in die griechische Wissenschaftlichkeit religiösen Gehalt, in die römische Legalität sittliche Würde, in die jüdische Frömmigkeit, Freiheit und Licht, und indem sie die Scheidewände des Particularismus durch das Gebot einer allgemeinen Bruderliebe niederwarf, erhob sie den engherzigen Nationalgeist zum Weltbürgersinn. So fanden die Bestrebungen des Bildungsganges der alten Welt im Christenthume ihren höheren Vereinigungspunkt und zugleich den Antrieb, gemeinnütziger zu machen, was Geheimthuerei und Kastengeist der Menge sonst vorenthielt. Die höchsten Ideen, die wichtigsten Wahrheiten und Rechte, die reinsten Gesetze des sittlichen Lebens führte es allen Geschlechtern (s. d. Art. Frauen) und Ständen zu; die Möglichkeit einer vollkommnen Tugend bewies es durch das Beispiel seines Stifters; den Frieden der Welt begründete es durch das Wort von der Versöhnung der Menschen mit Gott und untereinander, und, ihre innigste Neigung auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, den gekreuzigten, auferstandenen und verherrlichten Mittler zwischen Himmel und Erde richtend, lehrte es sie den gerechten und wohlthätigen Zusammenhang des Lebens nach dem Tode mit dem gegenwärtigen erkennen. Die Geschichte Jesu und der Vorbereitungen Gottes auf seine Sendung war der Stoff, aus dem sich unter den Christen die Ahnung dieses Inhalts und dieser Bedeutung ihrer Religion entwickelte. In Jerusalem entstand bald nach dem Tode Jesu die erste Gemeine; eine andere zu Antiochien in Syrien, brachte den Namen Christianer oder Christen auf; die Reisen der Apostel und der Verkehr mit den jüdischen Colonien in allen Gegenden des römischen Reichs, verbreiteten das Christenthum; Palästina, Syrien, Kleinasien, Griechenland, die Inseln des Mittelmeeres, Italien und die Nordküste von Afrika wurden schon im ersten Jahrhunderte Sitze christlicher Gemeinen. Einfach und ihrem beschränkten Zustande angemessen, bildeten sie ihr kirchliches Leben, im Wechsel mannigfaltiger Bedrückungen erstarkten sie. (Vgl. d. Art. Urchristenthum und Verfolgungen.) Am Ende des zweiten Jahrhunderts waren in allen Provinzen, am Ende des dritten fast die Hälfte der Bewohner des römischen Reichs und in vielen angränzenden Ländern Christen. Das Streben nach Einheit des Glaubens (s. Orthodoxie) und der Kirchenverfassung, veranlaßte unzählige Reibungen mit Andersdenkenden, Irrlehrern und Ketzern (vergl. d. Art. Ketzer und den Umriß der Ketzergeschichte im Art. Secten), und führte zur Organisation jener anmaßenden Hierarchie, von der das gestürzte Judenthum ein für die ersten Christen so drückendes Beispiel gegeben hatte. Nachdem nun im zweiten Decennium des vierten Jahrhunderts, durch die Edicte Constantins des Großen, den Christen erst Duldung und bald darauf das Uebergewicht im römischen Reiche eingeräumt worden war, übten die Bischöffe ihre Macht als Gesetzgeber des Glaubens auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung (s. Nicäa) 325, durch Aufstellung eines für alle Christen bindenden Glaubensbekenntnisses aus. Auf diese Grundlage haben die spätern Concilien (s. d. Art.) mit Hülfe der Schriftsteller, welche die Kirche als ihre Väter und Lehrer ehrt (s. Kirchenväter und die Art. Hieronymus, Ambrosius, Augustinus, Gregor I. u. a. m.), das Gebäude des orthodoxen Lehrbegriffs aufgeführt, während die Obern der in Priester

verwandelten und als ein privilegirter heiliger Stand (s. Klerus, Geistlichkeit, Priester) über die Laien erhobenen Geistlichen, theils durch den immer weiter um sich greifenden Einfluß der ihnen übertragenen Kirchenzucht, theils durch die von ihnen in Umlauf gesetzte Meinung besonderer, nur auf sie vererbten Ueberlieferungen aus dem Munde der Apostel (s. Tradition), die ihnen anfangs aus Liebe und Dankbarkeit bewilligten und von ihnen folgerecht erweiterten Vorrechte vor allen andern Christen zu sanctioniren und sich allmählig zu Herren der Kirche zu machen wußten (s. Bischöffe, Patriarchen, Papstthum, Hierarchie). Dabei unterstützte sie nicht weniger die durch Julians Regierung und vorübergehende Launen seiner Nachfolger ohne großen Nachtheil unterbrochene Begünstigung von Seiten der Kaiser (s. besonders Theodosius den Großen), als die vermehrte Pracht und Mannigfaltigkeit der Ceremonien des Gottesdienstes (s. Messe, Heilige, Reliquien, Bilderstürmer), der beim Sinken der classischen Geistesbildung wachsende Aberglaube der ohnehin unwissenden Völker und das unter seinem Schatten glücklich gedeihende Mönchswesen (s. Mönchswesen und Klöster). In dieser mehr den Sinn als den Geist ansprechenden Gestalt kam das schon seit dem 4ten Jahrhundert unter den Gothen bekannte Christenthum zu den übrigen germanischen Völkern im Westen und Norden von Europa und wußte die rohen Sieger, die auf den Trümmern des weströmischen Kaiserthums neue Reiche gründeten, durch die Macht des Glaubens im 7ten und 8ten Jahrhunderte allmählig unter seine Herrschaft zu bringen, während es sein Gebiet in Asien und Afrika an die Saracenen verlor, unter deren Bedrückungen Hunderttausende schwacher Christen zum Muhamedanismus übergingen und fast nur die von der orthodoxen Kirche verstoßenen ketzerischen Parteien im Orient (s. Jacobiten, Kopten, Armenier, Maroniten, Nestorianer) sich behaupteten. Bei diesem Wechsel der Dinge, der in Europa nur Spanien und Sicilien traf, gewann das nun immer planmäßiger zur geistlichen Obergewalt über das Abendland vordringende römische Papstthum (s. d. Art. und Gregor VII.) im Norden und bald auch im Osten dieses Welttheils durch die Bekehrung der slavischen und scandinavischen Völker (vom 10ten bis ins 12te Jahrhundert) mehr, als ihm anderwärts entrissen werden konnte. Denn jene Eroberungen der Muhamedaner hatten hauptsächlich das Gebiet der schon seit dem 5ten Jahrhunderte mit der occidentalischen und dem römischen Stuhle ergebenen (lateinischen) Kirche nicht mehr einigen, und allmählig ganz von ihr abweichenden orientalischen Kirche (s. Griechische Kirche) verheert, und diese erhielt erst im 10ten Jahrhundert durch die Bekehrung der Russen neue Anhänger, die jetzt ihre mächtigste Stütze sind; die Kreuzfahrer aber, die bald religiöse Begeisterung, bald Sucht nach Gewinn und Abentheuern 1096 bis 1250 zur Eroberung des heiligen Grabes trieb, erwarben ihr neues Königreich Jerusalem nicht dem griechischen Kaiser, sondern sich und dem Papste (s. Kreuzzüge). Die Verwirrung, die dieses endlich doch wieder vereitelte Unternehmen in die bürgerlichen und häuslichen Angelegenheiten der Occidentalen brachte, bot der Kirche günstige Gelegenheit, ihre Besitzungen zu vermehren, und dem römischen Stuhle Spielraum zur Befestigung seiner Universalmonarchie dar. Aber ganz wider die Absicht und Erwartung der Kirchenfürsten kamen dabei durch den vielseitigen Verkehr der Völker und durch die heimkehrenden Kreuz-

fahrer Reste alter Ketzereien s. Manichäer, Paulicianer) in das Abendland und überhaupt neue, freiere Ideen in Umlauf, welche theils der philosophische Prüfungsgeist einiger Jünger der Scholastik (s. Abälard, Arnold von Brescia) theils der unter Adel und Volk gährende Unwille über die Unchristlichkeit der Kleriker zum Zündstoff einer in allerlei Verbrüderungen und Secten zusammentretenden Opposition gegen das ganze römische Kirchenthum machte (s. Katharer, Albigenser, Waldenser). Die Stiftung und Vervielfältigung neuer geistlicher Orden (s. d. Art.), besonders der Franziscaner und Dominicaner zur Verwaltung der von den Weltpriestern vernachlässigten Seelsorge und Volksbelehrung, konnte dem Uebel nicht abhelfen, weil sie im Ganzen mehr für die Kirche und das Papstthum, als gegen Aberglauben und Unwissenheit thätig waren, und kühne Gedanken, die ihrer Ueberredung nicht weichen wollten, ließen sich noch weniger durch die mit Feuer und Schwerdt bewaffnete Gewalt der Inquisition (s. d. Art.) aus den Seelen reißen. Die große Verschiedenheit der christlichen Religion, wie sie damals gelehrt und geübt wurde, von der Religion Jesu Christi, das Mißverhältniß dessen, was die Kirche gab, mit den religiösen Bedürfnissen des menschlichen Geistes und Herzens, war einmal theils durch das Erfassen des Geistes Jesu selbst aus der Bibel, die trotz aller Verbote und Schwierigkeiten schon damals hier und da im Verborgenen wißbegierige Leser fand, theils durch die freimüthige Beredtsamkeit einzelner Lehrer und Sectenhäupter Vielen klar geworden; auch kirchliche Ordensgesellschaften sehnten sich, einen eigenen Weg zu gehen (s. Tempelherren, Franziscaner), der Zorn beleidigter Fürsten vergaß den Dank für die Verdienste des Papstthums um die Civilisation der Völker in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters, und die Päpste selbst sorgten zu wenig, die Unsittlichkeit ihres Hofes und der Klerisei abzustellen, oder vor den Augen der Welt zu verbergen, ja sie gaben ihr das Aergerniß einer Spaltung (s. Schisma, Papstthum), welche die Achtung der seit 1378 über 30 Jahre unter zwei Gegenpäpsten getheilten lateinischen Christenheit gegen ihr Oberhaupt nicht vermehren und nur durch die ihrer Macht sehr ungünstigen Beschlüsse des Conciliums zu Costnitz 1414 — 1418 beigelegt werden konnte. Hatten die Lehren des Engländers Wiklef (s. d. Art.) schon vorher neue Gegner des Papismus geweckt und vereinigt, so schlug nun die Empörung der Anhänger des wegen ähnlicher Lehren zu Costnitz verbrannten böhmischen Reformators (s. Huß, Hussiten) in vollen Flammen aus und nöthigte dem Concilium zu Basel (1431 — 1443) Verwilligungen (Compactaten) ab, die, standhaft behauptet, den Freunden der zu Basel nur vorgeschlagenen, doch nicht durchgesetzten Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zeigten, was eine eben so entschlossene und durch Vereinigung mehrerer Völker nachdrücklichere Bekämpfung der in der römischen Kirche eingerissenen Mißbräuche ausrichten würde. Wie nun seitdem die Sehnsucht nach einer Wiederherstellung des ursprünglichen Christenthums der 1517 begonnenen Reformation vorgearbeitet, wie diese Fortgang gewonnen, und was sie geleistet, welche Folgen für die höchsten Angelegenheiten der Menschheit sie nach sich gezogen und auf welchen Standpunkt der von ihr aufgeregte Geist das Christenthum gebracht habe, ist im Artikel Reformation und den darin aufgeführten verwandten Artikeln dargelegt. Daß durch diesen gewaltigen Umschwung der Ideen und kirchlichen Verhältnisse jene Sehn-

sucht schon ganz befriedigt und ein Christenthum, das dem Geiste seines Stifters vollkommen entspräche, in Lehre und Leben hergestellt worden sey, behaupten die eifrigsten Protestanten eben so wenig, als umsichtige Katholiken die Nothwendigkeit einer solchen Restauration und das große Verdienst des Protestantismus um dieselbe, und folglich auch um die Verbesserung der alten Kirche abläugnen mögen (vergl. Trident, Catholicismus, Protestantismus). Sehr mannigfaltig sind die Gestalten, in denen das Christenthum unserer Tage erscheint. Die südlichen Völker beweisen, wie leicht diese Religion sich nationalisirt, wie viel sie aber auch unter dem Einflusse einer überwiegenden Sinnlichkeit und Herrschaft der Phantasie von der einfachen Größe, sittlichen Kraft und reinen Geistigkeit ihres ursprünglichen Charakters verliert; den nördlichen Völkern nahm der Protestantismus die meisten, wenn auch nicht alle, Lasten ab, mit denen die Uebermacht der irdischen Natur den Geist der Religion niederdrückt; das christliche Europa trägt in seinem gegenwärtigen, von manchen der Religion ganz fremden Einflüssen bedingten, sittlichen und politischen Leben immer noch das Gepräge der Erziehung, die es dem Christenthum verdankt (s. Bildung) und hat diese Form auch seinen Colonien in entfernten Welttheilen aufgedrückt, unter denen allein das republicanische Nordamerika sich zu einer in ihrer Art einzigen Unabhängigkeit von jedem Sectengeiste und allgemeinen Freiheit aller Bekenntnisse zu erheben wußte. Suchen wir aber das Christenthum, wie es in Christo selbst lebte und wirkte, unter unsern Zeitgenossen auf, so finden wir es bei keinem Volke und in keiner Religionspartei rein und unentstellt wieder, sondern nehmen seine Züge nur in dem Wandel der wenigen Erleuchteten und Frommen aus allerlei Volk wahr, welche Christum lieben und von seinem Geiste durchdrungen sind. E.

Christian Friedrich von Dänemark, ältester Sohn des am 7. Dec. 1805 gestorbenen Erbprinzen Friedrichs (Halbbruders des Vaters des jetzigen Königs von Dänemark, Friedrich VI.), geboren den 18. Sept. 1786, ist gegenwärtig k. dän. General-Gouverneur von Fühnen und Inhaber eines Infant. Reg. Von seiner ersten Gemahlin, Charlotte von Mecklenburg Schwerin, von der er sich geschieden, hat er einen Sohn, Christian Friedr. Carl, geboren den 6. Oct. 1808. Den 21. Mai 1815 hat er sich wieder vermählt mit Caroline Amalie, des Herzogs von Holstein-Sonderburg-Augustenburg Tochter. Er wohnt zu Odensee oder auf Sorgenfrei bei Copenhagen. Dieser Fürst, der nächste Erbe der Krone Dänemarks, ward im J. 1813 Statthalter in Norwegen. Er trat diese Würde den 22. Mai an, als eine drückende Theurung das Land ängstigte, weßhalb er am 10. Juli den Beamten und Grundeigenthümern Beschränkung des Brod- und Mehlverbrauchs zur Pflicht machte. Noch größer war die Unruhe des Landes wegen seines politischen Schicksals. Rußland und Schweden unterhandelten nämlich, von England und Preußen unterstützt, mit Dänemark, das, mit Frankreich im Bunde, Krieg mit England führte, über die Abtretung Norwegens; allein Dänemark wollte nicht einmal Drontheim abtreten, und König Friedrich VI. erklärte den 23. April: daß er sich nie entschließen werde, Norwegen gegen Provinzen, die an das Holsteinische gränzen, umzutauschen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, und Dänemark schloß am 10. Juli einen engen Bund mit Frankreich, worauf es den 3. Sept. an Schweden, und den 22. Oct. an Rußland und

Preußen den Krieg erklärte. Nun überzog der Kronprinz von Schweden, an der Spitze der Nordarmee, die dänischen Herzogthümer, und nöthigte Dänemark in dem Frieden zu Kiel den 14. Jan. 1814, ganz Norwegen an Schweden abzutreten, wofür es schwedisch Pommern erhalten sollte. Als der Statthalter, Prinz Christian, den 28. Jan. einer Versammlung Normänner diesen Tractat vorlegte, so verwarfen sie ihn einmüthig, und nahmen das alte Recht ihrer frühern Selbstständigkeit in Anspruch. Vergebens sicherte ihnen der König von Schweden wiederholt eine freie Verfassung zu, mit größeren politischen Rechten, als sie je unter Dänemark besessen: das normännische Volk erklärte sich mit Begeisterung für seine Unabhängigkeit, und Prinz Christian machte in Drontheim, der alten Hauptstadt des Nordens, den 19. Febr. in einer Erklärung an die Bischöffe, den Civilstand, das Heer und das Volk bekannt, daß Norwegen unabhängig seyn wolle. Unterdessen waren schwedische Abgesandte in Christiania angekommen, um ihn zur Befolgung des Kieler Friedens aufzufodern; allein statt aller Antwort leistete der Prinz in der Kirche den Eid als Regent, und erließ den 13. März eine Kundmachung, daß Sieg oder Tod das Feldgeschrei des Normannen gegen Jeden sey, der seine Unabhängigkeit antasten würde. Zugleich versammelte er ein Heer von 12,000 Mann, und berief den 10. April einen Reichstag nach Eidsvold, wo die Mehrzahl von 154 Stellvertretern des Volks den 17. Mai ein Grundgesetz für Norwegens Freiheit entwarf, und den Prinzen zum Erbkönige von Norwegen erklärte. Als solcher wurde er den 19. Mai 1814 unter dem Namen Christian I. ausgerufen. Er schickte jetzt Herrn Carsten Anker nach London, um Englands Zustimmung zu erhalten; allein die brittischen Minister machten die mit den Verbündeten abgeschlossenen Verträge gegen den Widerspruch der Opposition geltend, und verfügten den 29. April die Sperre der norwegischen Küste. Auch Dänemark erklärte durch ein Abberufungspatent, Copenh. den 18. Apr., alles in Norwegen Geschehene für ungültig, indem der Statthalter schon den 19. Januar die Vollmacht erhalten, den Kieler Vertrag in Ansehung Norwegens zu vollziehen. Als dagegen die Normänner dänische Kriegsschiffe in Beschlag nahmen, so verbot ein k. dän. Patent vom 12. Mai allen Verkehr zwischen Dänemark und Norwegen. Unterdessen zog sich ein schwedisches Heer an der Gränze zusammen, und sechs schwedische Kriegsschiffe kreuzten an Norwegens Küste. Vergebens sandten Oesterreich (v. Steigentesch), Rußland (v. Orloff), Preußen (v. Martens), und England (Foster), im Julius als Bevollmächtigte nach Christiania, um den Prinzen Christian zum Nachgeben aufzufodern; König Friedrich VI. drohte ihm sogar mit Niedersetzung eines Gerichtshofes, der ihm das Erbfolgerecht auf Dänemark absprechen könnte. Sie kehrten im Anfange des August unverrichteter Sache von Christiania nach Copenhagen zurück. Der Kronprinz von Schweden rückte daher von Wennesberg her den 27. Juli mit 17,000 Mann gegen die Gränze vor; 13,000 Mann folgten, und 10,000 standen als Nachhalt. Der König von Schweden übernahm den Oberbefehl über die Flotte von 4 Linienschiffen, 3 Fregatten und 75 Kanonenböten, welche unter dem Admiral Puke den linken Flügel deckte, und die norwegische Flottille von 6 Briggs, 4 Schonern und 36 Kanonenböten nöthigte, sich zurückzuziehen. In Verbindung mit den Landtruppen unter Mörner bemächtigte er sich einiger Inseln, besonders Krageroe, worauf die Festungen Frederike-

stadt und Kongsteen den 4. Aug., ohne Widerstand zu leisten, capitulirten. Unterdessen war auch der Feldmarschall Graf von Essen mit der zweiten Heerabtheilung seit dem 30. Juli durch die schlecht vertheidigten Gränzpässe gegen Kongswinger vorgerückt. Nach einem Gefechte bei Tistadalen am 1. Aug. verließen die Norweger die Stellung am Swinesund. Nun drangen die Schweden von allen Seiten in Norwegen ein, und besetzten das linke Ufer des Glommenflusses von Oustasund bis Frederiksstadt. Fast täglich schlug man sich mit großer Tapferkeit. Prinz Christian führte in den Gefechten bei Moß und Kongswinger in Person den Oberbefehl. Auch norwegische Jungfrauen griffen zu den Waffen. Am bedeutendsten litten die Schweden am 3. Aug. bei Meilskog, doch erhielten sie Verstärkung, und siegten am 6. Aug. bei Scakenstadt. Sie rückten hierauf gegen den Brückenkopf von Langernäs am Glommen vor, wurden zwar am 9. Aug. zurückgeschlagen, bemächtigten sich aber am 11. des wichtigen Postens bei Tweten, worauf sich Prinz Christian über den Glommen zurückzog. Viele Soldaten gingen zu den Schweden über, um nicht zu verhungern. Zugleich wurden Frederikshald und Frederiksteen den 13. Aug. beschossen, und der wohl entworfene Kriegsplan des Kronprinzen war in seiner Ausführung schon so weit gediehen, daß die Schweden auf der einen Seite über den Glommen gehen und Christiania einnehmen, auf der andern aber nach Karlshoved und Moß vordringen konnten, wodurch die Armee des Prinzen Christian im Rücken, an den Seiten und von vorn angegriffen, bei der schwedischen Ueberlegenheit zur See aber mittelst einer Landung auf dem rechten Flügel umgangen worden wäre. In dieser Lage entschloß sich Prinz Christian zu dem Waffenstillstande von Moß den 14. Aug., wodurch Frederikshald mit Frederiksteen den Schweden übergeben, und das norwegische Heer, das an allem Mangel litt, aufgelöset wurde. Auch genehmigte er, daß ein Storthing gehalten werden sollte, und Schweden versprach, die zu Eidsvold entworfene Verfassung anzunehmen, bis auf die durch die Vereinigung Norwegens mit Schweden nothwendigen Abänderungen. Hierauf erklärte Prinz Christian den 16. Aug. zu Moß, daß er und warum er die norwegische Königskrone niederlege. Das Volk in Christiania gerieth in unruhige Bewegung. Man schrie über Verrätherei; allein bald fügte sich Alles in die neue Ordnung. Prinz Christian, der zu Ladegardsoen bei Christiania krank war, übertrug die Regierung dem Staatsrathe. Am 10. Oct. stellte er dem Storthing die Entsagungsurkunde aus, und schiffte sich an demselben Tage nach Dänemark ein, landete aber erst am 4. Nov. zu Aarhuus in Jütland. An diesem Tage beschloß das Storthing die Vereinigung Norwegens mit Schweden, indem es Carl XIII., König von Schweden, zum constitutionellen Erbkönig von Norwegen ausrief. Vergl. Recueil de pièces authentiques publiées en Norwège. Altona 1814. H.

† Christiania, im Stifte Christiania oder Aggerhuus, liegt am nördlichen Ende des Meerbusens Christiansfiord, in einer Gegend, in welcher ziemlich viel Gartenbau getrieben wird. Sie hat 1600 Häuser mit 11,000 Einwohnern, und besteht, außer den Vorstädten, aus folgenden drei Theilen: der eigentlichen Stadt Christiania, oder der Neustadt, der Altstadt oder Opslo, am Fuße des Egeberges, und der seit 1815 geschleiften Bergfestung Aggerhuus, auf einer Landspitze südlich von der eigentlichen Stadt Christiania. Jeder von diesen Theilen macht eine besondere Pfarrgemeinde aus,

und steht unter besonderer Gerichtsbarkeit. Die eigentliche Stadt Christiania ist die schönste Stadt in Norwegen, bildet ein regelmäßiges Viereck von 1000 Schritten in der Länge und Breite, hat schnurgerade, in rechten Winkeln sich durchschneidende, breite, mit erhöheten Fußwegen versehene und mit 2 Stock hohen, größtentheils steinernen Häusern besetzte Straßen, und nimmt mit jedem Jahre an Schönheit der Bauart zu. Seit 1812 befindet sich hier eine Universität, welche drei Jahre nach ihrer Stiftung über 100 Studenten zählte. Von Fabrikanstalten ist besonders das große Alaunwerk auf der Südseite der Altstadt zu bemerken. Die Hauptnahrung der Einwohner besteht im Handel, vorzüglich mit Brettern, auch Eisenwaaren, und wird durch den tiefen und sichern Hafen besonders begünstigt. Man schätzt den Werth der jährlich ausgeführten Bretter auf 810,000 Gulden. In der Nähe der Stadt sind 136 privilegirte Sägemühlen, welche jährlich 20 Millionen Planken liefern.

Christliche Religion, s. Christenthum.

Christoph, Herzog von Würtemberg, wurde am 12. Mai 1515 geboren, der einzige Sohn Herzog Ulrichs von Würtemberg und der baierischen Prinzessin Sabine. Wie sein späteres Leben und die Jahre seiner Regierung für Würtemberg höchst wichtig und wohlthätig wurden, so zeichnen sich schon seine Kindheit und Jugend durch eigene, höchst sonderbare Schicksale aus. Noch ist er kein Jahr alt, als seine Mutter aus Würtemberg entflieht, und ihn und seine Schwester unmütterlich ihrem Schicksale überläßt; in seinem 4ten Jahre vertreibt der schwäbische Bund seinen Vater von Land und Leuten, und verkauft, ohne Rücksicht auf den schuldlosen Sohn, das Herzogthum an die österreichischen Brüder Carl und Ferdinand; Christoph selbst wird nach Inspruck, und dann nach Wien gebracht, um hier erzogen zu werden, und wäre im J. 1529, bei der Belagerung Wiens, durch Soliman den Prachtvollen, beinahe in türkische Gefangenschaft gerathen, wenn ihn nicht sein Erzieher Tyfferni noch gerettet hätte; derselbe rettete ihn zum zweitenmal, als 1532 ihn Carl V. nach Spanien zu führen, und mit ihm seine Ansprüche auf Würtemberg in einem spanischen Kloster zu begraben vorhatte; durch ihn veranlaßt, entfernte sich der Prinz, als man schon an den Gränzen Italiens war, um von da nach Spanien einzuschiffen, schnell vom Gefolge des Kaisers und gelangte nach einer abentheuerlichen Flucht glücklich zu seinem Oheim, dem Herzoge von Baiern. Jetzt trat er, nicht ohne Einwilligung seines Vaters, mit seinen gegründeten Ansprüchen auf Würtemberg, öffentlich hervor, unterstützt von vielen deutschen Fürsten, selbst von auswärtigen Königen. Aber bei dieser Gelegenheit zeigte sich, wie wenig Oesterreich gesonnen sey, auf dem Wege der Güte das Herzogthum herauszugeben; um so mehr eilte Philipp, der Großmüthige, von Hessen, dem vertriebenen Ulrich, seinem Freund und Vetter, mit Gewalt der Waffen zu dem Seinen wieder zu verhelfen, wozu F[illegible] I., von Frankreich, das Geld vorschoß. Die glückliche Schlac[illegible]aufen, im Würtembergischen, und der Vertrag von Caden, 153[illegible]en das Herzogthum den rechtmäßigen Besitzern zurück, wiewohl [illegible]ch genöthigt war, es als österreichisches Afterlehen anzuerkennen. Christoph war inzwischen seinem Vater fremd geworden, und [illegible]on darum nicht von ihm geliebt, weil er mit Baiern verwandt war; er durfte deßhalb nicht am Hofe desselben bleiben, sondern mußte Würtemberg aufs neue verlassen, um in französische Dienste zu treten. Während er hier Gefahren aller Art ausgesetzt

war, ging sein blindhassender Vater damit um, ihm durch ein Testament die Nachfolge im Herzogthum zu entziehen; berief ihn aber doch endlich nach 8jähriger Abwesenheit nach Haus zurück, und ertheilte ihm bald darauf den Befehl, die anspachische Prinzessin Anna Maria zu heirathen, 1544. Der Sohn gehorchte, und lebte von jetzt an einige Jahre mit seiner Familie ruhig in Mömpelgard, das ihm zum Sitz angewiesen war, bis das Unglück aufs neue über Würtemberg hereinbrach, und ihn zur angestrengtesten Thätigkeit auffoderte. Herzog Ulrich hatte im Jahr 1546 am schmalkaldischen Krieg gegen Carl V. Antheil genommen, wurde von König Ferdinand deßhalb der Felonie angeklagt, und das Herzogthum selbst als verwirktes österreichisches Afterlehen von demselben in Anspruch genommen. Schon war der Prozeß eingeleitet, und Würtemberg troß aller Bemühung des Vaters und des Sohnes abermals in Gefahr, an Oesterreich verloren zu gehen, als Ulrich im November 1550 starb, und Christoph nun den Kampf allein auszufechten hatte. Zwar übernahm er wirklich sogleich in Person die Regierung des angefochtenen Herzogthums; zwar war sein Verhältniß ein anderes, als das seines Vaters, und er wurde von Carl V. selbst gegen seinen Bruder, den König Ferdinand, begünstigt; dennoch aber dauerte der Prozeß fort, oder machte Ferdinand Ansoderungen, welche ins Ungeheure gingen, bis endlich die Sache Christophs durch den Krieg des Churfürsten Moritz von Sachsen im J. 1552 eine günstigere Wendung nahm. Da waren die österreichischen Brüder froh, als sie einige unter den deutschen Fürsten zum Vermittlen geneigt und fähig fanden, auch Herzog Christoph unter ihnen, welche den Passauer Vertrag zu Stande brachten, auf den einige Tage nachher ein zweiter folgte, worin König Ferdinand gegen eine freilich bedeutende Summe Geldes seinen neuen Ansprüchen auf Würtemberg vollständig entsagte. Christoph behielt das Herzogthum unter denselben Verhältnissen und Bedingungen, wie es sein Vater seit der Wiedereroberung besessen hatte, und von diesem Augenblicke nahm seine höchst wohlthätige Wirksamkeit für dasselbe ihren Anfang; er wurde ihm zum politischen und religiösen Gesetzgeber. Das Lutherthum, schon von seinem Vater nach seiner Rückkehr eingeführt, aber in der letzten Zeit durch das Interim verdrängt, ward zur Freude der Einwohner wieder hergestellt, und für taugliche Religionslehrer an allen Orten zur Erhaltung desselben gesorgt. Von Christoph rührt die Eintheilung Würtembergs in seine Special- und General-Superintendenzen, damit über die untergeordneten Geistlichen Aufsicht geführt, und über Haltung seiner Verordnungen hinsichtlich der Kirche und Religion gewacht würde; von ihm ist die Einführung der Kirchenconvente, einer Art von Sittengerichte in jeder Gemeinde des gesammten Würtembergs. Er hielt seine Hände rein von den Gütern der so zahlreichen und zum Theil so wohlhabenden geistlichen Corporationen seines Landes, und bildete daraus das große würtembergische Kirchengut; er verordnete, daß dasselbe stets abgesondert von der herzoglichen Cammer verwaltet, und ausschließend für die Bedürfnisse der Kirche und für andere fromme und wohlthätige Zwecke verwendet würde. Sein Werk sind die würtembergischen Klosterschulen für Bildung junger Geistlichen, welche statt der Mönche nun die Klöster besetzten; sein Werk das ausgedehnte theologische Seminar in Tübingen, das die Zöglinge dieser Klosterschulen in sich aufnahm, und für das würtembergische Religionswesen so wichtig wurde. Seine Kirchenordnungen bezeugen, wie wichtig

ihm diese Angelegenheiten waren; daß bis diesen Tag seine Anstalten fortdauern, dieß bezeugt, wie richtig sein Blick, wie reif sein Urtheil war. Beinahe derselbe Fall ist mit seinen politischen Einrichtungen. Wohlmeinend dehnte er die Tübinger Freiheiten, diese Grundlage aller Verfassung des ehemaligen Herzogthums, auf alle Würtemberger aus; er gab den Gesandten der Landschaft eine mächtige Hülfe auf ihren Landtagen an den Prälaten, welche er jenen auf immer zugesellte. Unter ihm bildeten sich die Ausschüsse, unter ihm fast zur Unabhängigkeit die ständische Steuercasse; wenn auch diese Anstalten späterhin ausarteten, so geschah es doch nicht unter ihm, so schienen sie wenigstens Anfangs, und schienen selbst noch jetzt vielen höchst wohlthätig. Wiederum ist von ihm das würtembergische Landrecht, ein Gesetzbuch für bürgerliche Verhältnisse, das in unsern Tagen sogar gegen das Neapolon'sche zu bestehen vermochte. Er half dadurch einem dringenden Bedürfnisse ab, ließ es auf die einzig rechte Art entwerfen, indem er die Stände beizog, welche die Bedürfnisse des Volks kennen mußten, und hielt, als es gegeben war, mit männlicher Festigkeit über seiner Beobachtung. Außerdem gingen viele Verordnungen von ihm aus, welche Staatsökonomie, Staatspolizei 2c. zum Gegenstand haben; schon er ging damit um, zur Erleichterung des Verkehrs und Handels den Neckar schiffbar zu machen. Bei all dieser Thätigkeit für das Wohl seines Herzogthums verlor er dennoch das gesammte deutsche Vaterland, verlor er selbst Europa nicht aus den Augen; die Schicksale der Religion, welcher er so fromm und eifrig ergeben war, und seiner Glaubensverwandten, wo sie immer seyn mochten, erregten stets seine lebhafteste Theilnahme. Selbst die noch barbarischen Völker in Slavonien, Servien 2c. suchte er mit andern Fürsten für sein reineres Christenthum zu gewinnen; Uebersetzungen des Neuen Testaments und mehrerer Lutherischen Schriften in ihre Sprachen wurden zu Tübingen und Urach für sie veranstaltet. Was hätte er nicht gethan, um den unglücklichen Hugenotten in Frankreich Linderung ihres Schicksals zu verschaffen! Er hatte deshalb eine persönliche Zusammenkunft mit Catharina von Medicis und den Guisen. Er trug nicht wenig dazu bei, daß nach langer vergeblicher Unterhandlung der Religionsfriede zu Augsburg im Jahr 1555 dennoch endlich zu Stande kam, als gerade alles sich zu zerschlagen drohte. Sein herzlichster Wunsch war, daß die deutschen Fürsten seiner Confession so eng als möglich zusammenhielten, um mit vereinter Kraft die Stürme zu bestehen, welche, wie er voraussah, der Religion wegen ihnen noch bevorstünden, und deßhalb veranlaßte er mit unsäglicher Mühe jene Zusammenkunft zu Naumburg im Jahr 1560, wo sie sich insgesammt aufs Neue zum Halten über der Augsburgischen Confession vereinten. Doch nicht nur seine Glaubensverwandten sahen auf ihn und richteten sich gern nach seinem Rath und Vorgang, sondern selbst die von der katholischen Partei gaben ihm häufig Beweise von Achtung und Zutrauen. Er war unter den Fürsten, welche das gesammte Reich auswählte zur Visitation des in Unordnung gerathenen Cammergerichts in Speier; er war unter denjenigen, welche als feierliche Gesandtschaft von Seiten des ganzen Reichs nach Frankreich sich begeben sollten, um die Rückgabe der von Deutschland abgerissenen lothringischen Bisthümer zu unterhandeln. An ihn wandte sich Kaiser Ferdinand, daß er das letzte Hinderniß, das der Wahl seines Sohnes Maximilian, zum römischen König noch im Wege stand, vollends beseitigen möchte, und

welche innige, traute Freundschaft verband diesen Maximilian selbst mit Christoph, den Papisten mit dem Lutheraner, zu einer Zeit, da diese Verschiedenheit der Religion die heiligsten Verhältnisse des Lebens aufhob? — So lebte, so wirkte Christoph 18 Jahre als regierender Herzog von Würtemberg; er starb, zu früh geschwächt von den Anstrengungen seiner Jugend, im December 1568, vermißt und bedauert von Reich und Kaiser, am meisten von seinen Unterthanen, die einen Vater in ihm verloren. Er wurde dem würtembergischen Volk allmählig zum höchsten Fürstenideal, wollten sie einen seiner Nachfolger rühmen, so hieß es: er ist der zweite Christoph! — Seine Linie erlosch mit seinem Sohne Ludwig.

Christo sacrum nennt sich eine 1802 zu Delft in Holland gestiftete protestantische Secte, welche alle Secten in ihrem Schooße vereinigen will, keine christliche, sondern nur gebildete Redner, gleichviel aus welchem Stande hat, bei ihrem Cultus den Ehrdienst, als die eigentliche Gottesverehrung, vom Lehrdienste, der Anhörung geistlicher Reden, unterscheidet und jeden besonders begeht, ein sehr allgemeines biblisch-protestantisches Glaubensbekenntniß aufstellt, übrigens aber ihren Mitgliedern, zu denen Reformirte und Lutheraner gehören, im Denken über religiöse Dogmen die vollkommenste Freiheit läßt. Durch liturgische Verbesserungen des zum Grund gelegten reformirten Cultus hat diese ohne alle Autorisation entstandene Gesellschaft einige tausend Proselyten gemacht, scheint aber jetzt ihrem Erlöschen nahe. E.

Christusköpfe können nie die Aehnlichkeit eines Portraits haben. Die Nachricht von einer Abbildung des Angesichts Jesu, die in Tuch abgedruckt, der König Abgar von Edessa besessen haben soll, und von einem ähnlichen Abdrucke im Schweißtuche der heil. Veronica (Berenice) ist eben so apocryphisch, als die Sage von einem solchen Gemälde, das der Evangelist Lucas verfertigt haben sollte. Eine männliche schöne Gestalt und Gesichtsbildung schreibt ein offenbar unächter Brief, den Lentulus, der Vorgänger des Pilatus, an den römischen Senat geschrieben haben sollte, Christo zu. Unter den vorhandenen Christusbildern ist das älteste ein Basrelief von Marmor auf einem Sarkophag aus dem 2ten oder 3ten Jahrhundert, im Vatican zu Rom. Man sieht darauf Christum als einen noch unbärtigen jungen Mann, mit römischen Gesichtszügen und sanftgelockten, herabwallenden Haaren, in eine römische Toga gekleidet, auf einer Sella curulis sitzen. Ebendaselbst befindet sich auf einem andern Sarkophag, aus dem 4ten Jahrhundert, ein Christusbild mit ovalem Gesicht, orientalischen Zügen, gescheitelten Haaren und kurzem schlichten Bart. An dieses Bild haben sich die neugriechischen und italienischen Maler bis auf Michel Angelo und Raphael treulich gehalten. Seit dem 16ten Jahrhundert wurden in dieser Schule Jupiter und Apoll Musterbilder für die Christusköpfe, welche nun in unendlich vielen Modificationen, bald die Züge der verschiedenen Nationen annahmen, deren Künstler sich daran versuchten. Daß aber eben in diesem Mangel eines bestimmten, portraitähnlichen Vorbildes die unverkennbarste Anweisung liegt, das Angesicht des Göttlichen, wenn es einmal von der bildenden Kunst dargestellt werden soll, aus den Zügen sittlicher Würde und Schönheit zu gestalten, die das Bild seines Geistes und Lebens in der evangelischen Geschichte an sich trägt, und hier mehr, als bei jedem andern Kunstwerke, religiöse Begeisterung den Pinsel oder Meißel führen müsse, haben die großen Künstler empfunden, von denen wir die ansprechendsten Chri-

stuskköpfe besitzen. Je höher und reiner das Ideal in der Brust des Künstlers war, desto mehr innere, jeden Beschauer ergreifende Wahrheit wird auch sein Christusbild haben. Wir wünschen jedem Künstler, der sich daran wagen will, einen schönen Traum, wie ihn jüngst Dannecker in Stuttgart hatte, und diesem, daß es ihm gelinge, das Bild des Heilands zu verwirklichen, wie es ihm erschien. E.

Chronographie, die Zeitbeschreibung, d. h. Geschichtsbeschreibung nach der Zeitfolge.

Chryseis, s. Achilles.

Chrysippus, einer der berühmtesten stoischen Philosophen aus Cilicien, der sich besonders durch seine Kunst und Stärke im Disputiren auszeichnete. Er war ein Hauptgegner der Epicuräer, und soll an 700 verschiedene Schriften herausgegeben haben, meist dialektischen Inhalts, von denen aber nichts Vollständiges mehr vorhanden ist. Er starb in hohem Alter um das Jahr 206 vor Christus.

Chrysopras, oder gemeiniglich Chrysopas, eine Art von Chrysolith, der sich durch seine gelbgrüne, dem Porreelauche ähnliche Farbe unterscheidet. Man findet ihn an mehreren Orten in Schlesien.

† Churfürsten (von dem alten Worte Kören, küren, ehemals durch die Sinne empfinden, dann mit den Sinnen prüfen, hernach mit dem Verstande untersuchen, und darauf wählen, woraus Kur, Chur, Wahl und endlich in ganz specieller Bedeutung die Handlung, wodurch ein deutscher Kaiser als solcher bestimmt und erkannt wurde). Hessen hat zwar den Churfürstentitel beibehalten, da aber durch die neue Staatsverfassung Deutschlands das deutsche Reich nicht wiederhergestellt worden, sondern ein deutscher Bund souveräner deutscher Fürsten, so hat dadurch die Churfürstenwürde ihrem Begriff und Wesen nach ein Ende erreicht.

Chymus ist die im Verdauungscanal und insbesondere im Magen enthaltene, durch die Verdauung allmählig aus den eingenommenen Nahrungsmitteln hervorgebrachte Nahrungsmasse. (S. Verdauung).

Ciborium, ursprünglich ein aus einem ägyptischen Gewächse verfertigtes Trinkgeschirr. In der römischen Kirche ist es das Gefäß oder Behältniß, worin das Venerabile aufbewahrt wird.

† Cicero (Marcus Tullius). Neuere gute Ausgaben seiner sämmtlichen Werke haben wir von J. A. Ernesti, Beck und Schütz. — Cicero heißt auch, in den Buchdruckereien, eine mittlere Schriftsorte, weil Cicero's Werke zuerst damit gedruckt worden.

Cichorie, eine Pflanze, deren Wurzel, geröstet und gemahlen, ein Caffeesurrogat abgibt, das besonders zur Zeit des Continentalsystems stark gesucht und daher in großer Menge, namentlich in Braunschweig, Meppen, Helmstädt und andern Städten Niedersachsens fabricirt wurde.

Cicisbeo, im Deutschen gebraucht, hat stets einen mindestens verdächtigen Nebensinn. Es wird oft für Hausfreund gesagt, aber für einen solchen, den man öfter in Gesellschaft der Frau, als in Begleitung des Mannes vom Hause sieht; auch wohl geradezu für begünstigten Liebhaber. Doch ist der Ausdruck nur anwendbar, wenn von Personen, welche, was man nennt, zur guten Gesellschaft gehören, die Rede ist.

Cider, (Frucht- oder Obstwein), ist ein aus süßen oder schleimicht süßen, viel schleimicht zuckerartige Bestandtheile enthaltenden Früchten verschiedener Gewächse und ihren andern gleich zuckerartigen Theilen gewonnener Wein oder weinartiges Getränk, welches durch Gäh-

rung bereitet wird. Die Bedingungen der Gährung sind a) ein gehöriger Grad der Wässerigkeit, nach welchem sie weder zu sehr, noch zu wenig mit Wasser verdünnt sind; b) eine Wärme von 55 bis 70 Grad nach Fahrenheit Thermometer; und c) der Zugang der respirabeln Luft. Der beste Fruchtwein ist der, welchen man aus dem ausgepreßten Safte der Weintrauben oder aus dem Moste erhält, und welcher daher immer schlechtweg Wein genannt wird. Da nun der Zuckerstoff des Pflanzenreichs es nur allein ist, welcher die Weingährung erleiden kann, so muß auch der Wein desto geistreicher, angenehmer, besser und vollkommener seyn, je süßer der Most ist. Den süßen Most gewinnt man unter den wärmern und heißen Himmelsstrichen in nicht sehr regnigten Jahren auf mehr trocknem, steinigem, kalkigem und sandigem Boden, worin die Trauben zeitig reif werden. Angenehmer und besser aber wird der Wein, je sorgfältiger man das Auspressen der Trauben vornimmt, und je weniger von den Kämmen, Schalen oder Häuten und Kernen mit ausgepreßt wird. Am vollkommensten endlich erhält man den Wein, wenn der zuerst gelinde gekelterte Most von dem nachher ausgepreßten Moste abgesondert wird, für sich allein die Gährung macht und in besondere Fässer aufgefüllt wird. Unter gleichen Bedingungen verändert sich in mehrern heißen Ländern der zuckersüße Saft verschiedener Palmarten durch die Gährung zum Palmwein, und der ausgepreßte Saft des Zuckerrohrs zum Vin de Canne. Aus Rosinen läßt sich wegen des in ihnen befindlichen Zuckerstoffs durch Einweichen mit der gehörigen Menge Wasser oder Wein durch Gährung der Rosinenwein (Vinum passum der Alten) verfertigen; wenn z. B. auf 20 Pfund reingelesene abgestielte Rosinen 8 Pfund Farinzucker, 50 Kannen Landwein genommen, nach 3 Tagen 40 Tropfen zerflossenes Weinsteinsalz und gleich darauf 30 Tropfen Vitriolöl dazu gemengt, die Masse in ein Faß gefüllt und gut zugespündet wird. Das Faß setzt man nach starkem Hin- und Herschütteln an einen gemäßigt warmen Ort, verstattet daselbst dem Gemenge noch einige Zeit den gehörigen Zugang der Luft, setzt nach 4 Wochen abermals 4 Pfund und nach 6 Wochen wieder 4 Pfund Farinzucker zu und läßt diese Masse 8 — 10 Wochen die Weingährung machen. Dann wird dieser von den Hefen abgefüllt, mit Hausenblase geschönt und in Flaschen oder einem andern Fasse aufbewahrt. Zum Aepfelweine und Birnweine, oder dem eigentlich sogenannten Cider (Vinum pomaceum) nimmt man vollkommen reifes, reines, nicht durch Fäulung angegriffenes Herbst- oder Winterobst, befreit dasselbe von Schalen und Kernen, zerstampft oder mahlt es auf der Weinmühle, preßt den Saft aus und läßt denselben wie den Traubensaft gähren. Stärker wird der Wein daraus, wenn man den ausgepreßten Saft erst durchs Gefrieren vom überflüssigen Wasser befreit, aber auch noch Zucker zusetzt. Schwächern und schlechtern Cider aber erhält man, sobald, anstatt den Saft aus dem Obste anzuwenden, dasselbe bloß zerquetscht und mit Wasser übergossen, oder auch mit Wasser zum dünnen Brei gekocht, und dann mit Wasser mittelst eines hinzugesetzten Gährungsmittels, z. B. Hefen, abgegohren wird. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß jede Sorte Obst für sich allein bleiben muß. Auf ähnliche Weise läßt sich aus den Möhren, Pflaumen, Kirschen, Schlehen, Quitten, Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren, ein weinartiges Getränk bereiten. Der eigentliche Cider oder Fruchtwein wird in Deutschland nur wenig, in England und Frankreich aber häufig ge-

macht, und man behauptet, daß die Einwohner der Normandie die Erfinder des Ciders gewesen sind, weil sie wegen ihres kalten Himmelsstriches wenig oder gar keinen Weinbau treiben können. Mäßig genossen, ist der Cider der Gesundheit keinesweges nachtheilig, im Uebermaß genossen aber um so mehr, da er sehr berauscht. X.

Cigarro nennt man künstlich zusammengedrehte Röllchen feinen Rauchtabaks, welche von einer Seite angezündet und von der andern, entweder unmittelbar in den Mund genommen, oder in ein kleines Mundstück gesteckt, abgeraucht werden. Es gehörte dazu ursprünglich eine besondere Art Tabak, welche auf der Insel Cuba gebaut ward. Hernach nahm man auch andere amerikanische Blätter dazu. Von Amerika kam ihr Gebrauch nach Spanien, nach Frankreich, nach Deutschland, und ist jetzt, als ein in guten Gesellschaften erträglicheres Rauchen, ziemlich allgemein verbreitet. Die feinsten Sorten kommen von der Havannah, daher Havannah-Cigarren genannt.

Circumcellionen, s. Donatisten.

Circumferentor, ein bei Landesvermessungen gebräuchliches mathematisches Instrument, um Winkel mit Hülfe der Boussole zu messen, dessen man sich bedient, wenn keine genaue Richtigkeit erfoderlich ist.

Circumflex (~ ^), im Griechischen, Spanischen und Französischen ein Accentzeichen für die Dehnung einer Sylbe.

† Cirkel, heißt das bekannte Werkzeug, das zu allerlei Ausmessungen gebraucht wird. Es gibt davon vielerlei Arten. — Haar-Cirkel heißen sehr genau verfertigte Cirkel, die mit Haaresschärfe messen.

Cisterne, ein ausgemauertes Wasserbehältniß zur Aufbewahrung des Regenwassers, vornehmlich an solchen Orten, wo das Brunnenwasser fehlt.

† Ciudad Rodrigo, liegt auf einer Höhe am rechten Ufer der Aguada, und hat eine doppelte Enceinte; die innere besteht aus einer Mauer mit dünnen Wällen ohne Flanken, die äußere aus einer Fausse-Braye von schwachem Profil; an der Ost- und Südseite hat es halbe Monde, aber nirgend einen bedeckten Weg; 360 Schritt von der Stadt liegen die mit einem schlechten Erdwall umgebenen Vorstädte, auf deren beiden Seiten zwei befestigte Klöster (Franciscanerkloster nördlich, Dominicaner südlich), das westlich gelegene Kloster Heiligenkreuz ist ebenfalls zur Vertheidigung eingerichtet; die Ebene um die Stadt wird im Norden durch zwei Höhen unterbrochen, den kleinen Teron (216 Schritt entfernt) und den großen (720 Schritt), auf welcher letzteren sich eine Redoute befand, die genommen seyn mußte, um die Belagerung beginnen zu können. Massena mußte zwar bei seinem Rückzuge aus Portugal diese Festung ihrem Schicksal überlassen, es gelang ihm indeß, sie gehörig zu ravitailliren, worauf er nach Salamanca zurückging. Die Einschließung erfolgte darauf am 8. Jan. 1812; die Nacht darauf ward die Redoute auf dem großen Teron gestürmt, die Belagerer schnitten sich dahinter ein; in der Nacht zum 14. ward heil. Kreuz genommen, der Feind machte am 14 einen Ausfall, drang bis in die Parallele, ward aber zurückgewiesen; in der Nacht zum 15. ward das Franciscanerkloster gestürmt, worauf der Feind die ganzen Vorstädte verließ. Bis zum 19. war eine große Bresche in einen auf der nördlichsten Umfassungsseite ausspringenden Winkel, eine kleinere in einen alten Thurm weiter östlich gelegt; der Sturm erfolgte in der darauf folgenden Nacht. Die

erste Abtheilung rückte mittelst in den Graben geworfener Heusäcke (weil die Contreescarpe unversehrt war) gegen die große Bresche; durch Unterstützung eines Regiments — welches, auf der westlichen Seite in den Graben gedrungen, in diesem links fortgehend hier mit ihr zusammentraf — gelang es ihr auch bald, den Breschengipfel zu ersteigen, der Feind hatte aber dahinter einen Abschnitt angelegt, der mit Hartnäckigkeit vertheidigt die Stürmenden aufhielt. Gleichzeitig mit dieser war eine andere Division vom Franciscanerkloster aus auf dieselbe Art durch den Graben und in die kleine Bresche gedrungen und hatte sich innerhalb der Werke festgesetzt; der hiedurch in Flanke und Rücken genommene Feind gab demnach die Vertheidigung jenes Abschnittes auf, und vertheidigte sich bis zu seiner gänzlichen Gefangennehmung von Haus zu Haus. Die Belagerer verloren im Ganzen 9 Offiziere, 217 Mann Todte, 84 Offiziere, 1000 Mann Verwundete, davon beim Sturme 6 Offiziere (wobei 2 Generale) todt, 60 verwundet, 140 Gemeine todt, 500 verwundet; die Garnison zählte nach dem Sturme noch 78 Offiziere und 1700 Gemeine.

Clairet-Weine, nennt man in England alle rothen französischen Weine, welche man aus Bordeaux bezieht, oder die bei uns sogenannten Medocweine.

Clancarty (Lord Graf von), bekleidete, während des langjährigen Kampfes gegen die Neufranken und gegen Napoleon, stets bedeutende Gesandtschaftsposten an verschiedenen Höfen, und zeigte sich stets als einen sehr gewandten Diplomatiker. 1814 ward er zum Oberpostmeister von England ernannt, und dann zur Gesandtschaft an den Congreß von Wien gezogen. Er machte den Congreß mit Caulincourts Anträgen in England bekannt, und war speciell zu Abfassung sämmtlicher Subsidienverträge bevollmächtigt. 1816 wurde er zum außerordentlichen Gesandten am königlich niederländischen Hofe, und später zum bevollmächtigten Minister beim deutschen Bundestage in Frankfurt ernannt, und zwar speciell für alle Unterhandlungen, welche Territorialangelegenheiten betreffen.

Clarence (W. H. Prinz von England, Herzog von), dritter Sohn des König Georg III., geboren den 21. August 1765. Er wurde für den Seedienst gebildet und diente von unten hinauf durch alle Grade, ohne jedoch in den Kriegen irgend ein Commando zu haben. In der Pairskammer zeichnete er sich immer durch warme Sprache im Geiste der Opposition gegen die kriegathmenden Gesinnungen der Minister aus. Ihm verdankt man vorzüglich auch die Abschaffung des Negerhandels. Sein Beitritt war es hauptsächlich, welcher den Sturz der Minister Pitt und Addington herbeiführte. Dennoch lebte er stets im besten Vernehmen mit der königlichen Familie, und wie ein Privatmann in häuslich freundlichem Kreise. Sein ganzes Herz hing an der berühmten Schauspielerin Miß Jordan, mit welcher er viele Jahre in innigster Verbindung lebte. Sie starb 1816 zu Bordeaux, von ihm tief betrauert. Als Großadmiral von England führte er 1814 den König Ludwig XVIII. auf der Jacht Royal-Sovereign an die Küsten des wiedergewonnenen Frankreichs, und escortirte ihn mit einem Linienschiff. — Er vermählte sich 1818 mit einer Prinzessin von Sachsen-Meiningen und wollte, wie versichert wurde, seine Residenz künftig in Osnabrück nehmen.

Clarentiner, s. Franciscaner.

Clarissinnen, s. Franciscaner.

Clarke (H. J. G.), Herzog von Feltre, franz. Marschall und

Pair des Reichs, aus einer alten irländischen Familie, geboren zu Landrecies den 17. Oct. 1765. Sein Vater war Infanterie-Oberster in franz. Diensten. Mit dem 15ten Jahre kam er 1781 in die Kriegsschule zu Paris; er machte die ersten Feldzüge im Revolutionskriege mit, hob sich durch seine Talente und seinen Muth schnell empor und war Chef des Generalstabs bei der Rheinarmee, als ihn die Conventsdeputirten den 12. Oct. 1793, am Tage vor der Erstürmung der Weißenburger Linien, seiner Stelle entsetzten. Doch bald stellten ihn die Gewalthaber Frankreichs wieder an, und selbst an die Spitze des historisch-topographisch-militärischen Cabinets. Das Directorium übertrug ihm 1795 eine wichtige Sendung nach Wien. Im folgenden Jahre schloß er den Allianztractat mit dem Könige von Sardinien ab. Dann unterhandelte er mit Oesterreich und mit Bonaparte den Frieden zu Campo Formio. Die ihm nach dem 18. Brumaire aufgetragene Zurücksendung der russischen Kriegsgefangenen vollzog er auf eine so gefällige Art, daß der Kaiser Paul nicht nur ihm dafür dankte und ihm einen prächtigen Degen verehrte, sondern überhaupt für Frankreich ein günstigeres System annahm. Damals leitete auch Clarke die Friedensunterhandlungen zu Lüneville ein, welche nachher Joseph Bonaparte abschloß. Gleichwohl fiel er beim ersten Consul in Ungnade. Bonaparte gab ihm jetzt den Ministerposten in Florenz bei dem neuen König von Hetrurien. Dann ernannte ihn Bonaparte 1804 zum Staatsrath, und er folgte dem Kaiser in dem Feldzuge gegen Oesterreich, und ward Gouverneur von Wien. Später schloß er mit dem russischen Bevollmächtigten, Hrn. von Oubril, den Friedenstractat ab, welchen bekanntlich der Kaiser Alexander nicht ratificirte. Fast zu gleicher Zeit trat er wegen des Friedens zwischen Frankreich und England mit Lord Yarmouth in Unterhandlungen; allein nach dem Tode von Fox hörten die Unterhandlungen auf, und der Krieg mit Preußen brach aus. Clarke begleitete Napoleon, und ward nach der Schlacht bei Jena Gouverneur von Erfurt; bald nachher bekleidete er denselben Posten ein Jahr lang in Berlin. Er trat hierauf an Berthier's Stelle als Kriegsminister und Napoleon erhob ihn zum Herzog von Feltre. Für Ludwig XVIII. erklärte er sich den 8. April 1814. Den 4. Juni erhob ihn der König zum Pair von Frankreich. Bis in den März 1815 nahm er an den öffentlichen Angelegenheiten wenig Theil. Als man aber, nach Bonaparte's Einfall, in die Treue des Kriegsministers Soult Zweifel setzte, ward Clarke den 11. Mai zu dessen Nachfolger gewählt. Er ging mit dem Könige nach Gent, und übernahm eine Sendung nach London an den Prinzen Regenten. Nach der Rückkehr des Königs ward ihm das Portfeuille genommen, und der Marschall Gouvion St. Cyr trat an seine Stelle. Indeß ward schon nach drei Monaten das Ministerium wieder verändert, und der Herzog von Feltre aufs neue Kriegsminister. Sein Hauptgeschäft war die Auflösung der alten und die Bildung einer neuen Armee. Uebrigens schloß sich der Duc de Feltre ganz an das System des strengen Royalismus an, und widersetzte sich im Cabinet den freisinnigern Grundsätzen der übrigen Minister. Im Jahr 1816 erhielt er vom Könige den Marschallstab. Es erklärte sich indessen die öffentliche Meinung so laut gegen ihn und seinen Ultra-Royalismus, daß endlich der König im Jahr 1818 den Marschall Gouvion St. Cyr wieder, an des Herzogs Stelle, zum Kriegsminister ernannte.

† Clauseln (im Juristischen) sind diejenigen Nebentheile eines

rechtlichen Aufsatzes, durch welche entweder einer schädlichen Wirkung vorgebeugt, oder dem Geschäft eine vortheilhafte Wirkung beigelegt werden soll. Es gibt allgemeine und besondere. Jene finden bei allen, oder doch den meisten Geschäften Statt, diese nur bei einigen gewissen. Zu jenen gehört z. B. die Begebung der Ausflüchte des Betrugs, der Ueberredung, anders abgeredeter als niedergeschriebener Dinge, der Verletzung über oder unter die Hälfte, der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand u. s. w., welche gewöhnlich dem Schlusse aller Verträge angehängt wird. Zu den besondern werden gerechnet: die Clausula codicillaris, wodurch einem Testamente, welches nicht als solches sollte gelten können, die Gültigkeit eines Codicills vorbehalten wird; bei Darlehns-, Kaufs-, Mieths- und andern Geschäften, die Clausula cassatoria, wodurch festgestellt wird, daß beim Eintritt einer gewissen Bedingung das ganze Geschäft für aufgelöset gehalten werden solle. In dem Wechselrecht ist die Clausula cambialis diejenige, nach welcher sich derjenige, dem irgend eine Leistung obliegt, bei deren Unterlassung der persönlichen Verhaftung unterwirft.

Claves, s. Clavis.

Claviatur, s. Clavis.

Clavicylinder, ein neues, von Chladni (s. diesen) 1798 erfundenes Claviaturinstrument in Form eines Schreibpultes, das einen Umfang vom großen G bis zum dreigestrichenen e hat. Die Töne klingen auf ihm so lange fort, als die Tasten niedergedrückt werden, und der Klang ist von dem der Harmonica und des Euphons verschieden. Die Mechanik des Instruments ist zur Zeit noch ein Geheimniß des Erfinders. Seinen Namen hat es von einem gläsernen Cylinder, welcher an dem einen Ende mit einem Schwungrade, an dem andern mit einer Kurbel versehen ist, die durch einen Fußtritt umgedreht wird.

Clerfayt (François-Sebastian-Charles-Joseph-de-Croix, Graf von), einer der berühmtesten österreichischen Feldherren neuerer Zeit, war den 14. October 1733 im Schlosse Bruille, bei Binch in Hainaut geboren, widmete sich seit dem zwanzigsten Jahre den Waffen, und zeichnete sich bald darin aus. Seine Thaten im siebenjährigen Kriege erwarben ihm die Ehre, einer der ersten zu seyn, denen Maria Theresia ihren 1757 gestifteten Orden ertheilte. Vorzüglich markirte er bei Prag, Lissa, Hochkirchen und Liegnitz. Bei dem Aufstande in den Niederlanden 1787 verwarf er mit Verachtung alle Vorschläge zur Untreue gegen Joseph II. Als General-Lieutenant focht er 1788 und 1789 gegen die Türken, und erhielt dafür 1790 den Grad eines Artillerie-Generals und das große Band des Theresien-Ordens. In dem Rheinfeldzuge, 1792, commandirte er ein Corps von 10,000 Mann, nahm Stenai, Croix-aux-Bois, zog sich nach dem Rückzuge der Preußen in die Niederlande zurück, setzte sich nach der Niederlage bei Jemmapes hinter Röhr, hob im folgenden Frühjahre die Belagerung von Mastricht auf, focht dann bei Nerwinden, Quiévrain, Hanson und Famars und nahm Le Quesnoi ein. Im Jahr 1795 erhielt er den Feldmarschallsstab und den Oberbefehl der kaiserlichen Armeen am Rhein, ward dann durch den Erzherzog Carl abgelöset, trat in den Hofkriegsrath, und starb am 18. Juli 1798 in Wien. Die Stadt ließ ihm ein prächtiges Mausoleum errichten. Clerfayt vereinigte mit den Talenten eines Feldherren alle Eigenschaften eines guten Bürgers und eines vortrefflichen Menschen. Seine

Unterthanen auf seinen Gütern hatten den mildesten Herrn an ihm. Seine Börse hatte stets jedem Verdienten und Bedürftigen seiner Untergebenen offen gestanden, und den Tag vor seinem Tode verbrannte er alle dergleichen Schuldscheine. Er war gewöhnlich einfach in seiner Kleidung, aber wenn es gegen den Feind ging, zeigte er sich nie anders als in Staatsuniform und mit seinen Orden geschmückt. „Der Tag der Schlacht," sagte er, „ist des Kriegers Ehrentag."

† Cleve. Bei der neuen Organisation Preußens bildet das Herzogthum Cleve einen Bestandtheil der Provinz Jülich-Cleve-Berg, welche 170 Quadratmeilen mit 908000 Einwohnern enthält, und in drei Regierungsbezirke, Cleve, Düsseldorf und Cöln, eingetheilt ist. Cleve, sonst die Hauptstadt des Herzogthums und jetzt die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirkes, enthält 1000 Häuser mit 7000 Einwohnern, ist im Ganzen wohlgebaut, und besteht aus der obern, auf Hügeln gelegenen Stadt und aus der untern. Das auf einem Hügel erbaute Schloß, Schwanenberg, ist sehr alt, und von demselben hat man eine vortreffliche Aussicht über die Stadt, die Umgegenden und den Rheinstrom. Wollen-, Baumwollen-, Seiden- und Tabaks-Fabriken werden von den Einwohnern unterhalten. Unter den reizenden Umgebungen der Stadt sind bemerkenswerth: der jenseits des Kanals gelegene Königsgarten, eine vom Prinzen Johann Moritz von Nassau-Siegen herrührende Anlage und der Thiergarten mit seinen trefflichen Alleen, Fontänen, Kaskaden und mit einem Gesundbrunnen. In der angenehmen Holzung, Berg und Thal genannt, ist das Grabmal des Prinzen Moritz. Er ruhet in einem eisernen Sarkophag, umgeben von den bei Cleve ausgegrabenen Inschriften, Urnen, Krügen, Lampen und andern Ueberresten des römischen Alterthums.

Climakterisch werden in der Physiologie diejenigen Lebensjahre genannt, in denen der menschliche Körper, nach bestimmten Naturgesetzen, anfängt in seinen physischen Kräften abzunehmen, und sich bei den Männern dem Greisenalter, so wie bei den Frauen dem der Matrone zu nähern. Bei den Frauen z. B. wird die Periode climakterisch genannt, wo sie ihre Reinigung verlieren.

Clootz (Joh. Baptist du Val-de-Grace, Baron von), unter dem Namen Anacharsis Clootz bekannt, war 1755 in Cleve geboren, ein Neffe des bekannten Schriftstellers Cornelius von Pauw, und ward schon im elften Jahre nach Paris auf die Schule geschickt. Von keiner regelnden Vernunft in Schranken gehalten, überließ er sich sein ganzes Leben lang der ausschweifenden Willkühr seines lebhaften Geistes und seiner glühenden Einbildungskraft. Er las die alten Gesetzgeber ohne Prüfung und Leitung, und wollte den Völkern Gesetze geben. Noch sehr jung und mehrere Jahre vor der Revolution durchreisete er Deutschland, Italien, England und einige andere Gegenden von Europa unter dem Namen Anacharsis Clootz, verschwendete einen großen Theil seines sehr ansehnlichen Vermögens, und suchte überall seine unreifen Ideen zu verbreiten. Durch die Revolution ward sein Gehirn völlig versengt. Er ging nach Paris zurück, nannte sich den Sprecher des Menschengeschlechts (l'Orateur du genre humain) und rechtfertigte diesen Titel, den er, mit Wegwerfung seines preußischen Adels, nun beständig führte, durch die unter dem Namen: Gesandtschaft des Menschengeschlechts bekannte Maskerade, welche er beim Nationalconvent einführte, und an deren Spitze er diesen aufforderte, die Grundsätze

der französischen Revolution über alle Völker zu verbreiten. In der Folge ward er Mitglied des Nationalconvents. Er überströmte die Nationalversammlung mit Petitionen, Glückwünschen, Adressen, Reden, Vorschlägen aller Art, und erbot sich, eine preußische Legion unter dem Namen vandalische Legion zu errichten. Den König von Preußen nannte er den nordischen Sardanapal. Er wollte, daß die Nationalversammlung auf dessen und des Herzogs von Braunschweig Häupter einen Preis setzen sollte. In der Rede, worin er für seine Aufnahme als französischer Bürger dankt, sagt er: „Carl I. hatte einen Nachfolger, Ludwig XVI. wird keinen haben. Die Köpfe der Philosophen wißt ihr zu würdigen; es bleibt euch nichts übrig, als Preise auf die Köpfe der Tyrannen zu setzen." Er gab 12,000 Livres als Beitrag zu einem Kriege gegen die Könige. Ankarström, den Mörder des Königs von Schweden, pries er über Alles. Für Ludwigs XVI. Tod stimmte er „im Namen des Menschengeschlechts," und fügte hinzu: „ich verdamme den infamen Friedrich Wilhelm II. gleichfalls zum Tode." Endlich erklärte er sich auch für einen Atheisten und „persönlichen Feind Jesu," und predigte den Materialismus und eine Universalrepublik. Zuletzt aber wurde er Robespierren verdächtig. Dieser stürzte ihn mit Hebert und noch Einigen von derselben Partei, mit denen er verurtheilt und am 24. März 1795 hingerichtet wurde. Aber seine Grundsätze verläugnete er selbst im Tode nicht. Er docirte auf dem Wege zur Richtstätte Hebert sehr eifrig den Materialismus, betrat kalt und unerschrocken das Blutgerüst, nannte sein Urtheil ein ungerechtes, appellirte dawider an die Menschheit, und verlangte zuletzt hingerichtet zu werden, um, während die Köpfe seiner Gefährten fielen, noch gewisse Grundsätze festzustellen.

Cluniacenser, s. Benedictiner.

† Coalition. Napoleons Usurpation des französischen Throns, 1815, rief dieselbe Coalition noch einmal ins Leben. Einige Tage entscheidender Wirksamkeit waren genug, den Zweck zu erreichen, und in dem Tractat von Chaumont und der Besetzung einiger Festungen des französischen Gebiets durch die Alliirten, besteht sie gewissermaßen noch fort.

† Coblenz. Ueber den Rhein führt eine fliegende Brücke zu dem auf dem rechten Rheinufer, Coblenz gegenüber, liegenden Städtchen Thal-Ehrenbreitstein, über welchem sich auf einem majestätischen Felsen die colossalen Trümmer der durch die Franzosen zerstörten Festung Ehrenbreitstein erheben, deren Werke jetzt von den Preußen wieder hergestellt werden. Ueber die Mosel führt eine 536 Schritte lange, auf 15 Bogen ruhende steinerne Brücke, von welcher man eine der schönsten Aussichten am Rheine hat. Gegenüber sieht man den Felsen Ehrenbreitstein, und nur wenige hundert Schritte von der Brücke fällt die Mosel senkrecht in den Rhein. Die Stadt Coblenz, der Lauf des durch die Mosel verstärkten Rheins, an dessen Ufern sich auf der einen Seite eine Reihe von Bergen und auf der andern eine fruchtbare Ebene hinzieht, beide mit Häusern und Dörfern besäet, die sich zwischen den Bergen hervordrängende ansehnliche Mosel und die Carthause auf einem Berge, um welchen sich die neue schöne Heerstraße nach dem Hundsrück windet, machen die vorzüglichsten Punkte dieser Aussicht aus. Coblenz hat 1050 Häuser und 10,200 Einwohner, besteht aus der Alt- und Neustadt oder Clemensstadt, und ist im Ganzen ziemlich gut gebaut, besonders der letztere Theil,

wo die meisten Gebäude von gutem Geschmacke sich befinden. Unter den Gebäuden sind vorzüglich zu bemerken: das neue vormalige churfürstliche Schloß, im antiken Styl aufgeführt und mit jonischen Säulen geschmückt, zur Zeit der französischen Occupation in eine Caserne verwandelt; das Theater (beide in der Neustadt); das ehemalige Jesuitercollegium der Metternich-Winneburgische Hof und der Leyensche Hof mit einem schönen Garten. Coblenz verdankt seinem letzten Churfürsten eine treffliche Wasserleitung, welche von einem Berge bei Metternich das reinste Quellwasser über die Moselbrücke in alle Quartiere der Stadt führt. An Fabriken fehlt es, doch besteht eine vorzügliche Fabrik von lackirter Blecharbeit, die über 100 Personen beschäftigt, deren Waaren in Hinsicht der Dauer und Schönheit die englischen übertreffen und bis nach Spanien gehen. Der Handel besteht vorzüglich in Waarenverführung aus der Mosel in den Rhein und aus dem Rhein in die Mosel; ein Hauptgegenstand sind französische und Moselweine, die auf der Mosel ankommen, welche Schiffe trägt, die gewöhnlich 80 Fuß lang und 12 Fuß breit sind, eine Last von 1800 Centnern tragen und wenigstens drei Fuß tief im Wasser gehen. Eine Viertelstunde von der Stadt liegt auf einer sanften Anhöhe die ehemalige Carthause, wo man eine der trefflichsten Aussichten auf beide Ströme genießt. Jetzt wird die Carthause in ein Fort verwandelt, das den Namen Hunnenkopf erhalten soll. Auch auf dem jenseits der Mosel gelegenen Petersberge, wo das jetzt zerstörte Denkmal des französischen Generals Marceau stand, wird ein Fort angelegt. Durch diese beiden Forts, die auf der linken Rheinseite die Stadt beschützen, welche auch eigene Festungswerke erhält, und durch die auf der rechten Rheinseite sich wieder aus ihrem Schutt erhebende Festung Ehrenbreitstein, wird Coblenz eine der stärksten Festungen am Rhein werden, und den Schlüssel zu Deutschland und vorzüglich zur preußischen Monarchie bilden.

† Coburg. Das jetzige Herzogthum Sachsen-Coburg begreift Antheile an Coburg, Altenburg und Henneberg, wozu 1816 ein von Preußen abgetretener Distrikt des vormaligen Saardepartements mit 8 Quadratmeilen und 25,000 Einwohnern gekommen ist, so daß jetzt sämmtliche Lande 25 Quadratmeilen und 82000 Einwohner enthalten. Der Boden ist zwar bergig, besonders im altenburgischen Antheile, wo ein Theil des Thüringerwaldes sich hindurch zieht, aber im Ganzen an den gewöhnlichen deutschen Producten des Thier- und Pflanzenreichs fruchtbar; aus dem Steinreiche hat man Eisen, Kupfer, Vitriol, Alaun, Kobalt, Marmor, Alabaster, Schiefer, Steinkohlen und Schwefel. Die Industrie besteht in Lein-, Wollen- und Baumwollenweberei, Gerbereien, Eisenhämmern, Blaufarbenwerken, Porzellanfabriken, Marmor- und Steinmühlen, Holzarbeiten und in Verfertigung von Pech, Kienruß und Potasche. Die Einkünfte schätzt man, ohne die neuen Acquisitionen jenseits des Rheins im vormaligen Saardepartement, auf 425,000 Gulden. Der Herzog hat mit den übrigen großherzoglich und herzoglich sächsischen Häusern eine Gesammtstimme in der engern Bundesversammlung, und eine besondere in der weiteren. Die Haupt- und Residenzstadt Coburg liegt in einem angenehmen Thale, an der Itz, hat fünf Kirchen, ein academisches Gymnasium, das Cassimirianum genannt, verschiedene Fabriken, ein Residenzschloß, die Ehrenburg genannt, mit einer ansehnlichen Bibliothek, ein schönes Reithaus, ein massives Zeughaus, 43 Gassen, 750 Häuser und 7700 Einwohner. Angenehme Alleen trennen die

Stadt von den Vorstädten. Nicht weit von der Stadt, auf einem Berge, liegt die Festung Coburg, welche mit einer starken Mauer, tiefen Graben und fünf Basteien versehen ist, außer mehreren andern Gebäuden ein Zucht- und ein Zeughaus enthält, und eine vortreffliche Aussicht über einen großen Theil des Landes gewährt.

Coccejus (Johann), einer der gelehrtesten Theologen Hollands. Sein System, obgleich in mehreren Hinsichten seltsam und übertrieben, hat dennoch der theologischen Wissenschaft einen nützlichen Anstoß gegeben und sie von manchem scholastischen Unrath befreit. Es ist am vollständigsten in seiner Summa doctrinae de foedere et testamento Dei entwickelt. Hinsichtlich der Auslegung ging Coccejus von dem Grundsatze aus, man müsse die Worte und Phrasen der Schrift in jedem Sinne nehmen, dessen sie fähig seyen, indem sie in der That alles bedeuteten, was sie bedeuten könnten. Unter seinen Gegnern waren Gisbert Voet und Samuel Desmarets die bedeutendsten. Coccejus war 1603 zu Bremen geboren, empfing seine Bildung darauf zu Hamburg und Franecker, ward auf kurze Zeit Professor der hebräischen Sprache in seiner Vaterstadt, ging 1636 in gleicher Eigenschaft nach Franecker, und ward 7 Jahre später daselbst Professor der Theologie. Im Jahr 1649 ward ihm der theologische Lehrstuhl zu Leyden übertragen, den er bis an seinen Tod 1669 mit Ehren einnahm. Seine Werke sind mehrmals gesammelt erschienen, zuletzt zu Amsterdam 1701 in 10 Foliobänden, wozu 1706 noch zwei Bände Opera anecdota kamen.

Cochenille, bei uns als die schönste rothe Farbe bekannt, ist eigentlich ein gedörrtes Insect, das uns als Handelsartikel über Cadix aus Südamerika, und insbesondere aus Mexico und Peru zugeführt wird, wo es auf verschiedenen Arten der Opuntia lebt. Seine Lebensdauer ist beim Männchen nur einen Monat, beim Weibchen aber einen Monat länger. Dieß stirbt gleich nach dem Gebären. Nach der Einsammlung tödten die Mexicaner das Insect entweder in heißem Wasser oder in Oefen. Es gibt davon viele Arten und Gattungen, alle aber sind inwendig mit einem zarten rothen Staube angefüllt, der die kostbare Farbe enthält. Als Waare kommt sie in Suronen oder zusammengenäheten trockenen Thierhäuten, gewöhnlich über Cadix, in den Handel.

* Cochinchina (Kodschin-Dschina), d. h. Westchina, eine große zu Hinter-Indien gehörige Landschaft, ist jetzt ein Theil des sogenannten Kaiserthums Anam, welches nach den neuesten Nachrichten die hinterindischen Provinzen Tunkin, Cochinchina, Chiampa, Cambodscha, Laos und Lac-tho begreift. Die ältere Geschichte dieser Länder, so wie ihre innere Beschaffenheit, sind den Europäern wenig bekannt. Cochinchina war ehemals nur eine Provinz von Tunkin. Die Chinesen waren Herren dieser Länder, die sie durch einen Statthalter regieren ließen. Bei einer Revolution wurde der chinesische Gouverneur ermordet, und Tunkin erhielt Könige aus seiner eigenen Nation, welche unter der Bedingung von dem chinesischen Kaiser anerkannt wurden, daß sie in China die Belehnung vom Kaiser nachsuchen mußten. Von Tunkin machte sich, ebenfalls in einer Revolution, Cochinchina unabhängig, und erhielt dann eigene Könige. Im J. 1774 brach in dem letztern Lande eine Revolution aus, wodurch der König seinen Thron verlor, und drei Brüder, die Anführer der Empörer, sich in das Königreich theilten. Einer derselben, dessen Antheil an Tunkin stieß, besiegte den König von Tunkin, eroberte

sein Reich und behauptete sich im Besitze seiner Eroberung, obgleich der Kaiser von China den vertriebenen König von Cochinchina, der bei ihm, als seinem Lehnsherrn, Schutz gesucht hatte, in sein Königreich wieder einzusetzen suchte. Unterdessen hatte aber der Kronprinz des vertriebenen Königs von Cochinchina, Caun-Schung genannt, der sich durch die Flucht gerettet hatte, einen Versuch gemacht, das väterliche Reich zu erobern, welches ihm, bei der unter den Usurpatoren herrschenden Uneinigkeit und bei der Anhänglichkeit der Cochinchinesen an ihren rechtmäßigen Beherrscher, so weit gelang, daß er nicht allein Cochinchina wieder eroberte, sondern auch im J. 1800 das Königreich Tunkin damit vereinigte. Anfangs ließ er sich vom chinesischen Kaiser mit Tunkin belehnen, hat sich aber nachher für völlig unabhängig erklärt, unter dem Namen Gia-Long den kaiserlichen Titel angenommen, und regiert noch jetzt über dieses Kaiserthum Anam, mit welchem nun auch Cambodscha, Laos, Chiampa und Lac-tho vereinigt sind. Da also nun Cochinchina aufgehört hat, einen besonderen Staat zu bilden, und als ein Theil mit unter dem anamitischen Kaiserthume begriffen ist: so wollen wir, statt einer besondern Schilderung Cochinchina's, eine allgemeine Darstellung des Kaiserthums Anam geben. Dieses Reich, nach dem angegebenen Umfange, gränzt gegen Norden an die Südprovinzen China's, gegen Westen an Siam, gegen Süden an das indische und gegen Osten an das chinesische Meer. Es nimmt die ganze Ostküste der Halbinsel jenseits des Ganges ein, und liegt vom 118ten Grad bis zum 127sten Grad der Länge und vom 8ten Grad bis zum 23sten Grad der nördlichen Breite, enthält an 18,000 Q. M., und ist von 18 bis 20 Millionen Menschen bewohnt. Das Land wird von vielen, zum Theil beträchtlichen Flüssen, darunter der Menam-Kom, wahrscheinlich ein und derselbe mit dem Kambodschafluß, bewässert. Alle Provinzen werden durch Gebirgsketten, deren Lauf man jedoch gar nicht kennt, von einander getrennt, die sehr schroff sich erheben, aber fruchtbare Thäler und Ebenen einschließen. Die Lage des Landes in der heißen Zone läßt hier zwar ein brennendes Clima erwarten, allein die Nähe der Gebirge und des Meeres mildert die Hitze, und macht das Clima zu einem der angenehmsten in Asien. Die Fruchtbarkeit und der Productenreichthum dieser Länder ist sehr groß. Die Felder geben doppelte, bisweilen dreifache Ernte, besonders wird Reis, als die Hauptnahrung der Einwohner, gebaut; ferner gibt es Thee, Zimmet, trefflichen Zucker, Pfeffer, Ingwer, Baumwolle, Kokos-, Firniß-, Talg- und Tiekbäume, welche das trefflichste Schiffsbauholz liefern, Färbehölzer, edle Südfrüchte, außerordentlich große und gelehrige Elephanten, Rhinozerosse, Tiger, Gazellen, eine große Menge von Affen und Schlangen, indianische Vogelnester, Seide, mannigfaltiges Geflügel, Fische, das feinste Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eisen, Salpeter rc. Doch kennen die Einwohner den Bergbau noch wenig, ja das Nachgraben des Goldes ist sogar verboten, um nicht die Habsucht der Europäer zu reizen. Die Einwohner, besonders der Provinzen Tunkin und Cochinchina, haben in ihren Gesichtszügen, in ihrer Sprache und Gebräuchen, viele Aehnlichkeit mit den Chinesen, ohne jedoch so sehr wie diese das Fremde zu verachten, und stehen auf einer gleichen Stufe der Civilisation, mit Ausnahme der Bewohner von Laos und Chiampa, welche meistens ein Nomadenleben führen. Sie treiben Ackerbau, der sich größtentheils auf die Anpflanzung des Reises beschränkt, verfertigen Metallwaaren, unterhalten Baumwollen- und

Seidenfabriken, haben selbst Kanonengießereien und bauen sehr gute Schiffe, wovon die Kauffahrteischiffe den Junken der Chinesen gleichen, und kennen die Schreibe- und Buchdruckerkunst. Ihre Literatur ist reich an moralischen, dramatischen und botanischen Werken. Der Calender wird von einigen Gelehrten am kaiserlichen Hofe herausgegeben. Ihre Baukunst, Malerei und Musik sind chinesisch. Der Handel, den die Einwohner treiben, besonders der Küstenhandel, ist nicht unbedeutend. Von den asiatischen Völkern besuchen vorzüglich die Chinesen, Malajen, die Bewohner der Sunda-Inseln, die Japaner, die Küsten dieses Landes. Hingegen die europäischen Handelsnationen haben noch wenige Handelsverbindungen anzuknüpfen vermocht. Der Hof und die Großen bekennen sich zur Religion des Confucius, die Religion des gemeinen Volkes ist eine Modification der Lehre des Buddha. Die Anzahl der Pagoden, welche ebenfalls den chinesischen ähnlich sind, und der Bonzen ist sehr groß, da jede Gemeinde ihre eigene Pagode und ihren Schutzgeist hat. Durch den Eifer der Missionäre sind auch mehrere hundert tausend Einwohner zu dem Christenthume bekehret worden. Die Regierungsform ist der chinesischen ähnlich, despotisch und militärisch. Der Bambus wird als ein Strafmittel vom ersten Mandarin bis zum niedrigsten Unterthan gebraucht. Der Kaiser regiert mit Beihülfe von vier Ministern, welche Würde gemeiniglich die nächsten kaiserlichen Verwandten bekleiden. Den Provinzen sind Statthalter vorgesetzt. Die Armee, gegen 150,000 Mann stark, ist auf chinesische Art organisirt, aber mit vieler Artillerie und guten Waffen versehen, welche die Europäer eingeführt haben. Die Seemacht besteht aus 200 Galeeren und 25 Fregatten, mit 26,800 Matrosen bemannt, die zugleich als Seesoldaten dienen. Die Hauptstadt ist Bac-king oder Kecho, am Flusse Songkoy. Nach andern ist Hue-Phu oder Kehue, die Hauptstadt des ganzen Reiches und die kaiserliche Residenz. Ueberhaupt ist die Topographie dieses ganzen Staates den Europäern noch sehr unbekannt.

Cochrane (Alexander, Lord), ein berühmter englischer Seeofficier, ist der älteste Sohn des Lords Archibald Cochrane, eines insbesondere um das Studium der chemischen Wissenschaften wohlverdienten wackern Seemannes, geb. 1775. Er bestimmte sich für den Seedienst, wurde von seinem Oheim dafür gebildet, diente zuerst in Ostindien und an der Küste von Biscaya, zeichnete sich 1801 vor Barcelona, als Fregattencapitän, durch die Wegnahme eines spanischen und 33 anderer Schiffe aus, und versuchte mehrere glückliche Landungen. 1806 landete er auf der Nordküste von Frankreich, zerstörte mehrere Signale und Batterien, nahm eine französische Fregatte und zwei Slupen, und kehrte damit nach Plymouth zurück. Er trat nun als Deputirter für die Stadt Westminster in die Kammer der Gemeinen, wurde dann zu einem Kreuzzuge mit der Fregatte Imperious beordert, und vereinigte sich mit der Flotte unter Collingwood vor Cadix. Im Kriege mit Spanien gegen Frankreich zeichnete er sich 1808 durch Befreiung der Feste Rosas und Wegnahme mehrerer Küstenforts aus, und vereinigte sich alsdann mit der Canalflotte unter Gambier. 1809 machte er jenen berühmten, aber nicht ganz geglückten Versuch, die französische Flotte, auf der Rhede von Biscaya, mit der congrevischen Brandmaschine zu zerstören, schlug aber die französische Flotte, nahm den Calcutta und zerstörte drei Linienschiffe, wofür ihm der Bathorden ertheilt wurde.

Cochrane (Thomas, Lord), aus der Familie des vorigen,

und für den Seedienst erzogen, wobei er sich den Bathorden erwarb. Er war Mitglied des Parlaments für Westminster und eben im Begriff als Capitän mit dem Schiffe the Tonnant nach Amerika abzusegeln, als er angehalten und vor das königliche Bankgericht gezogen, und von demselben zu 1000 Pf. Sterling Geldstrafe, einjährigem Gefängniß und öffentlicher Ausstellung am Pilory verurtheilt wurde, weil er 1814 ein falsches Gerücht von einem ganz entscheidenden Siege der Alliirten über Bonaparte ausgesprengt, die Fonds dadurch augenblicklich in die Höhe getrieben, und eine großel, Tags zuvor wohlfeil erkaufte Summe, plötzlich mit beträchtlichem Gewinne wieder verkauft hatte. Das Schimpfliche seiner Strafe wurde ihm erlassen, er verlor aber den Orden und den Sitz im Parlament. Mit Gewalt befreite er sich aus dem Gefängniß. Obgleich ein Preis auf seine Wiedereinbringung gesetzt war, so wählte ihn doch Westminster wieder zu seinem Deputirten, und er erschien 1816 in der Kammer der Gemeinen, wo er arretirt und vor das Assisengericht von Surrey gezogen wurde. Sir Francis Burdett begleitete ihn dahin. Nochmals für schuldig erklärt, aber der Gnade des Königs empfohlen, weigerte er sich, diese anzunehmen, und verlangte Gerechtigkeit. Im November 1816 wurde er nun vom königl. Bankgericht zu einer neuen Strafe von 100 Pfund verurtheilt, und weil er sie nicht zahlen wollte, ins Gefängniß gesetzt, wohin ihn das Volk mit lautem Jubel begleitete. Er ist noch jetzt Deputirter von Westminster.

Cockburn (Sir George), englischer Admiral, wurde 1814 berühmt durch die Expedition gegen Washington, welche er als Admiral commandirte. Er eroberte die Stadt und verbrannte alle öffentlichen Gebäude und die Bibliothek. 1816 führte er Napoleon nach St. Helena und war zum Gouverneur der Insel bestimmt, kehrte aber bald wieder zurück, und gab darüber seinen Reisebericht heraus.

Coëfficienten werden in der Buchstabenrechnung diejenigen Zahlen genannt, die vor die Buchstaben gesetzt werden und anzeigen sollen, wie vielmal der Buchstabe zu sich selbst addiret worden ist. So würde 4 a so viel seyn, als a + a + a + a. Soll der Coëfficient unbestimmt seyn, so drückt man ihn ebenfalls durch einen Buchstaben aus.

Coeur (Jaques), ein durch seine unermeßlichen Reichthümer, seine dem Staate geleisteten Dienste und sein trauriges Schicksal berühmter französischer Kaufmann. Er arbeitete erst im Münzfache, widmete sich dann dem Handel, und ward, da er diesen mit Einsicht und Glück führte, bald ausgezeichnet reich. Carl VII. zog ihn an seinen Hof, und machte ihn zum Zahlmeister (Argentier). Coeur dehnte diese eigentlich nur auf die Privatcasse des Königs Bezug habenden Geschäfte bis in den Wirkungskreis eines Finanzministers aus, und leistete in diesem Fache dem Könige eben so wichtige Dienste, als Dunois und Lahire in dem ihrigen. Er verbesserte Frankreichs Finanzen bedeutend, und würde sie unstreitig ganz in Ordnung gebracht haben, wenn die Periode seines Wirkens nicht so besonders ungünstig, oder doch wenigstens von längerer Dauer gewesen wäre. Sein Handel war während der Zeit in alle Welttheile hin verbreitet. Alle Gewässer trugen seine zahlreichen Schiffe und Galeeren. Dreihundert Geschäftsführer arbeiteten für ihn. Sein Handel allein übertraf den Handel sämmtlicher französischen und italienischen Kaufleute. Er gab Carl VII. die Mittel zur Eroberung der Normandie (1448), indem er ihm 400,000 Goldthaler lieh, und vier Armeen auf seine

Kosten unterhielt. Der König hatte ihn in den Adelstand erhoben, und der Aufwand, mit dem er nun die glänzendsten Häuser des Reichs verdunkelte, erregte den Neid, wie seine unermeßlichen Reichthümer die Habsucht. So hatte er bald zahlreiche Feinde, welche bemüht waren, ihn zu stürzen, und denen es durch die Schwäche Carls VII. auch bald gelang. An ihrer Spitze war der berüchtigte Minister Chabannes, damals alles beim Könige geltend. Coeur war (1448) als Mitglied der Gesandtschaft in Lausanne, um das Schisma Felix V. beizulegen. Diese Abwesenheit wurde benutzt, der König überredet, und Coeur nach seiner Rückkehr auf allerlei unsinnige Anklagen festgesetzt. So sollte er (der den Uebeln des Landes kräftig abgeholfen) die Provinzen gedrückt, willkührlich Sclaven an seine Galeeren geschmiedet 2c. und endlich gar Agnes Sorel vergiftet haben. (Diese hatte ihn zum Testamentsvollstrecker ernannt.) Der letzte Punkt war zu abgeschmackt. Seine Anklägerin Jeanne de Vendôme, mußte schimpfliche Abbitte thun. Der übrige Gang seines Prozesses ist ein Muster von Schändlichkeit. Der König ernannte (1452) eine Commission, ihn zu richten. Chabannes, sein erbittertster und mächtigster Feind, präsidirte derselben. Coeur berief sich auf das Recht, welches er früher erhalten, vor ein geistliches Gericht gestellt zu werden. Man schlug es aus. Die hohe Geistlichkeit, der Papst selbst, verwendete sich für ihn vergeblich. Eine Menge erkaufter Zeugen sprachen gegen ihn. Er verlangte auch seiner Seits ein Zeugenverhör und einen Advocaten. Beides ward nicht bewilligt. Den 19. Mai 1453 ward er zum Tode, zu einer Geldbuße von 400,000 Goldthalern, in den königlichen Schatz zu erlegen, und zur Confiscation seines ganzen Vermögens verurtheilt. Der König änderte die Todesstrafe in ewige Verbannung, ließ ihn aber doch kurz darauf in das Franziskanerkloster zu Beaucaire einsperren. Seine Richter theilten sich in sein Vermögen. Chabannes erhielt 20,000 Thaler, und kaufte für einen Spottpreis die Coeur zugehörigen ansehnlichen Herrschaften Vereuse, Tonci und St. Fargnan, welche letzte allein 22 Kirchspiele umfaßte. Aber Coeurs Commis, die ihn liebten, entrißen ihn dem Elende. Sie traten zusammen und verschafften ihm eine anständige Existenz. Einer derselben, Jean de Village, welcher seine Nichte geheirathet hatte, befreite ihn aus dem Kloster, und gab ihm die Mittel, nach Rom zu fliehen. Der Papst Calixtus III., der eben gegen die Türken kreuzen ließ, gab ihm das Commando eines Theils seiner Flotte. Er schiffte sich ein, ward aber unterwegs krank, legte auf der Insel Chio an, und starb daselbst vor dem Jahre 1461.

Cohorte, s. Legion. Die in der neuesten Zeit in Frankreich errichteten Heerbanne, waren ebenfalls in Cohorten zu 1000 Mann getheilt.

* Coimbra, eine offene und schlecht gebaute Stadt Portugals, in der Provinz Beira, an der Nordseite des Mondego, theils auf einem steilen Felsen, theils in der Tiefe. Sie ist der Sitz der einzigen Universität in Portugal, welche 1291 zu Lissabon gestiftet und 1308 hieher verlegt worden ist. Die Zahl der Studirenden beträgt gewöhnlich über 1000. Zur Universität gehören eine Sternwarte, eine Naturalien- und physikalische Instrumentensammlung, eine große Bibliothek und ein trefflich eingerichteter botanischer Garten. Die Stadt, welche in 3000 Häusern 15000 Einwohner zählt, ist zugleich der Sitz eines Bischoffs, eines Oberschulcollegiums, eines Inquisitionsgerichtes und eines königlichen Collegiums der Künste. Sehenswerth ist die Wasserleitung von zwanzig Bogen. Außer Leinweberei und

Töpferei verfertigen die Einwohner besonders viele und berühmte Hornarbeiten.

* Colberg, Stadt und Festung in Hinterpommern, an der Persante und 1/4 Meile vom Meere gelegen, hat 4500 Einwohner. Ihr Hafen ist zwar klein, aber gut; das dasige bedeutende Salzwerk war das einzige, welches dem preußischen Staate nach dem Tilsiter Frieden übrig blieb. Colberg liegt auf einem Hügel, von Morästen umgeben; die breiten Gräben können durch die Persante mit Wasser gefüllt werden. Durch eben diesen Fluß ist es möglich, die umliegenden Sümpfe zu überschwemmen. Die sogenannte Münde schützt den Hafen, und steht durch zwei Erdflächen mit der Stadt in Verbindung. Auf dem Hohenberge, einer Höhe, welche die Festung, obgleich in einer sehr bedeutenden Entfernung beherrscht, liegt ein schlechtes Fort. Mehrere andere isolirte Werke ziehen sich rings um die Stadt. Sie sind, so wie der Hauptwall, meistens bloß von Erde aufgeworfen, nur wenige enthalten Kasematten. Die Kunst hat nicht so viel als die Natur für diesen Punkt, der mehr als Landungsplatz bei einer Diversion, denn als Schutzwehr für das Land wichtig ist, gethan. 1758 belagerte General Palmbach Colberg 19 Tage lang mit 10,000 Mann vergebens. 1760 wurde die Festung wieder durch 27 russische und schwedische Kriegsschiffe, und 15,000 Mann zu Lande belagert, den 18. Sept. aber durch General Werner an der Spitze von 6000 Mann entsetzt. 1761 erschien Romanzow nochmals mit 35 Schiffen und einem bedeutenden Corps. Der Prinz von Würtemberg hatte sich unter den Canonen der Festung mit 6000 Mann verschanzt. In einem Gefechte um eine Schanze seines Lagers, verloren die Russen 3000 Mann. Bombardement, Sturm und eine viermonatliche Belagerung konnten den tapfern Heyden (so hieß der brave Officier, der bei dieser und den vorigen Belagerungen in Colberg commandirte), selbst nachdem der Prinz von Wirtemberg abgezogen war, nicht bezwingen; endlich mußte er aber dem Hunger erliegen, und den 16. Dec. capituliren. Eben so tapfer, als 50 Jahre früher, wurde Colberg 1807 vertheidigt. Zwar ließ sich der alte schwache General Lucadou, welcher anfangs hier befehligte, den 13. März die Schanze auf dem Hohenberge, so wie die alte Stadt nehmen, allein die Ausfälle Schills, so wie Nettelbeck's, eines braven Colberger Bürgers, Thätigkeit innerhalb der Stadt, machten einen Theil seiner Fehler wieder gut, und Obrist Gneisenau, der den 29. April, vom Könige abgesandt, die Stelle als Commandant übernahm, gab der ganzen Belagerung eine andere Gestalt. Er ließ sogleich die Schanzen im Bullenwinkel wiedernehmen, machte dem Feinde jeden Schritt streitig, und hielt ihn bis den 12. Juni in der gehörigen Entfernung. Erst an diesem Tage ward die Besatzung des Wolfsbergs durch das ungeheuerste Canonenfeuer unter der Bedingung des freien Abzugs zu capituliren gezwungen. Am 14. Juni wurde der Wolfsberg von den Preußen wieder genommen, am 15. den Franzosen wieder überlassen. Am 23. und die folgenden Tage wüthete der Kampf um die Schanze von Stubenhagen und um die Lauenburger Vorstadt. Die Belagerten blieben im Besitz derselben. Am 1. Juli wurde die Maikuhle, eine mit Holz besetzte Vertiefung, am Meeresstrande, die, weil sie über die Verbindung der Stadt mit der Münde entschied, befestigt worden war, nebst dem Wolfsberge von den Franzosen genommen. Am folgenden Morgen mißglückte durch einen tapfern Choc der Schillschen Husaren ein Versuch derselben, die Münde zu neh-

men. Die Nachricht von dem Frieden machte an demselben Tage dem Metzeln ein Ende. Die Stadt war seit dem 28. April fast stets beschossen worden, besonders heftig war das Feuer am 23. Mai, 1. und 2. Juli gewesen, 185 Häuser, unter ihnen das Rathhaus, gingen in Flammen auf. Colbergs Bürger zeichneten sich durch Unerschrockenheit und thätige Mithülfe aus. Sie bildeten aus ihrer Mitte Compagnien, die trotz aller Gefahr den Dienst in den Werken verrichteten, und löschten mit unerschrockener Thätigkeit trotz alles Granatregens jedes Feuer. Als der thätigste, unerschrockenste und besonnenste stand Nettelbeck, ein Greis von 70 Jahren, der die drei vorhergegangenen Belagerungen mitgemacht hatte, an der Spitze der schwierigsten und gefährlichsten Anordnungen. Die Besatzung war 6000 Mann stark, sie verlor 429 Todte, 1093 Verwundete, 209 Gefangene und 159 Vermißte. Die Belagernden bestanden aus Franzosen, und rheinischen und italienischen Bundestruppen, und waren 18,000 Mann stark. Feulié, Loison und Mortier befehligten nach einander die Belagerung. Sie schickten 6775 Kugeln in die Stadt, ohne die, welche man gegen die Werke verbrauchte, zu rechnen. Der König von Preußen vereinigte die Besatzung unter ein Regiment, das auf ewige Zeiten den Namen der Festung führen soll, und erließ den Bürgern den Antheil an den Kriegscontributionen. P—r

Cölestiner heissen nach ihrem Stifter, dem Papste Cölestinus V., die Einsiedler des h. Damianus, ein geistlicher Orden, der um die Mitte des 13ten Jahrhunderts in Italien entstand, der Regel Benedicts folgte, weisse Kleidung mit schwarzen Capuzen und Scapulieren trug und nur dem beschaulichen Leben gewidmet war. Besondere Bedeutung in der Kirche erhielt er nie. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts war er auf 96 Klöster in Italien und 21 in Frankreich gesunken. In der neuesten Zeit scheint diese Gesellschaft trüber Religiosen, die die Geißel sehr liebte, ganz erloschen zu seyn. E.

Cölesyrien, eine Landschaft von Syrien, deren Gränzen nicht auf gleiche Art bestimmt werden.

Collegialsysteme, eine Theorie der Kirchen-Verfassung im Verhältniß zum Staate. (S. Hierarchie.)

Collegianten, s. Rheinsburger.

Collot d'Herbois, einer der wüthendsten Demagogen Frankreichs im Laufe der Revolution, wandernder und talentloser Comödiant vor ihr, Mitglied der berüchtigten Pariser Municipalität zur Zeit des 10. Aug. und am 2. Sept. 1792, später des National-Convents, Proconsul desselben bei der Einnahme Lyons, nach dem Sturze Robespierres aus dem Convent gestoßen und nach Cayenne deportirt, wo er im Januar 1796 eines elenden Todes starb. Dieses ist die flüchtige Lebensskizze dieses ruchlosen Menschen, dessen Schändlichkeiten immer ein warnendes Beispiel für die Völker bleiben müssen, welche bei ihren innern Angelegenheiten sich von der Bahn des Rechts und der Mäßigung entfernen. — Collot d'Herbois war es, der bei der ersten Sitzung des Nationalconvents darauf antrug, ohne weiteres das Königthum abzuschaffen und die Republik zu erklären, welche auch gleich decretirt wurde. In Lyon, wo er an der Spitze der Commission stand, welche diese Stadt, in der die letzten Flammen für Recht und Ordnung aufgezuckt hatten, züchtigen und von der Erde vertilgen sollte, führte er jene furchtbaren und alle menschlichen Gefühle empörenden Niederschießungen in Masse ein, da die Guillo-

tinen, obgleich nach dem technischen Ausdruck jener Zeit en permanence, nicht fertig zu werden vermochten.

† Cöln enthält 21 Kirchen (vor der französischen Herrschaft 11 Stifter, 58 Klöster, 19 Pfarrkirchen und 49 Capellen), 5 Klöster, 7400 Häuser und 43,000 Einwohner.

Colonne, in der Baukunst eine Säule (s. d. Art.)

Colophonium, das Harz, welches Violonisten zur Bestreichung und Befestigung der Violinbogen gebrauchen, ist die dunkelrothe harzige Masse, welche nach Destillirung des Terpentins aus dem Lerchen- oder Fichtenbaume zurückbleibt.

Columban, s. Benedictiner.

Columbus, s. Colombo.

Comfort, comfortable (behaglich), eine den Engländern eigene charakteristische Nationalbezeichnung des Bequemen, Angenehmen und Befriedigenden in der Umgebung.

Commandite. Der Betrieb des Eigenhandels geschieht oft so, daß der Kaufmann an einem fremden Orte eine Handlung unter der Leitung eines von ihm auserwählten und für zuverlässig gehaltenen Mannes mit seinem Gelde und für seine Rechnung errichtet; eine solche Handlung nennt man Commandite. KM.

† Commelin (Johann und Caspar), Oheim und Neffe, beide gleich geschickte Botaniker. Ersterer, 1629 in Amsterdam geboren und 1692 daselbst gestorben, war Professor der Botanik, richtete den dortigen botanischen Garten ein, und erwarb sich dadurch, so wie durch die vorzügliche Behandlung und Bereicherung desselben, und seine mannigfaltigen gelehrten Werke ein nicht unbedeutendes Verdienst um die Botanik. Sein Neffe, 1667 ebendaselbst geboren und 1731 gestorben, folgte ihm in der Professorstelle, war zugleich Doctor der Medicin und Mitglied der naturforschenden Gesellschaft, welche ihn, seiner ausgebreiteten Kenntnisse wegen, Mantias nannte. Seine Verdienste um die Botanik, sowohl im Practischen, als durch seine zahlreichen und schätzbaren Schriften, stehen denen seines Oheims nicht nach. — Isaak Commelin, in Amsterdam 1598 geboren und 1676 gestorben, war ein Historiker, von dem man mehrere Werke hat. Die besten sind die, welche Holland betreffen, das der vorzüglichste Gegenstand seiner Untersuchungen war. Seine Geschichte und Beschreibung von Amsterdam, welche er nicht vollendet, die aber sein Sohn Caspar herausgegeben hat, werden noch jetzt geschätzt.

Commissionshandel. Nachdem zu Ende des 15ten Jahrhunderts der Landfriede eine allgemeine Sicherheit der Land- und Poststraßen, so wie auch auf den Gewässern hergestellt hatte, war der Kaufmann im Stande, seine Geschäfte in fremden Orten und Gegenden ohne persönliches Mitreisen durch seine Bekannte und Freunde daselbst verrichten zu lassen. Der Kaufmann betrieb nunmehr die Geschäfte seines eigenen Handels auf eine ganz veränderte Art, indem er bei jeder Handels-Unternehmung für seine eigene Rechnung an fremden Orten einem daselbst wohnenden Freunde Auftrag oder Commission zu seiner eigenen Unternehmung gab, alles dasjenige bei derselben zu thun, was vormals der Kaufmann selbst verrichtete oder durch seine Diener verrichten ließ. Diese Handelsart heißt Commissionshandel und denjenigen, welcher ihn für die Rechnung eines Andern betreibt, nennt man den Commissionär; der Lohn aber, welchen der Letztere für seine Bemühung beim Geschäfte erhält, heißt Provision. Die Commissionen solcher Art sind theils Einkaufs-, theils Verkaufs-Commissionen. KM.

Como, eine alte Stadt im österreichischen Oberitalien, an der Südwestspitze des Comer Sees, in einem reizenden, rings von hohen Bergen eingeschlossenen Thale, (L. 26° 45'; Br. 45° 48' 11") mit 14,700 Einwohnern. Die Stadt ist mit Mauern und Thürmen umgeben, und vor Zeiten durch ein festes Schloß vertheidigt worden, dessen Ruinen noch jetzt den Gipfel einer kegelförmigen Anhöhe einnehmen. Die öffentlichen Gebäude sind prächtig, und die Wohnhäuser sehr anständig. Die Cathedral-Kirche ist durchaus von weißem Marmor erbaut, und die 12 übrigen Kirchen sind, obschon von geringerem Umfange, zum Theil nicht minder merkwürdig. Die Paläste Galli und Odescalchi, und andere verschönern die Vorstadt Vico. In den Gärten des Palastes Odescalchi stand ehemals die berühmte Ulme, deren der jüngere Plinius in seinen Briefen gedenkt. Die hiesigen zahlreichen Seiden-Manufacturen liefern Sammet, Taffet, Handschuhe und Strümpfe. Die nahen Marmorbrüche werden von einer beträchtlichen Anzahl von Steinmetzen und Bildhauern benutzt. Der Handel mit Graubündten, der Schweiz und Oberitalien beschäftigt mehrere angesehene Handelshäuser. Die Nähe der Alpen macht das Clima nicht selten etwas streng, doch hindern die oft scharfen Winde die Fruchtbarkeit des Bodens nicht, und der Weinstock wie der Oelbaum wuchern noch wie zu der Römer Zeit in aller Ueppigkeit der südlichen Vegetation. — Der nahgelegene, von der Stadt so genannte **Comer See** (Lago di Como) ist weltberühmt wegen seiner romantisch-malerischen Ufer, an welchen ein Kranz von hohen Bergen die zierlichsten Landhäuser in der Mitte von Weinbergen und Oelgärten umgibt. Derselbe nimmt seinen Anfang bei Riva an der Oeffnung des Adda-Thales; unweit seiner nördlichen Spitze, bei Fort Fuentos, ergießt sich in ihn der letztere Strom; bei Belagglo theilt sich der See in zwei Arme, deren einer sich südwestlich bis Como, der andere südöstlich gegen Lecco und weiterhin in das Gebiet von Bergamo bis Ogione erstreckt, von wo die Adda wieder in eigenen Ufern ihren Lauf verfolgt. Der nördliche Theil des Sees wird zuweilen der See von Chiavenna genannt. Die größte Länge des Sees ist 15 Stunden Weges, die größte Breite noch keine deutsche Meile. Sein Wasserspiegel ist 700 Fuß über die Meeresfläche erhaben.

Compagnie (ostindische), s. Ostindische Compagnien.

Competenz eines Gerichts oder Richters ist die Befugniß desselben, eine Person oder Sache vor seinen Richterstuhl zu ziehen. Wo diese Befugniß nicht Statt findet, kann Einrede gegen das Verfahren erhoben werden, welches dadurch nichtig wird.

Comte und **Dunoyer**, die als politische Schriftsteller von der liberalen Partei zuerst seit 1814 aufgetreten sind, wurden im J. 1818 von Bechu, dem Präsidenten des Tribunals von Vitré, vor dem Zuchtpolizeigericht zu Rennes, als Verläumder angeklagt, weil sie im 6ten B. des Censeur Européen, den sie herausgegeben, behauptet hatten, Bechu habe bei einem schweren Verbrechen in Vitré keine Untersuchung gegen den Thäter (einen ehemaligen Chouan) angestellt, während er mit unermüdlichem Eifer die kleinsten Vergehungen von Personen gerichtlich verfolge, die nicht des Namens Chouan sich rühmen könnten. Auf diese Klage ließ der Richter zu Rennes die Herren Comte und Dunoyer, welche in Paris wohnhaft sind, vor sich laden; als sie aber seiner Befugniß, sie ihrer Ortsobrigkeit zu entziehen, widersprachen, schickte er Polizeibeamte, um sie gerichtlich nach Rennes zu führen! Beide wurden des Nachts im Schlafe überfallen.

Comte entkam auf einer geheimen Treppe, indem er die Polizeidiener in seiner Schlafkammer einsperrte. Dunoyer hingegen ward sofort, ungeachtet seines rechtlichen Widerspruchs, von Gendarmen nach Rennes gebracht und hier eingesperrt. Es verging einige Zeit, ehe der Prozeß seinen Anfang nahm. Niemand wurde anfangs zu ihm gelassen. Desto mehr Theilnahme gaben ihm die Bewohner von Rennes durch Nachtmusiken u. a. Zeichen zu erkennen. Sein Jugendfreund, der Advokat Merilhou, welcher nach Rennes geeilt war, um ihn zu vertheidigen, ward mit Festen bewillkommt. Als man Dunoyer vor das Tribunal führte, stellten sich eine Menge Bürger in den Straßen, durch die er gehen mußte, in eine Doppelreihe, um ihm ihre Achtung zu beweisen. Indeß verwarf das Tribunal die von Merilhou behauptete Ausflucht der Incompetenz, ungeachtet er darthat, daß weder die Verfasser noch der Verleger ein Exemplar des Censeur nach Rennes geschickt hätten, und daß keinem Gerichtshofe in Sachen der gemißbrauchten Preßfreiheit eine allgemeine Competenz zustehe. Auch der königl. Gerichtshof, an den Dunoyer appellirte, bestätigte den Ausspruch des Gerichts zu Rennes; hierauf appellirte Dunoyer an das Cassationstribunal. Nun endlich ward er gegen Bürgschaft in Rennes aus seiner Haft entlassen, und die öffentliche Achtung ehrte den freimüthigen Schriftsteller bei seiner Abreise im Juli nach Paris auf eine ausgezeichnete Art. Ueber den Ausgang des Prozesses, der jetzt in Paris von Rennes aus geführt wird, ist noch nichts bekannt. Indeß hat der königl. Procurator beim Tribunal von Rennes, Desplantes, der sich in Dunoyers Prozeß so leidenschaftlich gegen diesen Schriftsteller benommen, seine Entlassung erhalten.

Concession, eigentlich das Zugestehen einer Sache, die Erlaubniß; insbesondere die einem Handwerker vom Staate zugestandene Begünstigung, auf eigene Rechnung sein Handwerk zu betreiben. Bei dem Hasse gegen alle Privilegien fand man auch in der Zunftverfassung so viel Schädliches, daß man sie in Frankreich ganz aufhob, oder durch Concessionen beschränkte. Die **Concessionen** werden, im Gegensatze mit **Gerechtigkeiten**, deren Zahl in einer Gemeinde bestimmt ist, und die als jus reale auch vererbt oder veräußert werden können, nur als persönliche Begünstigungen ertheilt; der damit Begünstigte kann sie nicht veräußern, und darf auch, zum Unterschiede von den Meistern der Innung oder Zunft, keine Lehrlinge annehmen.

† **Concordat**. **Bonaparte**, als erster Consul der damaligen französischen Republik, schloß am 15. Juli 1801 mit dem jetzigen Papste Pius VII. das Concordat für Frankreich ab. Dieses Concordat, das im April des Jahres 1802 feierlich vollstreckt ward, endigte die durch die Revolution entstandene kirchliche Verwirrung in Frankreich und ward die Grundlage der jetzt bestehenden kirchlichen Verfassung dieses Landes. Freilich mehr zum Vortheile des Regenten, der sich die Ernennung der Geistlichen und andere wesentliche Rechte des Kirchenregiments vorbehielt, der Staatskassen, die, nachdem sie während der Revolution das gesammte Kirchengut als Nationaldomaine an sich gerissen hatten, durch die Herabsetzung der im alten Frankreich sonst viel größern Anzahl der Metropolitan- und Bischoffs-Sitze in dem bis zum Rheine erweiterten neuen Reiche auf 60 zu bedeutenden Ersparnissen berechtigt wurden, ja auch des Papstes, der, obschon auf die Wiederherstellung der geistlichen Orden und seinen unmittelbaren Einfluß durch die Legaten Verzicht leistend, sich doch

das Recht der canonischen Institution der Bischöffe und die damit verbundenen Einkünfte sicherte, als der Religion selbst; denn die meisten Sprengel waren nun zu groß, um gehörig verwaltet werden zu können, und das Schicksal der ohnehin übelbedachten niedern Geistlichkeit, welche die Seele der Kirche ist, ganz der Discretion des Regenten überlassen. Neue Verwirrung entstand, da der Papst politische Absichten gegen Napoleon durch Verweigerung der canonischen Bestätigung einiger Bischöffe zu erreichen suchte. Das erfolgte Nationalconcilium (1811 zu Paris) konnte dem Uebel nicht abhelfen, und daß der Entwurf eines neuen Concordats, über den Napoleon den 25. Jan. 1813 zu Fontainebleau mit dem Papste sich vereinigt zu haben vorgab, um alle bisherige kirchliche Streitigkeiten zu schlichten, nur eine leere Vorspiegelung war, kam sehr bald an den Tag. Daher schloß Ludwig XVIII. durch den Grafen von Blacas mit Pius VII. unter dem 11. Juni 1817 zu Rom ein neues Concordat ab, in dem das den Freiheiten der gallicanischen Kirche so nachtheilige Concordat vom Jahre 1516 wieder in Kraft gesetzt, das Concordat von 1801 nebst den damit verbundenen organischen Artikeln vom 8. April 1802 aufgehoben, durch die Foderung von Dotationen für 42 nebst ihren Capiteln und Seminarien, außer den schon bestehenden, neu zu errichtenden Metropolitan- und Bischoffs-Sitze der Nation eine jetzt unerschwingliche Abgabe aufgelegt, und sonst auch in den unbestimmten Phrasen des 10ten Artikels, der von Maßregeln gegen eingerissene Hindernisse des Wohles der Religion und der Ausführung kirchlicher Gesetze redet, der Intoleranz und Herrschsucht des päpstlichen Hofes freies Spiel geöffnet wird. Gefallen konnte diese Erneuerung alter Mißbräuche, diese Sorgfalt für den Luxus zahlreicher geistlicher Generalstäbe auf Kosten des Volks nur dem ultraroyalistischen Adel, der darin Mittel zur Befriedigung seiner Leidenschaften und zur Versorgung seiner Söhne mit Canonicaten sah; die Nation nahm das Concordat mit einer fast allgemeinen Mißbilligung auf, die gewichtvollsten Stimmen erhoben sich dagegen (Grégoire Essai historique sur les libertés de l'église Gallicane; Paris, 1818. Lanjuinais Appréciation du projet de loi rel. aux trois concordats; Paris, 1818. 5me édit.) und die Minister sahen sich genöthigt, den Gesetzvorschlag, der es in die Kammern bringen sollte, zurück zu nehmen. Es blieb daher eine Fehlgeburt, und der kirchliche Zustand in Frankreich ist noch auf dem Fuße, auf den er 1801 gestellt wurde. Glücklicher war der Papst bei dem am 16. Febr. 1818 zu Terracina mit dem Könige von Neapel abgeschlossenen Concordate, worin er die ausschließliche Herrschaft des Catholicismus in diesem Reiche, die Unabhängigkeit der geistlichen Lehranstalten von der weltlichen Regierung, die freie Disposition über 12,000 Ducaten Pfründen in Neapel zu Gunsten römischer Unterthanen, die Rückkehr der Einkünfte von den Vacanzen an die Kirche, die unbeschränkte Freiheit der Appellationen an seinen Stuhl, die Beseitigung des sonst nöthigen königlichen Placet zu den bischöfflichen Hirtenbriefen, die Censur und Herrschaft über die Literatur durch Bücherverbote und die Zulassung von Novizen in den bestehenden oder neu zu errichtenden Klöstern, nebst der Bestätigung anderer wichtiger Rechte auf die ersten Stellen in den Capiteln und auf die Vergebung der Hälfte aller Canonicate und einfachen Pfründen, der Consistorialabteien und der in curia erledigten Pfarreien; der König aber die Collatur über alle Bisthümer, die Besteurung des Clerus, die Verminderung der Bisthümer

und der vor Murat bestandenen Klöster, und das Verbleiben der veräußerten Kirchengüter in den Händen ihrer gegenwärtigen Besitzer gewann. Das Concordat wurde sogleich in Vollzug gesetzt, jedoch unbeschadet der alten Kirchenfreiheit (Monarchia) Siciliens, wo der König geborner Legat a latere ist. Ein ihm weniger als dieses, doch immer noch mehr, als in Deutschland gewünscht werden mochte, vortheilhaftes Concordat schloß der Papst den 5. Juni 1817 zu Rom mit dem Könige von Baiern ab. Darin werden für die 2,400,000 Catholiken in Baiern zwei Erzbisthümer (München mit Freisingen und Bamberg) und sechs Bisthümer (Augsburg, Passau und Regensburg unter dem Erzbischoff von München mit Freisingen; Würzburg, Eichstädt und Speier unter dem Erzbischoff von Bamberg), jene jedes mit 13, diese mit 11 Capitularen und einem Seminar errichtet, und anständig mit liegenden Gründen dotirt, die Ernennungen dem Könige unter Vorbehalt der päpstlichen Bestätigung gegen verhältnißmäßige Annaten und Kanzleigebühren überlassen, die Gränzen der bürgerlichen und kirchlichen Gerichtsbarkeit, mit Freistellung der Zuflucht in rein geistlichen Sachen nach Rom, sehr genau bestimmt, neue Klöster verheißen und andere dem Catholicismus zuträgliche Verfügungen getroffen. Die gesetzliche Bekanntmachung dieses Concordats in Baiern verzog sich bis zur Publication der neuen Verfassungsurkunde im Mai 1818, wobei alle Besorgnisse wegen des kirchlichen Zustandes der Protestanten in Baiern gehoben wurden. Oesterreich und Preußen unterhandeln noch mit dem Papste, der auch die Schweiz noch nicht ganz zufrieden gestellt hat. Die übrigen deutschen Fürsten haben, nach Vereitelung ihrer früheren Unterhandlungen mit Rom, den Plan zu einem gemeinschaftlichen Concordate gefaßt, und die Vorarbeiten ihrer Commissarien in dieser Sache, zu Frankfurt, sind im August 1818 beendiget worden. E.

† Condé (Louis Joseph de Bourbon, Prinz von). Am 14. Mai 1814 zog er wieder in Paris ein, erhielt das 10te Linienregiment und die Würde des Generalobersten der Infanterie, so wie die des Grand-maître de France und das Protectorat des Ludwigsordens. Er wohnte der berühmten königlichen Sitzung am 17. März 1815 bei, floh mit dem Könige nach Gent und kehrte mit ihm im Juli 1815 nach Paris zurück, wo er zum Präsidenten eines Bureau der Pairskammer ernannt, einige Zeit sich aufhielt, nachher aber nach Chantilly sich zurückzog und dort gleich einem Privatmanne lebte. Hier hatte er einst das interessante Werkchen geschrieben, welches seit 1806 in 2 Auflagen unter dem Titel: Essai sur la vie du grand Condé, par L. J. de Bourbon, son 4me descendant, erschienen ist. Er starb im Jahr 1817.

* Condé (Louis Henri Joseph, Herzog von Bourbon), Sohn des Vorigen, geboren den 13. April 1756, wurde, wie alle Prinzen seines Hauses, für die Waffen erzogen. Kaum war er der Kindheit entwachsen, als sein Herz mit der heftigsten Liebe an Louise Marie Therese Bathilde d'Orleans hing. Man beschloß, daß er noch zwei Jahre reisen sollte, ehe er sich mit seiner Braut vermählte. Allein er entführte die Geliebte aus ihrem Kloster, und hatte schon 1772 das Glück, von ihr den Prinzen von Enghien zu empfangen. Condé's glühende Lebhaftigkeit veranlaßte (1778) zwischen ihm und dem Grafen Artois ein Duell, welches seine Verweisung nach Chantilly zur Folge hatte. Er entzweite sich gleichfalls mit seiner Gemahlin, und trennte sich 1780 von ihr. 1782 reisete er mit dem Grafen Ar-

tois ins Lager von St. Roch zur Belagerung von Gibraltar, zeichnete sich dort überall aus, und wurde nach seiner Rückkehr zum Marschall ernannt. Der Stolz seines Namens, die Wärme seines Bluts und das Vertrauen auf Königsgewalt ließen ihn im Beginn der Revolution vielleicht zu auffallend verachtend ein gährendes Volk behandeln. Er rieth stets zum Gebrauch der Gewalt im Beginnen, und wanderte 1789 mit seinem Vater nach Turin aus, bittere Rachsucht im Herzen. Er schloß sich an jenes Corps der französischen Emigranten an, und zeigte 1792, 1793 und 1794 den alten Muth der Condé's. 1795 schiffte er sich in Bremen nach Quiberon ein, um in der Vendée eine Diversion zu machen, mußte aber ohne Erfolg nach England zurückkehren. 1797 ging er mit dem Armeecorps seines Vaters nach Rußland und kehrte von da 1799 an den Rhein zurück. Nach Auflösung der königl. französischen Armee flüchtete er sich 1800 nach England, wo er bis zum Mai 1814 lebte. Am 15. Mai 1814 wurde er zu Paris zum Generalobersten der leichten Infanterie ernannt, und erhielt bei Bonaparte's neuem Einfall 1815 das Commando in den westlichen Departements, ohne den Sturm beschwören zu können. Er mußte sich conventionsmäßig zu Nantes einschiffen, segelte nach Spanien, woher er im August über Bordeaux und Nantes nach Paris zurückkehrte. Sein Stolz und ein gewisses bitteres Rachegefühl schienen der so nöthigen Beruhigung der Gemüther nicht zuträglich zu seyn; er selbst befand sich in der veränderten Lage der Dinge nicht behaglich, rings von traurigen Erinnerungen umgeben, und fühlte sich dadurch veranlaßt, Hof und Vaterland abermals zu meiden, und in England einen ruhigen Sitz für sein Alter zu suchen.

* Congo ist im weitern Sinne die Südwestküste von Afrika oder Niederguinea, und im engern Sinne ein Theil derselben. Congo im weitern Sinne, oder Niederguinea, bezeichnet den Küstenstrich Afrika's auf der Westseite vom Vorgebirge Lopez Gonsalva bis zum Vorgebirge Negro, der sich 210 Meilen weit, vom Aequator bis zum 17° der Südbreite, erstreckt. Die Gränzen sind nördlich Oberguinea, östlich das unbekannte innere Afrika, südlich das Kaffernland und westlich das äthiopische Meer. Von dem im Innern sich erhebenden Bergen kommen eine Menge Flüsse und Bäche herab, die auch in der heißesten Jahreszeit nicht versiegen, und von Osten nach Westen fließend sich in das Meer ergießen. Alle sind Küstenflüsse, mit Ausnahme des Congo oder Zaire, der tief aus dem Innern Afrika's kommt, und den man in den neuern Zeiten für einen und denselben Strom mit dem im Innern Afrika's fließenden Niger hält. Jedoch ist diese Hypothese durch die im Jahre 1816 von den Engländern auf diesem Strome unternommene Expedition unwahrscheinlich geworden, indem die Engländer den Congo nicht so ansehnlich fanden, daß er die Fortsetzung und Mündung des großen Nigerflusses seyn könnte. Diese Expedition der Engländer bestand aus einem Schooner, commandirt vom Capitän Tukey, und einem Transportschiffe, und war bestimmt, auf dem Congo so weit als möglich in das Innere Afrika's einzudringen. 120 Meilen weit befuhr die Gesellschaft den Fluß, und da die ungemein reißenden Ströme des Congo das Weiterfahren unmöglich machten, so wurde noch eine Landreise 30 Meilen weiter unternommen. Hierauf kehrte die Gesellschaft um, aber der größte Theil derselben unterlag den Beschwerlichkeiten und Krankheiten. Congo oder Niederguinea hat, da es in

der heißen Zone liegt, ein sehr warmes Clima, das jedoch durch die anhaltenden Regengüsse, die Seewinde, starken Thau und die Gleichheit der Tage und Nächte gemildert wird. Man kennt hier nur zwei Jahreszeiten, die trockene, oder den Sommer, und die Regenzeit, oder den Winter, durch welchen die Natur neues Leben empfängt, und die Gewächse zu grünen und zu blühen anfangen. Eis und Schnee sind hier unbekannt. Der Boden ist längs der Küste hin meistens eben, weniger fruchtbar und sandig; im Innern erheben sich Hügel und Berge, und hier ist der Boden ungemein fruchtbar und ergiebig, so daß man jährlich zweimal erntet. Der Reichthum der Producte ist sehr groß. Es gibt europäische Hausthiere, viele wilde Thiere, als: Elephanten, Rhinozerosse, Flußpferde, wilde Büffel, wilde äthiopische Schweine, Löwen, Panther, Leoparden, Hyänen, Schakals, Affen von vielerlei Arten und in großer Menge, Zebra's, Antelopen, vieles zahme und wilde Geflügel, vielerlei Schlangen, darunter auch Riesenschlangen, einen großen Reichthum von Fischen; aus dem Pflanzenreiche: Reis, Mais, europäische Gartengewächse, Maniok- und Jamswurzeln, Bataten, Zuckerrohr, Malaghettapfeffer, vielerlei Arten von Palmen, Tamarinden, Mangle- und Kalabassenbäume, Citronen, Pomeranzen, Feigen, Pisang, Kassien und viele andere Gewächse, denn die Vegetation ist äußerst üppig. Die Berge im Innern sind erzhaltig und haben Gold, Silber, schönes feines Kupfer, Zinn, Quecksilber, Eisen, Marmor, Porphyr, Jaspis, Cristall, Stein- und Quellsalz. Die Bewohner sind Neger, die in viele kleine Völkerschaften getheilt sind, und durch ihre Olivenfarbe, das krause röthliche Haar, minder aufgeworfene Lippen und kleinere Statur sich sehr von den Negern in Oberguinea unterscheiden. Sie stehen auf einer niedrigen Stufe der Cultur, treiben jedoch etwas Ackerbau und kennen auch einige mechanische Künste. Sie haben die guten Eigenschaften und Fehler der Naturmenschen. Bei ihrer natürlichen Trägheit besitzen sie eine angeborene Leidenschaftlichkeit. Ihre Religion besteht meistens in einem rohen Fetischendienst. So wird in dem Reisebericht der englischen Congoexpedition unter Tukey erzählt, daß die Neger, die einen Besuch auf einem der englischen Schiffe machten, alle, ohne Ausnahme, mit Fetischen behangen waren, den sonderbarsten und mannigfaltigsten, die man finden konnte. Sie waren verfertigt aus Lumpen, Holz, Steinen, Muschelschaalen, Horn, Glas u. dergl.; vorzüglich aber war ein Bein von einem gewissen Affen der Gegenstand religiöser Verehrung. Der Hauptfetisch des einen war ein abenteuerliches Gebilde von zwei Menschen, umgeben von Ziegenbockhörnern, Muscheln u. dergl. Man bemerkte mit Erstaunen, daß diese Menschenfiguren statt der Negergesichter, die man zu finden erwarten sollte, ägyptische Physiognomien hatten. — Außer den Negern haben sich die Schaggaer, die erst im 16ten Jahrhunderte aus dem innern Afrika hieher vorgedrungen sind, einiger Gegenden von Niederguinea bemächtiget. Von europäischen Nationen haben sich die Portugiesen hier angesiedelt. Sie kamen zuerst im Jahre 1484 nach Niederguinea, wurden von den Einwohnern sehr freundlich und gastfrei empfangen, breiteten die christliche Religion daselbst mit glücklichem Erfolge aus, so daß jetzt ein beträchtlicher Theil der Neger sich zur catholischen Religion bekennt, und benutzten ihren Einfluß dahin, daß sie sich einen Theil dieses Küstenstrichs unterworfen haben, und in den meisten übrigen Gegenden sich eine Art von Oberherrschaft anmaßen. Dieser Besitz ist ihnen besonders wegen

des Sklavenhandels wichtig. Man theilt Congo im weitern Sinne oder Niederguinea gewöhnlich in folgende Landschaften ein: Loango, Cacongo, Congo (im engern Sinne), Angola, Matamba, Benguela und Jago-Caconda Die Verfassung in allen diesen Staaten ist despotisch; doch stehen die Könige von Loango, Congo, Angola, Matamba und Benguela in Abhängigkeit von den Portugiesen. Besonders sind die Könige von Congo und Angola gänzliche Vasallen von den Portugiesen. In Congo ist die christlich-catholische Religion eingeführt, und die Verfassung hat viele Aehnlichkeit mit dem vormaligen deutschen Feudalsysteme; denn es besteht aus mehreren größeren und kleineren Fürstenthümern, die zum Theil von dem Könige bestätigt werden, der zwar despotisch herrscht, aber den Portugiesen unterworfen ist. In der Stadt S. Salvador, der ersten königlichen Residenz, welche auf europäische Art gebaut ist, unterhalten die Portugiesen eine Besatzung, und die in der Provinz Angola gelegene Stadt San Paolo de Loanda ist der Sitz des portugiesischen Gouverneurs der sämmtlichen portugiesischen Besitzungen auf der Südwestküste von Afrika.

† Congreve (William). Er ist gegenwärtig General bei der englischen Artillerie, Aufseher über das königliche Laboratorium rc. Im Jahr 1816 und 1817 begleitete er den Großfürsten Nicolaus auf seinen Reisen ins Innere von England. Neuerer Zeit hat er Brandraketen mit einem Fallschirme versehen, der sich auf dem höchsten Punkte des Wurfes entwickelt und in der Luft majestätisch eine Bombe führt, die, wenn der Wind günstig ist, auf die Stadt hinunterfällt, die man in Brand stecken will.

Conide, Kegelschnitt, s. Kegel.

Conjunctiv, s. Indicativ.

Connoissement nennt man die Frachtbriefe, die den Schiffern ausgefertigt werden.

Cönobit, s. Anachoret, Klöster und Mönchswesen.

Consalvi (Ercole), ein durch Geist und Kenntnisse gleich ausgezeichneter Cardinal, geboren 1757 zu Toscanella. Früh schon widmete er sich mit großem Eifer dem Studium der Theologie und Politik, und zeigte daneben warme Liebe für Musik und Literatur. Seine lebhaft und öffentlich ausgesprochenen Grundsätze über die französische Revolution erwarben ihm die Gunst der Tanten Ludwigs XVI. und durch diese die Stelle als Auditeur der Rota. In dieser Eigenschaft war er beauftragt, auf die Anhänger der Franzosen in Rom ein wachsames Auge zu haben, was er mit großer Strenge that — und was ihm 1798 beim Einfalle der Franzosen Gefangenschaft und Verbannung zuzog. Als Secretär des Cardinals Chiaramonte wurde er bei dessen Erhebung zum Papst (Pius VII.) einer der ersten Cardinäle, und bald hernach Staatssecretär. Consalvi war es, der mit Napoleon das berühmte Concordat abschloß und zu Paris unterzeichnete, wo er durch seine Schönheit, seinen Anstand und seine Kenntnisse gleiches Aufsehen erregte. 1806 trat der Cardinal Casoni de Sarzana an seine Stelle als Staatssecretär, und er lebte wie sein Gebieter eine Art von Privatleben bis 1814, wo er als päpstlicher Gesandter beim Congreß zu Wien erschien, und die Zurückgabe der Marken und Legationen erwirkte. 1815 wohnte er in derselben Eigenschaft allen Unterhandlungen mit Frankreich bei, während er zu gleicher Zeit mit großer Thätigkeit an der innern Verfassung der päpstlichen Staaten arbeitete, und das berühmte Edict:

Motu proprio, 1816 hierüber entwarf und mit unterzeichnete. Er steht jetzt an der Spitze aller geistlichen und weltlichen Angelegenheiten Roms, und scheint das Vertrauen des Papstes im vollsten Maße zu besitzen.

Consilium abeundi, wörtlich, der Rath sich zu entfernen, ist auf den Universitäten eine mildere Art der Relegation, welche den auf diese Weise Verwiesenen nicht hindert, auf einer andern Universität seine Studien fortzusetzen, und überhaupt seine bürgerliche Ehre durchaus nicht verletzt, da sie nicht wegen wirklicher Verbrechen, sondern nur jugendlicher Unbesonnenheiten und Ungebührlichkeiten wegen verhängt zu werden pflegt.

Console heißt in der Baukunst das an einer Wand Befestigte, Hervorragende, worauf etwas gesetzt oder gestellt wird, z. B. Vorsprünge von Gyps, worauf man Büsten u. dergl. setzt. Man hat im Deutschen auch das Wort Kragstein dafür. — Consol-Tischchen sind kleine, an die Mauer befestigte Tische unter den Spiegeln, die nur auf zwei Füßen ruhen.

† Constantin Paulowitz. Er wurde nach und nach zum Militär-Gouverneur, Generalissimus der polnischen Truppen, und endlich zum Vicekönig von Polen ernannt; residirt zu Warschau mit großem Glanz, und scheint die Achtung und Liebe aller Polen in hohem Grade gewonnen zu haben.

† Constantinopel. Die Fabriken liefern Maroquin, Saffian, baumwollene, seidene und leinene Zeuge, Teppiche, Schabraken und Brieftaschen, Gewehre, Bogen und Pfeile, Gold-, Silber- und Stickereiarbeiten. Es fehlt nicht an Rothfärbereien, Steinschneidereien, geschickten Juwelirern ꝛc. Der Handel wird in Constantinopel vorzüglich in den Khans, Bazars und Bezeſtans geführt. In den Bazars befinden sich Kaufleute von allen Nationen des türkischen Reiches. Es sind ansehnliche Gebäude von Stein. Der eine, Misr Chartsché, der ägyptische Markt, enthält lauter Waaren aus Cairo, besonders Mineralien und Arzneimittel. Andere Theile des Bazar sind mit Juwelirern und mit Buchhändlern besetzt, die türkische, arabische und persische Manuscripte feil haben. Meistens haben einzelne Artikel ihre besondern Gassen. Die Pelzhändler, Schuhmacher und Pfeifenmacher sind jede in ihrer Gasse, und finden sich nicht durch die ganze Stadt zerstreut, wie in andern Städten. Ueberhaupt ist der Handel Constantinopels bedeutend, und befindet sich vorzüglich in den Händen der Griechen, Armenier und Juden. Von den europäischen Nationen (hier Franken genannt) handeln besonders die Italiener, Russen, Engländer und Franzosen hieher. In der Nähe von Constantinopel liegen: Eyoub, Dorf oder vielmehr eine Vorstadt desselben, mit einer Moschee, worin der jedesmalige neue Sultan feierlich mit dem Schwerte umgürtet wird, was die Stelle der Krönung vertritt; Bujukdereh, ein Dorf, welches zum Sommeraufenthalte der europäischen Gesandten dient, welche hier Landhäuser nach orientalischer Art besitzen; Belgrad, Dorf, sonst gleichfalls von den Gesandten im Sommer besucht, jetzt wegen der schädlichen Luft ziemlich verlassen; Fondukli mit einem Schlosse; Dulmach Batschka (der Melonengarten), ein großherzoglicher Palast, in chinesischem Geschmacke; Beschiktasch, Dorf mit einem großherrlichen Sommerpalaste, der aber 1816 größtentheils abgebrannt ist.

† Consumtionssteuern. Diese indirecten Consumtionssteuern sind eben so oft laut gepriesen, als bitter getadelt worden.

Die Lobpreiser derselben führen zu ihrer Empfehlung an: 1. sie seyen dem Bezahler beinahe unmerklich, weil er sie zugleich mit dem Preise der steuerbaren Gegenstände bezahle; 2. es hange gleichsam von eines Jeden eigener Willkür ab, ob er viel oder wenig oder gar nichts zu dieser Steuer beitrage; 3. die Steuer werde von Jedem gerade zu der Zeit entrichtet, wo er am besten im Stande sey, sie zu bezahlen; 4. sie könne wohl von dem Einkommen der Bürger viel wegnehmen, nie aber ihr Capital angreifen; 5. es finden bei der Einnahme nie Rückstände Statt. — Dagegen wird von der andern Seite behauptet: 1. die Erhebung der Steuer sey für die Nation die kostbarste von allen, besonders wegen der davon beinahe unzertrennlichen Bestechung der Officianten; 2. die Moralität leide dadurch, denn der Gewinn des Betrugs sey so sehr reizend, daß alle List für ihn aufgeboten werde, diese List aber gehe dann leicht in wirklichen Diebstahl über; 3. die Form der Erhebung sey oft so unbequem, daß selbst redliche Staatsbürger sich dadurch zur Contrebande verleiten lassen; 4. wenn dieselbe auf die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse gelegt sey, so könne sie für die ärmere Classe der Bürger höchst drückend werden. Im Allgemeinen läßt sich diese Art der Besteurung eben so wenig unbedingt empfehlen, als verwerfen, sondern es kommt vielmehr in dieser Hinsicht alles auf die individuelle Lage und die Verhältnisse des Staats an, wo sie eingeführt werden soll. In der Regel wird dieselbe keinen Nachtheil bringen, so lange einerseits dafür gesorgt ist, daß der ärmeren Classe die Anschaffung ihrer unentbehrlichsten Bedürfnisse dadurch nicht erschwert wird, und andererseits die Erhebung so weise eingerichtet ist, daß der Gewerbfleiß und die persönliche Freiheit dadurch nicht unterdrückt werden, welches letztere, obgleich schwer, doch nicht unmöglich ist. Ist die Auflage mäßig, so vermischt sie sich leicht mit dem Preise der Waare, ihre Bezahlung veranlaßt nicht leicht Beschwerden und ihre Umgehung hat nicht Reiz genug, um sich der Gefahr der Bestrafung auszusetzen; ist derselbe aber hoch, so ist die Abgabe nicht mehr versteckt, der Consument enthält sich, durch den hohen Preis abgeschreckt, des Einkaufs; der Kaufmann erhält ein Interesse, die Auflage zu umgehen; die Verminderung der Consumtion vermindert zugleich das Einkommen des Staats; die Nothwendigkeit, den Betrug zu verhindern, vermehrt die Erhebungskosten, und das Einkommen, was der Staat sich dadurch verschafft, steht weder im Verhältniß mit der Summe, welche die Steuerpflichtigen zahlen, noch mit den Entbehrungen, welche dieselben sich aufzulegen genöthigt sind. In der Regel aber sollten es nur entbehrliche Genußmittel seyn, welche mit der Consumtionssteuer belegt werden, unentbehrliche aber höchstens nur dann, wenn sich mit Grund voraussetzen läßt, daß der gemeinste Arbeiter im Lande mehr verdiene, als zur Anschaffung der nothwendigsten Lebensmittel seiner Familie erfoderlich ist, er also sich am Nothwendigen nichts abzuziehen brauche, sondern durch Verminderung seiner überflüssigen Bedürfnisse die Abgabe aufzubringen vermöge. Würde in einem solchen Fall eine Consumtionsauflage auf unentbehrliche Gegenstände z. B. auf Brot gelegt, so braucht dieselbe deßhalb nicht von der Brot-Consumtion abgezogen zu werden, der Arbeiter wird vielmehr immer dieselbe Quantität Brot fortessen, aber er wird vielleicht weniger Branntwein trinken oder weniger Tabak rauchen; es kann aber triftige Gründe für die Finanzverwaltung geben, die Steuer lieber vom Brote als vom Tabak zu ziehen. Wenn daher der auf unentbehrliche

Bedürfnisse gelegten Consumtionssteuer hin und wieder der Vorwurf gemacht wird, daß sie den Arbeitslohn erhöhe, also im Grunde von denen bezahlt werden müsse, welche die Arbeiter lohnen, so ist dieß nur in sofern richtig, als der Lohn der Arbeiter kaum die nothwendigen Bedürfnisse derselben zu befriedigen hinreicht; in vielen Ländern aber, wo auch der gemeinste Arbeiter viele überflüssige Bedürfnisse von seinem Lohne stillen kann, wird sich die arbeitende Classe deßhalb nicht vermindern, weil sie eine kleine Abgabe von den unentbehrlichsten Bedürfnissen zu tragen genöthigt wird. — Bemerkenswerth ist es jedoch, daß in Großbritannien, wo der größte Theil des ungeheuern Staatsaufwandes mittelst indirecter Consumtionssteuern gedeckt wird, die dringendsten Bedürfnisse des Lebens, namentlich Getraide und Fleisch, von aller Besteuerung verschont bleiben, woraus der Schluß zu ziehen seyn dürfte, daß selbst in Ländern, wo höchst bedeutende Summen durch die Besteurung aufgebracht werden müssen, die Heranziehung solcher Gegenstände zur Steuer nicht unumgänglich nothwendig sey. K. M.

Contagion, die Ansteckung, der Act im lebenden Körper, wodurch mittelst des Contagiums die Krankheit erzeugt wird; auch wird zuweilen die ganze Summe von ansteckenden Krankheiten einerlei Art, die unter dem Volk eine Zeitlang herrscht, so genannt.

Contagium, ein Ansteckungsstoff, welcher in dem thierischen und menschlichen Körper durch eine fieberhafte Krankheit erzeugt worden ist, und durch die Einwirkung auf einen andern lebenden Körper dieselbe Krankheit in ihm erregen kann. So erzeugen z. B. die Maserkrankheit, das Scharlachfieber, die Blattern, die Pest u. a. m. ein Contagium, welches in andern Menschen, wenn sie die Krankheit noch nicht gehabt haben und in Berührung mit dem Ansteckungsstoff kommen, wieder Masernkrankheit, das Scharlachfieber, Blattern, Pest u. s. w. erregt, nachdem nun das Contagium von einer oder der andern Krankheit herrührt. Das Contagium entwickelt sich während der Krankheit, kommt aber erst mit der Beendigung derselben zur Vollkommenheit oder Reife, und wird zugleich mit den critischen Aussonderungen aus dem Körper geschafft. Es hat verschiedene Umhüllungen (Vehikel), die es enthalten, je nachdem es von einer Krankheit erzeugt wird. Bei den Blattern z. B. ist es in dem Eiter der Blatterpusteln, bei den Schutzpocken in der hellen Lymphe derselben, bei den Masern und dem Scharlachfieber wahrscheinlich in der lymphatischen Masse, welche das Oberhäutchen aus dem Blute bildet, bei der Pest in den Pestbeulen, u. s. w.

Contemplation, die innere, geistige Anschauung oder Betrachtung. Der Geist sagt sich von allen äußern Eindrücken los, und verweilt bei den nach seinen Ideen im Innern gestalteten Bildern und Begriffen. Es sind gewöhnlich Bilder der übersinnlichen Welt, oder das Verhältniß der sinnlichen zur übersinnlichen und ihr Untergang in jener, was der Geist auf solche Weise bildet und anschaut. Dieses Betrachten wird auch vielfach für das eigentlich Religiöse gehalten, und wurde es besonders bei den orientalischen Völkern. In ihrem Clima und ihrer Philosophie liegt der Keim zum beschaulichen Leben, und von ihnen wurde es auch im 3ten Jahrhundert, mit den gnostischen und neuplatonischen Ideen der Erhebung über die Sinnenwelt bereichert, in die christliche Religion übergetragen, bis es sich endlich durch das Mönchswesen verkörperte.

Conti, s. Bourbon (Haus).

Continent, das, was ununterbrochen zusammenhängt. Insbesondere die großen Massen Landes auf dem Erdkörper, zum Unterschiede von den Inseln; z. B. der Continent von Amerika, d. h. der ganze Welttheil mit Ausnahme der Inseln.

† **Contingent.** Ein umsichtiger Vortrag über die ganzen Militärverhältnisse des deutschen Bundes ward von dem österreichischen Gesandten am 29. Jan. 1818 zu Frankfurt gehalten. Doch hat man sich bis jetzt nur über die Matrikel dahin vereinigt, daß das **Contingent**, oder die Zahl der zu stellenden Mannschaft, nach der Bevölkerung zu bestimmen sey, so daß beim Simplum auf 100 Seelen Ein Mann gestellt, und weil die (von den einzelnen Mitgliedern angegebene) Volksmenge des ganzen Bundes 30,094,054 Menschen beträgt, das Simplum des Bundesvereins 300,000 Mann Truppen aller Art umschließt. Doch gilt die auf die angegebene Volkszahl der Bundesstaaten gegründete Matrikel, als Regel für die **Mannschaftsstellungen** und für die **Geldleistungen** provisorisch nur auf **fünf Jahre**, binnen welcher Zeit die **definitive** Matrikel von einer Commission bearbeitet werden soll.

Contraremonstranten, s. Gomaristen oder Remonstranten.

Contre-Alt, in der Tonkunst die Mittelstimme zwischen Tenor und Discant; auch **Alt** überhaupt genannt.

Contre-Danse, s. Anglaise.

Contremarche. 1) Rückzug der Truppen, um rückwärts Front zu machen. 2) Andere Richtung eines Kriegsheers. 3) Beim Seewesen, wenn alle Schiffe einer Flotte, die in einer Linie stehen, sich hinter das letzte Schiff stellen. **Contrescarpe** heißt in der Kriegskunst eigentlich die Gegenböschung, d. i. die schiefgemauerte äußere Grabenseite oder Böschung gegen das Feld zu, welche der innern Böschung des Grabens (la scarpe) auf der Stadtseite entgegensteht. Man versteht auch darunter sowohl jene eigentliche Contrescarpe, als auch die über dieselbe hinausliegenden äußern Werke, nämlich den sogenannten bedeckten Weg mit seiner Brustwehr und das Glacis. In diesem letztern Sinne also die Außenwerke.

Conty, s. Bourbon (Haus).

Convulsionärs, s. Jansenisten.

† **Copenhagen** ist befestigt, mit einer Citadelle (Friedrichshafen) versehen und schön gebaut, mit regelmäßigen, des Nachts erleuchteten Straßen und schönen meist von Backsteinen erbauten Häusern. Man zählt hier 230 Straßen, darunter besonders die Gotherstraße und die schöne Amalienstraße, und 13 öffentliche Plätze, darunter der neue Königsmarkt, der größte aber unregelmäßige Platz der Stadt, mit der Statue Christians V., und der schöne achteckige Friedrichsplatz, auf dem vier Straßen zusammentreffen und in dessen Mitte die schöne Bildsäule des Königs Friedrichs V. zu Pferde steht. Copenhagen enthält 22 Kirchen, 22 Hospitäler, 30 Armenhäuser, 4000 Häuser und 101,000 Einwohner, darunter 2400 Juden. Die Stadt besteht aus drei Haupttheilen, die von den Festungswerken eingeschlossen werden, nämlich der Altstadt, seit dem Brande schöner wieder aufgebaut, der Neustadt, wovon der östliche Theil die Friedrichsstadt heißt und der schönste aber am wenigsten lebhafte Stadttheil ist, und Christianshafen, welcher Theil auf der Insel Amak liegt, und durch einen Seearm von der Insel Seeland gebildet wird. Dieser Canal bildet den schönen sichern Hafen, der 400 Schiffe fassen kann, und bei welchem das Seearsenal, die Schiffswerfte und an-

dere zur Marine gehörige Gebäude sich befinden, und in welchem auch die Station der Kriegsflotte ist. Außerhalb der Festungswerke liegen noch drei Vorstädte, welche zum Theil aus schönen Landhäusern bestehen. Sonst befanden sich zu Copenhagen vier königliche Schlösser, aber im Jahre 1794 wurde das prachtvollste königliche Residenzschloß (eins der ansehnlichsten und schönsten in Europa, mit einem Kostenaufwand von sechs Millionen Thalern erbaut und Christiansburg genannt) ein Raub der Flammen, so daß nur noch die Trümmern und die prächtigen Pferdeställe stehen geblieben sind. Die übrigen drei Schlösser heißen: Charlottenburg, jetzt der Kunstakademie eingeräumt und mit einer Gemähldegallerie versehen, das alte königliche Schloß Rosenburg, worin viele Kostbarkeiten und Alterthümer aufbewahrt werden, und bei welchem der Königsgarten, ein sehr angenehmer öffentlicher Spaziergang sich befindet, und die Amalienburg, eigentlich vier Paläste, welche nach dem Schloßbrande zur königlichen Wohnung erkauft worden sind. Andere merkwürdige Gebäude sind: das Zeughaus mit der königlichen Bibliothek von 130,000 Bänden und 3000 Handschriften, das Schauspielhaus, die Börse mit der Bank, die Dreifaltigkeits- und die prächtige Friedrichskirche; das große, schöne, trefflich eingerichtete Friedrichshospital nebst dem Gebär- und Findlingshause, und das Seehospital. Copenhagen hat viele wissenschaftliche und Unterrichtsanstalten. Dazu gehört besonders die 1475 gestiftete Universität mit vier Facultäten, 20 ordentlichen und 16 außerordentlichen Professoren, einer Bibliothek von 70,000 Bänden, einem botanischen Garten und einer Sternwarte; ferner die königliche chirurgische Akademie, welche gegen 200 Zöglinge zählt; auch findet man hier eine Akademie der Land- und Seecadetten, und außer der königlichen und Universitätsbibliothek, die Classensche öffentliche Bibliothek von 25,000 Bänden und mehrere öffentliche und Privatkunstsammlungen. Die Wissenschaften blühen zu Copenhagen, und zu ihrer Beförderung dienen mehrere gestiftete Gesellschaften, von welchen wir nur anführen: die königliche Akademie der schönen Künste, die Gesellschaft zur Verbesserung der nordischen Sprache und Geschichte &c. Außer allen Arten von Handwerkern und Künstlern hat Copenhagen vielerlei Fabriken, welche 14,000 Personen beschäftigen. Dahin gehören: die königliche Porzellanfabrik, die Tuch-, Kattun-, Seiden-, Baumwollen-, Wachstuch- und Tapeten-Fabriken, die Eisengießereien und die 18 Zuckerraffinerien mit 520 Arbeitern. Noch wichtiger ist der Handel; denn Copenhagen ist der Mittelpunkt des gesammten dänischen Handels, der sowohl zur See als zu Lande getrieben wird, und zu dessen Beförderung die königliche Bank mit einem Capitale von 2,400,000 Species, die Seeassecuranzgesellschaft, die ost- und westindischen privilegirten königlichen Handelsgesellschaften und der treffliche Hafen dienen, in welchen jährlich an 5000 Schiffe einlaufen. Es sind hier an 80 große Handelshäuser, die gegen 340 eigene Schiffe besitzen. 1728 und 1794 erlitt die Stadt große Verheerung durch Feuersbrünste. Größer und schrecklicher war die Verwüstung, welche Copenhagen 1807 durch einen plötzlichen Angriff der Engländer widerfuhr, die sie nach einem fürchterlichen Bombardement zur Capitulation zwangen. 305 Häuser und Gebäude, darunter die schöne Frauenkirche, wurden ganz verbrannt, an 2000 Häuser beschädigt und unwohnbar gemacht; gegen 2000 Menschen, sowohl von der Besatzung als den Bewohnern verloren dabei ihr Leben. An 9000 Bomben, welche in die Stadt

flogen, und vorzüglich die neuerfundenen Congreveschen Brandraketen, richteten diese Verwüstung in wenig Tagen an. Die Umgebungen von Copenhagen sind zum Theil sehr schön und angenehm, und in der Nähe befinden sich die königlichen Lustschlösser Friedrichsberg, die gewöhnliche Sommerresidenz des königl. Hofes, Hirschholm, Friedensburg, Friedrichsburg und Jägerpreis.

* Copernicus (Nicolaus), einer der seltensten und größten Menschen, so je gelebt haben, ward zu Thorn, einer alten preußischen Stadt am rechten Ufer der Weichsel, da wo sie aus Polen in die preußische Gränze tritt, den 19. Febr. 1473 geboren. Er gehört zu den klaren, hellen, besonnenen deutschen Naturen, zu denen Leibnitz, Lessing, Möser, Göthe gehören, und deswegen sey seiner hier mit gebührender Vollständigkeit gedacht. — Sein Vater, Nicolaus Copernik, war zehn Jahre vorher Bürger in Thorn geworden. Die Familie stammt vielleicht aus Westphalen, wo der Name Cöpern noch auf mehrern Bauerhöfen zu finden, der sich, als sie nach der Weichsel zog, vielleicht in Cöpernik verwandelte, und mit dem gelehrten Ruhme des Sohnes endlich in Copernicus. Mit den deutschen Rittern waren viele Westphälinger und Rheinländer nach Preußen gezogen, und noch finden sich viele Worte, die in Westphalen und Preußen gleichlautend sind. Seine Mutter war die Schwester des Bischofs von Ermeland, Waisselrod genannt von Alten. Von der Schule in Thorn ging Copernicus nach Cracau und studirte Medicin, in der er auch Doctor wurde. Zugleich studirte er Mathematik und Astronomie. Er hörte die Namen Peurbach und Regiomontan nennen, die Wiederhersteller der Astronomie in Europa, zwei Deutsche, die früh starben, aber lange genug lebten für ihren Ruhm. (Der erste wurde nur 35 Jahre alt, der letzte nur 40.) Vorzüglich war es Regiomontanus großer Ruf, der ihn anzog. Er wollte dem Manne gleichen der den Himmel genauer beobachtet und gekannt, als alle seine Vorgänger, den Rom zu sich rief, um von ihm zu lernen, und der für seine Verdienste im Pantheon begraben liegt. Als er 23 J. alt war, ging er nach Italien, wo die Künste und Wissenschaften nach dem Umsturz des byzantischen Kaiserthums anfingen aufzublühen. In Bologna hörte er die Astronomie bei Dominicus Maria, dessen Freund und Vertrauter er wurde. Im J. 1500 finden wir ihn in Rom, wo er die Mathematik mit großem Beifall vor einem gemischten Auditorio von Gelehrten und Künstlern lehrte. Man setzte ihn jetzt schon dem Regiomontan an die Seite. Von Rom kehrte er in sein Vaterland zurück, wo ihm sein Oheim ein Canonicat am Dom zu Frauenburg ertheilte. Als er in diesem zur Ruhe gekommen, so setzte er sich drei Lebensregeln fest: 1. Seinen gottesdienstlichen Verrichtungen treu abzuwarten. 2. Keinem Armen seinen Beistand als Arzt zu versagen. 3. Alle übrige Zeit dem Studiren zu widmen. Im J. 1521 sandte ihn das Capitel auf den Landtag nach Graudenz, wo eine der Hauptangelegenheiten war, die Verwirrung des Münzwesens zu heben, die durch gesetzloses Münzen entstanden. Copernicus arbeitete eine Schrift aus, in der er auf den unbilligen Münzfuß der drei Städte, Elbing, Danzig und Thorn, aufmerksam machte und vorschlug, daß diese ihre Münzen an einen vierten Ort verlegen sollten, wo sie auf des Landes Kosten und unter Aufsicht gingen. Allein das Münzwesen gehört, wie Lichtenberg bemerkt, zu den Herzensangelegenheiten der Staaten, so wie der Individuen. Man stritt lange über das Copernicanische Münzsystem und legte es endlich zu den Acten.

Von diesem ersten Theil seines Lebens würden wir nichts wissen, wenn nicht endlich eben dieser Anordnungsgeist und dieser gerade und kräftige Menschensinn seine Kraft auf einen der erhabensten Gegenstände der Natur mit so vielem Glück gerichtet, und so die Dauer seines Rufs an die Dauer der Welt geknüpft hätte. Unter den mannigfachen Vorstellungen, die sich die Menschen seit 2000 Jahren von der Einrichtung unsers Planetensystems gemacht haben, hatte endlich eine das Uebergewicht erhalten, die das feinste, künstlichste und dabei sonderbarste Gewebe von Scharfsinn, Spitzfindigkeit und Verblendung ausmacht, auf welches der menschliche Geist je gerathen ist. — Pythagoras, Aristoteles, Plato, Hipparch, Archimedes und alle berühmten Namen waren dieser Meinung. Man nannte diese Lehre die Ptolemäische Weltordnung, von Ptolemäus, einem berühmten Astronomen von Alexandrien aus dem 2ten Jahrhundert, der solche in seinem Almagest, dem einzigen vollständigen Werke, so wir über die Astronomie der Alten besitzen, vorgetragen hatte. Nach dieser Lehre ruhte die große träge und unbehülfliche Erde vollkommen. Sie war die Grundfeste des Unbeweglichen und das Postament der Natur. Um diese als Mittelpunkt liefen Sonne, Mond und Sterne täglich einmal von Osten nach Westen. Allein außerdem hatten die Sonne, der Mond und die Planeten noch andere Bewegungen, welche sehr schwer zu erklären waren, besonders die der Planeten, die oft nach Morgen rückten, dann mehrere Tage stillstehend wurden — dann wieder zu westlichen Sternen rückten — wieder stillstehend wurden und dann wieder nach Morgen gingen; — während dieser Zeit aber den täglichen Umlauf um die Erde mit allen andern Gestirnen mitmachten. Um diese Bewegung zu erklären, war man auf ein System von eingebildeten Kreisen gekommen, welche wie Radlinien in einander steckten. Copernicus trug sich immer mit dem Gedanken, daß die himmlischen Bewegungen unmöglich so verworren und verwickelt seyn könnten, wie die Ptolemäische Weltordnung solches angebe, die annahm, daß die Erde ruhe, und in der Mitte der Welt stehe; denn die Natur bewege sich nach einfachen Gesetzen, und sobald man diese gefunden, so müßten auch die verwickelten Erscheinungen dieser Bewegungen sich einfach erklären lassen. Er durchlas nun die Schriften der Alten, um zu sehen, ob man sonst keine andern Systeme gehabt, als dasjenige, welches jetzt das allgemein herrschende sey, das Ptolemäische. Er fand nun, daß verschiedene Alte, als Nicetas, Heraclites und Ecphontus von einer Bewegung der Erde geredet, und obgleich dieses auf eine völlig leere, und nichts sagende Weise geschieht, so gab dieses ihm doch Veranlassung hierüber mehr nachzudenken. Die beste Stelle, die bei den Alten über die Bewegung der Erde vorkommt, die von Aristarch und Samos kannte Copernicus nicht, da sie in des Archimedes Arenario steht, der erst nach Copernicus Tode in Venedig gedruckt wurde. In dieser Stelle sagt Aristarch: daß sich die Erde in einem schiefen Kreise um die Sonne drehe und dabei täglich um ihre Axe. Sie ist in dem Artikel Bewegung der Erde angeführt, wo angezeigt worden, daß sie mehr ein pythagoräisches Philosophem ist, als astronomischen Inhalts. Denn 280 Jahre vor Chr. G. kannte man die Bewegung der Planeten noch so wenig, daß man noch gar nicht angeben konnte, was eigentlich erklärt werden sollte. Copernicus nahm nun an, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt sey und daß die Erde ein Planet sey, so wie Mars und Venus, und daß alle Planeten in folgen-

der Ordnung um die Sonne laufen. Mercur in 87 Tagen, Venus in 224, Erde in 365, Mars in 1 Jahre 321 Tagen, Jupiter in 11 Jahren und Saturn in 29. Als er nun hiernach die Bahnen zeichnete, so fand er, daß, so einfach diese Kreise wären, sie doch alle himmlische Bewegungen ganz vollkommen erklärten, und daß das scheinbare Stillstehen und Rückwärtsgehen nothwendig aus der doppelten Bewegung der Erde und des Planeten herrührt. So halte man, wenn man auf einem Schiffe fahre, oft einen Wagen für stillstehend, der auf dem Lande fahre, und selbst für rückwärts gehend, wenn die Bewegung des Schiffs schneller. Und so war denn das wahre Weltsystem gefunden, und der Mensch hatte sich völlig los gesagt vom Truge des Scheins. In dieser Weise steht Copernicus da als Gränzstein einer neuen Zeit. Ausführlicher ist hierüber geredet in dem Artikel: Bewegung der Erde. Copernicus starb den 11. Juni 1543 im 71sten Jahre seines Alters. Sein großer Landsmann Keppler hat seinen Charakter in folgenden Worten kurz und stark gezeichnet: Copernicus, vir maximo ingenio et quod in hoc exercitio magni momenti est, animo liber. — Lichtenberg hat sein Leben beschrieben. Ein seltnes Glück für einen großen Mann, einen ebenbürtigen Geist zu seinem Geschichtschreiber zu erhalten. Copernikus herrlicher klarer Charakter offenbart sich am schönsten in dem Sendschreiben, womit er dem Papste sein Werk zusendet, und worin der deutsche Domherr sogar ein wenig philosophisch mit Sr. Heiligkeit über das Weltgebäude redet, — obgleich dieses damals mehr für eine Domäne der Kirche, als für eine Domäne der Philosophie gehalten wurde. Lichtenberg hielt die Zuschrift an den Papst für ein Meisterstück des Styls und männlicher Bedachtsamkeit. Benzenberg hat sie in der Geschichte der Copernicanischen Weltordnung, welche er in seinen Versuchen über die Umdrehung der Erde gegeben, ganz ins Deutsche übertragen. — Uebersehen wir noch einmal den von Copernicus durchlaufenen Weg, so finden wir Folgendes: die Idee, daß die Erde ruhe, war völlig allgemein. Ohnehin schon durch mächtige Begünstigung des sinnlichen Scheins, mit der Sprache aller Völker verwebt, erhielt sie überall durch den Beifall der Astronomen auch noch wissenschaftliches Ansehen. Durch die Sprache war sie in die Bibel gekommen, die mit den sinnlichen Menschen menschlich reden mußte, so wie mit den Hebräern hebräisch. Sie stieg endlich aus der Bibel in die Köpfe der Priester, die dieses Product menschlicher Organisation mit der Glorie des Himmels umgaben; und so wurde aus einer bloßen Phrase endlich ein Gottesurtheil. Die von den größten Astronomen verworfene Idee von der Bewegung nahm Copernicus, der Domherr des 16ten Jahrhunderts, in Schutz. Und dieses nicht unter dem sanften Himmel Griechenlands oder Italiens, sondern unter dem nordischen der Sarmaten, an der Gränze der damaligen cultivirten Welt, und (— und das will was sagen —) mitten unter Domherren. Er verfolgt diese Idee mit unermüdeter Sorgfalt, nicht ein paar Jahre hindurch, sondern durch die größte Hälfte seines siebenzigjährigen Lebens; er vergleicht sie immerfort mit dem Himmel — bestätigt sie endlich, und wird so der Stifter eines neuen Testaments in der Astronomie. Und alles dieses leistete er, was man nie vergessen muß, hundert Jahre vor Erfindung der Ferngläser, mit elenden hölzernen Werkzeugen, die oft nur mit Dintenstrichen getheilt waren. Das that der Geist der Ordnung, der in ihm wohnte, der, selbst vom Himmel stammend, sein eigenes Wesen in seine Werke hinaus-

trug, und Ordnung um so leichter erkannte, als er selbst durch innere Stärke freier geblieben war. (Lichtenberg.) Bg.

Coray (Adamantius), eigentlich Corais, ein gelehrter Arzt und geschickter Hellenist, geboren zu Smyrna im J. 1748. Nachdem er sich mit dem Studium der alten und neuern Sprachen beschäftigt, und schon in seiner Kindheit einen Catechismus aus dem Deutschen ins Griechische übersetzt hatte, ging er, um seine Bildung zu vollenden, 1782 nach Montpellier, wo er Medicin und Naturgeschichte studirte und Doctor ward. Im J. 1788 ließ er sich in Paris nieder. Er hat sich seitdem als Uebersetzer aus mehreren Sprachen und Herausgeber verschiedener griechischer Schriftsteller, ehrenvoll bekannt gemacht. Am berühmtesten ist seine Uebersetzung der Hippokratischen Schrift über die Luft, das Wasser und die Ortsbeschaffenheit, Paris 1800. 2 Bde. 8., welche den zehnjährigen Preis gewann.

* Cordilleras, auch Andes, eigentlich Cordilleras de los Andes, eine Kette von Gebirgen, welche der Länge nach von der Darischen Erdenge bis zur Magellanischen Straße über 650 Meilen weit sich erstreckt, und deren höchste Gipfel, ehe man die Gebirge des mittleren Asiens näher kannte, für die erhabensten Punkte auf der Erdkugel gehalten wurden. Die Spanier nennen diese Alpenkette Cordilleras, weil sie kettenförmig sich ausdehnen, und fast in rechten Winkeln drei Hauptäste ausschicken. Die erste dieser Nebenketten entsteht nicht weit von der Darischen Erdenge, und geht längs der Küste von Venezuela bis an den Magdalenenstrom und die Insel Trinidad. In dieser Kette findet man die Schneeberge Sierra Nevada und Santa Martha von 14,000 und Merida von 15,000 Schuhen. Zwischen diesen höchsten Gipfeln dehnen sich Bergebenen, die man Paramos nennt, 4 bis 5, auch 8000 Schuh über die Meeresfläche aus. Die zweite Seitenkette wird von Humbold die Cordilleras der Wasserfälle des Orinoko genannt. Er untersuchte sie hundert Meilen weit bis an den großen Bara. Der übrige Theil dieser Kette ist gänzlich unbekannt, fast unzugänglich, und von wilden Völkerstämmen besetzt. Sie verläßt den großen Stamm der Andesgebirge zwischen dem dritten und sechsten Grad Süder Breite, erhebt sich, indem sie ostwärts fortgeht, zu bedeutenden Höhen, woraus mit ungeheuern Kataракten große Ströme entspringen, und enthält besonders die noch von keinem Europäer gesehenen Quellen des Orinoko. Denn die Gegenden dieser Quellen bewohnen höchst kriegerische und kannibalische Völker. Jenseits dieser Einöden ist diese Alpenkette durch einen Spanier, Don Antonio Santos, bekannter geworden, der mit bewundernswürdigem Muthe diese Reise unternahm, indem er, nackt wie ein Wilder, seinem Körper die beliebte Kupferfarbe gab, und sich übte, alle Dialekte dieser Völker zu sprechen. Bis nach Guyana erstreckt sich die Gebirgskette, und der sogenannte goldene Berg, Eldorado, gehört zu ihr, von leichtgläubigen älteren Reisenden so genannt, ungeachtet das vorgebliche Gold nur ein gelber glänzender Glimmerschiefer ist. Diese zweite Kette erhebt sich nicht zu einer bedeutenden Höhe; die meisten Berge haben nur 4000 Fuß, und sind mit Palmen, Ananas und köstlichen Schlingpflanzen so bedeckt, daß Niemand durchdringen kann. Ein einziger feuerspeiender Berg, Duida, erhebt sich bis zu 8465 Schuh über die Meeresfläche. Merkwürdig ist, daß diese ganze Seitenkette bloß aus Urgebirgen besteht, und daher gar keine Versteinerungen, oder Ueberreste aus der Vorwelt enthält. Die dritte Seitenkette, die der große Rücken der An-

des ausschickt, sind die Gebirge von Chiquitos, welche sich zwischen dem 15ten und 20sten Grad S. B. nach Osten erstrecken, und den Flüssen ihren Ursprung geben, die in den Marauon und den Plata fallen. Diese verbinden die Riesenhäupter der Andes in Peru mit den Bergen von Brasilien und Paraguay. Es wird aber ganz Südamerika durch diese drei großen Gebirgszüge in eben so ungeheure Flächen getheilt, welche westwärts durch den Hauptrücken der Andes geschlossen, gegen Osten zu bis an den Atlantischen Ozean offen sind. Die nördlichste Fläche ist das niedrige Thal des Orinoko, worin Neuandalusien und Guyana liegen; die zweite Fläche ist das waldreiche Thal des Marauon, wozu noch das nördliche Brasilien gehört; die südliche Ebene bildet die viehreichen Pampas, welche sich bis nach Rio-Janeiro und Buenos Ayres erstrecken. Der Hauptrücken der Andes erhebt sich in der Gegend von Quito über 20,000 Schuh hoch. Der Chimborasso ist der höchste unter allen. Er erhebt sich bis auf 20,142 Schuh. Humboldt erstieg ihn den 23. Juni 1802 bis zu 18,192 Schuhen. Ihm zunächst steht der Antisana, der sich auf 17,958, und der Cotopaxi (s. d. Art.), der sich auf 17,712 Schuh erhebt. Auch der Pichincha gehört zu diesen Riesen; doch beträgt seine Höhe nur etwas über 15,000 Schuh. Diese Gebirge stehen fast alle wenig südlich vom Aequator, zwischen Quito und Loxa, von der Südsee kaum 25 bis 30 Meilen entfernt. Ihre gefrorenen Häupter bestehen fast durchgehends aus Porphyr, der eine Höhe von 10 bis 12,000 Schuhen einnimmt; dagegen findet man Granit nur bis etwas über 11,000 Schuh über der Meeresfläche. Sie sind die Behälter eines unermeßlichen Brennstoffs, der in fürchterlichen Erdbeben ausbricht, wobei nicht bloß Lava und verschlackter Basalt, sondern auch ganze Ströme Wasser, viel Thon, und selbst eine Menge todter Fische ausgeworfen werden. Sehr oft brausen aus diesen Vulkanen, wie aus den Fabelhöhlen des alten Aeolus, fürchterliche Sturmwinde hervor, die alles zu Boden werfen, was ihnen entgegensteht. Dabei sind diese Gebirge äußerst reich an Metallen aller Art, Blei allein ausgenommen. Außer der Platina ist ihnen ein sonderbares Erz eigen, welches aus Thon, Eisenkalk, salzsaurem und gediegenem Silber besteht. Ungeachtet der außerordentlichen Höhe jener Gebirge, ungeachtet die Schneelinie bei 15,000 Schuhen anfängt, und die Spitze des Chimborasso also über 5000 Schuh hoch mit ewigem Schnee bedeckt ist, so gibt es doch in den Andesgebirgen keine Gletscher, weil unter dem Aequator die Temperatur sich fast immer gleich ist, und die Sonne das ganze Jahr hindurch fast mit gleicher Stärke scheint. Daher kommen auch in den Andesthälern nie die fürchterlichen Lavinen vor, denn die immer gleiche Temperatur macht, daß sich weder große Schneemassen anhäufen, noch auch zu andern Zeiten wegschmelzen können. Dagegen unterscheidet sich der Eindruck, den die Andes machen, von dem der europäischen Alpen, durch die ungeheuern Felsenspalten, die bisweilen eine Tiefe von mehr als 4000 Schuhen haben, und dabei ganz senkrecht sind. Eine solche Felsenspalte, Ikononzo genannt, durch welche der Summa Paz fließt, ist wegen einer natürlich gewölbten Brücke merkwürdig, welche 300 Schuh über dem Flusse sich 50 Fuß lang, 40 breit und 8 Schuh dick von einem Felsen zum andern erstreckt. Nur im höheren Virginien gibt es ein ähnliches Naturwunder. Ein ungeheurer Kalkfelsen nämlich, dessen senkrechte Wände 230 Schuh hoch sind, bildet eine Spalte von 90 Fuß Breite, die oberwärts durch ein so dickes Bogengewölbe über-

baut ist, daß ehedem die schwersten Lastwagen darüber gingen. Künstliche Brücken machen die Eingebornen aus Stricken, wozu ihnen die zähen Fasern der americanischen Agave den Stoff liefern. Diese hängenden Brücken bedecken sie mit Rohr, oder Schilf, und geben ihnen einen schmalen Rand von Flechtwerk. Furchtlos laufen sie dann auf diesen schwankenden Brücken über di ungeheuren Abgründe hinweg. Unter den merkwürdigen Wasserfällen, welche die Ströme der Andes bilden, ist besonders der Tequendama in Bogota zu nennen. Vierzig Fuß breit stürzt das Wasser in zwei Absätzen 600 Schuh hoch in ein tiefes Becken hinab, und verschönert die an sich reizende Landschaft außerordentlich.

Cordova, eine alte berühmte Stadt in der spanischen Provinz Nieder-Andalusien, und der Hauptort eines nach ihr benannten Distrikts, sonst eines kleinen maurischen Königreichs, am nördlichsten Ufer des Quadalquivir, mit ungefähr 30,000 Einwohnern (4 Gr. 45 Min. 45 Sec. W. L. von Greenwich, 37 Gr. 52 Min. 13 Sec. N. B.). Cordova ist amphitheatralisch am sanften Abhange des Gebirges erbaut, bildet ein längliches Viereck und ist mit Mauern und mächtigen Thürmen umgeben. Ein Theil der Stadt ist römischen, ein anderer maurischen Ursprungs; der Umfang ist sehr bedeutend, aber viele Gebäude sind gänzlich verfallen, und eine Menge von Gärten nimmt, wie zu Rom, einen großen Theil des bewohnbaren Raumes weg. Die Vorstädte sind fast so weitläufig, wie die Stadt. Die Straßen sind, wie in ganz Spanien, eng, krumm und schmutzig. Dagegen ist die Plaça Major, der Hauptmarktplatz, durch seine Größe, seine Regelmäßigkeit und die Schönheit der ihn umgebenden Säulengänge ausgezeichnet. Die Ueberbleibsel des Wohnsitzes der alten maurischen Könige machen einen Theil des jetzigen erzbischöflichen Palastes aus. Das merkwürdigste Gebäude in Cordova ist die Domkirche, eine ehemalige, zu Ende des siebenten Jahrhunderts von König Abderhaman erbaute, prachtvolle Moschee, deren wunderbar verbundene, theils achteckige, theils runde Kuppeln von beinahe 1000 Jaspis- und Marmorsäulen getragen werden, welche im Innern 19 Säulengänge von Süden nach Norden, und eben so viele von Osten nach Westen bilden. Die Brücke über den Strom ruht auf 16 Bogen, und ist von den Mauren erbaut. — Cordova hat zu allen Zeiten starken Handel getrieben, und schon zur Zeit der Mauren ward das hier ausschließlich bereitete Glanzleder (Corduan) weit und breit versandt. In welchen Jahren die Römer den Grund der Stadt (Colonia Patricia, später Corduba) gelegt, ist nicht bekannt. Im Jahr 572 ward sie von den Gothen erobert, und 692 von dem maurischen Feldherrn Abderhaman in Besitz genommen, welcher hernach sich seiner Lehnspflicht gegen den Kalifen von Damascus entzog und Cordova zu seiner königlichen Residenz erhob. Die Provinz Cordova umfaßt, außer dem fruchtbaren und schönen Thal des Guadalquivir, die zum Theil mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge der Sierra Morena.

* Corinth, türkisch Corito, eine griechische Stadt unweit der Landenge von Corinth, welche Morea mit dem übrigen Griechenland verbindet, und die Meerbusen von Lepanto und Aegina (das ionische und ägeische Meer) von einander trennt. — Diese vor Alters weitberühmte, reichbevölkerte Stadt ist jetzt mehr einem Dorf als einer Stadt ähnlich, indem die, von nicht völlig 2000 Einwohnern bevölkerten, gruppenweise erbauten Häuser und Straßen durch weite Gärten und Kornfelder unterbrochen werden. — Kaum deuten

noch einzelne Mauern und wenige halbversunkene Säulen die Stätte zweifelhaft an, wo sich zur Zeit der Blüthe Griechenlands alles vereinigte, was Luxus und eine bis zur Weichlichkeit entartete Cultur durch Kunstfleiß zu verschaffen, und was die reichen Handelsflotten in zwei prachtvollen Häfen aus allen Ländern zusammenzutragen vermochten. — Aus den Trümmern der alten Herrlichkeit haben die Griechen fünf Kirchen, nebst einem Wohnhaus für den Erzbischof, und die Türken drei Moscheen erbaut. **Acro Corinthos**, die Burg von Alt-Corinth dient den Türken zur Citadelle, und ist von allen Werken früherer Zeit noch am besten erhalten. Das alte Corinth, mit seinem in den ältesten Zeiten von Pelasgern bewohnten Gebiet, bildete ein glänzendes Glied in der Kette der griechischen Staaten. Sisyphus, der berühmte Aeolier, gründete die Stadt, und seine Nachkommen, unter welchen Glaucus und Bellerophon sich auszeichnen, blieben im Besitz bis zu Agamemnons Zeiten, der unter seinen weiten Reichen auch Corinth beherrschte. — Diesem Fürstenstamme folgten länger als vier Jahrhunderte die Herakliden, von denen Aletes der erste, Telesies der letzte König war. Nach ihnen trat die Aristocratie der Bacchiaden ein; dann kamen die Tyrannen Cypselus und Periander, bis endlich das vereinte Volk in seine Rechte trat, und eine democratische Regierung einführte. So ward Corinth das Haupt des achäischen Bundes, und fiel als ein Opfer der römischen Herrschsucht unter Mummius zerstörenden Händen 146 Jahre vor Chr. Geb., ein Raub der Flammen und der Plünderung. Julius Cäsar ließ einen großen Theil der Stadt wieder neu aufbauen, ohne jedoch den Wohlstand der Einwohner zurückrufen zu können. Corinth hatte sechs Thore und drei Häfen, von welchen der erste Lochäon gegen Norden am corinthischen Meerbusen, der zweite Cenchreä gegen Osten am saronischen Meerbusen, und der dritte Schoenus, bloß für die Zufuhr von Lebensmitteln bestimmt, nördlich neben dem letztern sich befand. Der Marktplatz und die von dort nach den Thoren führenden Straßen prangten mit den herrlichsten Gebäuden, Tempeln, Säulengängen und Springbrunnen. Keine Stadt von Griechenland besaß so viele berühmte Bildwerke in Erz und Marmor, wie Corinth. Wenn aber die Prachtliebe der reichen Bewohner die bildenden und schönen Künste vorzugsweise beförderte, so galt dagegen die Gelehrsamkeit hier weit weniger, als in dem minder reichen Athen. Corinth gab der zierlichsten Säulenordnung seinen Namen, und corinthisch werden noch jetzt verschiedene, der Schönheit mehr als dem Nutzen gewidmete Einrichtungen der Säle, Hallen und Vorhäuser im Innern der Paläste genannt. Die Geräthe endlich von corinthischem Erz gehörten so sehr zum Luxus der Großen und Reichen aller Länder, daß die römischen Kaiser unter ihren Hofämtern auch einen eigends sogenannten Corinthiarius zur Aufsicht über jene Gegenstände hielten. Auch die Hetären von Corinth galten für die schönsten und elegantesten in Griechenland. Die Reichthümer, mit denen unter andern die berühmte Phryne prahlen durfte, geben einen Begriff von dem hohen Preise, zu welchem diese Künstlerinnen im Gefallen ihre Gunstbezeigungen anschlagen mochten. Die oben erwähnte Landenge, oder der **Isthmus von Corinth**, östlich von der Stadt, besteht aus einem schmalen Bergrücken, welcher, wie schon gesagt, das ägeische und ionische Meer trennt, und den Peloponnesus (Morea) mit Livadien verbindet. Hier war der Platz, wo die berühmten isthmischen Spiele in dem Fichtenhaine vor einem pracht-

vollen Tempel des Neptun gefeiert wurden. Alle Arten gymnastischer und ritterlicher Wettkämpfe wurden hier angestellt. Der Preis der Sieger bestand bloß in einem Kranz von Fichtenzweigen; aber ihre Bildsäulen, aufgestellt zwischen den himmelhohen Fichten, die den Tempel umgaben, brachten ihr ehrenvolles Andenken auf die spätesten Enkel. — Nero befahl den Isthmus zu durchgraben, und noch sieht man die Spuren dieses unvollendeten Versuchs.

Cork, die Hauptstadt einer irländischen Grafschaft, 8 Gr. 28 Min. 15 Sec. westl. Länge von Greenwich, 51 Gr. 53 Min. 54 Sec. nördl. Breite, an der Mündung des Lee, mit 8600 Häusern und gegen 90,000 Einwohnern, die zweite Stadt in Irland. Cork ward im 6ten Jahrhundert, wahrscheinlich von den Dänen, ursprünglich auf einer kleinen Insel des Lee gegründet, und stand noch ziemlich spät bloß durch 2 Brücken mit dem festen Lande in Verbindung. Seitdem aber hat sich die Stadt zu beiden Seiten des Stromes beträchtlich ausgebreitet, und noch 3 Brücken sind zu jenen ersten beiden hinzu gekommen. — Cork ist reinlich und gut gebaut, aber selbst in den öffentlichen Gebäuden ohne ausgezeichnete Pracht. — Der Handel, welchen Cork mit dem glänzendsten Erfolge treibt, ist größtentheils Ausfuhrhandel. Das Fleisch von mehr als 100,000 Rindern wird jährlich als Pökelfleisch verladen, und an diesen Artikel reiht sich eine erstaunliche Menge von gesalzenem Schweinefleisch, Butter, Talglichtern, Seife und gegerbten sowohl als rohen Rindshäuten. Die übrigen Ausfuhrartikel bestehen hauptsächlich in Branntwein, Segeltuch, leinen und wollen Garn, Lein- und Glas-Waaren. Der Hafen von Cork (Cork-Cove), 3 Stunden unterhalb der Stadt, ist wegen seiner Sicherheit und Bequemlichkeit seit langer Zeit berühmt. Die Einfahrt, welche schmal und tief ist, wird durch 2 starke Forts (Carlisle und Camden) von beiden Seiten vertheidigt; auch sind seit einiger Zeit große Summen auf die Befestigung zweier kleinen Inseln verwendet worden, deren Geschütz die Einfahrt bestreicht. Im 12ten Jahrhundert erkannte Cork die Oberherrschaft Heinrichs II. an. Nach der Revolution von 1688 nahm Jacob II. die Stadt in Besitz. 1690 aber ward dieselbe von dem damaligen Grafen von Marlborough belagert und genommen.

Cornelius, aus Cöln, gehört zu den in Rom lebenden deutschen Künstlern, welche die altitalienische, Peruginische, und sogar die altdeutsche Manier wieder einzuführen streben. Seine Gefährten hierin sind Overbeck und Vogel. Die wackern Brüder Riepenhausen befolgten sonst auch diesen Weg, und bahnten ihn fast zuerst, doch seit Jahren kehrten diese von der erzwungenen Steifheit, Mystik und Alterthümlichkeit zu Raphael und der Natur zurück. Cornelius hat besonders eine treffliche Erfindungsgabe zu kleinen Umrissen, und wo nicht die Nachahmung der eckigen Unbeholfenheit ihn verführt, ist er ausdrucksvoll und wahr. Durch seine Zeichnungen von Scenen aus Göthe's Faust (gestochen von Ruschewevh; bis jetzt 3 Lief. jede zu 4 Bl.) machte sich Cornelius zuerst bekannt; seine neueste Arbeit sind die trefflichen Zeichnungen zu dem Nibelungenlied, die jetzt bei Reimer in Berlin erscheinen. Wl.

Corpulenz, die Beschaffenheit des menschlichen Körpers, da sein äußerer Umfang über das gewöhnliche Verhältniß zunimmt. Sie ist also die sichtbare Aeußerung der Vermehrung der Fleisch- und Fettmasse des Körpers. Die Fleischmasse bildet das Muskelsystem, und das Maß, so wie der Umfang desselben hat seine Bestimmung in der

Form der einzelnen Muskelpartien, kann deshalb nicht über ein gewisses Maß steigen, und nicht über ein bestimmtes herunterfallen. Weit weniger beschränkt ist die Fettmasse, deren Erzeugung und Ansatz an keine so bestimmte Form gebunden ist, daher außerordentlich zunehmen kann. Die Erzeugung der Muskelfasern oder die Verwandlung des Blutes in Fleischmasse geht in dem Haargefäßsystem, welches die feinsten Endungen der Arterien nach den Muskeln hin bilden, vor sich. (Ueber die Fetterzeugung s. d. Art. Fett.) Ist das Blut reichlich mit nährenden Stoffen versehen, so setzen sich auch um so mehr Muskelfasern und Fetttheile an. Die Absonderung des Fettes gehört bis zu gewissen Graden zum Stande der Gesundheit. Der Standpunkt ist jedoch nicht streng bestimmt, bei einem Subjecte höher, bei dem andern niedriger. Die Umstände, welche sie begünstigen, sind weibliches Geschlecht, Kindheit, reichliche Nahrung bei gutem Zustand der Verdauung, körperliche Unthätigkeit, Gemüthsruhe und Sorglosigkeit, häufiger Genuß geistiger Getränke, Alter, kalte Jahrszeit, Verminderung der Ausdünstung. Es gibt jedoch eine gewisse krankhafte Disposition, welche unabhängig von allen diesen Einwirkungen die Erzeugung und den Absatz von Fett vermehren kann. Erwachsene und in mittlern Jahren stehende Jünglinge und Männer, selbst geistreiche, stets thätige Geschäftsmänner trifft man, die sehr corpulent sind. Man hat Beispiele von ungeheurer Corpulenz mancher Menschen, die in gar keinem Verhältnisse mit der Nahrung derselben stand, und offenbare Krankheit ist, wie manche andere Absonderung im Körper, z. B. die Bereitung und Absonderung der Galle, des Speichels u. a. m. krankhaft vermehrt werden kann. Sandifort bemerkte schon bei einem ungebornen Kinde eine ungeheure Anhäufung des Fettes. Tulpius sah einen fünfjährigen Knaben von hundert und fünfzig Pfunden. Bartholini erzählt von einem eilfjährigen Mädchen, das über zweihundert Pfund gewogen habe. In den Philosoph. Transact. wird das Gewicht eines Engländers, Namens Bright, zu sechshundert und neun Pfund angegeben. (Voigtel's Handb. der pathol. Anat.) Nicht allemal ist jedoch die Corpulenz bloß von vermehrter Fettabsonderung, oft ist es auch nur eine Anfüllung der Zellchen des Zellgewebes von wässerigen, gas- und dunstartigen Stoffen, wie bei der sogenannten schwammichten Constitution der Fall ist, welche noch mehr von krankhafter Disposition herrührt, oft der Anfang wirklicher Wassersucht ist. Eine mäßige Corpulenz besteht mit der Gesundheit und widerspricht den Ansprüchen auf Schönheit nicht, indem sie alle eckigen und unebenen Formen ausgleicht, und die Rundung derselben bildet. Daher behalten Frauenzimmer und Männer von mäßiger Corpulenz länger ein schönes und jugendliches Ansehen, als hagere Menschen. Ueberschreitet aber die Corpulenz das Maß, so verdirbt sie nicht nur die schöne Form, sondern sie wird auch lästig und endlich für Gesundheit und Leben gefährlich. Wer daher diese unwillkommene Zunahme von sich entfernen will, muß diejenigen von den angeführten Ursachen, welche etwa bei ihm Statt finden, vermeiden. Daher muß er eine magere Diät einführen, Wasser anstatt des Weins trinken, vorzüglich Milch, Bier und Branntwein vermeiden, fleißig körperliche Bewegung vornehmen und dem Geiste Beschäftigung geben. Besonders schmelzen Sorgen und Bekümmerniß bald das überflüssige Fett hinweg. (Vergl. den Art. Magerkeit.) Ob in den Fällen, wo die Corpulenz krankhaft wird, Arzneimittel dagegen anzuwenden sind, und welche, bleibt billig dem Urtheil des Arztes überlassen.

Corpus ist in der Sprache der Buchdrucker die Schrift oder die Lettern von einer gewißen Größe. Diese seltsame, willkührliche Bezeichnung wird davon hergeleitet, daß das erste Corpus juris mit solcher Schrift gedruckt worden seyn soll.

Corrector heißt derjenige, der, sobald in der Druckerei ein Bogen abgesetzt ist, einen Abdruck davon durchsieht, und die im Satze eingeschlichenen Fehler anmerkt, damit sie der Setzer noch verbessere, bevor der Satz in die Presse gebracht und die Bogen abgedruckt werden. Diese durchzusehenden oder durchgesehenen Bogen nennt man **Correkturen**.

† **Corsica** enthält 178 Quadratmeilen, 18 Städte, 5 Marktflecken, 560 Dörfer und 175,000 Einwohner. Ein Gebirge mit vielen Seitenästen zieht sich durch die ganze Insel, und erhebt sich gegen die Mitte derselben zu einer solchen Höhe, daß der Schnee den größten Theil des Jahres hindurch auf den Höhen liegen bleibt, und daß sogar die zwei höchsten Berge, der Monte rotondo und der Monte d'oro, welche 8 bis 9000 Fuß hoch sind, die Schneelinie erreichen und ewigen Schnee tragen. Zum Theil ist das Gebirge steiler Fels, zum Theil mit Waldungen bedeckt. Viele kleine Flüsse, worunter nur der Cholo schiffbar ist, entströmen diesem Gebirge, fließen östlich oder westlich, und fallen nach einem kurzen Laufe in das Meer. Die meisten haben nur zu gewissen Zeiten reichliches Wasser, und trocknen oft im Sommer aus. Die östliche Küste ist flacher als die westliche, auf welcher die meisten Meereinschnitte sich befinden. Das Clima ist mild und angenehm, indem die Sommerhitze durch die hohen Gebirge und Seewinde gemäßigt wird, und die Kälte nie beträchtlich ist, außer auf der Höhe der Gebirge. Einige Gegenden haben wegen der stehenden Gewässer eine ungesunde Luft, und sind verödet. Der Boden ist, besonders in den Thälern und an der Küste, sehr fruchtbar; daher die Einwohner, ob sie gleich den Ackerbau äußerst nachlässig und einfach betreiben, doch für ihren Bedarf hinreichendes Getraide (mit Ausnahme des Hafers, der nicht gezogen wird) erndten. Die gemeinen Corsen leben gewöhnlich von Castanien, und haben nur selten Weizenbrot. Weine, die dem Malaga und den französischen gleichen, werden ungeachtet der Sorglosigkeit der Einwohner in Behandlung derselben in Menge gewonnen; auch hat man vielen Flachs, treffliche edle Südfrüchte, selbst zur Ausfuhr, ganze Wälder von Castanien, viele Oliven und schöne Waldungen von Eichen, Tannen und Lerchenbäumen, die eine Höhe von 120 bis 130 Fuß erreichen. Die Viehzucht wird stark betrieben, doch sind die Pferde, Esel und Maulesel von einem kleinen Schlage, das Rindvieh zwar groß, aber mager, die Schafe grobwollig. An den Küsten ist eine reiche Fischerei von Thunfischen, Sardellen und Austern, und macht eine Hauptbeschäftigung der Einwohner aus. Die vielen Gebirge enthalten vielerlei Mineralien, doch ist der Bergbau fast gänzlich unbekannt; vorzüglich zeichnet sich das Eisen durch seine Güte aus. Die Corsen sind noch ein wahres Naturvolk, der Mehrzahl nach Italiener, und Bekenner der catholischen Religion. Industrie ist bei ihnen unbekannt, sogar die nöthigen Handwerker fehlen, und jeder macht sich seine Bedürfnisse selbst. Castanien dienen den gemeinen Corsen zum Brote; Wohnungen, Hausgeräthe und Kleidung sind ärmlich; höhere Lehranstalten mangeln ganz. Tapferkeit, Freiheitsliebe, Trägheit charakterisiren die Corsen. Bis zum ersten punischen Kriege besaßen die Carthaginenser diese Insel. Von diesen kam sie an die

Römer. Nachdem sie späterhin die Vandalen eine Zeitlang besessen hatten, stand sie abwechselnd unter der Herrschaft der griechischen Kaiser und der Gothen. 850 eroberten sie die Saracenen und behielten sie bis zum ersten Viertel des eilften Jahrhunderts, zu welcher Zeit sie von den Pisanern eingenommen wurde. 1284 kam diese Insel unter die Herrschaft der Genueser, welche sie schon weit früher (im Jahre 806) erobert hatten, aber damals nicht lange im Besitze geblieben waren.

Corso, eine Hauptstraße Roms, welche diesen Namen, wie lange Straßen mehrerer Städte in Italien (z. B. Florenz), von dem Wettrennen der Pferde führt, womit zu Rom sich jeder Carnevalsabend schließt. Der römische Corso ist etwa vierthalb tausend Schritte lang (von der Piazza del Popolo bis an den venetianischen Palast), von hohen, meist prächtigen Gebäuden eingefaßt, seine Breite aber gegen die Länge der Straße und die Höhe der Gebäude nicht verhältnißmäßig. An beiden Seiten nehmen Pflastererhöhungen für die Fußgänger ungefähr sechs bis acht Fuß weg, so daß an den meisten Orten höchstens drei Fuhrwerke sich neben einander bewegen können. Alle Sonn- und Festtäge ist er belebt. Die vornehme Welt fährt hier etwa eine Stunde vor Nacht in einer sehr zahlreichen Reihe spazieren. Die Gesandten hatten sonst das Recht, zwischen beiden Reihen auf- und niederzufahren. Diese Abendspazierfahrt, die in allen großen italienischen Städten brillant ist, und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutschen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Corso. Jedermann kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden. Das Carneval ist jedoch der Gipfel jener gewöhnlichen sonn- und festtägigen Freuden, und die Zeit, in welcher der Corso in seinem höchsten Glanze erscheint. Göthe hat eine meisterhafte Beschreibung des römischen Carnevals und des Corso in seinem Glanze gegeben. dd.

Corvette nennt man ein kleineres, sehr schnell segelndes Schiff, das nur 16 bis 18 Kanonen führt. Da sie schnell segeln, so werden sie zu Jagden von Kauffahrteischiffen u. s. w. gebraucht.

Corvetto (Graf), geboren zu Genua, war anfangs Advocat in dieser Stadt, schloß sich 1795 an die Partei an, welche den Umsturz der alten Verfassung wünschte, pries die Vorzüge der französischen Revolution und reizte seine Landsleute an, das Einrücken des Heeres unter Bonaparte nach Italien zu begünstigen. Bei der Gründung der neuen ligurischen Republik wurde er zu einem der drei Directoren ernannt. Er verwaltete dieses Amt bis zur Einverleibung Liguriens in das französische Reich 1805, ging dann nach Paris, wo er zum Staatsrath ernannt wurde und vom Kaiser viele Beweise des Vertrauens und der Achtung erhielt. Bei Wiederherstellung des Königthums wurde Corvetto, der naturalisirt worden, in den Staatsrath gerufen. Als Bonaparte von Elba zurückgekehrt war, ernannte dieser ihn ebenfalls zu seinem Staatsrath; er nahm aber seinen Platz nicht ein, sondern zog sich seiner Gesundheit wegen aufs Land zurück. Nach der zweiten Rückkehr des Königs trat Corvetto wieder in Thätigkeit, ward im Juli 1815 Mitglied der Commission zur Regulirung der von den Alliirten gemachten Requisitionen, und bald darauf Finanzminister. Als solcher hat er große und durchgreifende Maßregeln ins Werk gesetzt, namentlich durch große Anleihen den Bedürfnissen Genüge geleistet, und ist deßhalb zwar

viel und heftig getadelt worden, hat aber nichts desto weniger vielleicht den besten Weg damit eingeschlagen.

Corvisart des Marets (Baron Jean Nicolas), ehemaliger Leibarzt Napoleons, ist zu Gricourt in Vermandois geboren. Nachdem er Docent bei der medicinischen Facultät zu Paris gewesen, ward er zum Armenarzt in dem Kirchspiel St. Sulpice ernannt. In diesem Amte erwarb er sich den Ruf eines trefflichen ausübenden Arztes. Im Jahre 1788 ward er als Arzt bei dem Charitéhospital angestellt. Er setzte hier den von seinem Vorgänger Desbois de Rochefort angefangenen klinischen Unterricht fort, und zwar mit solchem Erfolg, daß man ihn als den eigentlichen Begründer der Klinik in Frankreich ansehen kann. Bei den neuen medicinischen Schulen ward er daher auch zum Professor der Klinik ernannt; im J. 1797 erhielt er den Lehrstuhl der Medicin am College de France. Er gilt mit Recht für einen der geschicktesten Practiker unter den französischen Aerzten seiner Zeit. Bonaparte, den er als erster Consul bei einem zurückgetretenen Ausschlag behandelte, ernannte ihn zum Gouvernementsarzt. Als Mitglied des Instituts trat er auf Befehl des Königs 1816 in die Akademie der Wissenschaften. Er hat verschiedene Schriften, worunter die meisten Uebersetzungen sind, geliefert.

Coster (Samuel), der Stifter des Amsterdamer Theaters. Sein Geburtsjahr ist ungewiß; eben so das Jahr seines Todes. Er practicirte als Arzt in Amsterdam, und war als solcher über 50 Jahre in dem dortigen Hospitale unentgeldlich thätig. Dabei widmete er sich dem Dienste Thaliens und Melpomenens. Man hat von ihm 5 Lustspiele und 6 Tragödien. Sein erstes dramatisches Werk sind die ländlichen Ergötzlichkeiten, sein letztes, das Trauerspiel Polyxena, jenes erschien 1615, dieses 1644. Seine Iphigenia (1626 ersch.) machte das meiste Aufsehen. — Dramatische Vorstellungen wurden damals in Amsterdam erst ohne Bezahlung und dann für einen gewissen Preis zum Besten der Armen gegeben. Coster stiftete um diese Zeit eine Gesellschaft unter dem Namen Akademie, welche die Bildung der holländischen Sprache und Dichtkunst zum Zwecke hatte, aus welcher sich 1617 die förmliche Errichtung eines Theaters, obgleich noch unter dem Namen Akademie, entwickelte. Coster fand von Seiten der Geistlichkeit viele Schwierigkeiten, aber vom Magistrat auch einige Unterstützung. Dieser räumte ihm ein Local auf der Kaisersgracht ein. Es wurde ein passendes Brettergebäude aufgeführt. Coster schloß mit dem Waisenhause einen Contract ab. Dieses übernahm alle Kosten der neuen Unternehmung gegen ein Drittel des Gewinnstes, und überließ die zwei andern Drittel dem Unternehmer. Im Jahre 1638 verwandelte sich das bretterne in ein steinernes Haus, und die Akademie in ein Theater. Coster hat, außer dem Verdienste der Errichtung dieses Theaters, noch das, die abgeschmackten mimischen Darstellungen der alten Rhetoriker verdrängt, und dem guten Geschmacke die Bahn gebrochen zu haben.

† Costnitz, Costanz oder Constanz, die Hauptstadt des Seekreises im Großherzogthum Baden, am constanzer oder Bodensee, und zwar auf dem Punkte, wo der Rhein den oberen und unteren See mit einander verbindet; 26 Gr. 48 Min. O. L., 47 Gr. 36 Min. 10 Sec. N. Br. Die Stadt und ihre beiden Vorstädte sind theilweise befestigt, und im Verhältnisse zu der geringen Zahl von 4450 Einwohnern ungemein weitläufig. Die alte bischöfliche Residenz und

die Kathedralkirche enthalten viele schöne Denkmäler gothischer Sculptur und Architektur. Eine Brücke über den Rhein verbindet die Stadt mit den Vorstädten am gegenseitigen Ufer.

Cotopaxi, ein ungeheurer feuerspeiender Berg in den Andesgebirgen der spanisch-südamerikanischen Provinz Quito, 11 Meilen südöstlich von der Hauptstadt Quito, zwischen dem Berge Ruminavi, dessen Gipfel einer unermeßlich hohen Mauer gleicht, und dem mit ewigem Schnee bedeckten Quelondanna. Die beiden Gebirgsketten der Anden sind hier durch ein langes Thal geschieden, dessen Grund 9800 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist, weßhalb von dieser Basis aus der Cotopaxi und Chimboraço nicht höher als manche Berghörner der Schweizeralpen erscheinen. Der Cotopaxi, der vollkommen kegelförmig gestaltet und mit einer ungeheuern Lage von Schnee bis zum Gipfel bedeckt ist, erscheint vorzüglich, wenn die Abendsonne ihn beleuchtet, in einem unbeschreiblich wundervollen Glanze. Diese Schneedecke verhüllt dem Auge des Beobachters jede, auch die kleinste Unebenheit; keine Felsenspitze, keine Steinmasse dringt durch dieß Kleid von Eis, und unterbricht die Regelmäßigkeit der konischen Figur. Der Form nach gleicht der Gipfel des Cotopaxi dem Zuckerhut, in welchen sich der Pik von Teyde endigt; allein er ist sechsmal so hoch, als die Spitze des großen Vulcans auf Teneriffa. Der Crater ist mit einem schmalen Kranz umgeben, der durch ein gutes Telescop wie das Parapet einer Schanze erscheint; am äußersten Rande desselben zeigen sich einige Felsengeschiebe, die, auf ihrer oberen Seite ebenfalls mit Schnee bedeckt, in einiger Entfernung wie dunkle Streifen aussehen. Die große Steilheit dieses Theils des Kegels, und die heißen Dünste, welche durch die tiefen Spalten desselben ausströmen und den Schnee schmelzen, werden für die Ursache dieses Phänomens gehalten. Durch diese Spalten wirft der Vulkan bei seinen Ausbrüchen Schlacken, Bimstein, Wasser und Eisblöcke aus, die mit zerstörender Geschwindigkeit zum Rio Noto und den andern Strömen herabstürzen, welche diesem Berge entquellen. A. v. Humboldt besuchte im Jahre 1802 den Cotopaxi, und fand die größte Schwierigkeit, nur bis zur Gränze des ewigen Schnees zu gelangen. Seiner Behauptung nach dürfte es jeder menschlichen Anstrengung unmöglich werden, den Gipfel jemals zu ersteigen. — Der Cotopaxi ist der höchste Vulcan der Anden, die in neueren Zeiten Ausbrüchen unterworfen gewesen sind. Seine absolute Höhe beträgt 18,898 Fuß über der Meeresfläche. Er ist der furchtbarste Vulcan im Königreich Quito, und seine Ausbrüche die häufigsten; die Schlacken und die Felsenblöcke, welche er nach und nach ausgeworfen, und die mehrere Quadratmeilen Landes bedecken, würden zusammen aufgehäuft einen riesenmäßigen Berg bilden. Seit kurzem speit er wieder Feuerfluthen und streut Verderben über die herrlichen Thäler, die ihn umgeben. Die merkwürdigsten Ausbrüche sind die von 1698, 1738, 1742, 1744, 1766 und 1768. Der letzte, von dem wir einige Nachricht haben, ist der von 1803. Im Jahre 1698 wurde eine Menge Dörfer und die Stadt Tacunga mit drei Viertheilen ihrer Bevölkerung das Opfer des vulcanischen Ausbruches. 1738 erhoben sich die Flammen fast 3000 Fuß über den Gipfel des Berges. 1744 hörte man das brüllende Getöse des Vulcans in einer Entfernung von mehr als 100 deutschen Meilen. Am 4. April 1768 war die Menge der ausgeworfenen Asche so groß, daß der Tag in den nahen Städten Tacunga und Hambato bis Nachmittags um 3 Uhr derge-

stalt verdunkelt ward, daß die Bewohner mit Laternen auf der Straße gingen. Dem Ausbruch, welcher im Januar 1803 Statt fand, ging das furchtbar schnelle Schmelzen der Schneedecke des Berges voran. Zwanzig Jahre hindurch war dem Crater weder Rauch noch Dunst entstiegen, und in einer einzigen Nacht ward das unterirdische Feuer so thätig, daß bei Tagesanbruch die Außenwände des Kegels von den Flammen erhitzt, nackend und in einer sonderbar dunklen Farbe sich zeigten. Der geschmolzene Schnee stürzte sich in gewaltigen Strömen in die benachbarten Thäler, und verbreitete, jedes Hinderniß wegschwemmend, weit und breit Verwüstung und Tod. Humboldt, der sich damals gerade zu Guajaquil, wenigstens 40 deutsche Meilen in gerader Linie vom Fuß des Berges entfernt aufhielt, versichert, das donnernde Getöse des Vulkans bei Tag und Nacht einem ununterbrochenen Artilleriefeuer ähnlich, vernommen zu haben.

Cotta (Johann Friedrich), einer der angesehensten, kenntnißreichsten und verdienstvollsten Buchhändler Deutschlands, ist 1767 geboren. Er behauptet, seine Abkunft bis zu dem alten römischen Geschlechte Cotta, das zur Zeit der Republik blühte, hinaufverfolgen zu können. Nach dem von Otto I. dieser Familie ertheilten und von Kaiser Sigismund bestätigten Adelsbrief, kam sie von Rom nach Mailand und von da nach Oesterreich und Sachsen. Von Eisenach, wo sie zur Zeit der Reformation in großem Ansehen stand, kam ein Zweig nach Dresden. Ein Sprößling desselben, der 1640 bei Zimmermann in Wittenberg die Buchhandlung erlernt hatte, zog nach einigen Jahren nach Tübingen, und gründete dort die noch bestehende Johann Georg Cotta'sche Buchhandlung. Unser Johann Friedrich Cotta erhielt seinen ersten Unterricht auf dem Gymnasium zu Stuttgart. Er ward anfangs für die Theologie bestimmt, wählte aber nachher mit Genehmigung seines Vaters den Militärstand und studirte demnach mit besonderm Eifer Mathematik. Dieses Studium setzte er in Tübingen unter dem berühmten Professor Pfleiderer fort, der ihm eine Erzieherstelle bei dem damals vierjährigen Fürsten Lubomirski anbot, die er nach drei Jahren antreten sollte. Cotta nahm das Anerbieten an, und setzte mit Rücksicht auf diese Bestimmung seine Studien, die er auch auf die Jurisprudenz ausdehnte, fort, besuchte in Gesellschaft mit dem berühmten Kupferstecher Müller Paris, wo er mit den in der Literatur und den Wissenschaften ausgezeichnetsten Männern Frankreichs Bekanntschaft anknüpfte, und den Unterricht der besten Lehrer in der französischen Sprache, der Mathematik, Naturgeschichte u. s. w. genoß. Zugleich hatte er den Vortheil, hier mit einer Menge von Kunstansichten vertraut zu werden. Nach seiner Rückkehr in Tübingen bot sich ihm eine vortheilhafte Anstellung dar; er verzichtete aber darauf, weil er dadurch die Versorgung seiner Schwester begründen konnte, ließ sich beim Hofgericht examiniren, und ward als Advocat an demselben angenommen. Die Rechtswissenschaft wurde aber weder practisch noch theoretisch von ihm fortgeübt, sondern alle Zeit und Bemühung den Naturwissenschaften gewidmet. Die Zeit, wo er nach Warschau gehen sollte, war inzwischen gekommen; aber die Unruhen in Polen ließen ihn seine Abreise verschieben, und als er im Begriff war, eine ähnliche Stelle bei den Herren Mallet in Genf anzunehmen, zeigte sein Vater die entschiedenste Abneigung dagegen, und drang in ihn, die ihm angehörige Johann Georg Cotta'sche Buchhandlung zu übernehmen. Er fügte sich dem väterlichen Willen, und trat auf diese Weise den 1. Dec. 1787 ein Geschäft an, von dem er

keine Kenntniß hatte, das sich in einem Zustande des Verfalls befand und zu dessen kräftiger Emporbringung und Fortführung ihm alle Unterstützung von Hause fehlte. Er hatte unter diesen ungünstigen Umständen mit Sorgen und Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen. Dreihundert Ducaten, welche ihm die Fürsten Lubomirski als eine Entschädigung auszahlen ließ, verschafften ihm eine wesentliche Erleichterung. Nachdem er sich mit rastlosem Fleiße mit dem Gang und der Natur seines Geschäfts bekannt gemacht hatte, beschloß er, fortan seine Unternehmungen von sich selbst ausgehen zu lassen. In Verfolg dieses Grundsatzes entstand die Allgemeine Zeitung, und diese bewirkte die Verbindung mit Schiller, der nach und nach Verbindungen mit Göthe und mit so vielen andern Gelehrten und Künstlern vom ersten Range folgte, deren zum Theil classische Werke er in Verlag nahm. So gelang es ihm, durch Einsicht und Thätigkeit seine Handlung zu einer der wichtigsten in Deutschland zu erheben, und sich neben der Achtung seines Vaterlandes auch ein ansehnliches Vermögen zu erwerben. Aber auch an den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes hat Cotta Antheil genommen. Im J. 1799 ging er auf Veranlassung der würtembergischen Landschaft nach Paris, wo er gleich nach dem 18. Brumaire ankam und so glücklich war, den Entwurf eines Friedens zu erhalten, dem zufolge Würtemberg gegen 8 Millionen Livres eine hinlängliche Entschädigung an Ländern erhalten und als in Frieden mit Frankreich betrachtet werden sollte, welche Bedingungen man selbst noch gelten lassen wollte, als Moreau schon bei Hohentwiel stand. Eine zweite Reise machte Cotta 18[illegible] nach Paris, auf Veranlassung eines benachbarten Fürsten. Auf dem Wiener Congreß erschien er unter den Deputirten der Buchhändler, um ihre Sache gegen die Nachdrucker zu führen, wo er jedoch keine reellen Resultate gewonnen hat. Nach seiner Rückkehr vom Congreß ward er zum Repräsentanten beim bevorstehenden Landtage gewählt. Auf diesem Posten gehörte er anfänglich zur Volkspartei, nahm aber späterhin die des Königs, worüber er vielen Anfechtungen ausgesetzt gewesen ist. Er erhielt nach dem Wiener Congreß den Titel als preussischer geheimer Hofrath und der König von Würtemberg hat den Adel seiner Familie unter dem Namen Cotta von Cottendorf erneuert. Man vergl. eine umständlichere Biographie Cotta's in den Zeitgenossen N. XIV.

Cottus, s. Centimanen.

Coup ist ein französisches Wort, dessen mannigfaltige Bedeutungen nicht hieher gehören, das wir aber erwähnen, weil es nicht selten, und besonders in mehreren seiner Zusammenstellungen, in der deutschen Conversation vorkommt. Coup heißt im Allgemeinen: Streich, Schlag, Unternehmen, Ausgang einer Sache. So kann ein Feldherr, so kann ein Spieler, jeder in seiner Art, einen glücklichen, einen unglücklichen Coup machen. — Coup-de main, in der Kriegssprache eigentlich ein Angriff, der nur mit Handwaffen, als Degen Flinte, Lanze rc., ohne Artillerie, geführt wird. Auch jede plötzliche, kühne, leicht geführte und schnell gelungene Unternehmung. Der Ausdruck wird auch uneigentlich auf andere, diesen ähnliche Fälle des Lebens ausgedehnt. — Coup-d'oeil ist der schnelle Blick, mit welchem ein Mensch alles zum eben vorliegenden Gegenstande Gehörige auf der Stelle übersieht; ferner Augenmaß, die Fähigkeit, die Größe und Menge gewisser Gegenstände nach dem bloßen Anblick ziemlich richtig anzugeben; endlich auch soviel als Aussicht oder An-

sicht. — Coup-de-Théâtre, Theatercoup, eigentlich auf der Bühne eine zu einem bestimmten Zwecke künstlich vorbereitete, plötzliche Veränderung, wodurch ein hoher Grad der Ueberraschung bereitet wird, sey es in Verwandlung der Decoration, oder im unerwarteten, das Interesse besonders ergreifenden und der Sache eine gewisse Richtung gebenden Auftreten oder Gruppiren der Personen. Theatercoup wird auch häufig für jede auffallende Handlung gebraucht, wo es gar nicht, oder doch weniger um die Sache, als um den Schein, oder auch darum, mit der Sache auch den Schein zu retten, zu thun ist. — Coup-d'état, Hauptcoup, ist eine kräftige, zuweilen gewaltsame Maßregel, die ein Fürst, ein Staat in außerordentlichen Fällen, wo die gewöhnlichen Mittel nicht zuzureichen scheinen, ergreift. Auch eine Handlung, eine Begebenheit, welche einen wichtigen, entscheidenden Einfluß auf den Staat hat, wie eine Hauptschlacht, die Einnahme der Hauptstadt eines Reichs ꝛc. Ueberhaupt alles, was in einer Sache groß, außerordentlich und entscheidend ist.

Courbette nennt man in der Reitkunst die künstlichen bogenförmigen Sprünge des Pferdes, wenn es die beiden Vorderfüße hebt, und fast zu gleicher Zeit mit den Hinterfüßen nachsetzt.

Courten (William), ein berühmter englischer Kaufmann und Schiffs-Rheder. Sein Vater war Wilhelm Courten, ein reicher flamändischer Kaufmann, der, um vor Alba's Grausamkeiten sicher zu seyn, sich in London niedergelassen hatte. William war 1572 in London geboren, und führte von 1606 an in Gemeinschaft mit seinem Bruder Peter den väterlichen Handel mit so vielem Glücke fort, daß er bald unermeßlich reich ward. Beide Brüder wurden in den Ritterstand erhoben. Außer dem gemeinschaftlichen Handel verfolgte William noch seine besondern Speculationen. Er ließ über zwanzig Schiffe bauen, und beschäftigte mehrere Jahre lang über 1000 Seeleute. Er schoß Jacob I. und Carl I. zu verschiedenen Zeiten bedeutende Summen vor. Aber er erfuhr auch den Wechsel des Glücks. Zwei seiner Schiffe hatten 1614 eine wüste Insel entdeckt. Courten gab ihr den Namen Barbados (eine der Caraïben), den sie noch führt, und erhielt 1627 die Erlaubniß vom Könige, dort eine Colonie anzulegen, welche sich bald ansehnlich vermehrte und ihm neue Reichthümer zuführte. Doch Lord Carlisle entriß ihm diesen Besitz 1629 durch Hinterlist und Gewalt. In Amboina, wo er ebenfalls ein Etablissement hatte, wurden seine Factore ermordet und seine Waaren geraubt. Dadurch ging der beträchtlichste Theil seines Vermögens verloren. Er wandte den Rest zu einer Speculation nach China an. Doch auch diese mißlang. Er war zu Grunde gerichtet, stürzte sich in Schulden, und starb 1663 in völliger Armuth.

* Cracau, eine freie Stadt in Polen, in der Provinz Westgalizien, in einer weiten Ebene am Zusammenfluß der Rudawa mit der Weichsel (L. 37° 30'; B. 50° 3' 38"), ehemals die Hauptstadt von ganz Polen, mit ungefähr 25,000 Einwohnern, worunter viele Deutsche und eine Menge Juden, besteht aus vier Städten, nämlich dem eigentlichen Cracau, oder der alten Stadt, die mit Mauern, Wällen und Gräben umgeben ist, und den Vorstädten Stradom und Klopars am linken, und Casimirs am rechten Ufer der Weichsel. Wenn man die Menge von alterthümlichen Kirch- und Festungsthürmen, das hohe Schloß und die weit verbreitete Häusermasse in der gränzenlosen Ebene vor sich liegen sieht, so glaubt man einer prächtigen Stadt zu nahen; aber diese Pracht verschwindet in

der Nähe, und der getäuschte Reisende sieht sich in einem Labyrinthe krummer und schmutziger Gassen, bloß von den Ruinen einer glänzenderen Vorzeit umgeben. Denn zu der Zeit, wo Polens Könige hier residirten, zählte die Stadt über 70 000 Einwohner, und galt für die reichste im Lande. — Cracau ist der Sitz eines Bischoffs, welcher ehemals den Titel Herzog von Severien führte. Die Cathedralkirche, ein sehenswerthes gothisches Meisterwerk und die reichste Kirche in Galizien, enthält die Denkmäler vieler polnischen Könige, unter andern das Grab des berühmten Sobiesky; von den übrigen 72 Kirchen sind verschiedene zum Theil durch ihr Alter merkwürdig. In Cracau wurden die Könige von Polen gekrönt, und die Kronkleinodien wurden hier verwahrt. Nur der letzte König von Polen ward 1764 zu Warschau gekrönt. Die Stadt ward im 13ten Jahrhundert gegründet, und trieb von jeher einen bedeutenden, durch ihre Lage begünstigten Handel. Bei der Theilung von Polen 1795 fiel Cracau an Oesterreich, welchem schon früher die Vorstadt Casimirs zugehörte. Mit ganz Westgalizien ward es 1809 ein Theil des Herzogthums Warschau, und durch die Acte des Wiener Congresses ward es 1815 mit einem kleinen Gebiete zur unabhängigen republicanischen Stadt erklärt.

Crassus. Ein Name, den viele Römer führten. Hier sind vorzüglich zwei zu erwähnen: 1) Luc. Licinius Crassus, der im Jahr Roms 658 Consul war. Er galt für den größten Redner seiner Zeit, und machte sich schon als Jüngling durch seine Beredtsamkeit berühmt. Er besaß eben so viel [illegible], als Geistesgegenwart, und war dabei ein durchaus rechtschaffener Mann. 2) M. Licin. Crassus, mit dem Beinamen Dives, der Reiche, den er, wie mehrere seines Geschlechts, wegen seiner ungeheuren Reichthümer führte. Diese waren so groß, daß er einst dem Volke ein Fest gab, wobei er es auf seine Kosten an 10,000 Tischen bewirthete und überdieß noch so viel Getraide austheilte, daß jede Familie 3 Monate davon leben konnte. Im J. R. 683 und 698 war er mit Pompejus zugleich Consul, und 688 Censor. Als einer der angesehensten und einflußreichsten Männer, der über 7 Millionen Thaler besaß, und zugleich höchst ehrgeizig war, suchte ihn Cäsar mit Pompejus zugleich für sich zu gewinnen, indem er eine Art von Triumvirat (doch bloß privatim) mit diesen Beiden bildete. Auf einem Feldzuge gegen die Parther, den er aus Habsucht und Ehrgeiz unternahm, wurde er von diesen nebst vielen seiner Begleiter getödtet.

Craven (Lady Elisabeth), nachher Markgräfin von Anspach, ist die jüngste Tochter des Grafen Berkeley und 1750 geboren. Im J. 1767 vermählte sie sich mit Wilhelm, letztem Grafen von Craven, von dem sie sieben Kinder hatte. Indeß mußte sie nach einer Verbindung von vierzehn Jahren, eine so üble Behandlung von ihm erfahren, daß auf die Vermittelung der beiderseitigen Freunde 1781 eine Trennung Statt fand. Lady Craven verließ darauf England, besuchte Frankreich und begab sich nach Anspach, wo der Markgraf Christian Friedrich Carl Alexander, ein Neffe Friedrichs des Großen, seinen Hof hielt. Der Markgraf trat mit Lady Craven in ein genaues Verhältniß. Im J. 1787 besuchte sie Rußland, die Crimm und Constantinopel, wo der französische Gesandte, Graf Choiseul-Gouffier, sie aufnahm. Auf seine Veranlassung stieg sie in die Grotte von Antiparos hinab, die vor ihr noch kein Frauenzimmer besucht hatte. Nachdem Lord Craven 1791 zu Lissabon gestorben war, ver-

mählte sich der Markgraf mit ihr, überließ seine Länder gegen ein Jahrgeld dem Könige von Preußen und ging mit seiner Gemahlin nach England, wo er unweit Hammersmith ein Schloß (Schloß Brandenburg) kaufte. Schon in ihrem siebzehnten Jahre hatte Lady Craven ein artiges Gedicht verfertigt, das damals in den Zeitschriften erschien. Ihre Reise durch die Crimm nach Constantinopel, in einer Reihe von Briefen, erschien zuerst 1789 (englisch) und ward zum Vortheil Mercier's gedruckt. Eine neue vermehrte Auflage erschien 1814. Außerdem hat sie verschiedene Gedichte, Theaterstücke und Romane geschrieben.

Credenzen heißt eigentlich beglaubigen oder versichern, z. B. Credenzbriefe, Beglaubigungsschreiben. Insbesondere heißt credenzen, eine Speise oder ein Getränke vorkosten. Diese Sitte des Vorkostens hat ihren Grund unstreitig in der Furcht, vergiftet zu werden.

Creek's, ein Hauptstamm von nordamerikanischen Urbewohnern, im mittleren Theil des Staats von Georgien. Das von ihnen bewohnte Gebiet reichte vor diesem in Norden bis zum 34sten Gr. nördlicher Breite und vom Mobile-Strom bis an das atlantische Meer. Durch mancherlei Verträge und Käufe hat jedoch der Staat von Georgien einen großen Theil dieser Ländereien an sich gebracht, so daß die eingebornen Stämme immer weiter in das Innere des Landes zurückgedrängt worden sind. Die Bundesgenossenschaft der Creek's war ehemals von Bedeutung, denn noch im Freiheitskriege waren sie 25,000 Köpfe stark, zählten 5000 streitbare Männer, und bewohnten 55 stadtähnliche Flecken, die Dörfer ungerechnet. Das Land ist Gemeingut. Jeder wechselt seinen Wohnplatz nach Gefallen, und jeder eben unbebaute Fleck gehört dem zu, der ihn bebauen will. Die Eintheilung nach den Stämmen unterscheidet das Land der obern Creek's, der untern Creek's und der Seminolen. Die obern Creek's (die Abbacu's) bewohnen die Ufer des Tallapu-See's, des Kusahatschi- und des Alahama-Stroms; die untern Creek's (die Kauitalgas) haben die Gewässer des Dschattahu-Sees und des Flint-Stromes bis zu beider Vereinigung im Besitz; die Seminolen endlich wohnen und streifen vom Appadschicola bis an die Gränzen von Ost-Florida. — Alle diese Indianer treiben eine Art von Ackerbau, soweit dieser nämlich ohne landwirthschaftliche Vorkehrungen Statt finden kann. Die meisten Männer jagen den Winter hindurch, und ziehen den Sommer über in den Krieg oder gehen müßig, so daß nur die Weiber ein Stückchen Land für das tägliche Bedürfniß nothdürftig anbauen. Einige Individuen jedoch, namentlich vom Stamme der Chehaws am Flint-Strome, haben sich eine Anzahl Neger-Sclaven angeschafft, und treiben, neben bedeutender Viehzucht, einen leidlich guten Ackerbau auf regelmäßig abgetheilten und eingehegten Feldern. — Sie brauchen jedoch keinen Pflug, sondern bearbeiten den Boden mit der Hacke. Irdene Töpfe und Tiegel, Körbe, geräuchert Leder, schwarzmarmorne Tabakspfeifen, hölzerne Löffel u. dgl. sind ihre Manufactur-Artikel. Der Hauptgegenstand ihres Handels mit ihren civilisirten Nachbarn besteht in Pelzwerk und Häuten, dem Ertrage ihrer Jagdzüge während des Winters.

Cremona, eine befestigte Stadt in Ober-Italien, die Hauptstadt des cremonesischen Gebietes im Herzogthum Mailand, mit nahe an 30,000 Einwohnern (27 Gr. 41 Min. 51 Sec. Länge, 45 Gr. 7 Min. 43 Sec. nördl. Breite), zwischen den Flüssen Adda und Oglio am Ufer des Po, über welchen hier eine Schiffbrücke führt.

Cremona hat ungefähr eine deutsche Meile im Umfange, die Straßen sind breit und regelmäßig, aber die Häuser nicht sonderlich gebaut. Ein kleiner Canal, der zum Theil unter den Häusern wegläuft, verbindet den Po mit dem Oglio. Die Stadt hat 44 Kirchen und Kapellen, und es gab hier noch vor wenig Jahren 43 Klöster. Die Domkirche ist eine ungeheure Steinmasse, mit einer Façade von schönem weißen und rothen cremoneser Marmor; das Innere ist mit guten Fresco-Gemählden geziert, und in der Taufhalle befindet sich ein Wasserbecken von ungeheurer Größe, aus einem einzigen Block Veroneser Marmor. Der Glockenthurm ist ein sonderbares Werk der Baukunst, er besteht aus zwei achteckigen Obelisken, über denen sich ein Kreuz erhebt. Von seinem Gipfel, in einer Höhe von 372 Fuß, übersieht das Auge den ganzen Lauf des Po, wie er in tausendfachen Biegungen die weiten Ebenen der Lombardei durchströmt. Die Seidenmanufacturen von Cremona sind beträchtlich; und die hier gebauten Violinen waren lange Zeit die besten in der Welt. Eine römische Colonie gründete Cremona im Jahr 291 vor Chr. Geburt. Mehrere hundert Jahre besaßen es die Venetianer. Die Kaiserlichen unter Prinz Eugen eroberten es am 1. Febr. 1702 durch einen plötzlichen Ueberfall, und nahmen den Marschall von Villeroi, der hier sein Hauptquartier hatte, und der ganz ruhig im Bette lag, mit seinem ganzen Generalstabe gefangen. Während der Revolutionskriege theilte Cremona jederzeit das Schicksal der übrigen lombardischen Staaten.

Crepiren, von Bomben und Granaten, heißt zerspringen (s. Bomben.)

Creticus, s. Rhythmus.

Creuzer (Georg Friedrich), ein ausgezeichneter deutscher Philolog, geboren zu Marburg den 10. März 1771, studirte auf der Universität seiner Vaterstadt und hielt sodann Vorlesungen über Philosophie und griechische Literatur. Im Jahr 1804 ward er Professor bei der Universität zu Heidelberg, folgte zwar einige Jahre darauf einem Rufe nach Holland, fand sich aber dort so wenig einheimisch, daß er auf der Stelle nach Heidelberg zurückkehrte, wo er in seine früheren Verhältnisse wieder eintrat. Seine verschiedenen Werke sind Beweise seiner Gelehrsamkeit und seines Scharfsinns. Dahin gehört vornehmlich sein Werk über die historische Kunst der Griechen, seine Symbolik und Mythologie der alten Völker (4 Bände), sein Dionysius, seine Historicorum graecorum antiquissimorum fragmenta u. s. w.

Criminalrecht, peinliches Recht, Strafrechtswissenschaft, die Wissenschaft von den Pflichten des Staates bei Uebertretung der Strafgesetze. Soll der Zweck des Staats erreicht werden, so müssen Rechtsverletzungen nicht allein durch physischen, sondern auch durch *psychologischen Zwang* abgewendet werden; der Staat darf nicht allein, sondern er *muß* a) durch *Bekanntmachung des Strafgesetzes* bestimmen daß auf die rechtsverletzende That (*das Verbrechen*) unausbleiblich ein Uebel (*Strafe*) folgen werde, dessen Befürchtung nach der Ueberzeugung des Gesetzgebers dazu geeignet ist, den Trieb zur Begehung jener That in allen dem Strafgesetze unterworfenen Individuen zu unterdrücken; — b) durch *Vollziehung des Strafgesetzes* jener Androhung, die sonst für aufgehoben gehalten werden würde, Erfolg verschaffen. — Zweck und Rechtsgrund der Strafe ist nicht *Prävention* gegen künftige Rechtsverletzungen von Seiten des zu be-

strafenden Verbrechers, nicht Wiedervergeltung der vom Verbrecher unternommenen Rechtsverletzung gegen ihn selbst (jus talionis), nicht Wiederherstellung der rechtlichen Ordnung in der Gesellschaft, nicht unmittelbare Abschreckung des zu bestrafenden Individuums von künftiger Begehung ähnlicher oder anderer Rechtsverletzungen, nicht Verbesserung des sittlichen Zustandes des Verbrechers, obgleich viele Gesetzgeber und Rechtsgelehrte aller Zeiten Zwecke dieser Art vor Augen gehabt und vertheidigt haben. — Gereinigte Ansichten über den Zweck und Rechtsgrund der Strafe verdanken wir vorzüglich dem Geh. R. von Feuerbach zu München. S. dessen Revision der Grundsätze und Grundbegriffe des positiven peinl. Rechts u. s. Schrift üb. d. Strafe, als Sicherungsmittel; ferner die Schriften von Klein, Kleinschrod, Grolmann, Zachariä, Tafinger und Brunner's Handbuch der Literatur der Criminalrechtswissenschaft. Das Criminalrecht ist eine rein positive Wissenschaft. Doch hat man ein sogenanntes allgemeines peinliches Recht, als Philosophie der rechtlichen Gründe des Strafrechts und seiner Ausübung, aufgestellt. Die deutschen Criminalrechtslehrer haben das peinliche Recht in das gemeine, in ganz Deutschland geltende — dessen Quellen das Corpus Juris Romani, das Corpus Juris Canonici, die peinliche Gerichtsordnung Carls V. und andere Reichsgesetze sind — und das besondere, in einzelnen deutschen Ländern und Bezirken geltende, getheilt. (S. Quistorp's Grunds. d. deutschen peinlichen Rechts, herausgegeben von Klein; Stübel's System des allgemeinen peinl. Rechts, mit Anwendung auf die in Chursachsen geltenden Gesetze. Tittmann's Handbuch des gemeinen deutschen peinl. Rechts.) — Unter den Criminalgesetzgebungen verdienen bemerkt zu werden: 1) die englische, 2) die toskanische unter Leopold, 3) die neuere preußische, 4) die österreichische seit Maria Theresia, 5) die neuere französische. (Ueber außereuropäische Criminalgesetzgebungen vgl. Michaelis's mosaisches Recht; — Gesetzbuch der Gentoos, a. d. E. von Raspe, Hamburg 1778; — Feuerbach's Criminal-Jurisprudenz des Corans, in d. Bibl. des peinl. Rechts, Bd. II.) — Unter die Männer, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch ihre Schriften die furchtbare Barbarei aus der Praxis des Criminalrechts verbannen halfen, gehören: Beccaria, Filangieri, Voltaire, Servin, v. Globig und Huster, Pastoret; durch Schriften, akademische Lehrvorträge und unmittelbaren Einfluß auf richterliche Entscheidungen wirkten K. Ferd. Hommel und Klein. Beide segnet die Menschheit, sey es auch, daß beide oft die Gränzen der richterlichen Gewalt selbst überschritten und überschreiten lehrten. Hier kann nur der Ort seyn zu einigen Andeutungen über die Gegenstände der Criminal-Rechtswissenschaft. Man hat die Verbrechen eingetheilt: in Criminal-, Civil- und Polizei-Verbrechen (nach Verschiedenheit der Größe, der Gerichtsbarkeit und der Art der Gesetze, welche übertreten worden sind); in Staats- und Privatverbrechen; in Verbrechen der Begehung und der Unterlassung; in gemeine und besondere (Verbrechen einer besondern Classe von Staatsbürgern, z. B. der Soldaten); in einfache und qualificirte (wenn die Gesetze wegen einer besondern Eigenheit eines Verbrechens eine härtere, als die sonst festgesetzte Strafe vorschreiben); in schwere (delicta atrocia, atrocissima) und leichte (levia); in capitale und nicht capitale; in kirchliche, weltliche und gemischte; in solche, welche in die Sinne fallende Merk-

male zurücklassen und welche dergleichen nicht zurücklassen (facti permanentis et transeuntis); in bekannte und verborgene; in vollendete (consummata) und unvollendete (attentata — conatus delicti proximus vel remotus); in vorsätzliche und unvorsätzliche (delicta dolosa, culposa) u. s. w. Es ergibt sich von selbst, daß diese Eintheilungen theils nothwendig, theils zufällig, d. h. abhängig von dem Inhalte einzelner Gesetzgebungen sind. In dieser Abhängigkeit von den positiven Gesetzgebungen steht besonders auch die Classification der Verbrechen. Feuerbach hat nach gemeinem deutschen peinlichen Rechte folgende Classifikation aufgestellt: I. determinirte, gemeine Verbrechen: A. öffentliche Verbrechen, Staatsverbrechen überhaupt, 1) Verbrechen an der moralischen Persönlichkeit des Staats selbst, oder an dem Regenten, als solchem. Staatsverbrechen im engern Sinne, a) Hochverrath, b) Verbrechen der beleidigten Majestät; 2) Verbrechen gegen einzelne Gewalten des Staats, Regierungsverbrechen, a) Verbrechen gegen die aufsehende Gewalt, Münzverbrechen, b) Verbrechen wider die anordnende Gewalt, Amtserschleichung, c) Verbrechen wider die richterliche Gewalt, als α) rechtswidrige Selbsthülfe — welche von Privatrache und Nothwehr zu unterscheiden ist — ohne oder mit Anwendung unrechtmäßiger Gewalt — Duell; — β) Befreiung eines Gefangenen — von Seiten des Gefangenwärters, des Gefangenen selbst, dritter Personen; — γ) Verletzung der Urphede — des eidlichen Versprechens, sich an dem peinlichen Gerichte nicht zu rächen, oder, bei Landesverweisungen, vor geendigter Strafzeit nicht zurück zu kehren; — d) Verbrechen wider die executive Gewalt; Aufruhr und Tumult; B. Privatverbrechen, 1) Verbrechen gegen ursprüngliche Rechte des Menschen und Bürgers, a) Verletzung des Rechts auf das Leben, α) Todtschlag und einfacher Mord, — besonders benannte Arten: Raubmord, aufgetragene Tödtung, oder Banditenmord, Meuchelmord, Giftmord; β) gesetzlich ausgezeichneter Mord, oder Mord an Aeltern, Kindern, nahen Blutsverwandten, Ehegatten, Schwägern, Personen hohen Standes, am Herrn des Mörders (Parricidium im engern und weitern Sinne); — b) Verletzung der Integrität der menschlichen Kräfte, α) einfache Körper-Verletzung, β) qualificirte Körper-Verletzungen, — Vergiftung; — c) Verbrechen an dem Rechte des Bürgers auf freie Disposition an seinem Körper, namentlich: Menschenraub (Plagium), Entführung, nicht freiwillige Schwächung: — d) Verletzung des Rechts auf Ehre, α) gemeine Injurien, β) qualificirte Injurien, aa) durch die Art der Begehung — Pasquill und Schmähschrift, bb) durch das Object der Verletzung, — besonders Blasphemie; 2) Verbrechen gegen erworbene Rechte, a) individuell gefährliche Verletzung des Rechts auf Sachen, α) durch bloße Beschädigung, β) durch Entwendung, aa) gemeine Entwendung, bb) qualificirte Diebstähle, αα) zum dritten Male begangener Diebstahl, ββ) gefährlicher Diebstahl, durch Einbruch, Einsteigen, durch Waffen, γγ) Entwendung des öffentlichen Eigenthums (Peculat) als: Kirchenraub (Sacrilegium). Peculat im engern Sinne (Crimen residui); — cc) gesetzlich ausgezeichnete, nicht qualificirte Diebstähle, αα) Entwendung aus einer Erbschaft von Seiten eines Miterben, ββ) Familiendiebstahl (furtum domesticum), γγ) Entwendung an Früchten auf dem Felde; — dd) Entwendung durch Verletzung der Persönlichkeit, Raub; — b) gemeingefährliche Verletzung des Rechts an Sachen, α) Brandstiftung, β) verursachte

Ueberschwemmung; — c) individuell gefährliche Verletzung des Rechts aus Verträgen, α) Verletzung der Verträge auf Treu' und Glauben, β) Verletzung des ehelichen Vertrags; aa) Ehebruch, bb) vielfache Ehe (Bigamie). II. Vage, gemeine Verbrechen, A. materielle, 1) Kinderaussetzung, 2) Abtreibung der Leibesfrucht, 3) sträfliche Unfruchtbarmachung; B. formelle, 1) Verbrechen, welche durch Gewalt begangen werden, a) eigentliche Gewaltthätigkeit, b) Landfriedensbruch, 2) Verbrechen durch Täuschung eines Andern, a) Fälschung und Betrug, b) qualificirte Fälschung, als: Meineid, Gränzverrückung, Prävarication, d. h. Begünstigung der Gegenpartei in einem Rechtsstreite; Calumnie, d. h. das Verbrechen, dessen sich derjenige schuldig macht, welcher jemanden wißentlich fälschlich anklagt, Concussion, Erpressung eines Vortheils durch den Vorwand, oder den Mißbrauch eines Rechts. III. Gemeine, determinirte Polizei-Vergehen. A. Vergehen gegen die Gesetze der Criminalpolizei. Landzwang, d. h. Drohung künftiger Verbrechen, verbunden mit solchen Handlungen, aus denen man auf die Ernstlichkeit der Drohung schließen kann; B. Verbrechen gegen Gesetze der Güter-Polizei, 1) Wucher, Aneignung eines gesetzlich nicht erlaubten Gewinns bei Creditgeschäften; 2) Dardanariat (unerlaubte Vertheurung der Gegenstände des Lebens-Unterhalts), Hazardspiele und unerlaubte Wetten; C. Vergehen gegen Gesetze der Sitten-polizei, als Schwören und Fluchen, Zutrinken, Bettelei; D. Vergehen, durch welche theils Gesetze der Sitten-Polizei, theils Gesetze der Bevölkerungs-Polizei übertreten werden, — 1) Fleischesverbrechen, besonders: Schwächung und Hurerei, Concubinat, Incest, Sodomie, 2) Beihülfe zu Fleischesverbrechen, Kuppelei; IV. Besondere Verbrechen, A. Verbrechen der Staatsbeamten, 1) Bestechung, 2) Unterschlagung öffentlicher Gelder, Malversation; B. Militär-Verbrechen, 1) gemeingefährliche: Meuterei, Soldaten-Aufruhr; 2) individuellgefährliche: Insubordination, Verlassung des Postens, Treulosigkeit an der Fahne, Desertion, Verkaufung der Waffen u. s. w. Die Strafen sind zu allen Zeiten und in allen Ländern sehr verschieden gewesen. Rohheit, Grausamkeit und Aberwitz haben gewetteifert, die mannigfaltigsten, die Menschheit entehrenden Strafübel zu erdenken, welche man bei Völkern, denen europäische Cultur fremd ist, ja selbst in vielen Ländern Europens noch jetzt vollstrecken sieht. Die in Deutschland ehedem üblichen, jetzt aber zum Theil nicht mehr zur Vollziehung kommenden Strafen classificirt Feuerbach also: I. unbenannte — z. B. Verlust gewisser Rechte und Privilegien; II. benannte, A. mechanische oder physische, 1) Todesstrafe, a) einfache: Enthauptung durch Schwerdt oder Beil, Hängen, Strafe des Stranges; b) qualificirte, α) innerlich: Rädern, Ertränken (Säcken), Verbrennen, Viertheilen, Lebendigbegraben; — β) äußerlich: durch Schleifen zur Gerichtsstätte, Kneipen mit glühenden Zangen, Flechten des Körpers auf das Rad, Stecken des Kopfs auf einen Pfahl, Verbrennung des Leichnams nach der Enthauptung u. s. w. 2) verstümmelnde Strafen, z. B. Abhauen der Hand, Abschneiden der Finger oder der Zunge, Ausstechen der Augen; 3) körperliche Züchtigungen im engern Sinne, als: Staupbesen, Stockschläge oder Ruthenzüchtigung; 4) Freiheitsstrafen, a) Verweisung und Verstrickung, oder Anweisung der örtlichen Gränzen, welche der Bestrafte nicht überschreiten darf; b) Freiheitsstrafen im engern Sinne: gemeine Gefängnißstrafe, Zuchthaus-

strafe, öffentliche Arbeiten; B. psychologische Strafen, 1) Ehrenstrafen, a) bloß beschämende, als: Kirchenbuße, Verweis, Abbitte, Widerruf; — b) beschimpfende, als: Halseisen, Schandpfahl, Brandmarken, Zerbrechen des adeligen Wappens, Anschlagung des Namens an den Galgen, unehrliches Begräbniß u. s. w. 2) Vermögensstrafen: Geldstrafen, Confiscation des ganzen Vermögens oder eines Theils desselben. Soll die Strafe, welche das Gesetz für ein Verbrechen bestimmt hat, zuerkannt werden, so muß die Existenz oder der Thatbestand des Verbrechens (corpus delicti) ausgemittelt und auf Seiten des Uebertreters Imputativität, Möglichkeit der Zurechnung, vorhanden seyn. Vielfache, theils aus den rechtlichen Gründen des Strafrechts, theils aus positiven Gesetzen herzuleitende Milderungsgründe lassen aber in vielen Fällen nicht die gesetzlich bestimmte, sondern nur eine gelindere Strafe zur Anwendung kommen. Die Criminalgerichtsbarkeit, im weitern Sinne, beschäftigt sich mit der gerichtlichen Erörterung und Entscheidung aller, nach Strafgesetzen zu beurtheilenden Fälle. Im engern Sinne aber schränkt man den Begriff derselben in Deutschland auf die eigentlich sogenannten peinlichen Sachen, d. h. auf diejenigen wichtigern Criminalfälle ein, welche bei Entstehung der Partimonialgerichte in Deutschland in frühern Zeiten gewöhnlich der landesherrlichen Gewalt vorbehalten blieben, und späterhin zur Competenz der Obergerichte gerechnet wurden. Der Begriff Criminalproceß (peinliches Verfahren) ist ebenfalls doppelt; im weitern Sinne: das gerichtliche Verfahren in allen Strafsachen; im engern: das Verfahren in den eben erwähnten, eigentlich sogenannten peinlichen Sachen. Er ist, nachdem entweder ein Ankläger den Verbrecher vor Gericht verfolgt, oder der Richter von Amtswegen verfährt, accusatorisch oder inquisitorisch (Anklage- und Untersuchungs-Proceß). Bei letzterm kommt es zuweilen zur Special Inquisition, d. h. einer mit bestimmten Förmlichkeiten begleiteten Fortsetzung des Untersuchungsprocesses. Wenn der durch Anzeigen (Indicia) eines Verbrechens verdächtig gewordene dasselbe weder gesteht, noch durch Beweismittel, als Augenschein, Zeugen oder Urkunden, dessen überführt werden kann, so sind Mittel zur Ergründung der Wahrheit anzuwenden. Dahin gehört Confrontation, Territion, Tortur und Reinigungseid. Die durch Tortur (Marter, peinliche Frage) erpreßten Geständnisse, sollen nach der peinlichen Gerichtsordnung Carls V. zwei bis drei Tage nachher wiederholt und genehmigt werden. Bei dieser sogenannten Urgicht soll zwar kein Peiniger erscheinen; allein der Widerruf hatte gewöhnlich Wiederholung der Marter zur Folge. Die Tortur und mit ihr die Territion (das Schrecken mit der Marter) ist — leider — noch nicht in allen deutschen Ländern aufgehoben. In Sachsen sind es bald 40 Jahr, daß Friedrich August sie für immer verbannte. — Die Vertheidigung (Defension), welche entweder die Abwendung aller, oder die Milderung der verwirkten Strafe, auch zuweilen die Abwendung einzelner processualischer Handlungen, z. B. der Special-Inquisition, der Tortur, wo diese noch Statt findet, zum Endzwecke hat, ist keinem Angeschuldigten zu verweigern. Sie muß in der Regel durch einen der Rechte kundigen Sachwalter geführt, und darf, besonders in wichtigern Criminalfällen, von dem Angeschuldigten, auch nach Bekanntmachung des Endurthels, wenn er nicht gänzlich freigesprochen worden, noch einmal, und nach der Verfassung verschiedener Länder, auch wohl zum

dritten Male gefodert werden. Außer dem Gesuche um nochmalige Vertheidigung kann, nach Verschiedenheit der Landesverfassungen, die Vollziehung eines Criminalurtheils (welcher bei Hinrichtung der zum Tode verurtheilten Verbrecher das feierliche hochnothpeinliche Halsgericht, nach uraltem deutschen Gebrauche, vorangeht) durch Appellation, Supplication, Gesuch um Nichtigkeitserklärung und andere zulässige Rechtsmittel aufgehalten werden. — Ob bei einem juridisch unvollständigen Beweise eines angeschuldigten Verbrechens der Angeschuldigte a) mit einer, von der ordentlichen Strafe abweichenden gelindern (außerordentlichen) Strafe zu belegen, oder ob b) Sicherungsmittel gegen ihn zulässig, oder ob c) er gänzlich loszusprechen sey? — diese für die Menschheit so wichtige, und neuerlich vielseitig erörterte Frage, hat i. J. 1800 Veranlassung zu Aufstellung einer Preisfrage gegeben. (S. Klein's, Kleinschrod's und Konopack's Archiv des Crim. Rechts III. und IV. Bd.). Die erste Meinung (a) ist in der Praxis angenommen, obschon solche weder aus allgemeinen Rechtsgrundsätzen, noch aus der peinlichen Gerichtsordnung Carls V., noch aus dem recipirten römischen Rechte gerechtfertigt werden kann. Die zweite Meinung (b) hat vorzüglich Klein, die dritte (c) Feuerbach vertheidigt.

* Crimm. Die Crimm ist eine 270 Quadratmeilen große Halbinsel, welche von dem schwarzen, asowschen und faulen Meere (einem Meerbusen des asowschen Meeres) bespült wird, und mit dem festen Lande durch die eine Meile breite Landenge von Perekop zusammenhängt. Ein Erdwall mit einem Graben und dem sogenannten goldenen Thore, erstreckt sich durch den schmalsten Theil dieser Landenge von einem Meere zum andern. Die Crimm ist ein schönes Land, im nördlichen Theile eben, und nur im südlichen Theile von einer Gebirgskette durchzogen, welche das taurische Gebirge heißt, ihren Anfang bei Kaffa nimmt, sich bis nach Balaklawa erstreckt, und gegen Westen sich bei Baktschisarai endigt. Einer der höchsten Berge ist der Tschatyrdagh, sonst Trapezus, welcher 4722 Fuß über das Meer erhaben ist. Aus dieser Gebirgskette entspringen viele Flüsse, worunter der Salgyr und der Karasu die bedeutendsten sind. Der von diesem Gebirge nördlich gelegene Theil der Halbinsel ist eine völlige Ebene, ohne Waldung, mit wenigen Gewässern und mit einem fruchtbaren Boden; der südliche gebirgige Theil ist der anmuthigste Landstrich, wo Berge, Thäler, Waldungen, Hügel, Wiesen, Flüsse und Bäche mit einander abwechseln. Viele Gegenden sind paradiesisch, indem sie auf der Landseite durch die Gebirge, von welchen helle Bäche herabströmen, gegen alle kalte Winde geschützt werden, und nur den sanften Winden, die über das schwarze Meer von Süden her wehen, offen stehen. Eine der schönsten Gegenden ist das Thal Baidar, wo man üppige Wiesen, Wälder, reiche Kornfelder und die schönsten Gartenanlagen findet. Die in diesem durchgehends angebauten Thale fast an einander stoßenden Dörfer, haben ein reinliches Ansehen. Das Clima ist mild und gesund. Während in Petersburg alles noch im Schnee vergraben liegt, ist in der Crimm schon der schönste Frühling. Die Winter sind kurz, aber strenge. Die Produkte sind: Getraide, hauptsächlich Weizen und Gerste, Hülsenfrüchte und Gartengewächse, Melonen, Arbusen, reichliches und schmackhaftes Obst, auch Feigen und Mandeln, Wein, welcher dem ungarischen an Güte gleich kommt, Holz, die gewöhnlichen Hausthiere, auch Kameele, viel zahmes Geflügel, Fische, Schaalthiere und Bienen. Von Minera-

lien findet man viel Salz, Salpeter, Kalk, Marmor, Meerschaum, Walkererde, auch Eisen. Die Einwohner, deren Zahl nach Verhältniß der Größe nicht stark ist (etwa 150,000), sind größtentheils Tataren, die sich zur muhammedanischen Religion bekennen, ferner Russen, Griechen, Armenier und Juden. Die Tataren haben einen wohlgebildeten Körper, sind gutmüthig, gastfrei, reinlich und mäßig, bewohnen Städte und Dörfer, und treiben Acker-, Garten-, Obst- und Weinbau. Die jetzige Hauptstadt der Crimm ist Simferopol (sonst Akmetschet), ein schlechter, unbedeutender Ort. Baktschisarai war sonst die Residenz des Chans, jetzt liegt die Stadt größtentheils in Ruinen. Der Hauptpallast des Chans ist noch in seinem ganzen Umfange vorhanden, und soll in seiner ganzen orientalischen Form erhalten werden. Die wichtigste Stadt der Crimm, in den frühern Zeiten, war Caffa oder Feodosia, welche zur Zeit ihrer größten Blüthe innerhalb der Ringmauern 36,000 und die Vorstädte mitgerechnet 44,000 Häuser hatte. Von dieser Größe sind nur Ruinen vorhanden; die prächtigen Bäder und Moscheen sind in Schutthaufen verwandelt, und die ganze Bevölkerung bestand 1801, als sie der Engländer Clarke besuchte, in fünfzig Familien; jetzt soll die Stadt doch wieder einige tausend Einwohner zählen. (S. Caffa.)

† Croatien. Mit den Militärbezirken enthält es 376 Q. M. und 650,000 Einwohner, theils Croaten, theils Raizen, mit wenigen Deutschen und Ungarn vermischt. Es zerfällt in Provinzial-Croatien, welches aus den drei mit Ungarn verbundenen Gespannschaften Warasdin, Kreutz und Agram besteht, und eine Civilverfassung hat — und in Militär-Croatien, welches die nämliche Verfassung wie die übrigen Militärgränzen Oesterreichs hat, und in das Carlstädter und Warasdiner Generalat, und die Banalgränze eingetheilt ist. Croatiens nördlicher Theil (Provinzial-Croatien) ist mehr hügelig als gebirgig, und hat einen fruchtbaren Boden, indem nur niedrige Berge aus Steiermark und Krain sich hineinziehen. Der südliche Theil hingegen (Militär-Croatien) hat an der bosnischen und dalmatischen Gränze hohe Gebirge, die sich bis zu 5400 Fuß erheben, als den Wellebit, das Plissiviczagebirge und das Griner Gebirge. Diese Gebirge erstrecken sich bis in das Innere des Landes, wo die Kapella und der Kleck zu bemerken sind. Das Clima ist gesunder, als in dem benachbarten Slavonien, und mild. Das Land hat vorzüglich Wein, Tabak, Getraide, Mais, Obst, besonders Pflaumen, Holz, Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Wild, Fische, Bienen, Eisen, Kupfer und Schwefel. Die Hauptstadt des Königreiches ist Agram.

Cronborg, Kronenburg, ein dänisches festes Schloß auf einer Erdzunge der Insel Seeland, am Sund (12° 35′ östl. L. von Greenwich, 50° 3 nördlicher Br.) in einer kleinen Entfernung nördlich von Helsingör, Helsingborg in Schweden gegenüber. Friedrich II. erbaute es im J. 1574 auf einem Grund von eichenen Pfählen. Dieses Schloß, welches ein beinahe vollkommenes Viereck bildet, ist 232 Fuß lang und 214 Fuß breit. Es hat in den Ecken vier Thürme, und enthält geräumige Baracken für die Besatzung. — Lange galt dieses Schloß, dessen Bestimmung eigentlich die Bewachung der Schiffahrt durch den Sund ist, für einen Schlüssel des Reichs, bis die ungehinderte Durchfahrt der englischen Flotte, am 29. März 1801, seine Unzulänglichkeit darthat. — Verbrecher werden hier als Baugefangene aufbewahrt. Unfern des Schlosses ist eine landesherrliche Gewehrfabrik, und etwas weiter entfernt liegt das Lustschloß Marien-

lust mit einem Garten, Hamlets Garten genannt, weil, wie die Sage geht, des durch Shakspeare weltberühmt gewordenen Hamlets Vater hier ermordet ward.

Crown-glass, Kronglas, sehr reines, helles Tafelglas, welches die Engländer (zu Folge der Erfindung Dollonds), in Verbindung mit dem Flintglase bei Verfertigung dioptrischer Instrumente anwenden. Die Zusammensetzung mit dem letztern verhindert die störende Strahlenbrechung.

† Cuba. Die ganze Bevölkerung dieser, mit den dazu gehörigen kleinern Inseln, 2310 Quadratmeilen großen Insel, besteht aus 520,000 Einwohnern, lauter Fremdlingen, besonders Spaniern, Creolen, Mestizen, Mulatten und Negern, die sich hauptsächlich mit dem Plantagenbau und Handel beschäftigen; hingegen die Industrie ist fast ganz unbekannt und beschränkt sich kaum auf die unentbehrlichsten Handwerke.

Cumä, eine uralte Stadt in Campanien und zugleich die älteste griechische Colonie in Italien, die von den asiatischen Cumäern und den Phocäern zugleich angelegt war. Der allgemeine Glaube der Italiener versetzte die cumäische Sibylle hieher, obgleich sie eigentlich in Asien einheimisch war.

Curatel, s. Vormundschaft.

Cureten, s. Korybanten.

Curiatier, s. Horatier.

Cursiv, (Schrift) nennt man die etwas schief liegende lateinische Schrift, wie z. B. *cursiv*: man bedient sich ihrer zuweilen in Druckschriften, um bestimmte Worte dem Auge des Lesers mehr bemerkbar zu machen.

Cursus, (lat.) eigentlich der Lauf. Gewöhnlich versteht man darunter den zusammenhängenden Vortrag einer Wissenschaft von einem gewissen Punkte an bis zu einem andern hin, so daß er ein für sich bestehendes Ganze bildet; in dieser Bedeutung sagt man ein Cursus über die Mathematik u. s. w. Auch bezeichnet man damit die Abtheilung der Zuhörer oder Schüler selbst, und sagt daher, ein Schüler vom zweiten Cursus u. s. w.

Cusco, Cuzko, eine Stadt in Peru, die ehemalige Residenz der peruanischen Regenten (Inca's), mit 26,000 Einwohnern (71 Gr. 4 Min. westl. L. v. Greenwich, 13 Gr. 42 Min. südl. Br.), dermalen eine weitläufige Stadt mit schönen steinernen Häusern und vielen prächtigen öffentlichen Gebäuden. — Die Domkirche ist groß, von schöner Architectur, und sehr reich. Außer ihr hat die Stadt noch 9 andere Pfarrkirchen und mehrere zum Theil sehr reiche Klöster. Unter den Denkmälern der alten peruanischen Herrlichkeit zeichnet sich die große zur Vertheidigung der Stadt erbaute Citadelle aus, deren Mauern vorzüglich dadurch Bewunderung erregen, daß die natürlichen unbehauenen Steinmassen dergestalt in einander gepaßt und gefügt sind, daß weder Mörtel noch sonst ein Körper nöthig ist, um Zwischenräume auszufüllen, die nirgends zu finden sind, indem das Ganze nur eine gediegene Masse zu bilden scheint. — Cusco ward der Sage nach im J. 1043 vom ersten Inca, Manco-Capac gegründet, und der Platz, auf dem es noch jetzt steht, am Fuß mehrerer Berge, welchen der kleine Fluß Guatanay bewässert, war ursprünglich rauh und uneben. Aber die Größe und Pracht der Gebäude, der Festung und des Sonnentempels, erregten das Erstaunen der Spanier, als die Stadt im J. 1543 von Franz Pizarro erobert ward. In der

Mitte war ein großer freier und ebener Platz, von dem vier Hauptstraßen ausgingen. Jede Provinz des Reiches hatte ihr eigenes Quartier, und die Bewohner der Residenz durften den ihrer Landsmannschaft angewiesenen Bezirk nicht mit einem andern vertauschen, sogar die Familie der Inca's und ihre Abkömmlinge, bewohnten ein eigenes Quartier der Stadt. Jeder durfte den Sitten seines Landes treu bleiben, doch alle mußten den Dienst der Sonne in einem prachtvollen Tempel beobachten, dessen Wände mit Gold und Silber bedeckt, und mit den Bildern und Idolen der von den Inca's beherrschten Nationen verziert waren. Alle Häuser waren von Stein erbaut, und die Gemächer in den Pallästen der Großen des Reichs, schimmerten von Gold und Silber. Die Mauern der Stadt waren wie das oben erwähnte Schloß von rohen Steinen mühsam und dauerhaft erbaut, und drei in der Mauer angebrachte große Festungswerke hingen mit dem großen Schlosse durch unterirdische Gänge zusammen.

Custos (lat.) Hüter. Insbesondere werden Aufseher von Bibliotheken, Kunst- und Naturalienkabinetten Custoden genannt. In der Sprache der Buchdrucker heißen die am Schlusse einer Seite unten angesetzten Anfangssylben der nächstfolgenden Seite Custoden. Jetzt werden sie aber meistentheils, als der Symmetrie zuwider, weggelassen. Das deutsche Küster stammt ebenfalls von Custos (Kirchenhüter) ab.

Cuvier (George Leopold Chretien Frederic Dagobert, Baron de) geboren zu Mömpelgard 1769 und in der berühmten Carlsakademie zu Stuttgard für die Studien gebildet, wo er sich auch vorzüglich die Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur erwarb. Mit dem Anfange der Revolution kam er nach Paris, lebte rastlos seinen Studien, ohne sich sehr um Parteien und ihren Geist zu bekümmern, und erwies sich gleich in seinen ersten Versuchen als einen der ausgezeichnetsten Gelehrten in den Naturwissenschaften. Sogleich bei seiner Errichtung wurde er zum Mitglied des Instituts, und 1801 der philomatischen Gesellschaft ernannt. 1808 wurde er Universitätsrath auf Lebenszeit, und bereiste in dieser Eigenschaft 1811 Holland und die deutschen Provinzen, mit dem bekannten Noël, um die Primärschulen zu besichtigen. 1813 ernannte ihn der Kaiser zum Requetenmeister, bald hernach zum außerordentlichen Commissär in Mainz, und der König 1814 zum Staatsrath bei der Comité des Innern und des Handels. Er ist beständiger Secretär der Akademie der physischen Wissenschaften und Professor der Naturgeschichte am Museum und im Collegium von Frankreich. — In seinen Schriften zeichnet er sich eben so sehr durch die tiefste, gründlichste Gelehrsamkeit, als durch seltene Klarheit und Eleganz des Styles aus, und vereinigt mit beiden eine glänzende Beredtsamkeit. Wir begnügen uns folgende zu nennen: Tableau élémentaire de l'histoire naturelle des animaux. 1798. 8. — Extrait d'un ouvrage sur les espèces de quadrupèdes dont on a retrouvé les ossements dans l'intérieur de la terre. 1799. 8. — Leçons d'anatomie comparée recueillies et publiées sous ses yeux par M. M. Duméril et Duvernoy, 1805. 5 Vol. 8. — Recherches anatomiques sur les reptiles regardés encore comme douteux. 1807. 4. — Recherches sur les ossements fossiles des quadrupèdes. 1811. 4. Vol. 4. — Mémoires pour servir à l'histoire de l'anatomie des mollusques. 1816. 4. — Sein jüngerer Bruder, Frederic Cuvier, ist Inspecteur bei der Pariser Universität, und gab 1815 in 8. ein schätzbares Werk über die Einrichtung der Primärschulen: Projet d'organisation pour les écoles primaires, heraus.

† Curhaven. Die Einwohner müssen ihrer Verfassung gemäß fortwährend ein Lootsenboot bei den äußersten Tonnen (Fahrwasserzeichen) in See haben, um den in den Strom einlaufenden Schiffen unverzüglich Beistand zu leisten. Die Stadt Hamburg kaufte im 14ten Jahrhundert das Amt Ritzebüttel mit Curhaven, um die Mündung der Elbe unter beständiger Aufsicht zu haben. Während des französischen Revolutionskrieges, und bis zur französischen Besitznahme der Elb- und Wesermündungen, wechselten von hier aus die Paketboote zwischen dem Continent und England. Der Leuchtthurm von Curhaven ist = 8° 43′ 1″ östl. L. von Greenwich, 53° 52′ 21″ nördl. Br. Seit 1816 ist hier ein Seebad eingerichtet. Es befindet sich bei Curhaven und Ritzebüttel an der Nordsee. Das Badehaus steht auf einer zwischen dem Meere und der Elbe gelegenen, von den Wellen bespülten Anhöhe, neben dem Leuchtthurme. Es ist sehr geschmackvoll und freundlich, mit einem Gesellschaftssaale, einem Zimmer für den Badearzt und vier Zimmern zu warmen Seebädern versehen. Alles ist darinnen nett und reinlich, überall der nöthige Hausrath. Die kupfernen Wannen stehen tief im Fußboden. Die Unterhaltung oder Verstärkung der Wärme des Badewassers bewirkt man durch heißen Dampf. Eine halbe Stunde vom Badehause ist in der See trefflicher ebner Grund, vollkommen zum Bade geschickt. Es wird hier mittelst Karren gebadet, die zwei Räder haben und einem Schäferkarren gleichen. Sie haben ein Cabinet zum Aus- und Ankleiden, und werden durch zwei Pferde bis zu einer Tiefe von drei Fuß in die See gezogen. Ein am Karren befestigtes Zelt wird heruntergeschlagen, und nun badet man unter diesem oder geht weiter in die See. Für die, welche das Baden in der offnen See scheuen, ist hinter dem Badehause eine andre Badeanstalt in einem kleinern Hause, das auf einem Damme zwischen zwei Landseen, die mit dem Hafen von Hamburg verbunden sind, erbaut ist, und im Winter wegen Eisgang und Wellenschlag weggenommen wird. Durch die Fluth wird jedesmal dem einen See frisches Seewasser zugeführt, aus dem es dann durch eine Schleuse in den zweiten gelangt. Mittelst der angebrachten Röhren rinnt es dann in die Bäder im Hause und läuft auf der andern Seite ab. Der größere Salzgehalt der Nordsee vor der Ostsee ist hier deßhalb nicht zu fürchten, weil diese Anstalt ihr Wasser aus der Nordsee und Elbe zugleich erhält, das ein Gemisch von drei Theilen Salz- und einem Theil Flußwasser ist. Nach und nach werden zur Belustigung der Badenden allerhand Anlagen gemacht werden. Wohnungen findet der Curgast in Curhaven und Ritzebüttel, eine Viertelstunde vom Bade.

Cyaneische Felsen oder Symplegaden, zwei Felseninseln am Eingange des Pontus Euxinus. (S. Argonauten).

Cydnus, ein berühmter Fluß in Phrygien, in welchem beim Baden Alexander der Große fast das Leben eingebüßt hätte. Sein Wasser ist von außerordentlicher Kälte.

Cynosura, eine Nymphe des Ida, welche den Jupiter erzogen und nachher in das Gestirn des kleinen Bären versetzt wurde. Nach diesem Stern richteten sich die Phönicier bei ihren Schifffahrten und noch jetzt ist Cynosur im uneigentlichen Sinne gleichbedeutend mit Leitstern, Wegweiser, Richtschnur.

Cyperweine, s. Cyprische Weine.

Cypresse, ein schöner Baum, von dem es mehrere Gattungen gibt. Die Dichter haben ihm den Charakter stiller Trauer beigelegt

und lassen ihn oft die Gräber beschatten. Seine immer grüne Farbe ist ihnen das Bild der Ewigkeit.

Cyprische Weine. Der cyprische Wein ist roth, wenn er aus der Presse kommt, nach 5 bis 6 Jahren aber bekommt er eine blasse Farbe. Der cyprische Muscateller dagegen hat in den ersten Jahren eine weiße Farbe, wird je älter, je röther und nach 60 Jahren dick, wie Julep. Sein Geschmack ist äußerst süß. Die cyprischen Weine sind nicht zu jeder Jahreszeit gleich schmackhaft; der Frühling und Sommer sind ihnen am vortheilhaftesten, große Kälte schadet ihnen und nimmt ihnen Geschmack und Geruch. Sie werden anfangs in verpichte Schläuche gefüllt, daher sie einen starken Pechgeruch haben, den sie nur nach Jahren verlieren. Nach dem festen Lande kommen sie in Gebinden, müssen aber nach einiger Zeit auf Bouteillen gezogen werden, wenn sie sich halten sollen.

† Czartorysky. Als auf dem Congresse zu Wien das Schicksal Polens entschieden werden sollte, ward der Fürst an die Spitze einer Gesandtschaft gestellt, die nach Wien ging und dem russischen Kaiser die Grundzüge zur Constitution vorlegte. Der Kaiser zeichnete den würdigen Fürsten hier und nachher bei seiner Reise durch Polen huldvoll aus, und ernannte ihn zum Senator Palatinus. Seine Gemahlin ist eben so berühmt durch ihren Patriotismus, als durch ihre Schönheit und ihren poetischen Geist, welchen sie in der Correspondenz mit Delille glänzend entfaltete. Ihre Tochter hatte sich mit einem Bruder des Königs von Würtemberg vermählt, sich wieder von ihm getrennt, und lebt nun zu Neapel dem Anschaun der Künste und den Studien. Von ihr erschien zu Warschau ein trefflicher Roman: Malvina.

† Czerny Georg. Nachdem der Krieg zwischen Rußland und der Pforte, in welchem die Servier auf der Seite der Russen waren, durch einen Friedensschluß im Jahr 1813 geendet worden war, brach zwar aufs neue ein Aufstand gegen die Türken in Servien aus, und unter Czerny Georgs Anführung schlugen die Servier am 24. Juli die Türken in der Gegend von Schabaz, unweit Belgrad; aber im Oct. 1813 drangen die Türken mit Uebermacht über die Morava vor, und besetzten wieder Belgrad. Die Anführer der Servier, die nun an der Selbstständigkeit ihres Vaterlandes verzweifelten, flüchteten in verschiedene Gegenden. Czerny Georg ging mit seiner Familie nach Rußland, und erhielt eine Pension von dem Hofe zu Petersburg, den Charakter eines kaiserl. russischen Generallieutenants und den Alexander-Newsky-Orden. Im Juli 1817 wagte er, unter fremdem Namen, eine Reise aus dem österreichischen Gebiete nach Semendria, angeblich um von da eine bei seiner Flucht zurückgelassene Summe Geld abzuholen. Aber seine Ankunft war den Türken verrathen worden; er wurde sogleich enthauptet, und sein Kopf nach Constantinopel geschickt.

D.

† D, der vierte Buchstabe des deutschen Abc, welcher gelinde ausgesprochen wird und dadurch vom T verschieden ist. Nur am Ende der Worte lautet er wie T.

† Damask, die osmanische Hauptstadt des gleichnamigen Pa-

schaliks, welcher einen Theil vom alten Syrien, Phönizien und das ganze Palästina umfaßt und jetzt kaum noch 8 bis 900,000 Menschen zählt, da im Alterthume hier mehrere Millionen sich zusammendrängten. Die Stadt zählt jetzt noch mehr als 100,000 Einwohner. Der Pascha von Damask hat hier seinen Sitz; er ist als Emir al Hadschi der Begleiter und Vertheidiger der heiligen Karavane, die unter seiner Bedeckung von hier jährlich nach Mekka abgeht.

Dambray, (le Chevalier Charles), Sprößling einer edlen Familie in der Normandie, geb. 1760. Er widmete sich dem Studium der Rechte und der Rednerbühne, und zeichnete sich seit 1779 in beiden als Avocat général bei der Cour des aides zu Paris so rühmlich aus, daß er 1788 an die Stelle des berühmten Redners Séguier zum Avocat général beim Parlament mit allgemeinem Beifall ernannt wurde. Er heirathete eine Tochter des Herrn von Barentin und flüchtete sich bei Anfang der Revolution zu diesem nach Deutschland. Schon war er für das neue Ministerium bestimmt, als die Flucht und Gefangennehmung des Königs ihm diese glänzende Aussicht benahm. Nach Frankreich zurückgekehrt, lebte er auf seinen Gütern in der Normandie, und verrichtete keine andern Dienste als die eines Mitgliedes des Conseil général des Departements der Seine inférieure. — 1814 rief ihn der König Ludwig XVIII. an den Hof zurück, ernannte ihn zum Kanzler von Frankreich, Justizminister, Pair, Präsidenten der Pairskammer und Kommandeur des h. Geistordens, und übertrug ihm die Oberaufsicht über Buchhandel und Journale. Der Einfall Bonaparte's entfernte ihn abermals von Paris; er ging in die Normandie und von da über England nach Gent. Nach des Königs Rückkehr verlor er die Oberaufsicht über Buchhandel und Journale an den Polizeiminister, behielt das Präsidium der Pairskammer, in welcher Eigenschaft er auch der Commission zu Ney's Verurtheilung präsidirte, und erhielt 1816 auch wieder eine Zeitlang das Justizministerium. Den 3. August 1816 wurde er zum Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften ernannt.

† Dampfboot. In England beschäftigte sich selbst die Nationalgesetzgebung 1817 mit diesem Gegenstande und entwarf das Parlament nach den sorgfältigsten Untersuchungen eine Vorschrift, nach der von diesem Zeitpunkte an die Dampfboote und Dampfschiffe müssen eingerichtet werden. — Die Anwendung derselben verbreitet sich übrigens täglich mehr.

Dandolo (Vincenzio, Graf), bekannter italienischer Revolutionär und Gelehrter, geb. zu Venedig ums Jahr 1764, war noch in seiner Vaterstadt ein gewöhnlicher Apotheker, als er 1797 bei Annäherung Bonaparte's an der Spitze der Neufranken sich so laut und thätig für die Revolution äußerte, daß ihn die Neuerer in Venedig zum Präsidenten des künftigen Gouvernements ernannten, und ihn als Deputirten an Bonaparte sandten. — Trotz seiner Verheißungen hatte Bonaparte Venedig dennoch an Oesterreich abgetreten, und Dandolo versuchte daher alles Mögliche, um das Volk gegen Oesterreich aufzuregen, mußte sich aber in die Cisalpinische Republik flüchten, wo er zur Entschädigung den Titel eines Citoyen und Mitglieds vom großen Rath erhielt. Hier kaufte er nun eine Menge von National-Domainen, welche er durch Zucht von Merinos, Weinbau und Handel ꝛc. auf das Vortheilhafteste zu benutzen verstand und sich ein ungeheures Vermögen erwarb. 1798 mußte er vor Suwarow sich nach Frankreich flüchten, wo er in Verbindung mit mehrern Gelehrten das

längst verschollene Werk: les Hommes nouveaux herausgab. Die Schlacht von Marengo öffnete ihm den Rückweg nach Mailand, und 1801 den Eintritt ins Wahlkollegium der Dotti. Sobald Bonaparte den Königstitel von Italien angenommen hatte, sandte er den Dandolo als Proveditore Generale nach Dalmatien, wo er seiner Eitelkeit folgend, mit ungeheurem Glanze auftrat, — wie früher kein venetianischer Proveditore gethan hatte, — mit franzöf. Generalen um den Vorrang stritt, von seiner schönen Frau und seinen Kindern umgeben, auf einem Throne sitzend die Huldigungen und Tribute der Dalmatier empfing, aber dennoch die Liebe aller Unterthanen sich erwarb. Bonaparte rief ihn nach Mailand zurück und machte ihn zum Senator und Grafen. Nach dem Sturz des Kaisers verlor er zwar seine Aemter, behielt aber sein ganzes Vermögen, und lebt nun als Mitglied des Instituts vom Lombardisch-Venetianischen Königreiche, in einem herrlichen Palast im Varnesischen Gebiet, der Vermehrung seines Vermögens. Man hat von ihm eine Menge Werke über Viehzucht, Chemie, Ackerbau, Bau, Behandlung und Verfertigung von Weinen, welche neben seinen mancherlei Geschäften von ungewöhnlichem Fleiße zeugen.

*Dänemark, ein europäisches Königreich, zwar das kleinste der nordischen Reiche, aber von jeher interessant durch seine Lage zwischen zweien der befahrensten Meere, deren eines es verschließen kann, und durch seine Nähe und Verbindung mit dem germanischen Staatenvereine. Geschichte. Die ältesten Bewohner Dänemarks waren Deutsche, muthvolle kühne Menschen, die sich von dem furchtbarsten aller Elemente, dem Meere, nährten, und die hohe Kraft ihres Geschlechts bis auf späte Zeiten bewahrten. Einer ihrer Stämme, die Cimbern, bewohnte die jütische Halbinsel, der Römer Chersonesus cimbrica. Er wurde den Römern zuerst durch den großen Heereszug furchtbar, den er in Gemeinschaft mit den Teutonen in die schönen Provinzen Galliens unternahm. Späterhin drängten sich unter Anführung des räthselhaften Odins, die Gothen in die skandinavischen Länder, und gaben sowohl Dänemark, als Norwegen und Schweden Regenten aus ihrem Volke. Skiold wird als der Erste genannt, der über Dänemark herrschte; indeß ist sowohl seine als seiner Nachkommen Geschichte mit so vielen Fabeln vermischt, daß man diesen Zeitraum mit Recht den fabelhaften nennt; man weiß nur, daß Dänemark damals in viele kleine Staaten zerstückelt, daß seine Bewohner harte wilde Krieger waren, die ihren vorzüglichsten Erwerb in der Seeräuberei suchten, und auf allen Meeren wohin sie kamen, auf allen Küsten des Ozeans gefürchtet wurden. Als die große Römermacht ganz zu zerfallen anfing, da ward endlich auch im Süden der Name von Dänen und Normännern bekannt, weil manche dieser Seehelden jetzt auch an solchen Küsten- und Flußmündungen landeten, die ehedem die Wachschiffe der Römer geschützt hatten. — Normänner — unter diesem allgemeinen Namen begriff man noch immer Dänen, Schweden und Norweger — stifteten in England zwei Reiche, ließen sich unter Rolla auf der französischen Küste in der Normandie nieder, bevölkerten die Färöer, die Orkaden, die Shetlands, Island und einen Theil von Ireland, und zogen sogar nach Spanien, Italien und Sicilien. Wohin sie kamen, verbreitete sich der Ruhm ihrer Waffen, aber auch ihrer Wildheit, ihrer Räubereien! In ihrer Nationalverfassung aber änderte sich durch die Streifzüge wenig: es blieb ein deutsches Föderativsystem mehrerer Klane oder Stämme, deren

jeder sein eignes Haupt hatte, die aber zusammen unter einem Oberkönige standen. Erst als die deutschen Könige aus dem Stamme der Carolinger sich in ihre einheimischen Angelegenheiten mischen wollten, zogen sich die Stämme enger zusammen, und es schieden sich nun Norweger und Dänen in abgesonderte Staatsgruppen. Gorm der Alte unterwarf sich zuerst 863 Jütland, und verband endlich 920 alle kleine dänischen Staaten unter seinem Scepter. Sein Enkel Sven, ein kriegerischer Fürst, bezwang im Jahre 1000 einen Theil Norwegens und 1014 England; sein größerer Sohn Knud vollendete 1016 nicht nur die Eroberung von England, sondern besiegte auch einen Theil von Schottland und unterwarf sich 1030 ganz Norwegen: unter ihm stieg die Macht Dänemarks auf ihren höchsten Gipfel. Staatsklugheit bewog ihn zur Annahme der christlichen Religion und zur Einführung des Christenthums in Dänemark, das eine völlige Metamorphose des Landes und der Nation hervorbrachte, und die Kultur beider mächtig beförderte. Knud, der 1036 starb, hinterließ seinen Nachfolgern ein mächtiges Reich, aber für dessen Aufrechthaltung war ihre Kraft nicht gewachsen; schon 1042 ging England, und 1047 Norwegen wieder verloren, und das dänische Reich fiel nun nach und nach durch innere Unruhen entkräftet in die tiefste Ohnmacht. Mit Sven Magnus Estritson bestieg 1047 eine andere Dynastie den Thron: aber Sven und Knuds Kriege hatten den Feudalism im Staate gegründet. Dieser raubte unter dieser Dynastie, die außer dem großen Waldemar dem Throne keinen einzigen würdigen Regenten gab, alle Kraft, und machte die Regenten nicht allein von der Wahl der Bischöffe und des Adels abhängig, sondern sog alles Mark des Staats an sich, stürzte den Landmann in Leibeigenschaft, ließ den Ackerbau verfallen, und gab den Handel ganz in die Gewalt der deutschen Hanse. Der König, dem ihre Wahl den Thron gab, mußte in seinem Handfästningar das Wahlrecht der Stände anerkennen; ein ihm zur Seite gesetzter Reichsrath schränkte seinen Willen ein, und vernichtete alles Gute, was von der Krone ausgehen konnte. Mit Waldemar III. erlosch 1367 die männliche Nachkommenschaft der Estritiden: seine staatskluge Tochter Margaretha faßte nach ihres Sohns Olav IV. 1388 erfolgten Tode das Ruder des dänischen Staats, schwang sich auch auf die Throne von Schweden und Norwegen, und stiftete 1397 die berühmte Kalmarische Union, die jedoch nicht zum Glücke der drei verbundenen Reiche ausschlug, und unter beständigen Uneinigkeiten nur bis 1523 fortdauerte. Schlechte Regenten, vorzüglich der grausame Christian II. von 1513 bis 1523, die fortwährenden Kriege mit Schweden, das endlich 1524 sich von der Union trennte, mehr noch die innere Parteiwuth des Adels und der Geistlichkeit, das Reiben der königlichen mit der ständischen Gewalt, zernichteten den Wohlstand des Reichs immer mehr, die Volksmenge verminderte sich zusehends, die dänischen Meere wimmelten von Seeräubern, die Schifffahrt und der Handel sanken, Norwegen hatte den Weg nach Grönland verloren und der Handel nach Island war nicht mehr in seinen Händen. — Nach dem gänzlichen Absterben der Regenten aus Skiolds Stamme wählten die Dänen den Grafen von Oldenburg, Christian I., 1448 zum Könige. Dieser Christian ist der Stammhalter der seitdem in ununterbrochener Erbfolge regierenden königlich dänischen Familie, aus welcher auch Rußland und Schweden in neuern Zeiten Regenten erhalten haben, und welche auch über Oldenburg herrscht: — er vereinigte Norwegen, Schleswig und Holstein mit der Krone, war aber

durch seine Kapitulation so gefesselt, daß er mehr das Haupt des Reichsraths, als der König eines freien Volks zu seyn schien. Eine noch viel härtere Kapitulation mußte sein Sohn Johann 1481 in Dänemark beschwören, und auch in Norwegen wurde seine Macht noch mehr eingeschränkt; Holstein und Schleswig theilte er mit seinem Bruder Friedrich. Johanns Sohn, König Christian II., suchte die erniedrigende Abhängigkeit, worin er von den Ständen gehalten wurde, abzuwerfen, aber er verlor darüber zuerst Schweden, welches 1523 die kalmarische Union ganz zerriß, und sogleich auch seine beiden andern Kronen: Dänemark und Norwegen erhoben seines Vaters Bruder, Friederich I. auf den Thron. Unter diesem Prinzen erzwang die Aristokratie die völlige Oberhand; die Leibeigenschaft wurde gesetzlich, die Reformation eingeführt, und Norwegen 1532 auf ewig mit Dänemark verbunden. Christian III., sein ältester Sohn, theilte Schleswig und Holstein mit seinen Brüdern Johann und Adolph, welcher letztere der Stifter des Hauses Holstein-Gottorp wurde, legte aber dadurch den Grund zu langwierigen Familienstreitigkeiten. Ihm folgte 1559 König Friedrich II., der die Dithmarschen bezwang und wegen Livlands in einen Krieg mit den Schweden verwickelt wurde, den der Stettiner Friede 1570 endigte. Christian IV., seit 1588 König, mischte sich mit vielem Unglücke in den 30jährigen Krieg, und brach zu zweien Malen mit Schweden, das letzte Mal aus Eifersucht über das Glück dieser Krone und mit so schlechtem Erfolge, daß Dänemark im Brömsebroer Frieden 1645 Jämpteland, Herjedalen jenseits dem Gebirge, Gothland und Oesel, Provinzen, welche es noch seit der Union behalten hatte, ganz, Halland aber auf 30 Jahre an Schweden abtreten mußte. Die Fehler der dänischen Regierungsform und die Gebundenheit der Krone hatten hauptsächlich das Unglück der dänischen Waffen herbei geführt. Es verfolgte sie auch in dem neuen Kriege, den König Friedrich III. 1657 mit den Schweden begann: in dem Roskildet und Kibbenhavner Frieden 1658 und 1659 verlor er Schonen, Blekingen, Bahus, Drontheim, Bornholm und das Eigenthum von Halland; dieß bewirkte endlich 1660, als das Reich dem Ruine nahe war, daß die Nation die Regierungsform abänderte und eine völlig absolute Gewalt mit der Erblichkeit der Krone in des Königs Hände niederlegte. Zwar entsprach der Erfolg den Erwartungen anfangs nicht; Christian V. und Friedrich IV. lagen auch in dem nordischen Kriege unter, doch endigte sich derselbe nach Carls XII. Falle mit der Erwerbung von Schleswig. Seit dieser Zeit genoß Dänemark fast 100 Jahre lang unter allen Stürmen der Zeit einer ununterbrochenen Ruhe, aber die Wunden, die ihm sein Unglück und seine fehlerhafte Regierungsform bis dahin geschlagen hatten, vermochte das nun angenommene friedliche System nicht zu heilen. Dänemark ist ein Staat, der sich bei seinen wenigen Hülfsquellen nur mühsam in einer gewissen Selbstständigkeit fortbewegen kann: einmal aus ihrem gewöhnlichen Gange gebracht, bedarf die Staatsmaschine mehrerer Jahrhunderte, um sich wieder hineinhelfen zu können. Zwar verflocht es in der Folge Holstein mit seinem Diademe, indem es 1773 in einem Vergleiche mit Rußland die 1667 erworbenen Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst dafür hingab, aber Glanz und Ansehn in der europäischen Republik waren dahin. Sein Schicksal fesselte sich sogleich an das des russischen Reichs, als selbiges die Herrschaft im Norden nach dem Falle Schwedens erobert hatte; die Rolle, die es nun spielte, war eine untergeordnete, und unerachtet seiner strenge

behaupteten Neutralität, die wenigstens Schifffahrt und Handel belebte, wurde es dennoch in den Continentalkrieg verwickelt. Auf Friedrich IV. war 1730 Christian VI. gefolgt, der 1746 die Krone seinem Sohne Friedrich VI. hinterließ. Beider Regierungen waren ganz friedlich. Christian VII. nahm das Scepter 1766; seine Regierung war eine Ministerregierung, die gleich anfangs die Struenseeschen Händel trübten. Der jetzige König Friedrich VI. wurde in einem Alter von 16 Jahren für majorenn erklärt, und am 14. April 1784 seinem gemüthskranken Vater zum Mitregenten gegeben, dem er jedoch erst nach dessen Tode 1808 als Regent folgte. Zufolge der mit Rußland geschlossenen Defensivallianz drang ein dänisches Hülfscorps 1788 in Schweden ohne Widerstand ein; aber auf die Demonstrationen Englands und Preußens wurde 2 Wochen nach dem Anfange der Feindseligkeiten ein Waffenstillstand geschlossen, welcher sogleich diesen fruchtlosen Feldzug endigte, der dem ohnehin armen Staate 7 Millionen Rthlr. gekostet hatte. Besser behauptete er seine Neutralität 1792, als die koalisirten Mächte in Dänemark drangen, an dem Koalitionskriege gegen Frankreich Theil zu nehmen. Der Anfang des 19ten Jahrhunderts war für Dänemark verhängnißvoll. Der Beitritt zur nordischen Convention 1800 verwickelte es in einen Krieg mit den Britten, worin die dänische Flotte am 2. April 1801 bei Kopenhagen eine Niederlage erlitt. Weit unglücklicher waren die Ereignisse im Jahr 1807. Am 2. August ging eine zahlreiche brittische Flotte durch den Sund; die Feindseligkeiten fingen gleich mit der Kriegserklärung an, und am 17. August wurde ein für die Dänen nachtheiliges Treffen bei Kopenhagen geliefert. Da die dänische Regierung sich weigerte, in die brittischen Forderungen zu willigen, so wurde die Hauptstadt vier Tage lang fürchterlich bombardirt, 400 Häuser in Asche gelegt und 2000 Einwohner getödtet. Am 7. Sept. ergab sich Kopenhagen auf Kapitulation, und die ganze ausgerüstete segelfertige Flotte mußte den Britten ausgeliefert werden, die sie mit allen kriegsgefangenen Seeleuten, die in diesen Tagen mit dem größten Muthe gefochten hatten, nach ihren Inseln führten. Auch Helgoland und die westindischen Inseln gingen verloren. Der 1808 im Febr. gegen die Schweden erklärte und in Norwegen geführte Krieg war von kurzer Dauer. Dänemark schloß sich in der Folge immer mehr an Frankreich an, und dieses Benehmen wurde späterhin nach der Schlacht bei Leipzig hart geahndet. Die von Dänemark im Oktober 1813 gegen die wider Frankreich verbündeten nordischen Mächte gemachte Kriegserklärung hatte, da Frankreich es nicht weiter unterstützen konnte, zur Folge, daß Holstein und Schleswig von den Alliirten besetzt, Glückstadt und andre Festungen schnell erobert, und die dänischen Truppen von dem festen Lande verdrängt wurden. Der im Nov. zu Rendsburg eingegangene Waffenstillstand wurde durch neue Feindseligkeiten in den ersten Tagen des Jan. 1814 unterbrochen. Doch bald trug Dänemark auf einen Frieden an, der mit England und Schweden am 14. Jan. zu Kiel geschlossen wurde; Dänemark entsagte darin dem Bündnisse mit Frankreich, trat der Allianz gegen Frankreich bei und stellte ein Truppenkorps von 10,000 Mann, für welches England Subsidien zahlte, zur verbündeten Armee; dabei mußte es sein Helgoland an die Britten, welche ihm dafür die westindischen Inseln zurückgaben, und Norwegen an Schweden überlassen, für welches letzte es durch Schwedisch-Pommern und Rügen entschädigt wurde. Mit Rußland wurde der Friede im Febr. 1814 geschlossen. Durch den mit

Preußen am 14. Juni 1815 geschlossenen Abtretungsvertrag überließ es sein Schwedisch-Pommern mit Rügen an Preußen, und erhielt dafür das preußische Lauenburg und 600,000 Rthlr. Am 8. Juni 1815 trat der König mit dem zum Großherzogthume erhobenen Holstein, welches seit 1806 ganz von dem deutschen Reiche sich getrennt hatte, dem deutschen Bunde bei, und erhielt nebst Lauenburg in diesem die 10te Stelle und 3 Stimmen im Bunde, worauf Veranstaltungen getroffen wurden, in diesen beiden Staaten eine landständische Verfassung einzuführen. Die Erhebung Holsteins in ein Großherzogthum hat der König nicht angenommen. — Land und Leute. Das Königreich Dänemark, das Land der Dänen, besteht aus den Inseln Seeland, Fühnen, Langeland, Laaland, Falster, Bornholm und Moen, aus der Halbinsel Jütland und aus dem Herzogthume Schleswig; zum dänischen Reich auch gehören noch die Herzogthümer Holstein und Lauenburg, die Färöer Inseln, Island, die Westküste von Grönland, einige Plätze von Guinea, die Stadt und das Gebiet Trankebar in Ostindien. Das eigentliche Königreich mit Schleswig enthält nur 845 2/5, Island und die Färöer 1428 1/2, die deutschen Staaten 173 3/5, und die Kolonien 339 2/5, das ganze Reich aber mit seinen Nebenländern 2787 Quadratmeilen, wovon freilich auf das unwirthbare Island mit der Küste von Grönland 1705 Quadratmeilen kommen. Die Volksmenge vom eigentlichen Dänemark wird auf 1,210,000, die von Holstein und Lauenburg auf 370,000, und die von Island, den Färöern und den übrigen Kolonien auf 160,000 Individuen berechnet, so daß das ganze Reich eine Volksmenge von 1,740,000 Menschen faßt. Die Einwohner sind theils Dänen, theils Deutsche, und reden drei verschiedene Sprachen: Dänisch im eigentlichen Dänemark, Norsisch auf Island und Färöer, und Deutsch in 2 Dialekten: dem Plattdeutschen und Friesischen. Die Religion ist die lutherische, doch gibt es auch Reformirte und gegen 6 bis 7000 Juden. Die Stände theilen sich in Adel, Bürger und Bauern; unter den letztern herrscht fast noch durchaus Leibeigenschaft. Die Hauptinsel Seeland (dänisch Sälland) wird durch den Sund von Schweden, die Insel Fühnen (dän. Fyen) durch den großen Belt von Seeland, und durch den kleinen Belt von der Halbinsel Jütland (dän. Jylland) getrennt; diese 3 Meerengen öffnen den Zugang aus dem deutschen in das baltische Meer. Die befahrenste davon ist der Sund, und diese ist bei Helsingör so schmal, daß ihr Fahrwasser vom Schlosse Cronslot mit Kanonen bestrichen werden kann. Die Inseln Laaland, Langeland, Falster, Bornholm und die meisten kleinen Eilande liegen im baltischen Meere; die Halbinsel Jütland, zwischen dem deutschen und baltischen Meere, stößt im Süden an Schleswig, das eben so belegne Schleswig an Holstein, und dieses, dem Lauenburg ostwärts zur Seite liegt, wird größtentheils durch die Elbe vom Königreiche Hannover geschieden. Die Oberfläche des Königreichs und der beiden Herzogthümer ist bis auf einen mäßigen Landrücken, welcher durch die Herzogthümer läuft, völlig eben, und die Küsten flach, doch aber meistens gegen das Eindringen des Meers durch Watten u. s. w. geschützt, und bedürfen blos gegen das deutsche Meer künstlicher Deiche; der Boden besteht theils auch Marschen, theils aus Geest, und ist auch letzterer nur mäßig fruchtbar. Strichweise finden sich Moräste und einige Waldungen. Das Reich hat außer der es begränzenden Elbe bloß Küstenflüsse von kurzem Laufe, wie die Eider, der Guden, die Stecknitz und Trave; es gibt mehrere Bin-

nenseen, wie der Schall- und Ratzeburgersee, aber noch mehrere Meerbusen, worunter der Cattegat der merkwürdigste und weiteste ist und sich zwischen Seeland bis an die Küsten Schwedens und Norwegens ausbreitet. Das Clima ist meistens gemäßigt, aber sehr feucht. Das Hauptprodukt Dänemarks ist das Korn, aber nur in guten Jahren wird so viel gebaut, als man braucht, und nur die Herzogthümer haben bedeutenden Ueberschuß; 1816 konnten 1,300,000 Tonnen für 2,600,000 Rthlr. Species ausgeführt werden. Hanf und Flachs befriedigen das Bedürfniß nicht völlig, eben so der um Fridericia gebauete Taback (2,510 Centn.), der Krapp, der übrigens vorzüglich gut gedeihet, und der Hopfen. Der Gartenbau wird vernachlässigt. An Waldungen ist Mangel, und das Holz theuer; aber an Torf ist das Reich außerordentlich reich, und fast jedes Dorf hat seinen Torfstich. Die Viehzucht ist nach dem Körnerbau der zweite Nahrungszweig, und der einzige, der bedeutende Artikel in die Schale der Ausfuhr wirft. Jährlich werden bloß aus dem eigentlichen Dänemark 16,000 Pferde ausgeführt, und überhaupt nimmt Dänemark für Pferde, Ochsen und Wolle jährlich 500,000 Rthlr. Species ein. Die Zahl des Hornviehes bestimmt Olossen ohne die Herzogthümer auf 1,484,000 Stück; die Schäfereien sind unbedeutend, dagegen hat sich die Schweinezucht außerordentlich verbessert. Das Wild hat abgenommen; wilde Schweine finden sich gar nicht mehr. Die Fischerei, der dritte Nahrungszweig, ist freilich das nicht mehr, was er sonst war, doch aber immer sehr bedeutend, und die dänischen Provinzen versorgen nach wie vor einen Theil von Norddeutschland mit Heringen, Schollen, Schellfischen, Austern und Hummern; 1816 gewann Dänemark für Fische 500,000 Rthlr. Species. Aus dem Mineralreiche sind bloß Thon, Kalk bei Segeberg und Salz aus dem Oldesloher Bergwerke anzumerken. Obgleich Dänemark ein meistens producirender Staat ist, so besitzt es doch einige Manufacturen, wovon freilich die meisten in den Städten Kopenhagen und Altona angehäuft sind; die dänischen Handschuhe, die aus Jütland kommen, sind berühmt; aber die Zuckerraffinerien haben in den neuesten Zeiten verloren. Handel und Schiffahrt waren vormals weit lebhafter, und fangen erst jetzt an von neuem sich zu heben: 1802 hatte Dänemark mit den Herzogthümern überhaupt 1,278 Seeschiffe. — Staatsverfassung und Verwaltung. Dänemark enthält jetzt ohne Island und die Färöer 83 Städte und Marktflecken, 7128 Dörfer, 2750 einzelne Höfe und 960 adlige Güter. Das eigentliche Dänemark ist in 7 Stiftsämter: Seeland, Fühnen, Laaland, Aalburg, Aarhuus, Ribe und Wiburg abgetheilt; Schleswig und Holstein werden unter dem Namen der Herzogthümer von einem eigenen Statthalter, und Lauenburg von einem Landdrosten verwaltet; Island und die Färöer stehen unter einem Stiftsammtmann. Es ist eine uneingeschränkte Monarchie, deren Grundsäulen aus den 3 Fundamentalgesetzen, der Souveränitätsakte, dem Königsgesetze und dem Eingeburtsrechte bestehen. Die Krone ist in männlicher und weiblicher Linie erblich; die lutherische Religion Staatsreligion. Der erstgeborne Sohn des Königs heißt Kronprinz; die übrigen Prinzen vom Geblüte nennen sich Erbprinzen und Erben von Norwegen. Die Könige selbst wählen schon seit 2 Jahrhunderten die wechselnden Namen Friedrich und Christian. Die Residenz ist Kopenhagen; der Titel: König von Dänemark, Norwegen, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn und zu Ditmarschen, wie auch zu Oldenburg. Die Ritterorden sind der vom Ele-

hanten, der Danebrog, welcher in 4 Klassen eingetheilt ist, und zu welchem die Danebrogsmänner gehören, und der de l'Union parfaite: Stände gibt es im Reiche nicht, nur erst jetzt werden in den deutschen Staaten dergleichen eingerichtet. Das höchste Staatscollegium ist der geheime Staatsrath, unter dessen Leitung die gesammten innern Angelegenheiten stehen. Die herrschende Religion in allen dänischen Staaten ist die Lutherische mit ungekränkter Duldung der anders denkenden Einwohner: es gibt so viele Bischöffe als Stifter: unter diesen stehen die Pröpste; die Gesammtzahl der Geistlichen beträgt 1063. Island hat seinen eigenen Bischof; die Herzogthümer jedes seinen Generalsuperintendenten, 4 adlige Convente und 517 Prediger. An wissenschaftlichen Anstalten ist kein Mangel; man hat 2 Universitäten, 1 Ritterakademie, viele besondere Anstalten und mehrere gelehrte Vereine. Die Staatseinkünfte belaufen sich gegenwärtig höchstens auf 8 1/2 Million Gulden, wozu der Sundzoll gegen 240,000 Gulden beiträgt (i. J. 1811 166,721 Rthlr.); die Staatsschuld auf 100 Mill. Gulden, worunter jedoch gewiß gegen 60 Mill. Bankzettel seyn mögen: 1816 zirkulirten 33,582,652 Rthlr. 4 Schill.-Zettel, doch hat sich ihr Cours so gebessert, daß man 1817 für einen Species 31 in Papier gab; dabei ist das baare Geld fast verschwunden, und man sieht wenig mehr als Papier. Die Landmacht enthielt 1817 9 Regimenter Cavallerie, 15 Comp. Artillerie, und 18 Regim. Infanterie, zusammen 27,000 Mann; die Flotte, worüber das Admiralitätscollegium wacht, zählt nur noch 20 Segel.

* Darmstadt (Hessen-). Die frühere Geschichte dieses Hauses wird unter dem Art. Hessen erzählt. — Philipp der Großmüthige war der gemeinschaftliche Ahnherr der jetzigen hessischen Häuser. Bei seinem Tode 1567 theilten sich seine 4 Söhne in dessen Länder. Georg I. oder der Fromme, sein vierter Sohn, bekam zu seinem Antheile ein Viertel des väterlichen Nachlasses, nämlich die obere Grafschaft Katzenelnbogen mit der Residenz Darmstadt. Aber schon 1583 fiel ihm bei dem Absterben seines sohnlosen Bruders Philipp zu Rheinfels ein Drittel von dessen Verlassenschaft zu. Er hinterließ 1595 drei Söhne, wovon Ludwig V. in dem Hauptlande folgte, und Friedrich der Stifter des noch blühenden Hauses Hessen-Homburg wurde, der zweite, Philipp, aber mit Butzbach abgefunden wurde, welches nach seinem Tode der Hauptlinie wieder zufiel. In der Folge erbte diese noch einen Theil von Oberhessen aus Ludwigs IV. zu Marburg Nachlasse, und Ludwig VIII. vereinigte 1739 damit die Grafschaft Hanau-Lichtenberg durch Heirath. Unter dem jetzigen Regenten Landgraf Ludwig X., welcher 1790 die Regierung angetreten hat, nahm der lüneviller Frieden dem Hause den am linken Rheinufer belegenen Theil der Grafschaft Lichtenberg, und der Deputationshauptschluß von 1803 auch die auf dem rechten Rheinufer belegenen Aemter Lichtenau und Wilstedt dieser Grafschaft, so wie die Aemter Katzenelnbogen, Embs, Epstein, Kleeberg und das Dorf Wespersfelden, welche Nassau-Usingen zugetheilt wurden. Dafür erhielt es zur Entschädigung das Herzogthum Westphalen, die Mainzer Aemter Starkenburg, Steinheim, Gernsheim, Vilbel und Hirschhorn, die pfälzischen Aemter Lindenfels, Umstadt und Ozberg, die Reste des Hochstifts Worms, die Reichsstadt Friedberg und die Propstei Wimpfen, eine sehr vollgültige Entschädigung. 1806 trat der Landgraf zum rheinischen Bunde, nahm die großherzogliche Würde an, und erwarb zugleich, außer den in seinen Staaten belegenen ritterschaftlichen Oertern die Oberhoheit über

die löwenstein-werthheimischen Herrschaften Heubach, Breiberg und Habitzheim, die Grafschaft Erbach, den größten Theil der solmsschen Länder, die Grafschaften Witgenstein und Berleburg, einen Theil von Königstein, die Herrschaft Ilbestadt, die Besitzungen der Herren von Riedesel, die Herrschaft Schlitz und die Burggrafschaft Friedberg, wozu in der Folge noch 4 hanauische Aemter und das fuldaische Herbstein kamen. 1813 schloß sich der Großherzog dem deutschen Bunde an, und trat das Herzogthum Westphalen mit den beiden Grafschaften Witgenstein und Berleburg an Preußen, die Aemter Amorbach, Miltenberg, Heubach und Alzenau an Baiern, und 2 Aemter an Kurhessen ab, gab auch die Oberhoheit über die Landgrafschaft Hessen-Homburg auf, wofür er durch einen Theil des französischen Departements Donnersberg, so wie durch den größern Theil des Fürstenthums Isenburg und einige zum Großherzogthume Frankfurt gehörigen Ortschaften entschädigt ward. — Das Großherzogthum Hessen-Darmstadt besteht gegenwärtig 1) aus dem Fürstenthume Starkenburg — 51 1/2 Quadratm. mit 209,434 Einwohnern (mit Zurechnung von Isenburg, Obererlenbach und Niederursel), 2) aus dem Oberfürstenthume Hessen — 86 1/4 Quadratm. mit 229,726 Einw., und 3) der Rheinprovinz — 31 1/2 Quadratm. mit 155,083 Einw., mithin der ganze Staat aus 169 1/4 Quadratm. mit 594,243 Einw., wovon sich die Mehrzahl zur lutherischen Kirche bekennt; der Catholiken mögen 154,000, der Reformirten 87,000, der Juden 12,000 und der Mennoniten 820 seyn. Die Einkünfte steigen auf 4 1/2 Million Gulden, die Kriegsmacht besteht aus 4 Regimentern und 2 Bataillonen Infanterie, 2 Regimentern und 1 Escadron Reiterei, 3 Compagnien Artillerie und aus dem Landdragoner- und Landschützencorps, zusammen gegen 8,000 Mann. Das Land liegt auf beiden Seiten des Rheins, und wird vom Main, der Lahn, Nidda und Schwalm durchflossen, ist zwar meistentheils gebirgig und hügelich, indem Zweige des Odenwalds, Vogelbergs, Westerwalds und Donnerbergs es nach allen Weiten durchziehen, schließt aber auch reiche und fruchtbare Thäler ein, und hat einen ziemlich beträchtlichen Getraide-, Flachs-, Obst- und Tabacksbau, schöne Weinberge, eine ansehnliche Viehzucht und mancherlei Metalle und andere Mineralien. Es ist mehr producirend als fabricirend, doch finden sich in Oberhessen auch ansehnliche Fabrikzweige auf dem Lande vertheilt, und Offenbach gehört zu den wichtigsten deutschen Fabrikstädten. Mainz ist die größte und bevölkertste Stadt des Landes, aber Darmstadt, eine Stadt von 900 Häusern und 12,000 Einwohnern, die Residenz und der Sitz der höchsten Staats-Collegien. Der Großherzog, welcher völlig souverän ist, hat als Mitglied des deutschen Bundes in der Versammlung die 9te Stelle und im Plenum 3 Stimmen. Eine landständische Verfassung haben seine Staaten zwar noch nicht, doch wird an deren Organisation gearbeitet.

* Davis (John), ein berühmter englischer Seefahrer, geboren zu Sandridge in Devonshire. Er widmete sich früh dem Seedienst und ward 1585 mit zwei Fahrzeugen abgeschickt, die nordwestliche Durchfahrt zu entdecken. An der Südspitze von Grönland, welche er sah, konnte er vor dem Eise nicht landen. Er wandte sich daher nordwestlich und erblickte unter 64° 15″ in Nordosten ein mit grünenden Inseln umgebenes Land, dessen Einwohner ihm zu erkennen gaben, daß im Norden und Westen ein großes Meer sey. Unter 66° 40′ erreichte er ein Land, das ganz von Eis frei war, und an dessen Küste er bis zur südlichsten Spitze, die er das Vorgebirge des Erbarmens nannte, hinfuhr. Er kam darauf in eine 20 Stunden breite Meer-

enge, wo er eine Durchfahrt vermuthete. Da ihn aber widrige Winde hinderten, kehrte er nach England zurück. Jene Meerenge hat nachher seinen Namen empfangen und behalten. Davis machte in den folgenden Jahren noch zwei Reisen in gleicher Absicht, wurde aber jedesmal durch das Eis an der Erreichung seines Zwecks, wodurch sich später Baffin berühmt gemacht hat, gehindert. Er ging 1605 als Pilot nach Indien, wo er von japanischen Seeräubern getödtet würde. — Davies (John), ein gelehrter Philolog, geboren zu London 1679. Er studirte zu Cambridge, ward Rector zu Fen-Dikon bei Cambridge und starb 1732. Er hat geschätzte Ausgaben des Julius Cäsar und mehrerer Schriften des Cicero geliefert.

Decazes (Elie Graf de), geboren zu St. Martin en Laye bei Libourne den 28. Sept. 1780, studirte die Rechte im Collegium Vendôme. Unter Bonapartes Regierung trat er als königl. Rath in die Dienste des Königs von Holland und seiner Mutter, wurde von da als Richter zum Tribunal erster Instanz nach Paris berufen und 1810 zum Rath des Appellationsgerichts ernannt. Hier blieb er bis zu Bonaparte's Rückkehr von Elba, wo er sich so fest und gediegen für Ludwig XVIII. und gegen die Schritte für den Usurpator erklärte, daß er 40 Meilen von Paris verbannt wurde. Im Schooß seiner Familie erwartete er ruhig des Königs Rückkehr, begab sich dann nach Paris, wurde zum Polizeipräfecten ernannt, lösete die Kammer der Repräsentanten auf, und erhielt eine Stelle im Staatsrath. In steter Berührung mit dem Commando der alliirten Truppen und den Journalisten in Paris zeigte er sich eben so klug und besonnen, als er sich in den Processen gegen Labédoyère und Ney, und nach Fouchés Entfernung, als Minister Staatssecretair der Polizei, ernst, gerecht und durchgreifend gegen die Häupter der letzten Revolution und für Erhaltung der Ordnung zeigte. Er setzte die berühmte Arrestationsacte gegen die des Aufruhrs Ueberwiesenen mit Energie, aber auch mit jener Mäßigung durch, welche das Grundgesetz der persönlichen Freiheit zu ehren weiß; leitete die Wahl der Deputirten im ganzen Königreiche durch seine Decrete an die Präfecten mit einer Umsicht und klugen Berechnung der Zeitverhältnisse, welche allein die Erhaltung der gemäßigten Constitution und Vereinigung aller Parteien zu Einem hohen Zweck beabsichtigte; und wußte auch die Freiheit der Rede und Presse, so weit es die Umstände erlaubten, wieder herzustellen, indem nur die Journale bis zum 18. Jan. 1818 unter königlicher besonderer Aufsicht bleiben sollten. Er hob die höchst beleidigenden, zweckwidrigen Ultrajournale, le Nain jaune, le Censeur, l'Aristarque, le Diligent und le fidèle ami du Roi auf. Alle Anklagen und Beschuldigungen der verschiedenen extremen Parteien wußte er zu widerlegen, allen Wechsel der Minister zu überstehen. Immer nur das Wohl und die Einigkeit von Frankreich im Auge, beharrte er standhaft bei dem Princip der gemäßigten Constitution, und erhielt sich dadurch immer mehr geachtet auf seinem gefährlichen, überall angefeindeten Posten. 1815 war er vom König in den Grafenstand erhoben worden.

Decimalmaß. Hierunter versteht man die Eintheilung der zum Maß angenommenen Einheit (Fuße, Ruthen rc.) in 10 gleiche Theile; auch hat man versucht, den Quadranten eines Kreises in Decimaltheile abzutheilen. In diesem Falle wird der 10te Theil eines solchen Quadranten ein Decimalgrad genannt. Die französischen Mathematiker nennen aber erst den 100. Theil eines solchen Quadran-

ten einen Decimalgrad, und den 100ten eines solchen Grades eine Decimalminute.

Defilement (Fortification) die Bestimmung der Lage und Höhe einer Verschanzung in Bezug auf die nahe gelegenen Anhöhen, um den innern Raum derselben der Einsicht des Feindes zu entziehen. Diese erst von den neueren französischen Ingenieurs wissenschaftlich behandelte Bestimmung beruht auf einer Berechnung der Entfernung und Höhe der Anhöhen nebst dem Winkel, unter welchem Wurfgeschütze von dort aus auf den zu befestigenden Raum gebracht werden können, welcher dann die Höhe der Brustwehr bestimmt.

Delambre (Jean Baptiste Joseph, Chevalier de), geboren zu Amiens den 19. Sept. 1749, einer der größten Astronomen unserer Zeit, Schüler des berühmten Abbé Delille. Die Astronomie verdankt ihm die gelehrtesten Beobachtungen, folgenreichsten Erfahrungen und manche tiefgegründete Berichtigung früherer Theorien. Er ist Mitglied des Instituts, Schatzmeister der Universität und beständiger Secretär der Akademie der Wissenschaften, und erhielt vom Könige die Orden der Ehrenlegion und des heil. Michael. Seine höchstinteressanten und vorzüglichsten Werke sind: Tables de Jupiter et de Saturne 1789, in 4to. — Méthodes analytiques, pour la détermination d'un arc du Méridien, précédées d'un mémoire sur le même sujet, par A. M. Legendre, 1799, 4to. — Tables Trigonometriques décimales. — Mit Mechain: Bases du Système métrique décimal, ou Mesure de l'Arc du Méridien compris entre les parallèles de Dunkerque et Barcelone 1806 — 14. 3. Vol. in 4to. — Abrégé d'Astronomie, 1813 in 8vo. — Notes sur la Composition mathématique de Ptolomée, in der Uebersetzung des Halma. — Ihm dankt man seit 1793 den Beweis, daß die Refraction in den heißen Zonen dieselbe, wie in den gemäßigten ist, so wie die herrlichen neuen Mondstafeln.

Demidoff (Nicolaus Graf von), stammt von der alten Familie der Demidoff, welche in Siberien die Eisen-, Kupfer-, Gold- und Silberbergwerke entdeckte, und die erste Cultur in diesen Wüsten verbreitete. Graf Nicolaus ist 1774 zu Petersburg geboren, Geheimerath und Kammerherr des Kaisers Alexander, Commandeur des Johanniter-Ordens und Ehrenmitglied der Universität von Moskwa. Er trat früh in Militärdienste, zeichnete sich als Adjutant des Prinzen Potemkin im Türkenkriege aus, vermählte sich mit einer Gräfin Stroganoff und nahm den Abschied als Oberst. Warmer Freund der Naturkunde und der Künste, und voll Eifer, die Cultur in seinem Vaterlande mehr und mehr zu verbreiten, unternahm er eine lange Reise nach Deutschland, Italien, Frankreich und England, um überall zu lernen und zu beobachten, und sendete mehrere seiner Bergleute und Eisenwerker nach Steiermark, um selbst geübte Lehrer und Verbesserer zu bilden. Jedem Russen ist es nun erlaubt, in seinen trefflich eingerichteten Werken und Fabriken zu lernen, da er nicht lucrative Plane mittelst eines Monopols, sondern die reinste Absicht zum Wohl des Ganzen hegt. 1812 errichtete er auf seine Kosten ein ganzes Regiment, und führte dasselbe so lange gegen den Feind, bis Rußland gänzlich befreit war. Er widmete sich hierauf abermals den Studien und der Verbesserung seiner Fabriken. Da der Universität von Moskwa alle naturhistorischen Schätze verbrannt worden, schenkte er derselben sein ausnehmend reiches Kabinet, während er seine Gemähldegallerie und Seltenheiten täglich vermehrt. Die Eisenblöcke

an den berühmten 4 eisernen Brücken in Petersburg (1813) sind aus seinen Fabriken, und beweisen wie weit diese Arbeiten in Rußland gediehen sind.

Deposito-Banken sind Bank-Anstalten, bei welchen Vorräthe edlen Metalls in Stangen oder gemünzt hinterlegt werden zur sichern Aufbewahrung und Erleichterung des Handels. Ueber die hinterlegten Summen werden entweder von der Bank Scheine ausgehändigt, welche im Verkehr als Münze umlaufen können, oder die Bank gibt dafür bloß Credit auf ihre Bücher. Im letztern und zwar gewöhnlichsten Falle führt die Deposito-Bank den Namen Giro-Bank (s. d. Art.) Die Münze, welche bei allen Geschäften der Anstalt zum Grunde gelegt wird, ist der Regel nach eine bloß eingebildete Münze, welche Bankgeld (richtiger Bankmünze) heißt, zum Unterschiede der wirklich umlaufenden Metallmünze oder des Curantgeldes. Diese Bankmünze ist auf den Weltwerth der edlen Metalle gestützt, daher haben die Veränderungen des Münzfußes darauf gar keinen Einfluß; steht dieselbe im Curs besser, als die umlaufende Münze, so beruht dies einzig darin, daß der Ausmünzungsfuß nicht mit dem Metallwerthe übereinstimmt. Die erste Bank-Anstalt dieser Art entstand zu Venedig, dem Hauptmarktplatze von Europa, vor Entdeckung der Umfahrt um die südliche Spitze Afrika's; die zweite zu Amsterdam im Jahre 1609, nach dem Plane der venezianischen; die dritte zu Hamburg im Jahre 1619, und die vierte zu Genua. Nach diesen Mustern errichtete auch Friedrich der Große im Jahre 1765 eine ähnliche Anstalt in Berlin, und bestimmte für sie eine besondere eingebildete Münze. Ein Pfund Banco wurde zu einem Viertel Friedrichsd'or, 35 auf die Mark, zu 31 Karat 9 Gran fein bestimmt, und 131 1/4 Thlr. preuß. Curant sollten 100 Pfund Banco ausmachen. Die Deposito-Bank muß zwar jedesmal den Preis bestimmen, indem sie die Münzmetalle annimmt, aber sie muß dann den Preis ihrer eigenen Münze, d. h. des Credits, den sie auf die hinterlegten Summen giebt, lediglich dem freien Verkehr überlassen; dieser Preis wird sich ohnehin stets nach dem Marktpreise der Münzmetalle richten. Ursprünglich war dies anders; die Curantmünze gab der Bankmünze ihren Preis, oder vielmehr Bankmünze und Curantmünze waren Eins. Die Abweichungen vom Metallweltwerthe in der Ausmünzung haben den gewöhnlichen höhern Werth der Bankmünzen geschaffen; es kann jedoch auch geschehen, daß die Curantmünze einen höhern Preis hat als die Bankmünze, welcher Fall z. B. leicht eintritt, wenn die Sicherheit der Bank gefährdet ist. Die Vortheile, welche Deposito-Banken einem Staate gewähren, sind hauptsächlich folgende: 1) die in den Gewölben der Bank niedergelegten Baarschaften sind weder dem natürlichen Verderben durch Abnutzung, noch dem künstlichen durch Kipper und Wipper ausgesetzt, zugleich aber gegen Diebstahl, Feuersgefahr und sonstige Zufälle mehr gesichert, als in den Wohnungen der Bürger. 2) Sie erleichtern den Verkehr, denn sie vermindern die Fracht und alle mit dem Tausche der Münzen und Metalle verbundenen Beschwerden, Kosten und Gefahren. 3) Sie geben dem Handel eine bestimmte Richtung im Waarenpreise, und hindern allen Betrug, so wie jede Uebervortheilung in den Münzberechnungen. In der Bankmünze nämlich erhält man eine feste Weltmünze, die überall ohne Schwierigkeiten zum Werth- und Preismaßstabe gebraucht werden kann, und die zugleich den Handel gegen die Gefahren sichert, in welche ihn Münzveränderungen oder willkür-

liche Bestimmungen des Nennpreisses der Münzen bringen können. Eine Mark Banco z. B. bei der Hamburger Bank enthält heute noch eben so viel reines Silber, als vor hundert und mehrern Jahren, während welcher Zeit sich der Münzfuß der übrigen umlaufenden Münze in den verschiedenen Ländern mehr oder weniger verschlechtert hat, daher solche gegenwärtig gegen die Bankmünze Agio gibt. Diese Festigkeit der Bankmünze erleichtert ausnehmend die Geschäfte des Großhändlers, welcher seine Rechnung nach derselben macht, und jede curante oder umlaufende Münze auf Bankmünze reducirt. 4) Sie sind das sicherste Mittel, ohne allen Zwang das nachtheilige Eindringen fremder schlechter Münzsorten in den innern Umlauf zu verhüten, und können vielmehr dem inländischen Kaufmanne noch Vortheil dabei gewähren; derselbe erhält nämlich dadurch Gelegenheit, fremde Münze in der Bank zu hinterlegen, sich für ihren Weltwerth einstweilen Credit zu verschaffen und den Zeitpunkt abzuwarten, wo er diese Münze wieder mit Vortheil abzusetzen im Stande ist; gerade dies hat dem Amsterdamer Handel beträchtlichen Gewinn verschafft. — Alle diese Vortheile vermag indeß eine Deposito-Bank nur so lange zu gewähren, als sie in ihrer Reinheit erhalten wird; sobald, wie es leider häufig der Fall gewesen, fremdartige Geschäfte, namentlich die Geschäfte einer Leih-, Disconto- oder Zettelbank, mit ihr verbunden werden, verwandelt sich plötzlich ihre Natur, und jene Vortheile müssen großentheils von selbst wegfallen. K. M.

Descension, s. Absteigung.

Desgenettes (R. Dufriche) stammt aus einer edeln Familie in der Bretagne und ist geboren 1762. Er widmete sich schon früh dem Studium der Arzneiwissenschaften, und trat 1796 unter Bonaparte's Armee in Italien zum ersten Male als gerühmter Arzt auf; zog auch mit ihm 1799 nach Aegypten, wo er sich durch seine Freimüthigkeit nicht weniger, als durch die rastlose Bemühung und Aufopferung für das Wohl der Soldaten, besonders beim Ausbruche der Pest in Syrien, auszeichnete, und sich den schändlichen Unmenschlichkeiten des Feldherrn gegen die Kranken von Jaffa kräftigst widersetzte. Nach Bonaparte's Flucht blieb er im innigsten Verhältniß beim General Kleber zurück, mußte aber nach dessen Ermordung Aegypten verlassen, und die Direction des Hospitium von Val de Grace übernehmen. 1805 wurde er nach Spanien gesendet, um die Natur des verheerenden gelben Fiebers zu studiren, und machte dann als Medecin en chef alle Feldzüge Napoleons mit, bis er 1812 zu Wilna gefangen wurde. Vom Kaiser Alexander frei gelassen, eilte er nach Dresden, schloß sich dort wieder an die Armee an, und blieb in Torgau, bis die Rückkehr des Königs ihn nach Paris rief, und ihn mit dem Commandeurkreuz der Ehrenlegion schmückte. Wir verdanken ihm viele höchst interessante Werke.

* Dessau (Anhalt-), eins von den drei noch bestehenden anhaltischen Fürstenthümern, welches bei der letzten Theilung im Jahr 1603 an Johann Georg kam (s. Anhalt.). Es enthält, den 1793 geerbten Antheil der Zerbster Lande mitgerechnet, jetzt 17 Quadratmeilen mit 54,000 Einwohnern. Die Abgaben schätzt man auf 510,000 Gulden. Außerdem besitzt der Herzog noch einige Marktflecken, Dörfer und Landgüter unter preußischer Hoheit, deren Ertrag man auf 200,000 Gulden anschlägt. Das Militär beträgt 800 Mann. Seit 1807 führen die Fürsten den Herzogstitel. Der jetzige Herzog ist Leopold Friedrich, geboren den 1. Oct. 1794, welcher 1817 seinem

Großvater Leopold Friedrich Franz folgte. Ueber das Leben und die Verdienste dieses letztgenannten preiswürdigen Regenten sehe man den Art. Franz (Leopold Friedrich).

Deutscher Bund, s. den Art. Deutsche Bundesversammlung und Deutschland.

Deutsche Kirche, s. Deutschland, Concordat.

Deutsche Mahlerei. Das Eindringen der Römer an die Ufer des Rheins und der Donau bewirkte eine große Veränderung in den Sitten der deutschen Völker. Sinn für Kunst wurde hier zuerst durch sie geweckt. Die byzantinische Mahlerschule herrschte in allen ihren Verzweigungen auch am Rhein, wie über den ganzen Westen. Ihre orientalisch-düstere Trockenheit erheiterte sich auch in diesen Gegenden nicht vor dem 13ten Jahrhundert; dann aber brach ein frohes Naturgefühl auf einmal durch. Die Plastik eilte auch in Deutschland der Mahlerei voraus, doch diese folgte fromm und emsig nach. Die Kennzeichen der Gemählde aus jener frühsten Zeit sind: der Goldgrund, mit eingedruckten Heiligenscheinen ums Haupt, dessen glänzende Metallfläche oft mit wunderlichen Blumen tapetenartig gemustert war, und durch braune Umrisse und Schattirungen in vergoldetes Schnitzwerk verwandelt schien; klare, heitere Farben, ohne Harmonie, aber auch ohne Buntheit, zarte Umrisse. Betrachten wir die verschiedenen deutschen Lande in dieser frühern Zeit, so war es in Oesterreich besonders der Abt Reginbald, der das Kloster zu Murr im Jahre 900 stiftete und die Liebe für Kunst weckte. Ihm folgten dort der heil. Thiemo zu Salzburg, und besonders Gisela, Königin von Ungern und Gemahlin des heiligen Stephanus, hierin. Ludwig der Fromme erhielt von dem byzantinischen Kaiser schon kostbare Kunstgeschenke. Kaiser Carl IV. rief besonders viele geschickte Mahler nach Böhmen, wo sich schon im Jahre 1348 eine Mahlerzunft bildete. Die schlesischen und mährischen Fürsten lebten in freundschaftlicher Verbindung mit den griechischen Kaisern. Der heil. Methodius, der im Jahre 863 als Missionär zu den Slaven geschickt wurde, wird als ein geübter Mahler gepriesen, der seine Kunst zur Unterstützung des Bekehrungsgeschäftes gebrauchte. Die ersten schlesischen Bischöffe waren Italiener, welche die frommen Gemählde überall zur Beförderung der Religion benutzten. In der Elisabethskirche und der Kirche der heil. Barbara zu Breslau findet man noch höchst merkwürdige uralte solche Gemählde. Das berühmteste Monument dieser Art ist aber die gemahlte Hedwigstafel in der Kirche zu Bernhardin in Breslau; auf dieser Tafel sind in 32 Vierecken lauter verschiedene Begebenheiten aus dem Leben der heil. Hedwig dargestellt. Im Jahre 1450 fing schon eine bedeutende Mahlerschule in Breslau an zu blühen, früher also noch als die Nürnberger. In Baiern suchte Herzog Theodor II. durch den heil. Rupert, den er 696 von Worms nach Baiern berief, die christliche Religion mehr auszubreiten, und hier, wie überall, knüpfte sich die Einführung der Mahlerkunst an die des Christenthums. In den Benedictinerklöstern wurden die Künste am eifrigsten ausgebildet. Alfred und Ariram, von denen der letztere ein Mönch von St. Emmeran war, wurden als die größten baierischen Künstler jener Zeit genannt. Wernher von Tegernsee zeichnete sich besonders durch seine herrlichen Glasmahlereien aus. Als Mahler des 15ten Jahrhunderts in Baiern wurden Gleißmyller, Maier, Mächselkircher, Fütterer und Zawerhack gerühmt. In Franken finden wir

die ersten Spuren der Kunst zu den Zeiten des heil. Bruno, der im Jahre 1042 den Dom zu Würzburg von Grund auf neu erbauen ließ. Kaiser Heinrich und seine Gemahlin, die heil. Kunigunde, beschützten hier die Künste sehr. In dem Kloster Heilsbronn findet man noch mehrere Gemählde aus den Zeiten des heil. Otto, Bischofs zu Bamberg, der 1139 starb. Nürnberg müssen wir besonders erwähnen, als denjenigen Ort, wo die mühsam-künstliche Bildschnitzerei sowohl als die Mahlerei, sehr früh schon zu einer hohen Stufe der Vollendung gebracht wurden. Die uralten Mahlereien in der Marienkirche und in der St. Sebaldskirche daselbst sind merkwürdig. Zu den frühesten nürnbergischen Mahlern gehören: Hans Traut, Kulenbach, Hans Bäuerlein und Michael Wolgemuth. Es gab über dem viele treffliche Glas- und Miniaturmahler daselbst. In Schwaben wurde zuerst das Kloster Hirschau durch viele Kunstschätze berühmt. Sehr viele Klöster und Kirchen gaben der Kunst Gelegenheit sich hier zu entfalten, so wie auch viele Handschriften hier mit köstlichen Miniaturen geschmückt wurden. In Augsburg, Ulm, Nördlingen gab es schon früh kunstgeschickte Meister. Am Oberrhein wurde durch Carl den Großen der Sitz aller Cultur errichtet. Mainz, Trier, und ganz besonders Cöln waren die ersten Kunstsitze jener Zeit. Wir können annehmen, daß die Periode vom J. 1153 bis 1350 für deutsche Kunst so wie für Poesie und Sprache entscheidend war. Damals blühte in Cöln die älteste deutsche Mahlerschule, welche die spätere zu Nürnberg an Reinheit des Styls und stiller Lieblichkeit weit übertraf. Die meisten ihrer Gemählde sind auf Holz gemahlt, welches erst mit einem Kreidegrunde, dann mit Leinewand überzogen wurde, auf welche wieder ein Grund von Kreide und Bolus, und ein Goldgrund aufgetragen war. Die Farbenpracht erhielt sich darauf im wundersamsten Glanze. Das berühmteste Kunstwerk jener Zeit ist das herrliche Altargemählde im Dom zu Cöln, von welchem man nicht einmal bestimmt den Mahler kennt; man schreibt es bald einem Wilhelm von Cöln, bald dem Peter Calf zu. Die Sammlungen von Wallraff, Boisserée, Fochem und Bettendorf enthalten die köstlichsten Gemählde jener Kunstperiode. Friedrich Schlegel machte zuerst darauf aufmerksam. In Frankfurt zeichneten sich besonders die trefflichen Glasmahler aus. Auch blühte in gedachter Kunstperiode der dichtungsreichste der altdeutschen Meister, Hemmelink, dessen Werke voll Kühnheit und Gluth sind. In Hessen und Thüringen wurde der Erbauer der Wartburg, Graf Ludwig II., auch der erste Beschützer der Kunst. Die alte Elisabethenkirche zu Marburg enthält noch viele Denkmale uralter Kunst. In Sachsen beschützte Heinrich I. am frühesten die Künste. Nicht allein in Kirchen und Klöstern, sondern auch in zierlichen Handschriften und auf den in Nonnenklöstern gestickten Meßgewändern und Altarbehängen muß man die Kunstgebilde jener frühern Zeiten suchen. In Niedersachsen und Westphalen lebten zuerst ausgezeichnete Künstler in den Abteien Corvey, Minden, Hildesheim und Osnabrück. Es ist unglaublich, wie viele Kunstdenkmale aus dieser frühesten Zeit noch überall in Deutschland existiren; sie wurden sonst zu wenig beachtet, und in neuester Zeit werden sie überschätzt. Die fromme Gemüthlichkeit, die stille Einfalt dieser Werke soll geliebt und bewundert, aber nur nicht von Kunstjüngern nachgeahmt werden. Diese werden uns leicht alle Mängel der richtigen Verhältnisse, der Haltung, Perspective und Anatomie wiedergeben, ohne von

dem innern Sinne durchdrungen zu seyn! — Eine zweite wichtige Kunstperiode war die Zeit für Deutschland, wo der tiefsinnige Albrecht Dürer, den selbst Rafael hochschätzte, lebte (von 1471 bis 1528), der sich zuerst in Wolgemuths Schule und dann durch eine Reise durch Deutschland, die Niederlande und Italien bildete. Martin Schön erwarb sich schon früher großen Ruhm; man kann ihn mit Recht den deutschen Perugino nennen; seine Werke haben große Aehnlichkeit mit denen dieses Meisters, und beide standen auch in freundschaftlichem Briefwechsel. Lucas Cranach, geboren 1470, gestorben 1553, stand von früher Jugend an im Dienste des sächsischen Churfürsten Friedrichs des Weisen, mit dem er 1493 nach Palästina zog; er genoß später die ausgezeichnete Freundschaft Johann Friedrichs des Großmüthigen, den er sogar fünf Jahre lang ins Gefängniß begleitete. Seine Gemählde gewannen besonderes Interesse durch die Bildnisse der ausgezeichnetsten Personen seiner Zeit, die er darin anbrachte. Er hat viel Wahrheit und eine zarte Behandlung des Pinsels, aber seine Arbeiten sind äußerst hart, trocken und flach. Viele geschickte Mahler gehörten zu der Familie Holbein; der ausgezeichnetste darunter war Hans Holbein, geboren 1495, gestorben 1554. Diesen kann man wohl den deutschen Leonardo da Vinci nennen. Er arbeitete mehrere Jahre in England; fast alle Gallerien besitzen treffliche Werke von ihm; zu den berühmtesten gehören seine Madonna mit der Familie des Bürgermeisters Meyer in der Dresdner Gallerie und sein Todtentanz. Ferner müssen wir Altdorfer, Beham, Bink, Pencz, Burgkmaier, Scheuffelin, Grünewald, Schoen, Springinklee, Schooreel, Lucas von Leyden, Hemskerk, Füßli, Joan von Mabuse, Sutermann, Goltzius, Franz Floris, Franz Frank, Christoph Schwarz, Rottenhammer, und besonders Adam Elzheimer, als die vorzüglichsten Künstler der deutschen Schule im 16ten Jahrhundert nennen. Die mehresten waren auch Kupferstecher. Ihre Ideen waren oft sehr poetisch, bisweilen zu tiefsinnig allegorisirend. So fleißig ihre Ausführung war, so fehlte ihnen meist höherer Schönheitssinn, richtige Zeichnung, Haltung des Ganzen durch Helldunkel und durch ein willkürliches Aufopfern kleinlicher Nebendinge; und Gefühl für edle reine Idealform. Im 17ten und der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, war die Kunst in Deutschland ganz gesunken. Mengs weckte zuerst wieder ein reineres Streben; er und Winkelmann sind die wahren Wiederhersteller der Kunst. Sein strenger Ernst wurde von seinen Schülern und Nachahmern weniger befolgt; die meisten neigten sich zu einer heitern Flüchtigkeit und oft etwas flachen Buntheit bei ihren lieblichen gefälligen Compositionen; wir nennen hier besonders Maron, Unterberger, Oeser und Angelika Kaufmann. Wilhelm Tischbein aus Hessen gebürtig, welcher lange Zeit in Neapel lebte und sich jetzt in Eutin befindet, gehört zu den merkwürdigsten neuern Künstlern. Sein Geschmack ist rein, sein Styl edel, seine Phantasie ungemein schöpferisch und dichterisch; er weiß in seinen geistvollen Skizzen der ganzen belebten und unbelebten Natur Sprache und Physiognomie zu geben. Seine Umrisse zu den homerischen Gedichten sind berühmt. Füger stiftete eine treffliche Mahlerschule als Director der Akademie in Wien; reiner Schönheitssinn und echter Idealstyl zeichnen ihn besonders aus. Seine Zeichnungen zu Klopstocks Messias sind berühmt. Hetsch in Stuttgart ist nicht allein selbst sehr geschickter Künstler, sondern er bildete

auch manches jugendliche Talent. **Wächter** daselbst zeichnet sich durch einen einfachen, frommen und oft großen Styl aus. Sein Hiob ist grandios gedacht und ausgeführt; man könnte ihn den deutschen Garofalo nennen. **Gerhard von Kügelgen**, Professor an der Dresdner Kunstakademie, gehört zu den sinnigsten und ausgezeichnetsten deutschen Künstlern. Seine Ideen sind außerordentlich schön und tief durchdacht; seine Ausführung vereint die Kraft und Grazie der italienischen Schule mit dem Fleiß und Farbenzauber der Niederländer. Seine Portraits sind eben so treffend wahr, als seine historischen Gemählde bedeutend und vollendet. Professor **Hartmann** in Dresden ist einer der wissenschaftlichsten jetzigen Künstler. Sein Aeneas, sein Hektor rc. sind eben so trefflich in Zeichnung und Composition, als sein Eros und Anteros, sein Erlkönig rc. dichterisch schön sind. Seine neuern Werke (mehrere Gesichte aus der Offenbarung) sind geistvoll und kühn, ahmen aber dem Michel-Angelo Buonarotti fast zu sehr in ihrer Tendenz nach. Seine Portraits haben sprechende Wahrheit. Professor **Matthäi** zeichnet sich in Portraits aus, besonders in männlichen Köpfen, und hat schon in mehreren Altarblättern bewiesen, welch ein braver Zeichner und wie erfahren in allen technischen Theilen der Kunst er ist. Professor **Rösler** hat sich neuerlich in mehreren Gemählden aus der sächsischen Geschichte als einen denkenden und auf dem richtigsten Wege fortschreitenden Künstler gezeigt. Professor **Seydelmann** steht einzig in seiner Geschicklichkeit, große Sepiazeichnungen auszuführen. Der verstorbene **Graff** gehörte zu den trefflichsten Portraitmahlern. Professor **Weitsch** in Berlin ist sehr geschickt in Behandlung sowohl, als Erfindung. **Hummel** und **Nahl** in Cassel verdienen die ehrenvollste Erwähnung. **Retzsch** in Dresden ist geistvoller Erfinder kleiner romantischer Scenen. Seine Skizzen sind schön. **Vogel** war der lieblichste Kindermahler; er hatte sehr viel Schmelz und Weichheit. Sein Sohn, der gegenwärtig in Rom lebt, ist ausgezeichneter Portraitmahler; er gibt sich jetzt aber auch leider dem Streben nach altdeutscher Manier, welches so viele der genialsten jungen deutschen Künstler in Italien von dem wahren Wege der Natur und echter Kunst lockt, und zu eckiger Unbeholfenheit, magern Formen, trockener Farbengebung und Vernachlässigung der Perspective verführt. Die erste Richtung bekam dieser neu-alterthümelnde Kunstgeschmack durch die mystische Frömmigkeit vieler Dichter und Schriftsteller. Göthe spricht in seinem zweiten Hefte über Kunst und Alterthum sehr gewichtige Worte dagegen; möchten sie offnen Eingang finden! Die Brüder **Riepenhausen** aus Göttingen, die seit mehr als 10 Jahren in Rom leben, neigten sich sonst sehr zu dieser Partei, doch kehrten sie dem bessern Wege der rafaelischen Schule seit mehreren Jahren wieder zu. **Overbeck**, **Cornelius**, **Schadow** der jüngere, Julius **Schnorr**, sind lauter höchst talentvolle, tieffühlende junge Künstler, die jetzt in Rom jenen Weg oder vielmehr Abweg befolgen. Möge der geschickte **Näcke** sich davon frei erhalten. Mit unendlich zarter Phantasie begabt war der frühverstorbene **Runge**, dessen liebliche Hieroglyphen, Arabesken, wahre Dichtungen sind. Im Landschaftsfach zeichnen sich die deutschen Künstler Philipp **Hackert**, **Reinhart**, **Mechau**, **Klengel**, **Wehle**, **Veith**, **Zingg** besonders aus. Ein neues Fach schuf sich der geniale **Friedrich** in Dresden, welcher mystisch-religiöse Bedeutung in die Landschaftsmahlerei zu legen weiß. Auch er verschmäht oft alle Kunstregeln, doch hat er den großen Vorzug,

nur seiner oft düstern, aber stets erhabenen Phantasie zu folgen, und nicht altdeutsche Meister nachzuahmen. So bleibt ihm die interessanteste Eigenthümlichkeit. — Unter den Kupferstechern verdienen Chodowiecky, Müller, der Vater, in Stuttgart, und der leider so früh verstorbene jüngere Müller in Dresden, der das berühmte Blatt der sixtinischen Madonna nach Rafael vollendete, Bause, Haldenwang, Jury, Darnstedt, Seyffert, Böhm, Bolt, Schwerdtgeburth und manche Andere sehr ehrenvolle Auszeichnung. Sehr geübte Zeichner sind Ramberg und Kolbe; ersterer hat eben so viel Talent als leider auch Manier. Die vorzüglichsten Kunstsitze in Deutschland sind: Dresden, München, Wien und Berlin; an diesen vier Orten sind auch sehr bedeutende Malerakademien. Um ausführlichere Kunde über deutsche Mahlerkunst zu bekommen, sind „Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den vereinigten Niederlanden," „Göthe's Hefte über Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden" und die Schilderungen der Boisseréeschen Sammlung altdeutscher Gemählde in Heidelberg ganz vorzüglich nachzulesen. L. C.

† Deutsches Meer. Seinen Flächeninhalt schätzt man auf 10,000 Quadratmeilen.

Deutscher Orden, s. deutsche Ritter.

* Deutsches Recht (jus germanicum). Wir verstehen unter deutschem Recht in weiterm Sinn den Inbegriff der auf positiven Gesetzen und auf Gewohnheiten der Völker deutscher Abkunft beruhenden Rechtsgrundsätze, mögen jene Gesetze und Gewohnheiten auch zu einer Zeit Statt gefunden haben, wo diese Völker sich nicht innerhalb der Gränzen des nachherigen deutschen Reichs aufhielten. In dieser Bedeutung gehören dazu die Gesetze der Salier, Ripuarier, Allemannen, Baiern, Friesen, Sachsen, Angeln, Burgunder, Gothen, Longobarden, so wie die Capitularien der fränkischen Könige. Im engern Sinne aber versteht man darunter nur diejenigen Rechte, welche innerhalb der Gränzen des deutschen Reichs entstanden sind, und wenigstens für gewisse Zeiten und Orte gegolten haben. Man unterscheidet ein deutsches Staats- und ein deutsches Privatrecht. Letzteres zerfällt wieder in das gemeine und besondere, je nachdem es für alle oder nur gewisse deutsche Länder, für alle oder nur gewisse Personen oder Stände, für alle oder nur gewisse Rechtsgeschäfte gültig gewesen. Der Zeit nach kann man ein altes, mittleres und neues deutsches Recht unterscheiden. Das alte deutsche Recht ist dasjenige, welches bis zum Erlöschen der Carolinger galt. Die Quelle desselben sind die oben erwähnten ältesten deutschen Gesetze und die Geschichte. Das darauf folgende mittlere deutsche Recht floß ursprünglich aus alten deutschen Gewohnheiten, welche in den Schöppenstühlen (besonders zu Söst, Halle, Cöln, Lübeck, Magdeburg) sich weiter ausbildeten, und seit dem 13ten Jahrhundert in mehrere Sammlungen gebracht wurden, von denen der Sachsen- und der Schwabenspiegel (s. beide Art.) das größte Ansehen erlangten. Doch dienen sie alle, so wie die in einzelnen deutschen Ländern und Städten unter öffentlicher Autorität eingeführten Landrechte (z. B. das jülichische, österreichische, friesische, emsiger, femarnsche, baierische, ditmarsische) und alten Stadtrechte (z. B. das söstische, strasburgische, stadische, lübecksche) nebst den Weisthümern d. h. den im Mittelalter zwischen Landesherrn und Gemeinden über Gegenstände des öffentlichen und Privatrechts geschloßnen Verträgen,

als historische Erkenntnißquelle des mittlern deutschen Rechts, dessen noch jetzt fortdauernder unmittelbarer Gebrauch jedoch in der Allgemeinheit nicht präsumirt wird. Das neuere deutsche Recht endlich beruht theils ebenfalls auf Gewohnheitsrechten, theils auf allgemeinen deutschen Reichsgesetzen, als da sind die Reichsabschiede und Reichsbeschlüsse, besonders der Landfrieden, die Kammergerichtsordnung, die Notariatsordnung, die Reichspolizeiordnungen, der westphälische Friede, die Wahlcapitulationen u. s. w., theils auf den Gesetzen einzelner Länder, Städte und Gemeinheiten. Zwar haben Eckhard, Hufeland und Andere überhaupt das Daseyn eines gemeinen deutschen Privatrechts geleugnet; aber Selchow, Pütter und Runde haben diese Meinung mit siegenden Gründen bestritten. Denn wenn auch seit der Zeit, wo fremde Rechte die mittlern deutschen Rechtsgewohnheiten dergestalt verdrängten, daß ihre Gültigkeit nicht mehr vorausgesetzt wurde, sondern sie vielmehr nur als allgemeingültige Abweichungen von den fremden Privatrechten anzusehen waren, kein die wissenschaftlichen Gränzen des Privatrechts ausfüllendes gemeines deutsches Recht vorhanden war, so kann doch auch einer Sammlung solcher Abweichungen dieser Name beigelegt werden, und selbst nach Auflösung des ehemaligen deutschen Reichsverbandes ist die fortwährende Gültigkeit dieses Rechts allenthalben zu vermuthen, wo nicht schon früher oder seitdem besondere Gesetze es aufgehoben haben. Unter den zahlreichen Schriftstellern über das deutsche Privatrecht nennen wir nur Runde und dessen Commentator Danz. Das vornämlich durch Pütter und Leist systematisch bearbeitete deutsche Staatsrecht hat mit Aufhebung des deutschen Reichs seine unmittelbare praktische Anwendbarkeit verloren; das vornämlich von Moser bearbeitete Territorial-Staatsrecht der einzelnen deutschen Länder aber die vielfachsten Abänderungen erlitten. Das vermeintliche Staatsrecht des rheinischen Bundes, welches Zachariä wissenschaftlich behandelt hat, ist mit diesem Bunde erloschen.

† Deutsches Theater. Die neuern Dichter, deren Werke gegenwärtig auf der Bühne gesehen werden, sind außer den genannten: Klinger und Werner (selten), A. Müllner, Oehlenschläger, Fr. v. Kleist, Fouqué (beide selten), Theodor Körner, Klingemann, Grillparzer, Fr. Kind, Clauren, Steigentesch, Stoll, Contessa, Castelli, Wolf, Frau v. Weissenthurn, Vogel, Jul. v. Voß, Holbein, Schink 2c. Von bedeutenden Schauspielern wissen wir außer den obigen nur Devrient, Eßlair, Krüger in Wien, eine Schröder, ebendaselbst 2c. zu nennen. Wir verweisen unsere Leser übrigens auch auf die eben erschienene Geschichte des Leipziger Theaters (von Blümner), in welcher nicht nur dieses, sondern auch die wichtigsten Phänomene der deutschen Bühne überhaupt gewürdigt worden sind.

† Deutschland. S. Germanien, und wegen des Geographischen und Statistischen den nächsten Art. — Ueber die ehemalige Reichsverfassung geben der Art. Reich (deutsches), so wie über vieles Einzelne die darauf zunächst folgenden Art. Auskunft.

Deutschland, in geographischer und statistischer Hinsicht. — Deutschland, in Osten von den preußischen Provinzen Westpreußen und Posen, dem Königreiche Polen, dem Freistaate Krakau und den österreichischen Königreichen Galizien, Ungern und Croatien, in Süden von dem adriatischen Meere, dem lombardisch-venetianischen Königreiche und Helvetien, in Westen von Frankreich und dem

Königreiche der Niederlande, endlich in Norden von der Nordsee, dem Königreiche Dänemark und der Ostsee begränzt, erstreckt sich vom 23. bis 37sten Grad der Länge und vom 45= bis 55sten Grad nördlicher Breite, und hat einen Flächeninhalt von 11,600 Quadratmeilen. Es wird von 500 Flüssen durchströmt, unter welchen 60 schiffbare sind. Die wichtigsten sind die Donau, der Rhein, die Weser, die Elbe und die Oder. (S. die besondern Art.) Unter den Seen sind die wichtigsten der Bodensee, der Chiemsee, der Cirknizer See, der Traunsee, der Wurmsee, der Mannsfelder salzige und süße See, der Dümmersee u. s. w. Der Boden ist sehr verschieden, im südlichen Theile gebirgig, im nördlichen größtentheils eben. Gegen die Nord= und Ostsee hat Deutschland einen starken und weit von Süden her sich erstreckenden Abhang, und muß beständig, besonders im Nordwest, mit dem eindringenden Meere kämpfen. Der westliche Theil hat seine eigene Abdachung theils von den Vogesen, theils von den höchsten Schweizer Alpen, theils vom Fichtelgebirge her, den Rhein, die Maas, den Main und die Weser hinunter. In Nordosten folgt die Abdachung von Süden nach Norden dem Laufe der Elbe und Oder, und in Südosten, von Westen nach Osten, dem Laufe der Donau und ihrer Nebenflüsse. Den südlichen Zug der deutschen Gebirge machen von Westen gegen Osten die Tyroler Alpen, an welche die Allgauer Alpen sich anschließen; südlicher folgen die karnischen und julischen Alpen. Die nördliche Gebirgsreihe Deutschlands läuft in einer Schlangenlinie von Osten nach Westen. Sie fängt bei den Karpathen mit den Sudeten an, von welchen das Riesengebirge zwischen Schlesien und Böhmen ausläuft; südwestlich ist das mährische Gebirge, nordwestlich der Böhmerwald. Von letzterm zieht sich nordöstlich das sächsische Erzgebirge, nordwestlich das Fichtelgebirge, mit welchem nordwestlich der Thüringerwald zusammenhängt. Das nördlichste Gebirge Deutschlands ist der Harz. Westlich von ihm ziehen sich über die Weser die Wesergebirge, welche bei Minden die westphälische Pforte bilden. Von diesem Gebirge laufen südlich die sauerländischen Gebirge, der Weserwald, und das Siebengebirge am Rhein. Vom Thüringerwald südwestlich erstreckt sich das Rhöngebirge, der Vogelsberg und der Taunus, welcher sich bis an den Rhein zieht. Vom Rhöngebirge südlich läuft der Spessart, der Odenwald, der Schwarzwald, welcher sich bis an den Oberrhein erstreckt und östlich mit der rauhen Alp in Verbindung steht, und sich den Allgauer Alpen nähert. Jenseit des Rheins ist der Donnersberg und Hundsrück, welche mit den Vogesen zusammenhängen, nebst einem Theile der Ardennen. Die größte Ebene ist in der Mitte von Bayern; in Norddeutschland gibt es viele sandige dürre Haidegegenden und Moore, und in mehrere Streifen nur längs der großen Flüsse fruchtbares Land. Im Ganzen aber ist der Boden fruchtbar. Das Clima ist gemäßigt und gesund, im Norden feuchter und rauher, im Süden trockener und milder. — Man schätzt die Einwohnerzahl auf 29,300,000 Seelen, welche in 2525 Städten, 2202 Marktflecken, 101,472 Dörfern und 70,000 Weilern und einzelnen Gehöften wohnen. Sie gehören zu zwei verschiedenen Völkerschaften, nämlich den Deutschen und Slaven. Hiezu kommen noch Juden (300,000, nach Andern 500,000), Italiener in Illyrien und Tyrol (127,000) und Franzosen (70,000). Hinsichtlich der Religion rechnet man über 15 Mill. Catholiken, 12 Mill.

Lutheraner und über 2 Mill. Reformirte. Dazu kommen noch 25,000 Herrnhuter, 2500 Mennonisten, 14,000 Griechen u. s. w. An Produkten ist Deutschland ein reiches Land. Es gibt in vielen Gegenden trefflisches Rindvieh; in Holstein, Meklenburg u. s. w. zieht man gute Pferde. Die Schafzucht ist durch spanische Schafe sehr veredelt worden. Westphalen und Bayern haben vorzüglich gute Schweinezucht. Ueberdieß sind aus dem Thierreiche zu nennen Ziegen, Esel, zahmes und wildes Federvieh, als Hasel-, Schnee-, Auer-, Birk-, Rebhühner, Bienenzucht, etwas Seidenbau, mancherlei Fische und Krebse, Wildpret, auch in einigen südlichen Gebirgsgegenden Wölfe, Bären, Luchse, Gemsen, Murmelthiere. Aus dem Pflanzenreiche erzeugt Deutschland alle Arten Getraide in hinreichender Menge und selbst zur Ausfuhr; auch Spelz und Mais im südlichen, und Buchweizen im nördlichen Theile (doch ist der Landbau nicht in allen Gegenden gleichblühend), ferner Hülsenfrüchte, Gartengewächse, Rübsaamen, Flachs, Hanf, Tabak, Hopfen, Krapp, Waid, Saflor, Safran, Anis, vieles Obst, und im Süden auch gute Kastanien, Mandeln und viele Pfirsichen und Aprikosen. Der Weinbau ist am Rhein, in Franken, an der Mosel und dem Neckar, auch im Oesterreichischen und zum Theil in Böhmen und Sachsen sehr beträchtlich. Die Waldungen bestehen vornehmlich aus Eichen, Buchen, Tannen, Fichten, Kiefern, Birken u. s. w. Die Produkte des Mineralreichs sind etwas Gold (in einigen Flüssen Goldsand), ziemlich viel Silber (besonders im Erzgebirge und Harz, jährlich 200,000 Mark), Quecksilber (in Idria und Zweibrücken), Zinn (in Böhmen und Sachsen), Blei, Kupfer, Eisen, Galmei, Wasserblei, Zinnober, Wismuth, Arsenik, Spießglas, Alaun, Vitriol, Zink, Schwefel, Salpeter, Kobalt, Stein- und Braunkohle, Marmor, Kalk, Alabaster, Gyps, Asbest, Schiefer, Mühlen-, Sand-, Quader- und Bimssteine, Traß, Jaspis, Chaldedon, Serpentinsteine, Basalt, Granit, Porphyr, viele Arten von Edelsteinen, Ocker, Thon, die feinste Porzellanerde, Walkererde, Mergel, Torf, Bergtheer, viel Quell- und Steinsalz und mannigfache Mineralwasser. Die wichtigsten Gegenstände des deutschen Kunstfleißes sind Leinwand, Wollwaaren, Seiden-, Leder-, Baumwollwaaren, Spitzen, Tapeten, Papier, Glas, Spiegel, Porzellan, Fayence, Gold- und Silber-, Eisen- und Stahlwaaren, Gewehre und Degenklingen, musikalische und andere Instrumente, Uhren, Holzwaaren, ferner Vitriol, Alaun, Zucker, Tabak, Bier, Branntewein, Liqueure u. s. w. Der Handel ist in vielen Gegenden sehr blühend, und wird zu Lande und zur See geführt. Ausfuhrartikel sind Holz, Getraide (für 10 Mill. Thlr.), Wein, Leinwand (sonst für mehr als 30 Mill. Thlr.), Leingarn, Eisen-, Stahl- und Nürnberger Waaren, Porzellan, Quecksilber, Glas, Spiegel, Vieh, Obst, Wolle, Salz, Mineralien, geräuchertes und gesalzenes Fleisch, irdene Geschirre, Schmalte, Wachs, Leder, Woll- und Baumwollwaaren, Spitzen u. s. w. Eingeführt dagegen wird Wein, Tabak, Südfrüchte, Spezereien, Zucker, Kaffee, Thee, Seide, Baumwolle, feine wollene, baumwollene und seidene Zeuge, Mode- und Galanteriewaaren u. s. w. Die vornehmsten Seehandelsplätze sind an der Nordsee: Hamburg, Altona, Bremen und Emden; an der Ostsee: Lübeck, Rostock, Stettin; am adriatischen Meere: Triest. Zu den wichtigsten Landhandelsstädten gehören in Norddeutschland: Leipzig, Braunschweig, Magdeburg, Frankfurt a. d. O. und Breslau; in Süddeutschland: Frankfurt a. M., Nürnberg, Augsburg, Prag, Wien und Botzen. —

Die Staaten, aus welchen Deutschland gegenwärtig besteht, sind im vorhergehenden Art. aufgeführt. Sie sind außerdem in einzelnen Art. abgehandelt. Ueber die Verfassung sehe man gleichfalls den vorhergehenden Art. und den Art. Deutsche Bundesversammlung.

Dialect. — Auf der Bühne, wo man jetzt überall reines Hochdeutsch fodert, ist ein Dialect, der das Geburts- oder Erziehungsland des Schauspielers verräth, ein großer Fehler, die Fertigkeit hingegen, willkührlich einen bestimmten Dialect zu sprechen, ein großer Vorzug am Declamator wie am Schauspieler, da es Rollen, besonders komische, gibt, deren Wirkung vorzüglich auf dem Dialecte beruht, z. B. Judenrollen (s. Jüdeln), Rollen in wienerischer, berliner, schwäbischer, nürnberger Mundart. Die letztgenannte besonders hat einen eigenen ästhetischen Charakter, nämlich den der Einfalt, Treuherzigkeit und daher bisweilen der Naivetät. Es gibt Gedichte, z. B. von Grübel (s. d. Art.), die eigens in diesem Dialect geschrieben sind, und vom Declamator nothwendig darin vorgetragen werden müssen. Eben so sind die Lokalpossen auf den Nebentheatern in Wien meist im wienerischen Dialecte abgefaßt, mit welchem sie den besten Theil ihrer komischen Kraft verlieren würden. Wo der Dialect solcher Rollen oder Declamationsstücke nicht heimisch ist, da kommt oft viel darauf an, daß der Sprecher ihn geschickt zu mäßigen, d. h. dem Hochdeutsch in soweit anzunähern wisse, daß er den Zuhörern verständlich bleibt; eine Geschicklichkeit, welche besonders dem geschätzten Declamator Solbrig eigen, und deren Mangel den Wiener Komikern, wenn sie auf andern Bühnen auftreten, gewöhnlich verderblich ist. Vom Dialect zu unterscheiden ist der Jargon, d. h. die manchen Personen und Ständen eigene, durch Gewohnheit verdorbene (corrumpirte) Sprache, welche besonders die etymologische Gestalt der Wörter verstümmelt. S. d. bes. Art. A. Mnr.

Diasyrmus, eine redekünstlerische Figur, welche darin besteht, daß die Verkleinerung eines Gegenstandes übertrieben wird. Er ist Gegensatz der Hyperbel (s. d. Art.), welche in's Große übertreibt; sein Zweck und seine Wirkung hingegen fallen mit Zweck und Wirkung der Hyperbel ziemlich zusammen; denn hier, wie dort, ist es darauf abgesehen, diejenige Anschaulichkeit, welche durch Vergleichung hervorgebracht wird, durch die Größe des Unterschiedes zwischen den beiden Gliedern des Gleichnisses oder Verhältnisses zu steigern.

Dichtkunst, s. Poesie.

Dickstein, s. Diamant.

Diebs-Inseln, s. Ladronen.

Dio Chrysostomus, ein stoischer Philosoph aus Bithynien, im 1sten Jahrhundert n. Chr. Er stand als Redner bei den Kaisern Nerva und Trajan in besonderm Ansehn. Noch haben wir 80 Reden von ihm, die unter andern Reiske herausgegeben. Leipzig 1784.

Diophantus von Alexandrien, der Verfasser des ältesten auf uns gekommenen Werks über die Algebra, nicht aber der Erfinder dieser Wissenschaft. Die Zeit, wann er gelebt hat, läßt sich nicht bestimmen. Einige setzen ihn in die Mitte des 2ten, Andere des 4ten Jahrhunderts n. Chr. Leider sind uns von seinen 13 Büchern von der Rechenkunst nur die 6 ersten erhalten. Die besten Ausgaben sind erschienen Paris 1621 und Toulouse 1670, in Fol.

Dioscorides (Pedanius), geb. zu Anazarbus (Cäsarea Augusta) in Cilicien gegen den Anfang der christlichen Zeitrechnung, ein griechischer Arzt, der uns ein sehr berühmtes Werk über die Materia

medica in fünf Büchern hinterlassen hat. Es ist besonders für die Botanik von Wichtigkeit, da die meisten Heilmittel, von denen der Verfasser spricht, aus dem Pflanzenreiche genommen sind. Außerdem werden ihm noch zwei andere Werke zugeschrieben, von denen das eine, unter dem Titel Alexipharmaca, mit der genannten Materia medica, als die drei letzten Bücher derselben, verbunden worden. Es handelt von den Giften der drei Naturreiche und ihren Gegengiften. Das andere führt den Titel Euporista, und handelt von den leicht zu erhaltenden Heilmitteln. Die beste Ausgabe des Dioscorides ist von Sarracenus, Frankfurt 1598, Fol.

Disconto-Banken sind Creditinstitute, bei welchen der Betrag von Foderungen, die erst späterhin fällig werden, schon gegenwärtig zu erheben ist gegen Abtretung der Foderung und Vergütung eines Zinses, welcher Disconto heißt, für den geleisteten Vorschuß. Dergleichen Banken sind dem Tauschverkehr ausnehmend nützlich, indem der Verkäufer der Foderung dadurch Kapital in die Hände bekommt zu neuen Unternehmungen. Das Disconto-Geschäft ist eine Leih-Operation, die gewöhnlich keine weitere Sicherheit als den Glauben an die Redlichkeit und Zahlungsfähigkeit des Discontaten gewährt *). Die Fortdauer einer solchen Anstalt beruht übrigens lediglich auf der Vorsicht, Klugheit, Redlichkeit und Einsicht ihrer Verwaltung. K. M.

† Divan nennen die Araber, Perser und Türken auch eine vollständige Sammlung gewisser lyrischer Gedichte, welche bei ihnen Gaseln heißen, und das Eigenthümliche haben, daß ein einziger Reim durch das ganze (nie über 14 Strophen lange) Gedicht durchgeführt ist. Vollständig aber ist eine solche Sammlung nach ihren Foderungen, wenn sie eben so viel Abschnitte hat, als ihr Alphabeth Buchstaben, und in jedem Abschnitt sich wenigstens ein Gedicht befindet, dessen Reimwort mit dem zu diesem Abschnitt gehörigen Buchstaben endigt, wobei jedoch einige Buchstaben ausgenommen sind, weil mit diesen zu wenige oder gar keine Worte endigen.

† Dobberan. Die Badeanstalt ward auf Befehl des Herzogs von Meklenburg-Schwerin, durch die Bemühungen des Dr. Vogel, im Jahre 1793 angelegt. Nahe an der Ostseeküste liegt, umgeben von kleinern Gebäuden, das große Badehaus, das vortreflich eingerichtet ist. Das Seewasser wird mittelst Pumpen und Röhren in das Badehaus gebracht. Man nimmt kalte und erwärmte Bäder; auch sind Vorrichtungen zum Regenbad, zur Mutterdouche rc. Gebadet wird in der See mittelst Badekarren mit vier Rädern, welche die Badezeit über in der See bleiben, und aus deren innerm Raume, der zum Entkleiden dient, eine Treppe ins Wasser hinabführt. Gegen die Macht der Meereswellen ist das Ufer durch eine Mauer geschützt. Ein hohes, schattenreiches Portal, vor dem Bade zum Ru-

*) Gemeiniglich verlangt die Disconto-Bank bei zu discontirenden Wechseln drei Giri von bedeutenden Handlungshäusern, deren Credit ohne Flecke ist, und stehen die Vorsteher den Inhabern der Wechsel keine Rede darüber, wenn sie aus irgend einem Grunde den Disconto ablehnen. Die Pariser und die Londner Bank machen die größten Disconto-Geschäfte, und ihre Actien gewinnen bei ihrer trefflichen Verwaltung gegen 33 1/3 p. C. Disconto-Banken sind den Privatdiscontanten vorzuziehen, da diese von jedem Vorfalle Vortheile zu ziehen suchen, jene aber in ihrem gemessenen Gange fortschreiten.

ten und zur Abkühlung bestimmt, mit einer schönen Aussicht auf die weite See, steht am Ufer. Nach dem Bade bietet ein hochstämmiger Wald sich dar, in dessen Spaziergängen man sich bis zur Erwärmung bewegt. Für Arme ist seit 1811 ein Haus errichtet, in dessen 6 Zimmern 12 Kranke wohnen können, welche die Bäder ganz frei erhalten. Die Temperatur der Ostsee ist 59 bis 61 Grad Fahrenheit. Nach Link enthält 1 Pfd. Ostseewasser: Gyps 2 Gran, Bittersalz 2/3 Gran, Kochsalz 88 Gran, salzsaure Bittererde 32 1/3 Gran, salzsauren Kalk 2 Gran. Man bezahlt für ein warmes Bad mit Cabinet 24 Schill. Da nur wenige Kurgäste im Badehause wohnen können, so nehmen alle andere ihre Wohnung in Dobberan, wo man sehr gutes Unterkommen findet. Für die Verschönerung von Dobberan ist vom Großherzog viel gethan worden. Der Kamp, ein großer Platz, enthält angenehme, schattenreiche Partien. Das große Logirhaus, das vorzüglich zu Wohnungen für Kurgäste bestimmt ist, enthält einen Saal für Spiel und Conversation. Alle rauschende Vergnügungen sind in das nahgelegene neue Gebäude verwiesen. Mitten auf dem Kampe steht ein Boutikengebäude, dessen Mitte, ein Musiktempel, zu vormittägigen Concerts dient. Auch ein seit 1805 erbautes Schauspielhaus hat Dobberan. Gelegenheit zu nähern oder fernern Ausflügen ist hier genug: der nahe Park mit seinem Wasserbecken; der Jungfernberg mit seinen Anlagen, an dessen Fuße Dobberan liegt, und welcher eine entzückende Aussicht auf die stets mit Schiffen belebte See und landeinwärts bis Rostock gewährt; der Büchenberg, die Hademühle, die Althofer Mühle ꝛc. Entferntere sehenswerthe Orte sind: Dietrichshagen mit seinem Berge, dem höchsten Meklenburgs, von welchem aus man den größten Theil Meklenburgs, die Ostsee mit mehreren Inseln, bis Holstein überschaut; Warnemünde; der Koventer Landsee, wo man sich mit der Schwanenjagd belustigen kann, u. dgl. m.

Dolce (Lodovico), geb. zu Venedig im Jahr 1508 in einer der ältesten Familien dieser Republik. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, und widmete sein Leben den Studien, deren Ausbeute er in einer Menge von Werken niedergelegt hat. Er war, wie Tiraboschi sagt, Geschichtschreiber, Redner, Grammatiker, Rhetor, Philosoph, tragischer, komischer, epischer, lyrischer (auch satirischer) Dichter, Herausgeber, Uebersetzer, Sammler; kurz, er schrieb in allen Gattungen, glänzte aber in keiner. Er starb zu Venedig 1566 (nach Apostolo Zeno 1569). Haym's Bibliothek führt über 70 Werke von ihm auf, bei denen wir jedoch hier nicht verweilen können.

* Domainen sind derjenige Theil des National-Grundvermögens, welcher der Staatsregierung zur Bestreitung des Staatsaufwandes von der Nation abgetreten oder überlassen worden. Man macht gewöhnlich einen Unterschied zwischen den Domainen, welche dem Regenten als solchem zugehören, und denen, welche er als Privatmann besitzt; jene heißen, je nachdem das Einkommen derselben entweder zu allgemeinen Staatsbedürfnissen oder zur Hofhaltung bestimmt ist, im ersten Falle Staatsdomainen im engern Sinne, im andern Kammergüter; diese heißen, je nachdem sie Privateigenthum entweder der Person des Regenten oder seiner Familie sind, im ersten Falle Chatoulgüter, im letzten Patrimonial- oder Stammgüter, bisweilen auch Kron-Domainen. Ein großer Theil der Domainen wurde von der Regierung bei der ersten Besitznahme des Landes erworben, nachher aber sind dieselben von Zeit zu Zeit durch Ankauf, Urbarmachung, Heimfall adeliger Lehngüter, Se-

cularisationen, Schenkungen und Erbschaft vermehrt worden. Ihre Benutzung geschieht entweder mittelst Verwaltung oder Verpachtung. Im erstern Falle wird durch einen besoldeten herrschaftlichen Verwalter Einnahme und Ausgabe berechnet; diese Benutzungsart ist in der Regel die schlechte, weil es gewöhnlich so äußerst schwierig ist, das Interesse der Regierung mit dem Interesse der Verwalter übereinstimmend zu machen; ihr vorzuziehen ist daher die Verpachtung; diese ist entweder Zeitpacht oder Erbpacht. Die Verpachtung auf kürzere oder längere Zeit hindert mehr oder weniger die Fortschritte der Cultur und die Anwendung von Fleiß und Capital auf die Grundstücke; Vererbpachtung vereinigt am sichersten das Interesse der Regierung mit dem Interesse des Erbpächters und mit der steigenden Cultur des Bodens. Der erste zu setzende jährliche Erbpachtcanon kann in Metallmünze oder in Naturalien bestehen; im erstern Falle ist er den Preisschwankungen, welchen die edlen Metalle in einem längern Zeitraume mehr als die Naturalien ausgesetzt sind, unterworfen. Auf welcherlei Weise indessen immer die im Besitz der Regierung befindlichen Grundstücke benutzt werden mögen, höchst selten gewähren sie einen so ansehnlichen Wirthschaftsertrag wie Privatländereien; daher scheint es der öffentlichen Casse sowohl, als dem Nationalreichthum am zuträglichsten zu seyn, dergleichen Domainen auf dem Wege der Veräußerung in Privateigenthum zu verwandeln. Der hin und wieder aufgestellte Grundsatz der Unveräußerlichkeit der Domainen schreibt sich von der Zeit und der Verfassung her, da die Regenten noch keine Abgaben, anfangs Beden genannt, von ihren Unterthanen erheben durften, sondern von ihren eigenen Gütern lebten, die Beamten Landbesitz als Besoldung empfingen und sämmtliche Kriegsbedürfnisse durch Naturalleistungen bestritten wurden. Aber jeder Regent hat das Recht, ja sogar die Pflicht, seinen Staat so reich und glücklich zu machen, als er kann. Dient nun hierzu die allmählige Umwandlung und Aufhebung der Domainen als Mittel, so mag dieselbe ohne Bedenken Statt finden. Würden die aus dem Verkaufe solcher Grundstücke gelöseten Summen zur Abtragung oder Verminderung der Staatsschulden benutzt, so würde ein Theil der den Gläubigern verpfändeten oder angewiesenen Staatseinkünfte frei gemacht und dadurch dem Staate ein größeres Einkommen verschafft werden, als die Domainen-Grundstücke selbst jemals zu verschaffen im Stande wären. Und zu diesem Einkommen würde nach Verlauf weniger Jahre noch ein zweites kommen; die Cultur nämlich der in Privateigenthum verwandelten Domainen müßte gar bald sich heben, und mit der Vermehrung der Erzeugnisse des Bodens müßte auch die Bevölkerung des Landes zunehmen; vergrößerte sich aber die Volksmenge, das Nationaleinkommen und der allgemeine Waarenverbrauch, so müßte nothwendig auch der Ertrag der Consumtionssteuer beträchtlicher werden. — In der neuesten Zeit sind fast alle Staaten zur Veräußerung ihrer Domainen geschritten, und überall, wo der Erlös zur Tilgung der Landesschuld verwendet worden, hat die öffentliche Casse sowohl, als der Nationalreichthum durch diese Maßregel gewonnen. H. M.

Domainen-Verkauf im vormaligen Königreiche Westphalen. Da die gewöhnlichen Einkünfte dieses Staats zu den großen Ausgaben, die ihm die beständigen Kriege Napoleons verursachten, nicht hinreichten, so schlug der Finanzminister des Königs Hieronymus, Graf von Bülow, vor, einen Theil der Staatsdomainen zu

veräußern. Der westphälische Staatsrath billigte dieses auch von andern Regierungen in ähnlichen Nothfällen angewandte Mittel, weil man dadurch dem Lande neue Opfer ersparte und zugleich den Cours der (größtentheils von den frühern Regierungen ausgestellten) Staatsschuldscheine, in denen ein Theil des Kaufschillings erlegt werden konnte, verbesserte. Zugleich ging man dabei von dem Grundsatze aus, daß Domainen im Besitze von Privatpersonen besser verwaltet würden, als im Besitze des Staats. Nach der Auflösung des Königreichs Westphalen aber erklärten die Regierungen von Hannover, Braunschweig und Churhessen (letztere den 14. Jan. 1814) alle diese Domainen-Veräußerungen für ungültig, während die preußische Regierung dieselben bestätigte. Diese hatte nämlich das Königreich Westphalen anerkannt; die Häuser Hannover, Braunschweig und Churhessen hingegen hatten ihre Staaten weder förmlich abgetreten, noch die westphälische Regierung als staatsrechtlich vorhanden angesehen. Daher wurden von ihnen die Käufer der von der usurpatorischen Regierung veräußerten Staatsgüter ihres in gutem Glauben und lästiger Weise erworbenen Eigenthums ohne die mindeste Entschädigung gewaltsam entsetzt. Zwar foderte der Freiherr von Stein, als General-Administrator der von den Franzosen wiedereroberten deutschen Provinzen, an den sich jene Domainenkäufer, besonders die churhessischen, gewandt hatten, den Churfürsten von Hessen (29. Mai 1814) auf, die Käufe anzuerkennen; allein vergebens. Nun suchten die Domainenkäufer bei dem Congresse zu Wien durch ihren Bevollmächtigten und zugleich Mitbetheiligten, Phil. Wilhelm Schreiber, um die Wiedereinsetzung in ihr verlornes Eigenthum an. Hierauf erhielt derselbe von dem königl. preußischen Congreßgesandten, Freiherrn v. Humboldt, schriftlich den 8. Juni 1815 die offizielle Nachricht: „Daß in der von dem Congreß noch zu unterschreibenden Acte die Rechte seiner Committenten wahrgenommen worden seyen," so wie von dem kaiserl. österreichischen Congreßgesandten, Freiherrn v. Wessenberg, die offizielle schriftliche Eröffnung vom 19. Juni 1815: „Daß der Churfürst von Hessen die Verbindlichkeit habe, die Domainenkäufe anzuerkennen." Allein dessen ungeachtet enthielt die Congreßacte durchaus keine Bestimmung über die Angelegenheiten des aufgelöseten westphälischen Staats. Alle Schritte der Domainenkäufer bei der churhessischen Regierung waren vergeblich, und auf ihre Bittschrift vom 12. Febr. 1816, daß der Churfürst die Sache der Beurtheilung der obersten Landescollegien unterwerfen möchte, erfolgte den 27. Febr. der Bescheid: das Gesuch finde keine Statt. Dasselbe wurde auf die Schrift vom 8. April, worin sie um gerichtliche Erkenntniß wegen Aufrechthaltung des Besitzstandes baten, erwiedert. Eben so erfolglos war die Verwendung der churhessischen Landstände zu Gunsten der Käufer bei dem Churfürsten. Der preußische Staatskanzler, Fürst v. Hardenberg, und der österreichische Gesandte am Casseler Hofe, Graf von Buol-Schauenstein, verwiesen darauf die Käufer an die Entscheidung des Bundestags; doch wandten sie sich, auf des letztern Rath, noch einmal mit der Bitte um Schutz an die churfürstliche Regierung in Cassel. Allein sie erhielten keine Antwort. Nun sandten sie ihren Bevollmächtigten an den Bundestag. Auf dessen Vorstellung setzte die Bundesversammlung den 27. März 1817, indem sie ihre Competenz in dieser Angelegenheit aussprach, durch den churhessischen Gesandten den Churfürsten von

ihrer Ansicht der Sache in Kenntniß, daß den Supplikanten zur Ausführung ihrer Einrede der versionis in rem der Weg Rechtens eröffnet werde, und empfahl die Käufer churhessischer Domainen auf den Fall, daß die Einrede erwiesen würde, zur milden landesväterlichen Behandlung. Allein die Antwort des Churfürsten in der am 5. Mai 1817 zu Protocoll gegebenen Note, die in den heftigsten Ausdrücken abgefaßt war, wies die Sache ab. Doch ließ sie den Domainenkäufern den Beweis der versionis in rem offen. Dagegen gaben die Domainenkäufer eine in ähnlichem Tone geschriebene „Antwort auf die Aeußerungen des H. v. Lepel in Betreff der westphälischen Domainenkäufer" (Frankf. 1817) in Druck, so wie einen „Aufruf an die hohen verbündeten Mächte und die Fürsten des deutschen Bundes" (Germanien 1817) und eine Spolienklage gegen den Churfürsten: „Dringendes und rechtlich begründetes Restitutionsgesuch der westphälischen Domainenkäufer" (Frankf. 1817). Diese Klage wurde dem Bundestage übergeben, mit dem Gesuch, daß er vorläufig über die Rückgabe des Spoliums erkenne, nach Vollendung der organischen Bundesgesetze aber definitiv in Ansehung des Rechts selbst einen Beschluß fasse. Die meisten Gesandten waren von ihren Höfen instruirt, zur Befriedigung der Käufer auf das thätigste mitzuwirken, und der preußische gab den 17. Juli 1817 zu Gunsten derselben eine nachdrückliche Erklärung zu Protocoll. Hierauf erstattete der Referent, der herzogl. oldenburg. schwarzburg. und anhalt. Gesandte v. Berg, das von der Mehrheit genehmigte Gutachten, da den Domainenkäufern der Beweis der versionis in rem offen stehe, so seyen sie mit ihrem Restitutionsgesuche ab- und auf die Ausführung ihrer Einrede zu verweisen, damit jedoch eine nochmalige Empfehlung gerechter und milder landesväterlicher Behandlung zu verbinden. Die österreichische Bundesgesandtschaft erklärte ausdrücklich, daß die Zuversicht, daß eine solche Empfehlung ihren Zweck nicht verfehlen werde, sie bisher abgehalten habe, auf eine weitere Einschreitung des Bundestages in dieser Angelegenheit anzutragen. Außer dem churhessischen Gesandten weigerte sich bloß der großherzogl. badensche, in dieser Sache zu stimmen, „so lange nämlich," war seine Erklärung, „die Hauptfrage noch nicht entschieden sey, wiefern die im Tilsiter Frieden 1807 formell anerkannte und nachher mit allen (?) Mächten Europa's in Verkehr getretene westphälische Regierung, mit welcher namentlich mehrere Bundesstaaten Staatsverträge geschlossen, mit dem Prädikate einer usurpatorischen und deren Folgen belegt werden könne?" — Nunmehr führte der Bevollmächtigte der Domainenkäufer die Sache auf dem vom Churfürsten angebotenen Wege Rechtens vor den inländischen Gerichten durch alle Instanzen; allein das Oberappellationsgericht zu Cassel entschied den 31. Jan. 1818 gegen ihn, und zwar auf den Grund der churfürstlichen Cabinetsverordnung vom 14. Jan. 1814, als eines vom Souverain in der Eigenschaft des höchsten Gesetzgebers selbst ausgeflossenen Gesetzes. Hierauf kehrte der Bevollmächtigte an die Bundesversammlung zurück, und übergab derselben den 14. Febr. 1818 eine gedruckte Bittschrift, worin er sie ersuchte, entweder eine Commission niederzusetzen zur Aufstellung von Grundsätzen über die Regulirung der Angelegenheiten des aufgelöseten Königreichs Westphalen, oder bei den verbündeten Mächten, als europäischen Friedensstiftern und Gesetzgebern, die das westphälische Gebiet erobert und einen Theil desselben an den Churfürsten von Hessen wieder abgetreten haben, die Festsetzung der Grundsätze zu veranlassen, nach

welchen die auf den aufgelöseten westphälischen Staat sich beziehenden Gegenstände zu entscheiden seyen. — So stand noch im Sommer 1818 eine Sache, welche, wenn man das Land Hessen als ein Privateigenthum seines Regenten und die vormalige westphälische Regierung als eine usurpatorisch-militärische ansieht, und dabei auf den 16. Art. des Pariser Friedens vom 30. Mai 1814 keine Rücksicht nimmt, nach dem Aufsatze im deutschen Beobachter, Nro. 629. 1818, gegen die Domainenkäufer entschieden werden müßte. Der Verf. des Aufsatzes meint nämlich: das regierende Geschlecht und das Volk seyen Eins, welche mit einander unter einer rechtmäßigen Ehe (Gesetz) leben, die weder einseitig könne gebrochen noch aufgehoben werden. Nun sey Churhessen von einer fremden Militär-Regierung besetzt worden, ohne daß das regierende Haus das Land an dieselbe abgetreten, noch sie anerkannt habe; folglich sey der alte Regent, nachdem das Franzosenthum sich verlaufen — denn Hessen sey nicht erobert (?) worden — in seinen nur unterbrochenen, nie aufgegebenen, Besitz zurückgetreten, und als souverainer Gesetzgeber könne er über den innern Zustand seines Landes entscheiden, ohne daß ein anderer Staat das Recht habe, ihm darein zu reden, und es gebe bei Beurtheilung der Acte der Militär-Regierung keinen andern leitenden Gesichtspunkt, als den der politischen Klugheit. Da nun die Militär-Regierung in Westphalen nur kurze Zeit gedauert habe, so seyen ihre Acten so wenig in das bürgerliche Leben eingedrungen, daß man die meisten ohne Nachtheil für die Gesellschaft verwerfen könne. Dieß habe der Churfürst kraft seiner souverainen Gewalt in Ansehung der Domainenkäufer gethan, und die hessischen Gerichte seyen gehalten, nach diesem Gesetze zu sprechen, ohne irgend eine Dazwischenkunft einer andern Macht. — Dagegen führen die Domainenkäufer wohl nicht ohne Grund an: 1) Die westphälische Regierung sey durch den Frieden von Tilsit gestiftet und von allen Mächten des Continents, die Deutschland von den Franzosen befreit hätten, anerkannt worden, folglich eine staatsrechtlich begründete Regierung gewesen; auch sey ihr von den Unterthanen feierlich gehuldigt worden; 2) der Churfürst habe seine Staaten von denselben Mächten zurückerhalten, welche das Königreich Westphalen als rechtmäßig anerkannt hätten; 3) nach der Staatspraxis seyen deutsche Staaten aufgelöset worden, ohne Einwilligung der Souverains, z. B. das Fürstenthum Isenburg, wovon einen Theil sogar der Churfürst von Hessen selbst seinen Staaten einverleibt habe; 4) in andern Staaten, welche in Ansehung der Nichtabtretung mit Churhessen in gleicher Categorie sich befänden, wie Frankreich, Neapel, der Kirchenstaat, Polen, Holland, sey die Rechtsgültigkeit der unter der Zwischenregierung Statt gehabten Domainenveräußerungen vollkommen anerkannt worden. Hierzu komme noch: 5) daß das eingezahlte Kaufgeld größtentheils zum Nutzen des Landes verwendet und ein Theil der alten Landesschuld damit getilgt worden sey; 6) daß der Churfürst für den Verlust der veräußerten Domainen durch neue Domainen entschädigt worden sey, welche unter der westphälischen Regierung dem Staatseigenthume zugewachsen. Endlich setze der 16te Artikel des Pariser Friedens vom 30. Mai 1814 ausdrücklich fest: es solle allen Staatsbürgern in den abgetretenen und restituirten Ländern der ungestörte Besitz ihres in der verflossenen Periode erworbenen Eigenthums zugesichert werden, dergestalt, daß unter keinem Vorwande Reactionen in dieser Hinsicht gestattet seyn sollen. — Ist dieser Artikel

auf das ehemalige Königreich Westphalen anwendbar, so scheint die Gültigkeit der annullirten Domainenkäufe keinem Zweifel zu unterliegen, auch wenn die Monarchen, welche den Zustand von Europa und Deutschland — ohne Zuziehung des Churfürsten von Hessen — geordnet haben, die ehemalige westphälische Regierung — was jedoch kaum zu denken ist — nicht als staatsrechtlich vorhanden gewesen ansehen sollten. K.

Dominium, die Herrschaft, insbesondere die Gutsherrschaft, desgl. das Eigenthum oder Eigenthumsrecht. In der Rechtssprache ist dominium directum das grundherrliche Eigenthum, Obereigenthum im Gegensatz des dominium utile oder Nutzeigenthums, d. i. ein solches, dessen Inhaber die Nutzungen eines Grundstücks genießt, aber nicht Eigenthümer des Bodens (Proprietär) ist und über ihn verfügen kann; dominium liberum, ein freies, unbeschränktes Eigenthum; dominium publicum, das landesherrliche Eigenthum.

* Donatisten hießen die Anhänger des Donatus, eines numidischen Bischofs, der wegen seiner 311 bei einer streitigen Bischofswahl geltend gemachten Weigerung, die Traditoren d. h. solche Kleriker, welche während der Verfolgungen die heiligen Bücher an heidnische Obrigkeiten ausgeliefert hatten, für amtsfähig anzuerkennen, mit seinen Freunden aus der Gemeinschaft der römischen Kirche trat und eine eigene Secte stiftete, welche gefallene Christen, wenn sie auch schon getauft waren, nicht ohne Wiedertaufe aufnahm. Diese Schismatiker herrschten in den christlichen Provinzen von Nordafrika, und zählten im Jahre 330 schon 172 Bischöffe ihres Bekenntnisses. Noch erhöht wurde ihre hierarchische Strenge durch die Beobachtung des novatianischen Grundsatzes, Abgefallene oder grobe Sünder überhaupt auszustoßen und die vollkommenste Unbescholtenheit des Glaubens und Lebens ihrer Lehrer und Glieder für das wesentlichste Merkmal der wahren Kirche zu erklären, ohne das der heilige Geist nicht in ihr herrschen könne; eine Behauptung, welche später in das catholische Dogma von der alleinseligmachenden Kirche überging. Furchtbar machten sich die Donatisten durch die von ihnen aufgewiegelten Schwärme fanatischer Bauern, die um 348 unter dem Namen der Circumcellionen das zu ihrer Bekehrung eingedrungene kaiserliche Heer angriffen, und in Mauritanien und Numidien 12 Jahre hindurch das Land mit Plünderung, Mord und Selbstmord verheerten; denn das Märtyrerthum wurde von ihnen eifrigst gesucht, und sie ließen sich von den Catholischen freiwillig umbringen. Ihren Untergang fand diese im 4ten und 5ten Jahrhundert blühende Secte erst, als die Provinzen, die sie erfüllte, von den Saracenen der Christenheit entrissen wurden. E.

Dorien, Doris, 1. ein kleines Land auf der karischen Küste von Kleinasien, wohin die von den Atheniensern gedrängten Dorier (s. d. Art.) ihre Zuflucht nahmen; 2. ein kleiner Staat in Griechenland, der von den Doriern bewohnt wurde, ehe sie mit den Herakliden vereint in den Peloponnes einfielen. Von seinen vier Städten, Pindus, Erineus, Cytinium und Bohum hieß es auch Tetrapolis. Der Pindus, Oeta und Parnaß umgaben es.

Doris, s. Nereus.

† Dortmund an der Ems, mit 5 bis 6000 Einwohnern, ward im J. 800 von Carl dem Großen aus drei Dörfern als Stadt gestiftet. An der Nordseite stand dicht an den Mauern außerhalb die alte Kaiserburg Munda, in der auch der Graf Teutmann, viel-

richt als Pfalzgraf, einst hauf'te, welchen Carl der Große 788 mit der Grafschaft Dortmund belehnte. Bald nach Gründung der Stadt soll Carl den obersten Stuhl des westphälischen Freischöffengerichts daselbst gestiftet haben. Im Jahr 808 fing er den Dom Panthaleons zu bauen an, welchen Ludwig der Fromme vollendete. Heinrich II. hielt 1005 hier eine Kirchenversammlung und 1016 einen Reichstag. Ueberhaupt war Dortmund Jahrhunderte lang oft der Ort der kaiserlichen Hofhaltung. Als Friedrich I. im Jahr 1180 hier einen Reichstag hielt, saß er selbst zur Fehme beim Hauptstuhle zum Spiegel, am Rathhause, als Stuhlherr zu Gerichte; noch im J. 1377 verweilte Carl IV. hier längere Zeit. Dorpat (Neu-Dortmund) in Liefland, eine von Dortmund ausgegangene Colonie, empfing 1275 von der Mutterstadt seine Gesetze. Eine merkwürdige ein und zwanzigmonatliche Belagerung von 48 Landesherren hielt Dortmund in den J. 1387 und 88 aus, und erkämpfte sich einen ehrenvollen Frieden. Die Macht und der Flor der Stadt stiegen immer höher. Im sechszehnten Jahrhundert hatte Dortmund gegen 50 Thürme, 4 Bastionen und dreifache breite Mauern; es zählte 10,000 Häuser und gegen 50,000 Einwohner, und besaß seit 1543 eins der drei Archigymnasien Westphalens. Seinen Hauptflor gab ihm die Zeit der Hanse. Es hatte damals große Fabriken in Tuch, Eisen und Hüten, ansehnliche Bierbrauereien, und war der Stapelplatz zwischen Antwerpen und Bremen, wo alle durchgehenden Waaren drei Tage lang zum Verkauf ausgestellt werden mußten. Aber von dieser Höhe sank es nach und nach herab, wozu innere Unruhen, die allmählige Auflösung der Hanse, die Religionskriege im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert, und das Streben der Großen, die Kleinen immer mehr zu beschränken und sich zu unterwerfen, als Hauptursachen beitrugen. — In der neuern Zeit ward **Dortmund** 1803 dem Prinzen von Oranien zugetheilt, dann wurde es der Hauptort des bergischen Departements der **Ruhr**, und hierauf an **Preußen** gegeben.

Dotationen Napoleons, sind oder waren vielmehr Schenkungen von Staatsgütern, welche Napoleon in den eroberten Provinzen als Antheil an der Kriegsbeute seinen Feldherren und Dienstmannen überließ; ähnlich dem Antheil am Raube, welchen die alten Longobarden-Könige ihren Leuten (Vasallen) nach Vertheilung des eroberten Landes zuwarfen. Diese Dotationen, welche bisweilen mit einem Adelstitel verbunden waren, hatten sowohl in Hinsicht des Besitzes als der Vererbung, die Natur von **Majoraten**. Zu ihrer Errichtung gab es eine besondere mit der Intendanz der außerordentlichen Domainen verbundene Staatsbehörde, unter dem Namen des Conseil du sceau des titres. Dieses sah darauf, daß Alle, welche von dem Kaiser Dotationen in fremden Ländern erhalten hatten, diese Güter verkauften, und zwar die erste Hälfte binnen der ersten, und die zweite Hälfte binnen der folgenden zwanzig Jahre, so daß in einer Frist von vierzig Jahren alle diese Güter veräußert, und entweder in Renten oder in Domainen im Innern des Reichs verwandelt seyn mußten. Solche Donatairs wurden von dem Reichserzkanzler Brevets der Investitur ausgefertigt; die Erben aber mußten binnen drei Monaten nach dem Tode des Donatairs bei dem Conseil um ein Bestätigungsbrevet anhalten. Auch konnten von dieser Behörde mehrere Dotationen desselben Besitzers in eine Masse zusammengeworfen oder durch sein eigenes Vermögen ergänzt werden, wenn sie einzeln nicht Einkünfte genug gaben, um sie zu einem Ma-

jorate mit dem Ritter-, Baronen-, Grafen- oder Herzogs-Titel zu erheben. Wurde der General-Procurator des Conseils von der Erlöschung der männlichen Descendenz des Titulars eines Majorats, dessen Dotation ganz oder zum Theil vom Kaiser herrührte, benachrichtigt, so mußte er davon dem Intendanten der kaiserlichen außerordentlichen Domaine, oder dem Intendanten der kaiserlichen Privatdomaine Anzeige machen, je nachdem die Güter von jener oder dieser Domaine hergekommen; worauf die Intendanten sogleich Besitz davon ergriffen, um das Heimfallsrecht der Güter an den Schatz zu sichern. Ein Decret vom 13. Mai 1809 verordnete in den nicht zu dem französischen Kaiserstaate gehörigen Ländern, wo der Kaiser solche Dotationen zu Majoraten erhoben hatte, besondere Beamten: Agens conservateurs, welche vorzüglich dahin sehen mußten, daß der Titular die Majoratsgüter gut verwaltete, und daß sie, wenn sich der Heimfall ereignete, in ihrer Integrität und ungesäumt wieder mit der französischen Krone vereinigt wurden. Es ist übrigens bekannt, wie sehr diese Güter ausgepreßt, und wie viele Summen durch ihre Veräußerung aus den auf solche Art von Napoleons Finanzkunst decimirten Ländern nach Frankreich gezogen wurden. Man denke an die beträchtlichen Dotationen, welche Napoleons Feldherren in dem Herzogthum Warschau, in dem Königreich Westphalen, im Großherzogthum Berg, in Italien, Holland u. s. w. erhielten; und an die Mittel, welche die neuen Besitzer anwandten, um sie so schnell als möglich recht theuer zu verkaufen. Nicht selten mußte der Landesherr die Güter mit niedergeschlagenen Hölzern u. s. w. für den Preis, den der mächtige Donatair foderte, an sich kaufen. Schwerlich hatte je ein römischer Proconsul seine Provinz so systematisch bis auf den Grund und Boden ausgedrückt.

Dragge, s. Dregg.

Draissine, eine vom Forstmeister Herrn von Drais zu Mannheim im J. 1817 erfundene Fahrmaschine; daher der Name Draissine. Diese Maschine besteht aus zwei hinter einander stehenden Rädern, welche ein Gestell mit einander verbindet, auf dessen obern Steg ein Sitz in Form eines Sattels angebracht ist. Vor dem Sattel ist in einer Höhe von ungefähr 3/4tel Elle ein Bügel befindlich, auf dem beim Fahren die Arme ruhen; und von diesem gehet von dem vordern Rade ein mit einem Querstab versehener Schenkel in die Höhe, wodurch die Fahrmaschine, da das vordere Rad, wie bei allen Wagengestellen, beweglich ist, gelenkt wird, je nachdem man den Stab rechts oder links wendet. Will man die Draissine nun zum Fahren gebrauchen, so setzt man sich auf den Sattel und schiebt indem man mit einem Fuße um den andern auf den Erdboden auftritt, die Maschine fort. Dabei muß man aber zwei Dinge sehr in seiner Gewalt haben, einmal eine gute Balance, und dann eine gute Fertigkeit im Lenken. Wer einmal diese beiden Haupterfodernisse sich zu eigen gemacht hat, soll in einer Stunde bequem eine deutsche Meile (jedoch auf gutem ebnen Wege) zurücklegen können. Der Erfinder verfügte sich 1818 mit seiner Maschine nach Paris, wo er damit großen Beifall einärndtete. Die Franzosen nannten sie Velocipède.

* Drake (Francis). Dieser große englische Seemann wurde geboren zu Tavistock in Devonshire im J. 1545. Sein Vater übergab ihn, damit er das Gewerbe eines Seemanns erlernen möchte, dem Patron einer Barke, welche längs der Küste fuhr und zuweilen

Waaren nach Irland und Frankreich überführte. Drake gewann die Liebe seines Herrn in dem Grade, daß dieser ihm bei seinem Tode sein Fahrzeug vermachte. Ein Verwandter von ihm, Sir John Hawkins, interessirte sich sehr für ihn, und ließ ihm ordentlichen Unterricht ertheilen. Im 18ten Jahre wurden Drake'n einzelne Geschäfte auf einem Schiffe anvertraut, welches nach Biscaya Handel trieb; im 20sten machte er eine Reise nach der Küste von Guinea, und im 22sten erhielt er den Oberbefehl eines Schiffs und benahm sich in dem unglücklichen Gefechte, welches Sir John Hawkins gegen die Spanier in dem Hafen von Vera-Crux zu bestehen hatte, mit vieler Tapferkeit; allein er verlor dabei auch alles, was er besaß. Er faßte nun einen solchen Haß gegen die Spanier, daß er bloß auf Mittel dachte, ihnen allen möglichen Schaden zuzufügen. Kaum hatte er diese Absicht in England merken lassen, als sich eine Menge Abentheurer an ihn anschloß. Er bewirkte nun zwei Unternehmungen nach Westindien, vermied jedoch noch mit den Spaniern zusammenzutreffen; der Erfolg seiner Reise war indeß der, daß er nicht nur die Schiffseigenthümer vollkommen befriedigte, sondern auch einen solchen Ruf erwarb, daß er seinen bedeutendern Plan ausführen konnte. Im J. 1572 lief er mit zwei Schiffen aus, wovon das eine von seinem Bruder befehligt wurde, und griff die Städte Nombre de Dios und Venta Cruz, auf der östlichen Küste der Erdenge von Panama gelegen, an, nahm sie mit Sturm und machte dabei eine ansehnliche Beute. Nach der Rückkehr von dieser Unternehmung machte er von den dabei erworbenen Reichthümern einen edlen Gebrauch, indem er drei große Fregatten auf seine Kosten ausrüstete, mit denen er als Freiwilliger in Irland unter den Befehlen des Grafen Essex, des Bruders des durch sein Unglück allgemein bekannten Essex diente. Beim Tode dieses seines Beschützers kehrte er nach England zurück. Sir Christoph Hatton, Vicekammerherr und Rath der Königin Elisabeth, stellte ihn dieser Fürstin vor, der Drake seinen Plan vorlegte, durch die magellanische Meerenge in die Südsee zu dringen, um hier die Spanier anzugreifen. Die Königin gab ihm die Mittel, eine Flotte von fünf Schiffen für diesen Zweck auszurüsten. Drake ging von Plymouth den 13. Nov. 1577 ab, und kam in die magellanische Meerenge den 20. Aug. 1578; den 6. Nov. gelangte er an den Ausgang, und wurde den Tag darauf von einem Sturme überfallen, der ihn nach Süden zu steuern zwang. Als er an das Ende der Meerenge zurückgekommen war, legte er der Bay, wo er ankerte, den Namen Parting of friends (Trennung der Freunde) bei, weil er, als er sie verließ, von einem seiner Schiffe getrennt wurde. Neue Windstöße trieben ihn abermals nach Süden. Er befand sich nun zwischen den Inseln, welche die Geographen auf den Charten neuerer Zeit zweihundert Stunden westlich von Amerika bemerkt haben, von denen aber Fleurieu bewiesen, daß sie Eins sind mit den zahlreichen, noch jetzt wenig bekannten Inseln, welche den südwestlichen Theil des Archipels des Feuerlandes ausmachen, und gezeigt, daß Drake damals das Cap Horn gesehen hatte, eine Entdeckung, deren Ehre ihm auch hätte bleiben sollen. Den 20. Nov. kam Drake im Angesicht der Insel Mocha südlich von Chili an, wo er einen Sammelplatz für seine Flotte bestimmt hatte. Da er keines seiner Schiffe eintreffen sahe, setzte er seinen Lauf nach Norden fort, längs de. Küsten von Chili und Peru, indem er jede Gelegenheit wahrnahm, sich der spanischen Schiffe zu bemächtigen und Landungen zu machen,

Da seine Mannschaft einigermaßen beutesatt war, folgte er der Küste von Nordamerika bis zum 48sten Grade nördlicher Breite, weil er hoffte, eine Durchfahrt in den atlantischen Ocean zu finden. Getäuscht in seiner Erwartung und durch die Kälte genöthigt, bis zum 38sten Gr. zurückzugehen, gab er dem Platze, wo er seine Schiffe ausbesserte, den Namen Neu-England, und nahm Besitz davon im Namen der Königin Elisabeth. Den 29. Sept. 1579 richtete er seinen Lauf nach den Molucken. Den 13. Oct. traf er auf Inseln, bewohnt von den wildesten Menschen, die er noch gesehen hatte, und ankerte den 4. Nov. zu Ternate. Fast wäre er bei Celebes untergegangen. Bei seiner Abreise von Sumatra wollte er nach Malacca gehen, allein Umstände zwangen ihn, nach England zurückzukehren. Den 3. Nov. 1580 lief er zu Plymouth ein. Am 4. Apr. 1581 kam Elisabeth selbst auf der Themse nach Deptford, wo Drake's Schiff vor Anker lag, speisete bei ihm am Bord, schlug ihn zum Ritter, und billigte Alles was er gethan hatte. Im J. 1585 beunruhigte Drake die Spanier von neuem auf den Inseln des Cap Verd und in Ostindien. Zwei Jahre nachher befehligte er eine Flotte von 30 Segeln, die im Hafen von Cadix eine Abtheilung der berühmten Armada verbrannte, und 1588 wurde er Viceadmiral unter Lord Effingham, dem Großadmiral von England, um sich dem Angriffe der spanischen Flotte entgegenzustellen. Eine reich beladene Gallione ergab sich ihm auf die bloße Nennung seines Namens, und bei der Verfolgung des geschlagenen Feindes zeichnete sich Drake abermals sehr aus. Im folgenden Jahre erhielt er den Befehl derjenigen Flotte, welche Don Antonio wieder auf den Thron von Portugal setzen sollte. Allein dieses Unternehmen scheiterte wegen des Mißverständnisses zwischen Drake und dem Generale der Landtruppen. Der Krieg mit Spanien dauerte fort; Drake und Hawkins schlugen der Elisabeth eine neue Unternehmung gegen die Spanier in Westindien vor, welche alle vorhergehenden verdunkeln sollte. Sie wollten sogar einen Theil der Kosten tragen, und die Königin lieferte die Schiffe. Man erreichte jedoch damit nicht ganz den Zweck. Den 12. Nov. 1595, dem Todestag von Sir John Hawkins, wurde Drake's Schiff beim Absegeln vom Fort von Porto Rico von einer Kanonenkugel durchbohrt, welche den Stuhl mitnahm, worauf Drake saß, ohne ihm Schaden zu thun. Den andern Tag wurden die spanischen Schiffe vor Porto Rico mit Ungestüm angegriffen, allein ohne Erfolg. Hierauf segelte er nach dem festen Lande, nahm und verbrannte Rio de la Hacha und Nombre de Dios. Als er aber einige Tage nachher eine Expedition gegen Panama gesandt hatte, welche ganz verunglückte, wurde er darüber so mißmuthig, daß er in ein schleichendes Fieber verfiel, welches seinem Leben den 30. Dec. 1596 ein Ende machte. Unter den ehrenvollen Anwendungen seines Vermögens muß erwähnt werden die Erbauung einer Wasserleitung von 20 englischen Meilen, die er im Jahr 1581 ausführen ließ, um Plymouth mit Wasser zu versorgen. Eine der in der Folge so wichtigen Früchte seiner Reise war die, daß er den Erdäpfelbau in Europa veranlaßte; denn er brachte diese Frucht zuerst mit. Die erste Beschreibung dieser Reise wurde verfaßt von Franz Pretty, der unter Drake diente. Sie erschien unter dem Titel: The famous Voyage of Sir Francis Drake into the south Sea and hence about the whole globe of the Earth. London 1600 in 12mo. Später ist die Unternehmung öfter beschrieben worden.

Dresdens Kunstsammlungen. Das liebliche Dresden im reizenden Elbthal ist längst als deutsches Florenz anerkannt; es hatte in den kunstliebenden Augusten einen Cosmus und Lorenzo, und Herders freundlicher Wunsch:

„Blühe, deutsches Florenz mit deinen Schätzen der Kunstwelt;
„Stille gesichert sey Dresden-Olympia uns!"

wurde selbst in den neuern harten Kriegesstürmen erhört. Eine rettende Aegide schien bei allen Schicksalswendungen über Dresdens herrlichen Kunstschätzen zu schweben; sie blieben unangetastet, stillgesichert, in Zeiten, wo kein Eigenthum mehr heilig schien. Nirgends könnten sie aber auch passender und schöner bewahrt werden als in diesem glücklichen Mittelpunkt zwischen Süd- und Nord-Deutschland. Um eine Uebersicht dieser berühmten Kunstsammlungen zu geben, denen wir glaubten einen eignen Art. widmen zu dürfen, wollen wir mit der reichsten derselben: der Gemäldegallerie anfangen. Schon die frühern Fürsten des sächsischen Hauses zeichneten sich durch Kunstliebe aus. Herzog Georg, der Gönner und Freund Lukas Kranachs, des Altvaters sächsischer Kunst, sammelte schon Gemälde. Moritz, der erste Churfürst albertinischer Linie, stellte diese Sammlung in der Kunstkammer auf. Georg I. und II. ließen durch den Hofmaler Kilian Fabrizius thätig sammeln. Unter August II., König von Polen, wurde die Sammlung ansehnlich vermehrt und kam aus dem ehemaligen Riesensaal in das zweite Stockwerk des Schlosses; ihren Glanz und ihre herrlichsten Schätze aber verdankt sie August III., der die Gemäldesammlung von Modena für 1,200,000 Thaler erwarb, und in Italien und andern Ländern klassische Meisterwerke kaufte, besonders aber dadurch, daß er für 17,000 Dukaten eines der allervorzüglichsten Werke Rafaels, seine Himmelskönigin, kaufte, die Dresdner Sammlung krönte. Das obere Stockwerk des Stallgebäudes wurde zu einer würdigen Aufstellung der Gemälde eingerichtet, und seit 1747 befindet sich die Sammlung hier. Das Ganze besteht aus drei Abtheilungen: a) die äußere Gallerie; b) die innere Gallerie; c) das Pastell-Kabinet. Die äußere Gallerie besteht aus Werken niederländischer, holländischer, deutscher, französischer und einiger italienischer Meister, sie enthält 1011 Gemälde; so vollzählig wurde sie erst seit 1816, wo viele treffliche kleine Gemälde niederländischer Meister dazu kamen, welche seit dem Tode Augusts III., dessen Zimmer sie schmückten, immer eingepackt geblieben waren; jetzt bekamen sie die Stelle größerer aber minder bedeutender Bilder der Gallerie. Seitdem wurden auch alle Abtheilungen an den Galleriewänden und Fensterpfeilern bezeichnet, und es erschien ein neues Sach- und Ortsverzeichniß der Gemälde. Seit Paris die erbeuteten Kunstschätze zurückgab, ist die Dresdner Sammlung die reichste, besonders in der italienischen Schule. Unter den niederländischen Werken finden wir: über 30 Gemälde von Rubens, worunter die Löwenjagd; Neptun, den stürmenden Winden gebietend (Quos ego!); das Bild seiner beiden Söhne; Proserpina's Raub; Clelia, aus dem Etrusker Lager fliehend; Meleager und Atalanta; der heilige Hieronymus; die Satirskenfamilie; der Liebesgarten, die vorzüglichsten sind. Von Van Dyk sind 18 Gemälde hier, worunter man die Bildnisse König Karls I. von England und dessen Gemahlin Henriette, so wie seiner drei Kinder, den 151 Jahr alten Thomas Parker, den büßenden Hieronymus und die Dame besonders

bemerkt. Unter vielen Gemälden Rembrands zeichnen sich das Bildniß seiner Tochter, das seiner Mutter, das Fest des Ahasverus, und sein Bild von sich und seiner Frau, besonders aus. Von dessen Schüler Ferdinand Bol ist die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten und David mit dem Uriasbrief besonders merkwürdig. Treffliche Gemälde von Adrian von Ostade sind hier, z. B. das eigne Bild des Künstlers vor der Staffelei, eine holländische Bauernschenke rc. Von Gerhard Dow bewundert man besonders den betenden Einsiedler, und zwei Bildnisse von ihm selbst, einmal zeichnend und einmal die Violine spielend. Von Franz van Mieris ist der Kesselflicker, und sein eignes Bildniß, so wie von Caspar Netscher die Darstellung der Frau von Montespan und mehrerer Frauen in Putzzimmern, von der fleißigsten Ausführung. Von David Teniers sprechen mehrere große Gemälde durch die Wahrheit im Ausdruck sehr an. Von Philipp Wouvermann sind sehr viele herrliche kleine Gemälde hier, worunter man das Feldlager, den Pferdemarkt, und mehrere Reitergefechte besonders bewundert. Eine ganze Reihe der schönsten Werke des Adrian van der Werf sind hier, worunter die Verstoßung der Hagar, das Urtheil des Paris, seine eigene Familiengruppe und eine Verkündigung vorzüglich zu bemerken. Viele Bilder von Terburg, van der Helst, Poelemburg, Albert van Everdingen, van der Neer, Paul Potter, Nikolaus Berchem, van der Goyen, Andreas Both, Franz Snyders, de Heem, Eckhout, Huysum, Denner, Seybold, Wynants rc. sind wahre Zierden der Gallerie, doch ganz vorzüglich schön sind die herrlichen Landschaften von Ruysdael; seine Jagd, sein Kirchhof, sein Kloster, sein Wasserfall, sein Bergschloß und seine Waldgegenden sind von außerordentlicher Wahrheit und dabei höchst dichterisch angeordnet; einige schöne Stücke von Hondekoeter, z. B. Federvieh vor einem Raubvogel erschreckend rc. sind nicht zu übersehen, so wenig wie die herrlichen perspectivischen Architekturgemälde von Neefs und Steenwyk. An Werken der altdeutschen Schule ist die Sammlung nicht besonders reich, doch eines ist hier, welches die Perle der vollständigsten Sammlung dieser Art seyn würde, nämlich das himmlische Mutter-Gottes-Bild von Holbein, vor dem die Familie des Bürgermeisters Meyer aus Basel knieend und betend vorgestellt ist. Außerdem sind mehrere vorzügliche Bilder von Albrecht Dürer hier, nämlich: die Kreuztragung, die sterbende Maria, der betende Greis rc. Auch von Johann von Eyck und Lukas von Leyden kann man hier Werke finden. Von den Werken der französischen Schule sind besonders zu erwähnen: zwei vortreffliche große Landschaften von Claude Lorrain, mehrere schöne Gemälde von Nicolas Poussin, z. B. Noah's Opfer, die Anbetung der Weisen, die Aussetzung des Moses in dem Nil, das Reich der Flora; von Le Brün eine heilige Familie „le Silence;" und von Moucheron mehrere gute Arbeiten. Von neuern deutschen Meistern bemerken wir hier viele köstliche Arbeiten von Dietrich, einige von Mengs, ein treffliches eignes Bildniß von Graff, und eine liebliche Kindergruppe von Vogel, dem anmuthigen Darsteller zarter Kindheit. Unter den Gemälden der italienischen Schule in der äußern Gallerie sind besonders merkwürdig: Johannes der Täufer, von Batoni, eine treffliche Nachbildung von Rafaels heiliger Cäcilia, von Giulio Romano, und die heilige Nacht, von

Notari. Jetzt wenden wir uns zur innern Gallerie und zuerst zur höchsten Zierde derselben: Rafaels Madonna, mit dem heiligen Sixtus und der heiligen Barbara, aus des Künstlers schönster Zeit, 3 — 4 Jahre vor seinem Tode gemalt, und ursprünglich für das Kloster der Benediktinermönche vom heiligen Sixtus zu Piacenza bestimmt, das höchste Ideal aller Madonnen. Höchst interessant ist es, in der Dresdner Gallerie die herrlichsten Werke Correggio's aus seinen drei verschiedenen Manieren studiren zu können. In keiner Gallerie kann man diesen hohen Künstler besser kennen lernen, als hier. Die großen Werke seiner ersten Manier sind überaus selten, die Madonna des heiligen Franziskus ist ein himmlisches Gemälde aus dieser Zeit, welches an Reinheit des Styls und tiefem Gefühl mit Rafaels Werken wetteifert; aus seiner zweiten Periode ist die weltberühmte heilige Nacht, dies wundervoll schöne Weihnachtsbild, dessen Hauptgedanke gewiß das höchste ist, was neuere christliche Kunst hervorbrachte, und dessen Ausführung an Vollendung und Zauber in dem Helldunkel alles übertrifft, was irgend ein Künstler jemals leistete; außerdem ist noch die Madonna des heiligen Georgs aus dieser zweiten Periode, ein Bild voll Farbenpracht und Lichtesklarheit. Aus der dritten vollendetsten Periode Correggio's ist seine Madonna des heiligen Sebastian, seine herrliche kleine Magdalena, diese ächte Perle im Gebiete der Kunst, und das Bildniß seines Arztes. Rafaels geliebter Schüler, Giulio Romano, eifert in seiner heiligen Familie, Maria mit dem Wasserbecken, dem großen Meister glücklich nach. Von Andrea del Sarto sind mehrere herrliche Werke da, besonders Abrahams Opfer, und die Verlobung der heiligen Katharina mit dem Jesuskind. Von Leonardo da Vinci ist das wundersam ausgeführte Bildniß des Herzogs Sforza von Mailand hier. Von Bartolomeo Bagnacavallo ist ein herrliches Altarblatt im grandiosen Styl, die auf Wolken thronende Maria mit dem Jesuskind, zu deren Füßen vier Heilige gleich Stützen der Kirche stehen. Die vier Kirchenväter, von Dosso Dossi, und seine allegorische Gestalt der Gerechtigkeit; der große Bacchuszug, von Benvenuto Garofalo und seine, das göttliche Kind anbetende Jungfrau Maria, und der lehrende Christus, von Giovanni Bellino, gehören zu den herrlichsten Werken des ernsten, älteren Styls; aus noch älterer Zeit leuchten in kindlicher Klarheit und Innigkeit Francesco Francia's allegorisches Gemälde, die Religion vorstellend, und Pietro Perugino's Anbetung der Weisen, zu uns herüber. Die venetianische Schule kann man hier kennen lernen durch viele treffliche Werke Tizians, besonders seine lebenathmende Venus, seinen Christus mit dem Zinsgroschen, seine heilige Familie, vom Herzog Alphons von Ferrara verehrt, und mehrere Bildnisse; durch Palmavecchio's Madonna mit dem überaus lieblichen Jesuskinde, und seine drei Schwestern; durch Tintoretto's Parnaß und sein Concert; durch Paul Veronese's Kreuztragung, seine Jünger zu Emaus, seine Hochzeit zu Kanaan, seine Kreuzigung und seine Familie Concina vor der heiligen Jungfrau. Von den Meistern der reichen lombardischen Schule besitzt diese Gallerie die vortrefflichsten Werke, worunter besonders Hannibal Caracci's emporstrebender Genius des Ruhms (Opera dell' elemosina), seine Madonna des heiligen Matthäus, und sein Christuskopf; Guido Reni's zwei rührend-schöne, duldende Erlöserköpfe mit der Dornenkrone, seine Erscheinung des auf-

erstandenen Heilandes, seine Venus; Lodovico Caracci's herrliche kleine Madonna, welche die Leidensinstrumente von den Engeln getragen erblickt; Albani's lieblicher Tanz der Liebesgötter, seine Venus von scherzenden pfeilprüfenden Amorinen umgeben, seine Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, sein Besuch der Elisabeth bei Marien, sich als solche Werke auszeichnen, durch welche man die tiefste Eigenthümlichkeit dieser unsterblichen Meister kennen lernt. Als wahre Zierden der Gallerie und auserwählt gelungene Werke muß man noch erwähnen: die himmlisch-schöne, zart ausgeführte heilige Cäcilia, von Carlo Dolce, seinen das Brod segnenden Heiland; die reizende Magdalena in Lebensgröße, von Battoni; die ausdrucksvolle büßende Magdalena, von Franceschini; Loth mit seinen Töchtern, ein höchst effektvolles Gemählde, von Guercino da Cento, die heilige Nacht, von Carlo Maratti; die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, von Francesco Trevisani; die Madonna mit dem Jesuskinde, welches den kleinen Johannes küßt, von Geminiani; Hero und Leander, von Francesco Mola; die Madonna della Rosa, von Parmegiano; die heilige Familie, von Guilio Procaccini; und Joseph mit Potiphars Weib, von Carlo Cignani. Die innere Gallerie enthält 348 Gemählde. Ungern vermißt man in dieser so reichen Sammlung Dominichino's Werke; von diesem Meister ist kein einziges Gemählde hier. In dem Pastell-Cabinet sind noch über 150 Gemählde. Der Amor mit dem Pfeil, von Rafael Mengs, ist das Kleinod dieses Cabinets; es sind noch mehrere von diesem Künstler gemahlte Portraits hier zu bemerken, besonders sein eigenes und die seiner Schwestern; von einer derselben, Theresia Mengs, sind schöne Email- und Miniaturarbeiten hier. Das Chocolate-Mädchen, von Liotard, ist bekannt; von der Pastellmahlerin Rosalba Carriera sind fast alle übrigen Portraits in diesem Cabinet. Die Gemählde-Gallerie steht unter der Aufsicht des Oberkammerherrn. Vom Anfange des Maies an, bis Ende Septembers, ist es den Künstlern erlaubt, von 8 bis 12 Uhr Vormittags und von 3 bis 6 Uhr Nachmittags hier zu arbeiten. Der Inspector, Herr Demiani, und der Unterinspector, Herr Schweigart, zeigen in diesen Stunden, und nach vorgängiger Meldung auch außer dieser Zeit, Fremden die Sammlung, und mit wahrer Gefälligkeit wird stets in den Stunden, wo die Gallerie geöffnet ist, auswärtigen und einheimischen Kunstfreunden der Genuß dieser Schätze gestattet. — Tapeten nach Rafaels Zeichnungen. Diese sechs, achtehalb Ellen hohen, Tapeten sind sehr sehenswürdig. Sie werden im japanischen Pallast verwahrt, und von dem Hrn. Inspector Schulz, Aufseher der Porzellansammlung, gezeigt. Casanova gab Veranlassung zur Entdeckung dieser seltenen Kunstdenkmale, als er in seinen Vorlesungen die Vermuthung des Cardinals Albani, daß sich Tapeten nach Rafaels Zeichnungen, Geschenke Leo's X., in Dresden befinden müßten, mittheilte. Der kunstliebende Freiherr von Racknitz, damaliger Hausmarschall, forschte nach, und fand endlich 6 Tapeten, theils noch gut bewahrt, theils unscheinbar, bis auf eine, die verloren gegangen war. Die unkenntlich gewordenen Tapeten wurden sorgfältig gereinigt. Von 22 in Wolle gewirkten Tapeten, die Papst Leo X. in Arras verfertigen ließ, 7 nach Rafaels, die übrigen nach seiner Schüler Zeichnungen, wurden 7 nach Dresden und 5 nach Wien geschickt. Rafael's Originalzeichnungen auf Papier kamen nach England, wo sie jetzt in

Windsor, früher in Hamptoncourt, sich befinden. Die auf den in Dresden befindlichen Tapeten dargestellten Gegenstände sind: 1) Die Erblindung des Zauberers Elymas in Paphos, eine kunstvolle Gruppirung; 2) Paulus in Athen predigend, eine herrliche Gestalt; 3) das Opfer zu Lystra, eine schöne Gruppe; 4) Petrus und Johannes im Tempel (Ap. Gesch. Cap. 3); 5) Christus, als er zu Petrus sagt: „weide meine Schafe"; 6) der wunderbare Fischzug. Ohne Zweifel war der Tod des Ananias der Gegenstand der verlornen siebenten Tapete. Rafael's Geist ist überall sichtbar, obgleich einzelne Theile, durch die Schuld der Werkmeister in Arras, mißlungen sind. — Der Gemähldesaal auf dem Brühlschen Garten. Dieser wird auch oft der Doubletten-Saal genannt, er war in frühern Zeiten zur Aufnahme der Werke neuerer Künstler bestimmt. Seit den unlängst erfolgten Veränderungen in der Gemähldegallerie erhielt diese Sammlung einen ansehnlichen Zuwachs von Bildern niederländischer und französischer Meister, so wie von einigen Gemählden des Grafen Rotari, welche dort nicht mehr Platz fanden, so daß sie jetzt ungefähr 250 Gemählde enthält. Besonders merkwürdig sind die vielen großen Landschaften und Prospecte von dem Meister in der Perspective, Bernhard Bellotto, genannt Canaletto, aus Venedig, der seit 1764 Mitglied der Akademie zu Dresden war. Viele sächsische Gegenden, z. B. Königstein und Sonnenstein, ein Bergaufzug im Plauischen Grunde und mehrere innere Ansichten von Dresden, welche die ehemalige Gestalt verschiedener Gebäude und Stadttheile zeigen, sind von diesem Künstler mit treffender Wahrheit dargestellt. Auch sieht man hier mehrere Ansichten sächsischer Gegenden, z. B. des Oybin, des Liliensteines rc. von dem ehemaligen Hof-Mahler Alexander Thiele. — Das Augusteum oder die königliche Antikensammlung. Ueber diese treffliche Sammlung, welche in den einfach-schönen und hohen Sälen des japanischen Palais würdig aufgestellt ist, und die gewiß jedem, der sie unter der sinnigen Leitung des kenntnißreichen Archäologen, des vielverdienten Hofraths Böttiger, sahe, unvergeßlich blieb, gibt es ein schönes Prachtwerk: „das Augusteum, von Becker herausgegeben," welches treue Abbildungen aller bedeutenden hier befindlichen Antiken enthält. Um die Mitte des 16ten Jahrhunderts kaufte Churfürst August einige kleine Antiken und Münzen; Johann Georg III. vermehrte sie mit andern Alterthümern, und so bildete sich der Anfang dieser herrlichen Sammlung, die jetzt die erste in Deutschland ist. August II. nahm um das Jahr 1720 jene Antiken aus der Kunstkammer, und durch die Erwerbung der kostbaren Sammlung des Fürsten Chigi zu Rom, die er 1725 für 60,000 Scudi erhielt, und vieler einzelnen Antiken aus den Sammlungen der Cardinäle Albani und Bellori, der Mumien, die der berühmte Reisende della Valle aus Aegypten mitgebracht hatte, und der vom Grafen von Wackerbarth in Italien gesammelten Denkmale, ward er der eigentliche Stifter des Augusteums. Sein Nachfolger, der kunstliebende August III., bereicherte die Sammlung durch den Ankauf der Bronzen und modernen Skulpturarbeiten des Grafen Brühl, durch einige in Antium gefundene Denkmale, und vorzüglich durch die 3 unvergleichlichen Statuen der Herculanerinnen, die er für 6000 Thaler von den Erben des Prinzen Eugen von Savoyen kaufte. Der jetzige König vergrößerte ebenfalls die Sammlung, und wurde besonders dadurch ihr zweiter Stifter, daß er sie aus den engen Pavillons im großen Garten entkerkerte, und sie 1785 im Erdgeschosse des

japanischen Palastes aufstellen ließ. Leider sah der damalige Aufseher nur auf Symmetrie, nicht auf Gehalt, Styl und Bedeutung, und paarte oft das Mittelmäßigste mit dem Vortrefflichsten in diesen 10 Sälen zusammen (der 11te und 12te Saal enthalten bloß neue Bildwerke). Der Raum verbietet uns, hier mehr als eine gedrängte Uebersicht der Merkwürdigkeiten dieser Alterthümer zu geben. Zu den ältesten Bildwerken gehören drei Löwen von ägyptischem Syenit, von welchen zwei den Eingang des Kunstschatzes hüten, der dritte und schönste sich aber im Mumienzimmer befindet. Ein Isisbild mit dem Nilschlüssel. Vier Mumien, von denen besonders die beiden von della Valle mitgebrachten merkwürdig sind. Dazu ist ein ächt-ägyptischer Sarkophag aus Sykomorus. Alle diese Alterthümer, so wie mehrere Marmor-Sarkophage mit merkwürdigen Basreliefs, schöne Mosaiken, campanische Gefäße und slavische Alterthümer, sind in dem letzten Saale aufgestellt, in welchem das vor ungefähr 60 Jahren in Rom entdeckte Columbarium der Livia treu nachgebildet ist. Zu den köstlichsten Denkmalen des ältesten griechischen Styls gehört die dreiseitige Candelaberbasis mit dem darauf vorgestellten Dreifußraub und seiner Wiedereinweihung. Sie ist wahrscheinlich aus Delphi; der Marmor ist parisch, und diese Basis gehört zu den ächtesten und seltensten Kunstwerken aus der Periode vor Phidias. Aus derselben Zeit ist der Sturz einer Pallas, an welcher Helm, Arme und Füße schlecht ergänzt sind. An ihrem Peplus ist der Gigantenkampf en Relief vorgestellt. Wichtige Denkmale des hohen und schönen Styls (von Phidias bis Praxiteles) sind: ein gut erhaltener kolossaler Minerven-Sturz, der durch den kühnen Wurf des Schuppenpanzers und die Großheit der Formen und Falten an des Phidias hohe Pallasbilder erinnert; eine sitzende kolossale Heroinenfigur von hoher Schönheit, die wahrscheinlich eine Niobe ist; ein sterbender Sohn der Niobe, in welchem Todeskampf und Jugendblüthe wundervoll-schön vereint sind; ein Niobekopf, welcher in der antiken Dolorosa schon das Vorbild einer christlichen Mater Dolorosa ahnen läßt. Dem Zeitalter des reizenden Styls in Lysipps und seiner Nachfolger Kunstschulen gehören folgende Werke an: zwei athenische Kanephoren, leider ungeschickt ergänzt; eine schöne Venus Anadyomene oder Pudica, nicht so gut erhalten wie die mediceische, aber in den erhaltenen Theilen noch vollendeter. Ein Bachischer Genius, das entzückendste Kunstwerk dieser Art; man sieht hier das Urbild zugleich mit drei antiken Wiederholungen. Dieser Satyrisk, dessen zarte Wellenbewegungen mit dem Liebreiz und Rosenschimmer ewiger Jugend übergossen sind, ist der ächte Akratos, der Mundschenk des Bacchus. Zwei schöne Amorgebilde im Uebergang zum Knabenalter, das lieblichste Erosköpfchen; eine herrliche Gruppe von Amor und Psyche, die in den antiken Theilen selbst dem kapitolinischen Gegenbilde nicht nachsteht. Viele schöne jugendliche Athleten, hierunter aber vor allen der herrliche Athletentronk, ehedem als Mercur ergänzt, aber auf des Ritters Hamilton Antrag seiner Ergänzung entlastet, das Kleinod der Sammlung, und überhaupt eines der trefflichsten alten Kunstwerke, dem Kenner wegen des herrlich überkleideten Muskelspieles gleich nach dem Fechter des Agasis den Preis zuerkennen. Zur letzten Kunstepoche des griechischen Strebens unter den Römern gehören in dem sogenannten Gladiatorensaale vier gewaltige Kämpfer über Lebensgröße in vorgebogener Stellung, voll gediegener

Lebenskraft; ein kolossaler Antinous-Bachus und ein treffliches Antinous-Bruststück auf einem Apollotronk. Einzig aber unter allen Kunstschätzen selbst der reichsten Sammlungen, gleichsam einen eigenen Zauberkreis der Kunst bildend, stehen im Herculanischen Saale die drei herrlichen Frauenstatuen, deren edler Ausdruck und unaussprechlich schöne Draperien sie zu wahren Kunstidealen erheben; man nannte sie sonst fälschlich Vestalinnen; die größere ist eine Matrone, die zweite eine Jungfrau und die dritte eine Wiederholung der letztern. Unter dem Namen: die Herculanerinnen, sind sie berühmt; sie gehören zu den ersten 1706 entdeckten Spuren der verschütteten Stadt. Viel Treffliches findet man unter den einzelnen Köpfen und Büsten, so wie auch unter den vielen kleinen Bildwerken in Bronze. Unter den neuern Bildwerken sind mehrere Statuen von Giovanni di Bologna, Bernini, Algardi und Donner nicht zu übersehen. Höchst interessant sind die Vorlesungen, welche während des Sommers zweimal wöchentlich vom Hofrath Böttiger hier vor einem erlesenen Kreise von Künstlern und Fremden gehalten werden. — Die Sammlung Mengsischer Gipsabgüsse. Der sächsische Künstler Rafael Mengs, welcher einer der ersten war, der in der aufblühenden Kunstperiode der neuesten Zeit Sinn und Gefühl für die hohe reine Schönheit der Antiken hatte, ließ unter seiner besondern Aufsicht in Rom und andern Städten Italiens Gipsabgüsse von allen merkwürdigen alten Kunstdenkmalen machen. Er verfuhr dabei mit der strengsten Genauigkeit und Sorgfalt. Ein Exemplar dieser herrlichen, mit feinem Kunstsinn gefertigten Abgüsse kam nach Madrid, weil Mengs Hofmaler des Königs Carl III. war, und die Kunstakademie im Escurial einrichtete. Das zweite vollständigere und für die Kunstgeschichte wichtigere aber behielt der Künstler selbst, von dessen Schwester, Madam Maron, der König Friedrich August es kaufte. Im Jahre 1792 wurden diese trefflichen Nachbildungen in einer hochgewölbten, einfach und schön verzierten Halle im Erdgeschoß des ehemaligen Stallgebäudes, unter der Gemähldegallerie, eben so prachtvoll als zweckmäßig aufgestellt, und Kunstfreunden sowohl als studirenden Künstlern geöffnet. Alle die wichtigsten Denkmale antiker Kunst findet man hier vereint. Junge Künstler studiren hier vom Anfange des Mais bis zu Ende Septembers. Fremden wird die Sammlung von dem Oberaufseher, Hrn. Hofrath Böttiger, oder dem Inspector Matthäi gezeigt, auf besondere Erlaubniß auch wol bei Fackelbeleuchtung. — Das Kupferstichcabinet. In einem Pavillon des Zwingergebäudes ist die treffliche und reiche Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen, deren Besuch jedem Kunstfreunde zu empfehlen ist. Diese Sammlung wurde unter August II. durch den Hofrath Hencher angelegt, unter seinem Nachfolger und dem jetzigen Könige bedeutend erweitert, und wird fortdauernd mit den neuesten Kunsterzeugnissen vermehrt und in den ältern Werken ergänzt. Die Sammlung, welche aus 200,000 Blättern besteht, enthält die seltensten Kupferstiche und Handzeichnungen der größten Meister aus allen Schulen. Das Ganze ist in 12 Klassen getheilt, welche wieder artistisch-historisch geordnet sind. Künstler können während des Sommers das Cabinet Dienstags und Freitags von 9 bis 12 Uhr Vormittags benutzen. — Die Porzellan-Sammlung. In achtzehn Gemächern des Erdgeschosses im japanischen Palaste wird eine reichhaltige, für den Technologen und Kunstfreund merkwürdige, Sammlung von chinesischem, japanischem, ostindischen und meißnischem Por-

zellan aufbewahrt. Der Werth dieser Sammlung, deren Inhalt ein Verzeichniß von fünf Foliobänden füllt, wird auf mehrere Millionen geschätzt, und die Sammlung von asiatischem Porzellan ist jetzt einzig in Europa. Unter dem ostindischen sieht man mehrere große Vasen und viele Stücke von dem uralten Schlangenporzellan, das sich durch sonderbare Formen, Farbenpracht, und Gemählde indischer Sitten und Trachten auszeichnet. Das chinesische und japanische Porzellan, das 8 Zimmer füllt, enthält viele sehr alte Vasen und Geräthe aller Art, Götzenbilder ꝛc. Die Majolica-Gefäße im 9ten Zimmer sind als Seltenheiten sehenswerth. Das Interessanteste aber ist die reiche Sammlung von sächsischem Porzellan, worin man die Fortschritte von den ersten merkwürdigen Versuchen an bis zur heutigen Vollendung beobachten kann. Hier sieht man die ersten Proben von Böttcher's Erfindung, die bekanntlich in Dresden gemacht wurde: braunes und rothes jaspisartiges Porzellan, worauf das schwarze, zum Theil glasirte und mit Gold bemahlte, und endlich das weisse folgte, das Böttcher 1709 in seiner Werkstatt auf der Jungfrau-Bastei in dem Brühlischen Garten erfand. Noch findet man einige andere Merkwürdigkeiten in diesen Zimmern, z. B. eine Sammlung von ungefähr 300 großen und kleinen chinesischen Specksteinfiguren, 7 chinesische Schirme mit bunten Farben, und 3 große Tafeln von Speckstein, wovon 2 Mosaikbilder von einem italienischen Künstler enthalten. Ferner sind hier noch mehrere schöngearbeitete indische Decken von Vogelfedern und einige Mosaiktafeln sehenswerth. — Das Münzcabinet. Diese Sammlung befindet sich gleichfalls in einem schönverzierten Saale im Erdgeschosse des japanischen Palastes. Sie war schon unter Johann Georg II. bedeutend, wurde unter den beiden Augusten vermehrt, und vom jetzt regierenden Könige früher schon durch den Ankauf einzelner Stücke und ganzer Sammlungen, wie der Reineckischen und Birkhahnischen von Münzen des Mittelalters, des Madai'schen aus 9000 Stück bestehenden Groschencabinets, der von Teubernschen Sammlung sächsischer Münzen, und neuerlich des Baumgartenschen Ducatencabinets ansehnlich bereichert. Sämmtliche Münzen sind jetzt in 33 Schränke vertheilt. Die Sammlung von griechischen und römischen Münzen ist zwar nicht sehr zahlreich, aber doch bedeutend durch manches seltene Stück. Die Zahl der neuern Münzen und Medaillen von allen Staaten ist sehr ansehnlich; am reichsten aber ist das Cabinet von sächsischen Münzen in Gold und Silber. Auch besitzt das Cabinet eine Sammlung von Gemmen. Der verdienstvolle Numismatiker Lipsius ist der jetzige Aufseher und Ordner dieser Sammlung. — Die Kunstkammer. Churfürst August gründete diese Sammlung, die sich seit dem J. 1730 im Zwingergebäude befindet, wo sie eine Gallerie und 3 Zimmer einnimmt, und unter der Obhut des jedesmaligen Aufsehers des mathematischen Salons steht. Die Gemächer sind mit vielen Gemählden auf Holz, Leinwand, Pergament und Marmor, mit lebensgroßen Bildnissen sächsischer Fürsten, mit seltenen Spiegeln, mit europäischen Fürstenwappen auf Glas gemahlt, mit Vasen und Pokalen, und Statuen berühmter Künstler aus Gips und Metall geziert. Unter vielen Seltenheiten, die hier mit manchen Spielereien gepaart wurden, sind folgende die merkwürdigsten: Christi Geburt, in Alabaster, von Sebastian Walther; ein metallnes Crucifix, von J. v. Bologna; Lucifers Fall, eine Gruppe von achtzig Figuren, auf einem 13 Zoll hohen und 8 Zoll breiten Stücke Elfenbein; Kunz von

Kaufungen, von dem Köhler festgehalten, von getriebener Arbeit in Stahl; der heil. Hieronymus, von Alb. Dürer; mehrere Gemählde von Lucas Kranach. Auch einiges zur Kunde der Sitten fremder Völker, z. B. ein isländisches Opferhorn, Arbeiten aus Japan, tatarische und indische Geräthe ꝛc. In dem zur Kunstkammer gehörenden Uhrenzimmer findet man 150 Uhren, worunter Gärtners große Uhr mit 360 Zeigern, welche den Zeitunterschied eben so vieler Oerter zeigt; zwei Inklinir-Uhren; viele künstliche Uhrwerke, z. B. eine kriechende Kreuzspinne, zwei Schiffe, die Kriegsmusik hören lassen, ein Elephant mit einem Mohren, der einen Pfeil abschießt ꝛc. — Die Modellkammer. Diese Sammlung, welche Churfürst Johann Georg IV. anlegte, befindet sich in einem Theile des Zwingergebäudes, wo der Aufseher (jetzt Kunsttischler Milde) sie zeigt. In neuern Zeiten hat die Sammlung, außer verschiedenen Arbeiten des verstorbenen Modellmeisters Gärtner, keinen Zuwachs erhalten. Der Vorrath an Modellen und Maschinen zur Wasser-, Berg-, Civil- und Kriegsbaukunst ist nicht unbedeutend. Gärtners Werke sind besonders sehenswerth, unter andern seine Modelle zu 200 Fuß langen Brücken ohne Zwischenpfeiler. In einem andern Pavillon des Zwingers zeigt man auch die sehr sehenswerthen Modelle von dem Tempel Salomonis, der Stiftshütte und einer Synagoge. Für Fremde, welche Dresdens Merkwürdigkeiten wollen kennen lernen, ist die überaus reiche und schöne königl. Bibliothek, der seltene Schatz des grünen Gewölbes, das Naturalien- und Mineralien-Cabinet, die Rüstkammer, der mathematische Salon, die Gewehrgallerie und das Museum für Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten, welches der Buchhändler Hilscher in einem Pavillon des Brühlischen Gartens eröffnete, sehr sehenswerth; doch da diese Sammlungen nicht in das Gebiet der Kunst gehören, so erwähnen wir sie hier nicht näher. Sehr interessant ist es, die Ateliers der ausgezeichneten, hier lebenden Künstler zu besuchen; in den Werkstätten der Professoren Hartmann, Matthäi, von Kügelgen, Seydelmann, Rößler, Klengel und Pochmann, der Mitglieder der Akademie, Friedrich und Retzsch, der Bildhauer Kühn und Pettrich, der Steinschneider Höckner und Tettelbach, der Blumenmahler Friedrich und Tettelbach, der Kupferstecher Darnstedt, Seyfert, Gottschick, Günther, Schulze, Stölzel, der Architekten Heine, Thormeyer, Schuricht, wird man in dem Jedem eignen Fache interessante Arbeiten finden. Die schönsten musikalischen Spiel-Uhren findet man bei dem kunstreichen Friedrich Kaufmann, dem Erfinder des Harmonichords, des Belloneon's und Automelodion's sowohl, als des künstlichen Trompeters; er erwarb sich auf seinen Reisen durch Holland, Frankreich und Deutschland allgemeinen Ruhm. (Mehreren der hier genannten neuern Künstler haben wir besondere Art. gewidmet.)

Driburg, ein Städtchen in Westphalen, 3 Meilen von Paderborn, 4 Meilen von Pyrmont, mit einem Gesundbrunnen, der eine Viertelstunde von der Stadt entfernt ist. Das Wasser ist salinisch-martialisch, klar, von scharfem, stechenden, säuerlich-eisenhaften Geschmack, und hat in 1 Pfund zu 16 Unzen glaubrisches Wundersalz 11 17/100 Gr., Bittersalz 2 17/20 Gr., Selenit 10 17/25 Gr., kochsalzsaure Bittererde 93/100 Gr., kochsalzsaure Kalkerde 3/50 Gr., Kochsalz 23/100 Gr., luftsaure Bittererde 6/25 Gr., luftsaure Kalkerde 6 89/100 Gr., luftsaure Alaunerde 1/20 Gr., luftsaure Eisen 1 33/100 Gr., Harzstoff 13/100 Gr., Luftsäure 28 Kubikzoll. Es wird mit

Nutzen gebraucht bei Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes, in hypochondrischen und hysterischen Zufällen, gegen Schwäche und Reizbarkeit der Nerven, Magenkrämpfe und Coliken, Rheumatismen, Gicht, Skorbut, Ausschlägen 2c. Das Badehaus ist ein großes Gebäude, in dessen obern Stockwerken die Badegäste wohnen. Hier ist zugleich der Badebrunnen, aus welchem das Wasser in sieben sehr gut eingerichtete Bäder geleitet wird. Man kann hier auch Tropf-, Dunst- und Qualmbäder haben. Für das Vergnügen ist durch Musik, Tanz, Spiel 2c. gesorgt; und herrliche Alleen und Spaziergänge machen die ganze Gegend zu einem Garten.

† Drouet (J. B.). Im Jahr 1816 mußte er als Regicide Frankreich verlassen.

Dschagatai, die freie Tatarei, welche das Truchmenenland, den Staat Chiwa, den Thaschkenter Staat nebst Turkhestan, das Land der Karakalpaken, das Land der freien Kirgisen und die große Bucharei enthält. Seine Größe wird auf 50,000 Q. M. geschätzt.

* Dublin, die Hauptstadt des Königreichs Irland, in der Nähe einer Bay und vom Lifly durchströmt, welcher die Stadt in zwei Theile trennt, und über welchen sieben Brücken führen, worunter die Essex-, die Königin- und die Karlislebrücke die vorzüglichsten sind, hat 15,600 Häuser und 180,000 Einwohner. Eine schöne Allee (Circular Road) umgibt die ganze Stadt, welche fast zirkelförmig gebaut ist. Dem größern Theil nach gehört Dublin zu den schönern Städten Europens, indem man breite, regelmäßige, vortrefflich gepflasterte und, des Nachts erleuchtete Straßen, hohe zierlich gebaute Häuser und schöne Plätze darin antrifft. Unter den letztern zeichnet sich vorzüglich des Heiligen Stephans Grün (St. Stephens Green) aus, ein großer viereckiger Platz, davon jede Seite 1000 Fuß lang, und der mit der bronzenen Bildsäule Georgs II. geziert ist. Hingegen die Liberty, der kleinere Theil der Stadt, worin die Hefe des Volks wohnt, ist mit hüttenähnlichen Häusern angefüllt, und gewährt einen unangenehmen Anblick. Die schönsten Gebäude der Stadt sind: das Schloß, worin der Vicekönig wohnt; der Pallast des Herzogs von Leinster; das Dreifaltigkeitscollegium, das einzige Collegium der dasigen Universität, ein schönes oder eigentlich mehrere Gebäude von großem Umfange, worin 300 Studenten wohnen, und eine Bibliothek, Museum, anatomisches Theater 2c. sich befinden; das vormalige Parlamentshaus, jetzt die Bank, ein großes mit prächtigen Säulen umgebenes Gebäude; das Zollhaus, das schönste im ganzen brittischen Reiche; die prächtige Börse und die von Quadersteinen erbauten großen Kasernen, welche 6000 Mann fassen können. Außer der Universität findet man hier eine königliche Akademie der Wissenschaften, eine Gesellschaft zur Verbesserung des Ackerbaues und andere wissenschaftliche Anstalten. Sehr zahlreich sind auch die milden Stiftungen. Manufakturen hat zwar die Stadt viele, aber wenige sind, die ihr Geschäft ins Große treiben. Die vornehmsten bestehen in Seide, Baumwolle und Leinwand; auch gibt es viele Whiskybrennereien. Ausgebreiteter und wichtiger ist der Handel, indem Dublin der Mittelpunkt des ganzen irländischen Handels ist. Der Hafen vor der Bucht von Dublin wird durch einen mit großen Kosten aus Granitsteinen aufgeführten, 30 Fuß breiten Damm, der über eine Meile ins Meer hinausläuft, gebildet. Am Ende dieses Steindammes befindet sich ein Leuchtthurm. Auch fängt bei Dublin der große Kanal an, ein Werk von ungeheurer Ausdehnung, der

durch die Provinz Leinster geführt ist, und sich mit dem Shannon vereinigt. Zu den Spaziergängen um die Stadt gehört der Phönixpark, eine Anlage von großem Umfange.

Duchoborzy, s. Griechische Kirche.

Duker (Carl Andreas), ein ausgezeichneter Philolog des 18ten Jahrhunderts, war 1670 zu Unna in der Grafschaft Mark geboren. Nachdem er den ersten Unterricht auf dem Gymnasium zu Hamm genossen, besuchte er die Universität Franeker, wo Perizonius sein Lehrer war. Ungefähr dreißig Jahre alt, ward er Lehrer der Geschichte und Beredtsamkeit an dem Gymnasium zu Herborn, und im J. 1704 oder 5 Subrector an der Schule im Haag. Er machte sich zuerst bekannt durch einen Brief über den Fluß Oaxes, der auszugsweise 1711 in dem Vibius Sequester von Hesselius erschien. In demselben Jahre gab er seine Opuscula varia de latinitate Iurisconsultorum veterum heraus (zweite vermehrte Auflage 1761). Perizonius vertraute ihm bei seinem Tode eine Arbeit an, die er über den Pomponius Mela begonnen hatte, mit dem Auftrag, sie zu beendigen, und herauszugeben. Verschiedene Hindernisse aber liessen Duker die Absicht seines Lehrers nicht ganz erfüllen; er konnte den Commentar nicht beendigen, und gab ihn so, wie er ihn gefunden, im 7ten und 8ten Bande der Miscellaneae observationes. Als Burmann an Perizonius Stelle nach Leiden ging, theilte man den von diesem bisher eingenommenen Lehrstuhl der Geschichte und Beredtsamkeit zwischen Duker und Drakenborch. Duker eröffnete seine Vorlesungen 1716 mit einer Rede über die Schwierigkeiten der grammatikalischen Auslegung der griechischen und lateinischen Schriftsteller, welche man in Kapp's Sammlung ausgewählter Reden findet. Nach 18 Jahren legte Duker seiner Gesundheit wegen sein Amt nieder, begab sich nach Mederich, und starb dort im J. 1752. Sein Ruhm als gelehrter und gründlicher Philolog beruht vornehmlich auf seinen Ausgaben des Florus (zweite Ausgabe 1744) und Thucydides. Außerdem findet man Anmerkungen von ihm in Drakenborchs Livius, Oudendorps Sueton, Burmanns Servius u. s. w.

Du Paty (Em. Ritter v.), ein Sohn des Jean Bapt. Merc. Du Paty, und einer der beliebtesten Theaterdichter unserer Zeit in Frankreich, ausgezeichnet durch Leichtigkeit, Schärfe und Feinheit des Witzes, und eine reiche Phantasie in Erfindung höchst komischer Situationen und Charaktere. Er schrieb für alle Theater in Paris meistens mit vielem Erfolg. Sein satirisches Lustspiel: Le valet dans l'antichambre, machte 1802 so vielen Lärm, und fand so viele getroffene Gegner unter den Emporkömmlingen, daß er sich plötzlich nach Brest versetzt sah, um nach St. Domingo eingeschifft zu werden. Nach dreimonatlicher Haft wurde er jedoch wieder nach Paris entlassen, wo er mit gleicher Freiheit und Feinheit nach Gelegenheit Napoleon, den König von Rom ꝛc. und die Bourbonen besang. Von seinen Lustspielen, Operetten ꝛc. sind die meisten ins Englische oder Deutsche übersetzt, und gefallen auch hier. Die bedeutendsten davon sind: Agnes Sorel; D'auberge en auberge; le Camp de Sobieski; le Chapitre second; la Leçon de botanique; l'intrigue aux fenêtres; le poëte et le musicien; la Malade qui se porte bien; und manche spätere politische Gelegenheitsstücke.

Dupont de Nemours (P. S.). Dieser französische Gelehrte und Staatsmann gehört sowohl in Hinsicht seiner Kenntnisse und Talente, als in Hinsicht seines milden liebevollen Charakters, seiner

trefflichen Grundsätze und seines tadellosen Lebens zu den vorzüglichsten Menschen der neuesten Zeit. Er hatte eine Zeit lang in Paris als Privatgelehrter ziemlich ungekannt gelebt, bis er 1773 seine Grundsätze über Philosophie und politische Oekonomie in einer Schrift entwickelte unter dem Titel: Les Ephémérides du Citoyen, wodurch er sich das Mißfallen des Ministers Choiseul zuzog, und Frankreich zu verlassen genöthigt wurde. Mehrere auswärtige Regenten boten ihm eine Zuflucht an; der Markgraf von Baden ernannte ihn zum geheimen Legationsrath, der Großherzog von Toscana und Joseph II. traten mit ihm in Briefwechsel; Gustav III. von Schweden beehrte ihn mit dem Wasaorden, und der König von Polen, Stanislaus Augustus, wollte ihn zum Director der Nationalerziehung ernennen. Diese letztere Anerbietung würde ihm die annehmlichste gewesen seyn, wenn ihn nicht der damalige Finanzminister Turgot wieder in sein Vaterland zu einer, wenn auch kleinen, Anstellung berufen hätte. Im J. 1782 und 1783 legte er mit Dr. Hutton, dem vertrauten Agenten des englischen Cabinets, den Grund zu dem Frieden, wodurch die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannt wurde. Nun war er einige Jahre Generalinspector und Commissär des Handels und der Manufakturen und Staatsrath. In dieser Eigenschaft trug er viel zur Belebung der französischen Industrie bei. Im Jahr 1787 und 1788 wurde er von Ludwig XVI. zum Secretär der Notabeln-Versammlung ernannt, und 1789 ward er Mitglied der ersten Nationalversammlung, in der er sich durch edle Grundsätze, Muth und Talente auszeichnete. Kühn stellte er sich den Intriguen der Parteien entgegen, welche damals die Hoffnungen zu vereiteln drohten, die die Bessern von der neuen Staatseinrichtung gefaßt hatten. Zweimal wurde er zum Präsidenten der Nationalversammlung erwählt, und immer war er seine gemäßigten Grundsätze auf alle Weise geltend zu machen bemüht. Als Robespierre's Tyrannei auf seinem Vaterlande lastete, wurde er eingekerkert, und nur der Fall dieses Ungeheuers rettete ihn. Späterhin wurde er Mitglied des Raths der Alten. Als im J. 1798 das Directorium gestürzt wurde, ging er zum ersten Male nach Amerika. Im J. 1802 kehrte er nach Frankreich zurück, ohne jedoch unter Bonaparte's Regierung, aller ihm von diesem gemachten Anerbietungen ungeachtet, ein öffentliches Amt anzunehmen. Allein das Vertrauen seiner Mitbürger folgte ihm auch ins Privatleben, und er erhielt Beweise davon durch die Ernennung zum Präsidenten der Territorialbank der Handelskammer, so wie zur Leitung mehrerer wohlthätigen Anstalten. Als Napoleon gestürzt war, wurde Dupont zum Secretär der provisorischen Regierung ernannt, welche dem Hause Bourbon die Rückkehr auf den angestammten Thron bereitete. Nach Napoleons Rückkunft von Elba aber wanderte er zum zweiten Male nach Amerika aus, wo bereits seine zwei Söhne das Bürgerrecht erhalten hatten. Hier beschloß er sein gemeinnütziges Leben am 6. Aug. 1817 in einem Alter von 78 Jahren.

Duport (Louis), einer der trefflichsten Tänzer unsrer Zeit, welcher, in den Balleten des Theaters Ambigu-Comique erzogen, plötzlich zu allgemeinem Erstaunen 1802 in der großen Oper auftrat, dem berühmten Vestris nacheiferte und bald sein Nebenbuhler wurde. Des ewigen Kriegs mit diesem müde, ging er 1808 vom Theater in Paris ab, und eilte nach St. Petersburg, wo er allgemeine Bewunderung erregte, im J. 1816 aber seine Foderungen so hoch spannte, daß die Direction ihm die Entlassung gab. — Die Oper in Paris

verdankt ihm mehrere pantomimische Ballete, wie Acis et Galatée, le Volage fixé, Figaro etc.

* Düsseldorf, Hauptstadt und Sitz der Regierung des zur preußischen Provinz Jülich-Cleve-Berg gehörigen düsseldorfischen Regierungsbezirks, sonst die Hauptstadt des Herzogthums Berg, 82 Meilen von Berlin, breitet sich auf einer schönen Ebene am Rhein aus, und wird an der Südseite von der Düssel bespült, die unter dem Schloße sich mit dem Rheine vereinigt. Bis zum Frieden von Lüneville (1801) war Düsseldorf eine Festung. Durch das französische Bombardement wurde das Schloß und ein großer Theil der ansehnlichsten Gebäude in einen Schutthaufen verwandelt. Die Stadt ist eine der schönsten am Rhein; die Straßen sind zum Theil regelmäßig angelegt, und die Häuser durchaus von gebrannten Steinen erbaut. Die Stadt enthält 2,200 Häuser und 20 000 Einwohner. Sie besteht eigentlich aus drei verschiedenen Städten: aus der Altstadt, der Neustadt und der Carlsstadt. Die Neustadt liegt am Rhein hin, und wurde vom Churfürsten Johann Wilhelm erbaut. Die Gebäude sind Pallästen ähnlich, und die breite Straße ist mit Linden besetzt. Die Carlsstadt schließt sich an der Südseite an die Altstadt an, und verdankt ihre Entstehung dem Churfürsten Carl Theodor, von welchem sie auch den Namen erhielt. In der neuesten Zeit ist sie noch mehr vergrößert worden. Sie besteht aus mehreren Quadraten, die einen großen, freien Platz einschließen. Zu den Sehenswürdigkeiten Düsseldorfs gehören: die Collegiat- und Hauptpfarrkirche mit den Grabmälern der alten Herzoge von Jülich und Berg, unter welchen sich das marmorne Mausoleum des Herzogs Johann auszeichnet; die Jesuitenkirche, welche jedoch mit Verzierungen überladen ist, die bronzene Statue des kunstliebenden Churfürsten Johann Wilhelm, welchem Düsseldorf sein Emporkommen verdankt; (sie steht auf dem Markte und ist von Crepello gegossen; der Churfürst sitzt zu Pferde im Brustharnisch, den Commandostab in der Hand) die zweite marmorne Statue desselben Churfürsten, gleichfalls von Crepello, in der Mitte des Schloßhofes (von dem schönen Schlosse selbst sind nur noch die Ruinen vorhanden); die Sternwarte im ehemaligen Jesuiten-Collegium, und die schöne Sammlung physikalischer Instrumente. Die herrliche Gemähldegallerie, die reichste an Werken von Rubens und andern großen Meistern der niederländischen und flamändischen Schule, sonst die vorzüglichste Zierde Düsseldorfs, wurde bekanntlich nach München gebracht, und nur die kostbare Sammlung von Handzeichnungen, Kupferstichen und Gypsabdrücken ist noch vorhanden. Die Industrie ist nicht ganz unwichtig, indem die Stadt bedeutende Seiden- und Baumwollenspinnereien, Spiegelfabriken, Essig- und Seifensiedereien, auch Zuckerraffinerien unterhält. Zugleich ist Düsseldorf ein wichtiger Ort für den Rheinhandel, und sein Hafen ist einer der besuchtesten am Flusse. Auch der Zwischenhandel zu Wasser und zu Lande ist nicht unbedeutend. Düsseldorf hat eine Beurt oder Rangfahrt nach Holland und dem Clevischen, welche ausschließlich von neun Schiffern betrieben wird, so daß fünf davon die Transporte nach Amsterdam, und die vier andern die Transporte nach Dortrecht und zurück besorgen. In der Nähe der Stadt ist der Hofgarten mit geschmackvollen Anlagen.

Dyadik ist diejenige Vertheilung der Zahlen in Classen zu zweifach steigenden Einheiten, deren jede Classe zwei enthält, so daß zwei Einheiten einer Classe eine Einheit der nächst höhern bestimmen.

* Dyck (Anton van), einer der größten Meister der niederländischen Mahlerschule und der berühmteste aller Portraitmahler, war zu Antwerpen im J. 1599 geboren. Sein Vater war geschickt in der Glasmalerei und seine Mutter berühmt als die kunstvollste Stickerin von Landschaften und Figuren. Heinrich van Valen wurde sein erster Lehrer; da dieser selbst lange in Italien studirt hatte, und gute Zeichnung mit blühendem Colorit verband, so erhielt der Jüngling gleich eine treffliche Methode; er übertraf bald alle seine Mitschüler. Rubens nahm ihn nun in seine Schule auf, er vertraute ihm die Ausführung mehrerer großen Zeichnungen an, zu denen er nur flüchtige kleine Skizzen entwarf; eine Amazonenschlacht und die Cartons für die Tapeten, worauf die Geschichte des Decius Mus dargestellt wurde, erwarben ihm das volle Vertrauen und die Achtung des Meisters, er war bald mehr sein Gehülfe als sein Schüler. Eigne Neigung sowohl als die Eifersucht des Rubens bestimmten van Dyck, sich immer ausschließender der Portraitmahlerei zu widmen. Viele behaupten, Rubens habe aus Neid sehnlich gewünscht, den mit ihm wetteifernden Schüler zu entfernen und nach Italien zu schicken, doch sprach sich hierin wohl mehr die sorgsame Liebe des Lehrers für den vielversprechenden Jüngling aus. Dieser mahlte erst noch drei Gemählde; ein Ecce Homo, einen Christus am Oelberg und die Gemahlin des Rubens für diesen, der ihm dafür ein herrliches weisses Roß schenkte, und ihn mit vielen Empfehlungsschreiben nach Italien sendete. Doch wenig Meilen von Brüssel, in dem Dorf Savelthem, fesselte die Liebe für ein Bauermädchen den jungen Künstler so, daß er geraume Zeit dort verweilte und zwei Altargemählde für die Dorfkirche ausführte, auf deren einem seine Geliebte als Madonna dargestellt ist, und auf dem andern er selbst als heiliger Martin auf dem Roß des Rubens. Sein Zögern wurde bekannt, und Rubens bot alles auf, um durch einen kunsterfahrnen Italiener, den Ritter Nanni, Ruhmsucht und Kunsteifer wieder in des Jünglings Seele zu entflammen; es gelang, van Dyck riß sich schmerzlich los, und eilte, von Nanni begleitet, nach Italien, und zuerst nach Venedig. Hier bildete er sich besonders nach Tizian und Paul Veronese, und eignete sich die Glut und den Schmelz ihres Kolorits an. Sein Reisegeld war verthan, da ging er nach Genua, wo er viele Portraits zu mahlen bekam und sich große Summen erwarb. Er unternahm nun die Reise nach Rom, hier wurde besonders der Cardinal Guido Bendivogli sein Beschützer, dessen Porträt er ausgezeichnet schön mahlte. Dies und die Porträts des dort lebenden Engländers Robert Sherley und seiner Gattin, machten so großes Aufsehen, daß der andern Künstler Neid ihn bald verfolgte, und ihn nöthigte wieder nach Genua zurückzukehren, wo er sehr viele Portraits sowohl als historische Gemählde ausführte, und sich Tizians großen Styl immer mehr aneignete. Er besuchte Florenz, Turin und Sicilien, wo er viel arbeitete. Die Pest verjagte ihn aber bald aus Sicilien, und er beendete in Genua das berühmte Altarblatt für Palermo. Nachdem so sein Ruf durch ganz Italien verbreitet war, kehrte er wieder in sein Vaterland zurück. Er führte hier viele große historische Gemählde und Altarblätter aus; von letztern sind besonders der heil. Augustin in Antwerpen, und die Kreuzigung in Courtray sehr berühmt. Man erzählt, daß Rubens ihm seine älteste Tochter zur Gattin angeboten habe, aber daß van Dyck sie ausschlug, weil seine frühere Liebe für ihre Mutter (Rubens zweite Gemahlin Helena) noch nicht ganz erlo-

schen war. So sehr alle Kenner ihn bewunderten, so gab es doch auch elende Krittler und Neider genug, die ihn ärgerten und quälten. Um ihnen zu entgehen, folgte er den Einladungen des Prinzen von Oranien, Friedrichs von Nassau, an seinen Hof nach Haag zu kommen. Er mahlte hier diesen Fürsten, seine Gemahlin und Kinder, und diese Bildnisse wurden so bewundert, daß fast alle Fürsten und Reichen von ihm gemahlt seyn wollten. Er reis'te nach London und Paris, kehrte aber bald nach Antwerpen zurück. Ein Krucifix und eine Geburt Christi, die er für Dendermonde mahlte, gehören zu seinen schönsten Werken. Van Dyck's Ruhm wuchs so sehr, daß man in England bereute, ihn nicht mit mehr Auszeichnung aufgenommen zu haben. König Carl I. ließ ihn einladen; doch er würde nie dahin zurückgekehrt seyn, wenn nicht sein Freund, der Ritter Digby, ihn dazu überredet hätte. Dieser stellte ihn bei seiner Ankunft dem König vor, der ihm eine goldene Kette nebst seinem reich mit Diamanten eingefaßten Bild, umhing, ihm den Bathorden, ein ansehnliches Jahrgehalt, eine Sommer- und eine Winterwohnung ertheilte. Van Dyck belohnte diese Großmuth durch rastlosen Fleiß, er bereicherte England mit seinen Meisterwerken. Er führte außer einer Menge Portraits viele mythologische und historische Gemählde hier aus. Seine Prachtliebe zeigte sich in dem überaus glänzenden Hause, welches er machte; seine Feste, an denen Fürsten und Damen des ersten Ranges Theil nahmen, übertrafen alle andern an Glanz und Sinnigkeit, die ersten Tonkünstler und Mimen wetteiferten sie durch ihre Talente zu verschönern. Er hielt sich überdem einen wahren Harem schöner Mädchen, die er bei seinen historischen Gemählden benutzte. So verschwendete er sein Vermögen, seine Kräfte und seine Gesundheit, doch würde sein reicher Kunsterwerb ersteres immer glänzend erhalten haben, wenn er sich nicht in das Studium der Alchymie vertieft hätte. Der Herzog von Buckingham suchte ihn auf bessere Wege zu bringen und ihm neuen Lebensmuth zu geben, indem er ihn mit der wunderschönen Maria Ruthven, Tochter des schottischen Grafen von Goree, vermählte. Van Dyck besuchte mit ihr seine Vaterstadt, und ging von da nach Paris, wo er wünschte die Gallerie des Louvre zu mahlen. Da aber Poussin diesen Auftrag schon hatte, kehrte er schnell nach England zurück. Krank und erschöpft schlug er doch noch dem König den Plan zu einer Tapetenmahlerei vor, wo die merkwürdigsten englischen Feste und Prachtaufzüge sollten abgebildet werden, und erbot sich die Cartons dazu zu erfinden. Doch ehe dies ausgeführt werden konnte, übereilte ihn im 42sten Lebensjahre 1641 schon der Tod. Er wurde feierlich in der St. Paulskirche begraben; der englische Dichter Cowley verfaßte seine Grabschrift. Alle Gallerien besitzen Gemählde von ihm; seine Portraits zeichnen sich durch ungemeine Wahrheit und Natur, leichte treffliche Behandlung und Farbengebung aus; alles ist mit breitem Pinsel gleichsam nur hingeschrieben, flüchtig und kühn, und doch sind die Tinten herrlich und weich verschmolzen; seine halben Töne scheinen in der Nähe ins Graue zu spielen, doch sind sie, in gehöriger Entfernung betrachtet, vom wärmsten Lebensodem durchhaucht, alles ist klar, nichts weder bunt noch kalt, alles ruhig, ungesucht; die Stellungen sind der Natur abgelauscht, stets der Individualität eines jeden am angemessensten. Nie wählt er vorübergehende leidenschaftliche Momente, still und unverdreht steht jedes seiner Porträts vor uns, und läßt uns klar in die Tiefe seine Wesens schauen. Meisterhaft leicht wußte er die Haare

zu behandeln; er liebte meist schwarze Kleidung, und einfache, grünlichgraue Hintergründe; die Stoffe der Kleidungen wußte er täuschend darzustellen. Seine spätern Arbeiten kommen den frühern an Zartheit der Ausführung und Vollendung nicht gleich. Seine andern Gemählde haben unstreitig auch in technischer Hinsicht sehr ausgezeichnete Verdienste, doch blieb ihm wahrer Idealstyl immer etwas fremd; seine Madonnen sind mehr Erden- als Himmelsköniginnen. Seine vorzüglichsten Schüler waren David Beek, Bertrand Fouchier und Johann van Reyn. Wl.

Dynameter, Vergrößerungsmesser, Augometres, sind Werkzeuge um die Vergrößerung der Fernröhre durch Versuche zu messen. Es besteht aus einer kleinen Röhre, mit einer aufs Genaueste getheilten durchsichtigen Scheibe, die man auf die Augenröhre eines Fernrohrs steckt, um dadurch den Durchmesser des hellen Bildes des Augenglases ganz genau zu messen.

Dyrrhachium (s. Durazzo), vorher Epidamnus, eine ansehnliche Handelsstadt im macedonischen Illyrien die dadurch sehr gewann, daß man bei der Ueberfahrt von Italien nach Griechenland gewöhnlich hier anlangte; daher dieser Ort bei den römischen Schriftstellern oft erwähnt wird.

E.

† E, der fünfte Buchstabe des deutschen A b c, und unter den Selbstlautern der dritte.

Ebeling (Christoph Daniel) wurde am 20. Nov. 1741 zu Garmissen im Hildesheimischen geboren. Sein Vater, welcher Prediger war und als Superintendent zu Lüneburg starb, hatte ihn für die Theologie bestimmt. Zu Göttingen, woselbst er von 1763 — 1767 studirte, legte er sich mit großem Fleiß auf diese Wissenschaft, besonders auf Kirchengeschichte und Exegese, welche ihn zu einem genauen Studium der orientalischen Sprachen, besonders der arabischen, führte. Aber eben so sehr beschäftigte ihn die politische Geschichte, die klassische Literatur der Griechen, Römer und Engländer und das Studium der schönen Wissenschaften, über welchen er endlich der Theologie ganz entsagte. Um sich ein anderes Fortkommen zu verschaffen, ging er als Hofmeister eines Herrn v. Stenglin nach Leipzig mit der Aussicht, denselben späterhin auf Reisen zu begleiten. Seinen Aufenthalt in jenem interessanten Orte wußte er trefflich zu nutzen. Aber das Reiseproject zerschlug sich, eben so wie die Absicht, Ebelingen zu Göttingen eine Professur zu verschaffen. Ebeling nahm daher im Frühjahr 1769 eine durch Büschens Vermittelung ihm angebotene Stelle an der von dem Commerzienrathe Wurm zu Hamburg gestifteten Handlungsakademie an. Weil es damals an guten Handbüchern zur Erlernung neuerer Sprachen fehlte, so gab er, zunächst für die Handlungsakademie, im J. 1773 seine „vermischten Aufsätze in englischer Prosa" heraus, welche nach und nach 6 Auflagen erlebten, und denen er ähnliche Handbücher für die italienische, französische, spanische und holländische Sprache folgen ließ. Aus gleichen Ursachen warf er sich immer mehr in geographische Studien. Die erste Frucht davon waren Uebersetzungen vieler, besonders englischer Reisebeschreibungen. Bald aber wußte er

sich, begünstigt durch die Verhältnisse Hamburgs, der Handelsakademie und des Büschingischen Hauses, noch nähere Quellen geographischer Nachrichten zu öffnen. Besonders beschäftigten ihn England, Spanien, Portugal und Amerika, vorzüglich aber die nordamerikanischen Freistaaten. So konnte er bei der neuen Ausgabe der großen Büschingischen Geographie die Bearbeitung von Portugal und den Vereinigten nordamerikanischen Staaten übernehmen. Die erstere ist vollendet, die andere, von der 1793 der erste und 1816 der 7te Theil herauskam, aber nicht. Theils die lange Unterbrechung des Verkehrs mit dem Auslande, theils der Wunsch des Verfassers, seinem Werke die möglichste Vollkommenheit zu geben, ein Wunsch dessen Ausführung in Hinsicht eines Landes, das bei unbeschreiblich schnell steigender Bevölkerung und Cultur täglich seine Gestalt verändert, doppelte Schwierigkeiten hat, waren Ursachen des langsamen Fortschreitens dieser Arbeit. Was aber vollendet ist, wird mit Recht als ein Meisterstück betrachtet. Nicht allein in Europa hat man dieses anerkannt, sondern mehr noch in den nordamerikanischen Staaten selbst. Fast alle gelehrten Gesellschaften dieses Landes haben sich beeilt Ebeling unter ihre Mitglieder aufzunehmen, der Congreß hat ihm förmlich gedankt u. s. w. — Nach Wurms Abgange von der Handelsakademie hatte Büsch mit Ebeling gemeinschaftlich die Direction dieser Anstalt übernommen, gemeinschaftlich gaben sie die Handlungsbibliothek heraus. 1784 ward Ebeling zum Professor der Geschichte und der griechischen Sprache am hamburger Gymnasio ernannt, späterhin ihm auch die Aufsicht über die sehr bedeutende hamburgische Stadtbibliothek übertragen. Beiden Aemtern hat er bis zu seinem Tode (30. Jun. 1817) rühmlichst vorgestanden. Die Bibliothek hat er erst recht geordnet, und dadurch ihr die rechte Brauchbarkeit gegeben. Fast für alle gelehrte Zeitungen Deutschlands hat er im geographischen und den verwandten Fächern gearbeitet. So wie er in frühern Jahren eine Geschichte der deutschen Dichtkunst für das hannöv. Magazin geschrieben, und die von Friedr. Nicolai herausgegebene deutsche Bibliothek mit vielen Beiträgen unterstützt hatte, so redigirte er späterhin den gelehrten Artikel in der neuen hamburger Zeitung; die meisten Recensionen in derselben sind von seiner Hand. Zu bewundern ist es um so mehr, daß ein offener freudiger und freundlicher Sinn, der ihn zu dem angenehmsten Gesellschafter machte, diesen Mann nie verließ, da er fast 30 Jahr lang an einer Harthörigkeit litt, die nach und nach fast zur vollkommenen Taubheit wurde, und ihn unter andern auch des Genusses der Tonkunst beraubte, welche er fast leidenschaftlich liebte, und in der er sich nicht gewöhnliche Kenntnisse erworben hatte. — Er hinterläßt zwei Sammlungen, die vielleicht einzig in ihrer Art sind, eine Landchartensammlung von 9 — 10 000 St., und eine Amerika betreffende Bibliothek von mehr als 3000 Bänden. Beide sollen nach seinem Wunsche zusammenbleiben und öffentlichen Anstalten einverleibt werden. C — e.

Ebioniten, s. Nazarenen.

* Edinburgh, Hauptstadt Schottlands, liegt in der zu Südschottland gehörigen Grafschaft oder Shire Edingburgh, unweit des Meerbusens von Forth, in einer wohlangebauten Gegend. Mit der fast zusammenhängenden Stadt und dem Hafen Leith enthält Edinburgh 103,000 Einwohner, da es hingegen im J. 1687 nur 20,000 Einwohner zählte. Das eigentliche Edinburgh besteht aus der Alt-

und Neustadt, und ist eine der schönsten und häßlichsten Städte zugleich. Nämlich die Altstadt hat altmodische und schlecht gebauete Häuser und enge winklige Straßen; die erstern liegen auf und an einer Anhöhe, über und unter einander, und einige derselben haben, von einer Straße aus gesehen, zehn Stockwerke, während sie von der andern nur zwei oder drei zählen. Eine tiefe Kluft, welche den Namen North-Loch führt, trennt die Altstadt von einer Anhöhe, auf welcher die Neustadt liegt. Die Verbindung zwischen diesen getrennten Theilen Edinburghs wird durch zwei Brücken, die Nord- und Südbrücke, bewirkt. Die erstere, ein Meisterstück der Baukunst, ist 310 Fuß lang, und besteht aus drei großen Bogen, wovon jeder eine Spannung von 72 Fuß und eine Höhe von 68 Fuß hat. Ihre kühnen Bogen bringen, besonders wenn man sie von unten betrachtet, eine höchst mahlerische Wirkung hervor, und gefallen eben sowohl durch ihre Leichtigkeit, als durch ihr schönes Verhältniß. Die zweite Brücke, welche über den Theil der Vertiefung führt, in welche man eine Straße der Altstadt hineingebauet hat, geht über die in dieser Straße stehenden Häuser hinweg, und gewährt das sonderbare Schauspiel, daß man von der Brücke auf die in der Straße Wandelnden hinabsehen kann. Gänzlich von der Altstadt an Bau und Anordnung verschieden ist die Neustadt, die sich in Hinsicht der Regelmäßigkeit und Breite der wohlgepflasterten Straßen und der schönen aus Quadersteinen erbaueten Häuser mit den schönsten Städten in Europa messen kann. Hier durchschneiden sich die 3 bis 4000 Fuß langen und über 100 Fuß breiten Straßen in rechten Winkeln. Zwei große Plätze, St. Andrews-Square und Charlotte-Square, verschönern diesen Theil Edinburghs, dessen Straßen jedoch ein geringeres Gewühl von Menschen als die Altstadt zeigen. In der Altstadt ist der alte Pallast der schottischen Könige, Holyrood House genannt, ein großes altmodisches Gebäude, welches ein regelmäßiges Viereck bildet, und dessen Fronte auf beiden Ecken mit zwei hohen, durch eine Zwischenmauer verbundenen, Thürmen geziert ist. Im Innern zeigt man den mit einer Reihe von Bildnissen der schottischen Könige behangenen großen Saal, und die Zimmer, welche die Königin Maria bewohnte, und die noch ganz so erhalten sind, wie sie waren, als sie von ihr bewohnt wurden. Man zeigt das Cabinet, in welchem die Königin mit ihrem Günstlinge Rizzio saß, als die Verschwornen hineindrangen. Auf dem Fußboden des Vorsaals sieht man noch einige Blutstropfen, welche die Stelle bezeichnen, wo Rizzio von den Verschwornen umgebracht wurde. In neuern Zeiten diente dieser Pallast eine zeitlang der vertriebenen französischen Königsfamilie zum Wohnsitze. Auf einem steilen Felsen, dem höchsten Theile der Erhöhung, worauf die Altstadt gebauet ist, erhebt sich das Castell, welches mit Kanonen besetzt ist, und nichts Anziehendes als seine Lage hat, welche eine Aussicht auf die labyrinthischen Gassen der Altstadt, auf die Neustadt, auf die Umgebungen der Stadt, auf das Meer und auf die Gebirgskette des Hochlandes gewährt. Zu den schönsten Gebäuden der Altstadt gehören; das neue Universitätsgebäude, welches 1789 zu bauen angefangen worden, aber bis jetzt kaum zur Hälfte vollendet ist; das mit einem Aufwande von 75,000 Pfund Sterling erbauete Gebäude der Bank, das Parlamentshaus und die Börse. In der Neustadt zeichnet sich vorzüglich das prächtige Register-Office oder General-Archiv von Schottland aus, welches 1774 mit einem Aufwande von 40,000 Pfund Sterling erbauet wurde, und dessen

Fronte 200 Fuß lang ist. Unter andern zeigt man darin die Original-Acte der Vereinigung Englands und Schottlands, von der Königin Anna unterschrieben. Auf dem Caltonhill, einem Hügel bei der Neustadt, ist das Observatorium und Nelson's Denkmal, eine 100 Fuß hohe Säule, in deren Innerm eine Wendeltreppe sich bis zur Spitze hinauf schlängelt, und in deren hohem Piedestal Zimmer angebracht sind. Unter den milden Anstalten Edinburghs steht das große Hospital, von einem patriotischen Goldschmiede, George Heriot, im J. 1650 gestiftet, und nach ihm Heriots Hospital genannt, oben an. Außer diesem sind noch mehrere große Anstalten dieser Art vorhanden, unter denen sich Watson's und Gillespie's Hospital und das Waisenhaus auszeichnen. An der Spitze der gelehrten Anstalten steht die Universität, von Jacob VI. im J. 1681 gestiftet. Gegen 1700 Studirende befinden sich auf derselben. Am berühmtesten ist von jeher die medicinische Facultät gewesen, die noch jetzt die talentvollsten Männer von Schottland, einen Duncan, Gregory, Thomson, Gordon rc., zu ihren Mitgliedern zählt. Die Bibliothek der Universität enthält über 50,000 Bände. Einen bedeutenden Zuwachs hat sie durch den Ankauf der dem verstorbenen Professor Reimarus in Hamburg zugehörigen Sammlung medicinischer Dissertationen erhalten. Bedeutender noch als die Universitätsbibliothek ist die sogenannte Advokates-Library oder Advokatenbibliothek, für welche jetzt einer der schönsten Säle von 120 Fuß Länge in dem Parlamentshause eingerichtet wird. Es gibt mehrere gelehrte Gesellschaften in Edinburgh, unter welchen sich vorzüglich die royal Society durch ihre gründlichen Abhandlungen bemerkbar gemacht hat. Als Vorbereitungsschule für die Universität dient die sehr berühmte High-School (hohe Schule). Edinburgh hat große Kerzengießereien und Seifensiedereien, sehr wichtige Whiskybrennereien, Stärkefabriken, Strumpfwirkereien, Stecknadel- und Knopffabriken. Man verfertigt schöne Kutschen, Uhren, Blech- und Messingwaaren, und treibt über Leith einen starken Handel, zu dessen Beförderung drei öffentliche und neun Privatbanken, mehrere Assecuranzgesellschaften und eine Börse dienen. Als einen Theil von Edinburgh kann man die Stadt Leith ansehen, wohin die Leith-Walk, eine schöne, breite, mit hübschen Häusern und Gärten besetzte Straße führt. In Leith ist der Hafen der Edinburgher, in welchen jährlich 2,600 Schiffe einlaufen. Die Stadt selbst ist eng und schmutzig, und hat 15,000 Einwohner, Schiffswerfte, Schiffsdocken, Glashütten, welche Flaschen und Gläser liefern, die selbst den englischen vorgezogen werden, bedeutende Seifensiedereien und große Magazine der Edinburgher. Merkwürdig sind noch die in der Umgegend von Edinburgh isolirt und steil heransteigenden Felsenmassen, von denen mehrere eine Höhe von 1000 Fuß haben. Sie sind basaltartig, und haben zum Theil eine prismatische Form.

Eduard, der Name mehrerer Könige Englands, z. B. **Eduard der Alte**, **Eduard der Bekenner** u. s. w. (S. Großbritannien.)

Ehelosigkeit, s. Cölibat.

Eingebung (göttliche), s. Inspiration und Offenbarung.

Einkommen (National-Oekonomie). Im Allgemeinen wird darunter die Masse von Werthen oder Gütern verstanden, deren Besitz während eines gewissen Zeitraums erlangt wird. Das Einkommen, das dem einzelnen Bürger zufließt, heißt **Privat-Einkommen**; dasjenige, das sämmtlichen Bürgern im Staate zufließt, heißt

National-Einkommen; und dasjenige, das dem Staate oder der National Gesammtheit zu Theil wird, wird Staats-Einkommen genannt. Es gibt drei Hauptquellen des Einkommens für den einzelnen Bürger wie für die Nation, nämlich 1) Grund-Eigenthum, das seinem Besitzer eine Rente trägt (Landrente); 2) gesammelter Gütervorrath, welcher Zinsen oder Gewinnst abwirft (Capitalrente); und 3) Arbeit, welche Lohn verschafft (Arbeitslohn). — Alles Privat- und National-Einkommen ist entweder rohes oder reines Einkommen; unter dem erstern wird die ganze Masse von Gütern verstanden, welche während eines gewissen Zeitraums in Jemandes Besitz gelangt, unter dem letztern derjenige Theil dieser Güter, welcher übrig bleibt, nachdem die zur Unterhaltung der stehenden und umlaufenden Capitale (s. d. Art. stehendes Capital, umlaufendes Capital), vermittelst welcher sie hervorgebracht sind, erforderlichen Kosten abgezogen worden; also die Masse von Gütern, welche unmittelbar verbraucht oder verzehrt werden kann, ohne daß das Capital dadurch eine Verminderung erleidet. Der Unterschied zwischen rohem und reinem Einkommen ist von großer praktischer Wichtigkeit, besonders in der Finanzwirthschaft, deren Hauptsorgfalt dahin gerichtet seyn muß, daß nicht das Capital von der Besteuerung angegriffen, sondern bloß das reine Einkommen der Nation mit Abgaben belegt werde. (S. Abgaben.) H. M.

Einkommensteuer ist die Abgabe, welche in bestimmten Quoten unmittelbar vom Einkommen der einzelnen Staatsbürger erhoben wird, und zwar der Regel nach ohne alle Rücksicht auf die ursprünglichen Quellen des Einkommens. Die berühmteste Abgabe dieser Art war auf Pitt's Antrag in Großbritannien eingeführt worden; sie hatte im J. 1813 14 1/2 Mill. Pfd. Sterl. eingebracht, wurde aber im J. 1816 völlig abgeschafft. Es scheint beim ersten Anblick seltsam, daß man erst in spätern Zeiten auf eine Einkommensteuer gefallen ist, und daß man sie nirgends zur Hauptsteuer gemacht hat, da sie doch dem Grundsatze aller Besteuerung, welchen man gewöhnlich als den obersten aufstellt, nämlich der Gleichheit, so sehr zu entsprechen scheint; denn man sollte denken, daß die Gleichheit in der Besteuerung nicht besser zu erreichen stehe, als wenn Jeder eine gewisse Quote von seinem Einkommen abgäbe. Dessenungeachtet ist bei der Ausführung keine Abgabe so großen Schwierigkeiten unterworfen, als diese, denn 1) die Ausmittlung und Controllirung des Einkommens der Staatsbürger ist höchst unvollkommen und mühsam. Wenige Kaufleute, Gewerbtreibende, Pächter 2c. führen so genaue Bücher, daß sie selbst wissen, was sie einnehmen; nur Rentenirer und Besoldete können gewöhnlich sichere Data darüber liefern. 2) Das Einkommen selbst ist höchst veränderlich, daher muß eine Revision der Steuerrollen wenigstens einmal in jedem Jahre Statt finden. 3) Soll die Quote der Abgabe mit dem Einkommen steigen, so gibt die Natur der Sache nirgends einen Maßstab dazu an die Hand, sondern Alles hängt dabei von der bloßen Willkür ab. 4) Die Abgabe wird dadurch höchst ungleich, daß sie vom Einkommen der Staatsbürger, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit ihres Bedarfs erhoben wird, natürlich muß sie also den Familienvater, welcher Frau und Kinder zu versorgen hat, härter drücken, als den Unverheiratheten, welcher mit jenem zwar ein gleiches Einkommen genießt, aber weit weniger Ausgaben davon zu bestreiten hat. Wollte man aber die nothwendigen Bedürfnisse zuvor vom Einkommen abziehen, so wäre die An-

lage dieser Steuer noch schwieriger, denn wo würde man hier die Scheidelinie finden zwischen Nothwendigem und Ueberflüssigem? Auch verlangt ja eben die Besteuerung des Einkommens, daß Jeder seine Ausgaben nach dem Ueberreste regulire, welcher nach Abzug der Abgabe verbleibt. Das Quantum der Einnahme bestimmt die Ausgabe, nicht die Ausgabe das Quantum dessen, was zur Besteuerung angezogen werden kann. In der Regel gibt Jeder Alles aus, was er einnimmt, ja wohl noch mehr; da bliebe also nichts zu besteuern, ja man müßte noch zugeben. Aus dem Allen geht hervor, daß die Einkommensteuer, soll sie nicht höchst drückend und ungerecht werden, mit größter Vorsicht und außerordentlich mäßig angelegt seyn muß. (Vergl. Abgaben.) H. M.

Einsiedler, s. Mönchswesen.

Eleatiker, eleatische Schule, hieß die von Zeno gestiftete philosophische Schule, von dessen Geburtsstadt Elea in Unteritalien.

† Elemente. Wir kennen jetzt folgende elementarische Stoffe:

I. Unwägbare.

1. Positive und negative Electricität.
2. Positiver und negativer Magnetismus.
3. Wärmestoff.
4. Lichtstoff.

II. Wägbare.

5. Sauerstoff (Oxygen).
6. Wasserstoff (Hydrogen).
7. Stickstoff.
8. Kohlenstoff.
9. Schwefel.
10. Phosphor.
11. Boraxstoff.
12. Jod.
13. Salzsäure.
14. Flußsäure.

Metalle.

A. Alkalische Metalle.

15. Kalimetalloid.
16. Natrummetalloid.
17. Ammonium.
18. Barytmetalloid.
19. Strontian.
20. Kalk.
21. Talk.

B. Erdige Metalle.

22. Alaunmetalloid.
23. Kiesel.
24. Zirkon.
25. Yttermetalloid.
26. Gyclin.

C. Eigentliche Metalle.

27. Platin.
28. Gold.
29. Wolfram.
30. Quecksilber.
31. Palladium.
32. Blei.
33. Rhodium.
34. Silber.
35. Bismuth.
36. Uranium.
37. Kupfer.
38. Nickel.
39. Molybdän.
40. Arsenik.
41. Mangan.
42. Eisen.
43. Kobalt.
44. Zinn.
45. Zink.
46. Antimonium.
47. Tellurium.
48. Chromium.
49. Titanium.
50. Iridium.
51. Osmium.
52. Cerium oder Demetrium.
63. Tantalum oder Columbium.

D. Problematische Metalle.

1. Junonium.
2. Erythronium.
3. Ein von Trommsdorf angekündigtes und
4. Ein von John im Graumanganerz entdecktes Metall.

Elephant, das größte unter den Landthieren, das einen langen beweglichen Rüssel, zwei lange, dicke, gebogene Zähne, einen kurzen Hals, kleine Augen, große, lappigte herabhängende Ohren,

dicke Füße, einen dünnen, kurzen Schwanz und eine dicke, sparsam mit Haaren besetzte Haut von grauer oder bräunlicher Farbe hat. Er wird 12, 16 und mehr Fuß hoch. Seine Nahrung sind Vegetabilien. Er läßt sich zähmen und vermöge seiner großen Klugheit und Gelehrigkeit zu allerlei Künsten und Arbeiten abrichten. Seine Heimath ist das südliche Asien und Afrika, und danach unterscheidet man eine asiatische und afrikanische Gattung.

Elgin (Lord, Graf von) stammt von dem berühmten reichbegabten Gefährten Wilhelm des Eroberers, Robert Bruce, ab, und ist 1769 geboren. Mit außerordentlicher Liebe widmete er sich den Wissenschaften und vorzüglich dem Studium der Alterthümer und der Künste. 1790 wurde er gesendet, um dem Kaiser Leopold zur Thronbesteigung Glück zu wünschen, und 1792 ging er als englischer Gesandter am österreichischen Hofe in die Niederlande; 1799 aber mußte er in derselben Eigenschaft nach Constantinopel gehen, wo er die glänzendste Aufnahme fand, und vom Sultan den Mondsorden erhielt. Als er 1800 zurückberufen wurde, begann er seine Forschungs- und Aufnahmsreise in Griechenland, und warb dazu auf eigene Kosten mehrere ausgezeichnete Künstler, wie Tita Lusiori, Balestra, Ittar und den berühmten Kalmücken Feodor Iwanowitz, weil die Regierung allen seinen desfallsigen Vorstellungen nicht entsprechen wollte. 1812 erschienen die Resultate seiner Reise und Forschungen in einem eigenen Werke unter dem Titel: Memoiren über die Nachsuchungen des Lord Elgin in Griechenland. 1814 brachte er aber mit ungeheuren Kosten eine Menge herrlicher Alterthümer nach England. (S. Elgin's Marmordenkmale.)

Elis, eine der berühmtesten Landschaften Alt-Griechenlands, und zwar von geringem Umfange, in der südlichen Halbinsel, dem Peloponnesus. Hier lag am Flusse Alpheus Olympia, der den berühmtesten Wettkämpfen geweihte Ort. Darum war auch die ganze Landschaft dem Jupiter heilig, und vorzüglich die Hauptstadt Elis, die mit mehreren ausgezeichneten Kunstwerken geschmückt war. Die Verfassung war demokratisch, und es hatten sich mehrere Städte zu einem Bunde vereint. (S. Olympia.)

* Elisabeth, Königin von England, eine der geist- und kenntnißreichsten Frauen, welche je auf einem Throne gesessen haben, wurde geboren den 17. Sept. 1533 als die Tochter Heinrichs VIII. und der berüchtigten Anna von Boulen, mit welcher Heinrich in Geheim sich vermählt, ehe er seine Scheidung von Catharinen von Aragonien hatte proklamiren lassen, und die er erst öffentlich heirathete den 20. Mai 1533, siebzehn Tage nach ausgesprochener Scheidung und 3 1/2 Monat vor Elisabeths Geburt. Nachdem Heinrich seine erste Gemahlin verstoßen und die zweite hatte enthaupten lassen, um sich mit der dritten zu vermählen, erklärte er seine Tochter Marie aus der ersten, und seine Tochter Elisabeth aus der zweiten Ehe für unfähig zu regieren. Die dritte Gemahlin, Johanna Seymour, gebar ihm einen Sohn, Eduard VI. Nun ordnete er, dem Tode nahe, die Erbfolge dergestalt, daß er die gegen seine Töchter ausgesprochene Regierungsunfähigkeit zurücknahm, ohne jedoch das Parlament die Erklärung der Illegitimität zurücknehmen zu lassen, und festsetzte, daß Eduard, Marie und Elisabeth, in Ermangelung der Nachkommenschaft der erstern, nach einander regieren sollten. Eduard wurde nur fünfzehn Jahre alt. Nun kam Marie zur Regierung, welche catholisch war, indeß Elisabeth die protestantische Religion begünstigte. Auf Anra-

then des ehrsüchtigen und fanatischen Gardiner, in Diensten der Maria, wurde die junge Elisabeth als verdächtig, Antheil an einer Verschwörung genommen zu haben, in das Gefängniß des Towers gebracht. Vor das Gericht gestellt, vertheidigte sie sich mit Muth und Festigkeit, und wurde endlich auf Verwendung Philipps von Spanien, den Maria zum Gemahl ausersehen hatte, befreit. Man schlug ihr nun vor, den Herzog von Savoyen zu heirathen, allein sie unterwarf sich dieser schlecht verhehlten Verbannung nicht. Da Maria ihre Absicht, sie aus dem Reiche zu entfernen, nicht erreichte, so ließ sie durch das Parlament Heinrichs, ihres Vaters, Scheidung für unrechtmäßig erklären, wodurch Elisabeths Geburt unehelich und sie den entfernteren Verwandten des verstorbenen Königs nachgesetzt wurde. Bald darauf brachte man sie abermals auf das Schloß zu Woodstock als Gefangene. Allen diesen Beleidigungen setzte Elisabeth stumme Festigkeit und muthvolle Resignation entgegen. Nachdem sie auf Philipps Verwendung die Freiheit wieder erhalten hatte, begab sie sich in die Einsamkeit auf ein Landgut, wo sie nur sehr wenige Bekannte sahe. Hier wandte sie alle ihre Zeit auf Ausbildung des Geistes, und suchte sich jene Klugheit, Zurückhaltung und Feinheit zu eigen zu machen, deren sie so sehr bedurfte. Sie war fast in keiner Wissenschaft fremd, und verstand außer ihrer Muttersprache auch die griechische, lateinische, französische, italienische in ziemlicher Vollkommenheit. Damit verband sie Majestät im Aeußern, lebhafte, glänzende Augen, eine blendende Weiße der Haut, und ohne regelmäßige Schönheit viel weibliche Reize in ihrer ganzen Person, worauf sie ziemlich stolz war. Den 17. Nov. 1558 starb Maria, und Elisabeth bestieg den Thron nach dem Testamente Heinrichs VIII. Sie wurde als Königin ausgerufen, und zog im Triumph von Hatfield zu London in denselben Tower ein, wo sie als Gefangene gesessen hatte. Nun erhob die protestantische Kirche wieder das Haupt, und die Blutgerüste rauchten nicht mehr vom Blut ihrer Bekenner; auch versprach sich das Volk von ihrer Regierung überhaupt die glücklichsten Zeiten. Noch ehe das neue von ihr zusammenberufene Parlament sich versammelt hatte, nahm sie schon solche Veränderungen in dem Cultus vor, daß fast alle katholische Bischöfe (ein einziger ausgenommen) sich weigerten, noch ferner ihr Amt zu versehen. Den 23. Jan. 1559 wurde das Parlament eröffnet. Den 9. Febr. erklärten sie beide Kammern zur Königin nach göttlichem Rechte und als rechtmäßigen Sprößling aus königlichem Blute. Den 18. und 22. aber wurde sie von beiden Häusern des Parlaments zur obersten Regentin der Kirche wie des Staats ernannt. Alle, welche nur im geringsten Verhältnisse zur Krone standen, besonders aber die Bischöfe und die Geistlichkeit, sollten nun den Eid der geistlichen Oberherrschaft der Krone ablegen; allein alle Bischöfe bis auf einen weigerten sich; desgleichen leisteten ihn auch von 9386 niedern Geistlichen nicht mehr als 124 Pfarrer und 95 Beneficiaten. Die Trennung von Rom war indeß vollendet, und es blieb nur noch die Besorgniß, daß die katholische Königin von Schottland einst den protestantischen Thron von England besteigen könnte. Man drang daher in Elisabeth, sich zu vermählen; allein sie lehnte dies immer bestimmt und entschlossen ab, und bekannt ist ihre Aeußerung im Parlamente, daß sie eine Ehre darin suche, wenn einst auf ihrem Grabsteine zu lesen stehe: Hier ruht die jungfräuliche Königin. Im Mai 1559 schloß ihr erstes Parlament seine erste Sitzung, und in 6 Mo-

naten hatte Elisabeth die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche, die legitime Ehe ihrer Mutter, die Religion ihres Vaters, die Unabhängigkeit ihrer Krone und ihrer Person behauptet. Sie hatte durch einen ehrenvollen Frieden den Krieg beendet, worin Philipp II. England gegen Frankreich verwickelt hatte. So blieb ihr nur noch eine Besorgniß übrig, nämlich die wegen der Nähe von Schottland, der Geburt und Religion seiner Königin, der Verbindung dieser jungen Fürstin mit dem Dauphin von Frankreich, der Ehrsucht und Macht der Guisen, deren Nichte Maria Stuart und deren Schwester ihre Mutter, die Regentin von Schottland, war. Schottland war zwar mitbegriffen in dem Frieden mit Frankreich, allein dessenungeachtet und troz der Beschwerden des englischen Gesandten, fuhren der Dauphin und die Dauphine fort, dem Befehle des Königs, ihres Vaters, zu gehorchen und Englands Wappen zu führen. Heinrich II. starb, und Franz II. und Maria Stuart nannten sich nun König und Königin von Frankreich, Schottland, England und Irland; sie ließen französische Truppen nach Schottland einschiffen, unter dem Vorgeben die aufrührerischen Bewegungen im Lande zu unterdrücken; allein die Ansprüche der Königin und des Königs machten, daß ein französisches Heer nicht in Edinburgh einrücken konnte, ohne London zu bedrohen. Entschlossen zu handeln, wollte Elisabeth auch schnell und wirksam handeln; daher schloß sie eine Allianz mit der schottischen Congregation, sandte ihr eine Landarmee zu Hülfe, unterstützte sie durch eine mächtige Flotte, schloß die Franzosen zu Leith ein, zwang sie zu einer Capitulation, und ließ sie sogleich auf ihren Schiffen nach Frankreich zurückbringen. Es wurde ein Friede geschlossen, kraft dessen der schottische Monarch und seine Gemahlin das Wappen und die Titel der Beherrscher von England ablegen sollten. — Beruhigt von dieser Seite, geliebt in England, gefürchtet in Schottland und Frankreich, bewundert von Europa, sahe Elisabeth die Bewerbungen um ihre Hand sich auf allen Seiten erneuern. Philipp II. hatte sich zwar mit einer Schwester des Königs von Frankreich vermählt, allein dafür traten nicht nur Fürsten, sondern selbst Privatleute von Stande, und empfohlen durch Schönheit oder Geist und Talente auf, um sich der seltenen Fürstin und Frau zur Wahl darzustellen. Aber Elisabeth wußte von diesen Bewerbungen wohl Genuß für ihre Eitelkeit zu ziehen, doch zeigte sie keinem entscheidende Hoffnung auf ihre Hand und den Thron. Robert Dudley, der jüngste Sohn des Herzogs von Northumberland, wurde indessen allen Andern sichtbar vorgezogen. Er hatte zu gleicher Zeit mit Elisabeth im Tower gesessen, und hier hatten sie die erste Bekanntschaft gemacht. Die Gunst der Königin war bald kein Geheimniß mehr, nur bedauerte man, daß sie auf einen im Ganzen Unwürdigen gefallen war; denn über seinen Charakter sind nicht die vortheilhaftesten Zeugnisse vorhanden. Er erhielt den Namen eines Grafen von Leicester, den Orden des Hosenbands und die Stelle des ersten Ministers. Jezt aber tritt jene Epoche in Elisabeths Leben ein, welche, wenn auch nicht glorreich für ihren moralischen Ruhm, doch höchst einflußreich für ihr Regenten-Glück wurde. Franz II. und Maria Stuart wollten den Traktat von Edinburgh nicht ratifiziren. Es erhob sich Streit mit der Congregation, ein neuer Krieg bedrohte die schottischen Anführer und ihre Beschützerin Elisabeth. Da starb Franz II. plötzlich den 4. Dec. 1566. Maria Stuart sah sich von Frankreich getrennt, ließ nun das Wappen Englands aus dem ihrigen weg, und bereit

nach Schottland zu gehen, verlangte sie von Elisabeth ihrer Cousine freien Durchzug durch ihre Staaten. Es wurde ihr abgeschlagen, denn Elisabeth haßte und fürchtete Mariens Schönheit noch mehr als ihre Macht. Ja Elisabeth ließ selbst in's Geheim Schiffe auslaufen, die Marien auf ihrer Ueberfahrt nach Schottland auffangen sollten. Indeß landete die letztere glücklich in ihrem Reiche, wo sie aber von dem Hasse Elisabeths sogleich mit den gefährlichsten Schlingen umstellt wurde. Elisabeth zeigte sich überhaupt jetzt höchst gewaltthätig, besonders gegen Catharina Grey und deren Gemahl Seymour, Grafen von Hartford, bloß weil die Sprößlinge dieser Ehe einst Ansprüche auf die Krone machen k ö n n t e n. Allein die Strafe des Himmels schien sich in ihren mißlungenen Unternehmungen zur Unterstützung der Protestanten in Frankreich, so wie durch die in London ausgebrochene Pest zu verkündigen, welche in einem Jahre an 20,000 Bürger hinraffte. Unterdessen wünschte und verlangte auch Schottland, daß sich seine Königin vermählen möchte. Elisabeth ließ Marien ihren Günstling Dudley antragen; Maria willigte ein, allein bald erfuhr Dudley, daß Alles nur Schein gewesen, und Maria konnte sich nicht verhehlen, daß sie mehr als Weib, denn als Königin gehaßt würde. Ihr Gesandter Melvil lernte alle Schwächen der kleinlichsten Eitelkeit der Elisabeth kennen, und brachte die Ueberzeugung mit nach Edinburgh, daß keine wahre Aussöhnung zwischen den beiden gekrönten Frauen möglich sey. Maria vermählte sich endlich, nach dem Wunsche ihrer Unterthanen, mit einem Stuart, dem Lord Darnley; allein Elisabeth ergrimmte darüber so, daß sie selbst Darnley's Verwandte in London in den Tower setzen ließ, und alle Güter confiscirte, welche das Haus Lenox, aus dem Darnley abstammte, in England besaß. Ja sie erregte sogar einen Aufstand unter den schottischen Großen, und unterstützte sie gegen ihre Königin. Maria Stuart wurde Mutter. Ein Gesandter meldete dieß der Elisabeth. Nach der Audienz blieb sie noch lange allein unter ihren Frauen, den Kopf in die Hand gestützt, und rief endlich mit drohendem Schmerze: Schottlands Königin ist Mutter! ich bin ein unfruchtbarer Baum! — Aber was hinderte sie das erste auch zu werden? Manche haben gemeint, physische Gründe hätten Elisabeth von der Vermählung zurückgehalten. Gewiß ist, daß sie verbot nach ihrem Tode ihren Körper zu untersuchen. Das nach sechsmaliger Prorogation von neuem zusammenberufene Parlament erneuerte dringend die Bitte um Vermählung, aber umsonst; und endlich gab man die Bitte auf. Fünf Jahre, von 1566 bis 1571, versammelte sie kein Parlament, und in diese Zeit fallen die Ereignisse in Schottland, welche Marien in die Gewalt der Elisabeth brachten und die Hinrichtung der erstern zur Folge hatten. Diese Ereignisse selbst gehören zur Lebensgeschichte der schottischen Königin. Hier nur so viel, daß Maria sich bloß durch Flucht in die Staaten ihrer Nebenbuhlerin zu retten wußte, nachdem sich diese zur Schiedsrichterin der Streitigkeiten zwischen Marien und ihren Unterthanen aufgeworfen hatte. Allein obgleich sie hier das Gastrecht in Anspruch nahm und nehmen konnte, wurde sie doch bald als eine Gefangene behandelt, und Elisabeth warf sich eigenmächtig zu ihrer Richterin auf, wogegen jedoch Maria mehrmals protestirte. Mariens Schönheit und Liebenswürdigkeit erweckten ihr zahlreiche Anhänger, aber sie mehrten auch den Haß und die Eifersucht ihrer Nebenbuhlerin. Man beschuldigte Marien der Ermordung ihres Gemahls und der Angriffe auf Elisabeths Leben, und ohne daß man ihr ihre Ankläger gegenüberstellte

und ihr die Beweise der Beschuldigungen vorlegte, die ihr gemacht wurden, ward sie zum Tode verurtheilt, und endlich den 18. Febr. 1587 hingerichtet. In derselben Zeit wurde Elisabeth der Vorschlag gethan, sich mit dem Herzog von Anjou zu vermählen. Sie wußte, weil sie nicht geradezu mit Frankreich brechen wollte, den Herzog mit Hoffnungen zu täuschen, die sie nicht erfüllen mochte, bis endlich der Herzog ihre Absicht bemerkte und Elisabeth öffentlich der niedrigsten Neigungen beschuldigte. Vorher schon hatte sie der Papst in den Bann gethan und ihre Unterthanen des Eides der Treue entbunden, allein ihre Energie hatte den Bannstrahl unwirksam zu machen gewußt, was freilich dadurch erleichtert ward, daß die schauderhafte Bartholomäusnacht in Frankreich die Protestanten überhaupt gegen die Catholiken mit Unwillen und Haß erfüllte. Indessen ist wohl nicht zu läugnen, daß bei aller Neigung zur Despotie Elisabeth doch auch die Kunst ein Reich unter schwierigern Verhältnissen zu regieren und ihre Würde zu behaupten, im hohen Grade verstand und geschickt zu üben wußte. In Schottland hatte der Sohn Maria's den Thron bestiegen. Diesen wußte Elisabeth fast zu überreden, daß sie schuldlos an der Hinrichtung seiner Mutter sey, indem sie die tiefste Verzweiflung heuchelte und mehrere ihrer Räthe strafte, welche ihr dazu gerathen hatten. Nicht so gelang es ihr mit Philipp II. von Spanien, der jene Hinrichtung als ein Attentat gegen die königliche Hoheit überhaupt, so wie gegen die catholische Religion betrachtete. Schon vom Jahr 1578 an hatte Drake Peru's Küsten verheert, und da Elisabeth den Bruch mit Spanien voraussah, ließ sie 1585 von neuem die spanischen Colonien angreifen, und feindlich behandeln. Im folgenden Jahre zerstörte Drake in Cadix eine ganze Transportflotte, mit Lebensmitteln und Munition beladen. Dadurch, so wie durch Religionseifer aufgefordert, beschloß Philipp England zu überfallen. Er ließ daher die furchtbarste Flotte ausrüsten, welche je das Meer getragen hatte. Man nannte sie die unüberwindliche Armada. Sie bestand aus 152 Schiffen, hatte 22,000 Mann Landtruppen zu führen, ohne die 25,000, welche sie noch aus Flandern an Bord nehmen sollte. Den 1. Juni 1588 ging sie von Lissabon aus unter Segel. England schien verloren. Aber Elisabeth sah den Sturm ohne Schrecken sich nahen. Sie dachte auf Vertheidigung, durcheilte ihr ganzes Reich, und entflammte alle ihre Unterthanen mit hohem Muthe. Dies war der Zeitpunkt ihrer wahren Größe. Sie hatte kaum 15,000 Matrosen; aber die Stadt London rüstete auf eigene Kosten 38 Schiffe, das größte von 300 Tonnen aus; die Königin 34, worunter eins, der Triumph, von 1100 Tonnen, 40 Kanonen führte. Der Rest der Flotte belief sich auf 42 Fahrzeuge von flachem Bord, unfähig den Angriff der ungeheuern spanischen Schiffe auszuhalten. Allein die englischen leichten Schiffe, welche sich schnell bewegten, wurden von Männern, wie Drake (s. d. Art. Drake), Hawkins, und Frobisher, unter dem Oberbefehle von Charles Howard angeführt. Die Holländer rüsteten auch eine Flotte von 90 Segeln aus, um das Heer von Flandern zu hindern, in See zu gehen. Kaum aber hatte die unüberwindliche Armada das Cap Finisterre umsegelt, als sie von einem Sturme aus einander getrieben wurde. Mehrere Schiffe kamen in die höchste Gefahr, durch Unwissenheit der Piloten und Ungeschicklichkeit der Matrosen, andere wurden von den englischen Schiffen angegriffen, überwältigt, genommen oder zerstört. So nahm Drake zwei Gallionen, die den Schatz der Flotte trugen. Vor

Gravelingen sammelte sie sich wieder, allein sie wurde vom Feinde sogleich angegriffen und getrennt, so daß die einzelnen Abtheilungen nur auf ihre Rettung bedacht seyn mußten. Die ganze Expedition verunglückte durchaus, und nur wenige Schiffe sahen die spanischen Häfen wieder. Nach de Thou soll dieses Unternehmen der spanischen Krone 120 Millionen Ducaten gekostet haben. Unter den Mitteln, deren sich Elisabeth zu Entflammung der Begeisterung ihrer Unterthanen bediente, war auch eine Zeitung, unter dem Titel English Mercury, die erste, welche in England erschienen ist *). Durch den Ausgang dieses Kriegs wurde die Anhänglichkeit der Engländer an ihre Königin ungemein erhöht, und wir sehen sie schon von diesem Zeitpunkte an ihre Ueberlegenheit zur See immer fester begründen. Gegen Spanien wurden verschiedene, mehr oder weniger glückliche Unternehmungen versucht; auch die Unterstützungen, welche England Heinrich IV. von Frankreich gegen die Ligue leistete, gründeten sich auf den Haß gegen Spanien, das man nicht gern in Frankreich wollte festen Fuß fassen lassen. Elisabeths Hülfe hatte Heinrich zum Theil seinen Sieg und die Einnahme von Paris zu danken. Allein eine persönliche Zusammenkunft beider, welche man im Jahr 1601 erwartete, als Heinrich in Calais und Elisabeth in Dover sich befanden, hatte nicht Statt. Nur Sülly sah die Königin. Der Tod Philipps II. im Jahr 1598 hatte England von seinem gefährlichsten Feinde befreit, denn er hatte nicht aufgehört, Unruhen in Irland zu unterhalten, welche erst spät durch Elisabeths Energie unterdrückt wurden. Allein bei dieser Gelegenheit erlitt sie auch den härtesten Schlag des Geschickes, der sie treffen konnte. Der Graf Essex, ihr Günstiling, der ihre Truppen in Irland befehligte, pflanzte dort die Fahne des Aufruhrs gegen die Königin auf. Sein Kopf fiel auf dem Schaffot, und die Monarchin versank darüber in tiefe Melancholie. Sie wurde immer kränker, und weigerte sich dennoch die nöthigen Arzneimittel zu nehmen, indem sie sagte: sie wünsche sich den Tod. Man konnte sie nicht bestimmen, sich zu Bette zu legen. Auf Kissen sitzend, den Finger auf den Mund gelegt, die Augen auf den Boden geheftet, schien sie zehn Tage lang für nichts als Gebet, welches der Erzbischoff von Canterbury bei ihr hielt, Gefühl zu haben. Endlich ernannte sie auf seinen Rath den König von Schottland zu ihrem Nachfolger, fiel in einen betäubenden Schlaf und endigte ihr Leben den 3. April 1603. Sie hatte 70 Jahre gelebt und 44 regiert, und zwar mit einem Ruhme und Glanze, den zwei Jahrhunderte nicht haben verdunkeln können, und der in der Geschichte selten ist. In ihrem Charakter zeigte sich eine vielleicht einzige Mischung der edelsten Eigenschaften des einen Geschlechts, verbunden mit allen Schwächen des andern. Ihr Name erweckt noch jetzt bei den Engländern den Enthusiasmus des lebhaftesten Patriotismus. Der Despotismus, woran Heinrich VIII. seine Unterthanen gewöhnt hat, wurde bei Elisabeth kaum bemerkt, weil man ihn stets zum Besten des Staats sich äußern sah. Ihre Falschheit schien nur Einheit der Politik, ihre oft kindische Eitelkeit, bis in ihre letzten Lebensjahre für die schönste Frau in Europa gelten zu wollen, erschien als eine kleine, durch ihre großen Eigenschaften aus-

*) Im brittischen Museum befindet sich noch ein Blatt davon, vom 23. Juli 1588, worin auch Bücheranzeigen stehen. In Frankreich gab es schon im Jahr 1509 unter Ludwig XII. eine Art von politischer Zeitung.

gelöschte Schwäche. Eine ihrer Hauptmaximen war, daß das Geld besser aufgehoben sey in den Taschen ihrer Unterthanen, als in ihrem eignen Schatze, daher sie denn auch bei jedem Unternehmen sicher auf die Unterstützung ihres ganzen Volks rechnen konnte. In ihrem Finanzwesen herrschte große Ordnung; daher konnte sie die Schulden ihrer Vorfahren bezahlen ohne neue Auflagen zu machen. Sie erwarb sich den Namen: Wiederherstellerin der englischen Seemacht und Königin der nördlichen Meere. Ob sich gleich eine gewisse Strenge und Willkühr in ihrem Charakter zeigte, so war sie doch auch großmüthig und milde. Sie liebte vornehmlich Geistesbeschäftigungen, und hatte eine besondere Neigung zu rauschender Musik. Ihre Tafelmusik bestand gewöhnlich aus zwölf Trompeten, nebst Pfeifen und Trommeln. Auch wünschte sie für eine treffliche Klavierspielerin zu gelten. In ihren Musestunden beschäftigte sie sich sogar mit Uebersetzungen alter Classiker. So soll sie den ganzen Horaz in's Englische übersetzt haben, und diese Arbeit zu ihrer Zeit sehr geschätzt gewesen seyn. Auch hatte sie von einigen Tragödien des Sophokles, so wie von zwei Reden des Demosthenes lateinische Uebersetzungen gefertigt. In dieser Sprache wußte sie sich stets fertig und correkt auszudrücken. Man muß bei dem Gebrauche der Schriftsteller über ihre Regierung mit Vorsicht verfahren, und untersuchen, welcher Religion sie zugethan waren, denn nicht selten hat diese Einfluß auf Darstellung der Begebenheiten und Angabe der Bewegungsgründe ihrer Handlungen gehabt. In Melvils und Walsinghams Memoiren findet man die meisten interessanten Anekdoten aus ihrem so höchst merkwürdigen Leben.

*Elisabeth Petrowna, Kaiserin von Rußland, war die Tochter Peters des Großen und Catharinens I. Sie wurde geboren 1709, in dem Zeitpunkte, wo ihr Vater auf dem Gipfel seines Glückes und Ruhmes stand. Catharina hatte kurz vor ihrem Tode die Erbfolge in Gemäßheit des Gesetzes Peters des Großen geordnet, der dem regierenden Souverain das Recht gelassen hatte, sich einen Nachfolger zu ernennen. Nach dieser Bestimmung sollte Elisabeth nach Annen, der ältesten Tochter Peters, die mit dem Herzoge von Holstein vermählt war, zur Regierung kommen; allein diese Verfügungen wurden nur zum Theil vollzogen. Die Großen des Reichs und der Senat wählten nach dem Tode des unglücklichen Czarewitsch Alexis Annen, verwitwete Herzogin von Curland, die Tochter Iwans und Nichte Peters des Ersten. Diese Fürstin verfügte über die Thronfolge zum Besten des jungen Fürsten Iwan, Sohns der Anna, ihrer Nichte, die an Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig, vermählt war, und sich beim Tode der Kaiserin, nach Verbannung des berüchtigten Biron, zur Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes hatte ausrufen lassen. Elisabeth hatte alle diese Veränderungen mit der größten Ruhe beobachtet, und da sie von Natur nicht sehr thätig, und mehr vergnügungssüchtig als ehrgeizig war, schien sie gegen alle politische Pläne gleichgültig. Indessen schonte sie doch die Garden, und wählte sich selbst Liebhaber unter den Offizieren derselben. Die Regentin, so wie ihr Gemahl, der den Oberbefehl der Truppen führte, lebten in einem blinden Vertrauen, und nahmen nicht die geringsten Maßregeln, sich gegen Revolutionen zu schützen, welche doch so oft in Rußland ausgebrochen waren. Es bildete sich eine Partei für Elisabeth, für die Tochter Peters des Großen, an dessen Namen so große Erinnerungen hafteten. Die Prinzessin wi-

verstrebte den Versuchen nicht, die man machte, um sie auf den Thron zu setzen, und überließ sich den Rathschlägen Lestocqs, eines französischen Wundarztes, der voller Unruhe und Ehrgeiz eine Rolle zu spielen wünschte. Der Marquis von Chetardie, französischer Gesandter, dessen angenehme Gestalt und Sitten Elisabeth für ihn eingenommen hatten, interessirte sich lebhaft für ihre Sache, und sah in der Revolution, die man vor hatte, nur die Gelegenheit Frankreich einen Alliirten zu sichern. Man zog Schweden ins Interesse, welches damals mit dem Petersburger Cabinet unzufrieden war, und brachte es dahin, daß jenes den Russen den Krieg erklärte. Indeß hätte die Verschwörung leicht entdeckt werden können. Lestocq war leichtsinnig und unbesonnen, die Regentin wurde mehrmals gewarnt; allein die natürliche Güte ihres Characters ließ keine ernstlichen Bedenklichkeiten in ihr aufkommen. Durch heuchlerische Thränen und Betheurungen gelang es der Elisabeth leicht sie zu beruhigen. Dabei aber waren die Verschwornen selbst nicht ohne Besorgnisse, und Lestocq drang auf Vollziehung des Vorhabens. Einst fand er, als er bei der Elisabeth war, eine Karte auf dem Tische. Er zeichnete darauf ein Rad und eine Krone, und sagte zur Prinzessin: „Entweder, oder! Eins für mich, das andere für Sie!" Das entschied Elisabeth. Alle Verschwornen wurden benachrichtigt, und in einigen Stunden sollte die Verschwörung ausbrechen. Der Gemahl der Regentin, von der Gefahr benachrichtigt, drang auf Sicherheitsmaßregeln, allein Annens Vertrauen war fest, sie wollte den Berichten durchaus nicht glauben; so wurden denn beide im Schlaf überfallen. Die Regentin, ihr Gemahl und Sohn wurden in den Pallast der Elisabeth gebracht: zugleich verhaftete man Münnich, Vater und Sohn, Ostermann, Golofkin, und mehrere Andere. Anna und der Prinz Anton Ulrich wurden auf eine Insel der Dwina am schwarzen Meere, und Iwan auf das Schloß Schlüsselburg gebracht. Elisabeth ließ sich als Kaiserin ausrufen. Münnich, Ostermann und andere sollten hingerichtet werden, allein Elisabeth wollte mild erscheinen, und so wurden sie nur nach Sibirien verbannt. Der Wundarzt Lestocq wurde erster Leibarzt, Präsident des Medicinalcollegiums und geheimer Rath. Späterhin fiel er in Ungnade, allein er hatte Bestuschef, der unter der Kaiserin Anna Minister gewesen war, zum Kanzler ernennen lassen, und dieser gewann ein bedeutendes Uebergewicht. Der Krieg mit Schweden wurde fortgesetzt. Die Schweden waren nicht glücklich. Der alte König hatte keine Kinder. Um den Frieden zu erleichtern, wollten die Schweden dem Herzoge von Holstein-Gottorp, Carl Peter Ulrich, dessen Mutter Peters des I. Tochter war, die Thronfolge zuwenden; allein da die Kaiserin ihn schon zu ihrem Nachfolger ernannt hatte, so fiel die Wahl auf Adolph Friedrich, aus einer jüngern Linie desselben Hauses. Der Friede wurde endlich zu Abo 1743, durch Frankreichs Vermittelung, und für Schweden unter leidlichen Bedingungen geschlossen. Elisabeths Herrschaft aber war noch nicht ganz fest begründet. Es bildete sich eine Verschwörung gegen sie, woran unter andern auch Lapuchin und dessen Frau, die sich durch Geist und Schönheit auszeichnete, Theil nahmen; allein sie wurden entdeckt und Frau von Lapuchin, welche die Kaiserin als eine gefährliche Nebenbuhlerin betrachtete, mußte nebst ihrem Gemahl und Sohn, so wie Frau von Bestuschef, die Strafe der Knute leiden, sich die Spitze der Zunge abschneiden lassen und nach Sibirien wandern. Als im Jahre 1756 der sogenannte siebenjährige Krieg aus-

brach, nahm Elisabeth daran Theil, weil sie persönlich gegen Friedrich den Großen eingenommen war, der sich einst einige Scherze über ihre Person erlaubt hatte. Der Großfürst Peter hingegen war Friedrich II. sehr ergeben, daher wurde der Krieg von den russischen Generalen nicht mit aller nöthigen Energie geführt, indem sie bei dem Thronerben sich dadurch beliebt zu machen suchten. Allein dieß wurde bemerkt, General Apraxin durch General Fermor ersetzt, und der Kanzler Bestuschef, der zur Partei des Thronerben gehörte, nach Sibirien geschickt. Jetzt drangen die Russen in Deutschland vor, allein bald kam Soltikoff an Fermors Stelle, der sich wieder zurückzog. Friedrich wurde bei Kunersdorf geschlagen, ohne daß es den Russen besonders nützte: auch Berlin wurde von ihnen eingenommen. Elisabeth litt aber schon seit einigen Jahren an ihrer Gesundheit, und starb den 29. Dec. 1761, in einem Alter von 52 Jahren, nach einer zwanzigjährigen Regierung. Jetzt bestieg Peter den Thron und der Friede wurde geschlossen. Elisabeth wirkte viel für ihren Ruhm. Sie gründete die Universität zu Moskau, und die Akademie der schönen Künste zu Petersburg. Sie ließ an dem Gesetzbuche arbeiten, das unter Peter dem Großen begonnen worden war, allein es wurde nicht vollendet. Sie hatte geschworen, daß unter ihrer Regierung Niemand mit dem Tode bestraft werden sollte. Dafür aber ließ sie andere noch grausamere Strafen bestehen und anwenden. Sie vergoß Thränen über das Unglück des Kriegs, und doch floß unter ihrer Regierung auf den Schlachtfeldern das Blut in Strömen. Sie war sanft, mild und edelmüthig, aber von Natur liebte sie die Arbeit nicht, und ließ ihre Minister nach Gefallen schalten. **Die Liebe** war ihre herrschende Leidenschaft, und oft sagte sie selbst zu ihren Vertrauten: Ich bin nur glücklich, wenn ich verliebt bin! — Sie wollte für die schönste Frau ihres Reichs gelten, und diese Eitelkeit hatte bei ihr, wie bei Elisabeth von England, oft schreckliche Folgen. Ihre Liebhaber wurden mit kaiserlicher Pracht unterhalten, und oft ließ sie sich mit ihnen zu Intriguen herab, die sich für ihren hohen Rang wenig ziemten. Allein mitten unter ihren wollüstigen Genüssen fühlte sie abergläubische Besorgnisse, die sie durch Ausübung von religiösen Gebräuchen zu beschwichtigen suchte. Die Russen nannten sie **die Gütige**, und ehren noch ihr Andenken. In Leclerc's Histoire de la Russie moderne findet man die interessantesten Züge aus ihrem Leben und ihrer Regierung.

Ellipse, 1. in der Sprachlehre und Rhetorik Auslassung eines oder mehrerer Wörter, die hinzugedacht werden. 2. In der Mathematik einer von den drei Kegelschnitten. (S. **Kegel**). Sie gleicht einem ins Längliche gezogenen Zirkel. Die Bahn der Erde und der Planeten um die Sonne hat, wie wir seit Kepler wissen, diese Form. Sie ist von der Eilinie wesentlich verschieden, obwohl man sie im gemeinen Leben oval nennt. Sie bietet dem Auge zu gleicher Zeit Abwechselung und Symmetrie, und wird daher von den Mahlern zu Begränzung ihrer Gemählde dem Zirkel vorgezogen. Zwei Punkte auf dem längsten Durchmesser derselben haben die Eigenschaft, daß die Summe zweier geraden Linien, die man aus ihnen an irgend einen Punkt der Umfangslinie zieht, sich immer gleich bleibt, man mag sie ziehen, in welchen Punkt man will, daher kann man eine Ellipse zeichnen, indem man auf einer Fläche zwei Stifte einschlägt, um dieselben einen mit den Enden ringförmig zusammengeknüpften Faden legt, und nun die Bleifeder innerhalb dieses Fadens dergestalt her-

umführt, daß sie denselben beständig zum Triangel anspannt. Die Punkte, wo die Stifte stehen, heißen die Brennpunkte, Foci.

A. Mnr.

Elmination ist in der mathematischen Analysis eine Operation, vermöge der man eine Größe, die sich in mehreren von einander unabhängigen Gleichungen befindet, herausschafft, so daß dadurch eine oder mehrere Gleichungen erhalten werden, in der die weggeschaffte Größe sich nicht mehr befindet.

† **Emigranten.** Die Constitution Ludwigs XVIII. enthielt zwar die ausdrückliche Bestimmung, daß die Emigranten kein Recht haben sollen, ihre ehemaligen Güter zurückzufodern; dieß hinderte sie indeß nicht nach der Restauration von 1814, mit übertriebenen Ansprüchen hervorzutreten, wodurch die Nation zum Unwillen gegen die königliche Regierung gereizt werden mußte. Eine andere Art von Emigration trat 1814 und 1815 bei den Anhängern Napoleons ein.

Ems, ein berühmter Badeort an der Lahn in der Wetterau, zu Nassau-Usingen gehörig. Die Gegend umher ist von hoher, mannigfaltiger Schönheit. Zwischen Bergen und Steinklippen rauscht die Lahn hin, und bewässert anmuthige Wiesenthäler und Auen. Im Jahre 1583 wurden die ersten Brunnengebäude errichtet: überhaupt ist der Ort alt. Die zwei hier befindlichen Badehäuser dienen auch den Gästen zu Wohnungen. Jedes derselben hat mehrere Hauptbäder, die wieder in mehrere kleinere Bäder abgetheilt sind; auch sind in jedem besondere Trinkbrunnen. Die Privathäuser sind zur Aufnahme von Fremden. Das Mineralwasser zu Ems ist durchaus warm, obschon nicht von gleicher Wärme, denn der Unterschied der Wärme ist von 84 — 120 Grad Fahrenheit. Der Trinkbrunnen sind überhaupt sieben: das Kränchen, der Kessel- und Wappenbrunnen, der Mittel- oder Kurbrunnen, das Marienbrünnchen, der Spring- und Wilhelmsbrunnen oder das kalte Kränchen, und die 1812 entdeckte Zwillingsquelle. Die Namen der Bäder sind: die alten, die neuen, die Fürsten- und landgräflichen Bäder, die Bubenquelle und das Rondellbad. Die stärksten Quellen sind im alten, ehemals hessendarmstädtischen Hause. Der Mittel- oder Kurbrunnen ist der wärmste und hat eine Wärme von 120 Grad Fahrenheit. Das Fürstenbad ist sehr prächtig aus inländischem Marmor erbaut. Am Kränchenborn füllt man jährlich gegen 50,000 Krüge zur Versendung. Die Wasser gehören zur Gattung der alkalisch-salinischen, und enthielten nach Cartheuser: im Kränchen 25 Gr. alkalisches Salz und 1 Gr. Kalkerde, im Kesselbrunnen 22 Gr. alkal. Salz und 1 Gr. Kalkerde, im Wappenbrunnen 21 1/2 Gr. alkal. Salz und 2 Gr. Kalkerde, in der Bubenquelle 23 1/2 Gr. alkal. Salz und 2 1/2 Gr. Kalkerde, im Fürstenbade 19 Gr. alkal. Salz und 1 Gr. Kalkerde, und im Neubade 18 1/2 Gr. alk. Salz und 1 1/2 Gr. Kalkerde. Sie haben noch außerdem viel Luftsäure. Das Wasser des Kränchenborns wird, so wie das des Kurbrunnens, häufig auswärts verführt. Das hiesige Wasser ist sehr nützlich bei chronischen Catarrhen, schleimigen Husten, Verstopfungen der Lungen, in allerlei Magenübeln von Säure und Schleim, Verstopfungen in den Eingeweiden des Unterleibes, Hämorrhoiden, Schleim und Gries in Urinwegen, Gicht, steifen Gliedern u. s. w. Auch rühmt man es bei Augenbeschwerden. Jenseits der Lahn, am Spieß, ist die betäubende Hundsgrotte, ähnlich der von Neapel. Schon oft fand man hier Vögel, Mäuse ꝛc. von der

betäubenden Luft getödtet. Selbst in der Lahn sprudeln warme Quellen auf, und es ist da ein Pferdebad angelegt. Entferntere Punkte für Ausflüge während der Kurzeit sind: Tausenau, in einer herrlichen Gegend, mit einem Mineralbrunnen; Nassau, in einer ebenfalls höchst reizenden Umgebung, mit den alten Burgen Stein und Nassau; Koblenz und Ehrenbreitstein mit dem unvergleichlichen Rheinthale rc.

Engelsbrüder nannten sich die Gichtelianer wegen ihres Bestrebens nach engelgleicher Reinheit des Wandels. Sie hatten im Anfange des 18ten Jahrhunderts kleine Gemeinen in Leyden, Amsterdam und Altona, hielten daselbst und einige Zeit auch zu Berlin Privatversammlungen, konnten sich aber zu keiner bleibenden Secte constituiren. Vergl. Böhme (Jacob).

* England, der südliche Theil Großbritanniens (s. d. Art.), begreift im weitern Sinne das eigentliche England, das Fürstenthum Wales, die Insel Man und die normannischen Inseln, und enthält zusammen 2684 Quadratmeilen. Es gränzt gegen Norden an Schottland, und an den übrigen Seiten wird es vom deutschen Meere, dem Canale, dem atlantischen Oceane und dem irländischen Meere bespült. Diese Meere bilden an den Küsten eine große Menge von Meerbusen, Bayen, Buchten und Häfen. Eben so wenig fehlt es England an Flüssen, darunter fünfzig schiffbare, wodurch die Verbindung mit den dasselbe umgebenden Meeren befördert wird. Die vornehmsten Flüsse sind: die Themse, der Trent, welcher nach seiner Vereinigung mit der Ouse den Namen Humber erhält, die Severne und die Mersey. Eine Menge kostbarer Canäle sind zur innern Verbindung des Landes angelegt, wodurch die Hauptströme und die größten Handelsstädte London, Bristol, Liverpool und Hull in Verbindung stehen. (S. den Art. Canäle.) An Seen ist England nicht reich, die größten liegen im nördlichen Theile. Der größte englische Landsee ist das Winander Meer mit lieblichen Partien, vorzüglich auf der größten seiner Inseln. Noch reicher an romantischen Gegenden ist der See Derwent Water, mit schönen Wiesenflächen und steilen Felsen umgeben. Auch findet man in einigen Gegenden Englands Sümpfe und Torfmoore, besonders in Lincoln, wo das sumpfige morastige Land, so wie in Holland, mit Canälen durchschnitten ist. Der Boden Englands ist theils eben, theils gebirgig, besonders enthalten der nördlichste und westlichste Theil Gebirge, wovon jedoch keines die Schneelinie erreicht, sondern höchstens sich bis zu 4000 Fuß erhebt. An der südlichen Küste ziehen sich niedrige Hügel, an der südöstlichen Küste Kreideberge hin, und in den nordöstlichen Provinzen Norfolk und Lincoln erhebt sich der Boden kaum über das Meer, und enthält Marschländer. Von dem südwestlichsten Punkte Englands an zieht sich an der westlichen Küste ein immer höher aufsteigendes Gebirge, das sich bald mehr, bald weniger der Mitte des Landes nähert, und das man das Gebirge von Cornwall nennt. Es nimmt einen nördlichen Lauf, theilt sich in mehrere Zweige, neigt sich nach der Westküste, macht die westlichen Grafschaften gebirgig und schließt sich fast an das Gebirge von Wales an, dessen höchster Gipfel, der Snowdon, sich 3456 Fuß über das Meer erhebt. Das Hauptgebirge Englands ist der Peak, dessen Kette sich durch die Grafschaften Derby, Lancaster und York erstreckt, und besonders in Derbyshire äußerst anziehende Partien mit den merkwürdigsten Höhlen, darunter die berühmte Höhle von Castleton, bildet. Reich sind diese Gebirgsgegen-

den an Wundern der Natur. Steile Felsen ermüden das Auge und tiefe Abgründe bieten sich dar. Die höchsten Gipfel des Peakgebirges sind der 4050 Fuß hohe Wharn und der 3987 Fuß hohe Ingleborough. Es erstreckt sich bis an das Cheviotgebirge, das nördlichste Gebirge Englands, welches die Gränze mit Schottland macht. Das Clima Englands ist feucht und veränderlich, ohne heitern Himmel, aber doch nicht ungesund. In wenigen Ländern erreicht der Mensch ein so hohes Alter und erlangt eine solche Körperstärke und Energie, als in England. Sowohl Hitze als Kälte sind sehr gemäßigt, und der Winter ist milder als in jedem Lande unter gleicher Breite, ja als in vielen südlicher liegenden Ländern des Continents. Der Frost hält selten länger als 24 Stunden an, der Schnee verschwindet in wenigen Tagen, und das ganze Jahr hindurch dauert das Vieh unter freiem Himmel aus. Im Ganzen ist der Boden sehr fruchtbar, sowohl zum Getraidebau als zur Viehzucht geeignet, und mit dem reizendsten Grün bedeckt; doch findet man auch noch viele Haiden und unangebaute Gegenden. Die Produkte sind: treffliches Rindvieh, so stark und kraftvoll, wie in wenigen Ländern der Erde, vorzüglich gute Pferde, viele Schafe, welche nächst den spanischen die feinste Wolle liefern, Schweine in Menge, große und starke Hunde, darunter die Doggen, vieles Federvieh, besonders Gänse, die man bis zu einer Schwere von dreißig Pfunden mästet, ein großer Reichthum von Fischen, Austern und Hummern; Raubwild gar nicht und Speisewild sehr wenig. Man baut Getraide, mehr Weizen, wenig Roggen, sehr gute Gerste, doch muß noch viel Getraide eingeführt werden, treffliche Gartengewächse, Flachs, wenig Hanf, hinreichenden und guten Hopfen, Safran, Süßholz, Rhabarber, Obst von vorzüglicher Güte, aber keinen Wein, statt dessen man aus Aepfeln Cider bereitet. Die Waldungen sind nicht bedeutend; daher man Mangel an Bau- und Brennholz hat, welchen der unerschöpfliche Reichthum an Steinkohlen ersetzt. Kein europäisches Land liefert so viel und so gutes Zinn; ferner hat England Blei und Kupfer in Menge, vieles Eisen, Wasserblei, Arsenik, Zink, Antimonium, Kobalt, Galmei, die beste Walkererde, Porzellan, Töpferthon und Pfeifenerde, viel Salz, welches jedoch nicht zum Bedarf zureicht, sehr geschätzte Bausteine, Schwefel, Vitriol, Alaun, Schiefer, Kreide, Alabaster, Granit, Porphyr, Marmor, Feuersteine, mineralische Wasser. England hat nach Verhältniß seiner Größe eine starke Bevölkerung. Sie beträgt ohne Armee, Flotte, Seesoldaten und Matrosen, über 10,200,000 Köpfe. Die Einwohner sind entweder Engländer, die Nachkommen der alten Angeln und Sachsen, ein schöner und kräftiger Menschenschlag, deren Sprache eine Tochter der plattdeutschen ist, mit vielen lateinischen und brittischen Wörtern vermischt; oder Walliser, der weit geringere Theil, Ueberbleibsel der alten Britten, welche in Wales und auf der Insel Man sich unvermischt erhalten haben, durch Gastfreiheit, Gutmüthigkeit und Geselligkeit sich von dem ernsten, zurückhaltenden und ungeselligen Engländer unterscheiden, aber sich in Armuth, Unwissenheit und Aberglauben befinden. Ihre Sprache ist die alte kymmrische, dieselbe, die noch unter den Einwohnern von Bretagne geredet wird. Auf den normannischen Inseln leben Franzosen, die ein verdorbenes Französisch reden. Die herrschende Religion ist die sogenannte Hochkirche, bischöffliche, anglikanische, welche in ihren Hauptsätzen der protestantischen ähnlich ist, aber vieles von der römischen Hierarchie beibehalten hat. Die Regentenfamilie und alle Staatsbedienten müssen

sie bekennen. Außer dieser Kirche genießen alle übrigen Religionsverwandten freie Duldung; man findet daher auch Catholiken, Lutheraner, Independenten, Arminianer, Arianer, Socinianer, Quäker, Methodisten, Mennoniten, Herrnhuther und Juden. Die Industrie blühet in keinem Lande so als in England, wo fast die Hälfte der Einwohner in Fabriken lebt, und erstreckt sich auf die größten und kleinsten Bedürfnisse des Lebens. Der Reichthum und Aufwand der Großen, der starke Absatz nach den Colonien und andern Ländern, das Interesse, das fast jedes Individuum an den Kunsterzeugnissen nimmt, der Capitalreichthum der Fabrikunternehmer, die bewundernswürdige Maschinerie, die der Engländer in seinen Kunstarbeiten anwendet, dadurch er eine Menge Hände erspart, und die Waaren, ungeachtet ihrer Vollkommenheit, dem Ausländer zu einem geringern Preise liefert, als dieser sie in seinem Vaterlande kauft, befördern diese Industrie, und bringen sie auf eine so hohe Stufe der Vollkommenheit und Ausbreitung. Das jährliche Arbeitsprodukt der Fabriken wird nach Abzug der rohen Materialien auf mehr als 114 Mill. Pf. Sterl. geschätzt. Die ausgebreitetsten und wichtigsten Fabriken sind in Baumwolle, welche über eine Mill. Centner Baumwolle verarbeiten, in Wolle, für welche nicht einmal die große Quantität der inländischen Wolle zureicht, in Leder, Eisen, Stahl, Messing, Kupfer, Zinn, Porzellan und Fayence, Glas, auch in Seide, Leinwand und Papier. Die Leder- und Stahlarbeiten werden fast nirgends von der Güte und Schönheit gemacht. Man verfertigt in gleicher Vollkommenheit eiserne Schiffe, Wagen und Brücken, wie die feinsten Stahlfedern und Uhrketten, und die vollkommensten mathematischen, chirurgischen, optischen und physikalischen Instrumente. Berühmt sind die Eisengußwerke, die großen Gußstahlfabriken und die Fabriken der plattirten Waaren. Die kurzen Waaren von Birmingham sind in und außerhalb Britannien die geachtetsten. Unter den Porzellanfabriken sind die Wedgewoodfabriken bekannt genug. Die Glasschleiferei wird mit seltner Kunst getrieben, und berühmt sind besonders die Luxusartikel aus dem herrlichen Crystallglase. Die Zuckersiedereien, Bierbrauereien und Branntweinbrennereien sind gleichfalls sehr wichtig. Eben so wichtig und ausgebreitet als die Industrie ist der Handel, den England mit allen, ja den entferntesten Ländern treibt. Englische Schiffe bedecken alle Meere. Zur Beförderung dieses Handels tragen die vortheilhafte Lage nebst den vielen Häfen, die so hoch gestiegene Industrie, die weitläufigen und wichtigen Besitzungen in andern Welttheilen, die große Bank zu London nebst den vielen Provinzialbanken, die Assekuranzgesellschaften, die in jeder großen Stadt vorhanden sind, die Handelsverträge mit fast allen handelnden Nationen, die Handelsconsulate in den meisten auswärtigen Ländern und bedeutenden Handelsplätzen und die Handelsgesellschaften bei, worunter die ostindische die wichtigste ist, und unermeßliche Provinzen in Ostindien besitzt. Die Haupthandelsstädte Englands sind: London, welches fast ein Drittheil des ganzen Handels in Händen hat, Liverpool, Bristol, Hull &c. England im engern Sinne begreift 40 Shires oder Grafschaften; hierzu kommen noch Wales, welches in 12 Shires getheilt ist, die Insel Man und die normannischen Inseln im Canale, dahin Jersey, Guernsey, Sark und Alderney gehören, die einzigen Ueberreste, welche England von seinen Besitzungen in Frankreich gerettet hat.

Englische Bank, s. Londoner Bank.

† Englische Poesie. Wer das Ganze jener dichterischen Lei-

tungen der Engländer übersieht, und in einer Zeit von 60 bis 70 Jahren, von der Mitte der Regierung Elisabeths bis zu der Restauration, glänzende Namen wie Shakspeare, Spenser, Sydney und andere fände, müßte wohl gestehen, daß allerdings zum Theil Riesenwerke Eines Volks mit scharf gezeichneter Volksthümlichkeit hier vollendet worden. Wie anders auch, da die Zeit so glücklich war, daß der Hang zur Vielwisserei und die davon unzertrennliche Sonderung und Vereinzelung die in sich gesammelte Geisteskraft noch nicht gebrochen und zerstreut hatte? da noch kein Meistern und Mäkeln den Flug des Geistes lähmte? da das öffentliche Leben in einer großen Bewegung war, die schmählichen Fesseln des Papstthums gänzlich abzustreifen? Schon die Prosa war durch Jeromy, Taylor, Barrow, Hooker, Bacon rc. höchst gediegen geworden. Die Bürgerkriege förderten eben so sehr starke Geister, als ihre stürmenden Wetter den Schmetterlingsstaub der Phantasie verwehten. Hierauf schlich sich der französische Geschmack mit seinen feinen Schicklichkeiten und seinem Anstandszwang ein, und ein witziger, prahlerischer, glänzender Styl gewann die Oberhand, freilich auch ein schulgerechterer, künstlicherer. Es war etwas Weltliches, Städtisches, Verständiges und Schälkisches darin, was dem König und seinen Höflingen, die vom heitern französischen Hofe herkamen und den tiefern schweren Ernst verschmähten, besser gefiel; statt zarter Phantasie Satire und Sophisterei, statt großer Gemüthsaufwallungen künstliche Declamation, statt Shakspeare's weltumfassender, weltgeschichtlicher Sprache Dryden's Persönlichkeiten und Unfläthereien, wie dieß seine Travestien Shakspeare's und Miltons am besten beweisen. Dryden war zu seiner Zeit unstreitig der größte Dichter, Meister seiner Sprache wie Keiner, und hätte er nur seines Landes frühere Muster vor Augen behalten, hätte er sich fern von politischen Parteiungen, Höfen und Schauspielhäusern gehalten, er hätte eine unvergängliche Schule gestiftet. Addison ward der Höhepunkt jenes ausländischen Styls. Seine Aengstlichkeit, Seichtheit und Beschränktheit, sein Mangel an allem Leidenschaftlichen und Glänzenden verrathen auch keine Spur seiner Landsmannschaft mit Shakspeare. Pope ist geistreicher, geschmackvoller und belebter, aber, wie schon gesagt, Satiriker, Moralist, Witzbold, Kunstrichter, nur nicht Dichter. Dazu fehlt es ihm an Phantasie und Leidenschaft. Er hat höchstens eine Poesie des Stadt- und höhern Ständelebens. Prior hatte noch seinen Scherz, lustige, leichte, mahlerische Erzählungsgabe mit Witz und Schalkheit aus jenem Styl in seine Verse herübergerettet. Unter der Königin Anna war die Seuche aufs höchste gestiegen, und fiel seitdem immer mehr und mehr. Thomson zog wieder etwas in das ältere Volksthümliche, und gewann sich, trotz seiner Schwerfälligkeit, doch viel Verehrer. Young hatte von beiderlei Styl, von dem, der uns Urstyl heißen mag, und von dem ausländischen etwas, nicht eben Gefühl und Leidenschaft, aber eine reiche Phantasie, welche indeß, statt in leichten Spielen, glänzenden Schilderungen sich zu ergießen, in das Epigrammatische oder auch in frostige Uebertreibung umschlug. Er wollte wie Pope schreiben, und war doch von Natur mehr an Cowley und Shakspeare gewiesen, ward also unbeholfen und unnatürlich. Akenside und Gray ahmten die Alten nach. Collins und Goldsmith schufen nur wenig. Cowper warf endlich die französischen Fesseln ab, und schrieb wieder frei im Urstyl. Wohl hat er mancherlei Fehler, aber seine lautere reizende Natürlichkeit entschädigt reichlich. Seitdem nun, und in

den letztern Zeiten klagen die englischen Kunstrichter über ein geflissentliches Rückschreiten zum Alten, ja Veralteten, Wilden und Regellosen, welches sie die Lakeschule nennen, weil sie sich um die Seen von Cumberland besonders durch Wordsworth, Southey, Miß Baillie, Coleridge, Scott, Byron gebildet haben soll. Dabei nennen sie unsern deutschen Aftergeschmack als die unselige Schule jener Verschrobenheit. Hätten aber die Guten bedacht, daß, wenn Kunst und namentlich auch Poesie sich so ziemlich ausgelebt haben, sie nur noch Mägde der Ueppigkeit und Hoffahrt sind, wenn das große Weltleben selbst ausgelaugt ist, und keine eines edlen Gemüths würdige Ausbeute mehr gibt, Schwankungen und Rückschwankungen in eine bessere Vorzeit schon als Uebergangs- und Vorbereitungsmomente zu einer neuen Zeit natürlich, ja unausbleiblich sind, daß überhaupt jede Bildungsperiode eines jeden Volks immer Einen Mann aufzeigt, in welchem, wie in einem Feuerheerde, die Strahlen der Vor- und Nachwelt sich zusammendrängen, so würden sie vielleicht sich selbst eher betrauert, als uns bezüchtigt haben. Ja, wäre es ihrer starren, stolzen, finstern Eigenthümlichkeit möglich gewesen, die welthistorische Bedeutung einer Natur, wie unser Göthe ist, zu fassen, so würden sie wohl über den beiherspielenden Bildern der Zeit nicht das Bleibliche und die Andeutung einer andern Zeit übersehen haben. Da jedoch, nach einem italienischen Sprichwort, nur die Zeit ein ehrlicher Mann ist, und ein Seher seiner Zeit und seinem Lande am wenigsten gilt, so möge dieß auf sich beruhen. Zu läugnen ist freilich nicht, daß auch unter uns eine bis zur Götzendienerei und Abenteuerlichkeit gehende Hinneigung zum Romantischen Statt gefunden. Aber leichter allerdings, als mit Engländern und Franzosen, welchen letztern jene es doch nur nachschwatzen, möchte man sich mit Deutschen mindestens darüber verständigen können, daß das Romantische nicht etwa eine nur modische Laune unserer Tage, sondern Grundzug aller modernen christlichen Bildung sey, der mithin nicht zu verläugnen, wenn auch etwa eine Zeit lang zu verbergen oder zu verzerren wäre, der aber nur durch den Gegensatz einer seichten, lockern Alltäglichkeitspoesie eigentlich doch verzerrter schiene, als er in der That wäre. Stutzig hätte es wohl auch schon die Engländer machen können, daß gerade die Häuptlinge jener Schule, wie Walter Scott (der Herausgeber der Drydenschen Werke, des Sir Tristrem von Tho. von Ercildoun, der Dichter des Marmion, der Lady of the Lake, des lay of the last minstrel u. a.), William Wordsworth (der Verf. der lyrischen Balladen und Gedichte), Robert Southey (der Dichter des Madoc, des Curse of Kehama, der Ioan of Arc, des Thulaba the destroyer) und Byron, — von welchem hernach — eingestandenermaßen hochbegabte Genien sind, für welche zum Theil auch die Stimme des Volks gar laut und entschieden spricht. Wie viel nun aber daran sey, wenn die Kunstrichter das Wesen ihrer Poesie auf antisociale Grundsätze und Rousseausche kränkliche Empfindseligkeit, Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft, moralische Paradoxie und Sehnsucht nach einer unerreichbaren wollüstelnden Tugend und Vollkommenheit, auf Kotzebuesche Einfalt und Schillersche Kraft, auf Cowpers ungeschlachte und rauhe Versification, untermischt mit Ambrose Philipps Unschuld, zurückführen (s. Edinb. review, Bd. 1. S. 64.), dieß möge, nach dem oben Berührten, von Andern erwogen werden. Zu vergessen ist aber dabei nicht, daß die geschriebene Poesie, welche Kunstwerke der

Wortsprache schafft, etwas anderes ist, als jene in dem frühesten Leben eines Volks sich aussprechende, welche mit Theologie und Magie in Eins zusammenfällt. Ein großer Theil des Tadels jener Kunstrichter aber betrifft Sprache und Vers, welche von der eben gangbaren, gleichsam constitutionell gewordenen, mehr oder weniger abweichen. So ist es auch Lord Byron ergangen, dessen Werke jetzt in sechs Bänden erschienen sind. Eine glühende Phantasie, eine zarte Sinnigkeit neben herber, grollender, menschenfeindlicher Einseitigkeit, loser Behandlung und Verflechtung des Stoffs und der Sprache, kurz eine geistreiche Verdrießlichkeit und ein übersatter Lebensekel, der sich mit Paradoxien spannt, ein düsterer Unmuth, der dem Leben den Scheidebrief zugeworfen hat und sich noch mit den Bildern der Phantasie tröstet, sind allen seinen Werken aufgeprägt. Sie werden einzelnen Stimmungen zusagen, ja willkommen seyn, nicht aber den Menschen in jene heitern Bereiche beschaulichen Friedens entzücken, welche die Heimath der Poesie sind. Natürlich gibt es auch in dieser Schule Nachtreter und Varietäten, und die Klagen über Verschrobenheit, Sprachverderbung 2c. hören nicht auf. Könnte denn aber England, so weit es welthistorisch gewürdigt werden kann, mehr als Einen Dichter, vorzugsweise, und einen andern als Shakspeare haben und verlangen? Sollte es wohl nöthig seyn, die Penrose, Peter Pindar, Moore, Opie, Radcliff, Edgeworth, O'keefe, O'donnel, Morgan, Hamilton, Milman und eine Menge anderer in Reihe und Glied aufzuzählen?

Englische Pferde (Blood horse, cheval de race). Dieser Schlag von Pferden ist in England nicht einheimisch, sondern aus Veredlung durch Hengste aus Nordafrika, Arabien und Persien entstanden. Die Eigenthümer wetteiferten, durch Preise von der Regierung dazu aufgemuntert, wer die schönsten Pferde zu ziehen verstände, und die Wettrennen (s. d. Art.) wurden ein Nationalfest der Pferdeschau. Auch der hohe Preis der Sieger im Wettlauf und der Luxus der Großen, solche Renner zu besitzen, reizte die Pferdehändler, ihre Sorgfalt auf diesen Gegenstand zu verdoppeln. Man kaufte Stuten von edler Abkunft und schönem Gebäude, um Füllen davon zu ziehen, oder berühmte Hengste, von denen ein Sprung mit 10, 20, 50, ja mit 100 Guineen bezahlt wurde. Da nun dieser Gewinn 30 bis 40 Mal des Jahrs möglich war, so glaubte man nicht zu theuer kaufen zu können. Noch andere spekulirten auf den Gewinn der Summen, die beim Rennlauf gewettet wurden. So soll der Eigenthümer des Eclipse mit diesem Wettrenner 50,000 Guineen gewonnen haben, und manches Pferd, das sein Herr mit 2 bis 3000 Guineen erkaufte, brachte ihm binnen wenig Jahren 10 bis 12,000 Guineen ein. Das Ausland suchte mit Begierde englische Pferde zu kaufen; dieß trug noch mehr zur Vervollkommnung der englischen Pferdezucht bei. Indeß war die Ausfuhr der Hengste verboten, und wenn auch einzelne auf das feste Land kamen, so mußte man die Zucht davon nicht gehörig einzurichten, oder man hatte in England Pferde von der zweiten oder dritten Güte gekauft, welche oft den einheimischen Schlag, wie dieß in der Normandie der Fall war, verschlechterten. Uebrigens ist in England die Pferdezucht überall gleich blühend. Man kennt keinen Unterschied in der Güte nach der Provinz; doch unterscheidet man zwei ganz verschiedene Schläge, die sich nicht mit Vortheil vermischen lassen, von dem dritten, welcher allgemein ist, der veredelte heißt und die eigentlich sogenannten

englischen Pferde begreift. Die erste Art scheint in England einheimisch zu seyn. Sie ist 4 Fuß bis 4 Fuß, 4, 5 Zoll hoch, von starkem Bau, kleinem Kopf, dickem Halse und sehr schlanken Beinen. Diese Pferde werden ohne besondere Sorgfalt in den Gebirgsländern, Cornwallis, Devonshire, Wallis und Schottland gezogen. Sie sind unermüdet und sehr sichere Bergläufer. Die zweite Race begreift die Zug- und Lastpferde, die muskelkräftig, wohl und stark gebauet, und wahrscheinlich flandrischen Ursprungs, doch durch sorgfältige Zucht sehr vervollkommnet sind. Die zahlreichste ist die dritte, die durch mehrere fremde Arten veredelte Race, welche alle Jagd-, Reit-, Kutsch- und Cavalleriepferde begreift. Die schönsten darunter, was Ebenmaß und Gestalt betrifft, sind die Renner, Chevaux de course, Race-horses, die entweder ursprünglich von einem edlen berberischen Hengste und einer berühmten englischen Wettläufer-Stute, die ebenfalls aus dem Geschlechte der Berben abstammt, oder von zwei edlen Mischlingspferden, oder endlich von einem veredelten Geschlechte überhaupt abstammen, daher es unter denselben mancherlei Abstufungen gibt. Im Allgemeinen sind sie 4 Fuß, 7 — 10 Zoll hoch; sie haben einen starken glatten Kopf, große Augen, lange Ohren, einen etwas langen Hals und eine hohe etwas schmale Brust; der Bauch ist wenig vorstehend; die Gelenke an den Beinen sind stark, der Bau des Rückens fast grade gestreckt, die Schenkel lang und muskulös; übrigens haben sie schöne Verhältnisse, kräftige Formen, eine feine Haut, durch die man jede Muskel, beinahe jede Ader sieht, und die statt einer Striegel nur mit scharfen Bürsten berührt wird, kein Haar an den äußern Gliedmaßen u. s. w. Die gewöhnliche Farbe ist dunkel braunroth mit Abzeichen am Kopfe und weißen Flecken an den Füßen. Eigenthümlich ist ihnen die beträchtliche Senkung des Vorderbugs und die fast horizontale Lage des Beckens, so daß beide einen Winkel bilden, dessen Spitze höher und dessen Oeffnung weiter geöffnet ist, als bei jeder andern Race. Dieser Bau begünstigt unstreitig das weite Ausgreifen und daher den schnellen Lauf des Pferdes. Eben darum ist es aber auch zum Reiten weniger bequem, sondern wird fast allein zum Wettlauf gebraucht, und daran schon mit 18 Monaten oder 2 Jahren gewöhnt. Ist es dazu nicht mehr brauchbar, so nimmt man es zur Zucht. Findet man ein solches Pferd zum Wettrennen nicht tauglich, so wird es zum Kutschpferde genommen. Nächst den Rennern werden die Jagdpferde, Chevaux de chasse, hunters, hunting horses, am meisten geschätzt, mit 120 — 300 Guineen bezahlt, je nachdem sie sicher und leicht über ungleichen Boden anhallend lange laufen (einen guten Wind haben, sagen die Engländer), und über Graben und Hecken setzen können oder nicht. Man nimmt zu dieser Zucht gern normännische Stuten und einen Wettrenner; doch kommt es hierbei weniger auf die Zucht als auf die Abrichtung an. Eben so wählt man zu Reitpferden, Saddle horses, nicht die schönsten, sondern die sichersten und bequemsten. Die zur Jagd und zum Reiten nicht mehr tauglichen Renner braucht man als Vorderpferde bei den Postkutschen (Coach horses, Stage-horses). Zu den Deichselpferden nimmt man gewöhnlich starkgebaute Kutsch- oder Zugpferde. Noch gibt es Pferde, Ponies, Galloways u. s. w. genannt, die man zum Reiten und als Einspänner braucht. Die Ponies sind sehr klein, werden auf der Weide von gemeinen Ackerpferden gezeugt, kommen Winter und Sommer in keinen Stall, laufen aber geschwind und haben einen sanften Gang, daher sie ge-

wöhnlich als Reitpferde von Frauen und Kindern gebraucht werden. (Vergl. d. Art. Wettrennen.)

Englisches Reich in Ostindien, ist eine politische Erscheinung von seltener Art. Kein europäischer Staat, sondern eine bloße Gesellschaft von Kaufleuten besitzt daselbst ein Reich, welches fünfmal so groß ist, als das Mutterland, Großbritannien, und fast dreimal so viel Einwohner zählt. Unter dem Schutze der brittischen Krone gebietet diese Gesellschaft, man nennt sie die Ostindische, über den größten und besten Theil von Vorder-Indien, und unterhält daselbst eine beträchtliche Kriegsmacht. Gering war der Anfang. Im J. 1600 vereinigten sich 101 londoner Kaufleute zu einem Handel nach Ostindien, schossen ein Capital von 200,000 Thlr. zusammen, welches bald darauf um das Doppelte vermehrt wurde, und rüsteten 4 Schiffe aus. Da der Gewinn dieser Speculation beträchtlich war, so wurde hernach das Capital auf 4 Millionen Thaler und noch darüber vermehrt. Durch die Begünstigung einiger indischer Fürsten konnte die Gesellschaft an mehreren Orten Ostindiens Factoreien anlegen. 1643 wurde der Gesellschaft die Stadt Madras eingeräumt, wo sie das Fort St. George erbaute. Dies war der erste feste Punkt, den sie sich in diesem Lande erwarb, wo sie jetzt so weitläufige Besitzungen hat. 1698 wurde ein Bezirk in Bengalen, wo jetzt die Stadt Calcutta steht, erkauft. Die 1689 entstandene zweite ostindische Gesellschaft vereinigte 1708 ihre Fonds mit der ältern. Zu dieser Zeit waren die Besitzungen der Gesellschaft schon ziemlich beträchtlich, und bildeten die drei Präsidentschaften Calcutta, Madras und Bombai auf dem festen Lande, und die vierte Benkulen auf der Insel Sumatra. Anfangs war es mehr die Absicht der Gesellschaft, durch diese Territorialbesitzungen sich feste Punkte für ihren Handel zu verschaffen, als Länder zu besitzen. Aber in der Mitte des 18ten Jahrhunderts wurde die Gesellschaft genöthigt, ihrer eigenen Sicherheit wegen, eine kriegerische Stellung anzunehmen. Das Reich des großen Moguls, sonst einer der mächtigsten Fürsten Asiens, war durch innere Unruhen, durch die Einfälle der Perser, Afghanen und Maratten äußerst geschwächt worden. Die Franzosen wollten sämmtliche Europäer aus Ostindien vertreiben. Nun sah sich die Gesellschaft genöthigt, Gewalt mit Gewalt zu vertilgen. Der englische Feldherr Clive besiegte die Franzosen, und trat nun selbst als Eroberer auf. Ganz Bengalen fiel in die Hände der Engländer, und immer größer wurde die Macht derselben in Ostindien. Besonders hat die Gesellschaft seit 1792 durch eine arglistige Politik ihre Herrschaft immer weiter ausgebreitet. Gegen eine gewisse jährliche Zahlung wurde einzelnen inländischen Fürsten eine Macht von stehenden Truppen versprochen. Hierdurch zog man den befreundeten Fürsten von jedem andern Bündniß und von seinen eigenen Vertheidigungsmitteln ab. Erst unterjochte man die Feinde dieses Freundes, und dann den Freund selbst wegen seiner Undankbarkeit. Man verlangte von ihm eine Vermehrung des Tributs, Gebietsausgleichungen oder Sicherheitsplätze; er weigerte sich dessen, und man nahm ihm Alles. Alle Gegner der Gesellschaft unterlagen ihrem Glücke und der europäischen Kriegskunst. Der furchtbare Hyder Ali wurde besiegt. 1799 fiel auch Tippo Saheb zugleich mit der Eroberung seiner Residenz Seringapatnam. Auch die Macht der Maratten, die allein der Gesellschaft Furcht einflößen konnte, wurde bedeutend verringert, und nach den neuesten Nachrichten sind die Beherrscher des östlichen und westlichen Marattenstaates, mit de-

nen die Gesellschaft noch im Jahre 1818 in Krieg verwickelt wurde, so gedemüthigt, daß keine Macht in Ostindien ihr gefährlich werden kann. Jetzt begreift das englische Reich in Ostindien den schönsten Theil Vorder-Indiens und einen Theil der Insel Sumatra, nebst andern kleinern Inseln, fast 30,000 Quadratm. und 50 Mill. Menschen. Diese Besitzungen sind theils unmittelbare, theils mittelbare Gebiete, deren Fürsten ganz von den Britten abhängen. Sie sind in die Präsidentschaften Calcutta, Madras, Bombai und Benkulen eingetheilt. Die Einkünfte aus diesen weitläufigen Landen betragen jährlich 18 Mill. Pfund Sterling, die Ausgaben fast 17 Mill. Das Activ-Capital der Gesellschaft beträgt über 49 Mill. Pfund Sterl.; die Schuldenlast beläuft sich aber auch auf mehr als 46 Mill. Die Kriegsmacht der Gesellschaft besteht aus 160,000 Mann, worunter 20,000 europäische Truppen. Die inländischen Truppen der Gesellschaft, Seapoys genannt, sind auf europäische Art bewaffnet und exercirt, und daher den Truppen aller übrigen indischen Staaten durch den Geist der europäischen Kriegskunst überlegen. Die Ostindische Gesellschaft ist als Souverän dieser Länder unter Großbritanniens Schutze und Oberaufsicht anzusehen. Ein Generalgouverneur, welcher zu Calcutta seinen Sitz hat, ist oberster Staatsbeamter des gesammten Civil- und Militärwesens, nicht allein der Präsidentschaft Calcutta, sondern er ist zugleich der Vorgesetzte aller übrigen Gouverneurs in Indien, die nicht zu seiner Präsidentschaft gehören. Er herrscht beinahe, wie ein König, ist aber für seine Handlungen dem brittischen Parlamente verantwortlich. Sowohl dem Generalgouverneur, als jedem Gouverneur der Präsidentschaften ist ein Rath von vier Mitgliedern beigegeben. Die gebornen Britten und ihre Nachkommen werden nach brittischen Gesetzen, die Hindu's und Eingebornen nach ihren eigenen Gesetzen und durch eigene Richter gerichtet. Die Religion, Sitten, Gebräuche, Casteneintheilung der Hindu's werden von der brittischen Regierung ungestört gelassen. — Außer diesen Besitzungen der Ostindischen Gesellschaft besitzt noch die Krone die ostindische Insel Ceylon. (S. d. Art.)

Enkratiten, Enthaltsame, s. Gnostiker.

Entbindungskunst, s. Geburtshülfe.

Entresolen, s. Attika.

Ephialtes, s. Aloiden.

Epicykloide, ist in der Geometrie diejenige krumme Linie, welche ein in der Ebene eines Kreises befindlicher Punkt beschreibt, indem dieser Kreis auf dem Umfange eines andern in derselben Ebene mit ihm liegenden Kreises, sich um seinen Mittelpunkt dergestalt bewegt, daß die beiden Bogen, die zwischen zusammengehörigen Berührungen größter Kreise liegen, gleich groß sind.

Epidaurus, eine der angesehensten Städte des alten Griechenlandes, in Argolis, im Peloponnesus. Vorzüglich merkwürdig ist sie durch den berühmten Tempel des Aesculap, der nicht fern von ihr auf einer Anhöhe stand, und einer der prächtigsten war. Nur reinen Seelen steht der Zutritt offen, lautete die Inschrift über dem Eingange. Eine Menge Kranker besuchten diesen Ort, und erwarteten von der Wunderkraft des wohlthätigen Gottes ihre Genesung.

Epinay (Madame Louise d'), diese als geistreiche Schriftstellerin, vornehmlich aber durch ihre Verhältnisse zu Rousseau, Duclos und Grimm berühmte Frau verdient den ausgezeichneten Erscheinun-

gen ihres Geschlechts, welche das Zeitalter Ludwigs XV. darbietet, beigezählt zu werden. (S. Geoffrin, Espinasse.) Um die Thaten ihres Vaters, der im Dienste des Königs gefallen war, in der Tochter zu belohnen, verheirathete man sie mit einem jungen Mann, Namens de la Live de Bellegarde, und ernannte diesen zum Generalpächter. Sie verlebte die ersten Jahre ihrer Verbindung im Schooße des Ueberflusses, bis diesem schönen Traume die Verschwendung ihres Gatten ein Ende machte. Gleich damals begann ihre Verbindung mit Rousseau, den sie durch ihr gefühlvolles Herz und die Annehmlichkeit ihres Geistes, so wie durch die Grazie ihrer Persönlichkeit anzog, ob er gleich leugnet, sie je geliebt zu haben. Sie überhäufte ihn mit Beweisen der zartesten und zärtlichsten Freundschaft, und ließ 1756 für ihn in dem Thale von Montmorency, die durch Rousseau's Aufenthalt daselbst berühmt gewordene Hermitage einrichten. Als aber später Grimm, den jener selbst bei ihr eingeführt hatte, seine Eifersucht weckte, stand er nicht an, ihre Wohlthaten mit Undank zu belohnen und sie selbst mit den giftigsten Beschuldigungen anzugreifen. Grimm dagegen spricht von ihr stets als enthusiastischer Vertheidiger. In ihren spätern Jahren, die durch körperliche Leiden getrübt wurden, schrieb sie für ihre Enkelin die Conversations d'Emilie, (2 Bde.) in denen eine treffliche Moral einfach und klar vorgetragen ist. Ein Auszug ihrer höchst interessanten Memoiren und Correspondenz ist 1818 in Paris in 3 Bänden erschienen. Sie geben das treuste Bild der eben so verfeinerten als in den Geschlechtsverhältnissen höchst verdorbenen Sitten unter den höhern Ständen Frankreichs vor der Revolution, oder vielmehr unter Ludwig XV.

Episcopalsystem in der cathol. Kirche, s. Catholicismus.

Epitritus, s. Rhythmus.

Erard (Gebrüder) aus Straßburg gebürtig, haben ein eben so großes Fabriketablissement in Paris als in London. Ihre Pedalharfen und Pianoforte's sind besonders berühmt. Sebastian Erard erfand für erstere eine ganz neue Art von Mechanismus, welche dieß Instrument so sehr vervollkommnet, daß alle Pedalharfen anderer Fabriken tief unter den Erardschen stehen; er erhielt das Brevet d'Invention für Frankreich und das Patent für England dafür, so daß während seines Lebens niemand anders solche Harfen bauen darf. Neuerlich vervollkommnete er diesen Mechanismus noch, indem er Harfen mit doppelten Reihen von Pedalen bauete, wo nämlich jedes Pedal zweimal eingehängt werden kann; auf diesen kann aus allen Tonarten gespielt werden. So findet man in Erards Sälen unter der Menge prachtvoller Harfen auch höchst elegante ganz kleine Pedalharfen für Kinder von allen Größen. Die Pianoforte's von Erard gleichen sehr den englischen, die Züge daran sind sehr schön, und durch einen eigenen Mechanismus wird es auf ihnen möglich, denselben Ton äußerst rasch hinter einander anzuschlagen. Der kunstliebende edle Sebastian Erard besaß sonst eine der schönsten Gemäldesammlungen, die wohl je einem Privatmann gehörten, und sein Haus war in Paris der Vereinigungsort aller berühmten Künstler und ausgezeichneten Fremden. Die Concerte bei Erards gehörten zu dem Trefflichsten, was man hören konnte, denn hier spielten alle Virtuosen nur aus Freundschaft für die biedern, gastlichen Wirthe. Dussek, Steibelt, Kreuzer, Lafond, Kalkbrenner Bochsa, Garat rc. wetteiferten hier oft und aus den glänzenden Musiksälen trat man zum verschwisterten Kunstgenuß in die stillern Gemäldesäle zu den Meisterwerken von Giulio Romano

und Tizian, Dominichino und Leonardo da Vinci. Am glänzendsten waren diese Vereinigungen in den Jahren 1804 bis 1812. Unvergeßlich werden jedem Kunstfreund die Stunden bleiben, welche er in diesem Hause verlebte, welches an selbsterworbener Pracht, Sinn und Wohlthätigkeit an die Zeiten der Fugger in Augsburg erinnerte. Später traf manches Unglück dieses Haus, so daß auch Sebastian Erard genöthigt wurde, sich von seinen Lieblingen, den herrlichen Gemälden, zu trennen; der größte Theil derselben wurde nach England verkauft. Die rastlose Thätigkeit und der redliche Eifer der Brüder Erard aber entwaffneten bald das Unglück, und ihre herrlichen Instrumente bleiben durch ganz Europa berühmt und gesucht. WI.

Eratosthenes, einer der berühmtesten Gelehrten aus den Zeiten der Ptolemäer, geb. zu Cyrene in Afrika, 275 v. Chr., Bibliothekar zu Alexandrien. Er machte sich vorzüglich verdient um die mathematische Erdkunde, brachte die vorhandenen Bestimmungen in ein System, und berichtigte und erweiterte zugleich die Wissenschaft. Den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine Untersuchungen über die Größe der Erde; auch um die Sternkunde machte er sich verdient, und suchte die Schiefe der Ekliptik genau zu bestimmen. Von seinen Schriften ist bloß eine vollständig übrig, Catasterismi, die von den Sternbildern handelt (Schaubach, mit Commentar, 1795). Von seinen geographischen Werken, die lange in vorzüglichem Ansehn standen, hat die wenigen Ueberreste Seidel gesammelt und herausgegeben, 1798.

Erdnähe (Perigaeum), s. Mond.

Erlösung, s. Christenthum und Religion.

* Erzählung ist die Mittheilung einer wirklichen oder erdichteten Begebenheit. Der Gegenstand der Erzählung wird daher immer als etwas Vergangenes angesehen, und unterscheidet sich dadurch von der Beschreibung. Der Erzählende will das Geschehene einem Andern mittheilen, der davon noch nichts weiß, oder er will ihm davon genauere Kenntniß verschaffen, oder an das Gewußte erinnern, oder durch die Darstellung selbst ein bestimmtes Urtheil, oder eine Entschließung bei Andern hervorbringen. Von diesen Zwecken und von der Angemessenheit der Erzählung an die erzählte Begebenheit (Wahrheit) nach Ursprung, Entwickelung und Wirkung, hängt die Beschaffenheit der Erzählung, so wie der Werth derselben im gemeinen Leben überhaupt ab. Und damit hängt zusammen, ob der Erzählende sie selbst oder von andern erfahren hat, weil im erstern Falle der Bericht gewöhnlich vollständiger und genauer ist. Die Untersuchung der Wahrheit unterliegt den Grundsätzen der historischen Kritik (s. Geschichte, Historie). Aber oft ist auch die Uebung im Vortrag, ferner die Belustigung und Unterhaltung Anderer durch die Mittheilung Zweck; und hier kommt es nicht sowohl auf Wahrheit, sondern hauptsächlich auf die Form der Mittheilung, und im letztern Fall insbesondere auf das damit verbundene Interesse, welches man durch geistreiche Darstellung einem selbst erdichteten Gegenstande zu geben weiß, an. In beiden Fällen unterscheidet man das Erzählen von dem bloßen Herzählen, d. i. von dem ungeordneten, unverbundenen Aufzählen der Umstände der Begebenheit, nach äußerer Folge. Die wahre Erzählung soll eine Begebenheit deutlich und vollständig mittheilen. Klarheit, Objectivität und innerer Zusammenhang der wirkenden Umstände sind daher Haupterfordernisse derselben. Dieß gilt in noch höherem Grade von der

poetischen Erzählung, als der vollendeten, d. i. lebendigen und anschaulichen Darstellung einer ästhetischen Idee unter der Form einer Begebenheit oder Handlung. Unter diesen Begriff gehört nicht bloß die versificirte oder in Prosa abgefaßte Erzählung von geringerm Umfange und Gegenstande, welche gewöhnlich vorzugsweise poetische Erzählung genannt wird, sondern auch das große epische Gedicht (s. Epos), und der von jenem sonst unterschiedene Roman. Was die Gegenstände der Erzählung selbst anlangt, so umfaßt dieselbe nicht bloß menschliche Handlungen und Schicksale, sondern auch Wunderereignisse und Wunderwirkungen, welche mit dem Menschenleben in Beziehung gesetzt werden; und die Erzählung ist um so reichhaltiger an jenen, je größer die Scene und der Zeitraum sind, welche sie umfaßt. Vermöge jenes Begriffs aber wird zu jeder poetischen Erzählung erfodert 1. ein poetisches Ereigniß, d. h. eine Reihe von Erscheinungen und Veränderungen, welche durch eine zum Grunde liegende Idee verbunden, ein Ganzes bilden, worin ein individuelles und an sich vollkommenes Bild des Menschenlebens dargestellt werden kann. Man nennt dieß auch die Fabel der Erzählung, und es ergibt sich hieraus von selbst, daß dieser Stoff der poetischen Erzählung nicht schlechthin aus gemeinen Verhältnissen des täglichen Lebens, oder aufgerafften historischen Thatsachen bestehen könne. Im Allgemeinen kann die Fabel der Erzählung sowohl aus Verhältnissen und Situationen, als aus dem freien Willen der Personen entspringen; da aber in der erzählenden Darstellung die Handlung als Geschehenes und schon Vollendetes vorgestellt wird, so erscheint sie mehr als Begebenheit, und der Mensch abhängig von der äußern Ordnung, in welche er gestellt wird. Hier wird daher die Freiheit weniger, als das Schicksal und selbst der Zufall wirken. Die Haupterfordernisse einer interessanten Fabel sind: interessante Personen, interessante Situationen und Verhältnisse, und eine interessante abwechselnde Folge der Veränderungen, was man auch den Verlauf der Begebenheit nennt; und eine Verschiedenheit der Erzählungen in dieser Hinsicht besteht auch darin, daß das Interesse derselben bald mehr auf den Personen und zwar ihrer Eigenthümlichkeit (Charakter), und ihren Schicksalen, bald mehr auf den Verhältnissen, in welchen sie auftreten, und auf dem Verlauf der Handlung (Fabel im engern Sinne) liegt, obwohl beide sich gegenseitig bestimmen und in Uebereinstimmung stehen müssen. Dem Umfange der Handlung und der Menge der Charaktere nach, kann die Erzählung einfach oder zusammengesetzt seyn. Im letztern Falle vorzüglich wird ein poetischer Contrast, d. h. Verschiedenartigkeit der Charaktere gefodert. Bei dem Verlauf der Handlung aber läßt sich die Entstehung oder Anlage, die Verwickelung und die Auflösung oder Entwickelung unterscheiden. Auch bei einer zusammengesetzten Fabel muß jedoch die Verwickelung noch zu übersehen seyn, und sich in einem klaren Bilde zusammenfassen lassen; auch dürfen die Nebenhandlungen (Episoden), dem allgemeinen Gesetze eines organischen Ganzen gemäß, die Aufmerksamkeit auf die Haupthandlung nicht vernichten, sondern müssen zur Entwickelung und Vervollständigung des Ganzen hinwirken. In diesem Allen nun zeigt sich 2. die poetische Darstellung, welche hauptsächlich in der klaren und lebendigen Entwickelung des allmählig Geschehenen, mithin zugleich in der Anordnung der erfundenen Charaktere, Verhältnisse und Si-

tuationen sichtbar wird. Hierdurch ist jedoch nicht gefodert, daß der Erzähler immer mit dem eigentlichen Anfange der Begebenheit anfangen müsse denn oft ist dieses das Unbedeutendste; oft fängt dagegen der erzählende Dichter mit einem Momente der Handlung an, der den Leser oder Zuhörer sogleich in die Mitte der Handlung versetzt, und begierig macht, Anfang und Entwickelung weiter zu erfahren: wiewohl wir dieses darum nicht als nothwendige Regel jeder Erzählung anzusehen haben. Die Folge der Vorfälle und Veränderungen ist hier also keine chronologische oder bloß logische, sondern durch den Zweck einer poetischen Darstellung bestimmt. Sie hängt sonach von der Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Darstellung ab. Erstere fodert eine klare Uebersicht der Ereignisse, wozu auch natürliche Abtheilungen und Ruhepunkte dienen. Hier darf aber das Eigenthümliche der erzählenden oder epischen Darstellung nicht übersehen werden, welches sie von der dramatischen Darstellung unterscheidet. Da nämlich der Erzählende seinen Gegenstand als vergangen betrachtet, so verweilt er mit größerer Ruhe auf demselben. Daher ist der Erzählungsstyl ruhiger und ausführlicher, als der dramatische und lyrische, obwohl er weder die Erhebung des Gefühls ausschließt, noch in Geschwätzigkeit fallen darf. Er schildert die Gegenstände objectiver, d. h. unabhängiger von den Eindrücken, welche der Handelnde oder affectvoll Bewegte von ihnen empfängt. Auch hat der erzählende Dichter darum einen größern und freiern Spielraum, denn er stellt für die Einbildungskraft, der dramatische Dichter zunächst für den Sinn dar. Was aber die mit Anschaulichkeit verbundene Lebendigkeit der Darstellung betrifft, so besteht sie in der das Gefühl erregenden Entwickelung interessanter Gegenstände, und sie ist es eben, deren Wirkung das fortdauernde Interesse ist, welches der Leser oder Zuhörer an dem Erzählten nimmt. Dieses fortdauernde Interesse äussert sich durch Besorgnisse des Lesers für die Personen, Mitfreude und Mitleid bei ihren Schicksalen, und die gespannte Aufmerksamkeit auf die zukünftige Entwickelung, welche am Ende der Erzählung liegt; und es wird am sichersten anhalten, wenn die Thatsachen sich mit Möglichkeit, bedingt durch die Charaktere und den Ton des Ganzen, leicht und natürlich an einanderreihen. Wenn wir übrigens von der höchsten Art des erzählenden Gedichtes, dem Epos, absehen, und bei der poetischen Erzählung im engern Sinne, welche Ereignisse und Vorfälle aus dem Leben einzelner Individuen zum Gegenstande hat, stehen bleiben, dergleichen z. B. gewisse Novellen sind, so können sie, wie der Roman, sich dem dramatischen durch dialogische Form, dem lyrischen durch die Briefform annähern, die Grundform aber bleibt die monologisch erzählende. Dem Tone und der Tendenz nach gibt es nicht nur ernsthafte und komische Darstellung, zu welcher letztern auch die humoristische gehört, und die satirische gehören kann, sondern auch idyllische und naive, romantische und phantastische (wohin das Mährchen gehört), bürgerliche und psychologisch-sentimale Erzählungen. In der einen Art wird sich mehr die Phantasie, in der andern mehr die Weltlebenskenntniß des Erzählers zeigen. Von dem Roman unterscheidet sich aber die poetische Erzählung im engern Sinne, wenn nicht durch die Versification, doch gewöhnlich durch geringern Umfang und Mangel an Episoden, daher sie sich nicht auf das ganze Leben

eines Individuums erstreckt. Indessen gibt es auch hier Uebergänge. Eben so gränzt die versificirte Erzählung, — die oft nur die äußere poetische Form (Rhythmus und Reim) von der Dichtkunst entlehnt, um dem erzählten Stoffe dadurch eine wirksamere Fassung zu geben, an verschiedene andere Dichtungen, wie z. B. eines Theils an das größere, romantische Epos, andern Theils an die Legende, Ballade, Idylle rc. Die gewöhnlichen Metra für dieselbe sind freie gereimte Jamben, mit Dactylen vermischt, Ottaven rc. Unter den kleinern Erzählungen der Engländer sind die von Chaucer, Dryden, Prior rc.; unter den Franzosen die von Lafontaine, Marmontel, Florian, Voltaire, Dorat, Bernard, unter den deutschen Erzählungen die von Lessing, Wieland, von Thümmel, Schilling, Schulz, Lafontaine, Huber, St. Schütze, Steigentesch, Fouqué, Contessa, Pfeffel, Langbein, Kleist, Kind (besonders die metrischen) ausgezeichnet. Da im Drama nicht alles vergegenwärtigt werden kann, so tritt oft auch die Erzählung in dasselbe ein, aber dieß muß vorsichtig und sparsam geschehen, wenn nicht das dramatische Interesse geschwächt werden soll. Wo aber die Erzählung im dramatischen Gedichte nothwendig ist, da bezieht sie sich gewöhnlich auf eingreifende Vorgänge, und muß lebhafter dargestellt und vorgetragen werden, als die gewöhnliche Erzählung, weil wir hier gewöhnlich auch die Einwirkung des Ereignisses auf den Erzählenden wahrnehmen sollen. T.

* Essex (Robert Devereux, Graf von), ausgezeichnet in der Geschichte als tapferer Krieger, mehr aber noch durch die besondere Gunst seiner Monarchin, der großen Elisabeth von England, so wie durch die unglückliche Wendung seines Schicksals, welches ihn schnell von dem höchsten Gipfel des Glücks auf das Blutgerüst führte, war der Sohn von Gautier Devereux, Grafen von Essex, und Lettice Knolles, einer Verwandtin der Königin Elisabeth, geboren den 10. Nov. 1567 zu Nethewood, dem Schlosse seines Vaters, in der Grafschaft Herefordshire. In seiner ersten Jugend soll er keine bedeutende Anlagen gezeigt haben, so daß sein Vater auch keine große Hoffnungen von ihm faßte. Sterbend empfahl er den Sohn dem Lord Burleigh. Dieser sandte den jungen Grafen im zwölften Jahre auf die Universität Cambridge, wo er sich bald durch Fleiß und Talent bemerklich machte. In seinem siebzehnten Jahre erschien er zum ersten Mal am Hofe, wo die Annehmlichkeiten seines Aeußern, so wie seine glänzenden Eigenschaften einen ihm sehr günstigen Eindruck machten, und, von dem Andenken seines Vaters unterstützt, ihm viele Freunde gewannen. Er begleitete zuerst, auf dringendes Bitten seiner Mutter, wiewohl nicht ohne Widerwillen, den Grafen Leicester im J. 1585 nach Holland. Im folgenden Jahre erhielt er den Titel eines Generals der Cavallerie, und legte in der Schlacht bei Zütphen Beweise der Tapferkeit ab. Leicester ernannte ihn dafür im Lager zum Bannerritter. Nach England zurückgekehrt, wurde er an des höher beförderten Leicesters Stelle Großstallmeister, und erreichte im J. 1588 den Gipfel seines Glücks; denn Elisabeth ernannte ihn zum General der Cavallerie unter Leicesters Befehlen bei der Armee, die zu Tilburn zum Schutz gegen einen von Spanien befürchteten Einfall versammelt wurde. Von jetzt an galt er auch als erklärter Günstling der Monarchin, die ihn noch mit dem Orden des Hosenbandes schmückte. Es ist wohl nicht zu verwundern, wenn dieses schnelle,

unerwartete Glück den jungen Mann zuweilen über die Gränzen der Mäßigung führte. Nachdem er einen heftigen Streit, ja einen Zweikampf mit einem andern Günstling der Königin gehabt hatte, schloß er sich ohne ihre Erlaubniß dem Kriegszuge an, durch den Sir John Norris und Franz Drake den Don Antonio wieder auf Portugalls Thron setzen wollten. Die Königin machte ihm jedoch bloß zärtliche Vorwürfe darüber, und überhäufte ihn bei seiner Rückkehr mit neuen Wohlthaten. Leicester war das Jahr zuvor gestorben. Essex, der ihm zum Theil seine Erhebung dankte, unternahm nun manches, was der Monarchin mißfiel, besonders eine heimliche Vermählung mit der einzigen Tochter von Sir Francis Walsingham, der Witwe von Sir Philipp Sidney. Obgleich Elisabeth nicht über diese Angelegenheit sprach, gedachte sie derselben doch lange Zeit nicht ohne Empfindlichkeit. Immer unternehmend und nach Ruhm dürstend erhielt Essex 1591 den Oberbefehl eines Truppencorps, welches Elisabeth zu Heinrichs IV. Unterstützung nach Frankreich sandte. Allein diesen Zeitpunkt benutzten seine Feinde, um ihm bei der Königin zu schaden, welche mit seinem Benehmen ohnedies nicht ganz zufrieden war; jedoch wußte er diesmal ihre Pläne zu vereiteln, und Elisabeth ernannte ihn im J. 1593 zum Mitgliede ihres geheimen Raths. Nach einer glücklichen Unternehmung gegen Cadix, die Essex mit dem Admiral Howard ausgeführt hatte, und wodurch Cadix in die Gewalt der Engländer gekommen war, wurde er von der Monarchin mit Lobsprüchen, vom Volke mit öffentlichen Beifallsbezeigungen empfangen; allein daß er sich merken ließ, er achte diese eben so hoch als jene, schadete ihm in Elisabeths Augen. Die Königin ließ ihn dieß empfinden; da erwachte sein Stolz, und er gerieth in häufige Streitigkeiten mit der Monarchin. Dennoch ernannte sie ihn zur Belohnung seiner Dienste 1597 zum Großmeister der Artillerie. Diese neue Gunstbezeigung schien seinen hochstrebenden Ehrgeiz zu befriedigen, und er erbot sich zu einem neuen Seezuge gegen Spanien; allein dieser hatte nicht den gehofften Ausgang. Essex sah bei seiner Rückkehr, daß Elisabeth Menschen, die er nicht liebte, reichlich belohnt hatte, dieß kränkte ihn. Er wollte sich auf seine Güter zurückziehen; aber Elisabeth besänftigte ihn nochmals dadurch, daß sie ihn zum Großmarschall von England ernannte. Dieses Benehmen der Monarchin, welches ihm zeigte, daß sie ihn nicht zu hoch neben sich stellen wollte, hätte ihn Mäßigung und Klugheit lehren sollen, allein sein Stolz verleitete ihn zu Unbesonnenheiten, die seine Feinde nur zu sehr benutzten. Burleigh's Tod, der jetzt erfolgte, war ein großer Nachtheil für ihn, denn dieser kräftige Mann war eine bedeutende Stütze für ihn gewesen. Zwar wurde Essex nach ihm Kanzler der Universität Cambridge, aber dieß konnte man auch als den letzten Schimmer seines Glücks betrachten. Schon vor Burleigh's Tode hatte sich Essex mit der Monarchin über die Wahl des Mannes entzweit, der nach dem damals unruhigen Irland geschickt werden sollte. Dabei kam es so weit, daß Essex von der Königin eine Ohrfeige bekam, weil er sich ungeziemend gegen sie betragen hatte. Indessen versöhnte sie sich später doch wieder mit ihm, und sandte ihn selbst als Vicekönig nach Irland und zwar mit den ausgedehntesten Vollmachten. Er benahm sich jedoch bei diesem wichtigen Geschäfte auf eine solche Art, daß er sich das Mißfallen und den Unwillen der Königin nicht unverdienter Weise zuzog. Sie gab ihm diesen zu erkennen; er antwortete im stolzen Tone darauf, und ob sie ihm gleich befahl, Irland nicht zu verlas-

sen, hielt er es doch für besser, nicht zu gehorchen, sondern in Person sich bei der Monarchin zu rechtfertigen. Sie nahm ihn bei seinem Erscheinen nicht ungütig auf, allein bei der gegen sein Benehmen angeordneten Untersuchung vertheidigte er sich so schlecht, seine Feinde wirkten überdies so geheim und nachdrücklich, daß er verurtheilt ward, alle seine Aemter außer dem eines Generals der Cavallerie zu verlieren. Elisabeth wollte ihm dadurch noch Hoffnung auf ihre Gnade lassen. Allein durch Heinrich Cuffs, seines Secretärs Rathschläge aufgereizt, erlaubte er sich selbst Aeußerungen über die Häßlichkeit und das Alter der Königin, welche sie aufs tiefste verwunden mußten. Dazu kam, daß ihn die Volksgunst aufgeblasen machte, so daß er in geheime Unterhandlungen mit dem Könige von Schottland Jacob, Elisabeths vermuthlichem Nachfolger trat, um ihm früher auf den Thron zu helfen, ja endlich sogar mit dem verbrecherischen Plane umging, sich mit Gewalt des Palastes der Monarchin zu bemächtigen und sie zu zwingen, ein neues Parlament zu versammeln, und ihre Minister zu wechseln. Der Plan wurde verrathen; nun versuchte er einen Aufstand in London zu erregen, um vielleicht den Thron zu erschüttern und Elisabeth zu demüthigen. Dieß mißlang, er wurde in seinem Palaste umringt und mußte sich auf Discretion ergeben. Ihm und seinen Mitschuldigen wurde nun der Prozeß gemacht; die Königin schwankte lange, ehe sie das gegen ihn ausgesprochene Todesurtheil unterzeichnete. Immer noch hoffte sie, er würde ihre Gnade anflehen; allein vergebens. So gab sie endlich den Befehl zu seiner Hinrichtung, welche am 25. Febr. 1601 durch das Beil im Tower, dem Wunsche des Verurtheilten gemäß, erfolgte. Man erzählt: als Essex von seinem Unternehmen gegen Cadix zurückgekommen, und bemerkt habe, daß die Königin ihre Zärtlichkeit ihm von neuem geschenkt, habe er seine Besorgnisse laut werden lassen, daß seine oft nothwendige Abwesenheit ihn dem bösen Einflusse seiner Feinde bei der Monarchin bloß stellen möchte; da habe ihm die Königin einen Ring gegeben mit dem Versprechen, daß, was er auch gegen sie begehen möchte, wie groß auch die Beschuldigungen gegen ihn seyn möchten, er nur diesen Ring ihr zu senden brauche, um gewiß zu seyn, daß sie seine Rechtfertigung anhören werde. Essex wollte nach seiner Verurtheilung davon Gebrauch machen; er gab den Ring der Gräfin Nottingham, um ihn der Königin zu bringen. Allein der Gemahl der Gräfin, Essex Todfeind, bestimmte sie, den Ring nicht abzugeben. So fiel er, zum Theil ein Opfer des Hasses und Neides, im vierunddreißigsten Jahre seines Alters. Graf Essex war mit vielen vorzüglichen Eigenschaften ausgerüstet, tapfer, beredt, geistreich, gewandt, edelmüthig und sehr offen, dabei aber auch unbesonnen und von äusserst heftiger Gemüthsart. Sein Verhältniß zur Königin, die in ihrem hohen Alter sich noch so verliebt zeigte, daß sie ihm nicht selten lächerlich erschien, machte ihn so vermessen, daß er sich zuweilen Spöttereien gegen sie erlaubte, die zuletzt ihr Herz einigermaßen von ihm abwandten. Er vermochte sein Glück nicht zu tragen. Manche haben das ganz vertraute Verhältniß des Geliebten zur Liebenden zwischen ihm und Elisabeth bezweifeln wollen. Lord Oxford hat es bestimmt für Liebe erklärt. Die Catastrophe, welche das Leben dieses merkwürdigen Mannes endigte, hat Stoff zu vier englischen und drei französischen Tragödien gegeben, so wie zu verschiedenen Romanen. Auch auf die deutsche Bühne ist sie durch eine Ueber-

setzung des englischen Trauerspiels von Henry Jones durch Dyck gekommen.

* Este, eins der ältesten und glänzendsten Fürstenhäuser Italiens, welches seit dem 10ten Jahrhundert eine bedeutende Rolle in der Geschichte spielt. Ariost und Tasso lassen bekanntlich die Genealogie dieses Geschlechts sich in dichterische Fabelzeiten verlieren; allein wir wissen durch Muratori, daß man den Ursprung der Familie Este unter den kleinen Fürsten zu suchen hat, die im 10ten Jahrhundert Statthalter der Carolinger in Toscana waren. Späterhin erhielten sie von den Kaisern mehrere Distrikte und Grafschaften als Lehn, namentlich Este, Rovigo, Montagnana, Casalmaggiore, Fontrimoli und Obertenga, und führten den Titel Markgrafen. Von einem derselben, Guelfo IV., der 1071 das Herzogthum Baiern als Lehn erhielt, stammen die Häuser Braunschweig und Hannover, die man deshalb auch lange die Estensisch-Guelfischen nannte. Während des 12ten, 13ten und 14ten Jahrhunderts ist die Geschichte der Este großentheils mit den Schicksalen der übrigen Herrscherfamilien und kleinen republikanischen Staaten in Ober-Italien verflochten. Wir finden eine lange Reihe von Regenten des Hauses Este in den Kriegen der Guelfen und Ghibellinen beschäftigt, deren Macht, mancher Widerwärtigkeiten ungeachtet, bereits so gestiegen war, daß sie nebst andern neuen Besitzungen bald Ferrara und Modena sich zueignen konnten. Mehr als durch Waffenthaten sollte indessen das Haus Este durch seine Verdienste um Künste und Wissenschaften in den Jahrbüchern der Geschichte glänzen. Nicolaus II. (gest. 1338) muß als der erste genannt werden, der den Hof von Ferrara zum Sitz der Eleganz und des guten Geschmacks erhob. Glänzender steht bald nach ihm Nicolaus III. da (gest. 1441), dessen thatenreiches Leben durch mannigfache Schicksale im Kriege wie im Frieden bezeichnet ist. Er stellte im J. 1402 die von seinem Vater Albert gestiftete Universität zu Ferrara her, die während seiner Minderjährigkeit eingegangen war, und stiftete eine andere zu Parma, so lange diese Stadt ihm unterworfen blieb. Durch Belohnungen zog er die ausgezeichnetsten Männer der Zeit an seinen Hof, unter andern Guarino von Verona, den Ahnherrn des bekannten Dichters, und Johann Aurispa; auch vererbte er die Liebe zu den Wissenschaften auf seine Söhne Lionel und Borso, deren höchstes Streben einzig dahin ging, unter allen Städten Italiens Ferrara als das Vaterland der Gelehrten und Dichter in Ruhm zu bringen. Die Regierung Lionel's (gest. 1450) glänzt weder durch Eroberungen noch andere politische Ereignisse, aber kein Fürst des Hauses Este wurde wegen der Liebenswürdigkeit des Charakters, Anmuth des Geistes und Feinheit der Sitten von seinen Zeitgenossen mehr geschätzt, als Lionel. Er beförderte Handel und Industrie, Künste und Wissenschaften auf alle Weise, ja er selbst gab ein Muster von Beredsamkeit in zwei Sprachen, der lateinischen und italienischen, ab. Mit allen großen Männern Italiens stand er in Briefwechsel, lebte mit ihnen auf Bruderart, und trug mehr als irgend ein Fürst seiner Zeit dazu bei, die alte Literatur wieder in den Schwung und Glanz zu bringen, der das 16te Jahrhundert so verherrlicht hat. Sein Bruder und Nachfolger Borso (gest. 1471) stand ihm in diesen Bestrebungen nicht nach. Auch unter ihm blüheten Handel, Ackerbau, Gewerbe und alle Künste des Friedens, deren höchster Aufwand einem Lande nie so verderblich werden kann, als militärischer Luxus. Borso war

prachtliebend, da er aber weder Festung noch Heer unterhielt, so erschöpfte doch aller Aufwand nicht die Finanzen, und er hatte sogar das Glück, auf diesem Wege Eroberungen zu machen. Durch ihn wurden seinem Hause neue Ehren und Würden zu Theil. Kaiser Friedrich III. war bei seiner Reise durch Ferrara von der Aufnahme, die er bei Borso gefunden, so entzückt, daß er ihm 1452 den Titel eines Herzogs von Modena und Reggio ertheilte. Hiezu verschaffte sich Borso noch vom Papst Pius II. im J. 1471 die Herzogswürde für Ferrara, welches er als päpstliches Lehn besaß. Sein Nachfolger Herkules I. (gest. 1505) hatte viel von den Venezianern und ihren Bundesgenossen auszustehen, die das Haus Este seiner Staaten berauben wollten; Mailand, Florenz und Neapel bewaffneten sich für ihn, und so entspann sich ein allgemeiner Krieg. Nach einem ungünstigen Friedensschlusse (1484) bestrebte sich Herkules fortan, neutral zu bleiben, und es gelang ihm 21 Jahre hindurch, während Italien die größten Umwälzungen bestand. In dieser Zeit blühte sein Land in allen Segnungen des Friedens und seine Hauptstadt im Glanze des Luxus und der Künste. Sein Freund und Minister war der als Dichter des verliebten Rolands berühmte Graf Bojardo von Scandiano; und Ariost, damals noch sehr jung, erfreute sich ebenfalls schon der herzoglichen Gunst. Alles, was von schönen Geistern jener Zeit in Ansehen stand, schmückte den Hof zu Ferrara. Ueberhaupt beseelte im 14ten Jahrhundert die italienischen Fürstenhäuser der herrlichste Wetteifer, sich einander in der Pracht des Hofhalts, in edler Freigebigkeit, und Unterstützung der Künste und Wissenschaften zu übertreffen. Dasselbe, was uns die Familie Este so achtungswerth macht, preist uns die Geschichte von den Visconti in Mailand, den Gonzaga in Mantua, den Medici in Florenz u. s. w. — Auf Herkules I. folgte sein Sohn Alfons I. (gest. 1534), dessen zweite Gemahlin jene berühmte Lucrezia Borgia war, die durch seltene Talente und Liebe zu den Wissenschaften einigermaßen die Schande ihres frühern Lebens verwischte. Im Dienste seines Bruders, des Cardinals Hippolit, stand Ariost; doch war dieser Fürst des großen Dichters nicht würdig. Der Cardinalshut schützte ihn so wenig vor Leidenschaft und Verbrechen, daß er seinem natürlichen Bruder Julius, dessen Nebenbuhler in der Liebe er war, die Augen ausstechen ließ, weil die von beiden verehrte Dame diese Augen einst schön genannt hatte. Alfons ließ diese Grausamkeit, über welche ganz Ferrara empört war, ungeahndet, aber Ferdinand, sein anderer Bruder, und der gemißhandelte Julius zettelten dafür eine Verschwörung an, um ihn zu entthronen und sich desto sicherer an Hippolit zu rächen. Sie wurde entdeckt und beide Brüder, über deren Haupt schon das Beil des Henkers schwebte, kamen zwar mit dem Leben davon, mußten dieses aber im Kerker beschließen. Alfons, der große Feldherrntalente besaß, hatte Gelegenheit sie während seiner Regierung zu entwickeln. Nachdem er 1509 der Ligue von Cambrai beigetreten, erschienen die Venezianer unter Angelo Trevisani mit einer Flotte an der Mündung des Po, und verbreiteten Schrecken im ganzen Gebiet von Ferrara. Alfons brachte diese Flotte, die den Fluß hinauffuhr, zwischen das Feuer seiner an beiden Ufern errichteten Batterien, wodurch er sie theils eroberte, theils verbrannte (1509) — ein Sieg, der von allen berühmten Dichtern Italiens gefeiert worden ist. Papst Julius II., der bald die Ligue von Cambrai verließ, und den Venezianern beitrat, wollte auch Alfons dazu

bewegen, den er, als dieser sich weigerte, mit dem strengsten Interdict belegte und aller seiner Kirchenlehen verlustig erklärte. Alfons verlor Modena und allen Beistand, nur die Franzosen blieben ihm noch treu, denen er zum Siege bei Ravenna (1512) verhalf. Bald aber mußten auch die Franzosen Italien räumen, und Alfons stand nun ganz verlassen da. Indessen starb Julius II.; doch wollte sein Nachfolger Leo X., so günstig anfangs sein Benehmen schien, die Städte Modena und Reggio nicht herausgeben, wozu ihn König Franz I., der dem Hause Este vorzüglich wohl wollte, verpflichtet hatte. Ja, der römische Hof ging so weit, daß er den Herzog Alfons durch den Hauptmann seiner Leibwache, den man zu bestechen suchte, ermorden lassen wollte. Während, von allen Seiten bedroht, Alfons sich zur tapfersten Gegenwehr rüstete, starb Leo X. (1521), durch welches Ereigniß sich das Haus Este plötzlich vom nahen Untergange gerettet sah. Alfons ließ bei dieser Gelegenheit eine Münze schlagen, auf welcher ein Mann ein Lamm aus den Klauen eines Löwen befreit, mit der Umschrift: De manu leonis. Adrian VI. hob zwar den Kirchenbann auf, allein Clemens VII. schien den Haß seines Oheims Leo gegen Alfons geerbt zu haben, indem er ihm Modena vorenthielt und auch die noch übrigen Staaten zu nehmen suchte. Modena ward während der Eroberung Roms (1527) wieder sein, wie auch bald nachher Carl V. ihm seine frühern Besitzungen wieder ausfertigen ließ, und die Hoheitsrechte seines Hauses bestätigte. So wußte Alfons, wie kein anderer Fürst seiner Zeit, den Ruhm der Waffen mit den Talenten der Staatskunst zu vereinen, aber keiner wurde auch von so ausgezeichneten Männern umgeben, und keiner von so hohen Dichtern gefeiert, unter welchen Ariost obenan steht. Sein Nachfolger Herkules II. (gest. 1559) beobachtete die größte Ergebenheit gegen Carl V., dessen Uebergewicht in allen italienischen Angelegenheiten den Ausschlag gab, während sein Bruder zu Rom, Cardinal Hippolit der Jüngere, auf den Nothfall sich den Schutz Frankreichs verschafft hatte. Dieser Cardinal, der die prächtige Villa d'Este in Tivoli erbaute, war der größte und edelmüthigste Beschützer der Wissenschaften, den das Jahrhundert erzeugte. Alfons II. (gest. 1597) hatte zwar von seinen Vorfahren den Sinn für die Wissenschaften geerbt, aber noch mehr den Hang zu Festen und rauschenden Vergnügungen. Seine Eitelkeit regte ihn unaufhörlich an, es dem Großherzog von Florenz zuvorzuthun, und um die Krone von Polen zu buhlen, die während seines ganzen Lebens ein Gegenstand des kostspieligsten Strebens für ihn blieb. So mußten die Finanzen erschöpft und die Unterthanen mit Auflagen gedrückt werden. Auch seinen Hof schmückten die ersten Dichter und berühmtesten Männer Italiens, allein die Schicksale Tasso's an diesem Hofe erwecken dem Namen Este nur trübe, wenn nicht gehässige Erinnerungen. Die sieben Jahre, welche der Dichter im Narrenspitale verleben mußte, weil er entweder die Fürstin Leonore, Schwester des Herzogs, wirklich liebte, oder, in seiner Leidenschaftlichkeit gegen diesen sich vergessend, die Gränzen des Anstandes überschritt, — stehen da laut klagend und zeugend wider den unedeln hartherzigen Fürsten! Dieser, obgleich drei Mal verheirathet, blieb kinderlos; deßhalb erwählte er, den Stamm Este nicht ausgehen zu lassen, seinen Vetter Cäsar (gest. 1628), einen natürlichen Sohn von Alfons I. zum Nachfolger. Als dieser die Regierung antrat, erhob sich Papst Clemens VIII. wider ihn, erklärte seine Erwählung

für unrechtmäßig und alle geistlichen Lehen des Hauses Este für ein der Kirche wieder zuständiges Eigenthum. Cäsar besaß so wenig Muth und Charakter, daß er den Drohungen und Truppen des Papstes gleich nachgab, und Ferrara nebst den andern geistlichen Lehen wieder abtrat. Glücklicherweise machte ihm der Kaiser das Erbfolgerecht in den Reichslehen nicht streitig; er behielt Modena und Reggio, wohl aber mußte er mit der Republik Lucca zwei Kriege um den Besitz von Garfagnana führen, bis Spanien eine Ausgleichung vermittelte. Sein Sohn und Nachfolger Alfons III. ließ anfangs seiner großen Heftigkeit wegen eine harte und tyrannische Herrschaft befürchten, allein der Tod seiner von ihm leidenschaftlich geliebten Gemahlin Isabelle von Savoyen, stimmte ihn zur größten Sanftmuth um. Bald legte er sogar die Regierung nieder, die er seinem ältesten Sohne Franz übergab, und zog sich unter dem Namen des Bruders Johann Baptist von Modena in ein tyrolisches Kapuzinerkloster zurück, wo er unter Andachtsübungen und frommen Werken seine Tage beschloß. Fast scheint es, daß mit dem Verluste Ferrara's das Haus Este auch seine politische Bedeutung eingebüßt habe, und von dieser Zeit an nur noch im Schimmer des alten Ruhmes glänze, da während des ganzen 17ten Jahrhunderts von seinen Fürsten weder Großes gethan noch gefördert wurde. Wir begnügen uns, ihre Namen zu nennen: Franz I., Sohn Alfons III. (gest. 1658), Alfons IV. (gest. 1662), Franz II. (gestorb. 1694), Rinaldo (gest. 1737). Dieser Fürst, der früher Cardinal gewesen, aber den Purpur auf dem Throne ablegte, heirathete Charlotte Felicitas von Braunschweig, Tochter des Herzogs von Hannover, und vereinigte so die seit 1070 getrennten Zweige des Hauses Este. Sein Sohn Franz III. (gest. 1780) erwarb sich einige Verdienste um die Wissenschaften. Muratori und Tiraboschi waren seine Unterthanen, und erhielten Jahrgehalte von ihm. Herkules III., der letzte Herzog von Modena, Reggio und Mirandola, vermählte seine einzige Tochter Maria Beatrix mit dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich; eine Frucht dieser Ehe war die verstorbene Kaiserin von Oesterreich. Herkules III., der sich bedeutende Schätze gesammelt, aber dadurch die Liebe seines Volkes verloren hatte, flüchtete bei der Annäherung der französischen Heere 1796 nach Venedig, Modena und Reggio traten 1797 dem cisalpinischen Bunde bei, und das Haus Este wurde förmlich durch den Vertrag zu Campo Formio (17. Oct. 1797) seiner Oberherrschaft über diese Länder beraubt. Zwar hatte Oesterreich dem Herzog Herkules Breisgau als Entschädigung versprochen, allein er starb zu Triest, ehe er sein neues Besitzthum übernahm. XX.

Eteocles und Polynices, des Oedipus und der Jokaste Söhne. Sie schlossen einen Vergleich, nach welchem sie abwechselnd ein Jahr um das andere über Theben herrschen sollten. Eteocles aber brach den Vergleich; sein Recht zu erkämpfen, rückte Polynices mit noch sechs griechischen Fürsten vor Theben, das sie belagerten. Bei einem Ausfall trafen beide Brüder auf einander, und fielen durch Wechselmord. Jetzt ward Kreon, der Gefallenen Oheim, Herrscher in Theben. Er verbot bei Todesstrafe des Polynices Beerdigung. Antigone aber, des Unglücklichen Schwester, der Stimme ihres Herzens folgend, geht dennoch hinaus, ihn zu bestatten, wird entdeckt, und auf Kreon's Spruch, jedoch ihm selbst zum Jammer, lebendig

begraben; denn sein eigner Sohn Haimon, der sie liebte, gab sich an ihrer Seite den Tod. (Vergl. Theben.)

Eton, ein großer Flecken in der englischen Grafschaft Buckinghamshire, am nördlichen Ufer der Themse, Windsor gegenüber, berühmt wegen der von Heinrich VI. im J. 1440 daselbst gestifteten hohen Schule, die viele ausgezeichnete Männer unter ihren Zöglingen zählt.

Euböa (jetzt Negroponte), eine große Insel an der Ostküste Griechenlands, von welcher sie bloß durch einen schmalen Canal (Euripus) getrennt war. Ihre Länge betrug an 1200 Stadien, und sie dehnte sich längs der ganzen Küste von Attika und Böotien bis Thessalien aus. Sie hatte vortreffliche Weideplätze, war überhaupt sehr fruchtbar, wie auch ergiebig an Eisen und Kupfer, das die Einwohner sehr geschickt zu bearbeiten wußten. Merkwürdig ist das Vorgebirge Artemision, wo eine berühmte Schlacht zwischen den Griechen und Persern vorfiel. Die merkwürdigsten Städte waren Chalcis, Eretria und Karystos. Die Verfassung war demokratisch, und eine zeitlang übten die Athenienser eine Art von Oberherrschaft über die Insel aus.

Eucheten, s. Messalianer.

Eudoxus, aus Knidos in Karien, im J. 366 v. Chr., einer der berühmtesten griechischen Mathematiker und Astronomen, der sich lange in Aegypten aufhielt. Seine Schriften, die verloren sind, galten lange als Hauptwerke, nach denen man sich richtete.

† Eugen Beauharnois. Durch eine Verordnung des Königs von Baiern wurde er im Nov. 1817 zum Herzog von Leuchtenberg ernannt, ihm das Fürstenthum Eichstädt unter baierischer Landeshoheit übergeben, und seine Nachkommen, im Fall des Aussterbens der baierischen Linie, für erbfähig erklärt.

* Euler (Leonhard), einer der berühmtesten und scharfsinnigsten Mathematiker der neuern Zeit, war geboren zu Basel den 15. April 1707. Sein Vater, Paul Euler, der im folgenden Jahre Prediger zu Riechen wurde, ertheilte ihm selbst den ersten Unterricht in der Wissenschaft, in der er späterhin so groß wurde. Auf der Universität zu Basel benutzte er den Unterricht von Johann Bernouilli, und genoß der Freundschaft von Daniel und Nicolaus Bernouilli, welche schon ihrem berühmten Vater Jacob mit Glück nachstrebten. Im neunzehnten Jahre erhielt der junge Euler das Accessit des Preises, den die Pariser Akademie der Wissenschaften auf die beste Abhandlung über das Bemasten der Schiffe gesetzt hatte. Als Catharina die Erste die Stiftung der Petersburger Akademie vollenden wollte, berief sie auch Daniel und Nicolaus Bernouilli dahin. Nicolaus unterlag der Strenge des Clima's, und Daniel kehrte in sein Vaterland zurück, nachdem er Eulern eine Stelle bei der Akademie verschafft hatte. Jetzt bildete dieser allein im Fache der Mathematik die ganze Akademie, und arbeitete mit einem Fleiße und einer Anstrengung, welche Bewunderung verdienen, denn er verfaßte mehr als die Hälfte der Abhandlungen dieses Faches in den 46 Quartbänden, welche die Petersburger Akademie von 1727 bis 1783 herausgab, und bei seinem Tode hinterließ er noch ungefähr hundert ungedruckte Abhandlungen, welche die Akademie nach und nach erscheinen ließ. Außerdem schrieb er mehrere größere Werke von nicht geringer Bedeutung; auch bereicherte er die Schriftensammlung der Akademie zu Berlin während der 25 Jahre, die er in dieser Stadt zubrachte. Der Akademie der

Wissenschaften zu Paris reichte er mehrere Abhandlungen ein, und gewann oder theilte zehn Preise. Diese Thätigkeit ist um so bewundernswerther, da er die letzten 17 Jahre seines Lebens in dem Zustande der Blindheit zubrachte. Seine Arbeiten zeichnen sich vor denen seiner Zeitgenossen besonders dadurch aus, daß er als unmittelbarer Nachfolger von Bernouilli, und so die Schule von Leibnitz fortsetzend, die Wissenschaft des Rechnens vorzüglich zu vervollkommnen suchte, indem er immer mehr und mehr die Ansichten der reinen Geometrie entfernte, welche Newton's Schüler am meisten zu Hülfe nahmen. Er stellte zuerst das Beispiel jener langen Deductionen auf, in welchen die Bedingungen des Problems erst mit Hülfe algebraischer Symbole ausgedrückt werden, und dann das Rechnen allein alle Schwierigkeiten entwickelt und besiegt. Euler zeigte hier einen außerordentlichen Scharfblick und ein eben so tiefes als erfindungsreiches Genie. Was Voltaire im Gebiete der schönen Wissenschaften war, war Euler im Felde der mathematischen. Er gab seiner Wissenschaft eine ganz neue Gestalt. Er behandelte die Mechanik durch die Analysis, und indem er so den Umfang dieser Wissenschaft erweiterte, vervollkommnete er sehr die Differential- und die Integralrechnung, worüber er späterhin einen ausführlichen Cursus herausgab, der Alles übertraf, was man bisher über diesen Gegenstand kannte. Seine erste Schrift: über das Bemasten der Schiffe, und noch mehr sein Aufenthalt zu Petersburg bestimmten ihn ohne Zweifel, die Mathematik auf die Erbauung und Leitung der Schiffe anzuwenden. Die wichtigen Fragen über das Weltsystem, welche Newton seinen Nachfolgern aufzulösen hinterlassen hatte, waren der immerwährende Gegenstand von Eulers Forschungen, und erwarben ihm den größten Theil der Preise, die er bei akademischen Bewerbungen erhielt. Eine sehr ausführliche Abhandlung über die Dioptrik war die Frucht seiner Untersuchungen über die Mittel, die Brillengläser zu verbessern. Schon der Antheil, den er an der Erfindung der achromatischen Ferngläser hatte, würde hinreichend seyn, um ihn auch hier ausgezeichnet zu nennen. In der Behandlung der Physik, die ihm gleichfalls nicht fremd blieb, war er nicht so glücklich. Hier gibt er sich oft sehr unhaltbaren willkührlichen Hypothesen hin, und scheint nur Gelegenheiten zum Rechnen aufzusuchen. Größer war hier Bernouilli. Auch mit der Philosophie im eigentlichen Sinne beschäftigte er sich. Er wollte die Unkörperlichkeit der Seele beweisen, und die Offenbarung gegen die Freigeister vertheidigen. In seinen bekannten Briefen an eine deutsche Prinzessin über verschiedene Gegenstände der Physik und Philosophie greift er das Leibnitzische System der Monaden und der prästabilitirten Harmonie an; allein man sieht doch bald, daß dies nicht das Feld war, auf dem er glänzen konnte. — Im J. 1741 folgte er einem ehrenden Rufe Friedrichs des Großen an die Berliner Akademie, zur Stelle eines Lehrers der mathematischen Wissenschaften, kehrte aber 1766 nach Petersburg zurück, und starb hier 1783 als Director der mathematischen Classe der Akademie. Er erhielt, wo er sich auch befand, aus allen gebildeten Ländern Europens fortwährende Beweise der ausgezeichnetsten Achtung. Im J. 1755 wurde er von der französischen Akademie zu einem ihrer auswärtigen Mitglieder ernannt, obschon keine der damals so gesuchten Stellen offen war. Er empfing auch bedeutende Geschenke für seine Arbeiten von mehrern Höfen, unter andern erhielt er für seine Nachforschungen

über die Mondstafeln einen beträchtlichen Theil des Preises, den das englische Parlament demjenigen bestimmt hatte, der eine sichere Methode auffinden würde, die Längengrade auf der See zu bestimmen. — Aus seiner ersten Ehe hatte er 13 Kinder gehabt, von denen ihm 5 blieben, als er sich zum zweiten Male mit seiner Schwägerin verheirathete. Von 38 Enkeln lebten bei seinem den 7. Sept. 1783 erfolgten Tode noch 26. Er verlor auch zwei verheirathete Töchter. Seine so äußerst zahlreichen Schriften, welche nicht in Sammlungen erschienen sind, finden sich in Meusels bekanntem Werke verzeichnet. Wir bemerken hier nur die schon genannten Briefe an eine deutsche Prinzessin, die sehr oft gedruckt worden sind, dann seine Theoria motuum planetarum et cometarum; seine Introductio in analysin infinitorum; seine Institutiones calculi differentialis; seine Institut. calculi integralis; seine Anleitung zur Algebra; seine Dioptrik; seine Opuscula analytica, u. s. w. Als Mensch war er von liebenswürdigem Charakter, anspruchlos heiter und stets guter Laune; er liebte Gesellschaft, und wußte sie durch angenehmen Witz zu beleben.

Eumenes, aus Kardia gebürtig. Philipp von Macedonien und Alexander der Große brauchten diesen klugen und gewandten Mann, der sich durch seine Talente frühzeitig auszeichnete, als ihren Geheimschreiber, letzterer besonders in Staatsgeschäften. Nach Alexanders Tode hielt er es mit Perdiccas, und wurde Statthalter von Kappadocien und Paphlagonien. Als Oberfeldherr in Kleinasien war er glücklich gegen Kraterus, mußte aber doch endlich im Kampfe mit Antigonus unterliegen, der ihn zum Gefangenen machte.

* Europa, einer von den Haupttheilen, worin unsere Erde gewöhnlich getheilt wird, ist zwar der kleinste Erdtheil, aber durch seine Bevölkerung, Cultur des Bodens, Flor der Künste, Wissenschaften, Industrie und des Handels, durch seine Macht und Einfluß auf alle übrigen Erdtheile und durch die Menge der großen und wohlgebauten Städte zeichnet er sich vor allen aus, und verdient daher am genauesten kennen gelernt zu werden, wozu auch die reiche geographische Literatur, die wir von den sämmtlichen Ländern desselben (mit Ausschluß der Türkei) besitzen, die genügendsten Hülfsmittel darbietet. Wann und woher Europa seinen Namen und seine ersten Bewohner erhalten habe, reicht über die Gränzen der Geschichte hinaus. Am wahrscheinlichsten ist es, daß von Asien aus, als der Wiege des Menschengeschlechtes, die ersten Menschen nach Europa kamen. Griechenland war wohl der Theil, welcher zuerst von Asien aus seine Bevölkerung erhielt. Hier bildete sich etwa 1400 Jahre vor unserer Zeitrechnung ein Volk aus, die Hellenen, das bald die Cultur Asiens übertraf. Die Blüthe dieses Volks, gewöhnlich Griechen genannt, fällt etwa drei Jahrhunderte vor Christi Geburt. Groß im Denken und Handeln, blühend durch Künste und Wissenschaften, fruchtbar an den herrlichsten Erzeugnissen eines mannigfach ausgebildeten Geistes, wird es, so lange die Cultur der Menschheit fortdauert, ein Gegenstand der Bewunderung, und sein Nachlaß die erste Quelle unseres Denkens und Wissens bleiben. Aber auch dieses blühende Volk unterlag dem Wechsel aller menschlichen Schicksale. Mit der Auflösung des Universalreichs, welches Alexander der Große auf den Trümmern der griechischen Freiheit errichtet hatte, trifft der Verfall desselben wieder zusammen. Zu eben der Zeit, wo Griechenland sank, erhob sich in Italien ein anderes Volk, die Römer, das zwar schon früher

in der Geschichte erscheint, aber erst um diese Zeit, nachdem es sich zum Herrn von ganz Italien gemacht, und den Kampf um die Herrschaft der am mittelländischen Meere gelegenen Länder mit den Carthaginensern in Afrika, einer Colonie der Phönizier, siegreich bestanden hatte, in der Geschichte Epoche zu machen, und seinen Einfluß auch auf das übrige Europa zu verbreiten anfängt. Es überwältigte das seit dem Untergange der Alexandrinischen Monarchie geschwächte Griechenland, und verpflanzte griechische Cultur auf Italiens Boden. Bald wurden nun durch die sich mehr und mehr erweiternden Eroberungen der Römer die südlichen Länder Europa's, Portugal, Spanien, Frankreich, auch selbst schon Englands Gestade, Belgien, Helvetien, der zwischen der Donau und den Alpen gelegene Theil Germaniens, die ungarischen Provinzen (damals Pannonien, Illyrien und Dacien), bekannter, und erhielten von denselben römische Cultur, Sitten und Sprache. Aus Nomaden wurden nun Ackerbauer, und blühende Städte erhoben sich. Auch die Lehre der christlichen Religion, welche sich in den Provinzen des weiten römischen Reichs verbreitete, wurde wichtig für die Entwilderung der meisten europäischen Nationen. Nur Germanien widerstand der andringenden Macht der Römer, und verhinderte dadurch die Verbreitung der römischen Cultur in dem Norden von Europa, der bis dahin auch noch der Geschichte unbekannt blieb. Mit dem Verfalle des römischen Reichs, hauptsächlich veranlaßt durch die Theilung in ein morgenländisches und abendländisches Reich, trat eine große Umänderung der politischen Verfassung Europa's, die große Völkerwanderung, ein. Die Völker des rauhen Nordens fielen über die schönen und angebauten Länder des schon geschwächten römischen Reichs her, brachten ihre ganze Rohelt in diese Länder mit, worin römische Cultur, Künste und Wissenschaften blüheten. Barbarei, tiefe Unwissenheit und Aberglauben verbreiteten sich hierauf. In Italien hatten Ostgothen und Longobarden, in Gallien Franken, in Spanien Westgothen und in England Angelsachsen sich niedergelassen, und sich die Einwohner dieser Länder unterworfen, oder auch sich mit ihnen vermischt. Das Reich der Franken erhob sich unter Carl dem Großen zu Ende des 8ten Jahrhunderts zu einer solchen Größe, daß aus demselben in der Folge die neuen Staaten Frankreich, Deutschland, Italien, Burgund und Navarra hervorgehen konnten. Um eben diese Zeit fingen die nördlichen und östlichen Nationen Europa's an, Einfluß in die Welthändel zu erhalten. Slaven stifteten in Böhmen, Polen, Rußland und dem nördlichen Deutschland Reiche; in Ungarn traten die Magyaren auf, und im höchsten Norden spielten die tapfern Normänner eine bedeutende Rolle. Hierauf gelang es den Päpsten, durch ihre Herrschaft auf die abergläubischen Gemüther, eine Hierarchie zu gründen, die vorzüglich Gregor VII. auf den höchsten Gipfel brachte. Um ihre Herrschaft zu sichern, verleiteten sie die Völker zu den abenteuerlichen, Millionen von Menschen hinwegraffenden Kreuzzügen, welche jedoch bewirkten, daß in allen Ländern sich ein Mittelstand bildete, der Landmann meistens die Fesseln der Leibeigenschaft von sich warf, und daß gelehrte Kenntnisse und Künste von den Arabern und Griechen in Europa zurückkehrten. Die errichteten Universitäten, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Reformation begünstigten jene ersten Keime einer hervorsprossenden neuen wissenschaftlichen Bildung der europäischen Völker. Es gestalteten sich nun aus dem Chaos des Mit-

telalters die Staaten: Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, England, Schottland, Helvetien, die italienischen Staaten, Ungarn, Böhmen, Polen, Dänemark, Schweden und Rußland. Durch die 1453 erfolgte Eroberung Constantinopels mischten sich die Türken, ein asiatisches Volk und despotischer Staat, in den europäischen Staatenbund, den Oesterreich, Holland und Preußen vermehrten; auch Rußland verwandelte sich erst seit Peter I. aus einem asiatischen in einen europäischen Staat. Die Versuche Carls V., Beherrschers der spanischen Monarchie, und Ludwigs XIV., das bestehende Gleichgewichtssystem der europäischen Staaten zu zerstören mißlangen, bis endlich in unsern Zeiten Napoleon beinahe das Ziel erreichte, aus allen europäischen Staaten eine Universalmonarchie zu bilden. Aber kurz und vorübergehend war seine Herrschaft und Macht. Seit der Gestaltung der Staaten Europas sind aus der Reihe der selbstständigen verschwunden: Ungarn, Polen, das deutsche Reich, Schottland, Böhmen, Venedig, Genua, Mailand. Hinzugekommen sind: die Staaten des deutschen Bundes, die italienischen, Jonien und Krakau. — Europa ist von drei Seiten von dem Meere umflossen, das hier verschiedene Namen führt, und entweder zum nördlichen Eismeere oder zum atlantischen Ocean gehört. Eine schmale Meerenge des mittelländischen Meeres trennt es von Afrika; gegen Osten allein hängt es mit dem festen Lande, nämlich Asien, zusammen, und hier wird seine Gränze von den Geographen auf verschiedene Art bestimmt. Europa liegt in der nördlichen kalten und in der nördlichen gemäßigten Zone, vom 8ten Grade der östlichen Länge bis zum 80sten und vom 36sten Grade der nördlichen Breite bis zum 71sten Grade. Mit Einschluß der Inseln, welche gegen 15,000 Q. M. enthalten, beträgt der Flächeninhalt Europa's 153,000 Q. M., wovon Rußland fast die Hälfte einnimmt. Die größte Ausdehnung hat Europa zwischen dem Cap St. Vincent in Portugal und dem nördlichen Ende der Grenze zwischen Europa und Asien, an der Straße Waigatz. Diese Ausdehnung beträgt in gerader Linie ungefähr 750 Meilen. Die größte Breite hat dieser Erdtheil zwischen dem Cap Matapan in Morea und dem Nordcap in Norwegen, welche Ausdehnung ungefähr 520 Meilen beträgt. Europa ist außerordentlich gut bewässert, obgleich seine Ströme wegen der geringen Landmasse keinen so langen Lauf und keine so große Wasserfülle haben, als in andern Erdtheilen, besonders in Amerika. Von den vornehmsten Strömen fließen: der Ebro, Rhone und Po in das mittelländische Meer; die Donau, der Dniester und der Dnieper in das schwarze Meer; der Don in das asowsche Meer; die Wolga in das kaspische Meer; die Dwina in das nördliche Eismeer; die Düna, die Weichsel und die Oder in die Ostsee; die Elbe, Weser und der Rhein (doch nachdem seine Gewässer andere Namen erhalten haben) in die Nordsee; die Seine in den Canal und die Loire, Garonne, Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir in das atlantische Meer. Den längsten Lauf haben unter diesen Flüssen die Wolga und die Donau. Von den zahlreichen Seen befinden sich die größten, welche jedoch keine Vergleichung mit den nordamerikanischen aushalten, in Nord-Europa, als in Rußland der Ladoga- (der größte unter allen europäischen Seen), der Onega- und Peipus-See; in Schweden der Mälar-, Wener- und Wetter-See. An der Gränze von Deutschland und der Schweiz ist der Bodensee, an der Gränze der Schweiz und Italiens der Genfersee. In Ungarn sind der Platten- und der Neu-

siedlersee. Ein großer Theil von Europa ist gebirgig, der südliche mehr als der nördliche. Das höchste Land ist die Schweiz, von da der Boden sich nach allen Seiten zu senkt und endlich gegen die Nord- und Ostsee in flache Ebenen ausläuft. Die ebensten und niedrigsten Länder sind Holland und Nord-Deutschland, Dänemark, Preußen und Rußland. Das größte europäische Gebirge sind die Alpen in der Schweiz und Italien, welche von da sich in viele Aeste nach verschiedenen Richtungen ausbreiten. Sie erstrecken sich westlich nach Frankreich, und hängen vermittelst der Sevennen mit den Pyrenäen zusammen, die Frankreich von Spanien trennen. Südwärts läuft ein Arm der Alpen zum mittelländischen Meere, wendet sich dann östlich und zieht unter dem Namen der Apenninen durch ganz Italien. Ostwärts gehen mehrere Arme von den Alpen aus, und erstrecken sich durch Süd-Deutschland bis in die türkischen Provinzen. Nordwärts von den Alpen läuft eine andere Gebirgskette, und scheidet die Schweiz von Frankreich, das Juragebirge genannt. In dem östlichen Theile von Europa sind besonders die Karpathen zu bemerken, die auf der einen Seite mit den Sudeten und auf der andern mit den Gebirgen in der europäischen Türkei zusammenhängen. Der höchste aller europäischen Berge ist der zu den Alpen gehörige Montblanc in der italienischen Provinz Savoyen, dessen Höhe gewöhnlich auf 14,676 Fuß über dem Meere geschätzt wird, also beinah nur halb so hoch als der Dholagir, die höchste Spitze des Himaleh-Gebirges in Asien. Mehrere von diesen Gebirgen, als der Aetna, der Vesuv, der Hekla, sind feuerspeiende Berge. Der Boden Europa's ist zwar nicht mit der üppigen Vegetation der tropischen Länder geschmückt, aber doch fast durchgehends des Anbaus empfänglich. Nur die zur nördlichen Zone gehörigen Striche machen hiervon eine Ausnahme. In Hinsicht des Clima's kann man Europa in drei Landstriche eintheilen, den warmen, wo der Citronenbaum ohne Pflege blühet, bis zum 43sten Grade der Breite, mit angenehmem Frühling, heißem Sommer und kurzem Winter; den gemäßigten, bis zum 65sten Grade, wo noch das Getraide zur Reife gelangt; und in den kalten, bis zum äußersten Norden, wo nicht einmal Holz, sondern nur Rennthiermoos fortkommt, alle Cultur erstirbt, außer dem Rennthiere kein Hausthier das Clima erträgt, und im höchsten Norden die Sonne drei Monate lang den Horizont nicht verläßt, und die drei Monate lange Nacht durch das prächtige Schauspiel des Nordlichtes erleuchtet wird. Die Producte sind nicht so mannigfaltig, als in den übrigen Erdtheilen, und viele derselben sind erst aus fremden Zonen dahin verpflanzt und einheimisch gemacht worden. Dagegen hat aber Europa den Vorzug eines sorgfältigern Anbaues. Aus dem Thierreich hat es Pferde, zum Theil von edlern Racen, Rindvieh, Schafe in Spanien, Sachsen und England mit der feinsten Wolle, Esel, Ziegen, Schweine, Hunde, Rennthiere, Speise-, Raub- und Pelzwild von verschiedenen Arten, Wallfische, Seekühe, Seehunde, viel zahmes und anderes Geflügel, eine große Menge von Fischen in den Meeren, Seen und Flüssen, worunter besonders die Häringe vielen Bewohnern Unterhalt verschaffen; nutzbare Insecten, als Bienen, Seidenwürmer, Kermes, Gallwespen, spanische Fliegen, auch Austern und Perlenmuscheln. Aus dem Pflanzenreiche hat Europa Getraide aller Art und hinreichend zur Consumtion, schöne und schmackhafte Gartengewächse, vieles Obst, edle Südfrüchte, als Feigen, Mandeln, Kastanien, Citronen, Pome-

ranzen, Oliven, Granatäpfel, auch Datteln, Flachs, Hanf, Baumwolle, Färberröthe, Tabak, die edelsten Weinsorten und einen großen Reichthum von Brenn-, Bau- und Schiffsbauholz. Am längsten trotzt die Weide und Birke der Kälte des nördlichen Polarzirkels. Das Mineralreich liefert alle Metalle, edle und unedle und überhaupt die meisten Mineralien in hoher Güte und hinreichender Menge. An Gold und Silber sind Ungarn und Siebenbürgen am reichsten, an Eisen die nordischen Länder, Schweden, Norwegen und Rußland. Salz hat Europa hinlänglich, ja überflüssig, sowohl Stein- als See- und Quellsalz. Die Zahl der Einwohner kann man auf 178 Millionen rechnen, die ungleich auf dem Boden Europa's vertheilt sind. Während in Rußland und Schweden gegen 3 bis 400 Menschen auf einer Quadratmeile leben, ernähren die Niederlande, wo die Bevölkerung am stärksten ist, Italien, Frankreich, Großbritannien und Deutschland eben so viele Tausende auf demselben Raume. Sämmtliche Bewohner bestehen aus Völkerschaften verschiedener Abstammung, und reden mehrere ganz von einander verschiedene Sprachen, wovon folgende die Hauptsprachen sind: die deutsche, von welcher zugleich die holländische, englische, schwedische und dänische entstanden sind; die lateinische oder römische, zwar jetzt nur Gelehrtensprache, aber Mutter der italienischen, französischen, spanischen, portugiesischen und wallachischen Sprache; die slavische, wozu die russische, polnische, böhmische, wendische, bulgarische und illyrische gehören; die neugriechische; die türkisch-tatarische; die finnische; die ungarische; die kimrische im Fürstenthum Wales und in einem nordwestlichen Theile Frankreichs (in der Bretagne); die schottisch-irische in Nordschottland und Irland; die baskische an den Pyrenäen. Am verbreitetsten sind die deutsche mit ihren Töchtersprachen, die von der römischen entsprungenen und die slavische Sprache. Die herrschende Religion ist die christliche, nämlich die römisch-katholische Kirche, welche die meisten Bekenner zählt, die protestantische, als die lutherische, reformirte und anglicanische oder englische Kirche, nebst mehreren Secten, Wiedertäufern, Mennoniten, Quäkern, Unitariern, Methodisten, Herrnhutern, und endlich die griechische Kirche. Ein Theil der Bewohner bekennt sich zu der jüdischen, ein anderer zu der muhamedanischen Religion. Unter den Lappländern und Samojeden findet man noch Heiden, doch nur in geringer Zahl. Die Cultur steht in den meisten Ländern auf einer hohen Stufe und hebt sich täglich mehr und mehr. Besonders zeichnen sich in dieser Hinsicht die Länder aus, wo die deutsche und die mit ihr verwandten Sprachen geredet werden, ferner Frankreich und ein Theil Italiens. In keinem Erdtheile blühen die Manufacturen und Fabriken so außerordentlich, als in vielen europäischen Ländern, besonders in Großbritannien, Frankreich, den Niederlanden, Deutschland und Helvetien; sie bearbeiten nicht allein europäische Naturprodukte, sondern auch außereuropäische, und liefern alle Bedürfnisse eines bequemen Lebens und selbst des Luxus. Eben so lebhaft ist der Handel, der in vielen Ländern durch Kunststraßen, Canäle, das wohleingerichtete Postwesen, Banken, Assecuranzen, Handelsgesellschaften und Messen befördert wird. Der Handel erstreckt sich nicht blos auf Europa, sondern auf alle Erdtheile, und alle Meere werden von den Europäern befahren. Jedoch kommt keine europäische Nation in dieser Hinsicht der brittischen gleich, welche die Beherrscherin der Meere ist, und allein mehr Schiffe unterhält, als alle übrigen zusammen. Eu-

ropa ist der Sitz der Künste und Wissenschaften. Ihm verdankt die Menschheit die Erforschung der wichtigsten Wahrheiten, die nützlichsten Erfindungen, die schönsten Producte des Geistes, die Erweiterung aller Wissenschaften; denn keine schließt die Europäer aus. Doch stehen hierin die deutschen und diejenigen Völker, welche die Töchtersprachen der lateinischen reden, nur auf dieser hohen Stufe: die slavischen Nationen stehen hierin nach, und der türkischen Nation ist bis jetzt noch die vielseitige wissenschaftliche Bildung der übrigen europäischen Nationen fast ganz fremd geblieben. Fünfundachtzig Universitäten sorgen für den höhern Unterricht, ihnen arbeiten die zahlreichen Gymnasien und Lyceen vor, und mit der Volksbildung beschäftigen sich die bereits zahlreich vorhandenen Volksschulen. An vielen Orten bestehen Akademien der Wissenschaften, Kunst- und wissenschaftliche Sammlungen aller Art. Nach der natürlichen Lage zerfällt Europa in West- und Osteuropa, wovon jenes die pyrenäische Halbinsel (Portugal und Spanien), das Westalpenland (Frankreich), das Südalpenland (Italien), die Nordalpenländer (Helvetien, Deutschland und die Niederlande, die Nordseeinseln (Großbritannien, Irland und Island), die Ostseeländer (Dänemark, Norwegen, Schweden und Preußen) begreift. Osteuropa enthält die nordcarpathischen Länder (Rußland und Galizien), und die südcarpathischen Länder (Ungarn im weitern Sinne und die Türkei). In politischer Hinsicht bestehen jetzt in Europa folgende Staaten: drei Kaiserreiche, Oesterreich, Rußland und die Türkei; vierzehn Königreiche, Portugal, Spanien, Frankreich, Großbritannien, die Niederlande, Dänemark, Schweden, Sardinien, beider Sicilien, Preußen, Baiern, Sachsen, Hannover und Würtemberg; ein geistlicher Staat, der Kirchenstaat; acht republikanische Staaten, die Schweiz, Jonien, Krakau, St. Marino, Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt; ein Churfürstenthum, Hessen; sechs Großherzogthümer, Baden, Hessen-Darmstadt, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und Toscana; dreizehn Herzogthümer, Oldenburg, Gotha, Meinungen, Hildburghausen, Koburg, Braunschweig, Nassau, Dessau, Bernburg, Cöthen, Modena, Parma und Lucca; ein Landgrafthum, Hessen-Homburg; und zwölf Fürstenthümer, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe, Lichtenstein, Reuß-Greiz, Reuß-Schleiz, Reuß-Lobenstein und Reuß-Ebersdorf. Cch.

Eusebianer, s. Arianer.

Exmouth (Lord Edward), früher unter dem Namen Sir Edward Pellew bekannt, zeichnete sich schon um 1780 als Lieutenant und später als Fregattencapitain im Kriege der Colonien und gegen die neufränkische Republik, durch Gewandtheit, Kenntnisse und kühnen Muth aus. 1802 trat er in die Kammer der Gemeinen und vertheidigte hier mit vieler Wärme den Lord St. Vincent, welchem man die Vernachlässigung der englischen Marine Schuld gegeben hatte. Beim Wiederausbruch des Kriegs wurde er zum Contre-Admiral, und 1804 zum Generalcommandanten der Seemacht in Indien ernannt, und erhielt nach seiner Rückkehr das Commando der vor Frankreich kreuzenden Flotte. 1814 wurde er unter dem Namen eines Lord-Baron Exmouth zum Pair erhoben, und erhielt den Oberbefehl der Flotte im Mittelmeere. Im Juli beschützte er die Roya-

listen von Marseille gegen den Marschall Brune, und erhielt ein schönes Geschenk von ihnen, verweigerte aber dem König Murat die Aufnahme auf seine Flotte. Im April 1816 erhielt er Befehl von der Admiralität, zwischen Neapel, Sardinien und den Raubstaaten einen Frieden, und wo möglich die Abschaffung der Christen-Sklaverei zu Stande zu bringen. Sogleich segelte er mit einer mächtigen Flotte nach Algier, wo der Friede zwar bewilligt, die Abschaffung der Sklaverei aber nur mit Genehmigung der hohen Pforte zugestanden werden sollte. Glücklicher war er vor Tunis und Tripolis, wo seine Anträge keine Schwierigkeiten fanden. Nach Algier zurückgekehrt, schloß er einen Interimsvertrag, besonders wegen Loskaufung der Sklaven aus Genua und Neapel, und eilte dann nach England. Hier erfuhr er die Ermordung sämmtlicher französischer, englischer und spanischer Korallenfischer, und segelte mit einer noch mächtigern Flotte ab, um den Frieden zu erzwingen. Im Mittelmeere vereinigte sich der holländische Admiral von Capellen mit sechs Fregatten mit ihm. Nach vergeblichen Vorschlägen begann das Bombardement. Die ganze Flotte von Algier, der Molo, die Magazine rc. wurden ein Raub der Flammen, und der Dey mußte harte Bedingungen eingehen. S. Barbaresken und Sklavenhandel.

† Expansion. Man unterscheidet an sich expansible Körper, wie Wärmestoff, Lichtstoff, und durch Mittheilung expansible Körper, welche, wie Dämpfe, Dünste u. s. w., ihre Expansibilität den erstern verdanken.

* Exposition, Auseinandersetzung; im Schauspiel Darlegung, Erzählung der Vorgeschichte, d. h. alles desjenigen, was vor dem Zeitpunkte der Handlung, mit welchem das Stück anhebt, nach der Voraussetzung des Dichters sich begeben hat (im Franz. Avant-Scène). Man kann sie eintheilen in die abgesonderte und verwebte. Jene wird dem Zuschauer unmittelbar in der Form eines erzählenden Prologs gegeben, wie z. B. in den Phönicierinnen des Euripides; diese empfängt er mittelbar, oder scheinbar zufällig, indem die handelnden Personen unter einander die Thatsachen der Vorgeschichte erwähnen und dem Zuschauer klar machen. Die verwebte kann sich erstrecken durch das ganze Stück bis zur Catastrophe, wie z. B. im König Oedip des Sophokles. Nebenzweck der Exposition ist Bekanntmachung der Zuschauer mit dem Orte und der Zeit der Handlung, mit den Charakteren der Handelnden u. s. w., ferner Erregung von Ahnungen und Vermuthungen, welche die Aufmerksamkeit auf die Handlung des Stücks (die Folgen der Vorgeschichte) spannen. Uebrigens wird der Begriff der Exposition auch auf die einzelnen Acte eines Stücks bezogen, und dann bedeutet das Wort die Bekanntmachung des Zuschauers mit demjenigen, was nach der Voraussetzung des Dichters während des Zwischenactes geschehen ist.

Exterritorialität, s. Gesandte.

Ezechiel, der dritte der großen Propheten, ein Sohn Busy's, aus dem Priestergeschlechte. Er wurde jung (gegen 599 v. Chr. Geb.) in die babylonische Gefangenschaft geführt. Hier offenbarte er die ihm verliehene Gabe der Weissagung, als er sich mit andern Gefangenen am Flusse Chobar befand. Er hatte ein Gesicht, in welchem ihm Gott den Befehl gab, zu den Kindern Israel zu sprechen und ihn zum Wächter seines Volks bestellte. In einem andern Gesichte offenbarte ihm Gott die Leiden, welche Israel für seine Abgötterei treffen sollten. Auch zeigte ihm Gott das Ende der Gefangenschaft,

die Rückkehr seines Volks nach Palästina und die Wiederherstellung der heiligen Stadt und des Tempels, endlich die Vereinigung Juda's und Israels unter einer Herrschaft und einen glücklichen Zustand seines Volks an. Von der Belagerung Jerusalems durch die Chäldäer bekam er durch ein Wunder Kunde, und erzählte sie seinen Mitgefangenen. Er prophezeihte wider Aegypten, wider Tyrus und Sidon, wider die Idumäer und Ammoniter. Sämmtliche Prophezeiungen bestehen aus 48 Capiteln; sie sind dunkel, voll poetischen Feuers, aber schwer zu verstehen, und wurden von den Juden erst spät in ihren Kanon aufgenommen. Wann und wie Ezechiel gestorben, ist ungewiß.

Supplemente zum Conversations-Lexicon für die Besitzer der Stuttgarter Ausgabe in zehn Bänden.

Enthaltend
die wichtigsten neuen Artikel und Verbesserungen
der Leipziger fünften Auflage.

In vier Abtheilungen.

Zweite Abtheilung
F bis L.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1820.

Supplemente

zum

Conversations-Lexicon

Zweite Abtheilung.

F bis L.

Diese Supplemente sind mit dem in Leipzig erscheinenden Abdruck gleichlautend und dienen für die Besitzer

a) der Stuttgarter Ausgabe in zehn Bänden,

b) der Stuttgarter Ausgabe in sieben Bänden,

c) der ersten, zweiten, dritten und vierten Leipziger Ausgabe.

Die Herren Käufer werden zufolge dessen dem Buchbinder von den hier angedruckten drei Titeln denjenigen bezeichnen, welchen er dem Bande vorzusetzen hat.

F.

F, der sechste Buchstabe des deutschen Abc, der durch ein Zusammenstoßen der Lippen, verbunden mit einem zischenden Ausstoßen der Luft zwischen dieselben hindurch hervorgebracht, und deßwegen auch ein Blaseton genannt wird.

Fabier, ein berühmtes altes Geschlecht der Römer. Die ganze streitbare Mannschaft desselben (306 an der Zahl) kämpfte einst vereint gegen die Vejenter, und Alle starben den Heldentod für's Vaterland. Einer der berühmtesten Fabier ist Quintus.

Fabre (Maria J. J. Victorin), ein junger französischer Dichter und Schriftsteller, geb. 1785 zu Vals, im Ardechedepartement, der nach Ginguené's Urtheil einem Fruchtbaum gleicht, welcher mit dem ersten Jahre schon treffliche Früchte bringt. Seit 1805 hat er an allen Preisaufgaben des Instituts Theil genommen, und jedesmal bald den Preis, bald das Accessit, bald eine ehrenvolle Erwähnung erhalten. Insbesondere verdient sein Gedicht sur l'indépendance des hommes de lettres und das sur les voyages Bemerkung. Auch als Prosaist erhielt er für sein Eloge de Corneille den Preis im Jahre 1808. Noch mehr rechtfertigte sein Eloge de la Bruyère, welches den Preis der Beredtsamkeit am 4. April 1810 erhielt, die Meinung des Publikums von den Talenten Fabre's. Ein feiner Beobachtungsgeist, eine sehr gewählte Sprache und ein gereifter Geschmack vereinigen sich darin mit dem Glanze und dem Feuer seines jugendlichen Genies. Leider hat eine schmerzhafte Krankheit den jungen Dichter mitten in seiner Laufbahn aufgehalten. Er hat außer den genannten, noch herausgegeben: ein Eloge de Boileau. — La mort de Henri IV. poëme, suivi de notes histor. 1808. — Tableau litteraire du XVIII. siecle, suivi de l'Eloge de la Bruyère. — Eloge de Montaigne. G.

Fabricius (Johann Christian), der berühmteste Entomolog des 18ten Jahrhunderts, wurde geboren zu Tundern im Herzogthum Schleswig im J. 1742. Nachdem er im 20sten Jahre seinen academischen Cursus vollendet hatte, begab er sich nach Upsala, um unter Linné seine Studien fortzusetzen. Wenige Schüler des großen Mannes haben den Unterricht desselben besser benutzt als Fabricius. Alle seine Werke über die Entomologie, die ihm einen so wohlverdienten Ruhm gebracht haben, zeigen unverkennbar die Grundsätze, die Methode, ja sogar die Formen des Ausdrucks von Linné, angewandt auf die Entwicklung einer einzigen, neuen, glücklichen und fruchtbaren Idee. Fabricius war für den genossenen Unterricht höchst dankbar, und suchte keinesweges zu verbergen, was er seinem Lehrer zu verdanken hatte. Auch hat er der Nachwelt vielleicht das Bedeutendste hinterlassen, was zur vollständigen Biographie des großen Naturforschers gehört. Durch den Umgang mit demselben wurde in ihm die erste Idee seines Systems, die Insekten nach den Organen des Mundes zu ordnen, rege, und er schlug Linné vor, davon in der neuen Ausgabe seines Systema naturae, woran er damals arbeitete, Gebrauch zu machen, welches Linné aber ablehnte. Indessen munterte er den geistreichen Schüler auf, auf diesem Wege fortzugehen. Fabricius erhielt bald darauf die Stelle eines Lehrers

der Naturgeschichte an der Universität zu Kiel, und nun gab er sich ganz seinem Lieblingsstudium hin. Im J. 1775 ließ er sein System der Entomologie erscheinen, ein Werk, wodurch diese Wissenschaft eine ganz neue Gestalt bekam. Zwei Jahre nachher entwickelte er in einem zweiten Werke die Charaktere der Classen und Arten und zeigte in den Prolegomenen des Werks die Vortheile seiner Methode. Im J. 1778 machte er endlich seine Philosophia entomologica, nach dem Muster der Philosophia botanica von Linné, bekannt. Von dieser Zeit bis zu seinem Tode, also fast 30 Jahre lang war er unaufhörlich beschäftigt, sein System zu erweitern und es unter verschiedenen Formen, in Werken von verschiedener Benennung, darzulegen. Er durchreisete fast jedes Jahr einen Theil Europens, besuchte die Museen, knüpfte Bekanntschaften mit Gelehrten an, und beschrieb mit unermüdeter Thätigkeit die noch unbekannten Insekten, die er kennen lernte. Allein in dem Maße wie die Zahl der Arten unter seiner fleißigen Feder wuchs, wurden auch die Kennzeichen der Gattungen und selbst der Classen ungewisser und willkürlicher; so daß aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, seine neuesten Schriften den ältern fast nachstehen. Die Grundlage, die er angenommen hatte, war vortrefflich, allein sie konnte ihn nicht, wie er meinte, zu einem Systeme der Natur, sondern bloß zu einer natürlichen Methode führen. Er starb im Jahre 1808.

Fabrikmaschinen, s. Maschinen.

Fabroni (Angelo), ein berühmter italienischer Biograph des achtzehnten Jahrhunderts, wurde geboren zu Marradi 1732. Nachdem er seine ersten Studien in seiner Vaterstadt vollendet hatte, erhielt er 1750 zu Rom eine Stelle an dem Collegio Vandinelli. Er hatte drei Jahre lang zu Rom Logik, Physik, Methaphysik und Geometrie studirt, als er dem Prälaten Bottari vorgestellt wurde, der ihn in der Folge zum Stellvertreter seiner Canonicatsgeschäfte zu St. Maria in Trastevere machte. In diesem Zeitpunkte beschrieb er das Leben des Papstes Clemens XII. Kurz darauf hatte er Gelegenheit sich dem Papste Benedict XIV. zu empfehlen, der ihm zu dem Genusse einer Art von Stipendium verhalf, welches die Prinzessin Camilla Rospigliosi gestiftet hatte. Nun konnte er sich seinen Studien ungehindert hingeben. Er faßte auch bald nachher den Gedanken, das Leben der italienischen Gelehrten zu beschreiben, welche im 17ten und 18ten Jahrhunderte geblüht hatten, und auf dieses Werk verwandte er von jetzt an seine angestrengteste Thätigkeit und Sorge. Den ersten Band davon gab er 1766 heraus. Seinem Glücke stellten sich viele Hindernisse in den Weg, unter andern auch die Feindschaft der Jesuiten. Er begab sich daher nach Florenz, wo er 1767 vom Großherzoge Leopold die Stelle eines Priors erhielt. Er theilte nun seine Zeit zwischen seinen geistlichen Geschäften und literarischen Arbeiten, reisete nach 2 Jahren nach Rom und wurde vom Papste Clemens XIV. (Ganganelli) mit großer Freundlichkeit empfangen, und zu einem Prälaten der päpstlichen Kammer ernannt. Er kehrte jedoch nach Florenz zurück, und gab hier Briefe von Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts aus den Archiven der Medicis heraus. Er arbeitete mit außerordentlicher Anstrengung, bis er vom Großherzog zum Erzieher seiner Prinzen ernannt wurde. Er trat diese Stelle im J. 1773 an, und nun gewann er auch Zeit, sich wieder mit seinen Biographieen zu beschäftigen, welche stets seine Lieblingsarbeit blieben. Er überarbeitete

sie von neuem, und gab noch fünf neue Bände heraus. Er machte auch Reisen ins Ausland, besuchte Wien, Dresden und Berlin. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er sich mit theologischen Arbeiten, und starb den 22. Sept. 1803. Fabroni's vornehmste Werke sind: Vitae Italorum doctrina excellentium qui saeculo XVII. et XVIII. floruerunt. Die beste Ausgabe ist die zu Pisa 1778 in 8. angefangene, wovon nach und nach 18 Bände, der letzte 1799, erschienen sind. Der 19. und 20. Band kamen nach seinem Tode hinzu, wovon der eine sein eigenes Leben enthält, von ihm selbst geschrieben bis 1800. Dieses biograpische Werk enthält 165 Lebensbeschreibungen, und gehört unter die vorzüglichsten seiner Art. Es umschließt einen Schatz von Gelehrsamkeit. — Laurentii Medicis magnifici Vita, Pisae 1784. — Magni Cosmi Medicei Vita, 1789 — Leonis X. pontificis maximi Vita, 1797. — Elogi d'illustri Italiani, 2 V. Pisa 1786, 1789. — Elogi di Dante Alighieri, di Angelo Poliziano, di Lodovico Ariosto, e di Torquato Tasso 1806.

Facciolato, (Giacomo), ein ausgezeichneter italienischer Philolog des 18ten Jahrhunderts, wurde geb. unweit Padua im J. 1682. Die Anlangen des Knaben veranlaßten den Kardinal Barbarigo, ihn ins Seminar zu Padua aufzunehmen. Hier machte er reißende Fortschritte und wurde im Zeitraume von wenigen Jahren Doctor der Theologie, Professor dieser Wissenschaft, so wie der Philosophie, endlich Präfekt des Seminars und Generaldirector der Studien. Er wandte seine vornehmste Sorge auf Wiederherstellung des Studiums der alten Literatur, das bisher hier vernachlässigt worden war; daher unternahm er auch eine neue Ausgabe des Wörterbuchs in sieben Sprachen, welches unter dem Namen des Calepinschen bekannt ist. Er hatte bei dieser Arbeit seinen gelehrten Schüler Forcellini zum Gehülfen; und so wurde dieses Werk im J. 1715 angefangen, und 4 Jahre darauf beendigt. Es erschien in 2 Bänden in Fol. Nun aber faßte er mit seinem fleißigen Mitarbeiter die Idee zu einem großen lateinischen Wörterbuche, welches alle Worte dieser Sprache und alle verschiedene Bedeutungen derselben, durch Beispiele aus classischen Schriftstellern erläutert, nach dem Muster des italienischen Wörterbuchs della Crusca, enthalten sollte. Dieses ungeheure Unternehmen beschäftigte beide fast 40 Jahre. Facciolato leitete es, und Forcellini führte es fast ganz aus. Mit demselben Gehülfen und einigen andern gab Facciolato auch neue Editionen von dem Lexion des Schrevelius und dem Lexicon Ciceronianum von Rizoli heraus. Er ließ auch viele lateinische Reden drucken, welche seinen Ruf noch vermehrten. Im Jahre 1702 wurde er als Professor nach Padua berufen; verließ aber nach 16 Jahren diesen Lehrstuhl. Er setzte die Geschichte der Universität Padua fort, welche Pappadopoli bis zum Jahre 1740 gebracht hatte. Sein Styl hatte etwas Laconisches aber Elegantes, daher man seine Schriften mit Vergnügen las. Er wurde sehr alt, und starb den 25. August 1769.

Fachinger Wasser, ein Mineralwasser, das in ziemlicher Stärke bei dem Dorfe Fachingen an der Lahn, nicht fern von Diez entspringt. Es ward gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts entdeckt. Es ist ganz klar, entwickelt viele Luftblasen, schmeckt sehr angenehm säuerlich, geistig, etwas salzig und erfrischend. Badeanstalten sind nicht hier; das Wasser wird nur versendet, und hält sich so wohl, daß, nachdem man davon nach dem Vorgebirge der gu=

ten Hoffnung verschickt, und nach Jahren Flaschen damit wieder nach Holland gebracht, es doch nichts von seinem Gehalt verloren. Im Jahre 1803 wurden über 300,000 Krüge versendet. Es enthält nach Wuth in 1 Pfd. zu 16 Unzen luftsaur. mineral. Laugensalz 30 Gr., Selenit 1 Gr., Kochsalz 1½ Gr., lufts. Bittererde ½ Gr., luftsaure Kalkerde 3⅞ Gr., lufts. Eisen 1 Gr., Luftsäure 36⅞ Kub. Zoll. Es ist folglich ein alkalisch-salinisches Stahlwasser. Vorzüglich wirksam ist es in der Gicht, in langwierigen rheumatischen und katarrhalischen Zufällen, in Engbrüstigkeit, Schleimhusten u. s. w. Außerdem gebraucht man dies Wasser noch zur Erquickung und Stärkung bei schwüler Sommerhitze, und nach genossenen hitzigen Getränken. Mit Wein und Zucker schnell vor dem Verbrausen getrunken, hebt es die Muskel- und Nervenkräfte nach gehabten Strapazen oder ausgestandener Hitze sehr schnell.

Fagel, eine niederländische Familie, die seit beinahe zwei Jahrhunderten der Republik der vereinigten Niederlande eine Reihe würdiger Staatsmänner und Krieger geliefert hat. Seit 125 Jahren, von 1670 — 1795, war die wichtige Stelle eines Staatssecretärs bei den Generalstaaten stets einem Gliede dieser Familie anvertraut. Diese war dagegen ihrer Seits stets der oranischen Partei ergeben, jedoch immer mit Rechtlichkeit und ohne Nebenabsichten. Wir führen hier einige der berühmtesten Mitglieder dieser Familie auf. 1. Der große Ahnherr dieser berühmten Familie ist Caspar Fagel, geb. zu Harlem 1629 und gest. 1688. Er bekleidete die ansehnlichsten Staatsposten, und zeichnete sich insbesondere bei der Invasion Ludwigs XIV. durch Muth und Standhaftigkeit aus. Mit dem Chevalier Temple legte er 1678 die Grundlagen des nimweger Friedens. Bei den Unterhandlungen mit Frankreich widerstand er allen Verführungskünsten des franz. Gesandten d'Avaux, und lehnte stolz eine Summe von zwei Millionen Franken ab, die ihm d'Avaux anbot, um ihn in das Interesse seines Hofs zu ziehen. Fagels Triumph war die Erhebung Wilhelms des dritten auf den englischen Thron. Er war es, der Wilhelms Manifest bei dieser wichtigen Begebenheit entwarf, und von dem alles geleitet wurde. Er erlebte indessen den großen Erfolg seiner Maßregeln nicht, indem er, noch ehe die offizielle Nachricht vom vollständigen Gelingen derselben eingegangen war, starb. Er war unverheirathet geblieben, und hinterließ kein Vermögen. Ueber seinen Charakter ist zu vergleichen, was Temple, Wicquefort und Burnet gesagt haben. — 2. Franz, Neffe Caspars, und Sohn Heinrich Fagels, war, wie jener, Staatssecretär der Generalstaaten. Er war geb. 1659 und starb 1746. Auch dieser war ein großer Staatsmann. Er hatte einen trefflichen Biographen an Onno Zwier von Haren gefunden. Leider wurde diese Biographie im Manuscript bei einer Feuersbrunst ein Raub der Flammen. — 3. Franz, geb. 1740 und gest. 1773. Auch er war Staatssecretär. Franz Hemsterhuis hat seine Lobschrift meisterhaft entworfen, und diese findet sich im ersten Bande seiner Werke. — 4. Heinrich, geb. 1706 und gest. 1790. Er hatte vorzüglich an der Erhebung Wilhelms IV. zur Statthalter-Würde im Jahr 1748 Theil. Er ist der Vater des Generals Fagel, von dem wir unter 6. Einiges anführen. — 5. Franz Nicolaus, auch ein Neffe Caspars, hat sich den Ruhm eines großen Feldherrn erworben. Er trat 1672 in Dienst und starb 1718. Er war General der Infanterie im Dienste der Generalstaaten und kaiserlicher Feldmarschall-Lieutenant.

Er zeichnete sich in der Schlacht bei Fleurus 1690 aus; die berühmte Vertheidigung von Mons im Jahr 1691 wurde von ihm befehligt; seine sonstigen Waffenthaten zeigte er bey der Belagerung von Namur, — bei der Einnahme von Bonn 1703; — bei dem Feldzug in Portugal in demselben Jahre; bei den Feldzügen in Flandern im Jahre 1711 und 1712, und bei den großen Schlachten von Ramillies und Malplaquet. — 6. Heinrich, ein Sohn Heinrichs (4.), jetzt Gesandter des Königs der Niederlande in London. Er hat sich durch die treueste Anhänglichkeit an das Oranische Haus auch in den Zeiten des Unglücks ausgezeichnet, die wichtigsten Posten bekleidet, und die schwierigsten Unterhandlungen geleitet. Im Jahr 1814 unterzeichnete er den Friedensschluß zwischen Großbritannien und den Niederlanden; ein Vetter von ihm, der Generallieutenant Fagel, ist niederländischer Gesandter in Paris.

Fairfax (Thomas, Lord), der in England zur Zeit der bürgerlichen Kriege unter der Regierung Carls des Ersten eine bedeutende Rolle spielte, und endlich General der Parlamentstruppen wurde, war im J. 1611 geboren. Er studirte in Cambridge, und, von Natur kriegerisch, diente er nach vollendeten Studien als Freiwilliger in Holland unter Horazio Lord Vere, um den Waffendienst zu lernen. Bei seiner Rückkehr nach England faßte er eine außerordentliche Abneigung gegen Carl I. So wie dieser Fürst den Versuch machte, zur Bewachung seiner Person ein Corps zu werben, erhielt Fairfax von seiner Partei den Auftrag, dem Könige eine Petition gegen diese Maßregel zu übergeben. Carl vermied die Gelegenheit sie anzunehmen, allein Fairfax war so beharrlich, eine solche aufzusuchen, daß er sie endlich dem Könige im freien Felde und Angesichts von hunderttausend Menschen auf den Sattelknopf seines Pferdes legte. Kurz darauf, als der Bürgerkrieg ausbrach, erhielt er vom Parlament eine Stelle als General der Reiterei. Er zeichnete sich auf diesem Posten durch Tapferkeit, Klugheit und Thätigkeit aus. Im J. 1645 wurde er vom Parlamente zum Nachfolger des Grafen Essex erwählt, als dieser das Commando verloren hatte. Zugleich wurde ihm Cromwell mit dem Titel eines Generallieutenants beigegeben. Er erhielt Vollmacht, alle Generale unter seinem Befehle zu ernennen, und gieng im April nach Windsor, wo er die neue Armee des Parlaments organisiren wollte. Allein Cromwell hatte einen solchen Einfluß auf ihn gewonnen, daß er alles bei ihm durchsetzen konnte. Daher handelte auch dieser eigentlich unter dem Namen von jenem. Der König war von Oxford im Anzuge. Den 14. Juni kam es zwischen ihnen zur Schlacht. Carl wurde geschlagen und zog sich nach Wales zurück. Fairfax unterwarf sich in kurzem alles westlich von London gelegene Land, zog dann nach Süden, und blokirte Exeter. Er war überall siegreich, und begab sich endlich vor Oxford, wo eine beträchtliche Besatzung stand, die dem Könige noch ergeben war. Der König selbst entschlüpfte verkleidet aus der Stadt, um sich den Schottländern in die Arme zu werfen. Oxford kapitulirte und Carl I. hatte keine Armee und keinen festen Platz mehr in England. Als Fairfax in London angekommen war, dankte ihm das Parlament durch eine Deputation, allein er hatte kaum Zeit gehabt, sich zu erholen, als er den Auftrag erhielt, die 200,000 Pfund Sterling zu escortiren, welche das englische Parlament der Armee von Schottland für die Auslieferung der Person des Königs gab. Den 30. Januar 1646 wurde Carl I. den Commissären des Parlaments

übergeben. Fairfax begegnete dem Monarchen mit vieler Achtung, und dieser war mit ihm zufrieden. Das Parlament hatte ihn zum General der Armee ernannt, welche man noch beibehalten würde, denn man wollte einen Theil verabschieden, und den Rest nach Irland schicken. Die Truppen waren dieser Maßregel nicht geneigt, weil sie dadurch zu verlieren fürchteten. Cromwell benutzte diesen Umstand und suchte die Armee zur Empörung gegen das Parlament zu verleiten. Fairfax bemerkte dieses kaum, als er auch sah, daß nun eine völlige Anarchie eintreten werde; er beschloß daher zu resigniren. Allein die Führer des Heeres wußten die Ausführung dieses Entschlusses zu verhindern. Nun gab er sich den Maßregeln hin, die man ergriff, die Macht des Parlaments zu stürzen. Er zog gegen Befehl desselben triumphirend in London ein, und erfuhr hier bald, daß der König mit Gewalt von Holdenby entführt worden. Er eilte daher, denselben bey Cambridge aufzusuchen, und betrug sich gegen ihn mit der größten Achtung. Er hätte ihn gern gerettet, allein Cromwell beherrschte ihn und die Umstände. Er konnte Carls Hinrichtung nicht verhindern. Nach des Königs Tode ernannte man ihn zum Befehlshaber der Truppen in England und Irland; allein bei der Expedition, welche das Parlament gegen Schottland vorhatte, weil es sich für Carl II. erklärte, weigerte er sich zu dienen. So erhielt Cromwell den Oberbefehl. Fairfax sehnlichster Wunsch war die Wiedereinsetzung der königl. Familie, auch versuchte er sie thätig zu bewirken. Er brachte zu dem Ende selbst ein Heer zusammen, machte sich zum Meister von York und erschien noch einmal auf der Bühne der Welt. Er wurde von der Grafschaft York zum Deputirten im herstellenden Parlamente gewählt, und nach Haag gesandt, um Carl II. zu veranlassen, so schnell als möglich die Ausübung seines königlichen Amts zu übernehmen. Nach Auflösung dieses Parlaments begab er sich wieder auf seine Güter, und brachte den Rest seines Lebens in Ruhe zu. Er starb den 22. Febr. 1671. Seine Liebe zu den Wissenschaften hat er auch durch mehrere Schriften, worunter die Denkwürdigkeiten seines Lebens sind, bewährt.

Faria de Sousa (Manoel), ein berühmter castilianischer Geschichtschreiber und Dichter, wurde geboren zu Suto in Portugal, im Schooße einer alten und erlauchten Familie. Er verrieth sehr frühzeitig bedeutende Talente, und schon im 9ten Jahre sandte ihn sein Vater auf die Universität zu Braga, wo er große Fortschritte in Sprachen und in der Philosophie machte. Im 14ten Jahre trat er als Cavalier in die Dienste des Bischofs von Oporto, und bildete sich unter dessen Leitung weiter in den Wissenschaften aus. Die Liebe zu einer jungen Schönheit entfaltete hier sein dichterisches Talent, und er besang sie unter dem Namen Albenia. Er vermählte sich mit ihr 1618, und ging nach Madrid. Allein er konnte hier sein Glück nicht finden, und kehrte nach Portugal zurück. Er besuchte auch Rom, und erwarb sich die Aufmerksamkeit des Papstes Urban VIII. und aller Gelehrten, die ihn umgaben, durch seine ausgebreiteten Kenntnisse. Nach Madrid zurückgekehrt, widmete er sich einzig den Wissenschaften, und arbeitete so anhaltend, daß er sich selbst den Tod dadurch zuzog. Er starb im 59sten Jahre seines Alters. Unter seinen Schriften zeichneten sich aus: Discursos morales y politicos. 2. Vol. Madrid 1623 und 1626. — Comentarios sobre la Lusiada. Mad. 1639. 2 Vol. Fol. — Epitome de las

Historias Portuguesas — und dann el Asia, el Europa, el Africa und el America Portuguesa, jedes ein besonderes Werk, wovon jedoch das letzte nicht gedruckt worden. Auch eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel: Fuente de Aganipe, rimas varias. 1644. 46. (Aganippens Quelle), ist von ihm vorhanden. Sein Styl ist rein und kräftig, und seine Darstellung voll dichterischen Lebens.

Farnese, ein berühmtes italienisches Fürstenhaus, dessen Genealogie seit der Mitte des 13ten Jahrhunderts bekannt ist. Es besaß damals das Schloß Farneto bei Orvieto und lieferte der Kirche und der Republick Florenz mehrere ausgezeichnete Heerführer, namentlich Pietro Farnese († 1363), dem die Florentiner einen großen Sieg über die Pisaner verdankten. Pabst Paul III., ein geborner Farnese, verlieh seinem Hause in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts die Hoheitsrechte über Parma und Piacenza, dessen erster Herzog Pietro Luigi F., ein Sohn des Papstes Paul III. war. Paul III. der auf Clemens VII. folgte, betrieb die Erhöhung seiner Familie mit leidenschaftlichem Eifer. Nicht nur Pietro Luigi, sondern auch dessen fünf Söhne, wurden auf das herrlichste von ihm versorgt; vor allen aber ließ er sich die Beförderung Pietro Luigi's angelegen seyn, eines von allen Lastern gebrandmarkten Menschen, der als solcher schon den Lesern des Benvenuto Cellini bekannt seyn wird. Paul III. suchte für ihn von Carl V. das Herzogthum Mailand zu erhalten, um welches der Kaiser und Frankreich damals stritten. Da er indeß die ungeheuersten Summen vergebens bot, so beschloß er, die Staaten von Parma und Piacenza, die Julius II. von den Mayländern erobert hatte, in ein Herzogthum zu verwandeln, welches er im August 1545 seinem Sohne übergab. Pietro Luigi ließ sich in Piacenza nieder, wo er eine Citadelle anlegte, und seine tyrannische Regierung mit allerlei Beschränkungen und Mißhandlungen des vorhin freien Adels seiner neuen Staaten begann. Als das Maaß der Grausamkeiten immer höher stieg, erhoben sich, im Einverständnisse mit Ferdinand von Gonzaga, Statthalter zu Mailand, die Häupter der adligen Familien. Sieben und dreißig Verschworne begaben sich (10. Sept. 1547) unter dem Vorwande, dem Herzoge aufzuwarten, in die Citadelle und bemächtigten sich der Zugänge. Giovanni Anguissola drang in das Zimmer des Herzogs, der, von den scheußlichsten Krankheiten entnervt, keinen Widerstand zu leisten vermochte, und unter dem Dolche seines Gegners fiel. Als Ottavio Farnese, der Sohn und Nachfolger Pietro Luigi's, die Nachricht vom Tode seines Vaters erhielt, befand er sich bei Paul III. in Perugia. Zugleich erfuhr er, daß Gonzaga im Namen des Kaisers Piacenza besetzt und Abstellung aller Beschwerden versprochen habe. Zwar erklärte sich Parma für Ottavio, der sich auch mit einer päpstlichen Armee dorthin begab, allein er fühlte sich zum Angriffe von Piacenza zu schwach, und mußte mit Gonzaga einen Waffenstillstand schließen, indeß er sich um den Schutz Frankreichs bewarb. Durch den Tod Pauls III. (1549) schien Ottavio, fast aller seiner Staaten beraubt, ohne Rettung verloren, doch der Nachfolger seines Großvaters, Julius III. verschaffte ihm, aus Anhänglichkeit an das Farnesische Haus, 1550 das Herzogthum Parma wieder und erwählte ihn zum Gonfaloniere der Kirche. Allein ein Bündniß, welches er bald darauf mit Heinrich II. von Frankreich schloß, zog ihm den Unwillen des Kaisers und Papstes zu, er gerieth abermals in große Bedrängniß;

aus welcher nach zwei Jahren ein ehrenvoller Vergleich ihn erlöste. Mit dem Hause Oesterreich söhnten ihn die Verdienste seiner Gemahlin Margarethe und seines Sohnes Alessandro um die spanische Monarchie wieder aus. Margaretha, die als Statthalterin in den Niederlanden mit weiser Mäßigung regiert, aber 1567 dem Herzog Alba hatte weichen müssen, besuchte ihren Gemahl, mit dem sie nur wenig zusammen gelebt, in Parma und zog sich dann nach Abruzzo zurück, wo sie 1586 starb. In demselben Jahre starb auch Ottavio, nachdem er dreißig Jahre eines ungestörten Friedens genossen und ihn benutzt hatte, alle während der vorigen Regierungen eingerissene Unordnungen zu verbessern, und das Glück seiner Unterthanen zu befördern, bei welchen er ein gesegnetes Andenken hinterließ. Ihm folgte sein und Margarethens ältester Sohn, Alessandro Farnese, als dritter Herzog von Parma und Piacenza, und General Philipps II. in Flandern. Als Kind begleitete er seine Mutter dorthin, wo er bereits in seinem zehnten Jahre sich mit Maria, einer Nichte Königs Johann von Portugal, vermählte. Neigung, Muth, Gegenwart des Geistes und Stärke des Körpers bestimmten ihn zu den Waffen. Die ersten Proben seiner Tapferkeit legte er unter Don Juan d'Austria in der Seeschlacht bei Lepanto ab. Im Jahr 1577 rief ihn Philipp II. aus Abruzzo, wo er sich bei seiner Mutter befand, um dem Don Juan die spanischen Truppen wieder zuzuführen, die dieser aus Flandern hatte zurückschicken müssen. Alessandro fand ihn dort sehr schwach und krank, auch erfolgte sein Tod wirklich im nächsten Jahre. Indeß standen die spanischen Angelegenheiten sehr schlecht und die Insurgenten gewannen allenthalben die Oberhand. Alessandro wurde nun Statthalter, gewann Mastricht und andere Städte zurück, und ließ sich mit den Insurgenten in Unterhandlungen ein, wobei es ihm gelang, die katholischen Unterthanen mit Philipp II. zu versöhnen, indeß sich die protestantischen durch die utrechter Union unter einander verbanden, und im Herzog von Anjou, einem Bruder Heinrichs III. von Frankreich, einen neuen Vertheidiger herbeiriefen. Dieser erschien mit 25,000 Mann; bei allen Gelegenheiten aber trug Alessandro Siege und Vortheile über ihn davon. Mitten unter diesen Triumphen erhielt er die Nachricht vom Tode seines Vaters. Um jetzt die Regierung seiner Staaten anzutreten, verlangte er den Abschied aus spanischen Diensten, erhielt ihn aber nicht, sondern setzte den Krieg in Flandern fort, und sahe das Land, dessen Herzog er geworden war, nie mehr wieder. Das Glück der Niederlande, die sich schwerlich lange gegen einen so tapfern, talentvollen und edelmüthigen Feldherrn behauptet hätten, waren die französischen Bürgerkriege. Alessandro rückte in Frankreich ein, um Heinrich IV. zu nöthigen, die Belagerung von Paris aufzuheben, was ihm, ohne eine Schlacht zu liefern, gelang. Während seiner Abwesenheit hatte Moriz von Nassau in den Niederlanden viele Vortheile gewonnen, allein nicht nur ihm, sondern auch Heinrich IV. stand Alessandro mit obenein unruhigen und schlecht besoldeten Truppen siegreich entgegen; den letztern zwang er noch die Belagerung von Rouen aufzuheben. Bei der Rückkehr von diesem Feldzuge erhielt er 1592 vor Caudebec eine Wunde am Arme, deren Vernachlässigung ihm den Tod zu Arras, im siebenundvierzigsten Lebensjahre, zuzog. Ihm folgte als Herzog von Parma sein ältester Sohn Ranuzio I., der keine von den glänzenden Tugenden seines Vaters besaß, sondern finster, strenge, habsüchtig und mißtrauisch war. Die Unzufriedenheit des Adels mit seiner Regie-

rung veranlaßte ihn, den Häuptern der angesehensten Familien eine Verschwörung anzudichten, ihnen heimlich den Proceß machen, sie hinrichten (19. Mai, 1612) und ihre Güter einziehen zu lassen. Dieses unerhörte Verfahren empörte viele italienische Fürsten, und nur der Tod des aufgebrachtesten, des Herzogs Vincenzo Gonzaga von Mantua, verhinderte den Ausbruch eines Krieges. Seinen natürlichen Sohn Ottavio, der die Liebe des Volkes besaß, ließ er in einem schrecklichen Kerker unbarmherzig verschmachten. Er selbst starb 1622. Ungeachtet der Rohigkeit seines Charakters zeigte er Geschmack für Wissenschaften und Künste; auch wurde unter seiner Regierung das berühmte Theater zu Parma nach dem Muster der Alten von Joh. Bapt. Aleotti erbaut. Sein Sohn und Nachfolger, Odoardo F. (gest. 1646) besaß viel Talent zur Satire, große Beredtsamkeit, aber noch mehr Dünkel und Eigenliebe. Ein Hang zu Abenteuern und die Eitelkeit auch in den Waffen glänzen zu wollen, verwickele ihn in Kriege mit den Spaniern und mit Pabst Urban VIII., dem er große Summen schuldig war. Seine übermäßige Beleibtheit, die er auch auf seine Kinder vererbte, machte ihn zum Kriegswesen fast ganz ungeschickt, wie leidenschaftlich er es auch liebte. Nicht so grausam wie sein Großvater, auch nicht so voll Dünkel wie sein Vater, war der nun folgende Ranuzio II. (gest. 1694), aber schwach, und häufig ein Spielball unwürdiger Günstlinge. Einer von diesen, Namens Godefroi, den er aus einem französischen Sprachlehrer zum ersten Minister und Marchese umgeschaffen hatte, ließ den neuen Bischof von Castro ermorden, den Farnese nicht anerkennen wollte. Höchst entrüstet darüber ließ Papst Innocenz X. Castro schleifen, und Godefroi, der sich von den päpstlichen Truppen schlagen ließ, verlor endlich die Gunst seines Herrn, und bei seiner Rückkehr Güter und Leben. Der älteste Sohn Ranuzio's, Odoardo, wurde so dick, daß er erstickte. Von zwei noch übrigen Söhnen, Francesco und Antonio, folgte zuerst Francesco F. (gest. 1727), dessen ungeheure Dicke auch keine Hoffnung zu einem Nachfolger gestattete. Philipp V. von Spanien heirathete indessen Elisabeth Farnese, eine Tochter des erstickten Odoardo und Nichte des Herzogs Francesco. Da man die Kinderlosigkeit des letztern voraus sah, so beschlossen die ersten Mächte Europa's, daß ein Sohn Philipps V. und Elisabeths, der nicht König von Spanien würde, die Farnesischen Besitzthümer erben sollte. Auf diese Weise fielen sie dem Hause Bourbon zu. Auf Francesco F., der sich alle diese Anordnungen gefallen lassen mußte, ohne dabei befragt zu werden, folgte sein Bruder Antonio F., der achte Herzog von Parma (gest 1731). Auch er blieb seines Alters und seiner Beleibtheit wegen ohne Kinder, und hatte während seiner ganzen Regierung unaufhörlich Schmach und Demüthigungen zu bestehen. Er starb endlich, und sogleich wurden Parma und Piacenza von 6000 Spaniern für Don Carlos in Besitz genommen. F — r.

Farill, Don Gonzalo O [o Farnill]) spanischer Generallieutenant und jetzt aus seinem Vaterlande von Ferdinand VII. proscribirt in Paris im Privatstande lebend, ist 1752 in Havannah geboren. Er trat 1766 in k. spanische Dienste, zeichnete sich durch Talent und Tapferkeit aus, namentlich bei der Belagerung von Gibraltar, und ward nach Berlin geschickt, um die in jener Zeit bewunderte preussische Taktik zu studiren. Dann war er Vorsteher der k. span. Militär-Academien zu Puerto de S. Maria, und wurde in dem Feldzuge von 1795 bei der Armee von Catalonien Chef des General-

stabs. Nach dem Frieden mit der franz. Republik machte er eine wissenschaftliche Reise fast durch ganz Europa, und wurde dann 1807, als Napoleons arglistige Politik die spanischen Linientruppen aus ihrem Vaterlande wegzog, befehligt, eine Division derselben nach Toscana zu führen. Die Revolution von Aranjuez fand ihn wieder als spanischen Kriegsminister. Er ergab sich der Sache Ferdinands VII. und der Nationalehre mit Enthusiasmus und widersetzte sich Mürats Anmaßungen mit Nachdruck. Ganz veränderte Verhältnisse bestimmten ihn indeß bald darauf, sich der neuen Ordnung der Dinge anzuschließen, und die Stelle eines Kriegsministers unter Joseph anzunehmen. Er behielt diesen Posten bis zur Schlacht von Vittoria. Nach dem Traktat von Valençay rechtfertigte er sich mit Edelmuth und Charakterstärke gegen Ferdinand VII., indem er ihm und dem Vaterlande seine Dienste anbot, über die Motive seiner Laufbahn in den Revolutionsjahren. Allein Ferdinand blieb unerbittlich und O Farill wurde durch ein Contumazialurtheil der sogenannten Centraljunta für einen Vaterlandsverräther erklärt und zum Tode verurtheilt. Er gab hierauf in Vereinigung mit Azanza eine merkwürdige Rechtfertigungsschrift heraus.

Fäsch, s. Fesch.

Fauche Borel (Louis), ein in der Geschichte der franz. Revolution sehr bekannt gewordener Intrigant, oder wie er selbst und Andere wollen, ein sehr eifriger Anhänger der Bourbons, der sein ganzes Leben ihrem Dienste geweiht hat, aber von ihnen mit Undank belohnt worden, und jetzt von einer mäßigen Pension in London, lebt, die ihm die englische Regierung reichen läßt. Er ist in Neufchatel 1762 geboren. Auch hat er sich seiner Geburt als preußischer Unterthan oft bedienen müssen, um aus den Verlegenheiten und persönlichen Arresten befreit zu werden, in die ihn seine Keckheit oder sein Eifer für die genommene Partei geführt hatte. Er besaß in Neufchatel bis 1795 eine Buchdruckerei, wurde als ein geistreicher und unternehmender Mensch bemerkt und von dem Prinzen Condè gebraucht, Pichegrü in das Interesse der Bourbons zu ziehen. Dies hatte viele Jahre lang dauernde Intriguen mit Pichegrü, Moreau, Barras, Antraigues, Puisaye, Perlet und anderen Einfluß habenden Personen zur Folge, denen wir hier nicht folgen mögen, und die ohne Erfolg für die Bourbons geblieben seyn würden, wenn nicht andere Ursachen ihre endliche Restauration herbeigeführt hätten.

Fauvel, Correspondent des französischen Nationalinstituts, ist als Künstler vortheilhaft bekannt durch seine Zeichnungen von den schönsten Denkmälern Griechenlands, die er auf seiner ersten Reise nach der Levante im J. 1780, und auf seiner zweiten im Jahr 1787, entworfen hatte. Zugleich bewährten ihn seine Nachforschungen als einen wackern Alterthumskenner. Die Regierung ernannte ihn daher 1783 zum Consul in Athen, wo er noch jetzt in allgemeiner Achtung lebt. Alle ausgezeichnete Reisende, die dieses Land besuchten, wie Lord Elgin, Chateaubriand, Cockerell, Avramiotti, Aberdeen, Bartholdy u. A. erkennen den Eifer dankbar an, mit welchem Fouvel sie durch seinen Rath und Einfluß unterstützte. Die Denkschriften dieses Künstlers, der Athen genauer kennt, als irgend ein Pariser sein Paris, sind noch nicht gedruckt. Man verdankt ihm wichtige Entdeckungen über die Lage von Olympia, die Ebene von Marathon, das Grabmal des Themistokles u. s. w. Das berühmte Basrelief der Panathenäen, das Innere des Parthenon u. a. m. sind nach Fau-

pel's Zeichnungen in dem Museum von Filhol, in der Galerie antique und in andern Werken in Kupfer gestochen. Er arbeitet jetzt an einer Voyage pittoresque de la Grèce.

Favier, ein berühmter französischer Publicist und Diplomatiker, wurde geboren zu Toulouse im Anfange des 18ten Jahrhunderts, und folgte im fünf und zwanzigsten Jahre seinem Vater, in der Stelle eines Generalsecretärs der Stände von Languedoc; allein die Ausschweifungen seiner Jugend nöthigten ihn, diese eben so ehrenvolle als einträgliche Stelle zu verkaufen. Gezwungen sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen, studirte er besonders Geschichte und Politik; und da er ein außerordentliches Gedächtniß besaß, erwarb er sich sehr bald eine vollkommene Kenntniß der Traktaten, Alliancen, der Genealogie, der Rechte und Ansprüche aller regierenden Häupter. Zum Secretär des Herrn de la Chetardie, Gesandten am Turiner Hofe ernannt, erweiterte er unter Anleitung dieses geschickten Diplomaten nicht nur seine Kenntnisse, sondern wurde auch in die Geheimnisse der alten europäischen Politik eingeweiht. Nach Chetardie's Tode wurde er von d'Argenson ausgezeichnet, für den er mit seltenem Talente mehrere höchst bedeutende Denkschriften arbeitete. Auch der Minister leistete ihm wichtige Dienste, und voll Vertrauen auf seinen Patriotismus enthüllte er ihm das ganze alte System der französischen Politik gegen die andern europäischen Mächte. Diese Mittheilung erfüllte Favier's ganze Seele; auch verfaßte er nach Argenson's Anweisung ein Memorie, unter dem Titel Reflexions contre le traité de 1756 (zwischen Frankreich und Oesterreich). Diese Schrift ist eine der besten über die Diplomatik jener Zeit, und noch jetzt für alle Staatsmänner sehr wichtig. Er machte sich damit aber viel Feinde und als d'Argenson das Ministerium verließ, konnte auch Favier seine Stelle nicht behalten. Er erhielt nun verschiedene geheime Sendungen nach Spanien und Rußland unter dem Ministerium von Choiseul. Der Graf Broglio, der damals auf Ludwigs XV. Befehl mit den Gesandten Frankreichs im Auslande einen geheimen Briefwechsel führen mußte, trug ihm die Abfassung mehrerer Denkschriften auf, worin er seine tiefen Kenntnisse entfaltete. Favier gerieth dabey in große Gefahren, weil er dem Monarchen selbst gegen die Minister diente. Er mußte daher aus Frankreich fliehen. In Holland lernte er den Prinzen Heinrich von Preußen kennen, dem er wichtige Eröffnungen über seine diplomatischen Missionen machte. Allein die Rückkehr nach Frankreich konnte er nicht für sich gewinnen, selbst im Auslande verfolgte ihn der Haß der Mächte, gegen die er geschrieben hatte. Er wurde sogar unter dem Vorwande einer Verschwörung in Hamburg ergriffen, und als ein Störer des Friedens von Europa nach Paris gebracht. Sein Briefwechsel mit dem Prinzen Heinrich von Preußen wurde für strafbar erklärt und er in die Bastille gesetzt, wo er mehrere Jahre saß. Auf des Grafen von Broglio Verwenden erhielt er endlich seine Freiheit, allein er lebte nun ohne Anstellung bloß von den Früchten seiner Talente. Er schrieb Denkschriften über die Angelegenheiten der Zeit, und erst bei Ludwigs XVI. Thronbesteigung erhielt er eine Pension von 2000 Thalern. Er starb zu Paris den 2. April 1784. Segür hat einen Theil seiner Schriften gesammelt und unter dem Titel: Politique de tous les cabinets de l'Europe in 3 Bänden herausgegeben (1802).

† Fellenberg (Ph. Eman. v.). Die Anstalten zu Hofwyl

umfassen gegenwärtig: 1. eine Muster-Landwirthschaft, die von Fellenberg selbst betrieben, einen fünffachen Ertrag giebt. Sie vereinigt alles, was man in der Landwirthschaft nützliches entdeckt hat. 2. eine Versuchs-Wirthschaft, wo Felder zu den täglichen Versuchsarbeiten, zum Unterrichte junger Landwirthe, die aus allen Gegenden Europa's nach Hofwyl kommen, bestimmt sind; 3. eine Fabrik für Ackerbau-Instrumente; eine Werkstatt zur Vervollkommnung der mechanischen Werkzeuge des Ackerbau's, nebst einer Industrieschule für die Armen, welche hier, jeder nach seiner Fähigkeit, das Zimmer-, Tischler-, Drechsler-, Wagner-, Hufschmiede-, Schlosser-, Gießer-, Schumacher- und Schneiderhandwerk lernen; Sprechen, Schreiben, Zählen, Messen und Zeichnen sind die Elemente des Industrieunterrichts; 5. eine Pensionsschule für junge Leute vom Stand (von 8 — 20 Jahren), die alles umfaßt, was zur höheren Bildung erforderlich ist; 6. eine theoretisch-praktische Ackerbau-Lehranstalt; 7. eine Normalschule, welche im Sommer die Schullehrer aus den verschiedenen Cantonen der Schweiz vereinigte, seit vier Jahren aber nicht mehr in Thätigkeit ist. Doch bilden sich in Hofwyl viele junge Ausländer, zum Theil auf Kosten ihrer Regierungen, zu Lehrern der Jugend nach Fellenbergs Methode. Alle diese Anstalten machen ein Ganzes und unterstützen sich gegenseitig. Sie sind verbunden durch den höheren Zweck, alle Stände zur Humanität zu vereinigen, und zwar jeden in seiner Sphäre, die der Zögling eben sowohl geistig als sittlich begreifen lernt. Daher soll derselbe Geist gegenseitiger Achtung und des gemeinschaftlichen Strebens nach Veredlung alle durchdringen, Lehre und Ausübung aber jeden für seine Bestimmung reifer machen, d. h. geistig kräftiger, physisch stärker, sittlich edler, bürgerlich brauchbarer. Die Basis ist Religiosität, Entwickelung des Nachdenkens, Bildung des Gefühls (z. B. durch Gesang und Musik), und Gewöhnung an Ordnung, Fleiß und Mäßigkeit sind die Regeln, nach welchen aller Unterricht und jede Arbeit angeordnet wird. Außer Herrn Fellenberg arbeiten in den Anstalten zu Hofwyl 22 Lehrer, darunter Herr Wöhrli, ein junger Mann von seltner Fähigkeit. Von einem Thurme aus, der die ganze Gegend beherrscht, kann Herr Fellenberg alles übersehen, und sogleich mittelst eines Sprachrohrs überall hin die nöthigen Befehle ertheilen. Damit die Anstalt auch nach seinem Tode fortdaure, hat Herr Fellenberg eine immerwährende Commission von drei ordentlichen Mitgliedern und vier Stellvertretern zur Vollzieherin seines Testaments zu Gunsten der Armenschule, ernannt. Auf Befehl des Kaisers von Rußland, erstattete im Oct. 1814, der Graf Capo d'Istria an ihn einen Bericht über die hofwyler Anstalt; und der Monarch übersandte an Fellenberg den St. Wladimir-Orden vierter Classe, mit einem beifälligen Schreiben. Auch läßt er mehrere junge Russen und Polen daselbst zu Lehrern und Landwirthen bilden. Man vergl. in der Bibl. britannique die Briefe des Herrn v. Fellenberg an Herrn Charles Pictet von Genf im Nov. und Dec. 1807, und Herrn Pictet's Brief ebendas. Letzterer hat auch Fellenberg's Blicke auf den Ackerbau in der Schweiz und die Mittel ihn zu vervollkommnen ins Französische übersetzt. Ferner vergl. man die Berichte über die Anstalten zu Hofwyl von dem Landammann der Schweiz, von einem Commissär des Königs von Wirtemberg, von Chavannes an die Agriculturgesellschaft des Waatlandes, vom Grafen Capo d'Istria, und den von Rengger,

im Namen der zur Untersuchung der Armenschule zu Hofwyl, von der Regierung niedergesetzten Untersuchungscommission, 1815. S. ferner Hofmanns Reise nach Hofwyl, in Auftrag der Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt, mit Bemerkungen vom Staatsrath Thaer. Ueber diese Schrift hat Fellenberg ebenfalls Bemerkungen bekannt gemacht, in Thaer's Annalen der Landwirthschaft und in den Blättern von Hofwyl, die seit 1803 heftweise erschienen sind. Ueber die Lehrmethoden in Hofwyl, welche auf Pestalozzi's Grundsätzen beruhen, sehe man außer den angeführten Schriften, insbesondere den Bericht der Herren Kunzli und Vetsch, Mitglieder der Regierung des Cantons St. Gallen, welche in Auftrag derselben ein ganzes Jahr den Unterricht in Hofwyl beobachtet haben; ferner Jüllien's Précis sur les Instituts d'Education de M. de Fellenberg. Paris 1817. B.

Feodosia, s. Caffa.

* Ferdinand I. (vorher IV.), König beider Sicilien (von Bourbon, Infant von Spanien), dritter Sohn Carls III. von Spanien und der Prinzessin Amalie von Sachsen, geb. den 12. Jan. 1751. Er war noch minderjährig, als ihm sein Vater, der das Königreich Spanien erbte (1759), den Thron von Neapel überließ. Er ward investirt zu Rom den 3. Febr. 1760, und übernahm die Regierung selbst 12. Jan. 1767. Seine und seines ältern Bruders (Carls IV. K. von Spanien) Erziehung hatte der Prinz von Santo Nicandro geleitet, ein rechtschaffener Mann, aber von beschränkter Einsicht, daher auch Ferdinand, obwohl nicht ohne glückliche Anlagen, sehr unwissend blieb, und sich späterhin vergnügenden Zerstreuungen, Jagd, Fischfang u. s. w. ganz überließ. (Vergl. Düclos: Voyage d'Italie.) Als Kind äußerte Ferdinand viel Liebe für das Volk; auf seinen Spaziergängen verweilte er oft mitten unter Knaben seines Alters, plauderte mit ihnen, gab ihnen Geld, und lud sie ein, ihn zu besuchen. An Festtagen ergötzten ihn die Spiele einiger Kinder der Lazzaroni, und er ließ seine liebe Cameraden, wie er sie nannte, gut bewirthen. Ein solcher Knabe gewann sogar seine Freundschaft, und er sorgte für dessen Glück. So ward Ferdinand der Liebling des Volks. Als Carl III. den Thron von Spanien bestieg, ernannte er zu Neapel einen Regentschaftsrath, unter dem Vorsitz des berühmten Marquis Tanucci, ehemals Prof. der Rechte zu Pisa. Im J. 1768 vermählte sich Ferdinand mit Marie Caroline, Tochter der Kaiserin Maria Theresia (st. zu Hetzendorf bei Wien 8. Sept. 1814), aus welcher Ehe noch 4 Kinder leben. Diese geistvolle und liebenswürdige Fürstin erlangte bald auf Ferdinand einen entschiedenen Einfluß. An der Spitze der Verwaltung stand damals noch der erste Minister Tanucci. Dieser schaffte 1769 den Lehntribut des weißen Zelters, den der Papst bisher jährlich erhalten hatte, ab, verlor aber die Gnade Carls III. v. Spanien, und nahm 1777 seinen Abschied. An seine Stelle trat der Marquis de la Sambuca. Jetzt widmete der König, von seiner Gemahlin dazu aufgefordert, seine Zeit öfter den Regierungsgeschäften, und zeigte viel Gerechtigkeitssinn; doch that er nichts ohne den Rath der Königin. La Sambuca suchte daher den König durch eine schöne Engländerin, die in Neapel mit einem Franzosen (Goudar) verheirathet war, von seiner Gemahlin abzuziehn; allein die Königin bemerkte dies, und H. und Mad. Goudar wurden aus Neapel verbannt. Seitdem stieg die Macht der Königin, und La Sambuca, der von ihr in einem aufgefangenen Briefe dem Ma-

beider Cabinet eine ungünstige Schilderung gemacht hatte, mußte sich 1784 in seine Vaterstadt Palermo zurückziehn. Nun wurde der Ritter Acton sein Nachfolger. Dieser folgte ganz dem Willen der Königin, und das Cabinet von Madrid verlor allen Einfluß auf das von Neapel, welches sich mehr an Oesterreich und England anschloß. Doch bald zog die franz. Revolution Neapel in ihre Wirbel hinein. Als nämlich auf das Verlangen der franz. Regierung, alle Verbindung mit England abzubrechen, der Hof von Neapel schwankte, erschien La Touche mit einer franz. Escadre vor der Hauptstadt, und nöthigte den Minister Acton, die vorgeschriebenen Bedingungen anzunehmen. Allein nach Ludwigs XVI. Tode trat Neapel zu der Coalition gegen Frankreich, und Ferdinand nahm von 1793 — 1796 an dem allgemeinen Kriege wider dasselbe Theil. Nach zwei Friedensjahren machte ihn Nelsons Sieg bei Abukir abermals zu einem Feinde Frankreichs, welches aber nach den Niederlagen der Neapolitaner unter Mack sich des ganzen Königreichs bemächtigte (23. Jan. 1799), und die parthenopeische Republik proklamirte. Der Hof nebst Acton und der Lady Hamilton, der Freundin der Königin, hatte sich bereits den 24. Dec. 1798 von Neapel nach Palermo geflüchtet. Doch schon den 21. Juni 1799 fiel die Hauptstadt wieder in die Gewalt der Royalisten-Armee, die der Card. Ruffo anführte. Der König setzte nun eine Staatsjunta nieder, welche bis zum Dec. dess. J. eine Menge Anhänger der Republik hinrichten ließ. Erst im Jan. 1800 kehrte der Hof von Palermo nach Neapel zurück, und Spanien schloß mit dem ersten Consul einen Vertrag, durch welchen die Integrität des Königreichs beider Sicilien gesichert wurde. Dessen ungeachtet mußte Ferdinand in dem Frieden mit Frankreich (Florenz, 28. März 1801) den Stato degli Presidj u. s. w. abtreten und franz. Truppen in seinem Königreich aufnehmen, auch in dem Neutralitätsvertrage von 1805 versprechen, den Truppen der kriegführenden Mächte keine Landung zu gestatten. Als nun gleichwohl im Nov. 1805 eine russisch-englische Flotte vor Neapel erschienen war und 12,000 Mann Russen gelandet hatte, so ließ Napoleon, der in diesem Schritte eine treulose Theilnahme Neapels an den Feindseligkeiten gegen Frankreich erblickte, das Land von seinen Heeren besetzen, und nöthigte 1806 die königliche Familie, nach Sicilien überzuschiffen. Hier wußte sich Ferdinand mit Hülfe der Engländer zu behaupten, zog sich jedoch, da seine Gemahlin mit den Engländern entzweit war, 1809 auf einige Zeit von allen Geschäften zurück, indem er provisorisch resignirte und seinem Sohne Franz die Regierung übergab. Die Königin Caroline aber mußte im Dec. 1811 Sicilien verlassen, und ging über Constantinopel nach Wien. Hierauf bewogen die Engländer den König Ferdinand im J. 1812, die Regierung wieder zu übernehmen. Endlich hat der Wiener Congreß Ferdinand IV. in allen seinen Rechten als König beider Sicilien anerkannt (1814). Die königl. Familie ist seitdem wieder nach Neapel gegangen, wo sie am 17. Jun. 1815 einzog. Hierauf vereinigte Ferdinand den 8. Dec. 1816 seine sämmtl. Staaten diesseits und jenseits der Meerenge in ein Königreich beider Sicilien, und nannte sich Ferdinand I. Den 17. Nov. 1813 vermählte er sich mit der verwittweten Prinzessinn von Partana, nunmehr, seit 1815, Herzogin von Florida. Im J. 1801 stiftete er den Ferdinands-Verdienstorden. Der Erbprinz Franz (geb. 19. Aug. 1777), in zweiter Ehe vermählt 1802 mit Isabella, Carls IV. von Spanien Tochter, residirt seit dem Jul. 1816 zu Pa-

lermo als Statthalter von Sicilien, und erhielt den 4. Jan. 1817 den Titel: Herzog von Calabrien. Ferdinands I. zweiter Sohn, Leopold, Fürst von Salerno (geb. den 1. Jul. 1790), vermählt 1816 mit Clementine, Franz I. Kaisers v. Oesterreich Tochter, ist seit 1815 Generalissimus der neapolitan. Armee und Präsident des Kriegsraths. Im J. 1818, 16. Febr., schloß Ferdinand I. ein Concordat mit dem Papste, wodurch die langen Mißhelligkeiten zwischen Neapel und Rom endlich ausgeglichen wurden. Ueber den persönlichen Charakter dieses Königs urtheilen selbst parteiische Schriftsteller, wie Gorani u. A., günstig. Das Wohl seines Volks liegt ihm wahrhaft am Herzen. Die Nachricht von dem Erdbeben zu Messina und in Calabrien, im J. 1783, erschütterte ihn so, daß er vor Schmerz fast wahnsinnig wurde. Mit dem größten Eifer traf er alle möglichen Anstalten, um den Unglücklichen beizustehen. Auch hat er mehrere Wohlthätigkeitsanstalten gestiftet; dahin gehört die bekannte Colonie von St. Leucio, deren Beschreibung er selbst bekannt machte. Abbé Clemaron hat sie ins Franz. übersetzt: „Origine de la population de S. Leucio, et ses progrès, avec les lois pour sa bonne police, par Ferdinand IV. Ferdinand legte sie zu seiner Erholung im J. 1773 an, und sorgte auch für die Erziehung der Kinder der daselbst angesiedelten Familien. Gegenwärtig ist sein Ministerium bemüht, nach dem Abzuge der österreichischen Truppen, das neapolitanische Heer neu zu bilden, die innere Sicherheit wieder herzustellen und die Armen durch öffentliche Arbeiten zu beschäftigen, wozu 18 Mill. Fr. angewiesen sind, während am Hofe selbst eine strenge Sparsamkeit eingeführt ist. Ferdinands Minister Medicis ist die Seele der Staatsverwaltung. In dem Frieden mit Algier, der unter Englands Vermittlung im J. 1816 abgeschlossen wurde, hat der König Ferdinand in die Fortdauer eines jährl. Tributs von 23,000 Piaster eingewilligt, welcher auch im J. 1818 entrichtet worden ist. (Vergl. d. Art. Neapel, Sicilien, Acton, Buonaparte, Joseph und Mürat.)

† Ferdinand VII., König von Spanien und beiden Indien, geb. den 14. Oct. 1784, Prinz von Asturien seit dem 13. Dec. 1788, nach dem 19. Mai 1808 sechs Wochen lang König von Spanien; darauf unter franz. Staatsaufsicht zu Valençay in Frankreich bis 1814. (Vergl. d. Art. Spanien seit 1808.) Sein Vater König Carl IV., und seine Mutter, Marie Luise von Parma, ernannten den Herzog von San Carlos zu seinem Erzieher, und in der Folge den Grafen von Alvarez, einen ausgezeichnet rechtschaffenen Mann, zu seinem Gouverneur. Der Prinz zeigte Anlagen, und machte Fortschritte in der Mathematik. Da er gegen den Günstling Alcudia eine große Abneigung verrieth, so entfernte dieser von ihm den Grafen von Alvarez, den Ferdinand sehr lieb gewonnen hatte, unter dem Vorwande, daß er durch seine strengen Grundsätze dem Charakter des Prinzen eine schiefe Richtung gebe. Man wollte ihm Vergnügen an der Jagd beibringen; allein der Prinz liebte diese Zerstreuung nicht. Im Oct. 1802 ward er zu Barcellona mit Antoinette Theresie, K. Ferdinands IV. von beiden Sicilien Tochter, vermählt. Diese Prinzessin war liebenswürdig, geistvoll und gut erzogen. Jedermann beeiferte sich, ihr zu gefallen, und der Prinz von Asturien liebte sie zärtlich. Da man über sie die Königin vernachlässigte, so entstand Eifersucht. Der König und die Königin liebten die Schwiegertochter nicht. Weil sie dem Günstling, der vergebens ihre Gunst

gesucht hatte, keine Ergebenheit bewies, so beschuldigte man sie, daß sie einen zu großen Einfluß auf den Prinzen, ihren Gemahl, ausübe, und ihm ihren Haß gegen die Franzosen mittheile. Von Kummer und Verdruß über erlittene Kränkungen, besonders von Seiten der Königin, verzehrt, starb die Prinzessin den 21. Aug. 1806, 22 Jahr alt, ohne ihrem Gemahl Kinder geboren zu haben. Godoy dachte jetzt daran, den Prinzen mit einer Verwandtin des französischen Kaisers aus der Familie Beauharnois zu vermählen; allein Ferdinand widersetzte sich einer solchen Verbindung. Er gab vielmehr dem stolzen Günstlinge bei mehrern Gelegenheiten seine Verachtung zu erkennen. Mehrere Große suchten daher das Vertrauen des Prinzen, mehr in der Absicht, durch ihn ihren Haß gegen den Friedensfürsten Godoy zu befriedigen, als eine bessere Ordnung der Dinge in Spanien herzustellen. An der Spitze dieser Partei stand der Herzog von Infantado u. s. w. — Seinem Vater Carl IV. und seiner Mutter, so wie dem Infanten D. Francisco, die in Rom leben, hat König Ferdinand VII. ein Jahrgeld von 3 Mil. Fr. ausgesetzt. Er vermählte sich im J. 1816 mit der zweiten Tochter des Königs Johann VI. von Portugal, Maria Isabella Franziska. Seit Cevallos Entfernung hat die Verwaltung einen mildern Geist angenommen; der Finanzminister Garay hat ein gleichförmiges Abgabesystem durchgesetzt, und der König Ferdinand gewinnt durch seine Persönlichkeit die Liebe des Volks wenigstens in etwas. Er ist der heil. Allianz und im Juni 1817 auch der wiener Congreßacte beigetreten. Uebrigens ist sein Cabinet in sehr gespannten Verhältnissen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika und mit Portugal. (Vergl. d. Art. Spanien, Westindien, Bourbon, Godoy, Cevallos, Escoiquiz, Infantado und Carl IV.) B.

Fernan Nunez (Graf von), Grand von Spanien der ersten Classe, Herzog von Montelano und Casa, geboren zu Madrid 1778. Sein Vater, der Gesandter am franz. Hofe im J. 1790 war, und selbst ein Buch (Madrid 1796) für die Erziehung seiner Kinder schrieb, gab ihm die sorgfältigste Erziehung. Der junge Graf zeichnete sich am Hofe zu Madrid durch Bildung und Charakter vortheilhaft aus. Er schmeichelte dem mächtigen Günstling, dem Fürsten de la Paz, auf keine Weise, und erklärte sich laut gegen die Verhaftung des Prinzen von Asturien. Nach dessen Befreiung trat er entschieden auf seine Seite. Späterhin rieth er ihm dringend ab, nach Bayonne zu gehen, als es aber Ferdinand dennoch that, folgte er ihm dahin. Nach Ferdinands Verzichtleistung auf die Krone, suchte Napoleon die spanischen Großen durch hohe Stellen zu gewinnen, und der Graf Fernan Nunez mußte den 4. Jul. 1808 die Stelle eines Oberjägermeisters bei dem König Joseph annehmen. Allein kaum war er in Madrid, so ließ er Waffen unter seine Unterthanen austheilen, wies der allgemeinen Nationalhülfscasse monatlich 40,000 Realen (über 25000 Rthlr.) an, und besoldete die Insurgenten in Castilien. Auf die Anzeige davon ächtete ihn Buonaparte. Der Graf entfloh zu dem spanischen Volksheere, und schien anfangs auf die Seite der Cortes sich zu neigen, trat aber zur Opposition, weil die neue Constitution die königliche Gewalt seiner Meinung nach zu sehr beschränkte. Darum unterstützte er auch nach Ferdinands VII. Rückkehr auf den Thron, diesen Monarchen in der Unterdrückung der Cortes. Im J. 1815 ging er als spanischer Botschafter nach London, und seit 1817 bekleidete er denselben Posten an dem Hofe Ludwigs XVIII. C.

Ferrand (Graf Antoine) Staatsminister Ludwigs XVIII., Pair von Frankreich, der beredteste Anwald des Grundsatzes der Legitimität, geboren 1752, vermählt 1780 mit der Tochter des Ministers Roland, der 1793 in der Revolution umkam. Schon als Parlamentsrath zu Paris zeichnete sich Graf Ferrand durch Beredsamkeit aus. Er sprach 1787 gegen die königl. Anleihe-Edicte, und forderte den König auf, durch die Einheit des Thrones mit dem Parlamente den öffentlichen Credit zu befestigen. Sein Rath ward nicht befolgt. Da er deßunerachtet den Grundsätzen der Revolution abgeneigt war, wanderte er im Sept. 1789 aus, und schloß sich an den Prinzen von Condè an. Nach Ludwig XVI. Tode ward er Regentschaftsrath, und hielt sich 1795 in Regensburg auf. Nach seiner Rückkehr 1801 nach Frankreich, wo er an öffentlichen Geschäften keinen Theil nahm, erschien sein berühmtes Werk: L'esprit de l'histoire, ou lettres politiques et morales d'un pére à son fils, sur la maniére d'étudièr l'histoire en génèral, et particuliérement celle de France. (4 vol. 1809. 5. edit. 1816). Es athmet durchaus Abscheu gegen alle Revolutionen, und ist freimüthig geschrieben; nur geht ihm historische Genauigkeit ab, weil sich der Verfasser zu oft auf sein Gedächtniß verlassen hat. Eine Stelle darin, die Rede des Viomandus, eines Generals, der den rechtmäßigen König Childerich auf den Thron zurückführt, machte Napoleons Argwohn rege. Das Buch mußte Cartons erhalten, fand aber um so mehr Gunst beim Publicum, und der Kaiser von Rußland übersandte dem Verfasser dafür einen kostbaren Ring. Darauf setzte Graf Ferrand aus Rulhiere's Papieren dessen Histoire de Pologne fort; ein Werk, das von Seiten der Polizei, weil Ferrand den Text von Rulhiere, wo er die Russen Barbaren nannte, abgeändert hatte, sehr angefochten wurde. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris am 31. März 1814, sprach Herr Ferrand in einer Versammlung der Royalisten bei Herrn Lepelletier de Morfontaine, kräftig für die Zurückberufung der Bourbons. Dieser Wunsch ward durch eine Deputation, die aus ihm, dem Herzog de la Rochefoucauld, Chateaubriand, u. A. bestand, dem Kaiser Alexander vorgetragen und Herr von Nesselrode, der die Abgeordneten empfing, versicherte sie von der Geneigtheit des Kaisers. Den 13. Mai 1814 ward Herr Ferrand zum Staatsminister ernannt. Auch hatte er wesentlichen Antheil am Entwurfe der königlichen Verfassungscharte. Bei Napoleons Vordringen nach Paris im Jahre 1815, zog er sich auf seine Güter zurück. Nach der zweiten Rückkehr des Königs erhielt er seine Aemter wieder, und zeigte sich als gemäßigter und constitutioneller Royalist. Der Graf Ferrand ist Mitglied der franz. Akademie. Von seinen Schriften führen wir noch sein neuestes Werk an: Théorie des révolutions, 4 vol. 8. Paris 1817. C.

† Ferrara. Die Hauptstadt Ferrara, in einer niedrigen und ungesunden Gegend an einem Arme des Po gelegen, ist eine ziemlich ansehnliche, aber von ihrer ehemaligen Größe heruntergesunkene Stadt. So blühend und glänzend sie unter der Regierung der Herzöge von Este war, welche hier residirten, so verfallen und melancholisch ist sie jetzt. Ihre Straßen sind breit und regelmäßig, aber öde; ihre Paläste groß und gut gebaut, aber wenig bewohnt. Das Schloß, vom päpstlichen Legaten bewohnt, enthält noch Ueberbleibsel guter Freskomalereien von Dossi und Tizian. In den Kirchen findet sich manches gute Bild, besonders von dem hier ein-

heimisch gewesenen Garofalo, einem Schüler Raphaels. Der Dom, mit einer altgothischen Vorderseite, aber inwendig in neuerem Style ausgebaut, ist ein großes, doch eben nicht ansprechendes Gebäude. Desto interessanter ist die Bibliothek, wo außer sehr schätzbaren Sammlungen von alten Handschriften, Antiken, Münzen u. dgl. sich mehrere Andenken an die glorreiche Zeit der Stadt befinden. Man zeigt hier das Dintenfaß und den Stuhl des Ariost, das Manuscript seiner Satyren, mehrerer Briefe, und auch sein Denkmal, welches aus der Kirche S. Benedetto, wo er begraben liegt, hieher gebracht worden ist. Ferner bewahrt man hier die Handschrift des Pastor Fido von Guarino und sehr viele Reliquien des Tasso auf, unter diesen ein Heft seiner Rime mit der Zueignung an Leonore von Este, ein Manuscript des befreiten Jerusalems von fremder Hand, wo er Stellen am Rande verbessert, mehrere Briefe u. s. w. Auf das wehmüthigste wird man an den unglücklichen Dichter im St. Annenspitale erinnert, wo eine Marmortafel mit einer stolzen Inschrift über dem feuchten und finstern Kerker prangt, in welchem ihn Herzog Alfons II. sieben Jahre schmachten ließ. (Vergl. d. Art. Este und Tasso). Erfreulicher sind die Erinnerungen an Ariost; ihm zu Ehren heißt ein Platz der Stadt Piazza Ariostea, und sein Wohnhaus, von innen und außen mit Inschriften geziert, wird wie ein Heiligthum von Eingebornen und Fremden mit Andacht betreten. Die Festungwerke Ferrara's waren ehedem nicht unbeträchtlich, sind aber jetzt ohne Bedeutung; Wohlstand, Industrie und Bevölkerung sind gesunken; kaum zählt man jetzt 20,000 Einwohner, wo einst gegen 80,000 den glänzendsten und gebildetsten Hof Italiens umwohnten. xx.

Ferreira (Antonio), einer der classischen Dichter Portugals, geboren zu Lissabon im J. 1528. Er vervollkommnete die schon von Seide Miranda mit Erfolg bearbeiteten Gattungen der Elegie und Epistel, und gab der Portugiesischen Poesie überdies das Epithalamium, das Epigramm, die Ode und Tragödie. Seine Ines de Castro ist die zweite regelmäßige Tragödie nach der Wiederherstellung der Wissenschaften in Europa; nur Trissino ging ihm mit der Sophonisbe voran. Sie wird noch jetzt, wegen des erhabenen Pathos und der Vollkommenheit des Styls, von den Portugiesen als eins der schönsten Denkmäler ihrer Literatur betrachtet. Uebrigens sind die Werke Ferreira's nicht zahlreich, da sein Richteramt, das er verwaltete, ihm wenig Muße übrig ließ, und er schon in der Blüthe der Jahre 1569 starb. Dias Gomes sagt von ihm: die Lectüre des Horaz, die Begierde Mirando nachzuahmen und die natürliche Strenge seines Geistes wurden ihm Veranlassung, nach Kürze in der Schreibart zu streben; aber er geht darin so weit, daß er den Wohlklang fast immer dem Gedanken aufopfert. In allen seinen Werken sind Verstand und Tiefe die charakteristischen Kennzeichen. Seine Gemälde sind ernst, aber ein wenig geringfügig; sein Ausdruck, mehr kräftig als sanft, ist sehr lebendig und voll jenes Feuers, das den Geist erhebt, das Herz erwärmt. Er verstand das utile dulci des römischen Lyrikers.

Ferreras (Juan de), ein berühmter spanischer Geschichtschreiber, wurde geboren zu Labaucza den 7ten Juni 1652 von edlen, aber armen Eltern. Ein väterlicher Onkel übernahm die Erziehung des jungen Ferreras, und sandte ihn Anfangs ins Jesuitencollegium von Montfort de Lemos. Nachdem er hier Griechisch und Lateinisch ge-

lernt hatte, trat er nach und nach in drei Dominikanerklöster ein, wo er Poesie, Beredsamkeit, Philosophie und Theologie studirte. Ueberall zeichnete er sich durch Scharfsinn und Fleiß aus; zugleich machte er sich durch seinen sanften Charakter, so wie durch seine gute Aufführung beliebt. Ferreras war zum geistlichen Stande bestimmt, und um seine Studien zu vollenden begab er sich auf die Universität zu Salamanca, wo er alle Orden erhielt. Nachher bewarb er sich um eine Pfarrerstelle, die er auch erhielt. Hier zeichnete er sich durch seine geistliche Beredsamkeit aus. Als er Pfarrer zu Alvares war, lernte er den Marquis de Mendoza kennen, einen Freund und Kenner der Musen und der Gelehrsamkeit. In diesem Umgange gewann er nicht nur an Kenntnissen, sondern er lernte auch die schwere Kunst des Geschichtschreibers. Späterhin erwachte seine Neigung zur Theologie von neuem, und er schrieb einen vollständigen Cursus derselben. Sein Name wurde immer bekannter. Er stieg von einer Ehrenstelle zur andern, und wurde selbst bei der Congregation der Inquisition angestellt. Mehrere andere Ehrenämter schlug er aus. Die neue spanische Akademie ernannte ihn im J. 1713 zum Mitgliede; er wurde ihr sehr nützlich, indem er an dem 1739 erschienenen spanischen Wörterbuche ein fleißiger Mitarbeiter war. Zu gleicher Zeit ernannte ihn Philipp V. zu seinem Bibliothekar. Hier setzte er seine früher angefangene Geschichte Spaniens fort. Nachdem er mehrere Jahre in diesem Amte gestanden hatte, starb er den 14. April 1735 im 83sten Jahre des Alters. Er hatte im Ganzen 38 Werke verfaßt, von denen jedoch nicht alle durch den Druck bekannt gemacht worden sind. Unter den im Druck erschienenen zeichnet sich besonders aus, die Historia de Espanna. Madrid 1700 — 1727. 16. Fol. 4. Dies ist sein wichtigstes Werk. Er hat sich dadurch sehr um die Berichtigung und Aufhellung der Geschichte Spaniens verdient gemacht. Dieses Werk geht bis zum ersten Ursprunge der spanischen Völkerschaften hinauf, und endigt sich mit dem Jahr 1589. Der Verfasser hat hier immer an die authentischen Quellen sich gehalten, und verdient meist unbedingtes Vertrauen. Sein Styl ist rein, männlich concis, aber nicht immer elegant und belebt. In dieser Hinsicht scheint ihn der bekannte Mariana zu übertreffen.

Fersen (Axel Graf von), schwedischer Feldmarschall und Senator, starb gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Er war aus einer alten liefländischen Familie entsprossen, die sich seit der Regierung Christinens, Carls X. und XI. in Schweden ausgezeichnet hatte. Nachdem er mehrere Jahre in Frankreich gedient, wo er die Würde eines Maréchal de camp erhielt, kehrte er nach Schweden zurück und machte sich hier durch seine militärischen und politischen Talente bemerklich. Er commandirte in Pommern, und wurde dreimal Reichsmarschall oder Präsident des Adels. Sein Einfluß zeigte sich besonders bei der Ständeversammlung im J. 1756, während deren man den Plan zu einer Revolution zu Gunsten des Hofs entdeckte. Der Graf von Fersen führte das Wort in dem Ausschusse, der die Angeklagten richten sollte. Das Gericht verurtheilte den Grafen von Brahe, Baron Horn, Capitän Puole und Andere zum Tode. Als Gustav III., von Frankreich und von seinen Talenten unterstützt, im J. 1772 es unternahm die Regierungsform zu ändern, und Graf Fersen sahe, daß er nicht mit Glück gegen die Partei des Volks und des Königs kämpfen könnte, zog er sich aus der Hauptstadt zurück. Wenig Tage nach Annahme der neuen Verfassungs-

urkunde, erhielt er eine Stelle im Senate. Allein die Macht dieses Corps war gebrochen, und die Grundsätze der Regierung änderten sich, so wie die Zeit die Staatsveränderung befestigte. Mehrere Senatoren nahmen den Abschied, auch Graf von Fersen; allein er entfaltete von neuem seine politische Thätigkeit als Mitglied des Adels bei den Reichstagen von 1778 und 1786, wo er eine Oppositionspartei bildete. Da er denselben Einfluß auch bei der Versammlung von 1789 behaupten wollte, wurde er mit andern Adelsdeputirten, in Folge einer sehr stürmischen Debatte zwischen diesem Stande und seinem Präsidenten, verhaftet. Nun nahmen die Verhandlungen sogleich einen andern Gang, und der Monarch gewann neue Vorrechte. Fersen erhielt die Freiheit wieder, und erschien an Gustavs Hofe, ein Zeuge des Triumphs dieses Fürsten zu seyn. Sein Glück in der Reichsversammlung dankte er meistens seinem Rednertalente und seiner Uneigennützigkeit, welche seiner Ehrsucht ein minder gehässiges Ansehn gab.

* Festung wird ein Ort genannt, wo sich Wenige gegen Viele mit Vortheil vertheidigen können. Dazu ist nöthig, daß die Besatzung gegen die Schuß- wie gegen die Stoßwaffen des Feindes möglichst gesichert sey: dies geschieht aber durch zwei Dinge, den Wall und den Graben. Ersterer soll die Stadt und Besatzung gegen feindliches Geschütz sichern, aus letzterem aber wird die Erde zum Wall genommen, und zugleich hindert er den Feind, sich dem Walle selbst zu nähern. Der Wall pflegt nicht unter 12 und nicht über 24 Fuß hoch, und 50 bis 80 Fuß dick gemacht zu werden. Der Graben wird 12 bis 24 Fuß tief und 60 bis 120 Fuß breit gemacht. Er ist entweder trocken, oder 6 Fuß tief mit Wasser gefüllt. Wall und Graben umgeben die ganze Festung, jedoch werden sie nach gewissen Grundsätzen einwärts und auswärts gebrochen. Bildet dieser Umriß von Zeit zu Zeit Vorsprünge, welche nochmals rückwärts gebrochen sind, so heißen diese Bastionen und die Festung eine bastionirte. (Nach dieser Weise sind die meisten Festungen gebaut, und Marchi, Pagan, Freytag, Vauban, Coehorn und Cormontaigne die bekanntesten Namen unter den Ingenieurs, die auf diese Art befestigt haben. Die bastionirte Manier theilt sich wieder in die italienische, spanische, französische und niederländische Befestigungsmanier, und jede von diesen zerfällt wieder in ein Heer von Unterabtheilungen.) Der dem Feinde zugekehrte Theil der Bastionen, heißt Facen, die der Festung näheren, Flanken. Das Stück Wall zwischen zwei Bastionen heißt die Curtine oder der Mittelwall. Die Spitzen der Bastionen pflegen 90 Ruthen von einander entfernt zu seyn; die Facen 30°, die Flanken 10 — 14° lang gemacht zu werden. Zwischen zwei Bastionen liegt bei regelmäßigen Festungen meistens ein Ravelin (halber Mond), welcher aus einem flaschenförmigen Werke, das einen einzigen ausspringenden Winkel bildet, besteht. Es hat gleichfalls einen Graben vor sich. Zuweilen liegt ein ähnlich gestaltetes Werk vor der Bastion, welches Contregarde genannt wird. Das Ravelin wie die Contregarde gehören schon zu den Außenwerken, zu denen noch die Grabentenaillen, Lünetten u. s. w. gezählt werden. Alle diese Werke werden durch einen 24 — 30° breiten Gang umschloßen, der durch eine Brustwehr, welche sich sanft in das Feld verläuft und das Glacis heißt, gegen feindliche Schüsse gedeckt ist, und daher der bedeckte Weg genannt wird. Vor dem Glacis befinden sich oft noch andere Außenwerke. (S. d. Art.) Sie sind jedoch nur

n besondern, durch sehr coupirtes Terrain erzeugten, Fällen anzurathen, onst aber durchaus fehlerhaft und eher schädlich als nützlich. Die holändischen Ingenieurs haben diese Art Werke im 16ten und 17ten Jahrundert in unglaublichem Uebermaß an ihren Festungen angebracht. Die ußenwerke hängen durch ein rückwärts gehendes Stück Wall, welhes der Flügel des Werks genannt wird, wenigstens mit dem bedeckten Vege des Platzes zusammen. Eine andere Gattung Außenwerke aber iegt völlig isolirt auf irgend einem wichtigen Punkte, oft mehrere tauend Schritte vom Glacis entfernt; man nennt dieselben detachirte Were. Sie bestehen aus Redouten, Fleschen, Sternschanzen und ähnlichen Verken. Ihr Zweck ist, besonders wichtige Punkte in der Gewalt der Feung zu erhalten. Sobald sie oben mit keiner bomben festen Bedeckung ersehen sind, haben sie den großen Fehler, daß die einschlagenden Bomen die Besatzung in kurzer Zeit tödten oder vertreiben, und die Geschüe zertrümmern. Man hat daher in dem letzten halben Jahrhundert ombenfeste Bedeckungen mancherlei Art erfunden, um diesem Uebel abuhelfen, und wirklich war diese Aufgabe durch die Montalembertchen Thürme sehr glücklich gelöst worden. Diese Thürme sind rund, bis 3 Stockwerk hoch, völlig bombenfest und auch durch Kanonen iel schwerer als andere Werke zu zertrümmern. Sie können 36 Geschütze fassen. Das untere Stockwerk ist nicht rund, sondern beteht aus 6 — 12 ein- und ausspringenden Winkeln, um Seitenertheidigung zu erhalten. Solche bombenfeste detachirte Werke verärken die Vertheidigungsfähigkeit einer Festung ungemein, und ihr Nutzen ist jetzt durchgängig anerkannt. Gleichzeitig mit den bombenesten Thürmen kam auch, um mehrern sehr wichtigen Fehlern der astionirten Form abzuhelfen, der Vorschlag wieder in Anregung, en Umriß der Plätze nicht mehr aus Bastionen und Curtinen, sonern aus lauter aus- und eingehenden Winkeln bestehen zu lassen. Letztere sollten dann immer rechte Winkel und erstere nicht spitzigere ls 60° bilden. Diese Einrichtung, welche man das tenaillirte Sytem nennt, war schon früher von Dillich, Rimpler, August II. (König von Polen), besonders aber von dem genialen Landsberg vorgeschlagen; später ist sie von dem noch talentvollern Montalembert wieder ergriffen worden, und dessen geistreiche Vorschläge haben es etzt, trotz aller Einwürfe seiner verblendeten Landsleute, die das handwerksmäßig Erlernte ihrer Kunst blind vertheidigten, dahin gebracht, daß es wohl keinen in seine Wissenschaft eingeweihten Ingenieur gibt, er nicht den großen Vorzug dieser Befestigungsweise erkennt. Sie harakterisirt sich auch noch vorzüglich dadurch, daß ihre Anhänger ie Zerstörungen, welche die Ricochetschüsse und das Wurfgeschütz in en gewöhnlichen Festungen anrichten, einsahen, und daher größtenheils auf die Anlage von mit Kanonen besetzten Casamatten und anern bedeckten Geschützständen drangen. — Außer bastionirten und tenaillirten Plätzen unterscheidet man auch natürliche und künstiche Festungen. Erstere sind solche, welche an den meisten Stellen urch Terrainhindernisse, z. B. durch unersteigliche Felsen, Sümpfe, Wasser, u. s. w. gesichert sind, und daher nur an wenigen Orten urch Menschenhände befestigt zu werden brauchen; letztere hingegen müssen an allen Punkten durch künstliche Werke in Vertheidigungsstand gesetzt werden. Nach einer dritten Eintheilung zerfallen die Festungen in reguläre und irreguläre. In erstern sind alle gleichnamigen Winkel und Seiten gleich groß, in letztern hingegen die

Lage der Werke dem Terrain angepaßt. Jene sollten nur auf dem Papiere existiren, indem Benutzung des Terrains und Kostensparniß die Hauptsache ist: die reguläre aber, da sie das Terrain nicht berücksichtigt, bei weitem mehr kostet als die, welche dem Terrain angepaßt wird, und überdem,, da alle Seiten gleich stark sind, dem Feinde freie Wahl der Angriffsseite läßt, während bei den unregelmäßigen Plätzen nur ein oder zwei schwache Anzüge vorhanden seyn dürfen, auf denen man nun gehörige Vorbereitungen treffen kann. — Der Zweck der Festungen ist von mannichfaltiger Art; sie dienen zur Bewahrung von Vorräthen, Archiven und Schätzen, zur Deckung der Gebirgspässe, Stromübergänge und der Schifffahrt, zum Anlehnungspunkte fester Stellungen, zum Sammelplatze geschlagener Armeen, zur Basis militärischer Operationen, vorzüglich aber zu Strebepfeilern, an denen sich die Kräfte einer offensiv operirenden feindlichen Armee brechen sollen, während die diesseitigen Truppen hinter dieser schützenden Kette die Vorbereitungen zur Fortsezzung des Krieges machen. Es ist in neuern Zeiten oft zur Sprache gekommen, ob nicht die Festungen, statt einem Staate zu nützen, ihm in Kriegszeiten vielmehr Schaden brächten? und die Vertheidiger dieser Meinung haben die schnelle Uebergabe der preußischen Festungen im J. 1806 und den geringen Nutzen, den der französische dreifache Gürtel von Festungen 1814 und 15 leistete, als Grund für ihre Behauptung angeführt. Indeß kann dieser Satz doch nur von Profanen ernstlich vertheidigt werden, da die ganze Theorie des Kriegs, bestätigt von den Vertheidigern der Festungen Danzig, Sarragossa und anderer spanischen und italienischen Plätze, den hohen Werth dieser Einrichtung beurkundet. Der schnelle Fall jener Plätze aber entstand wohl aus der Ueberlegenheit der Kunst des Angriffs, oder aus der Feigheit der Commandanten, dem Mangel an Ausrüstung und aus geringer Anzahl der Vertheidiger. Der Werth eines Platzes muß offenbar nach der Vertheidigungsfähigkeit desselben, d. h. nach der Zeit, welche man sich gegen den geregeltsten, mit allen Mitteln geschehenden Angriff halten kann, bestimmt werden. Nicht ohne Glück haben daher die neuern Franzosen die Stärke der Festungen durch fingirte Tagebücher der zu führenden Belagerungen bestimmt, und je nachdem die eingebildete Eroberung später oder früher erfolgte, den Platz für stärker oder schwächer gehalten. Bei diesen Tagebüchern werden zwar Wetter, Boden und viele andere Zufälligkeiten nicht mit in Anschlag gebracht, und es läßt sich daher durchaus nicht bestimmen, ob die Belagerung nicht vielleicht statt, wie im Tagebuche gesagt, 30, 60 und mehr Tage dauern werde; indessen können diese Zufälligkeiten bei allen Festungen eintreten, und jene Tagebücher sind daher nicht als Vorausbestimmung der Dauer einer Belagerung, wohl aber als wechselseitiger Maßstab der Vertheidigungsfähigkeit zu brauchen. Aeltere Schriftsteller haben die Festigkeit der Plätze nach der Zahl der Bastionen, der Centriwinkel und dergleichen Dingen bestimmen wollen, was indessen aus mehrern Gründen völlig grundlos und falsch ist. Die nöthige Besatzung einer Festung bestimmt sich nach den möglichen Angriffspunkten. Kleine Festungen können aus mehreren Gründen mit Laufgräben nur an einem Punkte angegriffen werden, und bedürfen nur der Besatzung, um einen Angriff abzuschlagen. Hierzu werden aber 5 bis 6000 Mann hinreichend seyn. Ist hingegen ein doppelter Angriff möglich, so wird es einer Besatzung von 10 bis 12,000 Mann bedürfen, die sich bis auf 15,000 ja selbst bis 20,000

Mann steigern kann, wenn die Festung viele detachirte Werke hat. Mehr als diese Menge hat keine Festung nöthig, und es ist ein großer Fehler, wenn man, wie z. B. 1813 in Danzig, mehr Besatzung zurückläßt. Die angegebene Mannschaft ist zur Abwehrung jedes Sturmes völlig hinreichend. Die Besatzung, wie bisher gewöhnlich war, dadurch zu bestimmen, daß man auf jeden Fuß der Länge der Brustwehr einen Mann rechnete, beruht auf falschen Grundsätzen, und ist jetzt allgemein für falsch anerkannt. Außer der Besatzuug bedarf es noch der Artillerie und Lebensmittel, die nach ähnlichen Grundsätzen proportional der Besatzung bestimmt werden P.

* Feuerland (Tierra del fuego), heißt ein Land an der südlichen Spitze von Amerika, und von dieser bloß durch die Magelhaenische Straße getrennt. Der Entdecker Magelhaens nannte es so, weil er zur Nachtzeit überall viel Feuer sah und glaubte, daß dieses von Vulkanen herrühre. Aber es ist wahrscheinlich, daß die Eingebornen dieses Feuer angezündet hatten. Es liegt zwischen dem 52sten Grad 30′ und dem 56. Gr. S. Br., so wie zwischen den 65 und 75. Gr. W. L. von Greenwich, und erstreckt sich etwa 80 Meilen in die Länge von Osten nach Westen, und 40 Meilen von Norden nach Süden in die Breite Eigentlich wird es durch sehr schmale Meerengen in eilf Inseln von bedeutender Größe getheilt. Das Clima des Landes ist außerordentlich rauh: selbst in manchen Thälern thaut im dortigen Sommer das Eis nie auf. Die Flora dieses Landes ist ganz eigenthümlich, und hat höchstens einige Gewächse mit Patagonien und den höheren Andes gemein. Insekten hat man kaum bemerkt, wenigstens keine lästige; auch wenig Landvögel, als einige Geyer und Habichte. Das einzige vierfüßige Thier, was man auf dem Feuerlande gesehen, ist der Hund, auch hier der treue Begleiter des Menschen. Dagegen wimmelt die See von Wallfischen, Seehunden und Seelöwen, von Schalenthieren aller Art, von Wasservögeln, unter denen besonders eine Ente genannt wird, die auf dem Wasser läuft. Auch erwähnt man einer Möve, des Port Egmonts Huhns, und sehr schmackhafter wilder Gänse. Die Eingebornen dieses Landes sind die beklagenswürdigsten, beschränktesten und verlassensten Sterblichen; von der Rauhigkeit ihres Climas so zu Boden gedrückt, daß sie sich auch die gemeinsten Bequemlichkeiten des Lebens nicht zu verschaffen wissen, ein kleiner, häßlicher, magerer, bartloser Schlag Menschen, mit langen schwarzen Haaren und von einer Farbe, als wenn Eisenrost mit Oel vermischt, eingerieben wäre. Ihr ganzer Staat besteht in dem Fell eines Seehunds, selten eines Llamas, wie es vom Thier abgezogen worden, welches sie um die Schultern werfen, und beutelförmig um die Füße binden. Doch lieben sie den Putz; Arm- und Fußbänder tragen sie von kleinen Muscheln oder Knochenstückchen; um die Augen malen sie sich weiße Ringe; alles, was roth aussieht, gefällt ihnen ungemein. Sie verzehren alles, Seethiere vorzüglich, roh, oder halb verweset. Kein anderes Getränk kennen sie, als Wasser. Auch feste Wohnplätze haben sie nicht, sondern sie ziehen von einem Ort zum andern, wo sie Vorräthe von Seethieren finden. Die Bauart ihrer Hütten ist höchst roh. Etliche Pfähle, kegelförmig zusammengestellt, mit Zweigen und etwas Gras bedeckt, und eine Oeffnung unter dem Winde, die zugleich als Thür und als Schornstein dient: das ist das Ganze. Kein Geräth sieht man in ihren Hütten. Sie führen auch nichts anders, als eine Tasche auf dem Rücken, einen Korb in der Hand, und eine Blase,

worin sie Wasser tragen. Wo sie Halt machen, zünden sie ein Feuer an; von dem beständigen Rauch haben sie fast alle rothe Augen. Auch ihre Kähne zeugen von dem Mangel aller Kunstfertigkeit; sie sind bloß aus Baumrinden mit Sehnen zusammengenäht, und auswendig mit irgend einem Harz überzogen. Nur an ihren Waffen bemerkt man einige Kunst. Die Bogen, die Pfeile, die Wurfspieße und die Fischangeln sind nett gearbeitet, und sie wissen sie wohl zu brauchen. Man hört das Wort Pescheräh am häufigsten von ihnen: doch weiß man nicht, was es bedeutet; man nennt sie daher jetzt selbst so. Nach einigen Nachrichten sind sie Flüchtlinge, die aus besseren Gegenden in dies unwirthbare Land verdrängt sind; denn Stammverwandte von ihnen fanden die jesuitischen Missionarien auf der Westküste von Patagonien.

Feyerabend, war eine Familie zu Frankfurt am Main, berühmt im 16ten Jahrhundert durch eine große Menge von Künstlern und Literatoren, welche aus ihr hervorgingen. Der älteste, den man kennt, ist Johann Feyerabend, ein Holzschneider. Er hat seine Werke mit den beiden Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet. Er soll ein neues Testament in lateinischer Sprache mit seinen Holzschnitten verziert haben. — Hieronymus Feyerabend war ein ausgezeichneter Buchdrucker. — Johann Feyerabend, auch ein Buchdrucker von Werth und Ruf. — Christoph Feyerabend, Verfasser einer deutschen Uebersetzung der Commentarien von Julius Cäsar. (Frankf. 1565, 1588 und 1620. Fol.) — Sigismund Feyerabend, Zeichner, Holzschneider und Buchdrucker, besorgte treffliche Ausgaben alter Schriftsteller, worunter sich die des Livius (1568 Fol. mit saubern Kupferstischen von Josse Amman) auszeichnet. Papillon führt eine Sammlung von Figuren aus der Bibel an, (1569 in 4.) welche mehrere Blätter, mit den Anfangsbuchstaben des Sigismund Feyerabend bezeichnet, enthält. Auch spricht er von Icones novi testamenti arte et industria singulari exprimentes (1571 in 4.), worin sich Kupferstiche von diesem Künstler befinden sollen. Sigismund Feyerabend ist auch noch Herausgeber folgender zwei Sammlungen: 1. Annales seu Historiae rerum belgicarum a diversis auctoribus ad haec usque nostra tempora conscriptae et deductae. Francof. 1580. II. Vol. fol.; 2. Monumenta illustrium eruditione et doctrina virorum figuris artificiosissimis expressa. Ibid. 1585. fol. Er war es auch, der auf seine Kosten das Gynaeceum, eine Sammlung von Frauentrachten darstellend herausgab. — Carl Sigismund Feyerabend, folgte ums J. 1590 seinem Vater in demselben Gewerbe. Er hat mehrere Kupferstichsammlungen erscheinen lassen.

Ficinus, der gelehrte Dollmetscher Platons.

Fiévée (Joseph), der kühnste Schriftsteller für die ultraroyalistische und antiministerielle Partei in Frankreich, geb. 1770; war anfangs Buchdrucker, wählte aber in der Folge die Laufbahn eines Schriftstellers, im Fache der Politik, und arbeitete mit Millin an der Chronik von Paris. Mit einem vortheilhaften Aeußern und einer wohltönenden Stimme verband er alle Eigenschaften eines guten Redners. Daher zeichnete er sich im Oct. 1795, zur Zeit des 13. Vendemiaire in den Sectionsversammlungen aus, welche sich damals gegen den Convent erhoben. Als Präsident der Section des Théâtre François führte er in jenen stürmischen Tagen den Vorsitz mit solcher Kühnheit, daß er von der obsiegenden revolutionären Par-

ei heftig angefeindet wurde. Dennoch blieb er in Paris, und fuhr fort die royalistische Gazette françoise herauszugeben. Er wurde deshalb zur Zeit des 18. Fructidor (4. Sept. 1797) zur Deportation verurtheilt, entzog sich aber der Strafe, indem er sich mit der herrschenden Partei durch Reubell und Merlin auszusöhnen wußte, und lebte mehrere Jahre auf dem Lande, wo er zwei artige Romane schrieb, die vielen Beifall fanden. Auch stand er fortwährend mit einigen bedeutenden Royalisten im Briefwechsel. Zwei Briefe von ihm, die man bei den Agenten des Königs in Paris fand, und welche Bonaparte's Policei in der correspondence anglaise mit abdrucken ließ, zogen ihm gefängliche Haft im Temple zu, die fast ein Jahr dauerte. Bald nach seiner Freilassung reis'te er nach England Nach seiner Rückkehr schrieb er das Werk: Londres et les Anglais, oder: Lettres sur l'Angleterre, 1812, in welchem er England mit der einseitigsten Strenge beurtheilte. Zugleich übernahm er literarische und politische Artikel in einigen Zeitblättern, vorzüglich im Journal de l'Empire, dessen Censor und Miteigenthümer er wurde. Im J. 1810 sandte ihn die französische Regierung nach Hamburg. Nach seiner Zurückkunft wurde er eine zeitlang Präfect. Er hatte mit Napoleon mehrere Jahre einen sehr lebhaften politischen Briefwechsel unterhalten, und ihm darin manchen Wink gegeben, worauf jener aber wenig geachtet. Nach der zweiten Restauration Ludwigs schrieb er: Des opinions et des intérêts pendant la révolution. Paris 1615. Doch hat er seinen Ruf als politischer Schriftsteller vorzüglich durch seine Histoire de la session de 1815 gegründet, so wie durch seine dem Herrn von Blacas gewidmete Correspondance politique et administrative, (deutsch mit Anmerk. von C. F. Schlosser) die er in d. J. 1815 und 1816 herausgab, und 1817 und 1818 fortsetzte. Er spricht darin über Politik und Verwaltung als entschiedener Royalist, ohne Rücksicht auf Person und Sache. Sein Ausdruck ist leicht; er unterhält, indem er belehrt, und mitten unter den einseitigsten Behauptungen, durch die er als Wortführer der ultraroyalistischen Partei die Ansprüche des alten Adels und der alten Geistlichkeit verficht, urtheilt er über viele Gegenstände mit eindringendem Scharfsinn; insbesondere enthält jene Correspondence eine gute Uebersicht der innern Lage Frankreichs. Noch mehr reizte er die Parteien durch seine Histoire de la Session de 1816 (Paris 1817). Indeß schont er als Ultraroyalist auch die gegenwärtige Regierung nicht, daher wurde er den 2. Mai 1818, von dem Pariser Zuchtpolizei-Tribunale, „weil er im 11ten Hefte seiner Correspondanz durch Verläumdungen versucht habe, die Achtung zu schwächen, welche man dem König schuldig sey," zu drei Monat Gefängniß, 50 Fr. Strafe, 1500 Fr. Caution und ein Jahr lang unter Aufsicht zu leben, verurtheilt. Benjamin Constant trat für ihn als Vertheidiger auf in einem Hefte seiner Annalen der Sitzung von 1818. Fiévée selbst appellirte an die Cour royale, welche jedoch das Urtheil des Zuchtpolizeigerichts bestätigte. Allein der König begnadigte ihn; und die Art, wie dies geschah, ist ein Beweis von der Macht, welche die ultraroyalistische und antiministerielle Partei, deren bestes Sprachrohr Fiévée ist, noch jetzt bei Hofe hat. Gewöhnlich werden die königlichen Begnadigungsbriefe mit einem öffentlichen Siegel versehen, an die Cour royale gerichtet, vor welcher der zu Begnadigende erscheinen muß. Allein man erließ diesmal Fiévée die Beschämung, den Spruch der Begnadigung öffentlich zu empfangen. Denn als er zum Präsidenten

Dupaty kam, um von ihm den bestimmten Tag zu erfahren antwortete ihm dieser: er brauche gar nicht zu erscheinen; um ihm seine Achtung zu beweisen, wolle er ihm das Unangenehme einer öffentlichen Scene ersparen, und die Sache bei verschlossenen Thüren abthun. Uebrigens ist Herr Fiévée als ein angenehmer Erzähler durch seine Romane: La dot de Suselte, 1798; fréderic, 3 vol. 1800; le Divorce, 1805, und durch seine Novellen: Six nouvelles 1803 2 vol. bekannt. Zugleich mit Herrn Petitot gab er das Répertoire du Théâtre françois heraus (23 Bde.)

Figurirte Zahlen werden gebildet, durch die Glieder arithmetischer Reihen, deren erstes Glied die Einheit ist. Z. B.

I.	1,	2,	3,	4,	5,	6,	ꝛc.
II.	1,	3,	6,	10,	15,	21,	ꝛc.
III.	1,	4,	9,	16,	25,	36,	ꝛc.
IV.	1,	5,	12,	22,	35,	31,	ꝛc.

und insbesondre heißt die Reihe II. Triangularzahlen, oder dreieckige Zahlen, weil sich deren Einheiten in lauter Dreiecke ordnen lassen; die Glieder der Reihe III, Quadratzahlen, viereckige Zahlen oder auch Tetragonalzahlen; die Glieder der Reihe IV, fünfeckige oder Pentagonalzahlen ꝛc. Werden die Glieder der Polygonalzahlen nach der Ordnung wiederum summiret, so erhält man Reihen, wie:

a.	1,	4,	10,	20,	35,	55,	ꝛc.
b.	1,	5,	14,	30,	55,	91,	ꝛc.
c.	1,	6,	18,	40,	75,	126,	ꝛc.
d.	1,	7,	22,	50,	95,	161,	ꝛc.

und es bilden die Glieder derselben Pyramidalzahlen, weil lauter Pyramiden entstehen, wenn man die Polygonalzahlen nach der Ordnung, wie sie summiret werden, so übereinander legt, daß die kleinern über die nächst größern der nämlichen Gattung zu liegen kommen. So bilden die Glieder der Reihe a, dreyeckige Pyramiden, der Reihe b) viereckige und der Reihe c, fünfeckige Pyramiden. P. S.

*Finanzwissenschaft, Finanzwirthschaft, Finanzkunst, Finanzkunde. Jeder Staatsverein hat zu seiner innern und äußern Sicherstellung einen Aufwand nöthig, welchen zu bestreiten aus dem gesammten Nationalvermögen ein besonderes Staatsvermögen gebildet werden muß; die Einsammlung, Verwaltung und Verwendung dieses Staatsvermögens macht den Gegenstand der Finanzwissenschaft aus. Im Privathaushalte muß sich immer die Ausgabe nach der Einnahme richten, im Staatshaushalte umgekehrt, die Einnahme nach der Ausgabe, letztere aber wird durch den Staatsbedarf bestimmt. Die Finanzwissenschaft zerfällt daher in drei Haupttheile, wovon sich der eine mit der Ausgabe, der andere mit der Einnahme und der dritte mit der Form Beider, also der Art der Erhebung, Vertheilung und Verwaltung der Staaseinkünfte, beschäftigt. Was den ersten Theil, nämlich die Staatsausgabe betrifft, so ist dieselbe entweder 1. ordentliche, gewöhnliche Ausgabe, d. h. solche, welche sie im ruhigen Gang der Staatshaushaltung immer wiederkehrt, oder 2. außerordentliche, ungewöhnliche Ausgabe, solche, welche durch außerordentliche Vorfälle, als Krieg, unglückliche Naturereignisse oder große Unternehmungen ꝛc. herbeigeführt wird. Hinsichtlich der ordentlichen Staatsausgabe findet ein Unterschied statt zwischen a. allgemeiner, welche aus dem

aatsvermögen überhaupt und mittelst allgemeiner Beiträge der Bür-
gedeckt werden muß, wie z. B. die Kosten der Verfassung, also auch
Civilliste des Regenten, die Kosten der innern Verwaltung, der Ver-
idigung, der auswärtigen Verhältnisse und der öffentlichen Schuld,
ll dergleichen Anstalten zum Besten sämmtlicher Staatsbürger ange-
net sind, und b. besonderer Staatsausgabe, welche vorzüglich
rch Beiträge derer bestritten wird, die sich der besondern Anstalten be-
nen, als z. B. die Kosten der Justiz durch den Ertrag der Sporteln,
Policei, durch die Strafen derselben, der Staatswirthschaft
rch die Abgaben derer, welche sich der Heerstraßen, Canäle und ähnlicher
atswirthschaftlicher Anstalten bedienen. Die außerordentliche
aatsausgabe ist entweder a. öconomistisch, d. h. dem Staatszwecke
sprechend, wie z. B. die Kosten eines nothwendigen Kriegs, die Unter-
zung der durch Ueberschwemmung, Erdbeben und andere Naturer-
nisse verunglückten Einwohner ꝛc.; oder b. capitalistisch, d. h.
he, wodurch ein neuer Theil des Nationalreichthums geschaffen wird,
en Resultat daher, wie ein zurückgelegtes Nationalcapital zu betrach-
ist, z. B. große Culturunternehmungen, Austrocknung von Sümpfen,
legung neuer Canäle, Straßen ꝛc. — Eine dritte Gattung der au-
ordentlichen Staatsausgabe, die unöconomistische, d. h. sol-
, welche dem Staatszwecke zuwiderläuft, wie z. B. Kriege der
rsucht, Aufwand des Luxus ꝛc. können kein Gegenstand der Wissen-
aft seyn. — Der zweite Theil der Finanzkunst beschäftigt sich mit
Staatseinnahme; auch diese ist, wie die Staatsaus-
be, doppelter Art, nämlich 1. ordentliche, welche zur Deckung
gewöhnlichen Staatsausgabe erforderlich ist, und wie diese beständ-
wiederkehrt, also bleibend erhoben wird; 2. außerordentli-
:, welche nur in ungewöhnlichen Fällen statt hat, und zur Deckung
außerordentlichen Staatsausgabe bestimmt ist. Die ordent-
he Staatseinnahme schöpft ihren Bedarf aus zwei Hauptquellen,
nlich 1. aus einem unmittelbaren Staatsvermögensfonds,
ıjenigen, welcher von der Nation dem Staate zur Bestreitung des
aatsaufwandes vorbehalten und überlassen worden ist; dieses un-
ttelbare Staatsvermögen ist wiederum doppelter Art, es be-
t a. in einem dem Staate vorbehaltenen Theile des vorhandenen
offs, Urstoffs, Grund und Bodens; dies sind die Domainen
). Art.), b. in einem dem Staate ausschließlich überlassenen Theile
Kraft oder des Rechts, gewisse Naturproducte sich zuzueignen
r gewisse Gewerbe zu treiben, dies sind die Regalien (s. d. A.),
aus einem mittelbaren Staatsvermögensfonds, welcher durch
iträge der einzelnen Staatsbürger gebildet wird; diese Beiträge
ßen Abgaben, Steuern oder Auflagen (s. d. A.). Außerdem schöpft
Staatseinnahme noch aus mancherlei zufälligen Quellen, wie z. B.
ı Heimfalls- und ähnlichen fiscalischen Rechten, Geldstrafen, Char-
, Dispensations-, Concessions- und Privilegiengebühren. Dies
s sind jedoch ordentliche oder gewöhnliche Quellen des
ıatseinkommens; neben diesen hat sich die Finanzwissenschaft auch
den außerordentlichen Quellen zu beschäftigen, zu welchen
Staat in ungewöhnlichen Fällen seine Zuflucht nehmen muß; sie
zu zeigen, wie der Staatsbedarf alsdann durch außerordentliche
euern, oder durch Anticipation künftiger Einnahmen, oder durch Be-
zung des öffentlichen Credits mittelst Anleihen gedeckt werden kön-
daher bildet das Staatsschuldenwesen und dessen Tilgung einen

vorzüglichen Gegenstand der Finanzwissenschaft. Die Anwendung solcher außerordentlichen Mittel nennt man gewöhnlich Finanzoperationen. — Der dritte Haupttheil der Finanzwissenschaft endlich beschäftigt sich mit der Form der Einnahme und Ausgabe des Staats. Diese Form ist entweder 1. eine innere oder 2. eine äußere. Zur innern Form gehört die Art und Weise, wie das Staatseinkommen gesammelt oder verwendet wird, z. B. ob die Steuerbeiträge in Naturalien oder in Münze erhoben und vertheilt werden? wie das Staatsrechnungs- und Cassenwesen eingerichtet ist? etc. zur äußern Form hingegen ist die Organisation der verschiedenen Finanzbehörden, z. B. ihre Eintheilung in abgesonderte Einnahme- und Ausgabebehörden etc. zu rechnen. — Die Finanzkunst ist eine eben so schwierige als wichtige Wissenschaft, denn zur Bestimmung keiner Sache wird, wie Montesquieu mit Recht sagt, so viel Weisheit und Klugheit erfodert, als zur Bestimmung des Theils von Vermögen, welchen man der Nation nimmt und des Theils, welchen man ihr läßt. Von den wahren Finanzwirthen sind aber sorgfältig diejenigen zu unterscheiden, welche man gewöhnlich Plusmacher nennt, und von denen Sonnenfels sagt: „diese verächtlichen Miethknechte der Tyrannei gleichen dem Jagdhunde, der den Jägern das Wild aufbringt, um auch sich von dessen Eingeweide zu sättigen;" sie nehmen überall, wo sie zu nehmen finden, unbekümmert um die nachtheiligen Folgen, welche aus ihren Maßregeln für Nationalwohlstand und Sittlichkeit hervorgehen. Das Geheimniß der echten Finanzkunst liegt in Erweckung und Erhaltung der Lebenswärme emsiger Thätigkeit, nicht in Zahlen und todtem Metall; nicht der Ertrag einzelner Einnahmerubriken, sondern der ganze dauerhafte Ertrag der Finanzanstalt und seine Uebereinstimmung mit den höhern Beziehungen der Staatsverbindung bewährt die Güte des Finanzsystems. K. M.

Finiguerra (Tommaso, durch Verkürzung Maso), ein berühmter Bildhauer und Goldarbeiter, ausgezeichnet durch die Erfindung der Kunst von hohl gravirten Metallplatten Abdrücke zu machen, lebte zu Florenz um die Mitte des 15ten Jahrhunderts. Seine Familie hatte seit dem Jahre 1213 in dieser Stadt geblühet. Das Jahr seiner Geburt und seines Todes ist unbekannt; allein so viel ist gewiß, daß er ein Zögling war von Laurent Ghiberti, der die berühmten bronzenen Thüren des Baptisteriums St. Johannis des Täufers zu Florenz verfertigte. An der ersten Thür, welche im Jahre 1400 angefangen und 1425 beendigt wurde, scheint Finiguerra nicht beschäftigt gewesen zu seyn, wohl aber an der zweiten, die im Jahr 1425 angefangen und 1445 vollendet wurde, und so scheint er um das Jahr 1410 oder 1415 geboren zu seyn. So wie man ihm die Erfindung der oben bemerkten Kunst nicht bestreiten kann, so war auch sein Ruf begründet in der Kunst zu emailliren (nieller). Diese Kunst die erst zu Leo X. Zeiten aufgegeben wurde, bestand darin, daß in die Vertiefungen eines in Gold oder Silber ausgeführten Stiches, eine schwärzliche, metallartige Masse, lateinisch nigellum genannt, eingelassen wurde, welche man durch Gießung mit dem Stücke befestigt, worauf sie sich befand, polirte, und nun erhielt die Arbeit das Ansehen einer Zeichnung mit Bleistift auf glattem Velinpapiere. Manche halten den deutschen Maler Martin Schön für den Erfinder des Abdrucks von Kupfer- und andern Stichen, allein dieser hat erst nach dem Jahr 1460 diese Kunst geübt. Man hat den Frieden von Finiguerra niellirt noch jetzt in der Kirche St.

Johanni zu Florenz. Ein Stich, die Krönung der Jungfrau darstellend, ist durch seine Ausführung merkwürdig. Die correcte und wahre Zeichnung zeigt zugleich viel Adel. Er führte auch eine große Menge Basreliefs in Silber aus, auf einem Altar, der an großen Festen, noch jetzt in der genannten Kirche ausgestellt wird. Nicht minder hat er eine große Anzahl von Zeichnungen in Acquarell colorirt hinterlassen. In der Gallerie zu Florenz werden noch 56 davon aufbewahrt. In Hinsicht der Erfindung Finiguerra's gibt das Werk des Abbé Zani: Materiali per servire alla Storia dell' origine, e de' progressi della incisione in rame et in legno. Parma 1802. hinreichende Auskunft; eben so Bartsch peintre graveur, Tom XIII.

† Finnen. Die finnischen Völkerschaften haben nur eine mittelmäßige Leibesgröße, aber einen dauerhaften Körperbau. Die charakteristischen Züge ihrer Gesichtsbildung sind ein plattes Gesicht mit eingefallenen Backen, dunkelgraue Augen, ein dünner Bart, braungelbes Haar und eine gelbliche Gesichtsfarbe. Diese Bildung ist aber bei den Finnen, im engern Verstande, schon durch Wohlstand und Cultur veredelt; doch bleibt der Charakter der Physiognomie derselbe. Die Tscheremissen und Tschuwaschen haben in ihrer Körperbildung mehr von den Tataren; die Mordwinen aber kommen darin den Russen, und die Wogulen den Kalmücken näher. Die Finnen sind größtentheils Christen, und bekennen sich entweder zur lutherischen oder griechischen Kirche; doch findet man auch noch unter den Tscheremissen, Mordwinen, Wotjäken und Wogulen Heiden, oder eigentlich Schamanen. Ein Theil der Finnen treibt ordentlichen Ackerbau, und hat eine gewisse Cultur erlangt, besonders die eigentlichen Finnen, ein anderer Theil lebt nomadisirend, sowohl von Viehzucht, als Jagd und Fischerei. Unreinlichkeit und Trägheit ist einem großen Theil der finnischen Völkerschaften eigen. Die Finnen, im engern Sinn, sind ernsthaft, unermüdet, arbeitsam, zu allen Beschwerlichkeiten abgehärtet, unerschrocken, tapfer, standhaft, aber auch sehr eigensinnig und starrköpfig; dabei dienstfertig und gastfrei. Es fehlt ihnen nicht an Geistesanlagen; eine besonders ausgezeichnete Neigung haben sie zur Dichtkunst und Musik.

Finnland, ein in Europa liegendes Gouvernement des russischen Reichs, besteht jetzt: 1. aus den schon 1721 und 1743 von Schweden an Rußland abgetretenen Theilen des Großfürstenthums Finnland (welche seitdem ein besonderes russisches Gouvernement mit der Hauptstadt Wiburg bildeten); 2. aus dem 1809 durch den Frieden zu Friedrichsham von Schweden an Rußland gänzlich abgetretenen Großfürstenthum Finnland, und 3. aus den durch denselben Frieden von Schweden abgetretenen Theilen von Westerbotten und Lappland. Aus diesen drei Bestandtheilen ist nun kürzlich Ein Gouvernement des russischen Reichs errichtet worden, welches nach diesem Umfange gegen 5,300 Quadratmeilen mit nur 1,100,000 Menschen enthält. Die Hauptstadt dieses Gouvernements war bis jetzt Abo; aber nach einer kaiserlichen Ukase ist die mehr in der Mitte liegende Stadt Helsingfors zur Hauptstadt bestimmt worden, wohin mit dem 1. Oct. 1819 die höchsten Behörden von Abo versetzt wurden. Dieses neue Gouvernement Finnland gränzt an Schweden, den finnischen und bothnischen Meerbusen, die Gouvernements Archangel, Olonez und Petersburg und den Ladogasee. Der Boden ist theils bergig und felsig, indem er von Fortsetzungen des scandinavischen Gebirgs durchzogen wird, theils

flach, sandig, sumpfig und mit einer großen Menge größerer und kleinerer Seen angefüllt. Unter den Flüssen (lauter Küstenflüssen) ist der Kymmenefluß der beträchtlichste. Obgleich Felsen, Sümpfe, Seen, Sandstriche und Waldungen (ein Hauptreichthum des Landes) einen großen Theil der Oberfläche einnehmen, so fehlt es doch auch nicht an fruchtbaren Gegenden, welche ergiebig an Getraide, Kartoffeln und Flachs sind, und auch guten Wiesenwachs haben; daher die Viehzucht ziemlich ansehnlich ist. An wilden Thieren, darunter viele Bären und Wölfe, ist das Land, so wie die Gewässer an Fischen, sehr reich. Jagd und Fischfang gewähren daher vielen Bewohnern Unterhalt. Die Einwohner sind größtentheils Finnen, die sich meistens zur lutherischen Kirche bekennen (s. d. Art.), ferner Russen, Schweden und Deutsche in geringerer Zahl. Eigentliche Fabriken und Manufacturen gibt es, mit Ausnahme einiger der größern Städte, in Finnland nicht. Die stärkste Bevölkerung findet man an den Küsten. Das Innere dieses weitläufigen Landes ist ziemlich menschenleer.

Fioravanti (Valentin), ein berühmter florentinischer Tonsetzer, seit dem Juli 1816 Capellmeister bei St. Peter in Rom, bekannt durch mehrere komische Opern. Im Jahr 1797 schrieb er für das königliche Theater zu Turin: Il furbo contro il furbo und Il fabro Parigino. Im Jahr 1807 kam er nach Paris, wo man von ihm I virtuosi ambulanti aufführte; den Text dieser Oper ahmte Picard nach in seinen Comédiens ambulans. Sie fand nicht weniger Beifall als seine Capricciosa pentita, die man in Paris 1805 gegeben hatte. In seiner zu Neapel aufgeführten Oper: Gli amori di Comingio e d'Adelaide ist der Componist der ächten Musikgattung treu geblieben, und hat sich dadurch der allgemeinen Geschmacksverderbniß kräftig entgegengesetzt. C.

*Fische. Die Fische sind Wasserthiere mit rothem, kalten Blut, mit Knorpeln und Gräten, statt der Knochen, und mit Flossen, statt der Gliedmaßen, welche die im Wasser aufgelös'te Luft durch Kiemen, statt der Lungen, einziehen und zersetzen. Daß sie außer dem Wasser leben können, ist nur für eine kurze Zeit möglich, wie man denn Aale oft auf dem Trockenen und zwischen Erbsenfeldern sieht. Ja, bei Tranquebar kommt ein kletternder Barsch vor, der, vermittelst der Dornen an seinen Flossen, auf Palmenbäume klettert, und sich dort sehr wohl zu befinden scheint. Nachdem die Fische Knorpel oder Gräten haben, werden sie in zwei allgemeine Classen getheilt. Die Knorpelfische haben entweder keine Kiemendecken, oder sie sind damit versehen. Zu jenen gehören die Lampreten, die Rochen und die Hayen, zu diesen die Störe, die Stachelbäuche, die Meernadeln, die Aale und die Schwertfische. Die eigentlichen Grätenfische werden nach dem Stande der Bauch- und Brustflossen abgetheilt. Bei der Aalraupe, dem Dorsch und Schnellfisch sitzen die Bauchfloßen vor den Brustfloßen. Bei den Seebrachsen, Barschen, Zandern, Makrelen und Kaulköpfen finden sich die Bauchflossen gerade unter den Brustflossen; hinter den letztern aber stehen die erstern, bei den Lachsen, den Hechten, den Häringen, den Karpfen und Karauschen. Betrachten wir den Bau des Fischkörpers, so sind die Flossen, als die einzigen Bewegungsorgane, zuförderst sehr interessant. Sie bestehen aus dünnen Gräten, von der Oberhaut bedeckt, an eignen Knorpeln oder Gräten befestigt, die durch bestimmte Muskeln bewegt werden. Der Schwanz mit seiner Flosse dient als Steuerruder, um den Bewegungen des Thiers die gehörige Richtung zu geben. Auch der erste Antrieb zum Schwin-

men geht offenbar vom Schwanze aus; doch müssen die übrigen Flossen nicht allein die Lage des Fisches führen, sondern auch die Richtung seiner Bewegungen befördern; daher der Aal, der keine Bauchflossen hat, eben so schwimmt, wie die Wasserschlangen, indem er mit jedem Theile seines Körpers wellenförmige Bewegungen macht. Die Muskeln der Fische sind von dem Fleischgewebe warmblütiger Thiere gänzlich unterschieden. Sie bestehen aus weißen oder bleichen Schichten dickerer Fasern, als die Muskeln warmblütiger Thiere haben; zwischen diesen Schichten befindet sich Eiweißstoff, der sehr schnell nach dem Tode der Thiere in Fäulniß übergeht. Sehen wir auf die Sinnorgane und das Nervensystem der Fische, so ist erstlich die außerordentliche Kleinheit des Gehirns im Verhältniß zum übrigen Körper sehr merkwürdig. Wenn bei dem Menschen das Gehirn zwanzig bis dreißig Mal kleiner ist als der übrige Körper, so ist es beim Hay 2500, und beim Thunfisch sogar 37,400 Mal kleiner. Dabei ist das Gehirn von geringerer Festigkeit als bei warmblütigen Thieren, und besteht größtentheils aus Hügeln, den Nervenknoten ähnlich. Das kleine Gehirn ist nur eine Querplatte, und es fehlt ihm völlig der Bau, den man unter dem Namen des Lebensbaums bei den höheren Thieren kennt. Die Nerven der Fische sind im Ganzen weicher als die der höheren Thiere, und stellen bei fünf Arten von Fischen so starke Erreger der Electricität dar, daß die mächtigsten Schläge gegeben werden, die aber sogleich aufhören, wenn man die Nerven zerschnitten hat. Der Zitterrochen, der Zitteraal, der electrische Ufäls, der indische Spitzschwanz und der electrische Stachelbauch sind die fünf Fische, die man als lebendige Volta'sche Säulen betrachten kann; denn sie haben zwei muskulöse Säulen, durch ein netzförmiges Gewebe von einander getrennt, die wenigstens beim Zitterrochen unter den krummen Knorpeln der großen Seitenflossen liegen, und von eigenen Nerven regiert werden. Was die Sinnorgane der Fische betrifft, so sind die Riech- und Sehwerkzeuge unstreitig am meisten ausgebildet. Auch riechen die Fische den Köder viel weiter als sie ihn sehen; und der Hay wittert die Ausdünstungen schwarzer Menschen in unglaublichen Entfernungen. Zwar entbehren die Fische der großen Stirn- und Kieferhöhlen, welche bei höheren Thieren gleichfalls mit der Riechhaut überzogen sind; zwar steht ihr Riechorgan in keinem Zusammenhang mit den Athemwerkzeugen, und das Wasser leitet die Riechtheilchen wahrscheinlich viel weniger als die Luft; dennoch haben sie sehr große Riechnerven, deren Anfänge bisweilen für das wahre Gehirn genommen worden sind. Was das Sehwerkzeug betrifft, so haben sie im Ganzen sehr große Augen, in der Regel aber keine Augenlieder, sondern die Oberhaut geht gerade über das Auge weg, und scheint bei dem Blindfisch sogar nur eine geringe Durchsichtigkeit zu haben. Die Hornhaut ist sehr flach; dicht hinter ihr liegt gewöhnlich die Krystallinse, die selbst durch das Sehloch vortreten kann, so daß wenig Raum für die wässrige Feuchtigkeit ist. Die Krystallinse der Fische ist dagegen fast kugelich, und dabei von einer viel größern Dichtigkeit als bei den Landthieren; sie wird wahrscheinlich von einem fächerförmigen Organ regiert, welches von einem Knoten des Sehnerven ausgeht und sich an sie anlegt. Die Regenbogenhaut hat meist einen außerordentlichen Glanz, und eine schöne rothe oder Goldfarbe; der Glaskörper ist aber sehr klein. Die Gehörwerkzeuge sind wenig ausgebildet, obgleich der Sinn sich durchaus den Fischen nicht ableugnen läßt. Ein äußerer Gehörgang kommt nur bei Knorpelfischen mit

innern Kiemen vor, wie bei den Hayen und Rochen; die eigentlichen Grätenfische entbehren dagegen des äußern Ohrs völlig. Alle haben drei gekrümmte Röhren in ihrem Schädel, die sich in einem Sacke mit Nervenmark gefüllt, welcher drei steinharte Knöchelchen enthält, endigen; dies ist das ganze Gehörwerkzeug. Noch unvollkommener scheint das Geschmacksorgan zu seyn. Ihre Zunge hat nicht einmal Nervenwärzchen, und die Nerven derselben sind Zweige derer, die die Kiemen versorgen. Das Athmen der Fische geschieht durch Hülfe der Kiemen; dieses sind bekanntlich sehr gefäßreiche Blätter, viere an jeder Seite, die an einem krummen, gelenkigen Knorpel befestigt sind; der Knorpel hängt mit den Zungenknorpeln und mit dem Schädel zusammen. Bei den Knorpelfischen liegen die Kiemen innerhalb des Körpers, den Säcken gleich, und es führen äußere Oeffnungen in bestimmter Anzahl hinein; so haben die Lampreten und Neunaugen sieben, die Rochen und Hayen aber fünf dergleichen Oeffnungen. Außerdem haben mehrere Fische einen eigenen Kiemendeckel, und oft auch eine Kiemenhaut, die sich zusammenziehen und ausdehnen kann. Sie enthält eine bestimmte Menge von krummen Knorpelchen, welche man ihre Strahlen nennt. Offenbar kann durch die Kiemen nur die mit dem Wasser gemischte Luft aufgenommen werden. Dazu kommt bei den meisten die sogenannte Schwimmblase durch einen eigenen Luftkanal mit dem Magen oder dem Schlunde in Verbindung. Diese soll Stickgas enthalten; gewiß aber ist es, daß sie das Aufsteigen im Wasser befördert. Daß mehrere Fische, wie der Peizker und der Bartgründel, auch durch den After athmen, ist vollkommen erwiesen. Ja, den Längfisch soll man in der Tiefe des Meeres schon an den aufsteigenden Laufblasen erkennen. In der Regel haben die Fische keine Stimme; der Knurrhahn aber, der Peizker und einige andere geben, wenn man sie drückt, einen knurrenden Laut von sich, wobei sie die größten Anstrengungen beweisen und mit dem ganzen Leibe zittern. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Laut durch die aus der Schwimmblase mit Gewalt hervorgepreßte Luft bewirkt wird. Natürlich geht der Kreislauf des Blutes bei den Fischen auf andere Art von Statten, als bei höhern Thieren. Das Herz besteht nur aus einem Vorhof und einer Kammer; es nimmt das Blut aus dem Körper auf, und schickt es durch eine einzige Arterie geradezu in die Kiemen; hier wird es, durch die Berührung des Wassers und der darin befindlichen Luft, mit Sauerstoff versehen, durch eine Menge kleiner Gefäße wieder aufgenommen, welche in die Aorte zusammenfließen, die nun dem ganzen Körper das Blut mittheilt. Die Bewegung des Herzens ist bei den Fischen viel unabhängiger vom Gehirn und Rückenmark als bei höhern Thieren: daher jene Bewegung noch viele Stunden lang fortdauert, nachdem das Gehirn und Rückenmark schon zerstört worden. Der Milchsaft aus dem Speisebrei der Fische bereitet, wird von Saugadern aufgenommen, die sich unmittelbar in die Venen endigen, ohne durch Drüsen durchzugehen. Es ist sehr merkwürdig, daß, obgleich die meisten Fische Eier legen, die außer ihrem Körper befruchtet und ausgebrütet werden, es doch mehrere Knorpelfische gibt, die lebendige Junge gebären. Daß es auch Zwitter unter den Fischen gibt, ist neuerlich mit der größten Zuverlässigkeit erwiesen worden; denn bei den Lampreten fand Home ganz deutlich Milch und Rogen zugleich. Die Fruchtbarkeit der Fische ist größer als die irgend eines andern höhern Thieres. Bei der Schleye hat man 38000, bei der Makrele 546000

nd beim Kabliau sogar 1,357,000 Eier in einem einzigen Roggen erechnet.

Fitz-James (Eduard, Herzog von), Pair von Frankreich, ei-er von den eifrigsten Ultra's, ist geb. 1776; ein Nachkomme der Stuarte, Urenkel des Marschalls Berwick und Enkel des Marschalls itz-James. Im Anfange der Revolution wanderte er aus und dien-: in der Armee der französischen Prinzen. Nach der Auflösung die-s Heeres begab er sich nach England, wo er sich mit Fräulein de la oudhe vermählte. Als Frankreich beruhigt schien, kehrte er dahin trück. Sein Vermögen war verloren, und er lebte als Privat-iann, ohne die glänzenden Anerbietungen der kaiserlichen Regie-ung anzunehmen. Am Ende 1813 trat er als Corporal in die erste egion der pariser Nationalgarde, und hatte am Tage der Schlacht ei Paris, den 30. März 1814, den Dienst bei dem Schlage Mous-aux. Er trug hier viel dazu bei, die Nationalgarde in ihrer Pas-vität zu erhalten. Monsieur ernannte ihn gleich nach der Einnah-e zu seinem Adjutanten und ersten Kammerherrn, und der König theilte ihm den 4. Juni die Pairswürde. Als Napoleon in Frank-ich gelandet war, begleitete er Monsieur nach Gent. Als Mit-ied der Pairskammer gab er häufig Beweise seiner unbegränzten rgebenheit für den Prinzen von Angoulême und für das königliche aus. Im Jahre 1818 ward er der Theilnahme an der Verschwö-ung des alten französischen Adels und der Ultra's gegen die Mini-r, öffentlich beschuldigt; da jedoch der König den Urhebern verzieh, entging er aller weitern Untersuchung.

Flaccus (Caj. Valerius), ein römischer Dichter des 1sten ahrhunderts n. Chr., der in Padua (Patavium) lebte und jung irb. Er besang den Argonautenzug in einem epischen Ge-chte (Argonautica), das wir noch haben. Ist er auch nicht dem irgil an die Seite zu setzen, so hat sein Gedicht doch einzelne schö- und gelungene Stellen; ihm die höchste Vollendung zu geben, irde er durch seinen frühen Tod verhindert. Nach Nic. Heinsius d Pet. Burmann lieferten neuere Ausgaben Harleß (1781), und agner (1805) mit Commentar. Verdeutscht von Wunderlich.

Fläche wird in der Geometrie eine Ausdehnung nach der Länge Breite genannt. Es gibt gerade Flächen, wo jeder Punkt eine auf en gezogene gerade Linie berührt, und gekrümmte; erstere werden ins-ondere Ebenen genannt. Unter den krummen Flächen wird diejenige ierkenswerth, die nach ihrer Länge und Breite, nach einer Zirkelform ogen ist, und eine Kugelfläche heißt. Die Flächenmeßkunst ein Hauptzweig der Geometrie, der in seiner Anwendung auf Stücke rer Erde Meßkunst oder Geodäsie genannt wird.

Flacius (Matthias), mit dem Beinamen Illyricus, ein be-mter oder vielmehr berüchtigter Theolog des 16ten Jahrhunderts, oren zu Albona in Illyrien 1520, gest. zu Frankfurt a. M. 1575. hieß eigentlich Flach, gab aber, nach damaliger Sitte, seinem men eine lateinische Endung. Er war ein Schüler Luthers und lanchthons, nahm an den kirchlichen Streitigkeiten seiner Zeitge-en Antheil, war aber dabei so heftig und ungezogen, daß noch in einigen Gegenden Deutschlands mit einer, von seinem Namen leiteten, Benennung (Fläz), ein ungezogener und ungeschliffe-Mensch bezeichnet wird.

Flahaut (A. Ch. Graf von), geb. 1785, ward, nachdem er

früh als Adjutant bei Murat angestellt worden, bald einer der größten Anhänger und Bewunderer Napoleons, von ihm dagegen auch zu den wichtigsten, und solchen Geschäften und Sendungen gebraucht, die große Zartheit und Gewandtheit erheischten. Als Soldat zeichnete er sich bei Friedland, Ulm, Austerlitz und bei Mohilow aus. Er erhielt öftere Aufträge an den König von Sachsen, unterhandelte mit Kleist und Schuwalow den Waffenstillstand in Schlesien (am 4. Jun. 1813,) und focht wieder bei Leipzig und Hanau mit Ruhm. In Lusigny ward er abermals mit den Unterhandlungen zu einem Waffenstillstande beauftragt, der bekanntlich nicht zu Stande kam. Nach der Rückkunft Napoleons von Elba ward Flahaut einer seiner Vertrauten; er sandte ihn nach Wien, derselbe ward aber in Stuttgart angehalten und nach Frankreich zurückgebracht. Jetzt focht er mit bei Fleurus und Waterloo, und bemühete sich in der Pairskammer Napoleons Sohn zum Nachfolger des Vaters erklärt zu erhalten. Er hielt sich nachher eine Zeitlang bei Madame Louis Bonaparte auf, und lebt jetzt in England, wo er die Tochter des Admirals Keith geheirathet hat, und naturalisirt worden ist.

† Flanke ist in der Festungsbaukunst der Theil eines Werks, welcher einem andern Seitenvertheidigung gibt. Bei der Bastion sind die Flanken diejenigen Linien, welche an den Mittelwall anstoßen. In ältern Zeiten pflegten sie rechtwinklich auf dem Mittelwalle zu stehen, jetzt setzt man sie besser rechtwinklich auf die Verlängerung der Face des Nebenbollwerks (die Defenslinie). Ehemals setzte man oft fünf Flanken hinter einander, jetzt höchstens zwei. Die Bestimmung der Flanken ist, den Graben vor den Facen des Nebenbollwerks und vor der Linie zu vertheidigen, ein Zweck, den sie indessen nur selten erfüllen, indem das Geschütz auf ihnen früher, als bis der Feind dorthin kommt, durch Ricochetschüsse und Bombenwürfe zerstört zu seyn pflegt — In der Taktik bedeutet Flanke das äußere Ende des Flügels einer Armee, und es ist eins der gewöhnlichsten Manövers, den Feind besonders in strategischem Sinne, durch Umgehung, gerade auf diesem sehr empfindlichen Punkte anzugreifen, ein Unglück, dem nur durch eine Frontveränderung, oder, wenn ein kühner Feldherr an der Spitze steht, durch Wiederumgehung des Feindes zuvorzukommen ist, auch wohl durch eine starke Detachirung abgeholfen werden kann. P.

* Flassan (Gaetan de Raxis de), Ritter des Ordens des Königreichs von beiden Sicilien und vom Danebrog, ein französischer Historiker, stammt aus einer ursprünglich griechischen Familie, welcher Papst Paul III. im J. 1536 die Herrschaft Flassan in der Grafschaft Venaissin verlieh. Sein Vater war Militär. Der junge Flassan ward in derselben Militärschule erzogen, aus welcher Napoleon, Champagny, Clarke, Bourgoing, Duroc ꝛc. hervorgegangen sind. In der Folge hielt er sich längere Zeit zu Rom auf, wo sein Bruder Oberofficier in der königlichen Leibwache war. Papst Pius VI. war ihm gewogen, und gab ihm eine Laienpfründe. Im J. 1787 kehrte er nach Paris zurück, wo er 1790 eine Question du Divorce herausgab. Im J. 1791 begab er sich zu Coblenz zu dem ausgewanderten Adel. Nach der Auflösung des Condéschen Corps hielt er sich zwei Jahre in Florenz und Venedig auf. Als das Schreckensystem in Frankreich gestürzt war, kam er zurück, wählte die diplomatische Laufbahn, und wurde als Chef der ersten Abtheilung im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt,

nahm aber bald seine Entlassung. Der Auswanderung verdächtig, sollte er verhaftet werden; allein er rettete sich, indem er den Policei-Commissär und die beiden Soldaten in seinem Zimmer einsperrte. Darauf verbarg er sich in Marseille. Nach dem 18. Brumaire lebte er wieder in Paris, wo er sein großes Werk über die Geschichte der franz. Diplomatie ausarbeitete. Der erste Consul hatte dazu Veranlassung gegeben. Er äußerte nämlich gegen die Deputirten der historischen Classe des Nationalinstituts, daß er ein Werk wünsche, welches die diplomatischen Acten Frankreichs an einander gereiht darstellte. Flassan wurde bei der Abfassung desselben durch seine Verbindungen mit wichtigen Geschäftsmännern und Gelehrten, z. B. Koch, so wie durch die Erlaubniß, die Archive zu benutzen, wesentlich unterstützt. So erschien zuerst in 6 Bdn. 1808 seine Histoire générale de la diplomatie française jusqu'a la fin du règne de Louis XVI, avec des tables chronologuiques de tous le traités conclus par la France. N. A. Paris 1811, 7 Bde. Dieses, aus den Verträgen, Manifesten, Noten, Instructionen und Berichten der Zeitgenossen, die mithandelnde Personen waren, geschöpfte, jedoch nicht ganz unparteiische Werk, wobei die Quellen mit kritischer Wahl benutzt, die Data mit Scharfsinn combinirt sind und das Ganze geistvoll zu einer beurtheilenden Geschichte der diplomatischen Verhältnisse Frankreichs vom Anfange der Monarchie bis zur Entthronung Ludwigs XVI. zusammengestellt ist, hat dem Verfasser mit Recht einen berühmten Namen gemacht. Außer der Entwickelung der vorzüglichsten Unterhandlungen, der Mittheilung der bedeutendsten Staatsschriften, der Analyse der Verträge, wird man von der jedesmaligen Organisation des Departements der auswärtigen Angelegenheiten unterrichtet, und höchst anziehend und belehrend zugleich ist die Art, wie der Verfasser die Charaktere der Minister und Gesandten zeichnet. In dem Berichte über die des Preises würdigen Erzeugnisse der letzten zehn Jahre im Fache der Literatur und Kunst, hat die Jury den historischen Werth dieses Werks anerkannt, jedoch dabei bemerkt: il n'est pas remarquable par l'art de la composition; et l'on y désireroit plus d'élégance dans le style. Bis zum J. 1814 war v. Flassan Prof. d. Geschichte an der Kriegsschule zu St. Germain en Laye. Er hat u. a. auch noch geschrieben: de la colonisation de St. Domingue, 1804; de la restauration politique de l'Europe et de la France, 1814; und des Bourbons de Naples, 1814. Nach Napoleons Sturze hat v. Flassan auch eine Geschichte der franz. Diplomatie vom J. 1792 an bis zum Pariser Frieden in 6 Bdn. angekündigt, die aber bis jetzt (1818) noch nicht erschienen ist. Als Historiograph des Departements der auswärtigen Angelegenheiten begleitete er die französische Gesandtschaft 1814 zum wiener Congreß. Seine Histoire du congrès de Vienne (3. Bde.) ist noch nicht gedruckt. — Sein Bruder, der Chevalier de Flassan, war Schiffslieutenant, und ist 1786 auf der Expedition von La Peyrouse mit verunglückt. dd.

Floren (Gulden), eine Münze, welche diesen Namen darum bekam, weil auf den ersten zu Florenz geprägten Goldgulden eine Lilie stand.

*Florenz (ital. Firenze), die Hauptstadt des Großherzogthums Toscana, gehört wegen ihrer Lage, Kunstschätze, Gebäude und historischen Merkwürdigkeiten zu den ausgezeichnetesten Städten der Welt. Sie liegt in einem reizenden und fruchtbaren Thale, und wird

durch den Arno in zwei ungleiche Hälften getheilt, welche durch vier steinerne Brücken mit einander in Verbindung stehen. Das Clima ist mild und gesund, und die Bevölkerung gegen 80,000 Seelen stark. Ungeachtet aller Unruhen, welche im Mittelalter die italienischen Freistaaten und auch Florenz so gewaltsam durchtobten, schwang diese Stadt sich doch zu einer seltnen Blüthe der Macht empor, welche besonders durch die Familie Medici recht glänzend entwickelt und so befestigt wurde, daß Florenz sein Haupt über alle Nachbarstaaten erheben und diese unter seine Botmäßigkeit bringen konnte. Aus diesen Zeiten schreibt sich auch die heutige Gestalt der Stadt her, deren Gebäude größtentheils zu Schutz und Trutz angelegt sind, wie es die damaligen Parteienkriege nothwendig machten; aber wenn der Architektur auch jene heitere Eleganz griechischer Formen abgeht, wie sie Palladio in Vicenza und Venedig hervorrief, so besitzt sie dafür alles Edle, Wahre und Gediegene eines männlichen Styls. Von dieser Art sind z. B. der Palast Pitti (vom Großherzog bewohnt) mit dem seiner Lage wegen angenehmen Garten Boboli; die Paläste Strozzi und Riccardi (ehemals Medici) und der alte unsymmetrische Rathspalast am großen Stadtplatze (Piazza del Granduca). Die Außenseiten der Kirchen sind leider fast alle unvollendet, das Innere hingegen in Rücksicht der Bauart und Ausschmückung größtentheils würdig und vortrefflich. Der Dom, ein riesenhaftes Gebäude aus dem dreizehnten Jahrhundert, von außen ganz mit schwarzem und weißem Marmor bekleidet, prangt mit einer hohen von Brunelleschi erbauten Kuppel. Ihm zur Seite steht der zierliche, nach Giotto's Zeichnung erbaute Glockenthurm, und gegenüber die uralte Taufkapelle (Battisterio), deren in Erz gegoßne Thüren von Ghiberti so schön sind, daß selbst Mich. Angelo sie der Ehre würdig erklärte, Thore des Paradieses zu seyn. Die Kirche S. Lorenzo enthält die mit Pracht überladene aber unvollendete Fürstengruft, zugleich die Monumente der beiden Medici mit den berühmten Statüen des Tages, der Nacht, Dämmerung und Morgenröthe, in welchen sich Mich. Angelo verewigt hat. In dem Kloster befindet sich die ihrer Codices und Handschriften wegen höchst kostbare laurentinische Bibliothek. Die Kirche St. Croce besitzt außer einem Schatze von Denkmalen alter und neuer Kunst, die herrlichsten vaterländischen Mausoläen, unter welchen vor allen andern hier nur die eines Mich. Angelo, Macchiavelli, Galilei und Alfieri genannt werden sollen! S. Marco, S. Annunciata, S. Maria Novella, S. Spirito, S. Trinita sind eben so würdige Tempel der Andacht als Museen der Kunst und vorzüglich reich an den schätzbarsten Frescogemälden alter Meister, unter welchen die von Massaccio in der Kirche del Carmine noch heute den Künstlern eine Quelle der Bewunderung und des Studiums sind, wie sie es einst für L. da Vinci, Mich. Angelo, Rafael u. A. gewesen. Auch in den Palästen findet man häufig kostbare Galerien und Sammlungen von Kunstgegenständen aller Art. Reich an den trefflichsten Gemälden sind die Paläste Corsini, Gerini und besonders Pitti, welcher letztere nun alle nach Paris entführten Schätze, und unter diesen die Madonna della Sedia zurückerhalten hat. Doch nicht nur diese, sondern vielleicht alle Sammlungen Europa's verdunkelt durch Anzahl und Werth ihrer Kunstwerke die großherzogliche Galerie. Von antiken Statüen gehören zu ihren Hauptzierden die berühmte mediceische Venus, das einzige Kunstwerk,

welches von den Franzosen der Galerie geraubt, und einstweilen durch die Statüe einer Venus von Canova vertreten wurde, die unter dem Namen der Venere Italica bewundert und überschätzt, jetzt ihrer Vorgängerin hat weichen müssen; ferner die beiden Ringer, der Apollin, der tanzende Faun, der Schleifer, der Hermaphrodit, die Gruppe der Niobe u. s. w. Unter den unzähligen Gemälden behaupten den ersten Rang die in der Tribune befindlichen von Rafael (das Bild der angeblichen Bäckerin, unter dem Namen der Fornarina bekannt, eine heil. Familie, Johannes in der Wüste, Papst Julius II.). Tizians Venus, Bilder von Mich. Angelo, Correggio, Fra Bartolommeo u. A. Einzig in ihrer Art ist die Sammlung von beinahe vierhundert Bildnissen der berühmtesten Maler, alle von den Meistern selbst gemalt. Noch befinden sich hier die Sammlungen alter und neuer Bronzen, Münzen und der kostbarsten geschnittenen Steine, die, wie alle übrigen, Jedermann mit uneigennütziger Höflichkeit gezeigt werden und der Benutzung offen stehn. Auch die Akademie der schönen Künste, die unter der Leitung Benvenuti's und Raf. Morghen's tüchtige Schüler bildet, besitzt eine sehr schöne Galerie meistens alter florentinischer, aus aufgehobenen Klöstern und Kirchen hieher versetzter Gemälde. Nicht minder vortrefflich sind die wissenschaftlichen Anstalten. Außer der laurentinischen, und vielen andern Privatbibliotheken, unter welchen die des Großherzogs die kostbarsten Werke der neueren Literatur in allen Sprachen sammelt, sind noch die Marucelliana und Magliabecchiana berühmt, welche letztere sehr reich an Handschriften und den seltensten gedruckten Büchern aus dem fünfzehnten Jahrhundert ist. Das Museum der Naturgeschichte, welches in vierzig Zimmern bedeutende Sammlungen für Mineralogie, Botanik und Zoologie enthält, verdient allein der meisterhaften anatomischen Wachspräparate wegen, die unter Fontana's Aufsicht von Clemens Susini verfertigt sind, die Bewunderung der Laien und Eingeweihten, und rechtfertigt die fast übertrieben klingenden Ausrufungen des begeisterten Düpaty. In den Spitälern S. Maria Nuova und S. Bonifazio findet eine große Anzahl von Kranken Aufnahme und Pflege, und eine Menge junger Leute Gelegenheit, unter der Leitung geschickter Lehrer sich theoretisch und practisch mit der Heilkunde zu beschäftigen, deren Studium überdieß durch med. Bibliotheken, anatomisches Theater, botanische Gärten u. s. w. sehr begünstigt wird. Von mehreren Theatern sind gewöhnlich zwei eröffnet; große Oper und Ballet, beide mit Pracht und Geschmack ausgestattet, werden im Theater della Pergola, komische Oper im Theater del Cocomero aufgeführt. Außerdem gibt es mehrere Winkel- und Marionettentheater, und auf den Straßen treibt bei Tag und Nacht der höchstergötzliche, witzige Pulcinella in einer schmalen wandernden Bretterbude sein lustiges Wesen. Wir würden schon bei einer trockenen Herzählung des bloß Sehenswerthen die Gränzen dieser Blätter bei weitem überschreiten, und begnügen uns daher, auf die flüchtig hingeworfenen Massen unseres Bildes noch einige Farbentöne zu bringen. Der unbeschreibliche Zauber, den Florenz auf jeden unbefangenen und empfänglichen Menschen ausübt, ist nicht nur in den Einflüssen einer reichen und heitern Gegenwart, sondern auch in den Erinnerungen an eine glorreiche Vorzeit, deren Denkmale bei jedem Schritte aufstoßen, zu suchen. Mehr als das Andenken an seine kriegerische Größe, an seine Helden und Feldherrn im Mittelalter, be-

schäftigt den Geist der Gedanke, daß Künste und Wissenschaften hier vor allen andern Orten geblüht und die edelsten Früchte zur Erquickung und Wiedergeburt Europa's getragen haben. Die gefeiertesten Namen, welche die Geschichte der italienischen Literatur und Kunst mit goldner Schrift verzeichnet hat, sind florentinischen Ursprungs. Bildung, Kunstsinn und Geschmack, die früh geweckt und genährt, das Zeitalter Lorenzo's von Medici zu einem der glänzendsten in der Geschichte machten, scheinen so tiefe Wurzeln im Leben des Volkes geschlagen zu haben, daß sie auch heute noch hervorstechend sind. Die Sprache, selbst des gemeinen Mannes ist eben so rein und zierlich, als reich an feinen und witzigen Wendungen; überhaupt ist das Volk heiter, gefällig, lebenslustig, gottesfürchtig und schauspielsüchtig wie alle Italiener, aber in Fleiß und Industrie die meisten übertreffend. Florenz besitzt Fabriken aller Art; seine Seidenmanufakturen und Färbereien sind berühmt; Metallarbeiten, Kutschen, Pianoforte, mathematische und physikalische Instrumente, Druckereien, kurz alle Gegenstände, die dem Bedürfnisse oder der Eleganz des Lebens zu statten kommen, sind ausgezeichnet gut; der Handel ist beträchtlich. Der Reiz der Stadt wird durch die herrliche Umgebung erhöht. Das ganze Land gleicht einem blühenden Garten und scheint, von einer Anhöhe betrachtet, mit Villen und Dörfern übersäet, die, wie Ariost rühmt, ein zwiefaches Rom abgeben würden, wenn man sie zusammenrücken und mit einer Ringmauer umschließen könnte! Ein praterähnlicher Park mit einer Meierei dicht an der Stadt, die Cascine genannt, wimmelt jeden Abend, besonders an Festtagen, von schöner Welt; auch die großherzoglichen Lustschlösser, Poggio imperiale, Carreggi, Pratolino, Poggio a Cajano, von der Natur und Kunst reichlich geschmückt, geben reizende Punkte zu den schönsten Ausflügen ab, und werden häufig besucht. So führt Florenz den Beinamen la bella mit vollem Recht, und genießt, fast mehr als Rom, die Huldigungen der entzückten Wanderer, welche den herrlichen Aufenthalt stets ungern verlassen. xx.

Florus (Lucius Annäus), ein römischer Geschichtschreiber, wahrscheinlich aus Spanien gebürtig. Er lebte im zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb. und schrieb eine kurze Uebersicht (epitome) der römischen Geschichte in vier Büchern, von Erbauung der Stadt bis zur ersten Schließung des Janustempels unter Augustus. Sein Styl ist blühend, aber nicht einfach genug. In der Erzählung weicht er oft von Livius ab, und ist mit diesem zu vergleichen, da er aus verschiedenen ältern Schriftstellern schöpfte. Die beste Ausgabe ist von Daker, Leyden, 1744.

Flugmaschine, eine von dem Uhrmacher Jacob Degen in Wien (geb. 1756) erfundene Maschine, welche aus einem Luftballon, zwei großen Flügeln, einem Fußgestelle, worauf der Fliegende steht, und zwei Flügelhebern, wodurch die Bewegung der Flügel bewirkt wird, besteht, und den Vortheil gewähren sollte, den Ballon, der nicht groß genug ist, um die Last des Körpers allein zu heben, wo nicht zu lenken, doch nach Gefallen steigen und sinken zu lassen. Allein die Versuche, welche er damit 1813 zu Paris machte, entsprachen den Erwartungen nicht, und neuerdings scheint der Erfinder seinen Plan aufgegeben zu haben. Schon früher hatte Degen gewagt, sich ohne Ballon mittelst seiner Flügel vom Stephansthurm in Wien herabzulassen, war aber dabei in die größte Gefahr gerathen und schwer verwundet worden. Dagegen waren einige Versuche, mit den

flügeln und einem verhältnißmäßigen Gegengewicht in der Reitbahn sich emporzuheben, besser gelungen.

Flußspath, ein undurchsichtiger, weicher blättriger Spath, welcher im Feuer nicht allein fließt, dagegen aber mit strengflüssigen Metallen, und daher zum Schmelzen der Metalle gebraucht wird.

Foix (Gaston de), s. Gaston.

Folz (Hans), aus Worms, lebte als Barbier zu Nürnberg in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, und war ein zu seiner Zeit berühmter Meistersänger, von welchem noch mehrere poetische Erzählungen und kleinere Gedichte handschriftlich existiren. Einer der ersten führte er die dramatische Gattung in die deutsche Literatur ein, indem er den Fastnachtsspielen eine, so weit es unter den Umständen seiner Zeit möglich war, vollkommene Gestalt gab. Wir besitzen von ihm noch vier solcher Fastnachtsspiele, Salamon und Marcolf, ein Bauerngericht, eine gar bäuerische Bauernheirath, der Arzt und der Kranke. Zum Beweise, daß sie zu ihrer Zeit sehr beliebt seyn mußten, dient, daß sie noch zu Anfang des 16ten Jahrhunderts wiederholt gedruckt wurden. Hans Folz interessirte sich übrigens selbst gar sehr für die neue Erfindung der Buchdruckerkunst, und soll eine Privatdruckerei besessen haben.

Fontaine (P. H. L.), ein berühmter französischer Baumeister. Er und Percier haben den Bau der meisten öffentlichen Denkmäler unter Napoleons Regierung geleitet; z. B. den Bogen auf dem Carousel-Platze, für welchen ihm das Institut im J. 1810 den großen Preis erster Classe im Fache der Architektur zusprach. Auch unter der königlichen Regierung ist er Architekt des Louvre und der Tuilerien geblieben. Er hat mit Percier, außer der Description des fetes qui ont eu lieu pour le mariage de l'Emper. Napoléon avec l'Archiduchesse Marie Louise 1810. Fol., mehrere bedeutende Werke für die moderne Architektur herausgegeben.

* Fontanes (Graf Louis de), geboren zu Niort 1762, aus einer adeligen protestantischen Familie, seit dem 4. Juni 1814 Pair von Frankreich, und seit 1816 Vicepräsident der französischen Akademie. Er war durch seine Uebersetzung von Pope's Versuch über die Menschen, in Versen (im J. 1783), durch sein Gedicht le Verger (1788), besonders durch seine von der französischen Akademie 1789 gekrönte Epitre sur l'édit en faveur des noncatholiques, in der schönen Literatur vortheilhaft bekannt, als der Ausbruch der Revolution auch ihn auf das Studium der Politik hinführte. Er gab jetzt eine Zeitschrift le Modérateur heraus, worin er ganz den feinern Ton der altfranzösischen Urbanität beibehielt. Zur Feier des 14. Juli 1790 schrieb er ein Poëme séculaire: la Journée des morts ou Chant pour la fédération. Nach dem 9. Thermidor wurde er Mitglied des Instituts. Damals gab er mit Laharpe und dem Abbe de Vaucelles den Mémorial heraus. Die Grundsätze, welche die Verfasser darin über Moral und Politik äußerten, zogen ihnen am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) die Aechtung zu. Fontanes verbarg sich, bis er nach England sich flüchten konnte, wo er sich mit Chateaubriand aufs engste verband. Nach dem 18. Brümaire kehrte er nach Paris zurück, und arbeitete hier zugleich mit Laharpe, Esmenard und Chateaubriand am Mercur. Als die Nachricht von Washington's Tode nach Paris kam, übertrug man ihm die Todtenrede auf diesen großen Mann. Er hielt sie im J. 1800 im Tempel des

Mars, und gründete dadurch seinen Ruf als Redner. Bald nachher wurde er Mitglied, und im Jan. 1804 Präsident des gesetzgebenden Corps. Man bewunderte hier seine Gewandtheit als Redner. Am glänzendsten schimmerte dieselbe bei Gelegenheit der Kaiserkrönung. Die feine Kunst, mit welcher er den Kaiser lobte, ohne zur platten Schmeichelei herabzusinken, erwarb ihm dessen Gnade, und der Redner benutzte diese günstige Stimmung, um zu Zeiten freimüthig treffende Bemerkungen, die der Kaiser, aus jedem andern Munde, als dem seinigen, sich nicht würde haben gefallen lassen, mit Lobeserhebungen geschickt zu verbinden. Endlich ward Bonaparte es auch müde, solche und ähnliche Wahrheiten länger anzuhören. Die Polizei wollte es deßhalb auch nie zugeben, daß die Sammlung der Reden des Grafen Fontanes gedruckt würde; denn, sagte man ihm: c'est bien assez qu'on ait entendu ces discours une seule fois. — Er fiel in Ungnade, und verlor im J. 1809 die Präsidentenstelle, zu welcher ihn 6 Jahre nach einander die Wahl seiner Amtsgenossen berufen hatte. Seitdem erschien er nur noch bei feierlichen Gelegenheiten, als Großmeister der Universität (d. i. Vorsteher des gesammten Erziehungswesens in Frankreich), wozu er im September 1808 ernannt worden war, an der Spitze dieses neuen Corps vor dem Kaiser. Den 5. Febr. 1810 ward er in den Senat berufen, und im Dec. 1813 faßte er den Bericht der Commission ab, welche mit der Untersuchung der mit den verbündeten Mächten eingeleiteten Verhandlungen beauftragt war. In diesem Berichte zeigte er zwar die Nothwendigkeit des Friedens, sagte aber die Wahrheit ohne Nachdruck. Bei der ersten Restauration schloß sich Fontanes den Bourbons an, wurde aber als Großmeister der Universität über das öffentliche Erziehungswesen sehr angefochten. Um dieselbe Zeit wurde er zum Mitgliede der Commission des Senats gewählt, welche die Grundlage der Verfassungsurkunde entwerfen sollte. Während Bonaparte's Usurpation lebte Fontanes ganz zurückgezogen; nach der zweiten Rückkehr des Königs wurde er zum Präsidenten des Wahlcollegiums der beiden Sèvres ernannt, hierauf zum Mitglied des geheimen Raths und zum Vicepräsidenten der französischen Akademie. Bei Eröffnung derselben, den 24. Aug. 1816, schilderte er die Verdienste, welche die Akademie als „Tribunal de la langue et du goût" um die Literatur gehabt habe, insbesondere „pour le maintien du sentiment de toutes les bienséances." Anziehend war seine Darstellung des Zustandes der guten Gesellschaft in Frankreich vor der Revolution. — Seit 1790 arbeitete er an einem epischen Gedichte: La délivrance de la Grèce, und an einem Werke sur les principales époques de l'histoire de France. Unstreitig ist er, was Glanz und Feinheit der Diction, Wahl des Ausdrucks und Geschmack in der Darstellung betrifft, einer der ersten jetzt lebenden Prosaisten Frankreichs. Doch vermißt man in seinen Erzeugnissen das Feuer und den Schwung der Einbildungskraft, Originalität, Ideenreichthum, und die selbstständige Kraft eines denkenden Kopfes. — B.

Fontevraud, Ebraldsbrunnen, ein Thal an den Gränzen von Poitou und Anjou unweit Candes in Frankreich, ward 1099 von dem durch seine seltsamen Bußübungen bekannten **Robert** von Abrissel (mehr über diesen Bekehrer gefallener Mädchen erzählt der Art. Fontevraud in Bayle's Dictionaire) zum Stammsitze seiner aus büßenden Frauen und Mönchen zusammengesetzten Klostergesellschaft gewählt, und daher Veranlassung, daß diese den Namen des **Ordens**

von Fontevraud erhielt. In den daselbst aufgeführten Klostergebäuden versammelte Robert bald mehrere Tausende von Religiosen beiderlei Geschlechts, denen er die geschärfte Regel Benedicts auflegte und eine ganz originelle Verfassung gab, bei der die Nonnen die Herrscherinnen und die Mönche der jedesmaligen Aebtissin unterworfen wurden. Dieser Orden breitete sich nach Spanien, vorzüglich aber in Frankreich aus, wo die zahlreichen Klöster desselben bedeutende Schenkungen erhielten. Die Aebtissin von Fontevraud, meist eine vornehme Dame, regierte sie als Generalsuperiorin aller, und war, von jeder bischöflichen Gerichtsbarkeit eximirt, nur dem Papste untergeben. Zu Gunsten ihres Geschlechts wußte sie die strenge Regel späterhin zu mildern und im 14ten Jahrhundert waren auch andere Unordnungen in den Klöstern dieses Ordens eingerissen, ungeachtet die ursprünglichen Satzungen für eine scharfe Absonderung beider Geschlechter gesorgt hatten. Er verlohr dadurch an Ansehn, hatte aber doch vor der Revolution immer noch 57 Häuser oder Priorate in Frankreich. Seit dieser Begebenheit ist er erloschen und seine Wiederherstellung nicht zu erwarten. Die Kleidung war schwarz mit Kragen, Capuze und Gürtel. E.

Forbisher (Martin), s. Frobisher.

† Forkel. Sein Tod erfolgte zu Göttingen den 20. März 1818.

Format, s. Bücherformat.

* Forst, derjenige Theil eines Waldes, der als ein geschlossenes Ganze für sich bewirthschaftet wird, also eine geschlossene Forstwirthschaft oder ungefähr das, was bei der Landwirthschaft ein Landgut ist. Der Verwalter derselben heißt Förster, daher auch die Benennung Försterei. Die dabei angestellten Personen heißen Forstbediente, richtiger aber Forstdiener; sie sind Unterförster, Zeichenschläger, Holzläufer oder Holzwächter, öfters auch Fußknechte genannt. Nicht selten bezeichnet man mit dem Namen Forst den Wald, oder überhaupt Grundstücke, die zum Holzwuchse bestimmt sind. Das vorhandene Holz heißt der Forst- oder Holzbestand, so wie die nach gewissen Regeln begränzten und gewöhnlich nach Nummern bezeichneten Theile Forstreviere, Reviere oder auch Schläge, Holzschläge. Stellen, auf denen in einem Forste kein Holz steht, heißen Blößen, im Gegensatz von bestandenen, d. i. wo gehöriger Holzwuchs ist. Dieser besteht entweder aus Nadelholzarten (Schwarzwald) oder Laubholzarten (lebendiges Holz). Sie werden weiter eingetheilt in Ober- und Unterholz. Jenes gibt stämmige Bäume, die eine gewisse Reihe Jahre zur verlangten Stärke heranwachsen müssen, ehe sie abgetrieben werden können. Unterholz heißt dasjenige, welches nur einige Jahre wächst, ehe es geschlagen, d. i. abgehauen wird, und heißt darum auch Schlagholz. Es gibt nur Reisig, Stangen und selten Scheitholz. Den Namen Unterholz führt es, weil es gegen das Oberholz, das auch Hochwald heißt, niedrig oder in Ansehung der Länge unter demselben bleibt. In manchen Gegenden nennt man das Unterholz auch Buschholz. Nicht selten werden beide auf einem und demselben Schlage unter einander gehalten. An sich sind im Unterholze oftmals dieselben Holzarten befindlich, aus welchen das Oberholz besteht, nur mit dem Unterschiede, daß letzteres zum vollwüchsigen Stamme auswächst, und der Stock davon nachher gerodet wird, hingegen das Unterholz in einem Alter geschlagen wird, in

welchem es fähig ist, aus der Wurzel wieder auszuschlagen, d. h. Stammplatten, Schößlinge zu machen. Doch gibt es allerdings eine Menge Straucharten, z. B. Haseln, Schwarzdorn, Weißdorn, Hartriegel u. a., die nie zum Baume heranwachsen, und so von Natur zum Unterholze bestimmt sind. — Ein Forst hat seine Gerechtsame, Forstrecht, Forstordnung, Forstregel. Der Forstnutzen besteht theils im Holzgewinn, theils in sogenannten Nebennutzungen, wozu vorzugsweise das Wild oder die Jagd gehört; beträchtlich pflegt auch öfters die Mast in Buchen und Eichenrevieren zu seyn. Streu- und Laubharken, so wie Viehweiden im Forste, sind demselben mehr nachtheilig als nützlich. Dasselbe ist auch vom Harzscharren zu behaupten. — Faßt man Alles unter einen gemeinschaftlichen Namen, was den Forst insbesondere oder auch nur darauf beziehend betrifft, so bedienen wir uns der Benennung Forstwesen. Dieses hat seine Geschichte und Wissenschaft. Wird solche systematisch aufgestellt, so heißt sie die Forstwissenschaft, ausgeübt aber die Forstwirthschaft; jene macht also die Lehre und diese das Gewerbe aus. (S. Forstwesen.)

Forstwesen. Dasselbe ist erst in neuerer Zeit zu dem geworden, was es jetzt ist. Die bis dahin bedachtlose Wirthschaft in öffentlichen und Privathölzern erregte, bei wachsender Bevölkerung und gefühlter Abnahme des Holzes, in der andern Hälfte des 18ten Jahrhunderts die Aufmerksamkeit auf die entblößten Wälder. Unglücklicher Weise verfiel man aber darauf, den Jagdbeamten, die bisher Lustdiener der Fürsten gewesen waren, beiläufig die Forstwirthschaft zu übertragen. Doch siegte die gute Sache, und ehe noch ein halbes Jahrhundert verstrich, waren nicht nur Forstämter geschaffen, sondern auch zur Bildung junger Forstmänner Institute und selbst Akademien errichtet. Die erforderlichen Kenntnisse verbreiteten sich in manchen Ländern ziemlich schnell, und dieses Fach konnte alsbald tüchtige Männer aufweisen, wie einen Beckmann, Burgsdorf, Hartig, Laurop u. A. Der Staat verwandte um so lieber bedeutende Summen auf forstwirthschaftliche Unternehmungen, als die Forste selbst immer mehr ansehnliche Revenüen in die Casse lieferten. Die Früchte dieses verbesserten Systems haben sich in den holzarmen Ländern (denn in den holzreichen geht es immer noch üppig und sorglos zu) trefflich ergeben, und in Verbindung mit den auf andere Brennmaterialien und auf sparende Feuerung gewendeten Bemühungen doch soviel gewirkt, daß wir und die Nachwelt vor dem Erfrieren sicher sind. Das Holzbedürfniß jedes Staats erstreckt sich auf Nutzholz und auf Brennholz. Beides sind hohe Staatsbedarfe, weil ein Theil jeder Wohnung nothwendig aus Holz besteht, und weil da, wo die Surrogate nicht so reichlich vorhanden sind, wie Torf und Steinkohlen in Holland und England, doch Holz das vorzüglichste Brennmaterial bleibt. Beide gleichgeordnete Bedürfnisse dem Lande zu sichern, sind gegenwärtig die Hauptzwecke der Forstwirthschaft. Für beide gleich dienlich, cultivirt man den sogenannten Hochwald. Dieser besteht theils aus Nadel- oder Schwarzholz, theils aus Laubholz. Beim erstern ist die Cultur und Benutzung hauptsächlich auf Stammholz gerichtet. Man theilt die Nadelhölzer gewöhnlich in 50 — 60jährige Schläge für das Brennholz ein, wohingegen für das Bauholz ältere Schläge von 80 — 100 und 120 Jahr aufgehoben werden, und schlägt, wenn die Reihe daran kommt, Stamm für Stamm weg, rottet dann die Stöcke aus (welche die so-

enannten Stockscheite und Stockklaftern, die Stämme aber die Koch-
heite, Böttcherscheite rc. geben), und muß die Schläge in solche Lage
u richten suchen, daß der gewöhnlich zur Samenzeit streichende Wind
on dem nächststehenden erwachsenen Schlage den Samen in das hier-
u durch Hacken und leichtes Pflügen aufgerissene Erdreich des abgetrie-
enen Schlages verstreue und so die Saat der Natur gedeihe. Dieses
lufreißen des Bodens geschieht im Eintritt des Frühjahrs, wo der geflü-
elte Samen der Schwarzhölzer die Capseln verläßt. Sind Boden und
Vitterung günstig, so bedarf es keiner Nachhülfe im Säen, doch oft
auß man aus freier Hand nachsäen, und wenigstens die Lücken ergän-
en. Das Anpflanzen einzelner Nadelbäume ist bei den gewöhnlichen
Gattungen, Tanne, Fichte und Kienbaum, selten von Nutzen, —
ie Bäume verbutten leicht, und ein einmal so zurückgebliebener Stamm
vird seine krüppelhaften Verhältnisse nicht los. Die Massen des
Schwarzholzes müssen, wie gesagt, einander selbst treiben und halten;
ie alten starken Schläge müssen die jüngern und schwächern schützen,
nd alles muß in der Regel bleiben und weggenommen werden, sonst
nachen sich ärmliche, dünne Holzlohden und oft ganz kahle Striche.
Daher kommt es, daß in manchen Gegenden auf großen Plätzen, Berg-
öhen und Rücken, welche in alten Zeiten dicht bewachsen waren, jetzt
eine Anpflanzung gedeihet, weil es an schützenden Nachbarhölzern fehlt.
Der Hochwald des Laub- und grünen Holzes muß nach ganz
ndern Grundsätzen gehegt und behandelt werden. Gewöhnlich verbin-
et man ihn mit Buschholz, und theilt ihn ebenfalls in Schläge
der Haue ein, welche nach Maßgabe des Wuchses und des Be-
arfes 8 — 20 Jahre wechseln. Kommt der Hau an die Reihe, so
immt man alles Buschholz rein weg, hingegen von den ausgewach-
enen Hochbäumen nur eine verhältnißmäßige Zahl, und ersetzt diese
heils durch stehengelassene Aufschößlinge (sogenannte Laßreiser),
heils durch verschonte junge Bäume (sogenannte Vorständer), so
aß immer eine richtige Proportion bleibt, und der Hau, wenn ihn
vieder die Reihe trifft, so wohl ausgewachsene, als in gehörigen Ab-
ufungen auf- und nachwachsende Holzbäume hat. Die harten und
veichen Holzarten erfordern hier sehr verschiedene Dispositionen. Die
Eiche verlangt zur Ausbildung wenigstens 120, ja 150 — 200 und
00 Jahre. Die Buche und Ulme verlangen 80 — 100 Jahre; Esche,
horn, Birke, Eller und Linde 60 — 70 Jahre, und selbst die weich-
en Holzarten als Pappel und Weiden, die Espe (Populus
emula L.) ausgenommen, die nicht über 30 J. alt werden darf,
heischen ein Alter von 40 — 50 J., wenn sie tüchtige Scheite oder
ich Bauholz geben sollen. Man muß sich sehr hüten, daß man auf
lchen Hauen nicht zu viel Hochbäume lasse und erziehe, weil sonst
as darunter stehende Buschholz sich verzehrt und verkrüppelt, und
an am Ende von beiden Arten nichts Vorzügliches hat. Alle Hoch-
ume, einer mehr wie der andere, z. B. Eiche und Buche, so
e Birke und Eller, nähren sich auf Kosten der dem Schafte nahe
henden Gesträuche, und dulden nur niedere, keine hochstrebende
ngebungen; sie sind das Bild der volkverzehrenden Aristokratie.
Man hat daher die Frage aufgeworfen: ob es nicht besser sey, in
n Laubhölzern Hochwald und Buschholz ganz zu trennen?
as von Stämmen gereinigte Buschholz wächst in lustiger und üp-
ger Anarchie empor und in einander hinein, wie eine nomadische
erde, und gewährt bei gutem Boden Haue von nur 10 — 12jäh-

rigem Umtriebe, liefert aber freilich weder Bau- noch Nutzholz, als etwa Stangen, Reifstäbe und Flechten. Offenbar aber gewährt Buschholz, wo guter Holzboden ist, den ergiebigsten Ertrag, weil man das Capital von 10 zu 10 Jahren nutzen kann, beim Hochwalde indeß 30, 40, 50 und 100 Jahre warten muß. Am besten gedeihen als Büsche Eller, Esche, Birke, Hasel, Linde, Saalweide rc., kurz die weichern Holzarten, wiewol auch die harten Hölzer in den ersten Jahren ihres Wuchses nicht so langsam wachsen, als wenn sie im Stamme stehen. Man pflanzt oder säet den Busch gewöhnlich nicht, sondern läßt aus dem abgehauenen Busche die jungen Schößlinge erwachsen. Alle diese in einander oft störend eingreifenden Vortheile nach Maßgabe des Staatsbedarfs zu erlangen, ist nun der Zweck öffentlicher, wie auch bei der größern Privatforstwirthschaft, wohingegen geringere Eigenthümer und fast die mehrsten Landwirthe nach ihren Verhältnissen und so wirthschaften mögen, daß ihr gesammter landwirthschaftlicher Zweck vorherrsche. Darum ist auf die einzelnen Bäume und kleinen Hölzer in den Fluren, an Wassern und Wiesenrändern eine Forstwirthschaft nicht anwendbar. Der Landwirth schlägt Bäume weg, die noch nicht schlagbar sind, wenn sie seinen Grundstücken zum Schaden stehen; er schneidet sie, um leichtes Feuerholz zu haben, wenn er auch den Stammwuchs dadurch stört, kurz, er hat nur seinen ökonomischen Nutzen vor Augen.

*Fortification ist die Befestigungskunst. (S. d. Art.) Sie zerfällt in die Feldverschanzungskunst (Fortification passagère), welche den Bau der Feldschanzen, d. h. einfacher, größtentheils bloß aus Erde gebauter, auf eine kurze Dauer berechneter, Werke angibt und in Festungsbaukunst (Fortification royale oder permanente), welche die Anlage fester Plätze, deren Dauer auf Jahrhunderte berechnet ist, lehrt. Ein Mittelding zwischen beiden ist die Fortification provisoire, welche Städte so zu befestigen angibt, daß sie auf die Dauer eines Feldzugs die Stelle der Festungen vertreten können. Auf diese Art war 1808 Saragossa, 1813 Wittenberg und Aken befestigt. Die Werke, welche in der Feldverschanzungskunst vorkommen, sind Fleschen, Redouten, Sternschanzen, Forts mit halben und ganzen Bastionen, Blockhäuser, Verhaue, befestigte Häuser, Dörfer und Städte. Außer den letztgenannten 5 Gattungen sind die Schanzen mit einer Brustwehr, die in der Regel nicht unter 7 Fuß hoch und unter 8 tief seyn darf, und mit einem 9 — 12 Fuß tiefen und eben so breiten Graben umgeben. In letzterem und jenseits desselben befinden sich gewöhnlich künstliche Hindernisse, um die Annäherung des Feindes zu erschweren, und ihn wenigstens möglichst lange im stärksten Feuer der Schanze aufzuhalten. Solche Hindernisse sind der Vorgraben (ein zweiter, dem ersten ähnlicher Graben), das Glacis, der bedeckte Weg, die Pallisaden, spanischen Reuter, Sturmpfähle, die Wolfsgruben, Verhaue von Bäumen und Dorngebüsch, Eggen, Ueberschwemmungen, Fladderminen, kleine Pfählchen, Fußangeln, u. a. m. Dörfer werden durch einzelne Schanzen, die man an die wichtigsten Punkte des Umrisses legt, und durch Verhaue oder andere Hindernisse verbindet, verschanzt; Städte auf dieselbe Art, nur daß man noch die etwa vorhandenen Stadtmauern mit ihren Thürmen zur Vertheidigung benutzt. Einzelne Häuser werden durch Verrammelung der Thüren und Fenster, durch in diese Blendungen eingeschnittene Schuß-

spalten und durch Benutzung aller Vorsprünge zu einer Seitenvertheidigung zur Gegenwehr geschickt gemacht. Die Hauptregeln, welche man bei der Anlage der Feldschanzen zu beobachten hat, dürften folgende seyn: 1. muß der innere Raum der Stärke der Besatzung angemessen seyn, so daß dieselbe nicht nur die ganze Brustwehr mit zwei oder im Nothfall wenigstens mit einem Gliede besetzen kann, sondern auch Raum hat, um bequem zu liegen. 2. Darf es vor der Schanze innerhalb des Kartätschenschusses keinen Punkt geben, der nicht von der Schanze aus gesehen und beschossen werden könnte. 3. Darf innerhalb des Kanonenschusses keine Höhe die Schanze dominiren; sollte dies indessen, wie es freilich sehr oft der Fall ist, wegen der Beschaffenheit des Bodens nicht zu vermeiden seyn, so muß doch die Brustwehr so weit erhöht werden, daß der überhöhende Punkt keine Einsicht in die Schanze hat. 4. Muß man jeden Theil der Schanze wo möglich nicht nur durch ein gerades, sondern auch durch ein flankirendes Feuer zu vertheidigen suchen, und zwar muß alsdann der Winkel, den der flankirende Theil mit dem flankirten macht, einem rechten so nahe als möglich kommen. 5. Darf kein ausspringender Winkel kleiner als 60° seyn. 6. Muß man die todten und unbestrichenen Winkel möglichst vermeiden. Den höchsten Triumph erreicht die Verschanzungskunst durch den Bau der verschanzten Lager, wo sie alle ihre Künste vereinigt und Schanzen jeder Art, vorzüglich aber das natürliche Terrain zu Hülfe zieht, um sie so stark als möglich zu machen. Die neuere Kriegskunst bedient sich indessen der verschanzten Lager seltener, als es ehemals gewöhnlich war, indem dieselben fast gänzlich außer dem Geiste des neuern Kriegs liegen. — Die Festungsbaukunst handelt fast ganz nach denselben Regeln, als die Feldverschanzungskunst, nur tritt in ihr das Princip der Seitenvertheidigung noch viel schärfer hervor, als in dieser, und es ist ihr Hauptgrundsatz, daß kein Stück Wall in einer Festung existiren darf, das nicht Seitenvertheidigung erhält und gibt. Andere wichtige Bedingungen einer guten Festung sind, daß sie keine zu starke Besatzung nöthig hat, daß das Terrain vorder die Annäherung des Feindes möglichst aufhält, und also entweder sumpfig oder sehr felsig ist, und daß man solche Begünstigungen des Bodens zur Ersparung von Werken benutzt. Dagegen ist es ein falsches Vorurtheil der Menge, die Stärke einer Festung nach der großen Anzahl ihrer Werke zu beurtheilen, im Gegentheil sind zuviel Werke, wie man sie besonders bei den holländischen festen Plätzen, und theilweise auch bei Magdeburg, Mainz und andern Orten findet, statt nützlich zu seyn, eher schädlich. Eben so nichtig ist die noch allgemeinere Meinung, daß eine Festung keinen Werth habe, wenn sie von nahe liegenden Höhen dominirt wird, es kömmt hier nur darauf an, die Werke so zu bauen, daß sie den innern Raum gegen feindliche Senkschüsse von jenen Höhen decken; daß dies, wenn auch nur dem geübten Ingenieur, möglich ist, beweisen Luxenburg, Jülich, Mainz, Coblenz und viele andere Festungen, die im Thale liegen, und dennoch so gebauet sind, daß keine der umliegenden Höhen Einsicht in die Stadt hat. Die nähere Einrichtung einer Festung ist übrigens schon in dem Art. Festung auseinandergesetzt worden, wie dort auch die Namen der Männer, die sich um die Fortification vorzüglich verdient gemacht haben, genannt sind. — Zu der Fortification zählt man endlich noch die Lehre des Festungskrieges, d. h. von dem Angriffe und der Vertheidigung einer Fe-

stung. Man unterscheidet gewöhnlich fünf Gattungen des Angriffs, nämlich 1. die Blockade (s. d. Art.), um die Festung auszuhungern; 2. den Ueberfall, wo man mit Lärm durch die Thore, durch unterirdische Communicationen, oder auf andern Wegen in die Festung eindringt. Hierbei wird ein schlechter Commandant oder eine nachläßige und schwache Besatzung vorausgesetzt. 3. Den brüskirten Angriff oder die Leitererſteigung (Escalade), welche dem Ueberfall ähnlich ist. Man ersteigt bei ihm die Wälle mit Leitern, ohne vorher die Laufgräben eröffnet zu haben. 4. Das Bombardement (s. d. Art.). 5. Den gewaltsamen Angriff oder die eigentliche Belagerung (s. d. Art.). Man verfährt hierbei gewöhnlich folgendermaßen. Nachdem das Belagerungscorps die Festung mit einer Vorpostenkette, um jede Zufuhr zu hindern, umgeben hat, das Belagerungsgeschütz, die dazu gehörige Munition und das nöthige Arbeitszeug angekommen ist, sucht man die schwächste Seite der Festung zum Angriff aus. 500 — 800 Schritte von den Spitzen des bedeckten Weges zieht man nun ziemlich parallel mit dem allgemeinen Umriß des Platzes einen halbenmondförmigen, gewöhnlich 1200 bis 2000 Schritt langen Graben, der 3 Fuß tief, 9 — 12 breit wird, und von dem man die Erde nach der Stadt zu auswirft. Dieser Graben heißt die erste Parallele. Aus ihm geht man nun zickzackförmig mit der Sappe auf einer Linie vor, welche die angegriffenen ausspringenden Winkel der Festung halbirt und die Capitale heißt. Bei der Anlegung dieses Zickzacks gilt die Regel, daß seine Verlängerung vorwärts auf kein Werk der Festung treffen darf, sondern immer außerhalb derselben vorbeischneiden muß. Dreihundert Schritt vor der Festung wird nun eine zweite Parallele angelegt, die gleiche Form mit der ersten hat, und sich nur dadurch unterscheidet, daß, statt des nach der Festung zu aufgeworfenen Erdhaufens, Schanzkörbe dort aufgestellt und mit Erde gefüllt werden. Man geht aus ihr nach derselben Regel, wie aus der ersten, vor, und baut, am Fuße des Glacis angekommen, dort eine dritte Parallele. Von da aus geht man mit doppelter Wendesappe auf der Capitale des angegriffenen Werks vor, rückt 50 — 60 Schritt an den ausspringenden Winkel heran, und bricht dort links und rechts mit einem Laufgraben 30 — 40° weit heraus, baut am Ende desselben, aus übereinander gesetzten Schanzkörben, eine Erhöhung, welche den bedeckten Weg dominirt und daher, mit Schützen besetzt, den Feind aus denselben vertreibt. Diese Erhöhung heißt der Trancheencachaline. Ist dies geschehen, so besetzt man den Kamm des Glacis mit gefüllten Schanzkörben, hinter welche man die Breschebatterien baut. Schon früher hat man Batterien mehrerer Art in den Laufgräben angelegt, nämlich in der ersten Parallele Ricochetbatterien (s. d. Art.) in der Verlängerung sämmtlicher angegriffnen, um diese der Länge nach durch hüpfende Schüsse zu evitiren und das dort aufgestellte Geschütz unbrauchbar zu machen. In der zweiten und dritten Parallele baut man die Demontirbatterien, welche gerade gegen die Schießscharten der Festung feuern, diese zu zerstören und dadurch auch das Geschütz der Festung zu treffen suchen. Außerdem werden in allen drei Parallelen Mörserbatterien angelegt, welche die angegriffenen Werke mit Bomben, die nähern aber mit einem Haufen kleiner Granaten und Steine überschütten, und so die Besatzung von den Werken vertreiben. Die Geschütze aber der Breschebatterien endlich zertrümmern die Futtermauer des Walles, und

bringen denselben in einen Zustand, daß er von den Belagernden ohne Leitern gefahrlos erstiegen werden kann. Während dies geschieht, schreitet man zu dem Grabenübergang. Man gräbt nämlich einen unterirdischen 5 — 8 Fuß breiten und eben so hohen bedeckten Gang bis auf die Sohle des trocknen und den Wasserspiegel des nassen Grabens, bricht dort durch die Futtermauer der Contrescarpe, und geht über den trocknen Graben in einem auf beiden Seiten durch Schanzkörbe bedeckten Gang, über den nassen aber auf einer aus Faschinen, Flößen, Tonnen und dergl. gebauten Brücke, die ebenfalls auf einer oder beiden Seiten durch Brustwehren gedeckt ist. Ist man nun so an dem Fuße der Bresche angekommen, so erfolgt der Sturm durch die ausgesuchtesten Truppen des Belagerungscorps. Gelingt er, und findet man hinter der Bresche einen verschanzten Abschnitt des Feindes, so legt man auf dem Gipfel derselben eine neue leichte Verschanzung an, in welche man Geschütz bringt, und so auch den letzten Abschnitt zerstört und die Besatzung zur Capitulation zwingt. Die Schwierigkeiten einer Belagerung mehren sich, wenn bie Festung Minen hat. Man muß alsdann zu demselben Mittel schreiten, und den Platz mit Minen aufwerfen, welche zwar die des Feindes immer zerstören, deren Bau aber so viel Zeit kostet, daß die Belagerung dadurch um mehrere Wochen verlängert wird. Die Vertheidigung einer Festung muß man vornehmlich darauf beschränken, das Geschütz wo möglich bis zum letzten Augenblick im Stande zu erhalten, und das Fortschreiten des Feindes Schritt vor Schritt zu hindern. P.

Foscolo (Ugo), ein berühmter italienischer Dichter und Schriftsteller unsrer Zeit, geboren auf der Insel Zante, gegen das J. 1772. Er trat zu Venedig zuerst, ungefähr im Jahr vor dem Fall dieser Republik, als dramatischer Dichter mit seinem Thyestes auf, bei dem ihm die Einfachheit und Strenge Alfieri's und der Griechen zum Muster gedient hatten. Gegen den Beifall, den das Publicum diesem Werke ertheilte, trat er selbst mit einer strengen Kritik auf. Als Buonaparte die alte Verfassung Venedigs stürzte und eine Demokratie einführte, zeigte sich Foscolo als einen eifrigen Anhänger der Grundsätze der französischen Revolution; seine Hoffnung aber, einen bedeutenden Platz in der neuen Republik einzunehmen, wurde durch die Abtretung Venedigs an Oesterreich vereitelt. Seinen Geist zu beschäftigen, schrieb er einen, durch glühende Leidenschaft ausgezeichneten Roman, unter dem Titel: Ultime lettere di Jacopo Ortis (Mailand 1802). Man erkennt darin allerdings eine Nachahmung des Werther; indeß ist es wohl weniger die Liebe, als die dem Werke durchgängig eingewebten politischen Beziehungen und ein gewisser trüber Patriotismus, wodurch es die Italiener so allgemein und mächtig ansprach. Dabei verdient es von Seiten der Sprache großes Lob. Foscolo begab sich nach Mailand, wo sein Freund, der General Pino, ihm eine militärische Anstellung verschaffte. Hier schrieb er 1803 in der Form eines gewaltigen Commentars über das von Catull übersetzte Gedicht des Callimachus auf das Haupthaar der Berenice, eine Satire gegen verschiedene Gelehrte. Als einige französische Truppencorps nach Frankreich zurückkehrten, benutzte Foscolo diese Gelegenheit, Paris zu besuchen. Nach seiner Rückkehr ließ er 1807 ein kleines Gedicht, betitelt Dei Sepolcri, erscheinen, worin er die Mailänder sehr übel behandelt. Die Kritik dagegen tadelte mit Recht seine Verse als rauh und ohne Wohlklang. Darüber er-

zürnt, beschloß er eine andre Bahn zu betreten. Er unternahm die Bearbeitung und Herausgabe der Werke Montecuccoli's, nach den Originalhandschriften, ein gewiß verdienstliches Unternehmen, das er aber nicht ganz zur Zufriedenheit der Kenner ausführte, die ihm Mangel an gründlicher Kenntniß der Kriegskunst, und eine zu große Keckheit im Ausfüllen der in den Handschriften vorhandenen Lücken vorwarfen. Mit Monti, dessen Freund und selbst Vertheidiger Foscolo gewesen, zerfiel er dadurch, daß er, als jener seine Uebersetzung der Ilias herauszugeben im Begriff war, ebenfalls mit einer Uebersetzung der ersten Gesänge der Ilias hervortrat, und sie zugleich mit Abhandlungen begleitete, die offenbar gegen Monti gerichtet waren. Man glaubt, daß er dieselbe Absicht mit seinen beiden Tragödien Ricciarda und Ajace hatte. Die Regierung aber, die hier noch andre Beziehungen finden wollte, befahl ihm, Mailand zu verlassen. Um den Schein der Verbannung von ihm abzuwenden, sandte ihn sein Freund Pino mit angeblichen Aufträgen nach Mantua. Hier lebte er bis zur Entthronung Napoleons. Mit großem Eifer sprach er damals für die Unabhängigkeit Italiens, und machte sich, als Murat seinen Kriegszug unternahm, den Oesterreichern so verdächtig, daß er es gerathen fand, Italien zu verlassen. Er gieng nach der Schweiz, dann nach Rußland und lebte 1817 in London.

Fracastoro (Geronimo), einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, war 1483 zu Verona geboren. Seine Mutter erschlug, als sie ihn eben im Arme trug, der Blitz, ohne daß er dabei im mindesten verletzt wurde. Von seinem Vater empfieng er eine treffliche Erziehung, und widmete sich zu Padua mit großem Eifer den Studien, vornämlich den mathematischen, philosophischen und medicinischen. In einem Alter von neunzehn Jahren ward er Professor der Logik zu Padua. Als aber hier der Krieg den Unterricht unterbrach, folgte er einem Ruf auf die neu errichtete Universität zu Pordenone in Friaul, wo er einige Zeit seiner Neigung zur Poesie folgte und durch die Herausgabe seines Gedichts de Syphilitide bald seinen Namen durch ganz Italien bekannt machte. Von da kehrte er in sein Vaterland zurück, bezog ein Landhaus bei Verona und lebte hier in der Zurückgezogenheit. Den Kranken, die zu ihm strömten, ertheilte er Rath und Hülfe, und zugleich beschäftigte er sich mit Abfassung seiner Werke. Paul III. ernannte ihn zum Archidiaconus und zum ersten Arzt beim tridentinischen Concilium. In letzterer Eigenschaft trug er dazu bei, daß dies Concilium nach Bologna verlegt wurde, indem er die 1547 in Trient herrschende Krankheit für eine ansteckende erklärte. Er starb im J. 1553. Seine Landsleute ehrten sein Andenken durch eine Marmorstatue; sein Freund Ramusio ließ ihm eine Statue aus Bronze in Padua errichten. Fracastoro hat in der Philosophie, Astronomie, Medicin und Poesie geglänzt. Von seinen Schriften ist die berühmteste das oben genannte Gedicht, unter dem Titel Syphilidis sive morbi gallici libri tres. Mehrere Kritiker haben es hinsichtlich des Reichthums der Versification, des Adels der Gedanken, der Eleganz des Ausdrucks und der Lebhaftigkeit der Bilder, der Georgica des Virgil an die Seite gesetzt. Seine sämmtlichen Werke erschienen gesammelt zuerst zu Venedig 1555 und sind mehrmals aufgelegt worden. Die Ausgaben des 17. Jahrh. sind die vollständigsten. Menken hat einen Commentar über Fracastoro's Leben und Werke geschrieben, Leipzig 1731.

Franciscaner oder Minoriten, mindere Brüder (Fratres minores), wie ihr Patriarch sie zum Zeichen der Demuth nannte,

heißen alle Glieder des geistlichen Ordens, den der h. Franciscus von Assisi 1208 durch Sammlung einiger Schüler seiner Mönchstugenden bei der Kirche Porticella oder Portiuncula zu Assisi stiftete (s. Franz von Assisi). Erniedrigung zur äußersten Armuth und Entbehrung aller feineren Sinnengenüsse sollte sein Ruhm, Fleiß in der von den Weltgeistlichen damals sehr vernachläßigten Seelsorge sein Verdienst um die Kirche, Gelehrsamkeit und Geistesbildung aber ihm fremd seyn. Daher verbot Franciscus seinen Minoriten, das mindeste Eigene zu haben, und bestimmte sie in den 1210 und 1235 vom Papst bestätigten Ordensregeln zum Betteln und Predigen; der Papst aber ertheilte dieser neuen Gattung von Mönchen die als Privilegien der Bettelorden (s. Orden) bekannten, für Staat und Kirche gleich bedenklichen, großen Vorrechte, vermöge deren sie die Welt durch Betteleien aller Art in Contribution setzen, die Parochialrechte als Prediger, Beichtväter und Meßpriester beeinträchtigen, päpstliche Ablässe, die ihrer Stammkirche (daher Portiuncularablaß) reichlicher als irgend einem andern Orden geschenkt wurden, verhandeln, und ihre in Alles sich einmischende Thätigkeit unmittelbar unter der Autorität ihrer Obern und des Papstes, jeder weltlichen und geistlichen Obrigkeit zum Trotz, über die Länder der Erde ausdehnen durften. Der Orden wuchs mit unglaublicher Schnelligkeit; bald zählte er Tausende von Klöstern, die, ohne Geld gegründet, dem Aberglauben und der Mildthätigkeit ansehnliche Reichthümer verdankten. Die Nothwendigkeit, dem Orden Glanz und Ansehen zu geben, mußte nun Milderungen der Regel entschuldigen; die Lebensart wurde üppiger, und gelehrte Bildung als ein wirksames Mittel der Herrschaft über die Menschen zugelassen, geistreiche Minoriten, wie Bonaventura, Alexander von Hales, Duns Scotus, Roger Bacon u. a. m. rechtfertigten durch ihre Verdienste um die scholastische Philosophie das Eindringen ihrer Ordensbrüder in die Lehrämter an den Universitäten. So erhielten sie, gestützt auf die Beweisgründe ihres Lehrers Duns Scotus, als Streiter für die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria, eine gewichtvollere Stellung gegen die stolzen Dominicaner, und reichlichen Zündstoff in dem langen Kampfe, den der Ordensneid zwischen den Scotisten (Franciscanern) und Thomisten (Dominicanern) anfachte und bis in die neuern Zeiten unterhielt. Vergl. Dominicaner und Thomas von Aquinum.) Mit diesen, ihren natürlichen Nebenbuhlern, haben sie als Gewissensräthe, Regierungsgehülfen und politische Agenten der Fürsten, vom 13. bis in das 16te Jahrhundert, ganz im Widerspruch mit ihrem damaligen deutschen Namen Nullbrüder die Herrschaft über die christlichen Völker getheilt, und, endlich von den Jesuiten verdrängt, durch kluge Verträglichkeit mit den letztern mehr, als die Dominicaner, von ihrem alten Einfluße zu behaupten gewußt. Franciscaner gelangten häufig zu den höchsten Kirchenämtern, die Päpste Nicolaus IV., Alexander V., Sixtus IV. und V. und Clemens XIV. waren aus ihrem Orden. Solchen gelehrten und politischen Glanz sahen jedoch die Eiferer für die Beobachtung des Buchstabens der alten Ordensregel stets als Folgen einer ungewissenhaften Abweichung von demselben an, und bildeten daher die besondern Congregationen der Cäsariner und Cölestiner oder Franciscaner Eremiten noch im 13. Jahrhundert, der Spiritualen, Clareniner, Amadeisten im 14. Jahrhundert, welche, obwohl meist mit Gewalt unterdrückt, den Geist der Opposition und innern Uneinigkeit im Orden durch ihre Reste fortpflanzten, bis

sie in der, 1368 bei Foligni in Italien vom heil. Paulus gestifteten und durch Wiederherstellung der vom Stifter vorgeschriebenen vollkommenen Armuth und Strenge in der Lebensart ausgezeichneten, Congregation der Soccolanti (Sandalenträger, Baarfüßer) einen Vereinigungspunkt fanden. Diese Congregation wurde erst vom Papste, dann auch von dem Concilium zu Costnitz 1415, als ein besonderer Zweig des Franciscanerordens, unter dem Namen „Observanten, mindere Brüder von der Observanz" anerkannt, und behielt bei der Ausgleichung, durch welche Leo X. 1517 die bisherigen Streitigkeiten der verschiedenen Parteien niederschlug, die Oberhand. Seitdem ist der Observantengeneral (Generalminister (Minister oder Diener nennen die Minoriten aus Demuth ihre Obern) des ganzen Ordens, und der Superior der Conventualen oder Minoriten von der gemilderten Regel, welcher nur den Titel Generalmagister führen darf ihm untergeben. Unter den Observanten sind im 16ten und 17ten Jahrhundert neue Formen im Punkte der Armuth und Kasteiung des Leibes entstanden, zufolge deren sie sich nach den verschiedenen Graden der Verschärfung ihrer Regel in regulirte, strenge und strengste eintheilen. Die regulirten wurden in Frankreich Cordeliers (Strickträger wegen ihres Gürtelstricks mit Knoten), anderwärts Soccolanti, Observantiner genannt, unter welchem Namen sie in Italien, der Schweiz, der pyrenäischen Halbinsel und Amerika, noch bestehen. Zu den strengen Observanten gehören die Baarfüßer in Spanien und Amerika, die Verbesserten (Riformati) in Italien und die ehemals in Frankreich blühenden Recollecten, d. h. Eingezogenen, weil sie bloß der Meditation ergeben waren, und durch ihre dienenden Brüder Almosen sammeln ließen. Die strengsten sind die Alcantariner nach der Reform Peters von Alcantara mit ganz bloßen Füßen; man findet sie noch häufig in Spanien und Portugal, selten in Italien. Sämmtliche Zweige der Observanten machen unter ihrem gemeinschaftlichen Generale, zwei Familien aus: die cismontanische mit 66 jetzt meist sehr schwachen Provinzen in Italien, Oberdeutschland, wo die Klöster theils eingegangen, theils durch die Regierungen vom Generale getrennt worden sind, in Ungarn, Polen Palästina und Syrien, die ultramontanische mit 81 Provinzen in Spanien, Portugal und den fremden Welttheilen; die bekanntlich eingegangenen französischen und nordischen Provinzen sind von dieser Zahl abzurechnen, die übrigen aber größtentheils in Amerika, Asien Afrika und den Inseln zu suchen wo nur diejenigen kleineren Gesellschaften von Franciscanerklöstern, die noch blos als Missionsplätze unter den Heiden betrachtet werden, Präfecturen heißen. Die viel schwächere Congregation der Beschuheten oder Conventualen hatte vor der französischen Revolution in 30 Provinzen gegen 100 Klöster und 15000 Mönche; jetzt findet man sie nur noch hie und da im südlichen Deutschland, der Schweiz und Italien, wo sie Lehrämter bei den Universitäten bekleiden: denn nur sie beschäftigen sich mit den Wissenschaften und unterlassen das Betteln. Die graue wollene Kutte mit einem Stricke um den Leib, an dem ein knotiger Geißelstrick hängt, haben alle diese Zweige des Franziscanerordens gemein: ihre Capuze ist rund und kurz. Eine lange und spitzige Capuze und ein langer Bart sind die einzigen besondern Merkmale der sonst in der Regel und Lebensart den strengen Observanten ganz ähnlichen, nur noch rohern und schmutzigern Capuziner, welche Matthäus von Bassi 1528 als eine

für sich bestehende Congregation der Minoriten stiftete. Seit 1619 haben sie einen eigenen unabhängigen General, und sowohl in Europa als durch ihre Missionen in Amerika und Afrika solchen Zuwachs erhalten, daß sie im 18. Jahrhundert 1700 Klöster und 15000 Glieder in 50 Provinzen zählten. Sie sind als possenhafte Bußprediger und herumschweifende Bettler bekannt genug. Nonnen seines Ordens sammelte der heil. Franciscus selbst schon 1209 und nannte sie arme verschlossene Frauen, auch Damianistinnen, nach ihrer Stammkirche zu St. Damian in Assisi; später wurden sie nach der heil. Clara, ihrer ersten Priorin, Clarissinnen genannt und theilten sich, wie der erste Orden, nach den verschiedenen Graden der Strenge ihrer Regel, in mehrere Zweige. Dahin gehören drei Gattungen Urbanistinnen, die ihre Regeln vom Papst Urban IV. haben, die heil. Isabella (Tochter Ludwigs VIII. von Frankreich), welche 1260 für sie das Kloster Longchamps bei Paris stiftete, als ihre Mutter verehren, und zum Theil auch betteln dürfen; die Capucinerinnen, die unter den Capucinern stehen, die Alcantarinnen und Clarissinnen oder Baarfüßerinnen, von der strengsten Observanz, welche jetzt am schwächsten sind. Diese Nonnen heißen insgesammt auch Franciscanerinnen, stehen theils unter der Aufsicht des ersten Ordens, theils unter den Bischöfen, haben mit Ausnahme der Bestimmung zur Seelsorge die Regel der Mönche, und zählten im 18. Jahrhundert zusammen 28000 Individuen in 900 Klöstern. Sonst erhielten sie Bettelbrot von den Mönchen, jetzt leben sie von den Besitzungen ihrer Klöster. Der heil. Franciscus stiftete 1221 auch einen dritten Orden für Weltleute beiderlei Geschlechts, die es bleiben wollten, und doch einige leichtere Beobachtungen und den Gürtelstrick von den eigentlichen Minoriten annahmen. Diese Tertiarier waren schon im 13ten Jahrhundert sehr zahlreich und entstanden überall, wo Franciscaner hinkamen. Menschen von allen Ständen traten dazu. Aus ihnen gingen nicht nur ketzerische Verbrüderungen, wie die Fraticellen und Begharden, sondern auch 1287 die regulirte Congregation förmlicher Mönche des dritten Ordens der Minoriten von der Buße hervor, die in Frankreich Picpuoes genannt wurden, sich zu den Observanten hielten, jetzt aber nicht mehr existiren. Die Gesammtzahl aller Franciscaner und Capuciner belief sich im 18ten Jahrhundert auf 115,000 Mönche in 7000 Klöstern. Jetzt dürfte sie kaum die Hälfte betragen, da dieser Orden in Frankreich und in den meisten Ländern Deutschlands, zum Theil auch in Oberitalien ganz aufgehört hat, in den österreichischen Staaten keine Novizen mehr annehmen darf, und unter Murat auch in Neapel viele Klöster verlor. Die Erhaltung der noch vorhandenen ist im neuesten Concordat mit Neapel ausdrücklich gedacht. In Spanien, Portugall und den Colonien außer Europa blüht der Orden noch auf die alte Weise; Amerika ist sein Paradies; in Jerusalem bewacht er das h. Grab; veredelt zeigt er sich in der catholischen Schweiz, wo die Franciscaner von beiden Geschlechtern sich zweckmäßig mit Unterricht und Erziehung der Jugend beschäftigen. E.

Franciscus (St.), s. Franz von Assisi.

François de Paule, s. Franz von Paula.

Franken, Fränkischer Kreis, war einer von den zehn Kreisen, in welche Deutschland vor der 1806 erfolgten Auflösung der deutschen Reichsverfassung eingetheilt war, und begriff einen der schönsten Striche Deutschlands, vom Main von Osten nach Westen durch-

flossen, zwischen Schwaben, den Rheinlanden, Sachsen, Böhmen und Baiern, ungefähr 490 Quadratmeilen groß und mit 1,500,000 Menschen, sehr fruchtbar an Getraide, Wein und Obst, wo Gartenbau und Viehzucht sehr blühend sind. Die Bestandtheile dieses Kreises waren: die Hochstifte Bamberg, Würzburg und Eichstädt; das Deutsche-Ordens-Meisterthum Mergentheim; die Fürstenthümer Anspach, Baireuth und Hohenlohe; die gefürsteten Grafschaften Henneberg und Schwarzenberg; die Grafschaften Castell, Werthheim, Rieneck, Erbach und Limpurg; die Herrschaften Seinsheim, Reichelsberg, Wiesentheid, Welzheim, Hausen und Speckfeld; und die freien Reichsstädte Nürnberg, Rothenburg ob der Tauber, Schweinfurt, Weißenburg und Windsheim. Jetzt besitzt der König von Baiern den bei weitem größten Theil Frankens, gegen 430 Quadratmeilen und 1,200,000 Einwohner, nämlich Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Anspach, Baireuth, Schwarzenberg, einen kleinen Theil von Hohenlohe, Castell, Rieneck, Seinsheim, Reichelsberg, Speckfeld, Wiesentheid, Nürnberg, Rothenburg, Windsheim, Schweinfurt und Weißenburg. Diese Lande gehören jetzt zu dem Regen-, Rezat-, Ober- und Untermainkreis des Königreichs Baiern. Wirtemberg besitzt von den fränkischen Ländern: Mergentheim, Hohenlohe, Limpurg, Welzheim und Hausen, welche zu dem Jaxtkreise des Königreichs Wirtemberg gehören. Baden besitzt die Grafschaft Werthheim, jetzt zum Main- und Tauberkreise des Großherzogthums Baden gehörig; Hessen-Darmstadt besitzt die jetzt zum Fürstenthum Starkenburg des Großherzogthums Hessen gehörige Grafschaft Erbach. In die gefürstete Grafschaft Henneberg theilen sich Preußen (dessen Antheil zum erfurter Regierungsbezirk der Provinz Sachsen gehört), Churhessen und die großherzoglich- und herzoglich-sächsischen Häuser. Die wichtigsten Städte Frankens sind: Nürnberg, Würzburg und Bamberg. Bekannt sind die zwei Universitäten Würzburg und Erlangen. Die Universitäten zu Bamberg und Altdorf hingegen sind aufgehoben.

*Frankfurt am Main, eine von den vier freien Städten des deutschen Bundes, die von der großen Menge der deutschen Reichsstädte allein ihre Unabhängigkeit gerettet haben, ist als Sitz des deutschen Bundes, und durch ihren Handel, Industrie, Reichthum, Cultur und ihre schönen Umgebungen, eine von den sehenswerthesten Städten Deutschlands. Sie liegt in einer reizenden Gegend, in einem weiten Thale des Mains, welches lebhafte, mit Alleen besetzte Kunststraßen in allen Richtungen durchschneiden und prachtvolle Land- und Gartenhäuser, schöne Lustgärten, reiche Kornfluren und treffliche Obst-, Gemüse- und Weingärten schmücken. Frankfurt breitet sich am rechten Ufer des Mains aus, über welchen ansehnlichen und mit Schiffen bedeckten Fluß eine 380 Schritt lange, auf 14 Bogen ruhende steinerne Brücke führt, und es mit dem auf der linken Mainseite liegenden Sachsenhausen verbindet, welches mit Frankfurt eine Stadt ausmacht. Sonst hatte die Stadt Festungswerke und enge finstere Thore; jetzt sind statt der letztern bloß eiserne Gatterthore angebracht, neben welchen schöne Wacht- und Zollhäuser stehen, die Festungswerke sind alle niedergerissen, die ausgetrockneten Gräben mit Baumpflanzungen versehen, die Wälle geebnet und theils mit schönen Häusern und Straßen besetzt, theils zu trefflichen Anlagen im englischen Geschmacke benutzt, welche die angenehmsten Lustgänge und mannichfaltige Abwechselungen darbieten. Durch diese neue Einrichtung hat sowohl die Gesundheit der Einwohner gewon-

men, als auch die Stadt ein weit freundlicheres Ansehen erhalten. Frankfurt enthält mit Sachsenhausen über 200 Straßen, 14 Kirchen, 3500 Häuser, wovon sich 470 in Sachsenhausen befinden, und jezt wohl 50,000 Einwohner, größtentheils Lutheraner; doch sind auch viele Catholiken, Reformirte und besonders viele Juden (mehr als 7000) darunter, welche sonst eine besondere, finstere, mit Thoren verschlossene Straße bewohnten, jezt aber in der ganzen Stadt wohnen dürfen. Die Bauart in Frankfurt ist zwar nicht eigentlich schön zu nennen, denn es gibt darin viele enge, finstere Straßen und eine Menge alter, mit abgeschmackten Verzierungen bemalter Häuser, aber man findet auch an den öffentlichen Plätzen und in den Hauptstraßen viele geschmackvolle, palastmäßige Häuser, und es sind in einem Zeitraume von acht bis zehn Jahren viele neue Häuser in einem guten Style aufgebaut worden, so daß Frankfurt unter den freien Städten Deutschlands wohl den Rang der schönsten behaupten kann. Die Straßen sind wohl gepflastert und durch mehr als tausend Laternen, zum Theil sehr gut beleuchtet. Durch ihre Länge, Breite und herrlichen Gebäude zeichnet sich vorzüglich unter den Straßen die Zeil aus. An der sogenannten schönen Aussicht (belle vue), am Main, oberhalb der Brücke, so wie überhaupt in dieser Gegend der Stadt sind viele neue regelmäßige Straßen und in einem edeln Style erbaute Häuser entstanden, und man fährt damit noch immer fort, so daß sich Frankfurt mit jedem Jahre verschönert. Von den öffentlichen Gebäuden, die sämmtlich weniger ansehnlich sind, als man es von einer so reichen Stadt vermuthen sollte, bemerken wir, außer dem Römer, die catholische Stiftskirche St. Bartholomäi, oder gewöhnlich die Domkirche genannt, worin sonst die römisch-deutschen Kaiser gewählt und gekrönt wurden. Sie ist in Form eines gleichseitigen Kreuzes gebaut, hoch und kühn gewölbt. Sie wurde zur Zeit der ersten Karolingischen Kaiser gestiftet, erhielt aber ihre jezige Bauart in den Jahren 1415 bis 1509. Unter den vielen Denkmälern, die in dieser Kirche befindlich sind, ist das des Kaisers Günther das merkwürdigste. Der zu dieser Kirche gehörige Thurm, hat seiner künstlichen Bauart ungeachtet, doch nicht das schlanke Ansehen anderer gothischen Thürme; denn sein großer Umfang steht nicht im richtigen Verhältnisse zu seiner Höhe. Die Aussicht von der Gallerie dieses Thurmes ist über alle Beschreibung schön. Der Römer, das Rathhaus der Stadt, ist eine Mischung von mehreren Bauarten, die kein übereinstimmendes Ganzes ausmacht. Die goldene Bulle wird darin aufbewahrt. Das Thurn- und Taxische Palais, ehemalige Residenz des Fürsten Primas, worin die Sitzungen des deutschen Bundestages gehalten werden, steht in der Eschenheimer Straße, und ist in einem edeln Style erbaut. Das Innere überrascht durch seine fürstliche Pracht. Frankfurt enthält mehrere sehenswerthe wissenschaftliche und Kunstsammlungen, als die 60,000 Bände starke vereinigte Stadt- und Rathsbibliothek, für die gegenwärtig ein neues Bibliothekgebäude errichtet wird, wohin auch das zur Beförderung der schönen Künste errichtete Museum kommen soll; ferner die Gemäldesammlung des Herrn Städel, der dieselbe und sein beträchtliches Vermögen der Stadt zur Errichtung eines Kunstinstituts vermacht hat, und endlich die Gerning'schen Sammlungen, bestehend aus einer Schmetterlingssammlung, welche vielleicht die erste in Europa ist, und 50,000 Stück enthält, und aus einer Sammlung von Münzen, Gemälden und Antiken, zum Theil aus Pompeii. Unter den

Wohlthätigkeitsanstalten zeichnet sich das Senkenbergische Stift aus, mit einem botanischen Garten, einer Bibliothek, einem anatomischen Theater und dem trefflichen Bürgerhospitale. Die frankfurter Handwerker und Künstler liefern treffliche Arbeiten; auch unterhält man vielerlei Fabriken, darunter die siebzehn Rauch- und Schnupftabaks- und die Kupferdruckschwärzefabriken die wichtigsten sind. Aber wichtiger als diese Erwerbzweige ist der große Handel, welchen Frankfurt theils mittelbar, theils unmittelbar in alle Gegenden Europa's und auch in andere Welttheile treibt. Derselbe besteht, außer einem nicht unbedeutenden Handel mit eigenen Fabrikaten (darunter Rauch- und Schnupftabak die wichtigsten sind), und Landesproducten (besonders Wein), in eigenem Handel en gros mit französischen, englischen, schweizerischen, sächsischen und sonstigen deutschen Fabrikaten, wovon man hier äußerst große Lager beständig antrifft; ferner in einem äußerst wichtigen Speditions-, Commissions- und Zwischenhandel und einem großen Wechselhandel. Auch der Buchhandel und der Handel mit Staatspapieren aller Art sind von Bedeutung. Dieser Handel wird sehr befördert durch die zwei schiffbaren Flüsse, Main und Rhein, durch die zwei berühmten Messen und durch die hier durchgehende Hauptstraße. Die Liebe zum Vergnügen und zu einem weitgetriebenen Aufwand herrscht unter allen Ständen Frankfurts so allgemein, wie in wenigen deutschen Städten. Das Schauspiel, welches zu den bessern Deutschlands gehört, die öffentlichen Häuser, Spaziergänge und die benachbarten Lustörter sind beständig angefüllt. Zur Unterhaltung der frankfurter ersten Stände dienet das aus 600 Mitgliedern bestehende Casino. Für Musik hat das Publikum vielen Sinn; daher nehmen die Concerte unter den Vergnügungen einen vorzüglichen Rang ein. Zu den nächsten am häufigsten besuchten Lustörtern gehören: Oberrad, ausgezeichnet durch eine angenehme Aussicht auf das schöne Mainthal und die Stadt selbst, Bornheim, Hausen, mit der romantischen Aussicht auf das nahe Taunusgebirge, Bockenheim, Rödelheim, Offenbach, das Forsthaus, wo sich ein angenehmer Wald und eine geschmackvolle englische Anlage befinden, der Sandhof und Niederrad. Zu den entferntern Vergnügungsörtern gehören Hanau, das Wilhelmsbad, Homburg und Wisbaden. Bis zum Jahr 1806 war Frankfurt eine kaiserliche freie Reichsstadt, aber in demselben Jahre wurde sie dem Fürsten Primas zugetheilt, und behielt noch manches von der alten reichsstädtischen Verfassung. Als aber 1810 die gesammten Lande des Fürst Primas in ein Großherzogthum Frankfurt zusammengeschmolzen wurden, erhielt die Stadt eine ganz neue Verfassung, und wurde die Hauptstadt des ganzen Staates. Nach der Vernichtung der französischen Uebermacht 1813 erhielt Frankfurt seine Selbstständigkeit wieder, wurde hierauf zu einer freien Stadt des deutschen Bundes erklärt, gab sich 1816 eine eigene Verfassung, indem man die ehemalige reichsstädtische mit einigen Abänderungen wieder einführte, und wurde der Sitz der deutschen Bundesversammlung. Frankfurt nimmt jetzt unter den vier freien Städten des deutschen Bundes den ersten Rang ein, hat auf der Bundesversammlung mit den übrigen zusammen die 17te Stelle, und im Plenum eine eigene Stimme; auch besitzt es außer der Stadt ein kleines Gebiet, worin gegen 7000 Menschen wohnen.

† Frankreich seit 1814. Am 6. Jan. 1816 wurde das von beiden Kammern geschärfte Amnestiegesetz vom Könige sanctionirt, nach welchem Alle, die für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt und von Na-

oleon im März 1815 Aemter genommen hatten, für immer aus dem Königreiche verbannt wurden. Dieses Gesetz gewährte der royalistischen Partei einen großen Sieg, indem ihre vorzüglichsten Gegner dadurch entfernt wurden, aber es fand auch bei den Gemäßigten lauten Tadel. Dieses Schicksal hatten überhaupt die meisten Maßregeln der Regierung. Denn jener Sieg der Royalisten von 1815 ward mit der Absetzung von vielen tausend Beamten gefeiert; die bürgerlichen Spaltungen wurden durch willkührliche Maßregeln der Rache unterhalten, statt die Schuldigen vor Gericht zu ziehen, und zu strafen! Gleichwol waren die Minister und der König einer Partei nicht royalistisch genug! Diese im Juli 1818 durch ihre frevelnde Kühnheit, die Alliirten in ihr Ränkespiel, das die blutigen Unruhen in Grenoble (1816) und in Lyon (1817) absichtlich erregt hatte, hineinziehen zu wollen, um die Charte umzustoßen, entlarvte Partei der Ultraroyalisten ist eine merkwürdige Erscheinung im heutigen Frankreich. Diese Leute, für die es keine Geschichte gibt, halten den Zustand Frankreichs von 1789 für den einzig rechtmäßigen. Alles, was seitdem geschehen, ist Verbrechen, und jedem Einzelnen ist sein Antheil daran als Verbrechen anzurechnen. Sie nennen daher plein-purs oder echte Franzosen, solche, die sich nie mit irgend einer Theilnahme an der Revolution befleckten, die bereits Gegner der ersten Constitution waren. Minderrein sind in ihren Augen diejenigen, welche zwar für die erste Ständeversammlung waren, aber darin fest an den König hielten; aber so nimmt stufenweise diese Reinheit ab, daß denen, die bei Buonaparte aushielten, und erst nach seiner Absetzung zu den Bourbons übergingen und ihnen im J. 1815 treu blieben, nur jener Reinheit zugeschrieben wird. Dagegen sehen die heftigsten Gegner der Utra's, was sich seit 25 Jahren in Frankreich zugetragen, als die geschichtliche Entwickelung der Nation an; es war, sagen sie, unerläßliche Pflicht jedes Franzosen, in dieser Entwickelung nach seinen Kräften zu wirken. Wer in dieser Zeit das Vaterland verlassen wer sich dem Dienste desselben entzog, oder wer gar gegen dasselbe, — die Form der Regierung sey gewesen, welche sie gewollt, — gewirkt und die Waffen geführt habe, der sey ein Verräther an dem Vaterlande gewesen. Jede Partei nennt ihre Sache die der Gerechtigkeit; die Sache der andern dagegen die des Verraths. Die Angriffe der Ultra's in den beiden Kammern auf die Minister, führten endlich zu dem entscheidenden Schritte vom 5. Sept. (S. Ludwig XVIII.), nach welchem der König die Kammer der Deputirten auflösete. Die Sitzungen der neuen Kammern wurden am 4. Nov. 1816 mit einer Rede des Königs eröffnet, in welcher er die nicht sehr günstige Lage Frankreichs offenherzig schilderte. Das der Kammer von dem Finanzminister am 14. November vorgelegte Budjet für das J. 1817 war weit stärker als das für das J. 1816, weil das Deficit der drei vorhergehenden Jahre gedeckt werden sollte. Die vorzüglichsten Gegenstände, mit welchen sich die Kammern beschäftigten, betrafen die Wahlcollegien, die Finanzen, die Verantwortlichkeit der Minister und die Preßfreiheit. Die Independenten und Liberalen kämpften jedoch vergebens gegen die sogenannten lois d'exceptions, welche die volle Gültigkeit der Charte beschränkten. Indeß verloren die Ultra's viel von ihrem Ansehen. Auch in der Sitzung der Kammern von 1817, die am 17 Mai 1818 geschlossen wurde, hatte die ministerielle Partei die Stimmenmehrheit. Erst seit der im Juli 1818 entdeckten weißen Verschwörung (S. den Art. Ludwig XVIII.).

scheint es, daß die Minister sich mehr der liberalen Partei oder dem aufgeklärteren Theile der Nation nähern wollen. — Im Allgemeinen scheint die Lage Frankreichs jetzt (im August 1818) dem Zustand eines Kranken ähnlich zu seyn, dessen Genesung noch nicht entschieden ist. — Es gelang dem Ministerio indessen, die Occupationsarmee um ein Fünftheil zu vermindern, weshalb von den verschiedenen Truppengattungen, im Frühjahr 1817, 30,000 Mann zurückmarschirten; es gelang dem Ministerium ferner, die großen financiellen Schwierigkeiten des J. 1817 durch eine Anleihe mit den Banquiers Baring in London und Hope in Amsterdam, über 300 Millionen, zu beseitigen. Schon im J. 1816 hatten bloß fremde Handelshäuser die Anleihe gedeckt; und im J. 1817 verlangte man in den Kammern vergebens, daß auch französische Handelshäuser zugelassen würden; dennoch schlossen Baring und Hope auch diese Anleihe allein ab. Endlich im J. 1818 wurden französische Handelshäuser zugelassen, und die am 9. Mai für den Dienst des J. 1818 eröffnete Anleihe von 14 Mill. 600,000 Fr. Renten war schon d. 27. bloß von Franzosen gedeckt, die sogar mehr darboten, als die Regierung verlangte, und das Geschäft auf bessere Bedingungen abschlossen, als die Ausländer. Dagegen wurde die neue Anleihe von 24 Mill. Renten, welche, um den gänzlichen Abzug des gesammten Occupationsheeres im Herbst 1818 zu bewirken, nothwendig war, bloß mit den Häusern Baring und Hope abgeschlossen, ungeachtet die franz. Banquiers Laffitte, Casim. Perrier u. A. die ganze Summe auf vortheilhaftere Bedingungen hatten übernehmen wollen; ein Umstand, der in Frankreich so großes Mißvergnügen erregte, daß die fremden Handelshäuser endlich einen Theil jener Summe französischen Häusern überließen. Mit dieser Befreiung des französischen Gebiets von den fremden Truppen, welche auf der Monarchen-Versammlung zu Aachen (Ende Sept. 1818) beschlossen werden wird, hängt auch die Tilgung der Privatfoderungen, welche die Unterthanen der fremden Mächte an die franz. Regierung und Nation machten, zusammen. Hier hat die französische Diplomatik gesiegt. Sie hielt nämlich die Erfüllung dieser durch den Tractat vom 30. Mai 1814 von Frankreich übernommenen, und durch die Kammer von 1815, wie durch den Tractat vom 20. November 1815 anerkannten Verpflichtung, bei dem Liquidationsgeschäft, welches die ganze Summe jener Forderungen von 1600 Mill. Fr. auf 1390 Mill. festsetzte bis zum J. 1818 hin; dann aber mußten, weil Rußland und Wellington dafür stimmten, auch die übrigen Commissarien es sich gefallen lassen, für die liquide Foderung von 1390 Mill. nur eine Rente von 14 Mill. Fr. an Zahlungsstatt anzunehmen, welche nach dem Marktpreise ungefähr einem Capital von 275. Mill. Fr. entsprachen; sie mußten folglich mit einem Siebentheil der rechtmäßigen Foderung zufrieden seyn! England ward für die Foderungen der brittischen Unterthanen in einer besondern Convention eine Rente von 3. Mill. bewilligt. Diese günstigen Umstände zusammen haben den Credit Frankreichs sehr gehoben, der wiederum auf dem Vertrauen ruht, daß der Staat unter dem Schutze der Charte sich immer mehr befestigen wird. Die Staatspapiere sind daher im J. 1817 von 55 auf 66 Fr. und im J. 1818 von 66 auf 75 Fr. gestiegen. Gleichwohl gibt es noch manche erhebliche Ursache zur Unzufriedenheit. Die Minister — unter denen der Herzog von Richelieu an der Spitze steht, der Graf Corvetto die Finanzen, der Marschall St. Cyr das Kriegswesen, Lainé das Innere, und der

am meisten verhaßte Decazes die allgemeine Polizei verwaltet, — haben sich bisher in offnem Streite sowohl mit den Constitutionellen und Liberalen, als mit den Ultraroyalisten befunden. Ihre Macht ist schon an sich größer, und ihre Verantwortlichkeit minder schwer, als die der britischen. So haben sie, nach Fiévée, ungleich mehr Stellen zu vergeben, als die englischen, obgleich verhältnißmäßig der Volksvertreter in Frankreich weit weniger sind, nämlich nur 255, in England hingegen 658. Um sich in dieser Macht zu behaupten, und den Widerstand aller Parteien zu besiegen, haben sie mehrere Ausnahmen von den Bestimmungen der Charte geltend zu machen gewußt; dahin gehören die strengen Verfügungen gegen indirekte Provocationen und die Censur gegen Journale und periodische Schriften politischen Inhalts. Hieraus entstand ein fortwährender Kampf der liberalen Journale, wie der Minerve française, der Bibliothèque historique, des Censeur Européen u. A. gegen die Minister, für welche das Journal des Débats streitet, so wie die Ultras in der Quotidienne ihre Stimme gegen die neue Verfassung laut werden lassen. Geistvolle Schriftsteller treten von allen Seiten her in die Schranken, wie Benj. Constant, Comte, Dunoyer (s. d.) u. A. m. für die Liberalen; Fiévée und Chateaubriand (s. d.) für die Ultras. Da die Schriftsteller oft die Gesetze anders verstehen, als die Richter und der Kronadvocat, der vom Volk öffentlich beschimpfte H. Marchangy, so treffen nicht selten Verhaftungen und Geldbußen den freimüthigen Schriftsteller. In der Provinz ist ganz und gar keine Preßfreiheit vorhanden. Nur wenig haben die Liberalen bis jetzt erkämpft. Doch wurden am Schlusse der Kammern (1818) die Prevotalgerichtshöfe aufgelöset, und die Vergehungen, die bisher zu ihrer Beurtheilung gehörten, wieder an die Assisengerichte gewiesen. Ueberhaupt werden die Minister beschuldigt, daß sie mehr im Namen, als nach und im Sinne der Charte (selon la charte) regieren. Sie haben versäumt, die Charte durch eine ihr analoge Gesetzgebung mit Nationaleinrichtungen zu umgeben, die allein ihre Dauer verbürgen können; und es gelten noch gegenwärtig Decrete aus den Zeiten der Revolution. Ein Uebel der Revolution war die Veränderung der Richter bei jeder neuen Katastrophe. Endlich hatten die Richter seit dem J. VIII ihr Amt 15 J. lang ungestört verwaltet, und durch pflichtmäßigen Eifer ihrer Würde neues Ansehen gegeben, als man in Folge der Staatsveränderung von 1815 an die Stelle dieser Richter neue setzte, und dadurch jenen Fehler und jenes Uebel der früheren Revolutionen erneuerte. Ueberhaupt, bemerkt man ferner, hätten sich die Minister, statt der Nation zu vertrauen, an eine Partei angeschlossen, die sie fürchten sollten; dadurch hätten Ränkeschmiede Einfluß erhalten, welche das alte Feudalwesen: die drei Stände mit ihren Privilegien, Parlamente und die Lettres de cachet wiederherstellen möchten. Die Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 sey daher nur ein halber Sieg über die Ultras gewesen. Man lese die Minerve franç. (Heft 2) sur les conséquences de l'ordonnance du 5. Sept. nach dem 24. H., Aug. 1818. haben die Minister den Parteien geschmeichelt, ohne sie zu versöhnen, sie bedroht, ohne sie zu schrecken, alle verfolgt, und keine unterdrückt. So ständen sie allein, von der Nation getrennt, und schwankten in ihrer Politik nach dem Wechsel der Umstände, ohne festen Plan, ohne Kraft und ohne Achtung. Daher ihre beständige Furcht vor Verschwörungen, die wie die Köpfe der Hydra sich immer wieder erzeugten, und gewöhnlich viel Lärm

um nichts verursachten; seit der Verschwörung der rothen Eier bis zu der der schwarzen Stecknadeln. Durch ihre Ausnahmegesetze in Ansehung der beiden Hauptstützen der Charte: der Freiheit der Personen und der Presse hätten sie alle Parteien gegen sich gereizt, ohne die Nation, welche die Charte ganz in Kraft sehen will, für sich zu gewinnen. Mehrere Thatsachen beweisen dies. Das Wahlgesetz, z. B. war eine weise Maßregel; aber kaum hatten die Wähler von Paris, im Gebrauche ihrer Freiheit, drei oder vier den Ministern mißfällige Candidaten ernannt, so befiel die Regierung eine Furcht, als ob der Thron in Gefahr sey und die Minister näherten sich wieder den Ultra's, um durch diese jene Wahlen zu hintertreiben. Noch gibt es unter dem Schutze der Minister geheime Gesellschaften. Regierungsbeamte mißbrauchen ihre Gewalt und die Minister schweigen! Der Generalprocurator Marchangy vertheidigt sogar Verordnungen von Präfecten, deren Publicität allein schon ihre Strafbarkeit darthut. Ueberhaupt leidet die Criminaljustiz an großen Gebrechen, und sie ist durchaus nicht mit der Freiheit der Personen, welche die Charte anerkennt, zu vereinigen. Man lese Berton (Observat. crit. sur la procédure criminelle d'après le code qui règit la France) und Berenger (de la justice criminelle en France. Beide Schriften erschienen in Paris 1818). Die Charte hat die Strafe der Confiscation abgeschafft; aber die starken Geldbußen, wie sie das Gesetz vom 9. Nov. bestimmt, sind wahre Confiscationen. Eine Art Folter und Strafe ist die enge Haft, le secret, welche oft Jahre dauert, ehe man die Schuldlosen freispricht. In den Gefängnissen mischt man Verbrecher und bloß Angeklagte, Verurtheilte und bloß mit Haft Bestrafte, den Abschaum der Gesellschaft mit achtbaren Männern, die man wegen politischer Verirrungen einsperrt, zusammen. Ein andrer Grund der Unzufriedenheit besteht darin, daß die Nation nicht eine ihrer Obrigkeiten ernennt. Vom Flurwächter des Dorfs bis zum Municipalbeamten und Maire werden alle Beamte von der Regierung erwählt, und die Departementsräthe sprechen im Namen ihrer Departements die Wünsche der Nation aus, ohne von ihr bevollmächtigt zu seyn; daher ihre Stimme oft den Ansichten der Mehrheit in den Departements ganz entgegengesetzt ist. Haben sich doch ganze Räthe für das Concordat und gegen die Schutzblattern erklärt! Die Nationalgarde, welche nicht einen ihrer Officiere ernennen darf, ist nicht etwa aus den Eigenthümern zum Schutze des Eigenthums zusammengesetzt, sondern nach Gunst und Willkühr oft aus Heimatlosen und Unbegüterten, so daß sie in manchen Departements nichts weiter ist, als die Rotte einer durch sie bewaffneten Partei. Daher konnten in mehreren Gegenden Frankreichs so viel Gewaltthaten gegen die Protestanten straflos geschehen! Lieset man, was ein Mitglied der franz. Akademie, Aignan (in s. Schrift: De l'état des Protestans en France depuis le seizième siècle jusqu'a nos jours. Par. 1818) darüber sagt, so glaubt man sich in die Zeiten der Dragonaden zurück versetzt. Doch schien die Regierung dies selbst einzusehen, und im August 1818 wurde die Nationalgarde im Gard-Departement aufgelöset. — In der Armee sieht man zwei Drittel der Rangstufen nach dem Vorzuge der Dienstzeit besetzt. Der Adel schreit über Verfolgung, und dennoch beweiset der Staatscalender, daß er sieben Achtel der Präfecturen, und die wichtigsten Mairestellen inne hat. Er steht an der Spitze der Militärdivisionen, der Legionen, der Gen-

darmerie, der Tribunäle, der Gesandtschaften; selbst in der Finanzverwaltung findet man ihn! Daher die Klage, daß keine bürgerliche Gleichheit in Frankreich vorhanden, und daß die vollziehende Gewalt größtentheils in den Händen einer Kaste sey, die ihrer verlornen Vorrechte mit Haß gegen das neue Verfassungsgesetz gedenkt! Daher die Furcht vor steten Verschwörungen und Verletzungen dieser Urkunde! Daher der Wunsch der gebildeten, begüterten und kunstfleißigen Mittelclasse in ganz Frankreich, durch eine constitutionelle Gesetzgebung und Verwaltung endlich gesichert zu seyn, gegen die Gewalt einer ränkesüchtigen Aristokratie, wie gegen den Druck einer unruhigen Demokratie! *)

† Frankreichs geographisch-statistischer Zustand im J. 1818. Seit dem pariser Tractat vom 20. Nov. 1815 besteht Frankreich jetzt nur noch aus 86 Departements, und ist in 22 Militair-Divisionen eingetheilt, deren jede von einem Marschall oder General-lieutenant befehligt wird. Die Bevölkerung des Ganzen, mit Ausschluß der Colonien, betrug im J. 1817, nach einer officiellen Angabe, über 29 Millionen. Sie wurde im J. 1818 repräsentirt von 255 Deputirten und 213 Pairs; von jenen tritt jährlich ein Fünftheil aus; unter diesen befinden sich 65 Herzoge, 52 Marquis, 85 Grafen, 6 Vicomtes und 5 Barone. — Das Königreich Frankreich (13° bis 26° L. und 42 bis 51° N. B.) hat gegenwärtig eine Areal von 10 050 Q. M. Sein durch Canäle erweitertes Flußsystem verknüpft den Binnen- mit dem Seehandel. Der languedocsche Canal (Canal du midi) verbindet das mittelländ. Meer durch die Garonne bei Toulouse mit dem atlantischen. Der Canal von Charolais oder du contre verbindet die Loire mit der Saone, welche bei Lyon in die Rhone fällt; und der Canal von Briare vereinigt die Loire mit der Seine, welche sich in den Canal la Manche ergießt. Das Land ist größtentheils eine, mit Ausnahme der Heide (Landes), fruchtbare Ebene; nur im Süden und Osten ziehen sich die Bergrücken von Lozére, Auvergne (mit dem Montd'or, Cantal und Puy de Dome) und die Sevennen (mit der Côte d'or) von den Pyrenäen bis zu den Alpen. Seitenäste der letztern sind der Jura und die Vogesen. Im nördlichen Frankreich zieht sich ein Theil der Ardennen in das Land. Das Clima gehört zu den schönsten und fruchtbarsten der Erde. Haupterzeugnisse sind Obst, Oliven (Provencer Oel) und Wein. Fünf Millionen Arpens Weinberge geben einen jährl. Ertrag von 16 bis 18 Mill. Muids. Getraidebau und Viehzucht werden immer mehr vervollkommnet. So hat man z. B. seit der Revolution über 50,000 Morgen Morastboden ausgetrocknet. Das Mineralreich liefert viel Eisen, Arsenik, Steinkohlen, Salpeter, Marmor, Flintensteine u. s. w. Auch gewinnt man viel See- und Quellsalz. Den innern Verkehr befördern 18 große neue Heer- und Landstraßen, 500 Stunden Wegs andere Straßen für Fuhrleute, 80 Brücken und 30 Canäle von denen 7 ganz beendigt sind, mit 300 Schleusen. Frankreich hat 24 Handelshäfen, von welchen der zu Cherbourg vom ersten Range ist. Die Hauptstadt selbst, Paris, hat 4 neue beendigte Brücken, zwei Ladeplätze und über 5000 Klaftern neue Kays. Die Finanzen

*) Das strenge Urtheil der Minerve franç. (Heft 24. S. 534) möchte also wohl Grund haben. Parcourez, sagt Etienne, toutes les branches de l'administration publique, vous verrez la charte entourée des débris du despotisme et des ruines de l'anarchie!

waren trotz der Vorspiegelungen von ihrer Blüthe unter Napoleon in einem sehr zerrütteten Zustand. Die neue Regierung ist bemüht, sie wieder herzustellen, wozu viele Einschränkungen erfodert werden. Das am 23. Dec. 1815 der Cammer von dem Finanzminister vorgelegte Budget gab für das J. 1815 eine Ausgabe von 945 Mill. und eine Einnahme von 815 Mill., mithin ein Deficit von 130 Mill. an, und für das J. 1816 eine Ausgabe von 800 Mill. Fr., worunter 116 Mill. für die Staatsschuld, 33 Mill. für die Civilliste und den Unterhalt der königl. Familie, 180 Mill. für das Kriegsdepartement, 48 Mill. für die Marine, 140 Mill. als das erste stipulirte Fünftheil der zu bezahlenden 700 Mill. Contribution, und 130 Mill. für die Unterhaltung der Occupationsarmee. Im Budget von 1817 wurde die consolidirte (auf bestimmte Einnahme angewiesene) Staatsschuld zu 117 Mill. jährl. Renten (Zinsen) angegeben, wovon das Capital sich auf 2340 Mill, Fr. beläuft. Seitdem ist jene Summe um 54 Mill. jährl. Renten gestiegen; jedoch dadurch auch die Last der Verbindlichkeiten, welche der Tractat vom 20. Nov. 1815 Frankreich auferlegt hatte, in Ansehung des Occupationsheeres und der an die fremden Mächte zu leistenden Zahlungen, beseitigt worden. Im J. 1817 wurde die gewöhnliche Einnahme auf 774 Mill Fr. die ordentliche und außerordentliche Ausgabe dagegen auf mehr als 1.088 Mill. berechnet. Das alte Abgabensystem ist geblieben. Es beruht größtentheils auf indirecten Steuern. Der Grenzzollzwang gegen Belgien, Deutschland und die Schweiz dauert fort. Die Landmacht war unter Napoleon die bedeutendste auf dem Continente; sie betrug 650.000 M. regulaire Truppen und 600,000 M. Nationalgarden; jetzt ist sie bedeutend eingeschränkt. Sie soll künftig aus 250.000 M. bestehen: Artillerie, 14350 M. und 1219 Offiziere; Genie, 3728 M. und 587 Offiziere; Infanterie, 144 793 M.; Cavallerie. 33.685 M. und 2352 Offiziere. Ueberdies die Garde und die Verwaltungsbeamten. Der Etat bestimmt: Infanterie, 90 Linien- und 15 leichte Reg.; Cavallerie. 14 Reg. Carabiniers und Cürassiers, 15 Reg. Dragoner, 15 Reg. Chasseurs, 7 Reg. Husaren. 6 Reg. Lanciers; Artillerie, 8 Reg. Fußartillerie, 4 Reg. reitende, ohne Train und Pontoniers; hierüber noch: das Geniecorps, die Veteranen (70 Compagnien) und die 18,000 M. starke Gendarmerie. Die Verbindung mit den Schweizer-Cantons (Capitulation), wegen Ueberlassung von Truppen, ist wieder hergestellt, und in Folge derselben sind 4 Schweizer-Regimenter in französischen Sold genommen worden. Bei der Reorganisation der Armee wurden über 8000 Offiziere, die bei der aufgelöseten Loire-Armee gestanden hatten, außer Thätigkeit gesetzt. Doch sind die Marschälle größtentheils wieder angestellt. Eine königl. Ordonnanz vom 22. Jul. 1818 bestimmt die Zahl der franz. Generale auf 130 Generallieut. und 260 Marechaux de Camp; und eine königl. Verordnung vom 2. Aug. d. J. die innere Verfassung des Heers. Die Seemacht wurde durch einen königl. Befehl vom 11. Mai 1814 auf 13 Linienschiffe, 21 Fregatten, 27 Corvetten und 88 kleinere Fahrzeuge gesetzt. Am Ende des J. 1815 befanden sich in dem Hafen zu Toulon 19 Linienschiffe, 13 Fregatten und Briggs, und auf den Docken wurde noch an verschiedenen Schiffen gebaut. Seit kurzem arbeitet eine Commission zu Paris unter dem Vorsitze des Gen. Marescot an einem Plane, um die Vertheidigung der nördlichen und östlichen Gränzen in einen furchtbaren Stand zu setzen. Da nämlich

die Vauban'sche Linie durch die Abtretung von Landau, Marienburg und Philippeville eine Lücke erhalten, so sollen hier neue Festungen angelegt werden. Die dreifache Linie, welche franz. Flandern und Artois deckt, und die man für die undurchdringlichste in Europa hält, ist geblieben. Frankreich hat 106 Festungen, darunter 5 vom ersten, 6 vom zweiten, 23 vom dritten und 72 vom vierten Range. Die Manufacturen und Fabriken sind in einem der Größe des Reichs und den Umständen angemessenen Zustande. Nach den neuesten Angaben beträgt der Werth aller in Frankreich jährlich fabricirten Waaren 2000 Mill. Fr., und die Zahl der dadurch beschäftigten Arbeiter 1,747,000. Der Arbeitsgewinn wird auf 700 Mill. geschätzt. Vorzüglich sind die Woll- und Baumwoll-, die Seiden-, Linnen-, Bijouterie- und Quincallerie-Waaren. In Ansehung der Justizverwaltung ist es, nach dem Staatsgesetze vom 4. Jun. 1814, in der Hauptsache bei der bisherigen Einrichtung geblieben. Die Gerechtigkeit geht nämlich vom Könige aus. Er ernennt die Richter, und nur die Friedensrichter können ihrer Aemter verlustig werden. Außerordentliche Commissionen aber sind dem Staatsgesetze entgegen. Jedes Departement hat an seiner Spitze einen Präfecten, dessen Gewalt der eines Statthalters gleicht. Ihm sind ein Präfectur und ein Departementsrath beigesetzt. Als Verweser des Präfecten hat jeder Bezirk (Arrondissement commun) einen Unterpräfecten mit einem Bezirksrathe. Jede Stadt, Marktflecken und Dorf hat einen Maire als Vorgesetzten und einen oder zwei Adjuncte, nebst Polizeicommissär, nach Maßgabe der Bevölkerung, und einen Municipalrath; in den Städten von 100,000 Einwohnern ist noch ein Oberpolizeicommissär. Jeder Canton hat ein Friedensgericht, einen Gerichtshof jeder Bezirk, einen Criminalgerichtshof jedes Departement; außerdem sind Appellationsgerichte organisirt. Das Cassationsgericht zu Paris spricht in letzter Instanz, und macht das Revisionsgericht aus. Die römisch-catholisch-apostolische Religion soll nach der neuen Constitution die Religion des Staats seyn; doch ist jeder Religion gleiche Freiheit und derselbe Schutz zugestanden. Uebrigens wurde in Ansehung des Verhältnisses der gallicanischen Kirche zum römischen Stuhle einstweilen das Concordat von 1801 angenommen. Die von dem Bischofe von St. Malo angefangenen Unterhandlungen in Rom, wegen der Freiheiten der gallicanischen Kirche, sind nachher von dem ehemaligen Lieblingsminister Ludwigs XVIII., dem Grafen Blacas, fortgesetzt worden: das entworfene Concordat aber ist noch nicht von den Cammern angenommen. Unter Napoleon stand alles Kirchenwesen unter der Regierung. Der Kaiser ernannte die Erzbischöfe und Bischöfe; in seine Hand schwuren sie den Eid der Treue. Zwar ernannten sie die Geistlichen ihres Sprengels, aber der Kaiser mußte sie erst bestätigen. Die Reformirten haben Pfarrkirchen, die zugleich Consistorialkirchen sind, und Synoden; auf 6000 Menschen wird eine solche Consistorialkirche gerechnet, deren 5 den Bezirk einer Synode bilden; bei jeder ist ein Consistorium. Die Kirchen der Lutheraner haben auch ihre Localconsistorien, die in Inspectionen eingetheilt sind und unter Generalconsistorien stehen. Die Juden haben ein Consistorium zu Paris. Siebenzehn Städte haben wieder Universitäten nach der ehemaligen Einrichtung erhalten. Das Nationalinstitut ist ebenfalls im J. 1816 verändert worden, und besteht jetzt aus drei Classen: [illegible] der

Wissenschaften, französische Akademie und Akademie der Geschichte und Literatur. Die davon getrennte vierte Classe heißt: Akademie der Maler-, Bildhauer- und Tonkunst. — Die dermaligen französischen Ritterorden sind folgende: 1. der Orden des heil. Geistes — dem Range nach der erste — gestiftet 1578 von Heinrich III. weil er am Pfingsttage erst in Polen, und dann in Frankreich König geworden war. Bei der Revolution wurde dieser Orden, wie die übrigen, abgeschafft. Ludwig XVIII. hat ihn wieder hergestellt. Die Zahl der inländischen Ritter ist auf 100 bestimmt, es haben ihn aber seit der Rückkunft des Königs bis jetzt (1817) nur 6 Franzosen erhalten, die Ordensbeamte sind. Von Ausländern haben ihn verschiedene Souverains und einige fürstliche Personen erhalten. 2. Der Orden des heil. Michael — der älteste der französischen Orden — von Ludwig XI. 1469 dem Erzengel Michael, als Schutzpatron von Frankreich, zu Ehren gestiftet, von Ludwig XIV. 1665 erneuert, und von Ludwig XVIII. wieder hergestellt. Der König ist Großmeister. Nach den von Ludwig XVIII. am 16. Nov. 1816 bestätigten Statuten sollen nicht mehr als 100 Ritter seyn. Alle die, welche den Orden des heil. Geistes erhalten, werden vorher Ritter des Michaelsorden, und heißen davon Ritter der königlichen Orden, werden aber zu jener Zahl nicht mitgerechnet. Uebrigens ist dieser Orden besonders zur Belohnung für Gelehrte, Künstler und für nützliche Entdeckungen bestimmt. In dieser Hinsicht vertheilte ihn Ludwig XVIII. auch während seines Aufenthalts außerhalb Frankreich. 3. Der Orden des heil. Ludwigs, von Ludwig XIV. im J. 1693 als militärischer Verdienstorden für Land- und Seeoffiziere, catholischer Religion, gestiftet. Der Orden, dessen Großmeister der König ist, besteht aus drei Classen: Großkreuzen, Commandeurs und Rittern. Ludwig XVIII. stellte diesen Orden ebenfalls wieder her, und bestimmte durch eine Verordnung vom 30. Mai 1816 seine dermalige Einrichtung. Er sollte anfangs den Orden der Ehrenlegion ersetzen, wird aber jetzt häufig mit dem letztern zugleich getragen, und die Anzahl der Mitglieder, unter denen auch mehrere ausländische Militärs sind, ist ziemlich groß. — Für französische Offiziere, protestantischer Religion, stiftete Ludwig XV. im J. 1759 den Orden du mérite militaire. Ludwig XVIII. erneuerte ihn durch eine Verordnung vom 25. Nov. 1814. Nach dieser neuen Einrichtung besteht der Orden ebenfalls aus drei Classen, von welchen die beiden ersten eine bestimmte kleine Zahl von Mitgliedern haben sollen. Bisher haben ihn nur ausländische Offiziere, größtentheils von der preußischen Armee, erhalten. — 4. Der Orden des heil. Lazarus, ein sehr alter Orden, dessen Stiftungsjahr ungewiß ist. Heinrich IV. vereinigte 1608 mit demselben den von ihm gestifteten Orden Unsrer lieben Frauen vom Berge Carmel. Er wurde an Geistliche und Weltliche vertheilt. Seit dem Jahre 1789 ist er nicht mehr vertheilt worden, und es scheint die Absicht zu seyn, ihn eingehen zu lassen. — 5. Der königliche Orden der Ehrenlegion (s. d. eignen Art.). — (M. vergl. übrigens d. Art. Ludwig IX. XIII. XIV. XV. XVI. XVII. und XVIII. Heinrich I. II. III. und IV., Franz I. und II., Napoleon, Fronde, Louvois, Mazarin, Retz, Richelieu u. A. m. K.

Franz von Paula, Stifter des Ordens der Minimen, geboren in der Stadt Paula in Calabrien den 27. Mai 1416. Er

soll aus einer edlen Familie entsprossen seyn, welche aber später in Verfall gerathen war, obgleich andere ihm eine niedere Herkunft zuschreiben. Sein Vater bestimmte ihn für den geistlichen Stand, weil er ihm spät auf sein dringendes Gebet geboren worden war. Die Neigung des Sohnes unterstützte die Wünsche der Eltern. So wurde er im zwölften Jahre in das Kloster der Franciscaner von St. Marcus gebracht. Hier verlebte er ein Jahr, mit der Ordenstracht bekleidet, und erbaute die Mönche und das Publicum durch Leben und Lehre. Er entsagte dem Genusse des Fleisches und dem Gebrauche der Leinewand, und führte ein Leben voller Casteiungen. Seine Eltern wollten ihn wieder zu sich nehmen, allein er wünschte einige fromme Reisen zu machen, besonders nach Assisi, um den heil. Franciscus anzurufen und die Kapelle St. Marie des Anges zu besuchen. Die Eltern führten ihn hin. Von hier wanderte er nach Rom zum Grabe der Apostel, von da weiter. Das Leben der Mönche bestärkte ihn in seinem Entschlusse, sich der Einsamkeit zu weihen. Als er nach Paula zurückkam — er war damals erst 14 Jahre alt — entsagte er seiner künftigen väterlichen Erbschaft, und begab sich an einen einsamen Ort, auf einen seiner Familie zugehörigen Boden. Allein auch hier nicht einsam genug, ging er an's Ufer des Meeres in eine Felsengrotte, wo er auf dem nackten Boden schlief und sich mit den gröbsten Nahrungsmitteln begnügte. Jetzt hatte er kaum sein 20stes Jahr erreicht, als ihn mehrere Personen, von so außerordentlicher Frömmigkeit gerührt, zum geistlichen Führer wünschten. Er glaubte diesem Begehren nicht widerstehen zu dürfen. Seine geistlichen Kinder bauten sich nun neben der Grotte Zellen und einen kleinen Betstuhl, wo ein Priester aus der Nachbarschaft ihnen die Messe las. Da sich aber die Anzahl derselben immer mehr vergrößerte, erhielt Franz von dem Erzbischofe zu Consenza die Erlaubniß, sich ein Kloster und eine Kirche bauen zu dürfen. Dieser Bau wurde von allen Seiten unterstützt, und kam wirklich 1436 zu Stande, dergestalt daß nun eine zahlreiche Gemeinheit darin aufgenommen werden konnte. Von dieser Zeit an beginnt der neue Orden, der erst unter dem Namen der Eremiten des heil. Franz existirte. Die Demuth war die Grundlage desselben, und der Wahlspruch: die Wohlthätigkeit. Er fügte den gewöhnlichen drei Gelübden noch ein viertes hinzu, nämlich das des Quadragesimal-Lebens das ganze Jahr durch, d. h. der Enthaltung von Fleisch nicht nur, sondern auch von Eiern und aller Milchspeise, außer in Krankheitsfällen. Er selbst unterwarf sich einer noch weit strengern Regel. Demungeachtet vermehrten sich die Anstalten des Ordens; zwei Klöster wurden neu gebaut, eines zu Palermo und eines zu Spezano. Bald stiegen noch mehrere Ordenshäuser im Königreiche Neapel und Sicilien empor, wohin Franz reisete. Papst Paul II. wurde aufmerksam auf ihn, und ließ sich durch einen Abgesandten genauer von dem Wesen des schon so merkwürdigen Mannes unterrichten. Allein erst nach Pauls Tode erhielt der neue Orden durch eine Bulle des Papstes Sixtus IV. seine Statuten bestätigt und Franz wurde zu dessen General-Obern ernannt. Er legte jetzt mehrere Colonien an, und Papst Alexander VI. veränderte den Namen, Eremiten des heil. Franz, in den der Minimen (von dem lateinischen Worte minimus, der Kleinste). Das Gerücht von den Wunderkuren, welche der heil. Franz verrichtet haben sollte, machte daß ihn der kranke König von Frankreich zu sich berief. Allein erst auf

Befehl des Papstes Sixtus IV. begab er sich nach Frankreich, wo er mit königlichen Ehrenbezeigungen empfangen wurde, ja, wo sich der Monarch selbst ihm zu Füßen warf, und ihn um Verlängerung seines Lebens flehte. Franz antwortete ihm mit Würde und schlug alle Geschenke aus. Er konnte aber das Leben des Monarchen nicht verlängern, ob er ihm gleich ruhig sterben half. Carl. VIII und Ludwig XII hielten ihn und seine Geistlichen in Frankreich zurück. Carl bediente sich seines Raths in den wichtigsten Angelegenheiten; er ließ ihm ein Kloster in dem Parke von Plessis les Tours bauen, ein anderes zu Amboise, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen aller Art. Auch andere Fürsten gaben den Minimen Beweise der Verehrung. Der König von Spanien wünschte ebenfalls den Orden in seinen Staaten zu haben. Hier führten sie den Namen der Brüder des Sieges, zum Andenken an die Eroberung Malaga's von der Gewalt der Mauren, welche Franz von Paula vorhergesagt hatte. In Paris nannte man sie die Bons-hommes. Noch bei seinem Leben sahe Franz seinen Orden fast durch ganz Europa verbreitet. Er selbst wurde seiner strengen Lebensordnung ungeachtet sehr alt, denn er starb im 92sten Jahre zu Plessis les Tours den 2. April 1507. Zwölf Jahre nach seinem Tode wurde er heilig gesprochen, und die Kirche feiert sein Fest den 2. Apr. Die Minimen haben auch Frauenklöster. In Frankreich befanden sich sonst zwei derselben, eines zu Abbeville und eins zu Soissons.

† Franz (Leop. Fried.), Herzog von Dessau, gest. im J. 1817.

Franzbrantewein, s. Brantewein.

Franzensbrunn bei Eger ist ein neuangelegter Badeort; eine Stunde von Eger, in einer kahlen, mit Fruchtfeldern übersäeten Ebene, die in der Entfernung einiger Stunden rings um von Gebirgen eingeschlossen ist. Der dasige Sauerbrunnen entspringt in mehreren Quellen aus einem Torfmoor, mit welchem die ganze Gegend bedeckt ist, und soll schon im 10ten Jahrhundert bekannt gewesen seyn. Die zuerst benutzte Quelle mag näher an der Stadt Eger gelegen haben, woher der Brunnen Egerbrunnen genannt ward. Man scheint sich hierauf schon 1584 dieses Brunnens als Heilmittels bedient zu haben, worauf er im 17ten Jahrhundert in großen Ruf kam, dann aber wieder darin sank. Im J. 1793 ward eine Summe vom Kaiser ausgesetzt, wovon ein Brunnenhaus, ein Trink- und Tanzsaal und einige andere Häuser errichtet wurden. Zugleich wurden 12 Baustellen angewiesen, zu deren Bebauung jeder Competent 1000 Gulden Vorschuß auf 28 Jahr und Steuer- und Rekrutenfreiheit erhielt. Zu Ehren des Kaisers ward der Ort Franzensbrunn genannt. Hierauf bauten sich immer mehrere an, so daß nun, außer der Hauptstraße, noch 3 Straßen angefangen sind, auch ist nun eine geschmackvolle Kirche in dem Wäldchen beim Orte gegründet. In dem Gasthofe zum Schwan findet man sehr gutes Unterkommen. Die Anlage des Orts war um so schwieriger, da der Moorboden keinen gehörigen Grund zu legen erlaubt. Ein ganzer Wald mußte im eigentlichen Sinne des Worts erst versenkt werden, ehe die Gebäude aufgeführt und die Spaziergänge angelegt werden konnten. Der Quellen sind drei: die eine zum Trinken ist unter Dachung und steht mit einem bedeckten Gange zum Lustwandeln in Verbindung, die andern, westlich vom Orte, sind unbedacht und werden zu den Bädern verwendet. In einem Pfunde zu 16 Unz. des dasigen Brunnens fand Reuß: Luftf. mineral. Laugensalz $13\frac{1}{2}$ Gr., Glauberisches Wundersalz 52 Gr., Koch-

salz 8⅛ Gr., luftsaure Kalkerde 2⅛ Gr., Kieselerde $\frac{1}{12}$ Gr., luftsaures Eisen ⅛ Gr., Luftsäure $43\frac{7}{16}$ Kub. Zoll. Das Wasser ist hell und klar. Es ist vorzüglich wirksam bei den Krankheiten des Unterleibes von Verstopfung der Gefäße, in schleimigen Anhäufungen aller Art, in Krankheiten des Systems der lymphatischen Gefäße, in Hypochondrie, Hämorrhoidenzufällen und verschiedenen Uebeln der Urinwege, bei Beschwerden des Bandwurms rc. Auf die festen Theile äußert es sich stärkend. Das Laxirsalz, welches hier gefertigt wird, nimmt man zu 2 Loth; überhaupt wirkt auch der Brunnen dahin. Man trinkt ihn in aller Frühe, und wenn man die Kälte des Wassers nicht gut vertragen kann, gewärmt oder mit warmer Milch. Zwischen jedem Male Trinken geht man 10 Minuten in den am Brunnen angebrachten Sandgängen, oder im bedeckten Gange oder dem Saale umher. Eine Stunde nach dem letzten Becher frühstückt man. Bäder sind in jedem Hause angebracht; man badet in Wannen und zahlt für jedes Bad 1 Fl. 30 Kr. Wer nur einmal badet, wählt am besten die Stunden zwischen dem Frühstück und Mittagsessen; wer zweimal badet, thut es dann noch um 5 oder 6 Uhr Abends. Der Spaziergänge in der Nähe sind freilich nur sehr wenige. Sie beschränken sich auf die schattenlosen Sandgänge nach der Schladerbrücke zu, und auf den sogenannten Park, ein Gehölz mit Gängen und einem Hügel in der Mitte, von wo aus man die Hauptstraße übersieht.

Französische Bank. Bank von Frankreich. Pariser Bank. Nach der englischen Bank (s. d. Art. Londner Bank) gebührt der französischen die vorzüglichste Stelle unter den Zettelbanken (s. d. Art.) in Europa. Schon im Jahre 1799 war in Paris eine ähnliche Anstalt errichtet worden, aber unter den Stürmen der Revolution konnte sie nicht gedeihen. Erst vier Jahre später (1803), als der Friede auf dem festen Lande gesichert schien und Ruhe im Innern herrschte, erließ die französische Regierung eine Verordnung, vermöge welcher sämmtliche Privat-Zettelbanken in Paris, in eine einzige große Nationalbank unter der Benennung: Bank von Frankreich, vereinigt wurden. Das Capital dieser Anstalt wurde auf 45 Millionen Franken festgesetzt, und sollte in 45,000 Actien, jede von 1000 Fr., abgetheilt werden. Die Anstalt erhielt auf 15 Jahr das ausschließliche Privilegium, Noten zahlbar auf Verlangen in Metallmünze, auszugeben; daneben macht sie der Regierung sowohl als Privaten Vorschüsse auf hinlängliche Sicherheit, leihet auf Pfänder von Gold und Silber, übernimmt die Einnahme von öffentlichen und Privatgefällen, und läßt auf den Betrag der Einnahme Zahlungsanweisungen auf sich ausstellen, bewahrt Depositengelder, und nimmt die Baarschaften öffentlicher Cassen und Anstalten, so wie auch von Privatpersonen in Verzinsung, discontirt Wechsel und alle Papiere, worauf drei bekannte und begüterte Personen Zahlung zu leisten haben. Die innere Verwaltung wurde sehr zweckmäßig organisirt. Zugleich war festgesetzt, daß die Dividende für das nächste Jahr (1804) acht Procent nicht überschreiten dürfe, der hiernach noch übrigbleibende reine Gewinnst aber in den öffentlichen Schulden-Fonds angelegt und als Reserve-Fonds betrachtet werden solle. Unter diesen Verhältnissen begann die französische Bank ihre Operationen und schon am Schlusse des ersten Jahrs seit ihrer Errichtung, betrug ihr reiner Gewinnst die Summe von 4,185,937 Fr., also über 15 pCt. vom ursprünglichen Bank-Capitale: davon wurden 8 pCt. unter die Eigenthümer der Bank ver-

theilt, der Rest aber als Reserve-Fonds aufgespart; im darauf folgenden Jahre war der reine Gewinnst sogar auf 4,652,398 Fr., gestiegen. Aber zu Ende des Jahrs 1805 gerieth die Bank plötzlich in große Verlegenheit wegen Metallmünze, und diese Verlegenheit machte im J. 1806 so rasche Fortschritte, daß sie die baaren Zahlungen einzustellen genöthigt war. Mehrere Ursachen vereint führten diese Catastrophe herbei; hauptsächlich waren daran Schuld, die bedeutenden Vorschüsse, welche der Regierung von der Bank geleistet worden, zur Führung des Kriegs mit Oesterreich, die Ausgebung einer übermäßig großen Anzahl von Noten und des Publikums Besorgnisse wegen Zahlungsunfähigkeit der Bank. Die Noten fingen sogleich an im Cours zu fallen, und konnten nur gegen Verlust in Metallmünze umgesetzt werden; mehrere bedeutende Banquerotte brachen aus und bestärkten noch die schon allgemein herrschende Unruhe. Zum Glük war indessen diese Verlegenheit nicht von langer Dauer; gleich nach Abschließung des für Frankreich so günstigen presburger Friedens wurden die der Regierung von Seiten der Bank geleisteten Vorschüsse pünktlich zurückgezahlt, und mit dem Anfang des J. 1806 nahm die Baarzahlung der Bank wieder ihren Anfang. In demselben Jahre erschien ein kaiserliches Decret, wodurch die zeitherige Verwaltung der Anstalt eine Abänderung erlitt. Der bisherige Centralausschluß hörte hiernach auf, u. an seine Stelle wurde von der Regierung ein Gouverneur, Inhaber von 100 Actien, mit 60,000 Fr. Gehalt, mit zwei Untergouverneuren, Inhabern von 50 Actien, mit Besoldungen von 30,000 Fr., ernannt. Der Gouverneur sollte die Agenten der Bank ernennen, und den Vorsitz bei allen Bankgeschäften führen. Zugleich ward das Bank-Capital das bisher aus 45,000 Actien, jede von 1000 Fr., bestanden, auf 90,000 Actien, also auf 90 Mill. Fr. erhöht, und das Privilegium der Anstalt von 15 Jahren auf 25 Jahre erstreckt. Die Bank ward hierdurch in den Stand gesetzt, ihrem Wirkungskreise eine bedeutende Ausdehnung zu geben; ein späteres kaiserliches Decret vom Jahre 1808 ermächtigte dieselbe, in mehreren Hauptstädten des Reichs Comptoire anzulegen, und es wurden dergleichen auch zu Lyon und Rouen, zum Behuf der Ausgebung von Banknoten und Discontirung von Wechseln errichtet. Als im J. 1814 die fremden Heere in Frankreich eingerückt waren, mußte die Bank bedeutende Summen der Regierung vorschießen; die damals von ihr in Umlauf gesetzten Noten und sonstige übernommene Verpflichtungen übertrafen um 20 Mill. Fr. den Werth der in ihrem Besitz befindlichen baaren Münze und sonstigen Effekten; es herrschte eine allgemeine Bestürzung und man besorgte nicht ohne Grund, die Bank werde sich durch fortgesetzte Baarzahlung binnen kurzem erschöpfen. Da erschien am 18. Jan. 1814 eine Verfügung, wornach die Baarzahlung zwar nicht gänzlich eingestellt, aber auf die Summe von 500,000 Fr. für jeden Tag beschränkt und an Niemand mehr als 1000 Fr. ausgezahlt werden sollten. Bereits im Februar hatte aber die Bank solche Einrichtungen getroffen, daß sie wieder die Zahlungen ohne Einschränkung zu leisten vermochte, und sowohl während ihrer Belagerung, als während der feindlichen Besatzung von Paris, ja selbst unter dem Donner der Canonen hat sie fortgefahren zu zahlen; eben so sind auch während der feindlichen Besitznahme im J. 1815, die baaren Zahlungen der Bank keinen Tag unterbrochen worden. Ihre Actien werden auch gegenwärtig mit 30 — 40 pCt. Gewinn verkauft. K. M.

Französische Gesetzgebung s. Code civil.

Französische Literatur *). So bedeutend auch **Carl des Großen** Verdienste um Geistesbildung und Literatur, sowohl die lateinische als die der Landessprache waren, so daß man die Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften überhaupt, eigentlich mit seiner Regierung anfangen muß, so war man doch um die Zeit als Dante in Italien den festen Grund zu einer classischen Nationalliteratur legte, in Frankreich noch weiter als zu gleicher Zeit in Spanien und Portugal von einer ähnlichen Höhe der Geistesbildung entfernt. Das nördliche und südliche Frankreich waren bis in das sechszehnte Jahrhundert in literaischer Hinsicht völlig gesondert. Die **Normannen**, welche bekanntlich nebst den Kreuzzügen viel beigetragen haben, der Phantasie der europäischen Nationen überhaupt einen ganz neuen Schwung zu geben, hatten entschiedenen Einfluß auf das nördliche Frankreich; sie brachten die Liebe zum Wunderbaren schon aus ihrem alten Vaterlande mit, ihre Phantasie war mehr kühn und sinnreich erfindend, als mit Innigkeit glühende Gefühle verarbeitend. Ihr Sinn war mehr muthig als schwärmerisch. Sie liebten zu ihrer Geistesunterhaltung heroische, wunderbare und muthwillige Erzählungen und sangen Lieder (Chansons) in ganz anderm Styl und Sylbenmaßen als die Südfranzosen. Diese, **die Provenzalen**, blieben Sinnesverwandte der Italiener. Hier blühte die Kunst der Troubadours viel früher als die Poesie im nördlichen Gallien erwachte; doch als die französische Monarchie sich in der Hauptstadt Paris concentrirte, da gewann der Norden die Oberhand, und die Poesie der Provenzalen gerieth in Vergessenheit. Ihre Literatur gehört zur Geschichte des Mittelalters. Derselbe romantische Geist der damals alle Völker beseelte, knüpfte auch im nördlichen Frankreich das Interesse der Poesie an alle Formen des geselligen Lebens. Dieselbe ritterliche Galanterie ergoß sich in Versen an der Seine, wie am Arno und am Tajo. Der König Thibaut von Navarra, geborner Graf von Champagne, sang im Dienst der Dame seines Herzens eben so wie ein Troubadour. Doch liebten und erkannten die Franzosen in der Poesie stets mehr die Kunst der geistreichen Unterhaltung als die Sprache der tiefsten Gefühle. Nur in der rohen Poesie des eigentlichen **Ritterromans**, gefiel sich damals der Sinn der Franzosen ganz; sobald aber das Ritterwesen in der Wirklichkeit aufhörte, verlor sich auch die Poesie desselben. Durch die leichten muntern **Fabliaux** ging sie in den unterhaltenden Anecdotenstyl über. Die schon im zwölften Jahrhundert gegründete Universität Paris wurde der Sitz der scholastischen Philosophie und Theologie. Hier bildete sich die scholastische Disputirkunst aus, und Sinn und Sprache neigten sich, durch diese erzogen, nachher stets mehr zur Beredtsamkeit als zur Dichtung. **Natürliche**, nicht pedantische Prosa zu schreiben, bemühten sich die Franzosen eher, als irgend eine neuere Nation. Nach **Klarheit, Bestimmtheit, Wohllaut, gutem Periodenbau, und gefälliger Leichtigkeit** mußte hierbei besonders gestrebt werden; diese Vorzüge sind es, durch deren Vereinigung sich die französische Prosa zur classischen Vortrefflichkeit, besonders unter der Regierung Ludwigs XIV., als überhaupt dem glücklichen Zeitalter der französischen Literatur, erhob. Weder schwärmerische noch tiefsinnige Phrasen aber konnten in einen solchen Styl Eingang

*) im französischen Sinne dieses Wortes, nämlich die eigentlichen Fakultätswissenschaften, Theologie, Medicin und Jurisprudenz ausschließend.

finden, und Voltaire's merkwürdiger Ausspruch: „Was nicht klar ist, ist nicht französisch," findet in der ganzen Geschichte dieser Literatur, bis auf die Revolution, seit welcher die literarischen, und künstlerischen Talente der französischen Nation nicht mehr so sicher und zweckmäßig durch die Zucht der Kritik und des Geschmacks geleitet werden, seine Anwendung. Um selbst einen klaren Ueberblick zu gewinnen über das Merkwürdigste, was in dieser reichen Literatur geleistet wurde, (doppelt merkwürdig durch den Einfluß, den sie bei der Verbreitung der französischen Sprache, Sitten und Geschmackweise auf das übrige Europa hatte), wollen wir sie in 12 Hauptclassen der besondern Fächer abtheilen, die wir jede einzeln betrachten werden. Wir folgen hierbei dem Leitfaden von Chénier's trefflichem Tablêau historique de la Littérature française.

1. Französische Prosa. Grammatik, Kunst des Denkens. Fünfzig Jahr, nach dem Bacon den Unterschied der wirklichen von der philosophischen Grammatik, erklärt hatte, schrieb Lancelot unter Arnaud's Leitung die unter dem Titel: "l'âme de Port-Royal" bekannte allgemeine Grammatik, mit welcher die wissenschaftliche Literatur der Franzosen anfängt. Robert und Henri Etienne schrieben unter Heinrich II. Regierung zuerst über die französische Sprache. Seit der Errichtung der Akademie schrieben Vaugelas, T. Corneille, Patru, Ménage, Bouhors, Beauzée, Desmarais ꝛc. über diesen Gegenstand. Girard durch seine Synonymes, d'Olivet durch seine Abhandlung über die Prosodie, und Dumarsais durch seine Bemerkungen über die bildlichen Ausdrücke, bereicherten und ordneten die Sprachkunde. Condillac verbreitete durch seine Grammaire génerale noch helleres Licht darüber, und sie wird als Meisterwerk geachtet. Jetzt zeichnet sich besonders Domergue als großer Sprachforscher aus. Er wagt viele, auf Vernunft gegründete Neuerungen. Der treffliche Sicard, Lehrer der Taubstummen, hat viel über Sprachkunde geschrieben und nach Klarheit und Vollständigkeit gestrebt; mit freundlich belehrender Weitläufigkeit weiß er dem verschlossenen Kindersinn alles anschaulich zu machen. Ein wichtiges Werk ist Lemare's: Cours théorique et practique de la langue française. Sinnig und geschmackvoll behandelte Marmontel in seinen „Leçons d'un Père" auch dieses Fach. Wie viel durch das große Dictionnaire de l'Académie für dieses Fach bewirkt wurde, ist bekannt. Butet erklärte in seiner Lexicographie das Verhältniß der französischen zur lateinischen Sprache. De Volney gibt in seinem Werk über die orientalischen Sprachen, die Idee an, zu einem allgemeinen Alphabet für die Sprachen aller Welttheile. Wir kommen nun zur zweiten Hälfte unsers Abschnittes; wir dürfen hier das was die Franzosen Philosophie und Methaphysik nennen, nicht für dasselbe halten was wir unter diesen Worten verstehen. Alles tief Gedachte und tief Empfundene wurde bei ihnen von jeher als einsiedlerisch und phantastisch aus der Literatur wie aus der guten Gesellschaft verwiesen. Gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bildete sich in der eleganten Welt zu Paris eine leichtsinnige Lebensphilosophie im Gegensatz zu der affektirten Moralität, die noch mit dem Altromantischen etwas zusammenhieng. Beide Systeme wurden durch elegante Cotterien verbreitet, an deren Spitze Damen standen; die geistreiche Ninon de l'Enclos mit ihrem philosophirenden Freund St. Evremond, war die glänzende Anführerin der erstern, die feinfühlende liebenswürdige

Marquise de Sevignè wurde die Stütze der zweiten Partei; beide Cotterien gewannen literarische Autorität; die Sprache bildete sich in diesen Zirkeln zur höchsten Feinheit, aber die Literatur bekam den conversationsmäßigen Charakter, ohne welchen sie keine Literatur für Franzosen hätte werden können. Der wissenschaftliche Begriff der Philosophie verlor sich in Frankreich gänzlich. Descartes durch sein System, Arnaud, Nicole und der achtungswürdige Malebranche hatten wohl einige Zeitlang Aufsehen gemacht, doch sie wirkten nicht auf die herrschende Vorstellungsart, ihre Ansichten blieben von Dichtung und Leben getrennt. Buffier, Condillac, Charles Bonnet, Helvètius, Marmontel, strebten höhere Ansichten zu verbreiten, doch da die mehrsten sich scheuten dunklere Tiefen zu ergründen, so blieb das, was sie Philosophie nannten, meist nur eine gewöhnliche Moral, veredelt durch eine bewundernswürdig feine Psychologie. Die höhere Menschenkenntniß, die nur durch philosophische Richtung des Geistes auf das Ziel aller menschlichen Bestrebungen erworben wird, war ihnen fremd. Aber in der Weltkenntniß, die man durch hellen und geübten Blick im geselligen Leben gewinnt, übertrafen die Franzosen bald alle andere Nationen. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gewann das, was man in Frankreich ausschließend die gesunde Philosophie nennt, allgemeinen Ruf. Diese Philosophie ist ein Kind der raffinirtesten Sinnlichkeit; sie wirft alles, was sich nicht auf der Stelle begreifen, oder durch ein Experiment beweisen läßt in die Masse der Vorurtheile. Locke's systematische Philosophie wurde bekannt; unter Condillac's fleißiger Bearbeitung wurde der Lockische Empirismus in einen eigentlichen Sensualismus verwandelt; von da bis zu dem vollendeten Materialismus war nur noch ein Schritt, Voltaire und die sogenannten Encyclopädisten konnten ihn leicht thun. Chaulieu gab Voltaire zuerst die Richtung zur Freigeisterei; Voltaire hatte weder tiefen Forschergeist noch höhern Enthusiasmus, aber hellen Verstand, unerschöpflichen Witz, seltnes Talent alles lächerlich zu machen, und zügellose Geistesfreiheit. Voltaire's Einfluß ist bei der Menge seiner Schriften, die auf 70 Bde. anfüllen, nicht zu berechnen; es war nichts heiliges in ihm; nach seinem Beispiel fuhr man in Frankreich fort, witzige Einfälle für Urtheile zu halten und mit dreister Frivolität jedes höhern Gefühles zu spotten. Weit entfernt von Voltaire's Richtung ist die, welche J. J. Rousseau der franz. Philosophie gab. Er wollte nur das Gute, er glühte für das Schöne, aber er war Schwärmer, befangen durch selbstbethörende Eitelkeit; er verband einen schwachen Charakter mit einem höchst energischen Geist. Das Feuer der edelsten Humanität durchglühte seine Schriften, aber es ist von trübem Rauch der Sinnlichkeit und Eitelkeit verdüstert. Der schwärmerische Ernst seiner Werke steht einsam in der französischen Literatur. Aber seine Beredtsamkeit brachte eine Menge von Ideen in Umlauf, die bei dem Ausbruch der Revolution tief in das Schicksal des zerrütteten Staates eingriffen. Unter den Encyclopädisten (s. d. Art. Encyclopädie) versteht man sowohl die Herausgeber der großen Encyclopädie aller Wissenschaften und Künste, als alle die sich sehr für dies Unternehmen interessirten. Diderot stand an ihrer Spitze. Er gehörte zu den hellsten und kenntnißreichsten Köpfen und hatte viel Enthusiasmus. Hätte er mehr poetisches Gefühl gehabt, so würde sein Verstand sich besser im Gebiet des Schönen zurecht gefunden haben. Er verließ sich blindlings auf die

Natur und würde der Stifter des falschen Naturalismus und Moralismus. Nächst ihm war d'Alembert der merkwürdigste der Encyclopädisten; er war bescheiden, geistreich und klar, aber nur für die mathematischen Wissenschaften geboren, war ihm selbst die Poesie der Franzosen noch nicht prosaisch genug. Helvetius studirte die Menschheit nur als eine besondere Art von Thierheit. Diese drei Anführer der Encyklopädisten bewirkten vollends, daß die Philosophie der Franzosen ganz antipoetisch wurde. In neuerer Zeit zeichneten sich M. Degerando, Maine-Biran, Laromiguière, de Tracy und Cabanis noch besonders unter den franz. Denkern aus; die Ideologie des vorletzten und die Physiologie des letztern sind bemerkenswerth. Garat arbeitet eifrig an seiner Analysis der Begriffe und Gefühle; so fängt man an ein tieferes Streben nach Erkenntniß in Frankreich zu benennen, da das Wort: Philosophie, dort einmal mißverstanden ist.

2. Moral, Politik und Gesetzgebung. In dieser Classe bemerken wir zuerst die Essais des geistreichen Montaigne. Dieser eben so feine als selbstständige Kopf lebte von 1533 bis 1592. Sein Geist und Styl ist originell und durch die reizende Naivetät seines Zeitalters erheitert. Er bildete sich nach den Alten ohne seine Nationalität zu verläugnen. Charron in seinem Traité de la Sagesse zeigte mehr Methode, aber weniger Originalität. Wie sehr sich unter Richelieu die alte Naivetät auch aus der didactischen Prosa verlor, zeigt das politische Testament dieses merkwürdigen Mannes selbst. Er schrieb als ächter Staats- und Weltmann. Mit Recht zählt man Pascal zu den vorzüglichsten Autoren des goldenen Zeitalters der französischen Literatur. Ein himmlischer Wahrheitssinn spricht ebensowol aus Pascals moralischen und religiösen Betrachtungen, wie aus seinen wissenschaftlichen Spekulationen. Die natürliche Schönheit seiner Prosa ist bis auf diesen Tag nicht veraltet. Durch seine Provinciales, ou lettres écrites par L. de Montalte à un provincial de ses amis, setzte er das gefährliche Unternehmen durch, die casuistische Moral der Jesuiten entschleiernd zu zerstören; sie wurden fleißig gelesen; in wenig Werken wird sich der strengste Ernst so glücklich mit dem gefälligsten Scherz zur Erreichung eines großen Zwecks vereinen. Große seelenvolle Moral und Wahrheit spricht aus seinem Werk: Les pensées. Zu gleicher Zeit wo dieser fromme Gelehrte in stiller Einsamkeit wirkte, reifte in der großen Welt der feine und kluge Beobachtungsgeist des Herzogs de la Rochefoucauld. Seine Maximen gehören zu den Mustern des classischen prosaischen Styls. Sie sind schneidend und herzlos, aber leider bei Weltmenschen meist treffend. Man lernte durch ihn den scharfen Ton liebgewinnen, und durch Eleganz die moralische Wärme ersetzen, die sich, nach seinen Grundsätzen, bei Betrachtungen nicht zeigen darf. La Bruyère's Werk: les Caractères, wurde durch ganz Europa berühmt; er ist einzig in seiner Art. Theophrast's Charakterschilderungen sind mit fester Meisterhand gezeichnet, aber es sind allgemeine Formen; La Bruyère wußte das Individuelle zu treffen ohne in Carricatur auszuarten, er ist der Van Dyk der Schriftsteller. Duclos strebte ihm nach. Zwei Werke erwarben sich noch unsterblichen Ruhm: Fenelons Télemaque u. J. J. Rousseau's Emil; der erste war bestimmt, fürstlichen Jünglingen als Regentenspiegel zu nützen; nie hat wohl die Belehrung ein anmuthigeres und edleres Gewand erhalten als in diesem mythologischen Roman. Ueberdem zeichnen sich

Fenélons Untersuchungen über das Daseyn Gottes, und seine Abhandlung über die Erziehung der Töchter, durch sanfte fromme Würde aus. Marmontel's Bélisaire und seine Leçons d'un père à ses enfans, kommen zwar jenen Werken nicht gleich, aber sie streben ihnen ehrenvoll nach. Unter den didaktischen Schriftstellern müssen wir den witzigen St. Evremond, einen der geistreichsten Epikuräer, als einen von Voltaire's Vorarbeitern bemerken, so wie Arnaud's Art de penser. Als Beispiel der falschen Beredtsamkeit, die eine Zeitlang Mode war, steht Fontenelle; er kokettirt mit seinen Kenntnissen und redet mit fadem Scherz über ernste Dinge, um nur unterhaltend zu seyn; seine astronomischen Unterhaltungen gefielen einst deshalb. Später verdankt man der geistvollen Wittwe Condorcet's eine treffliche Uebersetzung der Theorie moralischer Gefühle von Smith, der die Briefe über die Sympathie hinzufügte. Das Werk der Frau von Staël über den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück der Einzelnen, und der bürgerlichen Gesellschaft, bietet wie alle Schriften dieser geistvollen Frau genlale Ansichten, Neuheit der Wendungen und seltne Geistesunabhängigkeit dar. De Volney's Catechismus des französischen Bürgers, und Saint-Lambert's allgemeiner Catechismus, oder „Principes des Moeurs chez toutes les nations,“ verdienen Beachtung. Die politischen Schriftsteller fangen in Frankreich mit dem ehrwürdigen Canzler de l'Hôpital an. Obgleich unter Carl IX. die Gesetze am meisten übertreten wurden, so fing die Verbesserung der Gesetzgebung damals an. Dümoulin, einer der größten Rechtsgelehrten, trug viel hiezu bei. Hubert Languet schrieb unter dem angenommenen Namen Junius Brutus, eine merkwürdige Schrift über die rechtmäßige Gewalt eines Fürsten. La Béotie, Bodin, Boisguilbert, Lamoignon, d'Aguesseau, St. Pierre und Mélon, zeichneten sich in diesem Fache aus; die: Economies royales von Sully dürfen hier nicht vergessen werden. Vor allen ragt aber Montesquieu durch sein großes Werk, vom Geist der Gesetze hervor; er lebte vom J. 1689 bis 1755. J. J. Rousseau entschleierte in seinem „Contrat social“ Wahrheiten, die man zuvor kaum ahnete. Mably wurde durch viele Werke und besonders durch seine Entretiens de Phocion, bekannt und geschätzt. Servan, Dupaty, Forbonnais, Turgot, zeichneten sich in diesem Fache aus; aber besonders verbreiteten Necker's Schriften Klarheit über Finanzwesen und Administration. Mirabeau's kühne und energische Schriften werden immer berühmt bleiben. Keiner der Schriftsteller dieses Fachs hat sich aber während der Revolution durch Scharfsinn und ausgebreitete Kenntnisse mehr ausgezeichnet als Siéyes. Lebrun, Barbé-Marbois, Röderer, Dupont de Nemours, Garnier, J. B. Say, Ganilh und Merlin, Perreau, Bourguignon, Beron, Pastoret und La Cretelle, sind sehr geschätzte Schriftsteller im Fach der Gesetzgebung und der Rechtsgelehrtheit.

3. Rhetorik. Kritik. Wissenschaftliche Werke. Die Werke in den ersten beiden Fächern sind sehr zahlreich, doch verloren viele den Ruf, den sie früher hatten, da sie auf beschränkte und einseitige Ansichten gegründet waren. Wer wird jetzt noch die Regeln der Epopöe bei dem P. Le-Bossu, oder die des Theaters bei dem Abbé d'Aubignac studiren wollen? Rollin's Traité des Etudes bleibt ein, um seiner Klarheit willen geschätztes Elementarwerk;

Batteux's Cours de Belles-Lettres, Dübos's Werk über Poesie und Malerei, Diderot's Betrachtungen über das Drama, Marmontel's Poetik und seine: Elémens de Litterature, Rapin's Reflexions sur l'usage de l'éloquence; Buffier Traité philos. de l'eloquence, Fénélon's Dialogues sur l'eloquence und Reflexions sur la Rhétorique, Corneille's Discours sur la Tragedie, Voltaire's Commentaires sur Corneille, seine Mélanges, sein Dictionnaire philosophique, seine Briefe, und der Essai sur les Eloges, von Thomas, sind Werke dieses Faches welche Epoche machten. Eine der wichtigsten und belehrendsten Schriften ist des Cardinal Maury's: Traité sur les principes de l'eloquence de la chaire et du barreau, wovon eben wieder eine neue Auflage herauskommt. In neuerer Zeit müssen wir Suard's: Mélanges de littérature bemerken, die sich durch sinnige Beobachtungen, eleganten Styl und Kunstgefühl auszeichnen; in dieser Sammlung zeichnen sich auch die Aufsätze des Abbé Arnaud aus. Die Mélanges tirés des manuscrits de Madame Necker, sind interessant; die Urtheile darin sind oft gewagt, der Styl bisweilen gesucht, doch immer geistvoll. Die Etudes sur Molière von Cailhava; die Mémoires pour servir à l'histoire de la littérature française, von Palisot, Chamfort's Mémoires und Ginguene's Aufsätze, sind sehr verdienstliche Werke; letzerer beschäftigte sich zuletzt mit einem großen Werke über die italienische Literatur, das durch seinen Tod leider unvollendet geblieben. Das große Werk von La Harpe: Lycée de litterature, verdient besondere Auszeichnung, besonders die erste Hälfte, die fünf letzten Bände sind mit zu augenscheinlicher Parteilichkeit geschrieben. In wissenschaftlichen Werken aller Art ist die franz. Literatur sehr reich. Die Klarheit der Sprache und das Studium der alten Classiker macht sie dazu besonders geeignet. Buffon war einer der ersten, der mit seltner Genialität und Grazie über die Naturwissenschaft schrieb, Lacepède und Cuvier folgen seinem Vorbild; Lavoisier und Fourcroy in der Chymie; Corvisart und Puysegur in der Medicin; Millin, d'Agincourt, Landon in Archäologie und Kunstgeschichte; J. J. Rousseau, Grétry über die Musik; Percier, Fontaine, Miche über Baukunst; Langlès' Sylvestre de Sacy, Chezy, über die orientalischen Sprachen, Malte-Brun über Geographie, gehören zu den ausgezeichneten franz. Schriftstellern in diesem Fach, doch ist dieß so reich, daß es unmöglich ist, nur alle wahrhaft bedeutenden Männer hier aufzuzählen.

4. Kanzelberedtsamkeit. Erziehungsschriften. Zur Zeit Ludwigs XVIII. zeichnete sich Lingendes zuerst durch seine Predigten und Leichenreden aus. Massaron näherte sich ihm. Bossuet imponirte durch seinen edlen Eifer für Wahrheit und Frömmigkeit sowohl, als durch seine glänzende Beredtsamkeit, die unverkennbar den Charakter des Zeitalters Ludwigs XIV. trägt. Seine berühmten Oraisons funèbres trugen sehr viel zur Cultur der franz. Prosa bei. Bourdaloue wetteiferte mit ihm, und wurde für den größten aller franz. Kanzelredner anerkannt; er lebte vom J. 1632 bis 1704. Anselme und Fléchier waren beliebt. Massillon lernte viel von diesen großen Vorgängern, und wußte durch die rührendste Sprache christlicher Demuth die Herzen zu bewegen. Unter den protestantischen Kanzelrednern zeichnete sich Saurin aus. Beau-

vals, Bischof von Senez, ein trefflicher Prediger hielt am grünen Donnerstag, vierzig Tage vor Ludwig XV. Tod, die berühmte Kanzelrede, wo er mit Energie ausrief: „Noch 40 Tage, dann wird Ninive zerstört seyn." An Erziehungsschriften ist die franz. Literatur sehr reich. Ohne die berühmten Werke hier wiederholt zu nennen, deren wir schon früher gedachten, erwähnen wir nur aus neuerer Zeit der Werke von Mad. le Prince de Beaumont, von Mad. de Genlis, von Bouilly, Berquin, Ducray-Dumenil u. s. w. als faßlich, lieblich und ganz für das zartere Alter geschrieben. Die Lettres à Emilie sur la Mythologie, par Demoustier sind seicht und unzweckmäßig.

5. Geschichte, Biographien. In der historischen Literatur müssen wir die ältesten Denkmale französischer Beredtsamkeit suchen. Aber Mèmoires sind es, die sich hier besonders auszeichnen; den Franzosen gefiel und gelang stets die feine Beobachtung der Charaktere und Sitten, im öffentlichen wie im Privatleben am besten, besonders wo sie selbst thätigen Antheil nahmen. Sie sind voll Talent das Interessante im Einzelnen zu entdecken, aber selten ergriffen von der Gewalt einer großen Idee, selten hingerissen vom Antheil an den Fortschritten ganzer Völker. Das Studium der mannichfachen Mèmoiren ist jetzt sehr erleichtert durch die schätzbare: Collection universelle de Mèmoires relatifs à l'histoire de France, wo die ersten zwölf Bände nur die vom 13ten bis zu Ende des 15. Jahrh. enthalten. Eine deutsche Uebersetzung dieser Sammlung, von verschiedenen Mitarbeitern, gab bekanntlich Schiller heraus. An der Spitze aller Verfasser merkwürdiger Mèmoires steht der bekannte Ritter Jean de Joinville, der den König Ludwig den Heiligen auf dem Kreuzzuge nach Palästina begleitete. Die treuherzige Naivetät dieses Schriftstellers hat eine wahrhaft romantische Anmuth. Er wollte mit redlichem Enthusiasmus seinem frommen Könige ein literarisches Denkmal stiften. Christine de Pisan, Tochter des Hof-Astrologen Carl des V. folgt ihm; ihr Styl ist zierlicher, ohne Joinville's kräftige heitere Leichtigkeit zu haben. Philippe de Comines schilderte treffend den finstern und verstellten Ludwig XI.; er war der geistreichste, und in rhetorischer und pragmatischer Hinsicht, der erste aller Verfasser franz. Mèmoiren vom 13ten bis gegen das 17te Jahrhundert. Froissart schrieb ein größeres historisches Werk, was er suchte durch den Reiz des Wunderbaren in die Nachbarschaft epischer Dichtung zu bringen. In den Mèmoiren über das Leben des Ritters Bayard bemerkt man zum letzten Mal die reizende Naivetät jener ältern Geschichts- und Chronikenschreiber. Eine Mischung dieser Naivetät mit einer cynischen Frechheit, die in der historischen Literatur nicht ihres Gleichen hat, zeichnet die verrufnen Mèmoiren des Brantome aus; sie schildern die Zeiten Carls IX. und Heinrichs III., wo die empörendste Sittenlosigkeit herrschte. Sully schrieb anziehend und würdig über das interessante Zeitalter, in dem er lebte. Es ist Schade, daß der kenntnißreiche De Thou nur lateinisch und nicht französisch schrieb. Mèzerai schrieb mit Freimüthigkeit die Geschichte der französischen Monarchie. Pèlisson war mehr Lobredner als Historiker, indem er die Eroberung von Franche Comtè erzählt. Varillas füllte 15 Quartbände mit der Geschichte des Zeitraums von Ludwig XI. bis auf den Tod Heinrichs III.; er erzählte gern etwas romanhaft. St. Rèal bildete sich nach ihm, aber seine Sprache war reiner. Daniel, Joseph d'Orlèans

Rapin de Thoyras, und Aubert de Vertot zeichneten sich damals als Historiker aus. Bossuet's Darstellung der Weltgeschichte ist einzig in ihrer Art. Weder die alte noch die neuere Literatur gibt eine so kosmopolitische Uebersicht aller großen Weltbegebenheiten in Beziehung auf das Räthsel der Bestimmung des Menschen. Der Cardinal de Retz verstand es, die unterhaltendsten Anecdoten auf eine geist- und lebenvolle Weise in die Geschichte zu verweben. Bougeant schrieb über den westphälischen Frieden. Rollin's Werke sind zur Belehrung der Jugend geschrieben; sie sind weder genial noch tief und befriedigend, aber es sind gute Compilationen für Anfänger und Dilettanten. Die Kirchengeschichte des Abbé Claude Fleury, der von 1640 bis 1723 lebte, ist ausgezeichnet und trefflich. Hénaut gab eine chronologische Uebersicht der franz. Geschichte; Mnotesquieu schrieb mit römischem Geist über die Römer; Voltaire nimmt als Verfasser der Geschichte Carl XII., des Versuchs über die Sitten der Völker, und der Schilderung des Zeitalters Ludwigs XIV. einen glänzenden Rang unter den Historikern ein. Condillac zeichnete sich in diesem Fach weniger aus als Mably. Montesquieu's Geschichte Ludwig XI. ging verloren; dieß bedauert man doppelt, wenn man die von Duclos liest, dessen Geist mehr fein als tief war; seine Mémoires secrets sind vorzüglicher. Millot ist correct und vorurtheilsfrei, aber kraftlos und schüchtern. Gaillard verdunkelt durch seinen weitläufigen Styl andere Vorzüge. Raynal's philosophische Geschichte des Handels der Europäer in beiden Indien, verdiente und erwarb ihm Ruhm. Rulhière's Geschichte der Revolution, durch welche Katharina II. auf den russischen Thron kam, und seine Geschichte von Polen, sind mit Wahrheit, Eleganz und Feuer geschrieben. Mirabeau's Geschichte der preußischen Monarchie unter Friedrich dem Einzigen, ist überreich, aber der Mangel an Ordnung ist fühlbar darin. Friedrich der Große selbst aber ist hier unter den ersten französischen Geschichtschreibern durch seine Mémoires de Brandebourg und Histoire de mon tems zu nennen. Das Elementarwerk von Thouret über die Revolutionen in der französischen Regierung ist höchst merkwürdig. Es ist sehr belehrend und tief durchdacht, einfach, fast streng, aber bündig, rein und treffend geschrieben. Im Gefängniß wurde dieß große Werk geschrieben, und man schleppte diesen Mann zum Tod und nannte ihn einen Feind des Volks, indem er dieß Buch vollendet hatte, wo jede Zeile durchglüht ist vom Gefühl für Volksrecht und von Freiheitsliebe. Anquètil und Desodoards schrieben die Geschichte Frankreichs. Aus früherer Zeit müssen wir noch Marmontel's Histoire de la Regence und der Mémoiren von Saint-Simon, den Herzog von Choiseul, den Herzog von Aiguillon, und den Grafen von Maurepas erwähnen. Mr. de Ségur's politisches Gemälde von Europa gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts, ist ausgezeichnet; Caillard's treffliches Mémoire über die 1787 erfolgte Revoluton in Holland, macht den dritten Theil jenes Werks aus. Die neueste Zeit bietet den Geschichtschreibern überreichen Stoff. Die franz. Literatur ist bereichert durch treffliche Uebersetzungen alter und neuer Historiker aller Völker, wir erwähnen ihre Verfasser nicht einzeln, da dieß unserem Zwecke fremd wäre.

6 Romanliteratur. Wenn man mit dem Worte Roman eine poetisch erfundene und ausgeführte, aber in Prosa geschrie-

bene Erzählung bezeichnet, so ist dieß höchst wahrscheinlich eine portugiesische Erfindung, denn dem Portugiesen Lobeira läßt sich der Ruhm nicht absprechen, der wahre Verfasser des Ritterromans Amadis zu seyn. Eine andere Gattung sind die fabelhaften Chroniken in Versen. Auf solche Art verfaßte Philipp Mousque von Arras gegen das Ende des 13ten Jahrh. eine Geschichte von Frankreich in Versen. Eine dritte Gattung alter Ritterromane ist ganz verschieden davon; es sind diejenigen, welche allegorische Personen in ihre Erzählung verweben. Zu der ersten Art gehört der frühste der franz. Romane: Tristan du Léonois, und die Erzählungen von den Rittern der Tafelrunde; ersterer wurde unter der Regierung von Philipp August gedichtet, denn den noch frühern Roman: „du Brut" der in der Mitte des 12ten Jahrhunderts an dem Hof Eleonorens von Aquitanien gedichtet wurde, kann man noch kaum so nennen. Im 13ten Jahrhundert folgten die Romane der zwölf Pairs von Frankreich. Doch größeres Aufsehn machte ein Werk der dritten Gattung: der Roman von der Rose, der zwei Jahrhunderte lang für den Triumph des Genies in Frankreich galt. Es ist durchaus versificirt, freilich in sehr holprigen Knittelversen. Das Ganze bildet ein didaktisch-allegorisches Gedicht, welches manche Franzosen so vermessen waren, dem in demselben Jahr vollendeten Werke des göttlichen Dante an die Seite zu stellen! Wilhelm von Lorris schrieb schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. dies romantische Gedicht bis zum 4150sten Vers; hundert Jahre später wurde es fortgesetzt und beendet von Jean de Meun, mit dem Beinamen: Clopinel. Die Hauptidee dieses Romans ist: daß er eine vollständige Kunst zu lieben seyn soll. Ein Heer von allegorischen Personen erscheint darin; alle Tugenden und Laster erscheinen personificirt, so daß selbst die Gegengunst als Bel Accueil auftritt; Alles moralisirt und ist doch zugleich mit den frivolsten Anspielungen durchwebt, die sich sogar am Schluß in roher Obscönität endigen. Räsonnirend zeigt sich der poetische Geist der Franzosen gleich in diesem ersten Werke; es sind artige Stellen darin, aber keine Spur von höherem Enthusiasmus. Doch wurde ungeachtet seiner schlüpfrigen Bilder und Scherze dieser Roman so allgemein bewundert, daß man sogar so weit gieng, selbst diesen Bildern einen religiösen und moralischen Sinn unterzuschieben. Aber der wahre Sinn war zu klar ausgesprochen, als daß sich nicht endlich eine Partei dagegen hätte erheben sollen. Man fing an von den Kanzeln gegen diesen Roman zu predigen, und so fängt mit ihm auch die Geschichte der kritischen Fehden in Frankreich an. Eine der ältesten gedruckten Ausgaben davon kam 1521 in Paris in Folio heraus. Ein gewisser Jacques Gelée schrieb zu Ende des 13ten Jahrh. eine allegorisch-romantische Dichtung: le Roman du nouveau Renard. Wahrscheinlich gab dieß altfranzösische Fabliau die Veranlassung zu dem deutschen Gedicht: Reinecke der Fuchs; und ein Geistlicher Deguilleville schrieb 1330 drei große geistliche Allegorien, denen die Idee der Pilgerschaft zum Grunde lag. Merkwürdig sind die hundert Novellen der Königin Margarethe von Navarra, Schwester Franz des ersten, die unter dem Titel: l'heptamerom ou l'histoire des Amans fortunés de très-illustre et très-excellente princesse Marguerite de Valois, Reine de Navarre, 1559 herauskamen; sie sind ganz in der Manier des Boccaz, und es ist kaum begreiflich, wie eine Fürstin dem weiblichen Zartgefühl,

so ganz entsagen konnte. Doch erzählt sie mit altfranzösischer Treuherzigkeit Anständiges und Unanständiges durch einander, woran damals dort Niemand Aergerniß nahm. Früher schon, unter Carl VII., kamen die 100 Novellen des burgundischen Hofes heraus, und die lieblich naiven romantischen Dichtungen: Gérard de Nevers und le petit Jehan de Saintré, welche Tressan neuerlich wieder bearbeitete. Bei den Kreuzzügen lernten die französischen Ritter arabische Dichtungen kennen; diese veranlaßten die nachher sehr beliebten Feenmährchen. In sie und in die Rittergeschichten zog sich Alles zurück, was noch von romantischer Schwärmerei in Frankreich übrig war. Die Mährchen des Blaubart, der schönen Melusine, des Kaisers Octavian, und überhaupt fast alle die alten Volksromane stammen aus Frankreich. Man nannte diese kleinen romantischen Erzählungen: Fabliaux, (mehr darüber in dem Art. über Poesie). Die Ritterromane: Hüon von Bordeaux, Ogier der Däne, und andere solche Sagen von Carls des Großen Paladinen, wurden zu Anfang des 15ten Jahrh. geschrieben. Hierhin gehört ein moralischer Frauenspiegel, von einem Ritter de la Tour geschrieben, der bald ins Deutsche übersetzt wurde. Der Chronikenstyl liegt der Sprache aller dieser Romane zum Grunde. Zu Anfange des 16ten Jahrhunderts erwachte noch einmal der Geschmack an dieser Gattung in Frankreich, und es gab damals eine Menge Novellisten, von denen wir nur Noel dü Fail, de la Mothe Roulland, Desperiers, Belleforest, Chapuis und Tabouret nennen; der ächte Ritterroman ging durch sie in den unächten oder historischen über, und aus diesem entstanden endlich die vielen galanten Intriguengeschichten und Hofanecdoten. Eine neue Gattung: der satirische Roman wurde in der ersten Hälfte des 16ten Jahrh. durch Rabelais eingeführt. Er schrieb seinen Gargantua und Pantagruel, ein geniales aber durchaus rohes Carricaturgemälde. Seine burleske Originalität und Unerschöpflichkeit im Ungeheuern reißt zur Bewunderung hin, aber kein Spiel des Witzes war ihm zu niedrig und possenhaft. Ein Schwarm von Nachahmern folgte ihm. Später, als Anna von Oesterreich nach Frankreich kam, wurden die Schäferromane beliebt, nach dem Vorbild der spanischen. Nach französischer Art durften die komischen dabei nicht fehlen. Ein gewisser Nicolas de Montreux hatte in seinen Bergeries de Juliette einen Anfang dazu gemacht. Der erste Franzose, dem es gelang, im Geist und Styl einer solchen Dichtung mit den Spaniern zu wetteifern, war Honoré d'Urfé in seiner Astrée, die mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Ein Ueberrest von provenzalisch-romantischer Sinnesart scheint aus diesem Werke zu sprechen, dessen geistreicher und schwärmerischer Verfasser zu Marseille geboren war; er webte seine eigene Lebensgeschichte hinein; der erste Theil kam 1610 heraus. Es hat fünf Bände. Hier ist keine arkadische Hirtenwelt, sondern eine ganz galant-ritterliche. Die romantische Sentimentalität dieses Werks ging in den Ton der historischen Romane über, die im Zeitalter Ludwigs XIV. beliebt waren. Calprenède erlaubte es sich, Begebenheiten aus der Geschichte der Griechen und Römer so zu bearbeiten, daß nur die Namen griechisch und römisch blieben. Er hatte sehr viel poetische Phantasie, aber er gehörte zu der überspannten Partei, die das Genie auf Kosten des Geschmacks wollen triumphiren lassen, und eben dadurch der Gegenpartei, die in die bloße Beobachtung der Geschmacksregeln ihr Ver-

dienst setzt, den traurigen Sieg in die Hände spielte. Calprènède fand eine Nachahmerin in dem Fräulein Madalaine de Scudéry. Sie schrieb sieben äußerst weitschweifige Romane, von denen der erste: Clelie, allein schon zehn Octavbände einnimmt. Außerdem hat man noch zehn Bände „Conversations et Entretiens" von ihr. Die Zartheit der Empfindungen verliert sich bei ihr in pedantische Süßlichkeit und in einen seichten Wortstrom. Sie starb 1701, über 90 Jahr alt. Die Damen schienen von einem besondern Beruf ergriffen, dieß Feld zu bearbeiten, und sie zogen den Roman immer tiefer in die Sphäre der wirklichen Welt herab. Die historischen Romane des Fräuleins Rose de Caumont de la Force wurden besonders gut aufgenommen; sie wußte kunstvoll ihnen das Colorit wahrer Geschichte zu geben. Mad. de Villedieu beschäftigte sich besonders damit, Anecdoten aus der alten Geschichte zu galanten Novellen umzuformen. Ihre Galanteries Grenadines waren in spanischer Manier. Damals wurden die Feenmährchen sehr beliebt. Die arabischen: „Tausend und eine Nacht," die Antoine Galland ins Französische übersetzte, fanden unendlichen Beifall und zahllose Nachahmungen. Früher schon wurden die Contes de ma mère l'Oye, von Perrault und die Mährchen der Gräfin d'Aunoy, sehr beliebt; die Gräfin d'Auneuil, die Gräfin Murat und viele andere eiferten ihnen nach, Graf Antoine d'Hamilton übertraf sie an Scherz und kühner Phantasie; selbst der ehrwürdige Fénélon schrieb Feenmährchen zur Erziehung des Herzogs von Bourgogne. Die Romane der Gräfin de la Fayette gefielen sehr, ihre Princesse de Clèves ist immer einer der besten historischen Romane; ihre Zaide ist trefflich an Eleganz des Styls und zartem Ausdruck der Gefühle. Nicht so groß war die Anzahl der komischen Romane; Paul Scarron, bekannt durch seinen Witz und seine Verheirathung mit der Marquise de Maintenon, ließ in seinem Werk: le Roman comique, alle Talente glänzen, durch die er seinen Zeitgenossen interessant wurde. Er verstand sich auf das Komische der Situationen; seine Einfälle sind keck, aber sein Muthwille ist oft platt, seine Tändelei geschwätzig. Die komischen Romane des Le Sage entstanden durch Nachahmung spanischer Werke; sein Gil Blas wurde bald durch ganz Europa gelesen, so wie sein hinkender Teufel; er hinterließ außerdem noch sechs komische Romane. Der sogenannte bürgerliche Roman von Antoine Füretière wurde eine Zeitlang gelesen und dann wieder vergessen. Die Erfindung des eigentlichen Familienromans gehört den Engländern, der Abbé Prévôt übersetzte Richardsons Werke, und seine eignen Romane: Cleveland, le Doyen de Killerine und besonders Manon Lescaut rührten und gefielen. Eben so Segrais's Novellen. In Montesquieu's Lettres Persannes dient die Romanform der philosophischen Satire nur zum Rahmen. In seinen komischen Romanen, der Prinzessin von Babylon, dem Candide, dem Zadig, dem Mikromegas, glänzt Voltaire's Genie vorzüglich; hier ist Originalität, pikante Natürlichkeit, funkelnder Witz, interessanter Styl. Die neue Héloïse von J. J. Rousseau erschien, deren hinreißende Beredtsamkeit und glühende Gemälde der Leidenschaften allgemeines Aufsehn erregten, obschon die langen Abhandlungen darin oft stören. In zweiter Reihe finden wir hier Marivaux, Diderot, (dessen: Jakob der Fatalist, und: die Nonne zu den frühesten morali-

schen Romanen gehören, so unmoralisch auch das dritte Werk: les bijoux indiscrets, ist, womit er seinen Namen befleckte), und die Damen de Tencin, de Graffigny, Riccoboni, Marmontel's Belisar und seine Incas, so wie seine Contes moraux, gefielen sehr. Florian zeigte mit seltner Zartheit des Gefühls in seinem Gonsalvo von Cordova, wie der historische Roman in den ritterlichen übergehen kann; die Erneuerung des Schäferromans gelang ihm durch die freie Bearbeitung der Galathée des Cervantes; sein Numa Pompilius würde ohne die musterhafte Eleganz der Sprache, unbedeutend seyn. Aber die beliebtesten Romane blieben die frivolen, deren lange Reihe mit den Werken des jüngern Crébillon beginnt; kein Anderer hat die ausschweifende Lüsternheit der Situationen mit so feiner Charakterzeichnung zu verbinden gewußt. Romane, in denen mit der Moralität selbst ein so frecher abscheulicher Spott getrieben wäre, wie die seiner Nachahmer, die Liaisons dangereuses und die verworfne Justine finden sich in keiner andern Literatur. Neben diesen ist der jovialische Faublas, von Louvet de Coudray noch unschuldig. Einer der fleißigsten und bessern Romanschreiber war in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrh. Rétif de la Bretonne. Zwei neuere Schriftsteller dieses Fachs verdunkeln alle vorigen: Bernardin de Saint Pierre, und de Chateaubriand. Der erstere hatte sich durch seine Etudes de la Nature den gegründeten Ruf eines tieffühlenden und scharfsinnigen Schriftstellers erworben, als er durch: Paul und Virginie und la Chaumière indienne sich alle Herzen gewann; reizende Naturgemälde, ein eben so einfacher als unverkünstelter Styl und seltene Innigkeit zeichnen diese Schriften aus. Sein neuestes Werk: Harmonies de la nature enthält eben so neue originelle Ansichten und verdiente wohl allgemeinere Beachtung. Chateaubriand's religiöse Tendenz und seine glühende schwärmerische Phantasie, zeichnen sich allgemein aus. Seine Atala, sein René, seine Martyrs, sind in einem Styl geschrieben, dessen rührende aber oft düstere Romantik und Mystik vorher ganz unbekannt in Frankreich waren. Er fand eben so enthusiastische Verehrer als bittere Tadler, da er das Unerhörte wagte, hier eine neue Bahn zu betreten. Wir erwähnen hier zugleich zwei seiner andern Werke, obgleich sie ihrem Inhalt nach nicht in dieß Fach gehören, wohl aber ihrer romantischen Schreibart wegen, nämlich sein: Génie du Christianisme u. sein: Itinéraire d'un voyage de Paris à Jérusalem. Unter den neuern Schriftstellerinnen glänzt Frau von Staël als Fixstern erster Größe; auch sie wagte neue Ideen, neue Wendungen und einen kühnen energischen Styl. Sie ist mehr großherzige Weltbürgerin als Französin. Ihre Corinne ou l'Italie ist ein Meisterwerk und würde allein sie unsterblich machen; ihre Delphine hat seltne Schönheiten neben manchen Mängeln, deren größter wohl die Unrichtigkeit des Hauptgedankens ist. Ihr Werk: sur l'Allemagne ist reich an feinen Beobachtungen, aber es enthält auch vieles Unrichtige. Aeußerst fruchtbare Schriftstellerin ist die bekannte Mad. de Genlis, sie hat Leichtigkeit und Talent, aber weder Genie noch Tiefe; ihre frühern Schriften fanden großen Beifall, aber sie schreibt zu viel und hat zu flache Ansichten, um sich den der Kenner erhalten zu können. Ihr neuestes Werk: Dictionnaire des étiquettes, beweiset ihre Vorliebe für altfranzösische Hofsitten. Sehr lieblich, zum Herzen sprechend, voll zarter Innigkeit sind

die Romane der Madam Cottin. Ihre Malvina, Amélie Mansfield, Elisabeth und Mathilde manchen tiefen Eindruck, und man bedauert den frühen Tod der edlen Verfasserin. Sehr geschmackvoll, voll feinen Beobachtungsgeistes und mit gebildetem Gefühl sind die Romane der Madam de Flahaut (jezt Mad. de Souza) geschrieben. Adèle de Sénanges und Eugène de Rothelin zeichnen sich besonders darunter aus. Primerose von Morel de Vindé, le Nègre comme il y a peu de Blancs, von Lavallée, les quatre Espagnols, und le Manuscrit trouvé au mont Pausilippe von Montjoye, so wie die Valérie der Frau von Krüdener, gehören zu den vorzüglichsten neuern Romanen. Der vielschreibende Pigault le Brun erlaubt sich oft in jedem Sinn zu viel; Fiévée's Dot de Suzelle gefällt. Mad. de Montolieu ist beliebt sowohl durch ihre Caroline de Lichtfield als durch ihre trefflichen Uebersetzungen lafontainischer Romane.

7. Briefstyl. Reisebeschreibungen. Der französische Briefstyl, der in der Folge mit Recht von ganz Europa als musterhaft nachgeahmt wurde, war bis auf das Zeitalter Richelieu's noch ziemlich altväterisch und roh. Die alte Naivetät hatte in demselben etwas Steifes. Heinrich IV. selbst schrieb an die schönen Damen, denen er mit altritterlicher Zärtlichkeit huldigte, ohne rhetorische Feinheit, aber in sehr galanten und süßen Phrasen. Anziehend und lesenswerth sind die Lettres de Henri IV. à Coriandre d'Andoise, Comtesse de Guiche, sa maîtresse. Amsterdam et Paris 1788, worin er nicht müde wird zu wiederholen: „je Vous baisé un million de fois les mains." Die Geschäftsbriefe aus jener Zeit sind ganz im gewöhnlichen Curialstyl geschrieben. Selbst den Briefen des Odendichters Malherbe fehlt es an Leichtigkeit. Aber Richelieu schrieb auch seine Geschäftsbriefe mit männlicher Bestimmtheit und Leichtigkeit, nicht ohne Eleganz. Gedrungene Beredtsamkeit, ein heller fester Geistesblick zeichnen seine Briefe aus. Es entstand unter den geistreichen Köpfen ein allgemeines Streben darnach, ein eleganter Briefsteller zu seyn. Die Nationalrichtung sich in allem auszuzeichnen, was sich ohne seelenvolle Tiefe durch Klarheit, Witz und Leichtigkeit empfiehlt, mußte zur sorgfältigsten Cultur des Briefstyls führen. Elegante Briefe für das Publicum zu schreiben, wurde plötzlich die neueste literarische Mode in Paris, und sich darin als feinen Weltmann zu zeigen, schmeichelte mehr als Dichterruhm. Das Wort „Bel esprit" wurde da erst gewöhnlich, und zwei dieser schönen Geister, die unter Richelieu für die feinsten bei Hofe galten, wetteiferten im Briefstyl. Balzac machte sich ein angelegentliches Geschäft daraus, schön, prunklos und ernsthaft, wie Cicero zu schreiben; man bewunderte ihn, aber man fand ihn trocken. Vincent de Voiture wurde sein gefährlicher Nebenbuhler, da er anmuthiger zu tändeln verstand. Er war sehr geistreich aber selten zwanglos natürlich, seine Artigkeit war sehr gesucht, in künstliche Perioden ausgesponnen und in den raffinirtesten Antithesen vorgetragen. Man suchte nun die Vorzüge dieser beiden Männer zu vereinen. Mit vieler Feinheit, Correctheit und Eleganz schrieb Pierre Costar; doch am meisten zeichneten sich die feinfühlenden, geistreichen Frauen in diesem Fache aus. Unter ihnen steht die liebenswürdige Marquise von Sevigné oben an; sie war im J. 1626 geboren. Mitten unter den Verlockungen des glänzendsten Hofes hatte sie eine Rein-

heit der Seele, und bei seiner Klugheit, eine so echt naive Weiblichkeit sich erhalten, daß es einen seltnen Reiz gewährt, sie in den berühmten Briefen an ihre Tochter sowohl über sich selbst als über ihre Umgebungen sich aussprechen zu hören. Frauen sprechen über nichts schöner, zarter und charakteristischer als über ihre eignen Empfindungen, und dazu ist nirgends bessere Gelegenheit als in dem Erguß traulicher Briefe. Man besitzt von sehr vielen berühmten Französinnen treffliche Sammlungen dieser Art. Wir erwähnen hier nur die Briefe der Mlle. de l'Espinasse und der Mad. du Deffand. Die Briefe der reizenden Ninon de l'Enclos haben bezaubernden Anmuth, doch bezweifeln noch viele ihre Echtheit. Ganz vorzüglich aber zeichnen sich durch Feinheit der Empfindung und des Ausdrucks die ungemein naiven Briefe der Babet aus. Racine's Briefe haben hohen Werth durch Natürlichkeit und Weltklugheit. Eine Sammlung von Musterbriefen gab Richelet heraus, die großen Beifall fand. Stutzerhafte Eitelkeit zeigte Fontenelle in seinen „Lettres galantes;" die Briefe des Grafen Büssy-Rabutin sind voll raffinirter Schöngeisterei, aber nicht uninteressant. Chaulieu gab ein anlockendes Beispiel, Briefe mit Versen zu durchweben. Die Kunst gute Briefe zu schreiben, wurde unter den Franzosen von Erziehung so als gewöhnlich vorausgesetzt, daß man sogar in Voltaire's Briefen mehr den Geist als das besondere Talent zum Briefstyl bewunderte. Die von Chaulieu eingeführte Art in Episteln zu räsonniren und zu scherzen, wurde ganz im Geist der französischen Geselligkeit vervollkommnet durch Gresset, einen der feinsten Köpfe seiner Zeit, der auch durch muntere Erzählungen in derselben Manier, besonders durch seinen Vert-Vert, sich sehr auszeichnete. Dorat, Sedaine und de Pezay schrieben anmuthige Episteln dieser Art. Die des Abbé de Vernis sind besonders reich an angenehmen Beschreibungen. Montesquieu's „Lettres Persannes" müssen wir als Muster des eleganteſten Styls hier noch erwähnen. An trefflichen Reisebeschreibungen ist die französische Literatur sehr reich; sie hier aufzuzählen wäre überflüssig, da sie auf den eigentlichen Geist der Literatur doch keinen merklichen Einfluß haben können. Ein ausgezeichnetes Werk ist die bekannte Reise des jungen Anacharsis von dem verdienstvollen und geistreichen Abbé Barthélemy, der vom J. 1716 bis 1795 lebte. Die Lettres sur l'Italie von Düpaty sind beliebt. Volney, Denon, Delaborde und vor allen Humboldt und Vonpland gehören zu den merkwürdigsten neuern Reisebeschreibungen, so wie in Hinsicht auf Alterthumskunde Millin's Reisebemerkungen höchst interessant sind. Eine gute Uebersicht gewähren Malte-Bruns „Annales des Voyages."

8. Französische Poesie. Lyrische Poesie. Die ältesten Gedichte in nordfranzösischer Sprache waren Lieder. Es läßt sich nicht mit chronologischer Genauigkeit bestimmen, wann das Volk an der Seine und Loire aufhörte in der Manier des uralten Rolandsgesanges und in verdorbenem Latein zu singen. Gewiß ist es, daß im 13ten Jahrhundert die provenzalische Poesie sehr auf die nordfranzösische wirkte. Eine gute Anleitung zur Kenntniß der ältesten französischen Poesie gibt das Werk von Claude Fauchet: „de l'origine de la langue et poésie française." Die Romane und Fabliaux sind in der nordfranzösischen Literatur weit älter als die Lieder. Bei den Provenzalen entfaltete sich dagegen die eigentliche

Poesie weit früher; sie wurde hier die fröhliche Wissenschaft (gaya ciencia), genannt, und südlich-romantischer Geist durchwehte sie. Unter der Regierung Philipp Augusts, gegen das Ende des 12. Jahrhunderts, waren vermuthlich die ersten Troubadours aus der Provence in das nördliche Frankreich gekommen. Ein gewisser Chrétien de Troyes soll zuerst den provenzalischen Gesang in französischen Versen nachgeahmt haben. Der Normann Alexander (von dem die Alexandriner den Namen haben) lebte zwischen 1180 und 1223 am Hofe Philipp Augusts, und dichtete und sang da sein gereimtes Leben Alexanders des Großen, voll allegorischer Anspielungen auf Philipps Thaten. Der König Thibaut von Navarra richtete an die Dame seines Herzens, die Königin Blanca von Castilien, Lieder im Styl der einfachen provenzalischen Lais mit Abänderungen, die sie zuweilen der Canzone nähern. Fast alle seine Lieder, so verschieden auch übrigens ihre metrische Form ist, haben fünf Strophen, und nach der fünften folgt gewöhnlich das provenzalische Anhängsel oder Geleit (envoy), das die Italiener auch in ihren Canzonen beibehielten. Die Sprache darin weicht eben so sehr von dem neuern Französisch ab, wie die Sprache der schwäbischen Minnesänger von dem neuern Deutsch. Die französischen Trouvères und die provenzalischen Troubadours begrüßten sich damals als Brüder in der Kunst. Die Lieder König Thibauts werden nach einfachen Melodien mit der Harfe oder der Violine begleitet. Vom Monseigneur Gasses Brûlez sind noch an fünfzig Lieder vorhanden; er war Thibauts Freund. Berühmter wurde durch sein romantisches Schicksal der Schloßhauptmann (Châtelain) von Coucy. Messire Thierry de Soissons gehörte zu den ritterlichen Sängern, die dem König Ludwig dem Heiligen in das Morgenland folgten. Die Lieder mehrerer französischen Dichter, die spätestens im 14. Jahrhundert lebten, überraschen durch die Aehnlichkeit ihrer Silbenmaße mit den alten spanischen. Auch eine Dame wurde um diese Zeit als Dichterin berühmt; sie hieß Doëte de Troyes; diese soll ihre Lieder selbst in Musik gesetzt haben. Eine andere Dame, Marie de France, übersetzte damals die Fabeln des Aesop aus dem Englischen in französische Verse. Man verunstaltete auch oft die wahre Geschichte durch eine groteske poetische Ausstaffirung; so schrieb Philipp Mousque von Arras eine Geschichte von Frankreich in Versen. Das Allegorisiren war sehr beliebt. Jean Froissart, als Geschichtschreiber bekannt, war noch mehr Dichter von Natur; er wurde 1337 zu Valenciennes geboren, und gehörte zu den wenigen poetischen Schwärmern, die ihr ganzes Leben in einen Roman zu verwandeln wußten; durch ihn wurde die provenzalisch-romantische Schäferpoesie in die französische Literatur eingeführt. Die meisten seiner Gedichte waren Pastourelles und Rondeaux; sie haben die naivste Anmuth und Lieblichkeit. Eine Menge Lais und Virelais von ihm sind noch vorhanden. Einen Theil seiner Gedichte vereinte er in der Form eines Romans unter dem Titel: Meliador oder der Sonnenritter. Ein allegorisches Gedicht von ihm: das Paradies der Liebe, und ein geistliches: die drei Marien, wurden mit viel Beifall aufgenommen. Die komischen Fabliaux in Versen wurden im 12ten und 13ten Jahrhundert sehr beliebt; sie sind oft über alle Beschreibung unanständig. Diese Neigung, einen unterhaltenden versificirten Scherz für Poesie anzusehen, dauert durch alle Perioden der französischen Literatur fort.

Es gab außerdem noch moralische und satirische Fabliaux, so wie eine Art Contes devots; zwei Mönche, Coinsi und Farsi, zeichneten sich in diesen aus. Das 15. Jahrhundert war die Zeit der höchsten Blüthe der provenzalisch-lyrischen Poesie im nördlichen Frankreich. Das Triolett, das Quarrain, der sogenannte Königsgesang, wurden besonders durch den Refrain, der zu ihrem Wesen gehörte, beliebt, denn in diesem waren Spiele des Witzes anzubringen. Man liebte alle Verskünsteleien und trieb sie ungemein hoch. Im 15. Jahrhundert zeichnete sich Carl, Herzog von Orleans, der in der Schlacht bei Azincourt in englische Gefangenschaft gerieth, durch die Wahrheit und kunstlose Anmuth seiner Lieder ganz besonders aus. Es gab damals während des Krieges, der die französische Monarchie fast zerstörte. mehrere solcher fürstlichen Minnesänger: Johann und Philipp, Herzöge von Burgund, René von Anjou, Johann von Lothringen und mehrere standen in Verbindung, und man findet ihre Lieder in dem alten handschriftlichen Liederbuche (Balladier); doch höheres Genie darf man unter ihnen nicht suchen. In dies Zeitalter gehört auch die Clotilde du Vallon-Chalys, von deren neuerlich bekannt gewordnen Werken einige gewiß echt sind. Alain Chartier wird oft gepriesen, doch seine Lebensansichten sind eben so unpoetisch als seine Tugendlehren trivial. Villon besang mit keckem Witz seine eignen Gaunerstreiche. Coquillart hat an burlesker Wortfülle und unlautern Einfällen wenig seines Gleichen. Cretin oder Du Bois und Bordigné müssen als komische Dichter hier erwähnt werden; des letztern Geschichtchen von Pierre Faiseu pflegt man dem deutschen Eulenspiegel an die Seite zu stellen. Michault, der la danse aux Aveugles, dichtete, und Martial d'Auvergne, Olivier de la Marche, Chastellain, Michel d'Amboise und mehrere gehören zu den lyrischen Dichtern im Anfange des 16. Jahrhunderts. Mit ihren Liebesklagen war es allen niemals Ernst, und nur ihre komischen Einfälle haben einige poetische Kraft. Mit dem muthigen, oft unbesonnenen, aber immer edeln und liebenswürdigen Franz I. glänzte die ritterliche Herrlichkeit zum letzten Mal hell ins Leben; er war selbst Dichter, mehr noch nützte aber sein glühender Enthusiasmus für alles, was groß und trefflich war. Er führte das Studium der griechischen und römischen Classiker ein, und wurde mit Recht „le Père des lettres“ genannt. Durch Catharina von Medicis verbreitete sich schnell eine Vorliebe für die Sonette. Jean Marot und besonders sein Sohn, Clement Marot, machen als Dichter in diesem Zeitalter solche Epoche, daß man alle ihre Nachahmer Marotisten zu nennen pflegt. Beide ganz am Hof lebend, waren witzige Wüstlinge, die um ihrer Talente willen wohl von vielen geliebt, aber gewiß von Niemand geachtet wurden. Nur sinnliche Anmuth belebt Marot's Gedichte, doch er hatte kein Gefühl für Würde und Heiligkeit der Kunst. Man hat von ihm Allegorien, Eklogen, komische Gedichte, Elegien, Episteln, Heroiden, Epigramme und Chansons in großer Menge; er zeichnete sich auch durch seine metrischen Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Italienischen aus. Er hatte eben so warme Freunde als rüstige Gegner; zu den erstern gehört Mellin de St. Gelais, der mit ihm nach classischer Correctheit in der eleganten Tändelei strebte und Dolet, der endlich als Ketzer 1546 verbrannt wurde. Margaretha von Navarra, so wie Maria Stuart, dichteten französische Lieder.

Mit dem Dichter Jodelle fing die Schule der französischen Sonettisten an; er und seine Freunde bildeten das sogenannte Siebengestirn (la pléiade française); sie lenkten zuerst die Richtung der Poesie auf etwas Ernsteres und Größeres. Ronsard war Vorsteher dieser Verbrüderung und wurde noch im folgenden Jahrhundert der Fürst der französischen Dichter genannt. Er riß sich los von dem trivialen Allegorienwesen und der wässerigen Witzelei seiner Vorgänger, aber es fehlte ihm die Innigkeit des Gefühls und er versank in endlose Künstelei und leeren Phrasenprunk. Unter den übrigen Bundesgliedern galten vorzüglich Bellay und Baïf. Doch es wurde bald wieder ein Reformator nöthig, um die latinisirende Poesie aus der Mode zu bringen; Bertrand und Desportes waren solche Verbesserer des Geschmacks, und Vorgänger des berühmten Malherbe. Dieser Mann, den die Franzosen als den ersten ihrer classischen Lyriker verehren, entdeckte zuerst das Eigenthümliche der französischen Versification. Er hatte gar keine dichterische Phantasie und keine kühne Begeisterung, aber desto strenger war er als Kritiker, als Wort- und Silbentyrann. Er starb 1627 im 72. Jahre. In seinen Oden und Stanzen zeigt sich am meisten die classische Würde der Sprache, die man ihm zu verdanken hat. Regnier zeichnete sich als classischer Satirendichter und Sittenmaler aus. Theophile Viaud wetteiferte mit Malherbe, und besaß das seltene Talent des Improvisirens. Die Schäfergedichte oder Bergerien wurden beliebt; Racan und Mairet zeichneten sich darin aus. Als Epigrammatisten waren Gombeaud und Brebeuf berühmt. Der Einfluß der Poetik des Aristoteles auf die französische Poesie war im 16ten Jahrhundert schon entschieden. Die lyrischen Gedichte Racine's haben mehr Spracheleganz als poetischen Werth. Allgemein beliebt und als le bon Homme bekannt, war Jean La Fontaine, geb. 1621, gest. 1694. Unnachahmlich ist in seinen Fabeln die Naivetät der scherzenden Darstellung, die aus einem rein kindlichen Herzen entsprang. Boileau Despréaux haßte mit redlichem Ernst alle Affectation und alle Schwärmerei; er hatte sehr wenig Phantasie, aber um so hellern Beobachtungsgeist. Seine kritischen Regeln wirkten um so mächtiger, da er sie selbst so pünktlich befolgte. Seine Satiren und sein komisches Heldengedicht „le Lutrin“ sind berühmt, so wie seine versificirte Poetik. Die Männer aus seiner Schule wurden stolz auf ihre feine Nüchternheit und Einseitigkeit. Benserade gefiel durch seine galanten Lieder. An der Spitze der jovialen Dichter standen Luillier, genannt Chapelle, Bachaumont, Chaulieu und La Fare. J. B. Rousseau, geb. 1669, wurde berühmter Odendichter, der jeden Stoff mit Leichtigkeit behandelte. Die sogenannten Poésies fugitives wurden immer beliebter; Pavillon, Des Joeteaux, St. Pavin ꝛc. empfahlen sich durch solche elegante Kleinigkeiten. Ségrais's Eklogen waren beliebt; noch anmuthiger sind die der Mad. Deshoulières, die von 1624 bis 1694 lebte, und mit sanfter Weiblichkeit Hirtenscenen dichtete. Die zierlichen Idyllen Fontenelle's sind im kalten Hofton geschrieben. Daß Voltaire auch in diesem Fach glänzte, ist bekannt; der Ausspruch dieses Mannes selbst: „daß unter allen cultivirten Nationen die französische am wenigsten poetisch sey,“ ist merkwürdig. Louis Racine, der Sohn des Trauerspieldichters, zeichnete sich durch den frommen Ernst seiner Gedichte aus. Die religiösen Oden des Marquis Le Franc de Pompignan, der

von 1709 bis 1784 lebte, sind edel und gefühlvoll. Berquin, Léonard aus Guadeloupe und Mlle. Rose Levesque zeichneten sich in lieblichen Idyllen aus, und wurden Geßner's Nachahmer. Unter den neuern Dichtern bemerken wir hier zuerst Lebrun, dessen Oden einen wahrhaft höhern und poetischern Flug haben, als die meisten französischen Gedichte: Die Epitres von Ducis und Mr. de Fontanes sind ausgezeichnet. Legouvé hat die Eleganz des Styls und Melodie des Versbaues meisterlich in seiner Gewalt. Drei seiner Dichtungen: „les Souvenirs, la Mélancolie und le Mérite des femmes" erhielten entschiedenen Beifall. Arnault's Fabeln und Ginguené's Apologen streben Lafontaine nach, so wie Andrieux seine reizende Erzählungsweise in seinem: Meunier Sans-Souci" trefflich wieder zu treffen verstand. Raynouard's Gedicht „Socrate au temple d'Aglaure" erhielt und verdiente den ersten Preis der Akademie. Mehrere Male wurde dieser auch einem hoffnungsvollen jungen Dichter zu Theil, der leider sehr früh starb: Millevoye, dessen Amour maternel, und Belzunce, viel reines und zartes Gefühl beweisen. Victorin Fabre und Luce de Lancival wetteiferten mit ihm. Mr. de Boufflers und Mr. de Parny bewiesen, daß keine ernsten Schicksale die Vorliebe der Nation für die leichtfertige Gattung zu ändern vermögen. Boisjolin, Tissot und Mollevaut zeichnen sich als Uebersetzer Pope's, Virgil's und Tibull's aus. Unter den Dichterinnen müssen wir Mad. de Beauharnais, de Bourdic, de Beaufort, Dufresnoy, de Salm, Verdier und Babois besonders bemerken; letztere beide haben vorzüglich tiefempfundene Elegien gedichtet.

9. Epische Poesie. Dies Capitel ist in der französischen Literatur sehr arm. Den ersten merkwürdigen Versuch durch ein romantisches Nationalheldengedicht das Gebiet französischer Poesie zu erweitern, wagte Jean Desmarets de St. Sorlin, ein Liebling Richelieu's; er starb 1676. Boileau verfolgte ihn streng, und doch fehlte dem verspotteten Desmarets nur das, was die andern zu viel hatten: kritische Besonnenheit und nüchterner Verstand! Seine schöpferische Phantasie verdunkelte alle übrigen französischen Dichter. Sein Heldengedicht: „Clovis" hatte zwar keinen verständigen Plan, aber es ist reich an poetischer Erfindung, und durchglüht von dem Reiz des Wunderbaren. Desmarets entlehnte die Maschinerie seiner epischen Dichtung zum Theil aus dem christlichen Himmel und zum Theil aus der romantischen Zauberwelt. Tief unter ihm blieb Jean Chapelain, der eine Epopöe über die Johanne von Arc zu reimen unternahm, die an Länge und Langweiligkeit nur Scudery's Heldengedicht „Alarich oder das befreite Rom" gleich kam. Ein viertes französisches Heldengedicht aus derselben Zeit ist „St. Louis ou la sainte couronne reconquise" von dem Pater Pierre Le Moine, einem Jesuiten, der von 1601 bis 1672 lebte. Seine Phantasie war nicht so reich und kühn wie die von Desmarets, aber auch nicht so verwildert, und Le Moine wäre gewiß einer der größten Dichter seiner Nation geworden, wenn er eben so viel Geschmack als Enthusiasmus gehabt hätte. Der wesentliche Fehler seines Gedichts ist eine monotone Feierlichkeit. Limojon de St. Didier wagte einen fünften Versuch in der epischen Poesie, durch eine neue Bearbeitung der Geschichte des Chlodwig nur die acht ersten Gesänge sind gedruckt, und zeichnen sich durch Feinheit und Ele-

ganz aus, aber sie sind unpoetisch. Ronsard's Franciade darf bei diesen mißlungenen epischen Versuchen nicht vergessen werden. In Frankreich nennt man den Telemach von Fenelon als ein episches Meisterwerk; aber so sehr in diesem Werke auch die edelste und gefälligste Sprache der Vernunft und des moralischen Gefühls herrscht, so ist es doch weit entfernt eine wahre Epopöe zu seyn. Voltaire's Henriade ist unstreitig das vorzüglichste französische Gedicht dieser Art. Die Henriade hat einen gut durchdachten Plan, interessante Charaktere und gelungene Beschreibungen; die Sprache ist rein und edel, aber die poetische Magie vermißt man ganz. Besonders stören die allegorischen Personen. Als komische Epopöe dichtete Voltaire seine Pucelle, und befleckte durch dies schändliche und verrufene Werk, dem man sonst den Rang des vorzüglichsten französischen Heldengedichts komischer Gattung nicht absprechen kann, seinen Ruhm. Thomas hatte angefangen eine Epopöe über Peter den Großen zu schreiben, aber er starb ehe diese Pétréide fertig war. Mad. Du Boccage wagte es, eine Colombiade ou la foi portée au nouveau monde zu schreiben, in der wenigstens einige hübsche Beschreibungen vorkommen. Masson's Gedicht „les Helvétiens" ist mehr historisch als episch. Auch Fenelon's Telemach, und des Grafen Florian Numa Pompilius und Gonsalve de Cordoue gehören hieher. M. de Fontanes beschäftigt sich seit geraumer Zeit mit einer Epopöe „la Grèce sauvée," welche den Sieg über die Armeen und Flotten des Xerxes besingen soll, man verspricht sich viel davon. In dem heroisch-komischen Fach, worin sich die Franzosen immer alles für erlaubt hielten, glänzt außer Voltaire, Boileau durch seinen Lutrin, der ein classisches Ansehn erhielt, das sich auf den vorzüglichen Werth der Erfindung, Ausführung und Einkleidung dieses Gedichtes gründet; und unter den Neuern: Mr. de Parny, ganz vorzüglich. Seine Werke „la Guerre des Dieux, les Rosecroix und le Paradis Perdu" zeugen von großem Talent, so sehr sie auch das reine Gefühl beleidigen. „Les Amours épiques" sind nur Episoden, welche Parceval de Grandmaison aus andern Dichtern nahm. „Achille à Soyros" von Luce de Lancival, hat schöne Stellen, wenn auch der Plan sehr mangelhaft ist. Baour-Lormian ahmt in seinen Poëmes Galliques den Ossianischen Styl nach. Wir schweigen von den Uebersetzungen, die im Französischen weder treu noch befriedigend seyn können.

10. Didaktische und beschreibende Poesie. Brebeuf, der von 1618 bis 1661 lebte, zeichnete sich in diesem Fache zuerst durch seine Entretiens solitaires aus. Boileau's Art poétique ist schon oben erwähnt. In der didaktischen Satire wurde Gilbert bekannt, der aber 1780 in früher Jugend starb. Zwei Lehrgedichte des jüngern Racine: la Religion und la Grâce, so wie Voltaire's Discours sur l'homme, la Religion naturelle und le désastre de Lisbonne, und Dulard's la Grandeur de dieu dans les merveilles de la nature verdienen Erwähnung. Watelet schrieb ein Lehrgedicht über die Malerei, so wie Dorat versuchte, eine Theorie der Schauspielkunst in Form eines Lehrgedichts zu schreiben. Man ahmte die beschreibenden Gedichte der Engländer, besonders Thomsons Jahrszeiten, viel nach. Bernard's Lehrgedicht; l'Art d'aimer, ist dem Ovid nachgebildet. Durch den trefflichen Delille, der sich besonders in dieser Gattung auszeichnete, wurde sie eine der beliebtesten; in seinen Ge-

dichten über die Gartenkunst: les Jardins und l'Homme des champs, wurde er Nachfolger Virgil's; seine Gedichte: la Pitié und la Conversation, erhielten getheilten Beifall; allgemein bewundert wurde aber sein großes Gedicht l'Imagination, welches besonders reich an schönen Einzelnheiten und Episoden ist. Der Geschmack an diesen beschreibenden Gedichten wurde durch St. Lambert gegründet, der mit Bernis wetteiferte, die Tages- und Jahreszeiten zu besingen. Ein treffliches großes Gedicht von Lebrun ist nur erst theilweise bekannt geworden, es heißt la Nature, und ist in vier Gesänge abgetheilt: la vie champêtre, la liberte, la génie et l'amour. Die Gedichte: la Navigation von Esménard, l'Astronomie von Gudin, le Mérite des femmes von Legouvé, le Génie de l'homme von Chenedollé, les trois Ages von Roux, sind ausgezeichnet. Das letzte große Werk Delille's sind les trois règnes de la nature; es ist reich an malerischen Schönheiten, sinnigen Verbindungen und Uebergängen und reizenden Schilderungen.

11. u. 12. Dramatische Poesie und Schauspielkunst. Die Geschichte des französischen Theaters ist von zahlreichen Schriftstellern Frankreichs, welche Fr. v. Blankenburg in seinen literarischen Zusätzen zu Sulzer's Theorie der schönen Künste (Art. Drama) verzeichnet hat, behandelt worden. Das Hauptwerk ist noch immer die Histoire du Théâtre français depuis son orgine jusqu'a-présent. Paris 1734 und 1756 in 15 Bänden, von den Gebrüdern Fr. und Cl. Parfait, welche auch ein Dictionnaire des Théâtres de Paris, contenant toutes les pièces qui ont été représentées jusqu'à-présent, des faits anecd. sur les auteurs, acteurs, actrices, danseurs, danseuses, compositeurs de ballets etc. Paris 1756 u. 1758 in 7 Bdn. herausgegeben haben. In sofern der Gang der Schauspielkunst von dem der Schauspieldichtung abhängig ist, gehören hieher auch die zahlreichen, auf die Geschichte der französischen dramatischen Poesie beziehlichen Werke, vorzüglich die von Fontenelle, Suard (in seinen Mélanges de litérature), La Harpe, Lemercier, und A. W. Schlegel's Vorlesungen über die dramatische Literatur und Kunst. Die Franzosen selbst gestehen indeß ein, daß eine fortlaufende, vollständige und zusammenhängende Geschichte des franz. Theaterwesens unmöglich sey. Der älteste Zeitpunkt, mit dem man den Ursprung des franz. Schauspielwesens bezeichnen kann, ist die Regierung Carls des Großen. Denn unter ihr werden zum ersten Male in Frankreich die sogenannten Histrionen erwähnt, unter welchem Namen man die Possenreißer, Gaukler, Tänzer und Springer der damaligen Zeit begreift. Carl. d. G. verbannte sie wegen ihrer Zügellosigkeit, und diese Verbannung war so wirksam, daß man selbst unter seinen Nachfolgern eine geraume Zeit keine Spur von ihrer Existenz mehr antrifft. Das Volk gab aber deshalb seinen damals schon in ihm begründeten schaulustigen Hang zu öffentlichen Spielen nicht auf, und daher entstand nunmehr an der Stelle jener Histrionen das Narrenfest, eine Art Carneval oder öffentliche Maskerade, bei welcher selbst die Kirchen von vermummten Leuten angefüllt wurden, welche sich bald die frechsten und unzüchtigsten Gesänge und Pantomimen erlaubten. Der Bischof von Paris, Eudes de Sully, eiferte um das Jahr 1197 auf das Nachdrücklichste gegen diesen Unfug, allein ohne dauernden Erfolg; denn man findet dieses Fest noch zwei Jahr-

hunderte nach ihm in Frankreich wieder. Auch die Troubadours, die Schöpfer der französischen Poesie, führten selbst ihre eigenen dialogischen Gesänge auf, und erhielten deshalb zuerst den Namen les Comiques oder Komödianten. Aber auch diese Darstellungen, die eigentlich bloß in Bänkelsängereien bestanden, waren noch so ganz formloser Art, daß man die eigentliche Bildung einer Bühne auch in Frankreich, wie im übrigen Europa, zuerst mit dem zu Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts erfolgten Ursprung der sogenannten Mysterien annehmen kann. Wie im Alterthum nämlich, so entwickelte sich auch unter den christlichen Völkern der Ursprung des Schauspiels aus der Religion. Gegen das Ende der Regierung Carls V. gaben die Gesänge, welche die von Jerusalem, St. Jacob und andern Wallfahrten heimkehrenden Pilger öffentlich abzusingen pflegten, die erste Idee zu einem dialogirten geistlichen Gedichte, das man Mysterie nannte. Die darin spielenden Personen erhielten im J. 1402 durch öffentliche Briefe von Carl V. wegen eines solchen Drama's, das von der Passion unsers Herrn Jesu Christi handelte, den frommen Titel: Brüder von der Passion. Die erste Bühne dieser Passionsbrüderschaft (Confrérie de la passion) wurde in dem Hospital de la charité errichtet, und unter den Regierungen von Carl VI. (bei dessen Einzug in Paris 1380 sie sich unter den damaligen Festen besonders auszeichnete), Carl VII. und Ludwig XI. gewannen diese Schauspiele, ungeachtet der bürgerlichen Kriege, die damals Frankreich zerrütteten, einen sehr glänzenden Fortgang. Anfänglich wurden diese Stücke, deren Stoff gewöhnlich aus der Bibel und den heil. Legenden genommen war, mehr wie eine Handlung der Andacht, als eine Ergötzlichkeit betrachtet, und man beschleunigte sogar die Stunden des öffentlichen Gottesdienstes, um dem Volke Zeit für diese theatralischen Erbauungen zu lassen. Bald aber arteten sie zu wahren Mißgeburten von Travestirungen des Heiligsten aus, deren Urheber mit den heiligen Büchern nicht anders umgingen, wie Scarron mit der Aeneide; und in aufgeklärtern Zeiten ward es ein Räthsel, wie es Jahrhunderte geben konnte, in welchen man solche Fratzen, (von denen gleichwohl sich noch bis zu unsrer Zeit, in den sogenannten Frohnleichnamsfesten catholischer Länder, Spuren erhalten haben) als Schauspiele der Frömmigkeit zu religiöser Erhebung betrachtete. Anfänglich führte die Passionsbrüderschaft ihre Stücke auf freier Straße auf, dann erhielt sie im Dreieinigkeitshospital ihr erstes Theater, wo sie an Festtagen spielte; und späterhin ward ihr ein Theil des Hôtel de Bourgogne eingeräumt. In dem hier errichteten Theater befanden sich die Zuschauer, wie jetzt, auf Reihen hinter einander erhöhter Sitze (Etablies), deren höchster schon damals das Paradies, die andern der Palast des Herodes u. s. w. genannt wurden. Gott der Vater ward in einem langen Talar, von Engeln umgeben, auf einem Gerüste sitzend, dargestellt. In der Mitte der Bühne befand sich die Hölle in Gestalt eines Drachen, dessen Rachen sich aufthat, um die Teufel, die im Stücke spielten, ein- und auszulassen; der übrige Raum bedeutete die Welt. Auch war eine Nische mit Vorhängen angebracht, wo, wie man annahm, alles das vorging, was nicht vor die Augen der Zuschauer gebracht werden konnte; z. B. die Niederkunft der heil. Jungfrau, Beschneidungen u. dgl. m. Zu beiden Seiten der Bühne aber standen Bänke, auf die sich allemal diejenigen Schauspieler niedersetzten, die ihre Scene geendigt hatten; denn ein eigentlicher

Abgang von der Bühne fand nur nach Endigung der ganzen Rolle Statt, und das Publicum bekam daher gleich im Anfang alle Personen, welche in dem Stücke zu thun hatten, auf einmal zu sehen. Uebrigens waren diese Mysterien nicht in Akte, sondern in Tage abgetheilt. Eine Vorstellung dauerte also so viele Tage, als sie dergleichen Abtheilungen hatte; und eine solche Tagabtheilung, journée genannt, spielte meistens so lange, daß man das Schauspiel auf ein Paar Stunden unterbrechen mußte, damit die Schauspieler nur Zeit zum Essen erhielten. Es waren im eigentlichsten Sinne des Wortes historische Schauspiele, lange und breite, dialogirte Geschichten, in denen man ganze Lebensläufe in auf- und absteigender Linie dargestellt sah, ungefähr in dem Styl, wie die weitschweifigen dialogirten Geschichtsromane, die eine Zeit lang in Deutschland Mode waren. Oft wurde in einem einzigen solcher Stücke ein Mädchen geboren und verheirathet; sie bekam Kinder, die ebenfalls heiratheten, und deren Kinder wiederum wohlbetagt starben. Auf gründliche historische Kenntniß kam es indessen hiebei keinesweges an; Herodes ward z. B. zum Heiden und römische Statthalter in Judäa zu einem Muhammedaner gemacht. Auch war das Tragische in diesen Handlungen auf das Abenteuerlichste mit dem Komischen gemischt, indem unmittelbar auf eine Kreuzigung Christi, auf die Geißelung eines Märtyrers, eine Enthauptung u. s. w. die plumpen Spaßmachereien des Narren oder Lustigmachers der Truppe folgten. Bei aller Rohheit und Geschmacklosigkeit hatten diese Dichtungen indessen doch etwas Großes, besonders das berühmteste und größte Myster von der Passion unsers Herrn. Mehrere Scenen wurden gesungen, einige selbst in Chören. Die Verse bestanden meist in jambischen Zeilen von verschiedener Länge. So dürftig aber nun diese Schauspiele, Schauspieler und Schaubühnen waren, so kindlich genügsam waren dagegen auch die Zuschauer, und so trug in Darstellung und Beurtheilung die ganze Verfassung des franz. Bühnenwesens der damaligen Zeit noch ganz den Charakter der frühesten Kindheit der Kunst. — Neben diesen Schauspielen der Passionsbrüderschaft entstanden späterhin die der Bazoche, einer alten privilegirten Verbindung von Advocaten, Procuratoren und andern Justizbeamten, die schon lange im Besitz des Vorrechts gewesen war, alle öffentlichen Feste und Ceremonien zu reguliren. Unter Philipp dem Schönen hatten diese Procuratoren die Erlaubniß erhalten, weil sie mit Prozessen überhäuft waren, Zöglinge zu sich nehmen zu dürfen, die ihnen ihr Amt erleichtern halfen, indem sie zugleich darin von ihnen unterrichtet wurden. Zur Vergeltung ihrer Dienste wurden diese Advocatenschreiber oder Clercs in eine eigene Gilde gebracht, die auch ihr eignes Oberhaupt unter dem Titel eines Königs de la Bazoche hatte. Diese Bazochisten erfanden nun, veranlaßt durch das Glück, welches die Mysterien der Passionsbrüder gemacht hatten, eine neue Gattung von Schauspielen, die Moralitäten und Farcen, welche sie unter dem Namen der Clercs de la Bazoche wetteifernd mit ihren Vorgängern, die im privilegirten Besitze der Mysterien waren, aufführten. Sie gaben ihre Vorstellungen anfänglich in Privathäusern, bis ihnen späterhin im Schlosse selbst die Errichtung einer Bühne gestattet wurde. Auch diese neue Gesellschaft fand bald einen zahlreichen Anhang, ohne jedoch der alten zu schaden. Die Moralitäten unterschieden sich von den Mysterien vornehmlich dadurch, daß sie allegorisch = moral-

lische Schauspiele waren, in denen die Laster und Tugenden personificirt dargestellt wurden, um Haß gegen die eine wie Liebe für die andere einzuflößen. Ja, die Zuneigung für diese allegorischen Personenspiele ging so weit, daß man sogar personificirte Formen eines Zeitworts erscheinen ließ. Die Handlungen selbst waren zum Theil mit vielem Witz und Humor erfunden, wie man aus mehrern uns noch übrig gebliebenen Entwürfen und Scenarien solcher Schauspiele sieht. In einem derselben z. B., die Verurtheilung des Bankets betitelt, kommen Schmarotzerei, Leckerei, Gute Gesellschaft, Ihre Gesundheit, Mich zu bedanken u. s. w. bei Herrn Banket zu einem Schmause zusammen. Schlagfluß, Gicht, Colik und andere Krankheiten erscheinen an einem Fenster des Speisesaals, die Schmausenden zu belauschen. Banket ruft sie herein, und nun entsteht zwischen den neuen und alten Gästen ein heftiger Kampf, wobei Leckerei, Schmarotzerei, Ihre Gesundheit und Mich zu bedanken todt auf dem Platze bleiben. Banket wird von den Uebrigen hierauf bei ihrem Richter, der Erfahrung, verklagt und von dieser wegen der vier verübten Morde verurtheilt gehangen zu werden, welche Sentenz durch die Diät, die das Amt des Scharfrichters versieht, vollzogen wird. — Die Farcen oder Possen welche die Nachspiele zu den Moralitäten machten, waren in verschiedene Gattungen, als historische, fabelhafte, lustige u. s. w., eingetheilt, und bestanden in kleinen versificirten Possenspielen, ähnlich den Zwischenspielen des spanischen Theaters, in denen auch Charakter aus dem wirklichen Leben voll satirischen Uebermuthes und komischer Kraft dargestellt wurden. Die berühmteste darunter ist die Farce vom Advocat Patelin (wahrscheinlich um 1480 zum ersten Mal aufgeführt); eine sehr witzig erfundene Composition, die mit vollem Recht eine große Celebrität erhielt, und in der spätern bekannten Bearbeitung von Brueys und Palaprat sich bis auf den heutigen Tag auf der französischen Bühne erhalten, ja auf die nachmalige Richtung der komischen dramatischen Poesie der Franzosen entschiedenen Einfluß gehabt hat. Man nennt Pierre Blanchet als ihren Verfasser. Der Dialog hat bei aller Rohheit des Ganzen doch schon die kecke Leichtigkeit, die das franz. Lustspiel seitdem immer auszeichnete. Die Idee dieser Bazochischen Schauspiele war also eine ziemlich glückliche, und sie erhielten sich zu Paris zwei ganze Jahrhunderte hindurch. Aber auch ihrer bemächtigten sich bald Unanständigkeit und persönliche Satire, die zu öffentlichen Aergernissen Anlaß gaben, weßhalb das Parlament die Bühne der Bazoche mehrmals schließen, ja am 14. Aug. 1442 sogar ihre sämmtlichen Mitglieder bei Wasser und Brod in's Gefängniß setzen ließ, bis sie endlich 1545 gänzlich aufgehoben wurde. Der indeß durch diese beiden Schauspieler-Gesellschaften immer mehr beförderte Hang des Volks zu theatralischen Ergötzlichkeiten veranlaßte endlich unter Carl VI., der sie förmlich autorisirte, noch die Entstehung einer dritten Gesellschaft, welche sich den Namen der Kinder ohne Sorgen, les Enfans sans souci, gab. Ihre Mitglieder bestanden aus jungen Leuten von guten Familien, die zu dieser Verbindung zusammentraten, und sich einen Vorsteher unter dem Titel eines Narrenfürsten, Prince des Sots, wählten, so wie sie ihren Schauspielen den Namen der Sottisen (Soties) oder Narretheien gaben. Es waren eigentliche Dumbartsspiele, satirische Stücke, die lediglich den Zweck hatten, alle Narren und Thoren zu züchtigen, und nebenher einzelne Individuen wie ganze Parteien aus

der großen Welt ohne Schonung öffentlich zu verspotten. Man wählte hiezu gleichfalls die Form der personificirten Allegorie, und die Kinder der Thorheit und ihre Großmama Dummheit, welche sie bei der Welt in Dienste bringt u. s. w. traten als dramatis personae auf. Auch diese Soties, welche auf besondern, an öffentlichen Plätzen, vornehmlich in der Halle, errichteten Gerüsten dargestellt wurden, erhielten einen außerordentlichen Beifall, so daß die Bazoche gegen Mittheilung ihrer Mysterien und Possen von den Sorgenfreien die Erlaubniß tauschte, auch ihre Sottisen aufführen zu dürfen. Schon unter Carl VI. erhielt diese muthwillige Gesellschaft ein förmliches Privilegium. Aber auch sie artete bald zu einer so ausgelassenen Freiheit aus, daß ihre Stücke unter Franz I. der Censur des Parlaments vor der Aufführung unterworfen wurden, und als sie selbst diesen Schranken, durch Masken und Aufschriften, wodurch sie die Personen, die das Ziel ihres Spottes waren, nunmehr kenntlich machten, auszuweichen wußten, neue Parlamentsschlüsse auch diesen neuen Mißbräuchen steuern mußten. Ihre glänzendste Periode war unter Ludwig XII., und kurz nach dieser Epoche wurde der berühmte Dichter, Clement Marot, der Liebhaber der grossen Königin Margaretha von Valois, selbst ein Mitglied ihrer Gesellschaft, welche endlich im J. 1612 aufgehoben wurde. Diese beiden letzten Gesellschaften spielten übrigens ganz unentgeltlich. Es waren eigentlich Liebhabertheater; nicht aber so die Paßionsbrüderschaft, deren Foderungen das Parlament sogar beschränken mußte. Dagegen ward ihnen eine jährliche Abgabe von 1000 Livres an die Armenadministration aufgelegt, wofür sie aber auch ein Privilegium für alle bezahlte Schauspiele erhielten, weshalb sie alle Schauspieler, die sich von Zeit zu Zeit aus den Provinzen in Paris einfanden, verdrängten. Von solchen Privatunternehmungen ist die merkwürdigste die des Jean de Pontalais, der zugleich Dichter und Schauspieler, und als einer der witzigsten Köpfe seiner Zeit berühmt war. Er lebte unter Ludwig XII. und Franz I., und führte seine Schauspiele auf einer kleinen Brücke unweit der Kirche des heil. Eustachius zu Paris auf. An einem Sonntage trommelte er, um sein Schauspiel anzukündigen, so gewaltig, daß der Pfarrer dieser Kirche in seiner Predigt dadurch gestört, und aufgebracht darüber, daß seine Zuhörer ihn verließen, um zu Pontalais zu laufen, voll Zorn von der Kanzel zu ihm eilte und ihn mit den Worten: „wer hat Euch die Kühnheit gegeben, zu trommeln, wenn ich predige?" zur Rede setzte. "Und wer hat Euch die Kühnheit gegeben," antwortete er, „zu predigen, wenn ich trommle? Der erbitterte Pfarrer machte hierauf die Sache bei den Gerichten anhängig; Pontalais kam ins Gefängniß, und seine Bühne ward auf 6 Monate geschlossen. Von seinen Stücken hat sich übrigens keins bis auf unsre Zeit erhalten. Inzwischen war durch die Erfindung der Buchdruckerkunst die Bekanntschaft mit der griechischen und römischen Literatur auch in Frankreich bedeutend befördert worden. Mehrere Tragödien des Sophokles und Euripides, so wie die Comödien des Terenz, waren bereits in die französische Sprache übersetzt erschienen, und so bereitete sich unter der Regierung Franz I. für die franz. Bühne das im Stillen vor, was sich unter seinem Nachfolger Heinrich II. offenbarte. Denn jetzt trat Et. Jodelle (gest. 1557), in der Schule der alten Classiker gebildet, mit Schauspielen auf, von denen man bis dahin keine Ahnung gehabt hatte, welche die franz.

Bühne zuerst aus ihrem bisherigen Chaos rissen, und der dramatischen Poesie der Franzosen ihre ganze nachmalige Richtung gaben. Er studirte die Französische Bühne und ihre Schauspiele, und fand, daß man ihren Meister nicht in Frankreich suchen müsse. Sein Genie entzündete sich an der Kunst des Alterthums, und er wählte diese zum Muster, um selbst Muster seinem Vaterlande zu werden. So faßte er zuerst den kühnen Gedanken, das griechische Theater zum Vorbilde des französischen zu wählen; so ward er der Erste, der in Frankreich sowohl das Trauer- als das Lustspiel nach den Regeln der Alten, obwohl noch sehr mangelhaft, darstellte, und dadurch eine völlige Reform der dramatischen Poesie in Frankreich bewirkte. Die ersten Originalstücke dieser Art in der franz. dramatischen Literatur waren sein in achtsilbigen Versen gedichtetes Lustspiel, Eugène ou le rencontre und seine Tragödie, (in der er selbst den antiken Chor noch beibehielt) die gefangene Cleopatra, die Jodelle mit allem Feuer der Jugend schrieb, damit 1552 debütirte, und worin er zugleich selbst mit einigen seiner Freunde, als Remi Belleau und Jean de la Beruze, als Schauspieler auftrat. Diese Darstellung ward mit dem glänzendsten Beifall vor einer sehr zahlreichen Versammlung und in Gegenwart Heinrichs II. selbst gegeben, der dafür den Verfasser mit 500 Thlrn. aus seiner Sparkasse belohnte. Dieser Tag entschied den Fall der alten Theater in Paris. Jodelle's letztes und bestes Werk war das Trauerspiel Dido, welches in der That große poetische Schönheiten enthält. Ein Paar Decennien nach Jodelle hatte Spanien seinen Lope de Vega und England seinen Shakspeare. Aber nur jenen, und auch nur an flüchtiger Schreibart, war Jodelle zu vergleichen. Er führte die strengste Beobachtung der Aristotelischen 3 Einheiten und der gereimten Alexandriner ein, wählte den reinhistorischen Styl, schloß alles Wunderbare aus, und schöpfte aus der griechischen und römischen Geschichte, ließ aber die antiken Personen wie moderne Franzosen und in der grellsten Uebertreibung des rhetorischen Charakters der alten Tragödie reden. Die neue Bahn, welche Jodelle gebrochen hatte, verfolgten seine Freunde, das sogenannte französische Siebengestirn' (la Pléjade française), als deren glänzendster Stern Ronsard noch im folgenden Jahrhunderte gepriesen wurde. Außer ihm und Jodelle gehörten dazu du Bellay, Antoine de Baïf, Pontus de Thyard, Remi Belleau und Jean Daurat. Auch La Perouse, Verfasser der 1555 erschienenen Medea, des ersten franz. Trauerspiels in den noch jetzt üblichen gereimten Alexandrinern; Grevin als Lustspieldichter; Massin de St. Gelais, Verf. des in Prosa geschriebenen Trauerspiels Sophonisbe; Jean de la Taille, Dichter der rührenden Tragödie la Famine; Garnier, der durch sein tragisches Meisterwerk, Hippolite, 1573 alle seine Vorgänger an Eleganz des metrischen Ausdrucks verdunkelte, auch zuerst es wagte, andre Nationen, als Griechen, Römer und Türken, darzustellen, wie seine les Juives und Bradamante zeigen; und Pierre de la Rivey, der sich ein eben so großes Verdienst um das Lustspiel erwarb, schlossen sich mit dem glücklichsten Erfolg an Jodelle an, und so ward die zweite Hälfte des 16ten Jahrhunderts der Zeitpunkt, in welchem sich der Styl der franz. dramatischen Poesie mit eigenthümlichen Grundsätzen den alten classischen Meistern nachzubilden suchte. Das Vergangene gerieth in Vergessenheit, und man strebte einem neuen Ziele zu. Die nachfolgenden Dichter bis

auf die Zeit Ludwigs XIII, der dramatische Vielschreiber Alexander Hardy, von dessen 800 Schauspielen sich 40 erhalten haben, Nepee, Theophile u. s. w. vermochten bei der Kraftlosigkeit ihrer Werke freilich nicht, diese Fortschritte zu beschleunigen. Mayret, Rotrou, Duryer, Baro u. A., die mit gesundem Verstande einen edlern Geschmack und gebildetern Ausdruck verbanden, kamen aber dem Ziele schon näher. Endlich erschien der gewaltige Pierre Corneille, der, 1606 in Rouen geboren, alle seine Vorgänger verdunkelte. Er hatte ein seltenes Talent energische Charaktere die kühne Sprache der Leidenschaften mit Würde reden zu lassen. Er zeigte seiner Nation zuerst, was tragische Kraft und Größe des Styls ist; doch schmiegte er sich selbst ängstlich unter das Joch steifer Gesetze und Vorurtheile. Er ist der einzige unter den Dichtern, den die Franzosen den großen nennen. Medea war sein erstes Trauerspiel; den Cid, Cinna, Polyeucte und Rodogune hält man für seine schönsten Werke. Jean Racine, geb. zu Ferté-Milon 1639, wurde in diesem Fache der Liebling seiner Nation. Sein erstes Trauerspiel war: die feindlichen Brüder; als seine Andromache 1667 erschien, wurde sie mit eben so großem Enthusiasmus aufgenommen, wie der Cid 30 Jahre früher. Racine wurde der Mann seiner Zeit und seiner Nation; er ist der eleganteste aller tragischen Dichter; er schrieb mit unendlicher Sorgfalt und feinem Zartgefühl; jede poetische Kühnheit erschien ihm geschmacklos; der Ton seines Hofes war ihm stetes Vorbild. Seine Athalie ist sein höchstes Meisterwerk. Voltaire ist der dritte große Tragiker der Franzosen; mit entflammtem Ehrgeize strebte er seinen Vorgängern nach, und was diese wirklich fühlten, wußte er mit oft noch beredterer Leidenschaft zu scheinen und auszusprechen. Seine Zaire, sein Mahomed, wurden bewunderte Meisterstücke. Voltaire drang auf die Erweiterung der Bühne und auf einen majestätischen Schmuck derselben; doch die Costümes blieben höchst geschmacklos; römische und griechische Tragödien wurden in Reifröcken und Alongeperücken gespielt! Erst in der Revolutionszeit wurde dies durch Talma und David zur Vollkommenheit gebracht, nachdem die Clairon, wie man in Marmontels Memoiren sehr anziehend erzählt findet, dazu den ersten Anstoß gegeben. Die Declamation war hohl und sehr affectirt. Crébillon, Thomas Corneille, Lafosse, Guimond de la Touche, Lefranc, Laharpe, Lemierre, de Belloi rc. waren beliebte Tragiker. Diderot führte durch seinen Père de famille und seinen Fils naturel zuerst das bürgerliche sentimentale Trauerspiel ein. Unter den neuern Tragikern bemerken wir: Ducis, der mehrere Trauerspiele Shakspeare's für die französische Bühne einrichtete, und selbst in dem Abufar viel Originalität und Wärme zeigte. Arnault, dessen Trauerspiele: Marius, Cincinnatus, Oscar, les Venitiens und Germanicus, durch Gedankenfülle, Kraft und rührende Scenen sich auszeichnen; Legouvé, dessen Mort d'Abel und Epicharis et Néron sehr viel Beifall erhielten, und der überdies noch Etéocle et Polynice und la mort d'Henri IV. schrieb. Früher als dieser hatte sich Lemercier in seiner ersten Jugend als Trauerspieldichter versucht; sein Lévite d'Ephraim und sein Agamemnon wurden bewundert; seine spätern Werke gefielen weniger. Großes Aufsehen machten les Templiers von Raynouard, der nur dies eine Trauerspiel schrieb, welches ihm unbestrittenen Ruhm erwarb.

Abdelasis von Murville, Joseph von Baour-Lormian, und Artaxerxes von Delrieu gefielen, doch machten sie weniger Aufsehen, als das Trauerspiel Manlius, dessen Held Talma's Lieblingsrolle wurde. — Was nun das französische Lustspiel betrifft, so ist bereits erwähnt worden, wie dasselbe mit den Farcen der Bazoche, namentlich der vom Advocat Patelin und den Sottisen der Enfans sans souci seinen Anfang genommen. Jodelle bewirkte auch die Reform des franz. Lustspiels. Sein erstes: der Abt Eugen, in der Manier des Terenz, wurde vom Hofe und von der Stadt bewundert; es war das erste regelmäßige Nationallustspiel mit modernen Charakteren ohne allegorische Personen; der Witz darin ist roh und ungezogen. Vom J. 1562 an suchten die Brüder de la Taille das Publikum an Lustspiele in Prosa zu gewöhnen. Man suchte damals auch die beliebte Schäferpoesie mit der dramatischen zu vereinen. Die Moralitäten wurden besonders in solche Schäferspiele verwandelt, worin Christus der Bräutigam und die Kirche die Braut war. Die Cultur wahrer Lustspiele wurde von Pierre de la Rivey fortgesetzt; sie beruheten meist auf Intriguen und komischen Ueberraschungen. Im J. 1592 verpachteten die Passionsbrüder ihr Privilegium an eine Schauspielergesellschaft, die unter dem Namen Troupe de la Comédie française bis jetzt besteht. Diese etablirten sich nun im Hôtel de Bourgogne. Kurz darauf erfüllte Heinrich III. Frankreich mit Possenspielern, die er aus Venedig kommen ließ. Man nannte sie li Gelosi. Als sie im Hôtel de Bourbon zu spielen anfingen, strömte ihnen Alles zu. Farcen aller Art waren ungemein beliebt; selbst Richelieu verschmähte nicht die Scherze des sogenannten Gros Guillaume, der der Casperl der Pariser war. Den italienischen Harlekin ersetzten auf dem Farcentheater zu Paris der Tabarin und Turlupin, die burleske Bedientenrollen spielten, und im Zeitalter Ludwigs XIV. sehr beliebt waren. Corneille fühlte zuerst das Bedürfniß eines wahren Charakterstücks; weniger Vorurtheile beschränkten ihn bei dem Lustspiele als bei dem Trauerspiele. Seine jugendlichen Versuche im komischen Fache sind feiner, correcter und anständiger, als alles, was man zuvor von Lustspielen in Frankreich kannte. Er war erst eben 18 Jahr alt, als er sein Lustspiel Melite schrieb. Sein späteres Werk, der Lügner, ist das erste franz. komische Charakterstück von classischem Werthe. Auch als Operndichter machte er Epoche durch seine Andromeda. Racine's Lustspiel: les Plaideurs, ist nur eine Kleinigkeit, doch voll ächt komischer Kraft. Doch einzig berühmt als Lustspieldichter bleibt Jean Bapt. Pocquelin, genannt Molière, 1620 geboren. L'Etourdi war das erste Stück, wodurch er bekannt wurde. Bald war sein Theater das beliebteste in Paris; seine Gesellschaft erhielt den Ehrentitel: Comédiens ordinaires du Roi. Mit voller Kraft und von allen äußern Umständen begünstigt, entfaltete nun Moliére das Innere seines reichen Geistes. Man hat 35 Lustspiele von ihm. Er spielte selbst immer mit Beifall, und sein Geist theilte sich dadurch um so mehr seiner Schauspielergesellschaft mit. Er verband tiefes Studium der Natur mit vollkommner Kunde der Schauspielkunst. Seine Meisterwerke: der Tartüffe und der Misantrope, wurden Muster des Haut comique. In die zweite Classe seiner Lustspiele gehören seine nicht versificirten großen Charakterstücke, wo l'Avare, George Dandin und le Bourgeois gentilhomme am berühmtesten sind. Die ganze Manier derselben

ist volksmäßiger, freier und possenhafter. Den weitesten Spielraum gönnte Molière seiner kecken Laune in den lustigen Unterhaltungsstücken, in die er oft Musik und mimischen Tanz verwebte. Hierhin gehören: les fourberies de Scapin, Monsieur de Pourceaugnac und le Malade imaginaire; der komische Effekt war hier zu einer Höhe gesteigert, die man seit dem Untergange der altgriechischen Comödie nicht kannte. Molière's Festivitätsstücke zeigen nur die ungemeine Gewandtheit seines Talents. Die franz. Lustspieldichter erhielten sich am freiesten von allem einseitigen Pedantismus. Intriguenstücke waren weniger beliebt als Charakterstücke; diese gab es sowohl edel- als niedrig-komische. Man sahe gern Pièces à scènes détachées, nämlich eine Reihe komischer Scenen ohne Einheit der Handlung, so wie Sprichwörter, Parodien und Zwischenspiele. Das italienische Theater wirkte mit, um den Nationalgeschmack hierin frei von Einseitigkeit zu erhalten. Keiner der spätern Lustspieldichter traf Molière's Ton mit solcher Feinheit und komischer Kraft, als der geistreiche Abenteurer Regnard, der von 1647 bis 1709 lebte. Er streifte mit einer schönen Provinzalin von Algier bis Lappland herum, und schrieb nachher erst im Vaterlande seine immer noch gern gesehenen Lustspiele. Unerschöpflich in der Erfindung komischer Situationen war Dancourt. Nachlässiger im Styl, aber höchst jovial und burlesk war Le Grand; sein Ami de tout le Monde wird noch gern gesehen. Divertissements und Ballets machten seine Lustspiele noch unterhaltender. Baron, ein berühmter Schauspieler seiner Zeit, strebte sich im Styl der edeln Charakterstücke Molière zu nähern. Dufresny schrieb artige Conversationsstücke. Montfleury dichtete Zwischenspiele, durch die er das eigentliche Ambigu-comique begründete. Der feine und gewandte Le Sage ahmte die spanischen Dichter gern nach. Er schrieb auch viele beliebte komische Opern für das Jahrmarktstheater. Destouches war einer der ersten, die durch Nachdenken über den Zweck der dramatischen Kunst anfingen, die wahre Idee des Lustspiels zu erkennen, und den komischen Effect dem moralischen unterzuordnen. Er führte gern rührende Scenen herbei. Einen feinern Charakterzeichner, als Destouches, hat es unter den Lustspieldichtern aller Nationen nicht gegeben. Er starb 1754. Zu den beliebten Farcendichtern gehörten Bergerac, Boursault, Brueys, La Font, Palaprat und der jüngere Corneille. Seit Corneille's Andromede war auch viel für die Oper geschrieben worden. (S. hierüber d. bes. Art. Französische Musik.). Der Marquis de Sourdene gründete 1669 die Académie royale de musique. Quinault's reiche Phantasie und melodische Poesie eigneten sich ganz dazu, ihn zum größten Operndichter zu machen. Er ist der musikalischste Dichter seiner Nation. Duché, Campistron und Fontenelle strebten ihm nach. Die Schäferspiele des letztern konnten nur in jener affektirten Zeit gefallen. Houdart de la Motte arbeitete in allen dramatischen Fächern mit großer Selbstgefälligkeit. Die komische Oper war dadurch entstanden, daß man im J. 1707 den Jahrmarktscomödianten (die so sehr beliebt waren) verbot, auf ihrem Theater zu sprechen. Sie gaben da ihren Vaudevilles mehr Zusammenhang, und ersetzten den Dialog durch Pantomime; dies gefiel so, daß man gern das harte Verbot bald wieder zurücknahm. d'Orneval, der viel für diese Theater schrieb, behielt die italienischen Maskencharaktere noch ziemlich bei. La

Chaussée veredelte den Ton der rührenden Schauspiele, die er immer mehr einzuführen strebte, durch treffliche Verse; er näherte sich mehr der wahren Poesie als Diderot dessen bürgerliche Drama's sich ganz in Prosa verlieren. Marivaux's Lustspiele sind so gesucht und preziös, daß dadurch der Spottname Marivaudage entstand. Boissy, St. Foix und Piron bereicherten die franz. Bühne mit sehr witzigen Lustspielen. Von letzterm kann man sagen, daß er mehr dem Aristophanes als dem Molière nachstrebte; sehr beliebt ist sein Lustspiel la Métromanie; er starb 1773. Sedaine's kleine Opern und Comödien gefielen. Beaumarchais, dessen rührende Schauspiele schon Beifall fanden, entzückte durch seinen Figaro. Collé, Fagan Mossy und Fabre d'Eglantine glänzen im Anfange der neuesten Periode. Von letzterm gefallen besonders l'Intrigue épistolaire und les Précepieurs. Cailhave, Laujon, Laya, François de Neufchateau gehören jetzt zu den beliebten Lustspieldichtern. Colin d'Harleville wurde leider durch einen frühen Tod weggerafft; sein Vieux Célibataire, seine Lustspiele l'Inconstant, l'Optimiste und les Châteaux en Espagne sind voll Wahrheit und reizender Details. Andrieux, dessen Stücke: les Etourdis und le souper d'Auteuil, ausgezeichnet gefallen, schreibt sehr geschmackvoll; seine komische Muse ist zugleich Grazie. Aeußerst fruchtbar ist das Talent Picard's, welcher vor seinem 40. Jahre schon über 35 Lustspiele schrieb, und Fröhlichkeit mit Moral zu vereinen weiß. Flins, Chéron Roger, und besonders Monvel, Duval und Etienne haben allgemein beliebte Lustspiele geschrieben. Der Trauerspieldichter Lemercier schrieb auch zwei Lustspiele; Pinto und Plaute, welche durch seltne Originalität interessiren. Ribouté gefiel mit seinem ersten Versuche: l'Assemblée de famille. Unter den neuern rührenden Dramen müssen wir die Mélanie von Laharpe, l'Abbé de l'Epée von Bouilly und la Mort de Socrate von Bernardin de St. Pierre als ausgezeichnet nennen. Jouy, der Verfasser der Vestale, Etienne, Esménard und Hoffman sind die vorzüglichsten jetzigen Dichter der ernsten Oper, so wie Monvel, Marsollier, Duval, Dieulafoi, Piis und Barré der komischen Oper und des Vaudeville's — Blickt man nun noch einmal auf den Gang der dramatischen Literatur in Frankreich zurück, so zeigt sich unverkennbar, wie es hauptsächlich Corneille, Racine, Molière und Voltaire gewesen, welche die Gestalt der franz. Bühne eigentlich, und wie es scheint, unwiderruflich festgesetzt haben; denn weder die Anregung der Aufmerksamkeit auf Shakspeare, noch die von der Nationalansicht mehr oder minder abweichenden Ansichten eines Diderot, Beaumarchais, Mercier u. A. haben im Wesentlichen etwas zu ändern vermocht. Nur im Lustspiele sind die Franzosen, seit der Revolution, durch zahlreiche neuere Dichter, wie Collin d'Harleville, Duval, Picard u. s. w., von der molièreschen Charakter-Comödie mit großem Erfolg zum Intriguenstücke übergegangen. In Rücksicht der Tragödie aber wird noch immer das durch jene Dichter entworfene System der dramatischen Kunst als das Einziggültige praktisch befolgt, und jede Abweichung davon als eine Sünde wider den guten Geschmack betrachtet. Wie es nun mit diesem System steht, das haben vor Allen Lessing in seiner Dramaturgie und A. W. Schlegel in seinen dramaturgischen Vorlesungen so scharfsinnig gründlich

und unwidersprechlich auseinander gesetzt, daß man zu einer vollständigen Charakteristik desselben nur auf diese beiden Kunstrichter zu verweisen braucht. Hier erlaubt die Beschränkung des Raums nur noch ferner das Hauptsächlichste, was die Geschichte der eigentlichen Bühne, oder alles dessen, was die theatralische Darstellungskunst betrifft, anzuführen. Diese hielt, wie überall, so auch in Frankreich, natürlich mit dem Fortgange der dramatischen Dichtkunst gleichen Schritt. Die Gesellschaft, die sich mit Jodelle zur Aufführung seiner Stücke verband, nahm zuerst den Namen der Comédiens an. Schon der Reitz der Neuheit zog die Menge zu ihnen. Die eifersüchtigen Passionsbrüder aber bewahrten ihre Privilegien, und den Comédiens ward in Paris zu spielen verboten. Dagegen erhielten jene 1548 einen Hofbefehl, der ihnen die Mysterien untersagte, und nur anständige weltliche Stücke aufzuführen gebot. Jetzt war die glückliche Periode der Passionsbrüderschaft vorüber. Der Geschmack des Publikums hatte durch Jodelle's Schauspiele eine völlig andre Richtung genommen. Das konnten die Passionsbrüder sich selbst auf die Länge nicht verbergen, und da sie eben sowohl einsahen, daß sie den Kampf nicht siegreich bestehen würden, so traten sie endlich freiwillig zurück, klug genug, jenen Hofbefehl zum Vorwande zu benutzen. Indem sie vorgaben, daß für Geistliche die Aufführung weltlicher Stücke sich nicht gezieme, verpachteten sie ihr Theater, mit dem Vorbehalt zweier Logen für sich, an die neue Gesellschaft der Comédiens. Diese etablirten sich nun also im Hôtel de Bourgogne, und so entstand hier 1552 das Théâtre français, auf welchem unter Heinrich II. Jodelle, la Perouse und Baif ihre Stücke gaben. Bald darauf aber zog Heinrich III. italienische Possenspieler nach Paris, die er aus Venedig kommen ließ, und die sich li Gelosi, d. i. Leute, die zu gefallen suchen, nannten. Diese eröffneten 1577 im Hôtel de Bourbon ihre Vorstellungen, und da sie ihrem Namen entsprachen, strömte ihnen Alles zu. Andre Schauspielgesellschaften aber, welche auch jetzt noch zu Zeiten aus den Provinzen nach Paris kamen, wurden stets von den Comédiens im Hôtel de Bourgogne verdrängt, ausgenommen diejenigen, welche zu Jahrmarktszeiten, wo alle Privilegien aufgehoben waren, in den Vorstädten spielten. Eben diese aber sollten bald eine nicht gemeine Wichtigkeit erhalten. Denn aus einem solchen Jahrmarktstheater (Théâtre de la foire) entstand nicht nur ein zweites stehendes Theater, du Marais genannt (durch Uebereinkunft mit den Passionsbrüdern, welche noch immer im Besitze ihres Privilegiums und der Bühne im Hôtel de Bourgogne waren), sondern es entwickelte sich auch aus diesen Jahrmarktsstücken (Spectacles de la foire) eine ganz neue Gattung von dramatischen Darstellungen. Nachdem dieses Théâtre du Marais geraume Zeit mit dem der Comédiens gewetteifert, trat Molière, der mit seiner Gesellschaft bisher in der Provinz gespielt hatte, anfänglich zur Jahrmarktszeit auch in Paris auf, und fand bald so viel Beifall und Unterstützung bei Hofe, daß ihm ein Theil des Palais royal zu seinen Vorstellungen eingeräumt ward. Nach Molière's Tode (1673) wurden sie eine zeitlang unterbrochen; dann aber vereinigte sich diese Gesellschaft mit dem Théâtre du Marais, welches dadurch gänzlich einging. Unter Ludwig XIII. machten sich endlich alle Schauspieler in Paris von der Passionsbrüderschaft frei, und die Gesellschaft des Théâtre français im Hôtel de Bourgogne erhielt nunmehr den Titel der königlichen

Schauspieler (Troupe royale). Inzwischen hatten die italienischen Schauspieler abwechselndes Glück. Die Gelosi hielten sich auf die Dauer eben so wenig, als eine zweite italienische Gesellschaft, die seit 1662, jedoch ohne festen Platz, Vorstellungen in Paris gab. Einer dritten endlich glückte es besser. Sie spielte abwechselnd mit der französischen Truppe, und erhielt, als sich sieben Jahre nach Molière's Tode beide franz. Gesellschaften im Palais-royal zu dem Théâtre français vereinigten, das Theater im Hôtel de Bourgogne eingeräumt. Diese Bühne ist das bekannte Théâtre italien, welches unter Ludwig XIV. wegen der Frau von Maintenon geschlossen werden mußte. Der Prinz Regent eröffnete es wieder, und die Mitglieder nannten sich seitdem Troupe italienne de S. A. le duc d'Orléans, Régent de France. So hatten sich also nunmehr zwei Haupttheater in Paris gebildet: das eigentlich französische und das italienische. Zu diesen kam 1678 noch ein drittes: das Theater der komischen Oper, die aus dem Jahrmarktstheater, wo sie sich aus den Vaudevilles entwickelte, entsprang. Mehrere der feinsten und vorzüglichsten Köpfe unter den komischen Dichtern Frankreichs nahmen sich dieses Schauspiels an, und so erhob sich das Théâtre de l'Opéra comique, das jedoch erst im Jahre 1715 diesen Namen erhielt, bald zu gleichem Range mit den vorigen. Gleichzeitig mit ihm entstand endlich auch die seriose Oper, indem der Cardinal Mazarin 1646, bis wohin dieselbe bloß in Italien bestanden hatte, zuerst eine Gesellschaft italienischer Operisten nach Paris kommen ließ, welche dort die italienische Oper Orpheus und Eurydice aufführten. Hierdurch veranlaßt, machte Perrin den ersten Versuch mit der französischen großen Oper, wozu er 1669 ein königliches Privilegium, und dieses Operntheater den Namen einer königlichen Akademie der Musik erhielt, welche bald mit glänzenden Pantomimen und Ballets ausgeschmückt ward, und an Quinault u. A. auch sehr vorzügliche Dichter gewann. (S. hierüber d. Art. Ballet, französische Musik, Noverre, Oper, Pantomime u. s. w.). Alle diese Theater zählten nun auch bis auf den heutigen Tag eine Reihe der berühmtesten Schauspieler unter ihren Mitgliedern. Wer kennt nicht vom Théâtre français einen Lekain, Baron, Fleury, Talma, eine Gaussin, Dumenil, Clairon, Raucourt, Duchesnoy und Georges, oder vom Théâtre italien einen Carlin, Lelio Riccoboni u. A. m.? (S. d. Art.) Die Fortschritte, welche die theatralische Kunst der Franzosen auf diesen Bühnen gemacht hat, müssen von der Zeit an gerechnet werden, wo Corneille, Racine und Molière mit ihren Stücken erschienen. Voltaire und die Clairon erwarben sich um die Verbesserung der tragischen Bühne, wie erwähnt worden, sehr wesentliche Verdienste. Dessen ungeachtet aber blieb besonders in Rücksicht auf die Kunstwahrheit der Darstellungen ihren Nachfolgern noch sehr viel zu reformiren übrig, und erst Talma (der durch den berühmten Maler David dazu veranlaßt ward) verdankt man die Einrichtung des ächten antiken Costüme's auf der franz. Bühne, wo bis dahin die griechische Tragödie in Perücken, Federhüten und Reifröcken gespielt wurde. Man vergleiche in dieser Hinsicht die beiden wichtigen Costume-Werke, die alten Costumes des grandes théâtres de Paris, 1786 u. ff. und die neue Galerie théâtrale, 1810 ff. Ueber den gegenwärtigen Zustand der pariser Theater aber und das

Geschichtliche dieser einzelnen Bühnen, so wie den Charakter der französischen Schauspielkunst überhaupt, s. d. A. Pariser Theater. Wl. u. S.

† Französische Musik. Unter den neuern echt französischen Tonsetzern müssen wir Grétry zuerst nennen. Sein Styl ist ungemein einfach und echt naiv; er opfert alles der Wahrheit des Ausdrucks auf. Seine rührenden Melodien tönen im Herzen wieder. Seine komischen Opern erhielten ungetheilten Beifall. Ihm verwandt an Geist und Gefühl ist Dalayrac; er besitzt vielleicht weniger komische Kraft, aber eben so viel sanfte Grazie und Wahrheit des Gefühls; auch er bereicherte die komische Oper sehr. Monsigny, älter als beide, wird besonders um der Wärme seines Ausdrucks willen, geschätzt. Della Maria studirte in Italien; der frühe Tod dieses überaus lieblichen Compositeurs wurde allgemein beklagt. Méhul gehört zu den größten jetzt lebenden französischen Tonsetzern; Gluck selbst weihte ihn in den philosophischen Theil der Kunst ein. Energie, Originalität der Ideen, Neuheit der Wendungen, Kraft und Schönheit des Ausdrucks charakterisiren ihn; oft wirft man ihm einen Hang zum Bizarren vor, und einen Mangel an Melodie, doch werden seine zahlreichen Werke in- und außerhalb Frankreich stets gern gehört. Er componirte viele ernste und komische Opern, und die berühmtesten neuen Nationalgesänge sind von ihm. Boyeldieu wurde zuerst durch seine lieblichen Romanzen berühmt; Leichtigkeit und Grazie sind ihm eigen. Nicolo Isouard aus Malta, bildete sich in Italien, wo viele seiner Opern Beifall fanden; in neuerer Zeit schrieb er viel für die Pariser komische Oper; und seine Werke erregten und verdienten Enthusiasmus. Er ist zugleich trefflicher Piano-, Orgel- und Harmonikspieler. Berton ist einer der fleißigsten Tonsetzer; seine zahlreichen Werke sind sehr beliebt und zeichnen sich durch ihren schönen Gesang aus. Catel ist besonders durch sein Handbuch der Harmonie bekannt, worin er eine ganz neue Ansicht aufstellt, indem er alle Accorde in zwei Hauptclassen: die natürlichen und die künstlichen eintheilt. Das Conservatorium hat seine Lehrsätze angenommen. Er hat einige beliebte Opern und viel Instrumentalmusik geschrieben. Unter den Kirchencompositeurs können wir nur Gossec auszeichnen. Sein dreistimmiger Gesang „O salutaris hostia“ ist mit Recht berühmt. Le Sueur gehört unstreitig noch zu den vorzüglichsten französischen Tonsetzern für das Theater und die Kirche. Er schrieb nur ernste große Opern; sein Styl ist einfach, rein und oft groß, bisweilen aber auch aus dem Streben danach etwas kalt und leer. Die Franzosen sind mit Recht stolz auf ihn, er hat viele wissenschaftliche Kenntnisse und schrieb mehrere Werke über Theatermusik. Noch müssen wir zwei berühmte Italiener erwähnen, die in Paris leben und deren Meisterwerke unstreitig jetzt den bedeutendsten Einfluß auf den dortigen Zustand der Musik haben; dies sind: Spontini und Cherubini, in deren Werken eine Gluth der Phantasie ist, deren kein Franzose sich rühmen kann. Zu den Hauptanstalten für Beförderung der Tonkunst gehört das trefflich eingerichtete Conservatoire; es verdankte seine Stiftung der Revolution, die alle frühern herrlichen Concertanstalten zerstört hatte. 1793 fing es an sich zu bilden; die trefflichsten Künstler wurden Professoren in dieser Anstalt, und die ausgezeichnetsten Virtuosen gingen aus ihr hervor. Nirgends in Europa konnte man Mozarts und Haydn's Symphonien schöner aufführen hören.

als in den öffentlichen Concerten dieser Zöglinge. Keines der italienischen Conservatorien war nach einem so großen Plan eingerichtet. Es leistete auch durch die vortrefflichen Elementarwerke, die dafür geschrieben wurden, der Tonkunst die wesentlichsten Dienste. Man hofft, daß die jetzige Regierung dies in seiner Art einzige Institut nicht ganz aufheben, sondern wohl nur anders benennen wird. Wir fügen dieser Uebersicht des Zustandes der Musik in Frankreich hier nur noch die Namen der dortigen berühmtesten Virtuosen neuerer Zeit bei. Für den Gesang: Garat, Laÿs, Lainez, Ellevion, Martin; die Damen: Branchu, Armand, Maillard, Duret, Himm. Für das Piano: Adam, Jadin, Kalkbrenner. Für die Pedalharfe, die in Frankreich mehr als irgendwo einheimisch ist: Marin, Nadermann, Bochsa, Dalvimare, Vernier; für die Violine: Rode, Kreutzer, Baillot, Lafond; für das Violoncell: Duport; für die Flöte: Drouet; für die Clarinette: Lefevre und Ch. Duvernoy; für das Hautbois: Salentin und Garnier; für das Waldhorn: Frédéric Duvernoy und Domnich, für das Fagott: Ozi und Delcambre. Von den Instrumenten, die in Paris gebaut werden, sind besonders die Erardschen Piano's und Pedalharfen berühmt. Wl.

* Französische Schule oder Malerei. In den ältesten Zeiten erhielt Gallien zuerst durch die Römer Begriffe von Kunst. Unter der fränkischen Monarchie standen die Künste wohl noch auf einer sehr niedrigen Stufe, doch wurden die vielen Kirchen und Abteien, die man damals bauete, schon mit Gemälden auf Goldgrund geschmückt. Musivische Malereien waren in dem Zeitalter der Fredegunde gebräuchlich, so wie auch damals schon die Glasmalerei eifrig getrieben wurde. Aus den Zeiten der Karolinger haben sich fast gar keine Kunstwerke erhalten, da nur einige wenige Bildnisse von Carl Martel, Pipin und Carl dem Großen damals verfertigt wurden. Ludwig der Fromme liebte die Künste; er berief wegen der Verehrung der heiligen Bilder im J. 824 ein Concilium in Paris zusammen. Die bald darauf folgenden Zerstörungen der Normänner verscheuchten die Künste wieder ganz. Die ersten Spuren findet man später in mehreren sehr saubern Miniaturmalereien, die man noch jetzt unter den Schätzen der königlichen Bibliothek findet. Wir bemerken hiervon eine Handschrift der vier Evangelisten mit dem Bilde des Kaisers Lothar, und die Bibel Carls des Kahlen. Dieser Fürst liebte die Künste und berief Künstler aus Griechenland nach Frankreich. Unter Wilhelm dem Eroberer wurden viele Freskomalereien ausgeführt. Unter Ludwig VII. Regierung fingen, besonders durch die Bemühungen des Abts Suger, die Künste an zu blühen, vorzüglich die kostbare Glasmalerei. Er ließ die Fenster der Kirche St. Denis malen. Jetzt gewannen auch die Emaillemalereien höhere Vollkommenheit, und wurden unter dem Namen Emaux de Limoges bekannt. Unter Ludwig IX. oder dem Heiligen, fängt eine glücklichere Periode für die Künste an; seine Schicksale und Züge in das heilige Land boten den Künstlern reichen Stoff. Alle Darstellungen gewannen in diesem Zeitraume mehr Leben und Ausdruck. Religion und Phantasie müssen in das Leben übergehen, wenn die Kunst erwachen soll. Carl V. that alles mögliche, um die Künste zu befördern. Wir finden noch viele Denkmale aus dieser Zeit, in Freskogemälden, gewürkten Tapeten und mit Miniaturen verzierten Handschriften. Die Geschichte der Johanna von Arc wurde der Gegenstand verschiedener Malereien, und das Denkmal, welches ihr Carl

VII. 1458 auf der Brücke zu Orleans setzen ließ, war das zweite bronzene Monument in Frankreich. René der Gute, der Dichterfürst, gehörte selbst zu den berühmtesten Malern des 15ten Jahrhunderts. Man bewahrte zu Aix in der Provence sein eignes, von ihm selbst gemaltes Portrait. Doch erst unter Franz I. wurde der Kunstgeschmack geläutert, und hier fängt die eigentliche Geschichte der Malerei in Frankreich an. Der kunstliebende König zog große italienische Künstler nach Frankreich und wußte sie zu schätzen. Der berühmte Leonardo da Vinci kam 1515 nach Frankreich, und starb in Franz des I. Armen. Andrea del Sarto kam auf einige Jahre in seine Dienste. Rosso de' Rossi, unter dem Namen Maitre Roux bekannt, wurde 1530 erster Hofmaler und Oberaufseher aller Verschönerungen zu Fontainebleau. Da man damals gern die Malereien mit Stuckaturarbeiten vereinigte, so berief Franz I. zu diesem Behuf den Primaticcio nach Frankreich. Letzterer zog mehrere italienische Künstler dahin, welche hier eben so eine Künstlerkolonie bildeten, wie einst die Griechen in Rom. Alle französischen Maler wurden nur durch sie gebildet und erzogen. François Clouet genannt Janet und Corneille von Lyon, waren die ersten bessern einheimischen Portraitmaler aus dieser Zeit. In der Glas-, Emaille- und Miniaturmalerei, so wie in der Tapetenweberei, zeichneten sich aber die Franzosen besonders aus. Ihr Streben richtete sich immer dahin, die Kunst mehr zum Schmuck zu benutzen, als in ihr das Hohe und Heilige zu fühlen. Bramante, der vom Papst Julius II. den Auftrag erhielt, die Fenster des Vaticans durch Glasmalereien zu zieren, berief die französischen Künstler Claude und Guillaume de Marseille dazu nach Rom. Mit Jean Cousin, zu Coucy bei Sens geboren, der noch im J. 1589 lebte, fängt die Reihe der berühmten franz. Maler an. Er besaß gründliche Kenntnisse von der Perspektive und Architektur. Seine Glasmalereien, besonders die Kirche von St. Gervais in Paris, sind berühmt. Sein Gemälde: das jüngste Gericht, in der ehemaligen Sacristey des Minimes bei Vincennes, war das erste größere Historiengemälde. Franz I. foderte ihn und seine Zeitgenossen auf, wetteifernd edle Kunstwerke hervorzubringen; er sammelte sie und vereinte viele herrliche Werke Leonardo's, Raphaels und Michel Angelo's damit; dies war der Grund des pariser Museums. Damals wurde auch die Manufaktur der Gobelinstapeten eingerichtet. Martin Fréminet, geb. zu Paris 1567, bildete sich besonders nach Michel Angelo Buonarotti und wurde erster Hofmaler unter Heinrich IV. Doch kaum hatte die Kunst in Frankreich die ersten Stufen des Wachsthums erreicht, so kränkelte sie wie eine Treibhauspflanze, die nur blüthenlose Zweige hervorbringt. Am meisten trugen die ausschweifenden Sitten an den Höfen Franz II. und Carls IX. dazu bei. Die Kunst wurde entwürdigt zu üppigen Darstellungen nach den Ideen des Aretino, und verlor dadurch Adel und Reinheit; die Zeichnung war incorrect, die Farbengebung kraftlos und ohne Harmonie. An Simon Vouet (geb. zu Paris 1582, gest. 1641) erhielt Frankreich einen ausgezeichneten Nationalkünstler, der eine Schule stiftete und den Geschmack wieder reinigte. Er hatte den Orient gesehen, und bildete sich in Venedig und Rom. Sein Styl war edel und wirkungsvoll. Er war überhäuft mit Arbeiten, und erhielt besonders auch die von Philipp von Champagne angefangene Gallerie berühmter Personen zu malen. Er verfiel zuletzt in das Manierirte. Aus seiner Schule

gingen Le Brun, Le Sueur, J. B. Mola, Mignard, du Fresnoy, Chaperon, Dorigny, und seine eignen Brüder Aubin und Claude Vouet hervor. Seine berühmtesten Zeitgenossen waren: Noël Jouvenet, Allemand, Perrier, Quintin Varin u. a. m. Der letztere war der Lehrer des großen Nikolas Poussin, den man den französischen Raphael nennt. Dieser war zu Andely 1594 geboren, und stammte aus einer armen aber adeligen Familie (s. d. Art. Poussin); er bildete sich ganz in Rom. Richelieu zog Poussin von Rom nach Paris (1639), wo man ihn mit Aufträgen überhäufte. Doch sein ideales Streben, sein tiefer Sinn und seine edle Einfachheit wurden an dem nur Glanz und Gepränge liebenden Hofe Ludwig XIV. nicht verstanden; seine Kunst war mehr geistig als körperlich schön, denn Gedanke, Ausdruck, Zeichnung, Studium des Alterthums waren ihm das Wichtigste, aber sein Colorit war matt und kraftlos, er malte immer nur in halber Lebensgröße, nicht in Fresco, und so fehlten ihm die äußern Mittel, um zu einer Zeit Eindruck zu machen, wo die luxemburger Gallerie, die Rubens für Maria von Medicis gemalt hatte, alle Augen durch blendenden Glanz und regellose Kühnheit auf sich zog. Vuets Partei verfolgte ihn dabei heftig, und er eilte aus seinem Vaterlande, wo man ihn so verkannte, nach Rom zurück, wo er im J. 1665 starb. Er war ein philosophischer Maler; die Gelehrsamkeit, die er selbst in den Nebendingen zeigt, macht ihn interessant für den Alterthumsforscher; er wollte mehr für den Geist als für die Sinne malen, und oft wollen seine Werke nur unter der Hülle des dichterischen Bildes ernstes Nachdenken wecken. Er war der erste Landschaftsmaler im heroischen Styl. Sein Schüler Düghet, der nach ihm auch Gaspard Poussin genannt wird, zeichnete sich besonders als Landschaftsmaler aus. Die berühmtesten französischen Maler dieser Zeit waren: Le Valentin, geb. zu Colomiers 1600, gest. 1632; er bildete sich ganz nach Caravaggio, und hatte mehr kühne Kraft als seine französischen Vorgänger: Jacques Blanchart, geb. 1600, gest. 1638, erwarb sich den Beinamen des französischen Tizian; er war der vollkommenste Colorist unter seinen Zeitgenossen: Claude Gelée, genannt Claude Lorrain, geb. 1600, gest. 1682, der trefflichste Landschaftsmaler aller Zeiten, welcher sich aber ganz in Italien bildete. Chauveau wurde wegen des Feuers seiner Compositionen gerühmt. Die Mignards aus Troyes in Champagne, zeichneten sich sehr aus; der ältere Bruder, Nicolas, den man Mignard von Avignon nennt, war besonders Portraitmaler; der jüngere, Pierre, wurde Mignard le Romain genannt; er war 1610 geboren und starb 1695. Dieser wurde sehr berühmt sowohl durch seine meisterhaften Portraits, als seine großen Frescomalereien; eine der ausgezeichnetsten unter letztern ist die Kuppel der Kirche Val de Grace in Paris, wo über 200 Figuren dargestellt sind. Auch zu dem täuschenden Kopiren alter Meisterstücke hatte er ein seltnes Talent. Die Grazie seiner Manier und die Lieblichkeit seines Colorits sind bekannt, und erheben ihn zu einem der ersten Künstler Frankreichs. Sebastian Bourdon verdient hier genannt zu werden. Doch der größte aller damaligen Künstler war unstreitig Eustache Le Sueur, geb. 1617, gest. 1655. Frankreich kann um so stolzer auf ihn seyn, da er sich bildete, ohne jemals Paris zu verlassen. Er studirte eifrig Raphaels Werke, mit deren Geist er sich durch Kupferstiche vertraut machte. Sein Styl hat etwas ungemein Einfaches,

Edles, Stilles, seine Zeichnung ist rein, sein Colorit sanft harmonisch, obschon etwas matt. Berühmt ist die Folge von 22 Gemälden, worin er den Lebenslauf des heil. Bruno darstellte. Er war zu ausgezeichnet, als daß ihn nicht der Neid seiner Mitbürger hätte bitter verfolgen sollen. Selbst nach seinem Tode mußten seine Gemälde in dem Carthäuserkloster mit Gittern umgeben werden, um sie gegen verstümmelnde Bosheit zu schützen. Seine Werke sind außer Frankreich wenig bekannt. Sehr berühmt ist Charles le Brun, geb. 1619, gest. 1690; er stammt aus einer schottischen Familie. Mit kühner Phantasie und wahrer Leidenschaft widmete er sich der Malerei, die er zu Rom unter Poussins Leitung studirte. Alle diese Künstler waren eigentlich schon gebildet, als Ludwig XIV. den Thron bestieg, dessen mehr auf äußern Prunk gerichteter Sinn der wahren Kunst nicht sehr günstig war. Nur le Brun feierte unter ihm seine glänzendste Zeit, und gewann eine Alleinherrschaft über Alles was Kunst betraf. Sein berühmtes Meisterwerk: „Alexander, der die gefangene Familie des Darius besucht" malte er ganz unter den Augen des Königs, der ihm ein Zimmer in seiner Nähe in Fontainebleau dazu einräumte. Seine Arbeiten sind ungemein zahlreich, überall sieht man Genie, Feuer und Leichtigkeit, aber auch echt französische Manier und ein Hinneigen zum theatralischen Effekt. Da er auf den Minister Colbert großen Einfluß hatte, errichtete er durch ihn die französischen Akademien der Kunst in Rom und in Paris, die noch fortblühen, und wovon die letztere sich besonders dem Zunftzwange der alten Akademie des heil. Lukas in Paris entgegenstellte. Nach le Bruns Zeit verließen die Franzosen die gute Bahn und das Studium der großen italien. Meister. Le Brun hatte viele ausgezeichnete junge Künstler beredet, Kupferstecher zu werden, um seine Werke durch sie vervielfacht zu sehen. Unter diesen zeichnen sich Gerard Audran, J. Mariette und Gabriel le Brun ganz besonders aus. Die genanntesten Künstler der folgenden Zeit sind: Mola, die Brüder Courtois, genannt Bourguignon, große Schlachtenmaler. Noël Coypel und dessen Sohn Antoine, deren reiche Phantasie und Farbenzauber allgemeinen Beifall erwarb, doch die auch den wahren Ausdruck in theatralische Uebertreibung verwandelten. Die Familie der Boulogne war reich an ausgezeichneten Malern. Vivien, Jouvenet (dessen Werke Peter dem Großen besonders gefielen, als dieser 1717 Paris besuchte), Chéron, Parrocel, Sylvestre, de Largillière, Rigaud, Audré, La Fage, waren fleißige und geschickte Künstler dieser Zeit, doch alle nicht frei von Manier. Ganz dieser allein huldigend wurde Watteau der Liebling seiner Zeit, indem er lauter scherzhafte kleine Gegenstände, mit der affektirtesten Grazie darstellte. Unter Ludwig XV. wurde der Spiegelluxus, die Pastellmalerei und der Geschmack an Cameengemälden so herrschend, daß wahre Kunst völlig verdrängt ward. Loriot entdeckte damals die Kunst, Pastellfarben zu fixiren. Die Familie Vanloo fing zuerst an, dem sinkenden Geschmack entgegenzuarbeiten, so auch Antoine Pesne, der wackere Pierre Subleyras und le Moine; es würde diesen bessern Künstlern gelungen seyn, wenn nicht zwei Männer: Christophe Huet und François Boucher, den völligsten Verfall der Kunst herbeigeführt hätten; letzterer, der 1704 geboren war und 1770 starb, gehörte zu den verworfensten Menschen. Er fröhnte mit seiner Kunst nur der gemeinsten Sinnlichkeit und Unsittlichkeit. Kein Maler ir-

gend einer Zeit hat die Kunst so entweiht wie er. — Wir müssen hier eines geschickten Malers gedenken, wegen seiner sonderbaren Laufbahn, da er die französische Kunst in einen andern Welttheil verpflanzte. Attiret, 1702 zu Dole geboren, wurde von den Missionären 1737 nach Peking berufen, wo seine Arbeiten dem chinesischen Kaiser und allen Großen des Reichs ungemein gefielen; so daß er dort eine Zeichenschule errichtete und stets für den Kaiser beschäftigt war, der ihn zum Mandarin erheben wollte. Er starb dort 1768. In Frankreich ist die erste erfreuliche Erscheinung wieder der Landschaftsmaler Joseph Vernet, geb. 1714, gest. 1789. Die Natur mußte den Sinn für Kunst wieder zurückführen. Seine Darstellungen der See in allen Bewegungen derselben, und seine Hafengemälde sind einzig und unübertrefflich. Tiefes Gefühl, reiche Phantasie und rastloses Studium der Natur bildeten ihn. Der Graf Caylus, 1692 geb., 1765 gest., that als eifriger Alterthumsforscher viel für die französische Kunst, und stiftete Preise zur Aufmunterung der Künstler. Greuze, den man oft den Grazienmaler nennt, trat jetzt auf; er war 1726 zu Touren geb. und starb 1805. Man kann ihn den wahren Volksmaler der Franzosen nennen, denn seine ganz aus dem häuslichen Leben genommenen Bilder zeichnen die eigenthümlichsten Züge der Denk- und Empfindungsweise seiner Mitbürger. Seine Gemälde sind einfach und lieblich, an das Sentimentale gränzend, natürlich, aber pariser Natur darstellend, die nie frei von Manier ist. Er stiftete die Gattung, die man mit dem Namen: Tableaux de Génie bezeichnet, und seitdem so beliebt wurde. Vien, geb. 1715 zu Montpellier, wurde der erste Verbesserer des Kunstgeschmackes und der Vater und Nestor der neuen Schule. Eine edle Einfalt, richtige Zeichnung und treue Nachahmung der Natur, zeichnen seine Gemälde aus. Aus seiner Schule ging der berühmte David hervor, der eigentliche Stifter der jetzigen Schule. Dieser führte zuerst wieder das strenge Studium der Antike und der Natur ein, und bewirkte so mit kräftigem Eindruck einen reinen Styl und richtigere Zeichnung, als sie noch nie in Frankreich geherrscht hatten. Seine Verdienste um den geläuterten Kunstgeschmack seiner Nation, sein Feuereifer und rastloser Fleiß, seine Liebe für alle seine Schüler und seine väterliche Sorge, jeden für das ihm eigenthümliche Fach zu bilden, sind sehr rühmlich und wohl einzig in ihrer Art. Er ist ein zu ausgezeichneter Künstler, als daß seine Werke nicht hätten eben so harten Tadel als enthusiastisches Lob erfahren sollen! (s. d. Art. David.) Vincent, Regnault und Ménageot sind gleichzeitige brave Künstler. Die Revolution brach aus, und 1791 hob die Nationalversammlung jedes artistische Institut auf. Die herrlichsten Kunstwerke gingen durch die rohen Ausbrüche der zerstörenden Freiheitswuth verloren; doch ein neuer Geist entflammte zugleich die Gemüther und die Phantasie der Künstler. Die Patrioten unter ihnen traten unter dem Namen einer Volks- und republikanischen Künstlergesellschaft zusammen, zu welcher jeder Bürger freien Zutritt erhalten, und ihren Versammlungen im Louvre beiwohnen konnte. Die Hauptereignisse der Revolution beschäftigten die Künstler, wurde der Ausdruck dadurch auch an grelle Uebertreibung gewöhnt, so war doch die fade frühere Manier solcherweise plötzlich vertilgt. Suvee, ein sehr geschätzter Künstler, wurde Director der französischen Akademie in Rom. Unter Napoleons Regierung wurde Alles aufgeboten, um die Künste kräftig zu unterstützen, und eine außerordentliche Anzahl

bedeutender Künstler entfalteten ihre Talente schnell und glänzend. Die drei berühmtesten Malerschulen waren die von David, Regnault und Vincent. Wir nennen hier nur die vorzüglichsten ihrer Zöglinge, weil über die berühmtern eigene Artikel nachzuschlagen sind. Aus Davids Schule bemerken wir den vortrefflichen Drouais, der so wie Harriet in früher Jugend in Rom starb, im J. 1788; bei seinem Enthusiasmus für Alles, was erhaben, gut und edel war, seinem zarten Schönheitssinn und seiner nie mit sich zufriednen Bescheidenheit, wäre er wahrscheinlich Frankreichs größter Künstler geworden. Gérard, der sich neuerlichst durch sein großes historisches, vom König gekauftes Tableau des Einzugs Heinrichs IV., in Paris besonders berühmt gemacht hat, steht an der Spitze der lebenden Schüler Davids; Gros, Ingres, Peytavin, Hennequin, Berthon, Serangeli, Mad. Laville Leroulx, Madame Angelique Mogés, Mad. Barbier Valbonne und van Brée gehören zu den ausgezeichnetsten seiner Schüler, unter denen besonders noch Richard aus Lyon zu erwähnen ist. Dieser Künstler schuf sich ein ganz eignes Fach, indem er romantische Scenen aus dem Mittelalter wählt, die er in ganz kleinen Dimensionen mit überaus zartem Pinsel und allem Zauber der gewähltesten Beleuchtung und der Luft- und Linienperspective auszuführen weiß. Diese kleinen Gemälde sind überaus reizend und werden sehr geschätzt. Die berühmtesten sind: seine Valentine von Mailand, Carl VII. Abschied von Agnes Sorel, Franz I., Jakob Molay, Louise de la Vallière in ihrer Zelle betend, Maria Stuart im Gefängniß ꝛc. Regnault ist das Haupt einer zweiten Schule, seine eignen Werke sind correct und lieblich, wenn schon noch etwas an die alte Manier erinnernd. Sein berühmtester Schüler ist Guérin, Künstler vom ersten Rang. Unter seinen zahlreichen übrigen Schüler sind: Landon (der die Annales du Musée herausgab), Menjaud, Blondel, Moreau, und besonders der vortreffliche Portraitmaler Robert le Fèvre, bemerkenswerth. Regnault hat ein eignes Attelier für Künstlerinnen und bildete viele sehr ausgezeichnete, wie: Mad. Auzon, Lenoir, Romany, Mlle. Lorimier, Benoit, Davin-Mirvaux ꝛc. Vincent, La Grenée, Taillasson, Peyron Monsiau, Le Thiers und Prudhon (der sich besonders nach Correggio zu bilden strebte) gehören zu den vorzüglichen ältern Künstlern in Paris. Girodet aber als Historienmaler, Isabey und Augustin als Miniaturmaler, Drolling als Maler von Conversationsstücken, Rédoutée als trefflicher Blumenmaler, Valenciennes als Landschaftsmaler, Mad. Claudet, Gattin eines geschickten Bildhauers, als Nachfolgerin von Greuze, Mad. Kugler, als Emaillemalerin, und Desnoyers als ausgezeichnet trefflicher Kupferstecher, sind wahre Zierden der neuern Schule. Die Vereinigung der herrlichsten Kunstwerke aller Nationen, die mehrere Jahre lang im Museum in Paris aufgehäuft waren, und der sehr rege Kunsteifer des damaligen Directors Vivant Denon, der selbst trefflicher Skizzenzeichner war, weckten jedes schlummernde Kunsttalent, und brachten alle glänzenden Wirkungen rascher Thätigkeit hervor. Doch von dem eigentlichen stillen heiligen Geist der Kunst sind wenige dieser zahllosen neuern französischen Künstler durchdrungen; ihre Darstellungen sind oft mehr theatralisch als wahr, mehr sentimental als gemüthlich. Daher rührt auch der entschiedene Mangel an Empfänglichkeit der Franzosen für das Studium

und die Erkenntniß der altdeutschen Malerei. Nur der Sinn für die echte Antike ist endlich unter ihnen durch David geweckt worden. Das Praktische ihrer Kunst beherrschen sie aber meisterhaft, mit Leichtigkeit und Sicherheit. Seit der König zurückkehrte, ist der Graf Forbin, selbst ein geschickter Künstler, Director der Museen und Kunstanstalten, welche auch jezt von der Regierung thätig unterstützt werden. Wl.

† Französische Sprache. Den außerordentlichen Reichthum derselben an Wortformen für alle Beziehungen des geselligen Verkehrs, lernt man am besten aus dem sehr schätzbaren und interessanten Dictionn. comique, satirique, critique, burlesque, libre et proverbial par Philibert Joseph le Roux (Lion 1735) kennen, das in Deutschland leider minder als es verdient, bekannt geworden ist. Dieser Reichthum, der es uns Deutschen noch immer unmöglich macht, in den Socialverhältnissen des menschlichen Lebens französischer Ausdrücke ganz zu entbehren, ist selbst die Veranlassung zu der höchst seltsamen Erscheinung gewesen, daß die Deutschen sogar französisch klingende Worte gebildet haben, die kein Franzose kennt, wie z. B. Chatoulle, Chatouilles, Tabelle, Friseur, etc. In unsern militärischen Commando-Worten haben wir mit ihnen den artigen und für unsere Zeit besonders bezeichnenden Tausch getroffen, daß wir von ihnen das Wort Marsch, sie von uns den Ausdruck Halt (auch als Substantiv: une Halte) angenommen haben. Wl. u. S.

Freienwalder Gesundbrunnen. Er entspringt eine halbe Stunde von der Stadt Freienwalde in der Mittelmark Brandenburg, in einem von Bergen eingeschlossenen Thale. Der Weg von der Stadt führt im Thale hin, nach dem Bade, und ist mit Bäumen besetzt. Der Brunnen ward 1683 entdeckt, aber erst 1736 zum Gebrauch eingerichtet und mit Anlagen versehen. Unter den vielen hier emporquellenden Brunnen, sind die Küchenquelle und der Königsbrunnen die Hauptbrunnen und überbaut. Das Wasser gehört zu den alkalisch-erdigen Stahlwassern, ist kalt, hell, perlt stark, und hat einen dintenähnlichen Geschmack. Es hält in 1 Pfd. zu 16 U., nach Rose Bittersalz $\frac{12}{25}$ Gr., Selenit $\frac{1}{10}$ Gr., Kochsalz $\frac{6}{25}$ Gr., Kochsalzsaure Bittererde $\frac{6}{25}$ Gr., Luftſ. Bittererde $\frac{1}{10}$ Gr., Kieselerde $\frac{1}{20}$ Gr., Luftſ. Eisen $\frac{15}{30}$ Gr., Extractiv- und Harzstoff $\frac{6}{25}$ Gr., und eine geringe Menge Luftsäure. Nützlich ist dies Wasser in Schwäche des Magens, beim Samen- und weißen Fluße, bei Lähmungen nach Schlagflüssen, Mattigkeit der Glieder, Hypochondrie, Schwindungen, Flüssen, Gicht, Podagra, Mutterbeschwerden, Bleichsucht, Unfruchtbarkeit von Erschlaffung u. s. w. Vor den Brunnengebäuden ist ein großer, grüner Platz, wo die Brunnengäste zu frühstücken pflegen.

Freundschafts-Inseln, ein Gruppe von 150 Inseln, die zu Australien gehören, vom 18 bis 23° südlicher Breite und vom 182 bis 186° östlicher Länge von Greenwich in dem stillen Ozeane liegen. Der Holländer Tasmann entdeckte zuerst 1643 einige dieser Inseln. Cook fand dieselben auf seiner zweiten Reise 1773 wieder, besuchte sie 1777 zum zweiten Mal, und nannte sie, wegen der gastfreundschaftlichen Aufnahme, die er bei den Einwohnern gefunden hatte, die freundschaftlichen Inseln. Die meisten derselben sind niedrig, und scheinen keine andere Grundlage als Corallenfelsen zu haben: andere scheinen vulkanischen Ursprungs zu seyn. Die vielen Korallenriffe und die dadurch verursachten Brandungen machen die Schiff-

fahrt zwischen diesen Inseln sehr gefährlich. Das Clima ist äußerst schön und der Vegetation und Gesundheit sehr zuträglich. Keine dieser Inseln ist ganz ohne süßes Wasser. Die Produkte des Pflanzenreichs sind sehr mannichfaltig, die vorzüglichsten sind Pisangs, Brotfrucht, Yams, Zuckerrohr in großem Ueberflusse, Sagopalmen, Kokospalmen, eine Pfefferart, woraus das Getränk Kowa bereitet wird, Bambus, Flaschenkürbisse, Pompelmusen, die theils in den Pflanzungen, theils wild wachsen, und viele andere. Auch haben die Missionäre mehrere europäische Gartengewächse mit Glück angebaut. Aus dem Thierreiche findet man Schweine, Hunde, Papageien, Tauben, Hühner, wilde Enten, Tropikvögel, Reiher, Fische, Schildkröten, Austern u. s. w. Die Einwohner, deren Zahl von Einigen auf 80 bis 90,000, von Andern noch einmal so hoch geschätzt wird, sind von mittlerer Größe und wohl proportionirt, kupferbraun, und zeichnen sich durch freundschaftliche Gesinnungen, Freigebigkeit, Großmuth, Ehrlichkeit und Kunstfleiß vor den andern Südseebewohnern aus. Doch herrscht auch die abscheuliche Sitte der Menschenopfer. Ihre Kleidung besteht in Matten, vom Papiermaulbeerbaume verfertigt. Reinlichkeit des Körpers lieben sie ganz besonders, und baden sich daher oft. Die Wohnungeu sind sehr kunstlos. Starke Matten oder geflochtene Kokoszweige vertreten die Stelle der Wände. Das mit Blättern bedeckte Dach ruhet auf wohl verbundenen Pfosten und Querbalken. Ihre Schlafstelle ist eine Matte, ihre Decke die Kleidung, welche sie den Tag über tragen, ein hölzernes Bänkchen ihr Kopfkissen. Außer diesen Dingen besteht ihr ganzer Hausrath nur in einigen Schalen zum Kowatrank, einigen Flaschenkürbissen und Kokosschalen. Die Weiber beschäftigen sich mit Verfertigung der Matten, worin sie sehr geschickt sind, und die Tahiter übertreffen. Die Männer treiben den Ackerbau und Fischfang, und verfertigen die Häuser und Kanots. Die schön angebauten Ebenen, die Wäldchen, von Grasplätzen durchschnitten, und die Morais oder Begräbnißplätze, die in angenehmen umzäunten Ebenen mit Hütten oder Dächern bestehen, welche die Stelle der Gräber bezeichnen, geben diesen Landschaften ein gefälliges Ansehen. Man findet hier eine ordentliche bürgerliche Verfassung, eine Art von Lehnsystem. Die meisten Inseln sind dem Könige von der Insel Tongatabu unterworfen, dem die Gutsbesitzer oder Fürsten und Herren Abgaben entrichten und Gehorsam leisten. Die Einwohner haben auch einige Religionsvorstellungen. Homoa heißt die größte Insel, und auf Tongatabu oder Amsterdam residirt der mächtige König dieses Archipels.

Freyre d'Andrade (Gomez), einer der ausgezeichnetsten portugiesischen Offiziere aus einer der vornehmsten portugiesischen Familien und Verwandter von Pombal, geb. um d. J. 1762 in Wien, wo sein Vater portugiesischer Gesandter war; hingerichtet zu Lissabon, als das Haupt einer Verschwörung gegen das brittische Heer und die Regentschaft von Portugal. Er diente von Jugend auf in der portugiesischen Armee, dann auf der Flotte als Schiffslieutenant; trat in russische Kriegsdienste, und war bei der Erstürmung von Oczakow (22. Sept. 1789) der Erste, welcher die russische Fahne auf den Wällen der eroberten Festung aufpflanzte. Catharina II. erhob ihn deswegen zum Obersten, und gab ihm einen kostbaren Degen nebst dem St. Georgsorden. Hierauf kehrte er nach Portugal zurück, kommandirte ein portugies. Regiment in den Feldzügen in Catalonien und Roussillon, von 1792 bis 1794, und wurde nach dem

Frieden Generallieutenant. Als solcher trat er in Folge der Begebenheiten von 1808 in französische Dienste, und commandirte eine portugiesische Division. Er zeichnete sich in dem russischen Feldzuge von 1812 aus, wurde 1814 Commandant in Dresden, unter dem Befehle des Marschalls Gouvion St. Cyr, und blieb, als Dresden capituliren mußte, Kriegsgefangener bis zum J. 1814. Hierauf kehrte er über Frankreich im J. 1815 nach Portugal zurück, wo er ansehnliche Güter besaß. Den 25. Mai 1817 wurde er auf Befehl des in Portugal commandirenden Marschalls Beresford als das Haupt einer Verschwörung, welche zur Absicht hatte, den Marschall Beresford zu ermorden, die Engländer aus dem Lande zu jagen, und den Herzog von Cadaval, einen Prinzen aus der königl. Familie, an die Spitze der Regierung zu stellen (angeblich auf den Thron von Portugal zu erheben), in Lissabon verhaftet. Diese Verschwörung, welche Beresford entdeckte, sollte vom 25. Mai bis zum 5. Juni ausbrechen. Er ward nebst elf Mitverschwornen aus den ersten Familien des Landes, unter andern dem Obersten Montiera, zum Tode verurtheilt, und starb mit der Entschlossenheit eines kühnen Mannes, der für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes Alles gewagt hatte, den 19. Oct. 1817. Der furchtbare Urtheilsspruch, nach welchem die 12 Verurtheilten in einer 2 Stunden langen Marter erst gehenkt, dann geköpft und verbrannt wurden, worauf man ihre Asche ins Meer streute, ward nicht dem Könige von Portugal in Brasilien zur Bestätigung vorgelegt; noch konnte derselbe das Vorrecht ausüben, seine Unterthanen zu begnadigen oder ihre Bestrafung zu mildern. In diesen Proceß war auch ein Deutscher im brittischen Generalstabe, der Baron von Eben, verwickelt. Er ward für ehrlos erklärt und aus der Armeeliste gestrichen. Die übrigen 19 Mitverschwornen wurden theils verbannt, theils mit Gefängniß bestraft. Die meisten waren portugiesische Offiziere. Der General Freyre, ein sanfter menschenfreundlicher Mann von seltnen Talenten und Kenntnissen, war bei der portugies. Armee eben so sehr beliebt, als Beresford und die Engländer überhaupt verhaßt waren. Ein Vetter des hingerichteten Freyre d'Andrade, D. Joaõ, geb. zu Lissabon 1773, diente seit 1790 bis 1815 im portugiesischen, dann im französischen Heere, und nahm unter Napoleons Fahnen an allen Feldzügen in Portugal, Spanien, Rußland und Deutschland einen rühmlichen Antheil; zuletzt commandirte er in der Schlacht bei Waterloo ein Regiment. Er lebt jetzt als franz. Oberster auf halbem Sold in Paris. B.

Frobisher (Sir Mart.) oder Frobiser, auch Forbisher, ein berühmter engl. Seefahrer des 16ten Jahrh., geb. zu Doncaster in Yorkshire. Er faßte den Plan, eine nordwestliche Durchfahrt nach China aufzusuchen. Nachdem er sich fünfzehn Jahre vergebens bemüht hatte, die zu dieser Unternehmung nöthigen Mittel herbeizuschaffen, gelang es ihm auf Verwenden Dudleys, Grafen von Warwick, eine Gesellschaft zusammenzubringen, welche so viel Geld herschoß, daß er zwei kleine Schiffe und eine Pinasse ausrüsten konnte. Mit diesen segelte er am 8. Juni 1576 von Deptfort ab. Er nahm seinen Lauf nördlich, dann nordwestlich, und erblickte am 11. Juli unter 61° N. B. ein Land, das er für Friesland Zeno's hielt. Das Eis hinderte ihn zu landen. Er fuhr südwestlich, dann nördlich und glaubte am 28. die Küste von Labrador zu sehen; am 31. sah er ein drittes Land, und am 11. Aug. befand er sich in einer Meerenge, die

er 50 Stunden hinauffuhr und nach sich benannte. Die Bewohner glichen den Tataren. Er bemächtigte sich eines derselben und nahm ihn mit sich. Am 2. Oct. kam er nach Harwich zurück, nachdem er von dem entdeckten Lande Besitz genommen. Einer seiner Matrosen hatte einen schwarzen Stein von dort mitgebracht, welcher der Steinkohle glich und von Gewicht sehr schwer war. Man hielt ihn für goldhaltig und träumte von großen Schätzen. Die Gesellschaft unternahm eine zweite Ausrüstung, mit welcher Frobisher am 26. Mai 1577 abging. Er kam wieder in die Meerenge, die er mit Eis bedeckt fand, besuchte das Land, nahm seiner Instruction gemäß auf einer Insel eine Ladung von jenem schwarzen Stein ein, und kam Ende Septembers glücklich nach England zurück. Die Königin Elisabeth war mit dem Erfolg sehr zufrieden. Die von den gemachten Entdeckungen zu erwartenden Vortheile wurden von einer Commission geprüft; man beschloß in dem neu entdeckten Lande ein Fort zu erbauen, und eine Besatzung nebst Arbeitern dort zurückzulassen. Zu dem Ende ging Frobisher den 31. May 1578 mit drei Schiffen von Harwich ab, denen zwölf andre folgten. Den 20. Juni entdeckte er Westfriesland, das er Westengland nannte und für seine Königin in Besitz nahm. In die Meerenge konnte er vor dem Eise nicht einlaufen; einige Schiffe scheiterten, andere wurden beschädigt. Die Jahreszeit war zur Gründung einer Colonie zu weit vorgerückt. Man begnügte sich daher, 500 Tonnen des vermeintlichen Goldminerals einzunehmen und kehrte zurück. Da sich indeß zeigte, daß jenes Mineral den erwarteten Werth nicht habe, stand man von weitern Unternehmungen ab. Frobisher commandirte 1583 ein Schiff der Expedition, welche unter Dracke nach Westindien ging und 1588 ein großes Kriegsschiff gegen die spanische Armada, gegen welche er mit großem Ruhm focht. Im J. 1594 ward er Heinrich IV. mit 10 Schiffen zu Hülfe geschickt. Bei einem Angriff auf die Küste von Bretagne ward er verwundet und starb bald darauf zu Plymouth. Man ist nicht ganz einig, welche Länder es eigentlich gewesen, die Frobisher entdeckt habe.

Frontalschlacht, eine Schlacht, die durch gleichmäßige Angriffe auf die Frontlinie des Feindes (Parallel-Angriffe) ohne Umgehung, oder Aufrollung der Flügel entschieden wird. In sofern dabei nicht das Centrum durchbrochen wird (wo dann ein Aufrollen von innen erfolgt), können sie nicht leicht für das Schicksal eines Feldzugs entscheidend werden; man findet daher in den Feldzügen der großen Feldherren ihre Schlachten immer auf den Angriff eines Flügels oder Umgehung berechnet, den rechten strategischen Punkt hierzu — bisweilen mit der Beseitigung tactischer Vortheile, da sich nicht immer alles vereinigen läßt — zu finden, ist dann Sache des Genie's; Friedrich II. war, wie in allem, auch hier groß; und wenn wir nicht unbillig seyn wollen, müssen wir gestehen, daß auch Buonaparte oft glänzende Beispiele dafür aufgestellt hat.

Fronton, s. Giebel.

Frugoni (Carlo Innocenzo), einer der berühmtesten und fruchtbarsten italienischen Dichter des 18ten Jahrhunderts, wurde geboren zu Genua den 21. Nov. 1692. Nach dem Willen des Vaters mußte er zu Gunsten seiner beiden ältern Brüder der väterlichen Erbschaft entsagen und den geistlichen Stand ergreifen. Im fünfzehnten Jahre trat er daher in die Congregation der somaskischen Brüder, und begann zu Genua sein Noviciat. Im folgenden Jahre

(1708) legte er sein Gelübde zu Novi ab. Er zeigte von Kindheit an eine ungemeine Lebhaftigkeit des Geistes und der Einbildungskraft. Seine Fortschritte in den Wissenschaften, besonders den schönen, waren reißend. Als er 1716 nach Brescia gesandt wurde, um daselbst die Rhetorik zu lehren, hatte er sich schon den Ruhm eines eleganten Schriftstellers in Prosa und Versen, in lateinischer sowohl als italienischer Sprache erworben. Er stiftete daselbst eine arcadische Colonie, in der er den Namen Comante Eginetico erhielt; allein erst im folgenden Jahre, wo er nach Rom kam, erreichte sein poetischer Genius, angefeuert durch die Größe der ihn umgebenden Gegenstände und durch das Beispiel guter Dichter, die er hier versammelt fand, seine volle Entwickelung. Er schloß sich besonders an Rolli und Metastasio an. Im J. 1719 kehrte er von Rom nach Genua zurück, um die jungen Geistlichen seines Ordens zu unterrichten, ein Geschäft, das er auch in den folgenden beiden Jahren zu Bologna versah. Allein seiner damals sehr schwachen Gesundheit wegen mußte er zu Piacenza und dann zu Parma sich erholen. In Modena, wo er seine Arbeiten wieder begonnen hatte, bekam er die Blattern, und beendigte während seiner Genesung die italienische Uebersetzung das Rhadamist von Crebillon. In allen diesen Städten schloß er mit den ausgezeichnetsten Männern, die hier lebten, genaue Verbindungen. An dem Hofe zu Parma fand Frugoni durch des Cardinals Bentivoglio Verwendung eine ehrenvolle Zuflucht, allein seine Muse mußte sich hier größtentheils zu Gelegenheitsgedichten für Feste und dergl. Vorfälle bequemen. In Parma herrschte damals der Herzog Francesco Farnese, dem zwei Jahre darauf sein Bruder Antonio in der Regierung folgte. Zu dessen Vermählungsfeier mußte Frugoni eine ganze Sammlung von Gedichten verfertigen, und fast zu gleicher Zeit die Denkwürdigkeiten des Hauses Farnese historisch beschreiben. Sie erschienen 1729. Der Titel eines königlichen Geschichtschreibers war seine Belohnung. Der Herzog Antonio starb. Man hielt seine Gemahlin 8 Monate lang für schwanger. Frugoni feierte schon die Erfüllung aller Wünsche durch eine Kette von 25 sehr schönen Sonetten. Allein seine Vorhersagung traf nicht ein. Am neuen Hofe konnte er keine Gunst gewinnen, daher kehrte er nach Genua zurück, und ließ dort seine Freunde für den Abwesenden wirken. Jetzt fing sein Klostergelübde an, ihm unerträglich zu werden. Nach vielen Bemühungen wurde er endlich desselben durch den Papst Benedict XIV. entbunden. Eine glänzende Gelegenheit zeigte sich dem Dichter jetzt, die Kraft seines Genies zu entfalten. Dies war die Eroberung von Oran durch die spanischen Truppen, unter dem Befehle des Grafen Montemar, nach einem blutigen Siege. Er feierte sie durch eine große Canzone, welche sehr günstig aufgenommen ward. Andere Gedichte, welche er zu derselben Zeit dem König Philipp V. und der Königin von Spanien überreichen ließ, machten ein ähnliches Glück. Endlich wurde er mit einer ehrenvollen Besoldung wieder an den Hof gezogen. Der Krieg, welcher in Italien zwischen Spanien und Oesterreich ausbrach, begeisterte ihn zwar zu manchem trefflichen Gedichte, versetzte ihn aber auch oft in sehr drückende äußere Verhältnisse. Er nahm nun zu dem Talente seine Zuflucht, das er für die burleske und satirische Poesie besaß. Er verfertigte eine Menge Gedichte dieser Art, unter andern auch den zehnten Gesang des originellen Gedichts Bertoldo, Bertoldino e la casenno, woran 20 Dichter arbeiteten. Nach

dem aachener Frieden kam Frugoni von neuem an den Hof zu Parma, und nun überließ er sich freier seiner Neigung zur Dichtkunst; er bereicherte das italienische Theater mit Uebersetzung mehrerer französischer Opern, hatte aber auch mit derben Ausfällen der Kritik zu kämpfen. So lebte er unter mancherlei Glückswechsel bis zum J. 1768, wo er im 76sten Jahre seines Alters starb. Wenig italienische Dichter haben während ihres Lebens so viel Aufsehen gemacht, und sind nach ihrem Tode so gefeiert worden, als Frugoni. Seine Werke sind 1779 zu Parma in 9, und zu Lucca in 15 Bänden erschienen. Letztere Ausgabe ist die vollständigste. Eine Auswahl aus diesen Werken ist in 4 Bänden zu Brescia 1782 ans Licht getreten. Findet man auch in Frugoni's Gedichten allerdings zuweilen Schwulst und Bombast, so sind doch die meisten reich an trefflichen Gedanken und wahrhaft schönen Bildern. Er wird immer für einen von der Natur reich ausgestatteten Dichter gelten.

* Fulda war vor dem Lüneviller Frieden, wodurch die geistlichen Staaten Deutschlands säcularisirt wurden, ein Bisthum, welches man zum oberrheinischen Kreise rechnete, und 33 Q. M. mit mehr als 80,000 Menschen enthielt. Den Grund dazu legte Bonifacius, welcher im J. 744 hier eine Abtei mit Benedictiner-Mönchen stiftete. und die 1752 vom Papste zu einem Bisthum erhoben ward. Nach der Säcularisation (1802) erhielt der Prinz von Nassau-Oranien dieses Bisthum, als einen Theil der Entschädigung für den Verlust der Statthalterschaft und seiner Domänen in den Niederlanden. Nach der Schlacht bei Jena (1806) ließ es Napoleon in Besitz nehmen und provisorisch verwalten, vereinigte es aber im J. 1810 (mit Ausnahme des an das Großherzogthum Hessen gegebenen Amtes Herbstein) mit dem Großherzogthume Frankfurt. Jetzt bildet der größere Theil des vormaligen Bisthums Fulda das Großherzogthum Fulda, welches nach den Entscheidungen des wiener Kongresses Kurhessen besitzt. Der nordöstliche Theil ist an Weimar gekommen, und gehört zur Provinz Eisenach; der südliche Theil mit dem Gesundbrunnen Brückenau ist an Baiern abgetreten worden, und bildet einen Theil des Untermainkreises dieses Königreichs. Der kurhessische Theil (das Großherzogthum Fulda) begreift in 8 Aemterm 30 Q. M. und 66 000 Einwohner. Dieses Land hat eine hohe Lage, und wird an der Ostseite von dem Rhöngebirge, und an der Westseite vom Vogelsberge begränzt, von welchem auch ein Theil hieher gehört. Ueberhaupt ist das ganze Land ohne ausgebreitete Ebenen, und eine Mischung von vielen, isolirt sich erhebenden, kegelförmigen Bergen, welche vulkanischen Ursprungs sind, und dazwischen liegenden Wiesengründen und Thälern. Einige von diesen Bergen, als der Dammersfeld, die Milzeburg (durch ihre groteske Form ausgezeichnet, daher sie im gemeinen Leben das Heufuder heißt), der Bibrastein, erheben sich bis zu einer Höhe von 2 — 3000 Fuß. Viele Gewässer, darunter besonders die Fulda, durchfließen das Land, und gewähren demselben eine reichliche Bewässerung. Der Boden ist von Natur wenig begünstigt. bergig, steinig und mager in vielen Gegenden, aber durch den Fleiß der Einwohner wohl angebaut, daher man Getraide, Obst, selbst guten Wein (in dem südlichen zu Baiern gehörigen Theile), Gartengewächse und besonders vielen Flachs baut. Die Berge sind mit ansehnlichen Waldungen, vorzüglich von Buchen bedeckt; auch hat man vieles Nadelholz angepflanzt. Ueberhaupt nehmen die Waldungen einen großen Theil der Oberfläche des Landes ein. Die trefflichen

Wiesengründe geben reichliche Fütterung, daher die Rindviehzucht, auch die Schafzucht beträchtlich ist. An Mineralien sind die Berge nicht reich; Metalle gibt es gar nicht. Zu Salzschlirf ist ein Salzwerk. Die Einwohner, größtentheils Catholiken, beschäftigen sich sehr mit der Spinnerei des Flachses und der Wolle und Weberei. Eine Menge Leinewand, eine Damaste, Tischzeuge aller Art, Handtücher, Bettzwillich werden von den Einwohnern verfertigt, und theils nach Bremen und Frankfurt am Main versendet, theils durch Hausirer in einem großen Theile von Deutschland herumgetragen. Auch gehen jährlich viele Landleute in die südlichen Maingegenden, wo die Erndte früher beginnt, und suchen mit Erndtearbeiten etwas zu verdienen. — Die Hauptstadt des Landes, welche gleichfalls Fulda heißt, und der Sitz der für dieses Großherzogthum errichteten Regierung ist, liegt in einem weiten Thale an der Fulda, über welche hier eine steinerne Brücke führt. Sie hat mit den Vorstädten 970 Häuser und 8200 Einwohner. Die Hauptstraßen sind breit und mit ansehnlichen Häusern besetzt; die übrigen aber winklich. Der schönste Platz ist der Domplatz, welcher mit zwei Obelisken geziert ist. Unter den Gebäuden zeichnen sich vorzüglich aus: die herrliche von Quadersteinen erbaute Domkirche mit einer schönen Kuppel und dem Grabe des heiligen Bonifacius, und das vormalige bischöfliche Schloß mit einem Lustgarten. Der Stadt gegen Süden steigt eine niedrige, aber weit ausgedehnte Anhöhe sanft an, auf welcher die Fasanerie, ein vormaliges bischöfliches Lustschloß, liegt.

Füllhorn (Cornu copiae), das Horn des Ueberflusses, über dessen verschieden erzählten Ursprung die Art. **Achelous** und **Amalthea** nachzusehen sind.

Fürstenberg, ein deutsches mediatisirtes Fürstenthum, dessen Fürsten, so lange die deutsche Reichsverfassung bestand, Mitglieder des deutschen Reichs waren, Sitz und Stimme im Reichstage, auf der schwäbischen Grafenbank hatten, und deren Besitzungen zum schwäbischen Kreise gerechnet wurden, nämlich: die Landgrafschaft Baar, nebst der Herrschaft Hohenhöwen, die Landgrafschaft Stühlingen, die Grafschaft Heiligenberg, die Herrschaften Mößkirch, Wildenstein, Waldsberg, Trochtelfingen, Jungnau und die 6 Herrschaften im kinzinger Thale (oder die Herrschaft Hausen.) Diese sämmtlichen Lande begreifen 38 Quadratmeilen mit 83 000 catholischen Einwohnern. Sie liegen unzusammenhängend, und erstrecken sich in dem südlichen Theile Schwabens. Das zusammenhängendste Stück bildet die Landgrafschaft Baar. Ein Theil der fürstenbergischen Lande berührt den Bodensee, ein Theil liegt auf dem Schwarzwalde, und ein großer Theil an der hier entspringenden Donau. Der Boden ist bergig und das Clima meistens rauh, indem die höchste Gegend des Schwarzwaldes hieher gehört. Doch gibt es auch schöne und fruchtbare Thäler. Die vorzüglichsten Produkte bestehen in Getraide, Viehzucht, Holz und Mineralien, worunter auch Silber, dessen Bau besonders in dem kinzinger Thale getrieben wird. An bedeutenden Manufacturen und Fabriken fehlt es. Am wichtigsten ist in dieser Hinsicht die Verfertigung von Strohhüten, und der Uhren aus Holz, Messing und Eisen, die auf dem Schwarzwalde getrieben wird. Seit der Aufhebung der deutschen Reichsverfassung hat die Reichsunmittelbarkeit der fürstenbergischen Lande aufgehört, und jetzt stehen sie unter der Landeshoheit von drei Souverains, nämlich die Herrschaften Trochtelfingen und Jungnau, und der am linken Donau-

ufer gelegene Theil der Herrschaft Möskirch (zusammen 5,600 Seelen) unter Hohenzollern-Sigmaringen; die Grafschaft Gundelfingen oder Neufra (zusammen 2200 Seelen) unter Wirtemberg; und alles Uebrige (der bei weitem größere Theil), unter Baden, wo es zu dem Seekreise und dem Donaukreise geschlagen worden ist. Der Ursprung des Hauses Fürstenberg verliert sich ins graue Alterthum. Der Namen kommt von dem Schlosse und Städtchen Fürstenberg; Graf Heinrich I., der Stammvater des Hauses Fürstenberg nahm davon in der Mitte des 13ten Jahrhunderts seinen Geschlechtsnamen an, und von ihm wurde er auf seine Familie fortgepflanzt. Jetzt werden die verschiedenen Landgrafschaften, Grafschaften und Herrschaften, zu welchen das Haus nach und gekommen ist, mit dem Namen Fürstenberg belegt. Das Haus theilte sich in verschiedene Linien, wovon jetzt nur noch zwei vorhanden sind, nämlich die Fürstenberg-Pürglitzer, welche bloß in Böhmen Besitzungen hatte, aber im Jahre 1804 durch Erlöschung der Reichslinie zum Besitz des ganzen Fürstenthums Fürstenberg gelangt ist, dabei noch in Böhmen die Herrschaften Pürglitz, Kruschowitz, Rischburg, Dobrawitz, Lautschin, Lahna und Neuwaldstein besitzt, und fürstlich ist; — und die Fürstenberg Weitraische landgräfliche Linie, deren Besitzungen in Mähren und Oesterreich liegen. Zu bemerken ist noch, daß aus dem fürstenbergischen Hause 15 Mitglieder dieser Familie, im Dienste des deutschen Reiches und Oesterreichs, im Kriege das Leben verloren haben. Zehn kamen bei Belagerungen und fünf in Schlachten um. In der Stadt Donaueschingen befindet sich das fürstenbergische Residenzschloß nebst den Justiz- und Domänen-Canzleien.

Fürth, offene, sehr gewerbfleißige Stadt, im Rezatkreise des Königreichs Baiern, sonst zum Fürstenthum Anspach gehörig, an dem Zusammenflusse der Pegnitz mit der Rednitz, auf einer zwar sandigen, aber durch Cultur fruchtbar gemachten Ebene, in der Nähe von Nürnberg, hat 860 Haupt- und Nebenhäuser und 13,000 Einwohner, darunter 2500 Juden, die hier eine bedeutende Synagoge, eine eigne hohe Schule, eine Buchdruckerei und andere wissenschaftliche Einrichtungen haben. Fürth ist zwar nicht regelmäßig gebaut, enthält aber viele ansehnliche Häuser, und ist in neuern Zeiten durch neue Anlagen ungemein verschönert worden. Es herrscht hier eine sehr große Industrie, und man zählt über 1000 Gewerkmeister, als: 150 Drechsler, welche vielerlei Waaren aus Metall, Horn, Elfenbein, Knochen und Holz verfertigen; 200 Gold- und Silberarbeiter und Uhrgehäusemacher; 40 Groß- und Kleinuhrenmacher; 50 Gürtler, welche Metallnägel, Knöpfe, Beschläge, Uhrschlüssel, Ketten ꝛc. verfertigen; 40 Blei- und Rothstiftmacher; 150 Tischler und Ebenisten, welche nicht allein mehr als 150 Arten eingelegter und glatter Kunsttischlerarbeiten aller Gattungen, sondern auch Spiegelrahmen, Futterale, Kisten ꝛc. in Menge verfertigen; 120 Schuhmacher; 80 Strumpf- und Mützenwirker; 50 Baumwollenweber; eine Menge Bildhauer, Goldschläger (jährlich 19,000 Buch Goldpapier), Vergolder, Spiegelschleifer, Schnallenmacher, Dosenmacher, Siegellackbereiter, Papierfärber, Maler ꝛc. Man findet ferner hier bedeutende Spiegelfabriken, Schleif- und Polirwerke, Brantweinbrennerei- und Rosogliofabriken. Diese Waaren werden theils durch die hiesigen Einwohner, theils durch die nürnberger Kaufleute abgesetzt und nach allen Gegenden verführt. Auch treibt Fürth einen beträchtlichen Speditions-, Wechsel- und Juwelenhandel. Desgleichen ist der Tabacksbau, Handel und Verarbeitung

desselben bedeutend. Jährlich hält Fürth einen großen Markt, die Kirchweih genannt, welcher sehr besucht wird, und auf dem ansehnliche Geschäfte gemacht werden.

G.

† G, der siebente Buchstabe des Abc, ein Gaumenbuchstabe, welcher etwas härter als j, und etwas gelinder als k ausgesprochen wird. —

Gagern (Hans Christoph Ernst, Freih. v.), geb. 1766, ein als politischer Schriftsteller und Redner ausgezeichneter Staatsmann, königl. niederländ. wirklicher geheimer Rath, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des Königs der Niederlande und Großherzog von Luxemburg bei dem deutschen Bundestage, seit der Eröffnung desselben am 5ten Nov. 1816, und bei der freien Stadt Frankfurt. Im J. 1791 zum Gesandten des Fürsten von Nassau-Usingen beim Reichstage zu Regensburg ernannt, betrieb er nach dem lüneviller Frieden das Entschädigungsgeschäft der deutschen Fürsten, die auf dem linken Rheinufer Länder verloren hatten. In der Folge lebte er abwechselnd zu München und Wien. Um diese Zeit schrieb er das durch historische Kenntnisse, Geist und Darstellung gleich ausgezeichnete Werk, das ohne seinen Namen erschien: Die Resultate der Sittengeschichte. I. Die Fürsten. (Frankf. a. M. 1808.) Er stand in Wien mit Hormayr und Erzherzog Johann in genauer Verbindung, hatte Theil an einem Entwurfe zu einer neuen Insurrection in Tyrol im J. 1812—13, der an der Aufhebung eines englischen Couriers in Brünn scheiterte; wurde nun aus Oesterreich entfernt, und ging in das russisch-preuß. Hauptquartier und dann nach England. Allenthalben wirkte er für die Befreiung Europa's und die Ehre Deutschlands. Im J. 1815 nahm er als Gesandter des Königs der Niederlande Theil an den Geschäften des Congresses zu Wien, und unterzeichnete den 27. April die Zutrittsacte der freien Städte und des Königs der Niederlande zum wiener Bunde der europäischen Hauptmächte (v. 25. März 1815) gegen Napoleon Bonaparte, auch stimmte er in dem Ausschusse für die Erlassung einer neuen Erklärung des Congresses gegen den Usurpator, welche den 12ten Mai d. J. erfolgte, und von ihm mit unterzeichnet wurde. Den 31sten Mai unterzeichnete er den Vertrag des Königs der Niederlande mit Preußen, England, Oesterreich und Rußland, durch welchen die vereinigten Niederlande und die belgischen Provinzen als ein Königreich anerkannt, Luxemburg als Großherzogthum und deutscher Bundesstaat, nebst der Bundesfestung Luxemburg, dem König der Niederlande statt seiner Fürstenthümer Neu-Dillenburg, Siegen und Hadamar, erb- und eigenthümlich überlassen, und die Gränzen des Königreichs und Großherzogthums bestimmt, Dillenburg, Dietz, Siegen und Hadamar aber an Preußen abgetreten wurden. Den 8ten Juni unterzeichnete er als Bevollmächtigter des Königs der Niederlande für seine deutschen Staaten die deutsche Bundesacte. — In seinen Staatsschriften und Reden am Bundestage (vorzüglich in der bei Eröffnung des Bundesta-

ges) hat Deutschland den hellen Blick und die kräftige Sprache dieses für die politische Würde, die Nationalehre und den innern Rechtszustand des deutschen Bundes eifrig bemühten Staatsmannes mit Achtung anerkannt. In seinem Briefwechsel mit dem Fürsten von Metternich vor Eröffnung des Bundestages drang er stets auf die Ausführung solcher Maßregeln, welche die politische Einheit der deutschen Nation feststellen könnten. Er zeigte unter andern die Wichtigkeit, den Namen Reich, und das Symbol der Einheit des deutschen Bundes in der Kaiserkrone beizubehalten. Auch war er es, der ein nachdrucksvolles Wort sprach für die Erörterung der landständischen Verfassung in den deutschen Bundesstaaten, und darauf antrug, daß der Bundestag dem Großherzog von Sachsen-Weimar seinen Dank bezeugte, für das am 2ten Dec. 1816 dem Bundestage zur Gewährleistung vorgelegte sachsen-weimarische Verfassungsgesetz. Im J. 1818 arbeitete er mit in dem Ausschusse, der Maßregeln wegen der Seeräubereien der Barbaresken in Hinsicht auf Deutschland vorschlagen sollte. Noch wurden von ihm die Pièces relatives au dernier traité des puissances alliées avec la France, Francf. 1816, herausgegeben. Ueber seine dem Bundestage mitgetheilte Denkschrift über die Auswanderung der Deutschen (Frkf. a. M. 1817. 4.) s. d. Art. Auswanderung. K.

Gail (Jean Baptiste), einer der ersten jetzt lebenden französischen Hellenisten, geb. zu Paris den 4ten Jul. 1755, erhielt 1792, an Vauvilliers's Stelle, die Professur der griechischen Sprache am College royal. Damals erschien die erste Ausgabe seiner Idyllen des Theokrits. Im J. 1809 ward er in die dritte Classe des National-Instituts aufgenommen, und blieb daher Mitglied der 1816 neu organisirten Akademie der Inschriften. Ludwig XVIII. ertheilte ihm 1814 das Kreuz der Ehrenlegion, und ernannte ihn im November dieses Jahres nach Dutheil's Tode zum Aufseher über die griechischen und lateinischen Handschriften der königl. Bibliothek. Mehrere Jahre hindurch las er öffentlich über griechische Sprache und Literatur. Als Schriftsteller war er unausgesetzt thätig, doch mußte er wegen kühner und unhaltbarer Behauptungen (vorzüglich in seinen Recherches historiques et militaires sur la géographie comparée par époques, worin er zwei Städte des Alterthums, Delphi und Olympia, aus den Karten ausstreichen und ganz neue Ansichten von den Schlachten bei Mantinea, Platäa und Marathon aufstellen wollte) von seinen Collegen lauten Widerspruch erfahren. Eine tiefe Kränkung erlitt Gail im Jahre 1810, wo die zur Bestimmung der Decennal-Preise von Napoleon niedergesetzte Jury ihm nicht den ersten Platz unter den ausgezeichneten Hellenisten zuerkannte, sondern denselben dem Herrn Coray, einem Griechen in Paris, zusprach. Es sind drei Sammlungen von Gails Schriften über die griechische Literatur erschienen; eine in 18 von 13 Bändchen, eine in 4. von 28 Bänden und eine in 8. von 33 Bänden, meistens Ausgaben griechischer Schriftsteller vorzüglich: Thucydide, 12 vol. griechisch, lateinisch und französisch mit 2 Bd. kritischen Noten, und den Lesarten aus 13 Handschriften; Oeuvres de Xénophon, griechisch, französisch und die verbesserte lateinische Uebersetzung des Leunclavius; mit 3 Bd. Lesarten, Zeittafeln, Karten und Kupfern, 10 Bde 4. 1795. fg. (mit Garamont's neuen griechischen Typen). Anacréon, griechisch, lateinisch, französisch, mit Anmerkungen und Musik. Ferner französische Uebersetzungen von Lu-

tian's Gesprächen, von Theokrit's, Bion's und Moschus's Idyllen u. s. w.

Galatien, ein Theil Großphrygiens, bewohnt von den Galatern, einem Gemisch von Griechen und Galliern (Celten); daher auch der Name Gallogräci, woraus später Galatä wurde.

Galenisten, s. Wiedertäufer.

Galeone oder Galione hießen sonst bei den Spaniern und Portugiesen gewisse Kriegsschiffe von eigener Bauart, die drei bis vier Verdecke über einander hatten, jetzt aber nicht mehr gebräuchlich sind. Gegenwärtig versteht man unter den Galeonen gewisse Schiffe, auf welchen die Spanier die Schätze aus Peru und Terra-Firma abholen. Die dabei interessirten Kaufleute bekommen davon den Namen Galionisten.

† Galizien. Die Größe des Landes beträgt jetzt 1514 Quadratmeilen mit 3,645,000 Einwohnern. Die Hauptstadt ist Lemberg.

† Gallicanische Kirche. Nach der Rückkehr der Bourbonen sind die Verhältnisse dieser Kirche 1817 durch ein neues Concordat wieder mehr nach den Wünschen des Papstes und zur Verbesserung der Lage des französischen Klerus geordnet worden. N.

† Gallo (Marzio Mastritti, Marquis von). Als Joseph Bonaparte den Thron von Neapel bestieg, ward er von demselben zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Er begleitete ihn nach Bayonne, im Mai 1808, und ward Großdignitar des Ordens beider Sicilien. Auch unter Murat blieb er Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Als solcher unterzeichnete er den 11ten Jan. 1814 den Allianztractat mit Oesterreich, worauf die Feindseligkeiten zwischen England und Murat aufhörten. Hierauf unterzeichnete er den 3ten Febr. zu Neapel einen Vertrag mit Lord Bentink. Auch in der verwickelten Lage, in welche Murat durch seinen doppelten Abfall, erst von Napoleon, dann von Oesterreich sich gebracht hatte, blieb er dem König treu, und diente ihm mit Eifer. Den 18. April 1815 begab er sich nach Ancona, wohin bald nachher Murat seinen Rückzug nahm, dem er auf der Flucht folgte. Seitdem lebt er von Geschäften ganz zurückgezogen.

Gangliensystem begreift sämmtliche Nerven im thierischen Körper, welche ihre Vereinigungspunkte in den Nervengeflechten und Nervenknoten (Ganglien) des Unterleibes haben, und von da sich mit den Blutgefäßen in alle Organe der Verdauung, der Absonderung und Ernährung begeben, sich folglich durch den ganzen Körper in die Regionen verbreiten, welche der Erhaltung (der Reproduction) zugewandt sind. Man kann es deßhalb auch das reproductive Nervensystem nennen. Die physische bildende Kraft des Organismus hat ihren Sitz im Gangliensystem; die Nervenkraft desselben ist daher als Beherrscherin aller zur Bildung und Erhaltung des lebenden Körpers gehörigen Functionen anzunehmen. Die vorzüglichsten Organe dieser Functionen haben deßhalb auch ein zu ihnen gehöriges eigenes Netz von Nervenknoten, die durch divergirende Nervenfäden mit einander zusammenhängen. Das bedeutendste darunter, gleichsam alle übrige beherrschende, ist das in der Gegend der Herzgrube zunächst unter dem Zwerchmuskel hinter dem Magen befindliche, welches man deßhalb auch das Gehirn des Unterleibes, das halbmondförmige Knotennetz oder das Sonnengeflecht nennt. Außer diesem sind noch die Leber, der Magen, die Milz, die Nieren, die Gedärme, die Eingeweide des Beckens, die Lungen und das Herz mit besondern Nervengeflechten

sehen, die jedoch alle mit einander in Verbindung stehen. Diese Verbindung unter einander sowohl, als mit dem Rückenmark und dem Gehirn (dem Cerebral- und Vertebralsystem), wird durch den großen sympathischen Nerven vermittelt, welcher auf beiden Seiten der Wirbelsäule von dem obern Theile des Halses durch die Brust und den Unterleib bis in das Becken herabgeht, und mit Nervenfäden aus dem Gehirn und aus dem Rückenmarke, und mit den genannten Geflechten zusammenhängt. Die Nerven des Gangliensystems weichen von denen des Cerebral- und Vertebralsystems in Ansehung der organischen Masse und Bildung bedeutend ab, sie sind weich, gallertartig, graugelb und röthlich, nicht in regelmäßiger Symmetrie verbreitet, sondern regellos und zerstreut, die Fortsetzungen desselben bilden Netze und Geflechte um die Arterien, vervielfältigten sich mit deren Vertheilung und begleiten sie bis in ihre feinsten Verzweigungen in die Haargefäßbildung. Von der Einwirkung auf die Nerven des Gangliensystems erhält die Seele dunkle Wahrnehmung von ihrem Körper. (S. d. Art. Gemeingefühl). H.

Ganteaume (Honoré, Graf), franz. Viceadmiral und Pair von Frankreich, geb. 1759, ist einer der ausgezeichnetsten Seeoffiziere Frankreichs. Seine Laufbahn begann er unter Estaing und Suffren, und in dem Laufe des Revolutionskriegs wurden ihm die wichtigsten Aufträge ertheilt. Er begleitete Napoleon als Chef des Generalstabes der Flotte nach Aegypten, wohnte der unglücklichen Schlacht von Abukir bei, aus der er sich mit seiner Division ruhmvoll rettete. Dann verfügte er sich zu Napoleon und begleitete diesen auf seinen verschiedenen Zügen in Aegypten und nach Syrien. Ihm wurde bei der romanesken Rückkehr Bonaparte's nach Frankreich im Aug. 1799 der bedenkliche Auftrag, die kleine Escadre, welche denselben mit der Schaar seiner Auserwählten zurückführen sollte, zu befehligen. Am 23sten Aug. verließ er die Rhede von Abukir und landete am 8ten Oct. glücklich zu St. Rapheau, ohne von den zahlreich im mittelländischen Meere kreuzenden Engländern bemerkt worden zu seyn. Die ganze Escadre, an der in diesem Augenblicke das Schicksal der Welt hing, bestand aus zwei Fregatten, einem Aviso und einer Tartane. Ganteaume wurde von jetzt an von Napoleon und später von Ludwig XVIII. mit den bedeutendsten Aufträgen beehrt, deren Aufzeichnung aber nicht hierher gehört.

Garcia (Manoel), ein vorzüglicher Tonsetzer und Sänger, geb. zu Sevilla 1779, wo er an der Cathedralkirche unter Ant. Riva, und Juan Almarcha die Kunst studirte. Er hat in Madrid mehrere Tonadillen gesetzt, u. m. a. folgende Opern: der Gefangene, seine erste, zu Malaga (1801), in Madrid: der Gastwirth, die Wanduhr, der rechnende Poet; in Neapel: das Mädchen von Rap, in drei Akten; die Cantate, Diana und Endymion. Seine Oper: der Kalif von Bagdad, in zwei Akten, fand 1812 in Neapel, und 1817 in Paris großen Beifall, er trug darin die Hauptrolle vor und seine Frau, eine ausgezeichnete Sängerin, die Rolle der Zenalde. Für die Domkirche zu Sevilla hat er zwei Messen gesetzt. Seine neuesten Opern: Zemire und Azor, in zwei Akten, und Hulla, oder Gulistan, in drei Akten, sind (1818) noch nicht aufgeführt.

Garnerin (die Brüder). Der ältere, Jean Bapt. Olivier, ist Physiker, war vor der Revolution im Pachtbureau angestellt, dann in den Bureaux des Nationalconvents, und trat als Zeuge im Prozeß

der Königin gegen dieselbe auf. Späterhin ward er „Illuminateur" im Hause der Exkönigin Hortensia, und Josephs Bonaparte. Im Sept. 1815 leitete er nebst dem Physiker Robertson die Versuche mit dem Fallschirm. Seine Tochter Elisa, 24 J. alt, ließ sich den 21. Sept. in Gegenwart des Königs von Preußen, aus einer Höhe von 1800 Toisen mit dem Fallschirm herab; ein zweitesmal den 24. März 1816 und seitdem öfter. Diese Luftschifferin nennt sich Aëroniste. Auch ihr Vater nennt sich Aëronaute, ist aber nie aufgestiegen. Sein jüngerer Bruder, André Jaques, ist nächst Blanchard der geschickteste und muthigste Luftschiffer. Er erfand das Herabsteigen im Fallschirm, und machte damit zu Paris im Juni 1799 den ersten Versuch; dann 1800 vor dem Hofe zu St. Petersburg. Er nannte sich jetzt le premier Aëronaute du Nord. Auch Lenormand u. a. Physiker haben mit dem Fallschirm Versuche gemacht. Den Anspruch seines Bruders auf den Ruhm dieser Erfindung bestritt er im Nov. 1815 in einer eignen Denkschrift.

Gasbeleuchtung. Hierunter versteht man die in neuern Zeiten eingeführte Art, Straßen und Gebäude mittelst des aus Steinkohlen entwickelten gekohlten Wasserstoffgases zu beleuchten. Schon seit einigen Jahrzehnden machten die Chemiker das technische Publikum darauf aufmerksam, daß es vortheilhaft seyn müsse, das bei der Verkohlung der Brennmaterialien verloren gehende gekohlte Wasserstoffgas noch weiter zu benutzen. Lampadius entwikelte hierüber die ersten Ideen in dem ersten Bande seiner Hüttenkunde, Göttingen 1801. Ihm folgte Lebon in Frankreich, der Erfinder der Thermolampe, s. Bingers Beschreibung der Thermolampe, Dresden, 1806. Lebon entwickelte das Gas für die Thermolampe aus Holz. Da aber, um eine gewisse Zeit Licht zu haben, ein großes Volumen Holz nöthig ist, so kam das Lebonsche Verfahren zu keiner Anwendung. In den Jahren 1810 und 1811 fingen die Engländer an, sich der Steinkohlen zu dieser Gasentwickelung zu bedienen, und brachten die Manufacturen- und Straßenbeleuchtung mittelst desselben schon zu Stande, während Lampadius 1811 vier Wochen lang einen Theil der Fischergasse in Freiberg versuchsweise erleuchtete. Der große Fortschritt der Engländer in Vergleichung mit der Verfahrungsart des Lampadius und Lebon bestand darin, daß sie das entwickelte Gas, ehe es verbrannt wurde, zuerst in eigenen großen Reservoiren, Gasometer genannt, sammelten und es von diesen aus allmälig ableiteten, statt daß die Letztern dieses Gas, so wie es allmälig entwickelt wurde, sogleich zu verbrauchen empfahlen. Nun erst wurde dieses Verfahren allgemein da anwendbar, wo man gute Steinkohlen zu leidlichen Preisen haben kann. Schon 1815 war ein großer Theil von den Straßen und vorzüglichsten Gebäuden Londons, so wie anderer englischen Städte mit dem Steinkohlengase erleuchtet. Im Jahr 1816 führte Lampadius diese neue Beleuchtungsart in dem königl. Amalgamirwerke in Freiberg ein, und eben so folgte im Jahr 1817 das polytechnische Institut in Wien. Diese neue Beleuchtungsmethode besteht nun in Folgendem: Man legt gußeiserne, cylindrische mit einem aufzuschraubenden Deckel versehene Retorten in einem zweckmäßig vorgerichteten Ofen horizontal ein, und füllt sie drei Viertheil voll mit Steinkohlen. Durch ein um dieselben mit jedem beliebigen Brennmaterial zu unterhaltendes Feuer werden die Retorten mit ihrem Inhalt allmälig zum schwachen Glühen gebracht. Dadurch entwickelt sich eine Menge des gekohlten Wasserstoff-

gases nebst Steinkohlentheer, Wasser und Ammoniak aus ihnen. Diese flüchtigen Substanzen werden durch ein gleich an die Retorten gegossenes eisernes Abzugsrohr in einen Kühlapparat geleitet. In diesem verdichten sich das Theer- und das ammoniakalische Wasser. Das sich durch die Kälte nicht zersetzende Gas wird, um es noch mehr zu reinigen, durch Kalkmilch in den Gasometer geleitet. Der Gasometer besteht aus zwei Haupttheilen: der Cisterne und dem Gasometerdeckel. Erstere ist ein hölzerner oder gußeiserner, oben offener Wasserbehälter, in welchem sich, an Gegengewichten hängend, und der Auf- und Niederbewegung fähig, ein unten offener Cylinder von Eisen- oder Kupferblech (Gasometerdeckel) befindet. So wie das entwickelte Gas durch ein Eintrittsrohr durch das Wasser der Cisterne tritt, sammelt es sich unter dem Gasometerdeckel, und hebt diesen allmälig bis zu seiner Füllung in die Höhe. Durch ein mit einem Hahne versehenes Abzugsrohr wird das Gas aus dem Reservoir abgeleitet. Sobald man den Hahn des Abzugsrohrs öffnet, so wird das Gas durch den Druck des Gasometerdeckels ausgepreßt und nach Belieben durch verschiedene weißblecherne oder bleierne Röhren an den Ort seiner Bestimmung geleitet. Hier tritt es durch enge, verschieden gestaltete, mit Hähnen versehene Röhrchen von Kupfer oder Messing (Gaslampen) aus, und verbreitet nach seiner Entzündung das schönste hellste Licht, den Argandischen Lampen gleich, ohne Geruch und Rauch. Diese Gasbeleuchtung ist ganz vorzüglich da zu empfehlen, wo man, in einem nicht zu großen Raume vertheilt, eine bedeutende Anzahl Lichter nöthig hat. Bloße Straßenbeleuchtung wird selten einen besondern Vortheil gewähren. Treten aber die an einer zu beleuchtenden Straße wohnhaften, viel Licht bedürftigen Haus- und Manufacturbesitzer mit der Straßenbeleuchtungsanstalt in Verbindung, dann wird man beträchtlich gewinnen, weil nun mit demselben Anlagscapitale für Röhrenleitungen u. dgl. eine Menge größere Lichter erhalten werden können. Wer sich genau über die Gasbeleuchtung unterrichten will, lese: Accum über das Gaslicht, aus dem Engl. übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Lampadius, Weimar, 1816, und des Letztern: Neue Erfahrungen im Gebiete der Chemie und Hüttenkunde. Erster und zweiter Theil, Weimar, 1816 und 1817. S—s.

Geestland wird beim Deichbau das höhere, hinter den Marschen gelegene Land, das höher liegt, als die höchsten Fluthen gehen, genannt.

Geistererscheinung. Man versteht darunter in den meisten Fällen das Sichtbarwerden eines abgeschiedenen Geistes in der Gestalt seines vorigen Körpers, eines Schemen. Wie entschieden auch in der neuern Zeit die Philosophie wider die Möglichkeit derselben sich erklärt, und alle Berufung auf Erfahrungen mit der Mahnung an die Möglichkeit eines (vielleicht optischen) Betrugs und einer Selbsttäuschung lebhafter oder überreizter Einbildungskraft abgewiesen hat; immer bleibt im Gemüth des Volks eine geheime Neigung zu dem Glauben an diese Möglichkeit, und darum ist auf der Bühne die Erscheinung eines Geistes oder Schemen einer der stärksten tragischen Hebel, eines der wirksamsten Mittel zu kunstzweckmäßiger Bewegung des Gemüths. Die griechischen Tragiker haben sich dessen sowohl bedient, als Shakspeare, Calderon und andere neuere Dichter; dennoch ist der Geschmack der Franzosen im Ganzen dagegen, wegen seines Anspruchs auf Naturmäßigkeit aller theatralischen

Ereignisse; und sie haben selbst den Hamlet ohne Geist auf ihre Bühne gebracht. Das ist eine von den Folgen des Irthums, daß alles, was auf der tragischen Bühne als ein Wahres auf die Handelnden zu wirken scheint, auch die Zuschauer täuschen, und ihnen als Wahrheit vorkommen müsse. Geschähe das bei der Erscheinung des erschlagenen Banko in Macbeth z. B.; so würde eben dadurch die Kunstwirkung vernichtet werden, und an ihrer Stelle eine rein peinliche natürliche treten; der Zuschauer würde nicht Theilnahme an einem fremden Schrecken, sondern ein eignes Entsetzen empfinden. Jene Theilnahme, auf welche hier alles ankommt, hängt keinesweges vom wirklichen Glauben des Zuschauers, sondern von dem scheinbaren des Spielers ab, und wir müssen Banko's Geist nur darum sehen auf dem Theater, weil wir sonst über die Ursache von des Königs Schrecken zweifelhaft bleiben würden. Inzwischen beruht der richtige Gebrauch dieses tragischen Erregungsmittels auf mancherlei Bedingungen, welche häufig verletzt werden, und der neueste Versuch, der in dem Trauerspiele, die Ahnfrau, gemacht worden ist, die Erscheinung und Mithandlung einer Verstorbenen als Hauptsache zu behandeln, und das ganze Stück hindurch die Zuschauer mit einer Art von künstlerischem Gespensterschauder zu unterhalten, scheint aus einer Verwechslung der Begriffe von Mittel und Zweck hervorgegangen zu seyn. Noch versteht man auch unter Geistererscheinung die Nachahmung dieses problematischen Phänomens durch die natürliche Magie, die in dieser Beziehung Phantasmagorie genannt wird. (Siehe diesen Art.) A. Mnr.

Gemeingeist. Die Theilnahme, welche die Actionärs an der Staatsgesellschaft (die Bürger) nehmen, heißt der Gemeingeist. Er ist nur da vorhanden, wo die Gemeine selbst die Angelegenheiten der Gemeine besorgt, und practisch Hand ans Regieren und Verwalten legt, so wie der Oberpräsident von Vincke solches in seiner trefflichen Schrift über die Verwaltung von Großbritannien zeigt. Nur dadurch, daß der Bürger Hand an die Verwaltung legt, lernt er sie kennen, und indem er das Gemeinwesen kennen lernt, lernt er es lieben. In einer Monarchie, in der die Gesetzgebung öffentlich ist, und das Ministerium genöthigt, stets nach Gesetzen zu regieren, ist der Gemeingeist die belebende und erhaltende Kraft des Staats, ohne welche keine Regierung mit einer öffentlichen Gesetzgebung möglich ist. Die Gesellschaft, d. h. alle Actionärs derselben, müssen über ihr Interesse aufgeklärt seyn, und die Minister zu beurtheilen verstehen, und ebenfalls die Kammern; denn sonst fällt das große constitutionelle Hülfsmittel der Krone weg, die Kammer der Gemeinen vor den Gerichtshof der Wahlen zu stellen, sobald diese unverständig wird. S. den Artikel Staatsverfassung. Bg.

Gemse, die einzige in Deutschland einheimische Antilopengattung. Sie bewohnt die hohen Alpen und beschneiten Felsenklippen in Tyrol, Steiermark, Kärnthen, in der Schweiz, im ehemaligen Dauphiné, die Apenninen in Italien, die Pyrenäen u. s. w. Sie liebt die dünne reine Bergluft und gewöhnlich halten sich zahlreiche Gesellschaften zusammen. Die Alpenkräuter sind ihre Weide. Von den harten Fasern mancher derselben bilden sich in dem Magen der Gemse schwarzbraune, wohlriechende Kugeln von bittrem Geschmack, die man Gemskugeln oder europäischen Bezoar nennt.

* **Gemüth ist die Stimmung und Richtung des Willens der**

Seele durch ihr Gefühl. Dieses beruht auf dem innern Sinn, oder dem Vermögen der Seele, ihren Zustand als ihren eigenen wahrzunehmen. Wie das körperliche Gefühl (Gemeingefühl und Sinnesanschauung), dem Menschen die Wahrnehmung von seinem Körper als seinem eigenen gibt, so bekommt die Seele durch das innere psychischen Gefühl die Ueberzeugung ihrer psychischen Individualität, die Selbstanschauung ihres innersten Seyns und Lebens. Dieses Seyn und Leben der Seele ist aber höchst individuell und bei jedem Menschen ganz eigenthümlich, ist durch äußere Einwirkungen sowohl, als durch innere Thätigkeit des Geistes selbst bestimmbar, und wird durch beide fortwährend bestimmt. Dabei sind aber im Allgemeinen zwei Verschiedenheiten in dem Zustande der Seele bemerkbar, indem er entweder angenehm oder unangenehm ist; das erste, wenn er in Harmonie mit ihren Zwecken, das andere, wenn er in Zwiespalt mit denselben steht. Die Zwecke der Seele sind entweder die höhern, d. h. die ihrem Wesen nach ihr eigenthümlichen, oder die niedern, d. h. die Zwecke des physischen Organismus, oder der Sinnlichkeit, die ihr von demselben aufgedrungen, oder von ihr freiwillig adoptirt werden. Der höchste Zweck der Seele ist Vereinigung mit dem höchsten Gut, oder ewiges Seyn in Gott, d. h. Seligkeit, deren Begriff und Wortabstammung schon anzeigt, daß die Sehnsucht darnach in dem Wesen der Seele liegt. Alles was zu deren Erlangung hinführt, sind die höhern Zwecke der Seele, das wahre Gute, dessen Vereinigung das psychische Wohlseyn gründet. Die physischen Zwecke, die der Sinnlichkeit, sind Erhaltung des Organismus, Befriedigung der Forderungen desselben, Beförderung der sinnlichen Functionen, zeitliches Seyn und Vereinigung mit dem irdischen Gut. Alles was zur Erlangung desselben hinführt, bildet die niedern Zwecke und gründet das physische oder sinnliche Wohlseyn. Die Seele kann die höhern und die niedern Zwecke verfolgen. Die niedern gibt ihr die Sinnlichkeit, die höhern die Vernunft, welche die Ideen (die höhern und reinsten Begriffe) also auch die vom wahren Gute aus ihrem Wesen selbst entwickelt, Je mehr demnach die Vernunft in der Seele thätig ist, desto mehr ordnet sie die niedern Zwecke den höhern unter, desto herrschender wird das Verlangen nach dem Zustande des eigentlichen psychischen Wohlseyns, desto weniger strebt sie nach dem bloß physischen Wohlseyn. Jedesmal aber verlangt die Seele ihren angenehmen Zustand zu erhalten, den unangenehmen Zustand zu verändern. Hieraus entsteht demnach eine Stimmung des Willens überhaupt, (des Begehrungsvermögens) eine Richtung desselben nach der dauernden Vereinigung mit einem Gegenstande, oder von ihm ab, zur Trennung von ihm, Neigung oder Abneigung, Liebe oder Haß, je nachdem der Gegenstand sie in angenehmen oder unangenehmen Zustand versetzt. — Hiernach einige nähere Bestimmungen des Gemüths. Die Stärke (Lebhaftigkeit) des Gemüths hängt von dem Grade der Klarheit des Gefühls der psychischen Individualität ab. Das Gemüth ist schwach, wenn das Gefühl des innern Seyns und Lebens der Seele nur dunkel und verworren ist, — stark, wenn dieses Gefühl zu einem höhern Lichte emporsteigt. Unmittelbar mit der Stärke des Gemüthes hängt dessen Kraft zusammen, welche sich in der Bestimmung des Willens zur That äußert. Ein kräftiges Gemüth bestimmt seinen Zustand selbst, und spricht sich in bestimmten Handlungen aus: ein unkräftiges Gemüth läßt sich durch äußere Einwirkungen bestimmen, vermag seine Zwecke durch fortdauernde Richtung des Willens

zum Handeln nicht zu verfolgen. Die Art des Gemüthes wird durch die Entwickelungsstufen der Vernunft, also dadurch bestimmt, ob die Seele die Erlangung des psychischen oder des physischen Wohlseyns zum Princip ihrer Handlungen macht. Ein reines Gemüth erwählt und erhält sich bloß die höhern Zwecke zum Ziele seines Strebens; ein unreines hat die Zwecke der rohen Sinnlichkeit zu den seinigen gemacht. Ein unschuldiges Gemüth kennt nur das Wohlseyn von der Erlangung des wahren Guten; ein schuldvolles wird von dem Bewußtseyn beunruhigt, die höhern Zwecke den niedern aufgeopfert zu haben. Ein gutes Gemüth findet Befriedigung seines Verlangens nach Wohlseyn schon in der Wahrnehmung und Beförderung des psychischen Wohlseyns anderer Menschen; ein böses verfolgt die niedern Zwecke, auch wenn das Wohlseyn anderer Menschen dadurch gestört wird. — (Gemüthsbewegung, s. d. Art.) Gemüthlich nennt man einen Menschen, der, ohne die Absicht dazu zu haben oder zu verrathen, bloß durch seine eigene Gemüthsäußerung das Gemüth eines andern Menschen in einen angenehmen und behaglichen Zustand versetzt.

Generali (Pietro), einer der beliebtesten, jetztlebenden Componisten in Italien, wurde den 4ten October 1783 zu Rom geboren, und verdankt seine musikalische Bildung vorzüglich Massi, einem Schüler des berühmten Durante. Anfänglich componirte Generali bloß Kirchenmusik; mit dem Jahr 1800 aber begann er seine theatralische Laufbahn, und mehrere seiner Opern und Farcen fanden in Italien allgemeinen Beifall. Seine vorzüglichsten theatralischen Compositionen sind: Gli amanti ridicoli, 1800. Il Duca Notollone, op. buffa, 1801. Pamela nubile u. La calzolaja, Farcen, 1804. Misantropia e Pentimento, Farce, 1805. Lo sposo in bersaglio, op. buffa, 1807. Le Lagrime d'una vedova u. Il ritrato del duca, beides beliebte Farcen, 1803. Adelina, Farce, 1810. Gaulo ed Ojtona, op. ser. 1812. Bajazet, op. seria u. La contessa di colle erboso, op. buffa, 1814 Rodrigo, op. ser. 1817. — Im März 1817 ging er nach Barcelona, wo er sich ein Jahr aufhalten will. Hier hat er im Carneval 1818 Gusman de Valhor, op. seria, mit großem Erfolg auf die Bühne gebracht. Es ist seine Absicht, von da eine Reise durch England, Frankreich, Deutschland und Rußland zu machen. Generali hat ein großes musikalisches Talent, viel Geschmack und Lieblichkeit in seinen Compositionen. Was sie an Tiefe vermissen lassen, ersetzt die Lebendigkeit derselben.

† Genf. Man zählt jetzt in 2000 Häusern 22,789 Einwohner in der Stadt, und in dem, durch die neuern Staatsverträge mit Frankreich und Sardinien, die sich auf die pariser Frieden und den wiener Congreß gründen, bis zu 4½ Quadratmeilen erweiterten Gebeite noch 18,781, mithin im ganzen Cantone 41,579 Einw. Genf ist befestigt. Die herrschende Religion ist die reformirte. Der genfer See, dessen Länge 9 Meilen und dessen größte Breite 7500 Klafter, der Spiegel aber 15½ Quadratmeile beträgt, liegt 1126 Fuß über dem Meere.

* Genlis (Stephanie Felicité Ducrest de St. Aubin, (Schwester des Marquis Ducrest,) Marquise von Sillery, Gräfin von). Diese berühmte und fruchtbare Schriftstellerin, geb. in der Gegend von Autun 1746, war als Madam, de St. Aubin, ihrer Schönheit und ihres musikalischen Talents wegen, in großen Häusern gern gese-

hen, wo sich ihr Beobachtungsgeist und ihre Weltkenntniß ausbildete. Sie erlangte dadurch ganz den Ton der feinen Welt, welcher ihren Schriften den Beifall der höhern Stände erwarb. Ein Mann, der sie nie gesehen, aber von ungefähr einen Brief von ihr las, ward durch den Styl desselben so entzückt, daß er dem armen Fräulein seine Hand anbot. Die nunmehrige Gräfin Genlis erhielt als Nichte der Frau von Montesson Zutritt in dem Hause Orleans, und wurde 1782 Gouvernante der Kinder des Herzogs. Als solche schrieb sie das Theâtre d'éducation 1779, Adèle et Théodore 1782, die Veillées du Château 1784 und die Annales de la vertu 1785; Erziehungsschriften, für die schon der Ruf und die Stelle der Verfasserin die allgemeine Aufmerksamkeit gewannen. Sie selbst leitete das ganze Erziehungsgeschäft und nahm auch an andern Verhältnissen des Hauses Orleans Theil. Man lies't in ihren Schriften, daß sie die Revolution liebte, daß sie Petion und Barrère bei sich gesehen, und den Jakobinersitzungen beigewohnt habe. Ihr Gemahl, ein Mann von durchdringendem Beobachtungsgeist, war ein Vertrauter von Orleans und muthmaßlich ein Beförderer seiner ehrgeizigen Absichten. Als Conventsdeputirter erhielt er wichtige Aufträge, wurde aber, da er die Girondepartei zu begünstigen schien, mit den Häuptern derselben am 31sten Oct. 1793 zum Tode verurtheilt. Die Gräfin Genlis hatte Frankreich schon 1791 verlassen. Sie erzählt selbst in ihrem Precis de ma Conduite, daß Petion sie nach London geführt habe, damit sie auf der Reise kein Hinderniß fände. Um die Zeit der Septembermorde (1792) rief sie der Herzog von Orleans nach Paris zurück. Allein als Führerin der jungen Herzogin von Orleans und als angebliche Vertraute des Vaters war sie verdächtig geworden. Sie ging daher mit der Prinzessin in die Niederlande nach Tournay, wo sie die schöne Pamela, ihre Adoptivtochter, mit Lord Fitzgerald vermählte. Hier sah sie den General Dumouriez einigemale; auch folgte sie ihm nach St. Amand. Da sie den Plan dieses Generals, bei dem sich die Söhne des Herzogs von Orleans befanden, gegen Paris zu marschiren, um die Republik zu stürzen, nicht billigen konnte, begab sie sich im April 1793 mit der Prinzessin in die Schweiz, und lebte in einem Kloster zu Bremgarten, einige Meilen von Zürich. Als sich aber nachher die Tochter des Herzogs von Orleans zu ihrer Tante, der Prinzessin von Condè, nach Freiburg begab, ging sie mit ihrer noch einzig übrigen Pflegetochter, Henritte Sercey, im Juli 1794 nach Altona, wo sie in klösterlicher Einsamkeit für die Wissenschaften lebte. Sie war nur kurze Zeit in Hamburg, wo viele Emigranten, die aber den Umgang mit der Frau v. Genlis vermieden, sich aufhielten. In einem Streite mit dem witzigen Rivarol, hatte dieser die Lacher auf seiner Seite. Sie verbarg sich daher auf einem Landgute im Holsteinischen. Hier schrieb sie die bekannten Chevaliers du Cygne, (Hamb. 1795) einen Roman, der viel republikanische Aeußerungen und sehr freie Schilderungen enthält. Er erschien 1805 zu Paris in sehr veränderter Gestalt. Im Jahre 1796 gab sie den Prècis de la conduite de Mad. de Genlis heraus. Am Schlusse befindet sich ein Brief an ihren ältesten Zögling, worin sie ihn ermahnt, die Krone, wenn sie ihm angetragen würde, nicht anzunehmen, weil die französische Republik auf moralischen und gerechten Grundlagen zu ruhen scheine. Als Bonaparte an die Spitze der Regierung trat, kehrte sie nach Frankreich zurück, und erhielt von ihm eine Wohnung im Arsenal, und im Jahre 1805 eine

Pension von 6000 Fr. Er selbst bekümmerte sich nicht um die Frau von Genlis, und als sie für ihre Pension doch etwas thun wollte, sagte er: „Nun gut, sie mag alle Monate an mich schreiben." Hierauf schrieb sie ihm über literarische Gegenstände. Die Schriften der Frau von Genlis enthalten viele Beweise ihrer Bewunderung Bonaparte's. Uebrigens führte sie mit mehrern Journalisten Federkrieg, und zerfiel zuletzt ganz mit den Herausgebern und Verfassern der Biographie universelle, an der sie Theil nehmen sollte. Sie gab daher ihre Beiträge zu diesem Werke besonders heraus: De l'influence des femmes dans la littèrature, worin sie Mad. Cottin und Fenelon sehr ungerecht beurtheilt. Auch nahm sie Theil an mehrern periodischen Schriften, z. B. an der Bibl. des Romans, am Mercure de France u. a. m. Ihre vielen Werke, unter welchen das Théâtre de l'education, Mlle. de Clermont u. Mad. de la Vallière wohl die vorzüglichsten seyn möchten, zeichnen sich durch eine gefällige Schreibart und durch edle Grundsätze aus. Die meisten davon sind auch ins Deutsche übersetzt. Palissot hat in seinen Mèmoires littèraires die Frau von Genlis mit andern berühmten Schriftstellerinnen verglichen. Unstreitig kommt sie der Frau von Stael nicht gleich, was Kraft, Erhabenheit und wirkliches Wissen anlangt. In der Erfindung, in der Zeichnung der Charaktere und in dem Darstellen der Leidenschaften wird sie von Mad. Cottin übertroffen. Sie steht selbst der Frau von Flachault-Souza nach, was die natürlich lebendige Darstellung im Einzelnen betrifft. Insbesondere hat Frau von Genlis die Gattung des historischen Romans, eine Plage der Literatur, sehr bereichert. Als Dichterin hat sie sich am wenigsten ausgezeichnet. Ihre neuesten Werke sind Zuma ou la dècouverte du Quinquina, 1817, und Dictionnaire des ètiquettes, 1818.

† Gent. 60,800 Einwohner.

† Genua. 75,900 Einwohner. Bei dem Umsturze der französischen Weltherrschaft besetzten Britten die Stadt, und die Genueser hofften nun um so mehr die Wiederherstellung ihres alten Freistaats, als der brittische Befehlshaber ihnen diese Versicherung bei der Besitznahme der Stadt gegeben hatte. Allein der wiener Congreß nahm hierauf keine Rücksicht, sondern theilte 1815 Genua mit seinem Gebiete dem Hause Sardinien zu, doch unter der Bedingung, daß dasselbe eine Art von repräsentativer Verfassung behalten sollte. So hat denn Genua noch seinen Senat und seine Provinzialräthe, die bei der Besteurung gefragt werden müssen; das Obergericht zu Genua hat mit denen zu Turin, Nizza u. s. w. gleiche Befugniß; die Universität ward beibehalten, die St. Georgenbank hergestellt u. s. w. Die Regierung wird durch eine eigne Commission verwaltet, die in drei Abtheilungen abgetheilt ist: für das Innere, die Finanzen, das Militär und die Marine.

Geocyklische Maschine. Hierunter wird eine Zeichnung verstanden, die den beständigen Parallelismus der unter einem Winkel von 23½ Grad gegen die Ebene der Ekliptik geneigten Erdachse angibt.

Geoffroy (Julien-Louis), einer der berühmtesten Theater-Aristarchen Frankreichs. Er wurde 1743 zu Rennes geboren, machte in den Schulen der Jesuiten seine Studien und sah sich ohne Aussicht, als die große Catastrophe für diesen Orden eintrat. Er wurde darauf Erzieher in dem Hause eines reichen Privatmannes, und da er hier oft Gelegenheit fand, das Schauspiel zu besuchen, so entwickelte

sich seine Neigung für dasselbe. Diese Neigung veranlaßte ihn, die Schauspielkunst, ihre Regeln, den Werth der Schauspiele, den Geist der Dichter und die Talente der Schauspieler zu erforschen und zu studiren. Um zu einer tiefern Einsicht des Wesens der dramatischen Kunst zu gelangen, schrieb er selbst eine Tragödie, Cato's Tod, im Grunde aber nur zur Uebung. Er überreichte das Stück der Theaterdirektion, es wurde angenommen, und Geoffroy erhielt freien Eintritt; dies war's, was er wünschte; die Aufführung des Stückes selbst hat er nie betrieben, vielmehr es gänzlich aus dem Gedächtniß verloren. Um ihn zu necken, ließ man in der spätern Zeit sogar ein Stück, Cato's Tod, unter seinem Namen drucken, als dessen Verfasser Cubieres Palmezeaux genannt wird. Bisher hatte Geoffroy vom Unterrichte gelebt, jetzt suchte er bei der Universität angestellt zu werden. Er concurrirte von 1773 drei Jahre hinter einander bei dem alljährlich ausgestellten Preis der lateinischen Beredtsamkeit, und erhielt ihn dreimal, so daß man sich genöthigt fand, das Gesetz zu machen, daß ein und derselbe nur dreimal diesen Preis gewinnen könne. Bei der Bewerbung um den Preis, den die französische Akademie für die beste Lobrede auf Carl V. ausgesetzt, und den Laharpe gewonnen hatte, wurde seiner Arbeit ehrenvoll gedacht. Jetzt betrat Geoffroy die Bahn, auf der er großen Ruhm sich erwarb. Die Erben der Année littèraire suchten einen Mann, der Frérons Stelle würdig auszufüllen und den Credit dieses berühmten kritischen Blattes aufrecht zu erhalten im Stande wäre, und wählten dazu Geoffroy, der seit kurzem Professor der Beredsamkeit an dem Collegium Mazarin geworden war und für den geschicktesten Professor der Rhetorik galt. Er übernahm diese Zeitschrift im Jahre 1776 und erhielt sie bis zwei Jahre nach dem Ausbruche der Revolution. In diesen 15 Jahren bereicherte er sie mit geistreichen, gehaltvollen und interessanten Artikeln über Philosophie, Moral und Literatur. Sein Styl ist rein, klar und gedrungen, und was er schrieb, zeugt von Geschmack, Kenntniß der classischen Literatur, und dem Bestreben, die Leser mehr zu belehren, als zu zerstreuen. Die Revolution, deren anarchische Grundsätze Geoffroy bekämpfte, machte diesen friedlichen Beschäftigungen ein Ende; er unternahm mit dem Abbé Royou eine andere Zeitschrift: l'Ami du Roi, allein bald wurden das Journal und die Herausgeber proscribirt. Geoffroy flüchtete sich aufs Land, und lebte da als Lehrer der Bauernkinder verborgen bis zum Jahre 1799, wo er wieder nach Paris zurückkehrte. Im Jahre 1800 übernahm er die Beurtheilung der Schauspiele im Journal des Débats, und betrat so unter den günstigsten Verhältnissen eine neue Laufbahn, die ihn wahrhaft berühmt machte. Seit mehr als zehn Jahren hatten falsche Ansichten in der Philosophie wie in der Moral, in der Politik wie in der Literatur eine unselige Verwirrung hervorgebracht; alle Grundsätze waren vergessen, sie erschienen als neue Entdeckung da, wo sie wieder aufgestellt wurden. Es war ein großer Vortheil für die Kritik, wieder untersuchen zu dürfen, was schon hundertmal untersucht worden, von alter und neuer Literatur zu sprechen, als wenn sie noch nicht da gewesen wäre. Doch bedurfte es in diesem verwegenen Kampfe eines versuchten und tüchtigen Kämpfers, und dieser Kämpfer war Geoffroy. Er untersuchte mit Scharfsinn, und schonte die Grundsätze der Neuern nicht; diese ergrimmten, beleidigten, denuncirten ihn; aber er ließ sich nicht abschrecken, jeden Morgen erschien er mit neuen Raisonnements und neuen Persifflagen. Nicht immer blieb er in den Schranken der Mäßi-

gung; seine Sarkasmen waren oft zu bitter, seine Scherze zu unzart. Aber im Allgemeinen kann man sagen, daß Geoffroy gerecht zu seyn wußte, wenn er es wollte, und er wollte es fast immer. Er hatte der Feinde viele, denn er hatte es mit der Eitelkeit der dramatischen Dichter, und der Schauspieler zu thun; aber er hatte auch Freunde, die seinem Scharfsinn, seinen Kenntnissen und Talenten Gerechtigkeit wiederfahren ließen, und seine ungeheure Fruchtbarkeit bewunderten, die in einer so beschränkten Gattung immer neue Hülfsquellen zu finden wußte. Wenn man auch zuweilen nicht mit seinen Grundsätzen einverstanden war, so langweilte man sich doch nie. Ungeachtet er eine Beschäftigung auf sich genommen hatte, die seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, so fand er doch noch Zeit, 1808 einen Commentar zu Racine in 7 Bänden bekannt zu machen. Wenn in diesem Commentar die Poesie des großen Dichters auch nicht tief genug ergründet ist, so hat er doch große Verdienste, insbesondere durch die vortrefflichen Uebersetzungen von mehreren Fragmenten, ja von zwei vollständigen Tragödien der Alten. Geoffroy besaß ein ausgezeichnetes Talent zum Uebersetzer, und es ist zu bedauern, daß er nicht mehr als den 1801 erschienenen Theokrit übersetzt hat. Er starb zu Paris in seinem 74sten Jahre, den 26sten Februar 1814.

Geologie ist die Lehre von der Bildung der Oberfläche der Erde. Ueberall, wo wir hinsehen, finden wir Spuren von Zerstörung und Umänderung. Hier liegt Sand, dort Lehm, wo anders liegen Steine über und unter einander, und zwar nicht horizontal, wie solche Schichten sich im ruhigen Zustande im Wasser niederschlagen, sondern auf die mannichfachste Weise schief und gebrochen und zerstückelt. Kommt man nun vollends ins Gebirge, so sieht man die Steinschichten größtentheils auf den Köpfen stehen, Wasserpflanzen finden sich in den Bergen, und Seethiere hoch in den Alpen. Alles dieses deutet auf gewaltsame Revolutionen, so in frühern Zeiten auf der Erde Statt gefunden haben, aber es ist schwer, in diesem zusammengerüttelten Schriftkasten zu lesen und zu sagen: wie alles gewesen, ehe er zusammen gerüttelt worden, und welche Ursachen obgewaltet, so dieses veranlaßt. Dieses ist das Geschäft der Geogenie. Lichtenberg zählte schon 56 verschiedene Systeme der Geogenie auf, und seit der Zeit mögen noch vielleicht etliche 20 neue dazu gekommen seyn, die alle in gleichem Grade unhaltbar sind. Man würde sich den Weg bei diesen Untersuchungen sehr abgekürzt haben, wenn man gleich von Anfang alle die mathematischen Bestimmungen zum Grunde gelegt, die vorhanden waren, und wenn man sich zuerst an die großen Hauptphänomene gehalten, ohne sich auf die Erklärung der neuen Phänomene einzulassen, bis jene im Klaren gewesen wären. Hierhin gehört z. B., daß das specifische Gewicht der ganzen Erdkugel fünfmal so groß ist, wie das specifische Gewicht des Wassers, das specifische Gewicht des Granits ist aber noch nicht dreimal so groß, folglich kann das Innere der Erde nicht aus Granit bestehen, wie in der Hälfte aller Geologien gelehrt wird. In der Schweiz sieht man so recht die großen Trümmer der Vorzeit, die als hohe Gebirgszüge sind stehen geblieben, besonders wenn man auf dem Col de Balme steht, und von der einen Seite das walliser Thal hinaussieht, und von der andern das Chamouny Thal herunter, und man die Montblanc-Kette und die walliser Kette nun mit einem Blick übersieht. Man sieht dann, daß dieses in der Vorzeit ein Damm gewesen, von 13,000 Fuß Höhe. Und in diesem Damme ste-

hen alle Schichten senkrecht. Diese senkrechte Stellung der Schichten ist das merkwürdigste, da man in einer Breite von 10 Meilen immer über die Köpfe gehen kann. Und doch haben alle, als sie sich gebildet, horizontal gelegen. Welche Kraft hat damals gewirkt, die stark genug war, um eine 10 Meilen dicke Granitrinde zu sprengen, und senkrecht zu stellen? — Man sieht klar, daß der Granit wirklich wohl bis auf eine Tiefe von 10 Meilen gehen kann. Es scheint, daß damals, als sich die Erde gebildet, die Oberfläche am ersten erhärtet und erkaltet ist, und daß diese eine feste Kruste um das Innere gebildet, welches damals noch weich und flüssig war. Als dieses auch immer mehr erkaltete und sich zusammenzog, trennte es sich von der bereits verhärteten Rinde, die sich nicht mehr zusammenziehen konnte, weil sie schon fest war. Es entstand nun eine große Abtheilung rund um die Erde, bei welcher eine Rinde von vielleicht zehn Meilen Dicke stehen blieb, dann eine Kluft von ein Paar Meilen kam, und dann der Kern der Erde. Vielleicht kam auch vorher noch eine zweite Rinde, dann wieder eine Kluft, und dann erst der Kern der Erde. Daß sich so etwas bei der Bildung der Planeten ereignen kann, das sehen wir am Saturn. Bei dem haben sich mehrere solcher Rinden gebildet (so wie Zwiebelschalen) und diese sind nachher eingebrochen und auf den Kern gefallen. Um den Aequator des Saturns, wo sie wegen des größern Schwungs am dicksten und vielleicht auch am meisten verhärtet waren, sind sie stehen geblieben, und bilden nun die äußerst merkwürdige Erscheinung des Saturnrings, der auch aus mehreren Ringen besteht, die concentrisch um den Mittelpunkt des Saturns stehen. Daß es zwei Ringe sind, sieht man schon mit sehr guten Fernröhren. Daß es noch mehrere sind, hat Herschel mit seinen Riesenteleskopen entdeckt. Der Ring steht um den Saturn wie eine dünne Scheibe, die aber 11,000 Meilen breit ist. Der Durchmesser des Ringes ist 40,000 Meilen, also fast halb so groß wie der Kreis unserer Mondbahn, welcher 102,000 Meilen Durchmesser hat. Jeder der einzelnen Ringe ist vielleicht so breit, als unsere Erdkugel dick ist. An alle diese Zahlen muß man sich erinnern, wenn man über die Bildung der Oberfläche unserer Erde philosophirt. Man muß es sich vergegenwärtigen, wie die Natur im Großen arbeitet, um nicht bei großen Phänomenen mit kleinen Erklärungen zu kommen. Für die Geologen auf dem Saturn hat es nun gewiß seine Schwierigkeiten, aus diesen zusammengebrochenen Trümmern, wobei das Unterste zu oberst gekommen, eine gute Erklärung zu finden, wie es gewesen, ehe solche Umwälzung und Zusammenrüttelung geschehen. Eben so schwierig ist es für die unserigen aus ähnlichen Trümmern an der Oberfläche zu sagen, wie es gewesen, als die Seethiere, die wir jetzt auf den Spitzen der Alpen in einer Höhe von 6000 Fuß finden, noch in der See gelegen. Ob die ganze Rinde unserer Erde so zusammengebrochen, wie die Rinde des Saturns, so daß unsere Erde, die jetzt 1700 Meilen Durchmesser hat, damals vielleicht 5000 Meilen hatte, — das ist schwer zu sagen, obgleich man die Unmöglichkeit nicht darthun kann. Ob auf dem Saturn jetzt auch so regelmäßige Sand- und Lehmlager durch große Strecken liegen wie bei uns? — Diese sind bei uns offenbar viel spätern Ursprungs als jenes Zusammenbrechen. Die heißen Quellen scheinen für die zwiebelschalartige Gestalt der Erdrinde zu sprechen; denn die gewöhnliche Erklärung, daß sie von brennenden Kohlenflötzen kämen, oder von

:rhitzten Schwefelkiesen, reicht nicht aus, wenn man berechnet, wie viel tausend Cubikfuß Wasser täglich in Aachen, in Wisbaden, im Carlsbad u. s. w. müßten geheizt werden, und wie viel Steinkohlen hiezu erfoderlich, da alles Brennen im Innern der Erde nur ein langsames Fortkühlen ist, aus Mangel an Luft, wie man dieses in Bergwerken sieht, wenn irgendwo ein Kohlenflötz in Brand geräth. Der Sitz der heißen Quellen scheint viel tiefer zu seyn, als Werner glaubte; besonders wenn man bedenkt, daß zu Töpliz im Jahr 1756 die Quellen in dem Augenblicke aufhörten, als das Erdbeben zu Lissabon ausbrach. Wenn diese ihren Sitz im Flötzgebirge hatten, etwa 1000 Fuß unter der Oberfläche, so konnten sie mit Lissabon keinen Zusammenhang haben, da das Flötzgebirge vielleicht hundertmal durchs Urgebirge abgeschnitten, ehe man bis Lissabon gekommen. Wahrscheinlich haben die heißen Quellen unter der Granitschale ihren Sitz, die unsere Erde umgibt. Je tiefer man in das Innere der Erde in den Bergwerken kommt, desto wärmer wird es. 100 Fuß unter der Oberfläche ist die mittlere Wärme 10° R., 1500 Fuß unter der Oberfläche ist sie 14° R., wie die Beobachtungen im Erzgebirge geben. Hiernach wird in einer Tiefe von einer Meile oder von 24,000 Fuß das Wasser schon 60° R. warm seyn, und wenn dieses in einer Quelle nach hydrostatischen Gesetzen in die Höhe steigt, so muß es an der Oberfläche der Erde so erscheinen, als es in den heißen Quellen in Aachen und Carlsbad erscheint. Sitzt das Reservoir der heißen Quellen aber unter der Granitrinde, so begreift man, daß das Erdbeben in Lissabon einen Einfluß auf die Quellen in Töplitz haben konnte, um diese eine Stunde lang zum Stillstehen zu bringen. Bg.

Geometrische Reihe. Hierunter versteht man eine Reihe von Größen (Zahlen oder Buchstaben), wo jeder einzelne Theil zu dem nächst folgenden in einem geometrischen Verhältnisse stehet. Z. B. 1 : 2 : 4 : 8 : 16 : 32 u. s. w. Ist die Fortsetzung der Reihe wachsend, so entsteht eine steigende, im entgegengesetzten Falle eine abnehmende Reihe; doch gibt es auch geometrische Reihen, die von einem Gliede aus auf beiden Seiten ohne Ende fort laufen. Diejenige Zahl, welche anzeigt, um wie vielmal das eine Glied der Reihe größer oder kleiner ist, als das folgende, nennt man den Exponenten. Man nennt eine solche Reihe vom ersten Range, wenn alle Exponenten gleich sind, vom zweiten Range, wenn die Exponenten der ersten Reihe nicht gleich sind, sondern wiederum eine Reihe bilden, die erst gleiche Exponenten hat. So gibt es Reihen vom dritten, vierten u. s. w. Range.

Geometrische Feder, eine von Sardi erfundene metallene Feder, um damit krumme Linien, die sich nach gewissen Gesetzen richten, zu ziehen.

Georg, Prinz-Regent, s. Wallis (Prinz von).

† **Georgien.** Das Christenthum kam um 3?0 aus Armenien in die georgischen Länder, die einzigen auf dem Kaukasus, wo es sich vollständig erhalten hat. Die herrschende Religion ist die griechische und wird streng, aber neben einer Menge altnationaler abergläubischer Gebräuche beobachtet. Gegen fremde Religionen sind die Georgier sehr duldsam. Allein in Tiflis gibt es neben den griechischen noch 12 armenische Kirchen und 3 Moscheen.

Gerando (Jos. Marie de), Baron von Ramtzhausen, Staats-

rath, Mitgl. der Akad. d. Inschriften und philosophischer Schriftsteller, geb. z. Lyon um d. J. 1770; Sohn eines Baumeisters, Jugendfreund von Camille Jordan, mit dem er nach Paris ging 1797. C. Jordan saß im Rathe der 500; und de Gerando soll viel Antheil an dessen Arbeiten und Meinungen gehabt haben. Als sein Freund nach dem 18ten Fructidor geächtet wurde, folgte er ihm nach Deutschland. Hier schrieb er ein Mémoire sur l'art de penser, das vom Institut den Preis erhielt. Bonaparte lernte ihn kennen, und de Gerando wurde Generalsecretär unter dem Minister des Innern, H. v. Champagny, hierauf Mitglied der Regierungscommission in Rom, endlich Staatsrath im Februar 1811. Im April 1814 erklärte er sich für die Bourbons, und ward im Juli auch von dem König in den Staatsrath berufen. Bonaparte ließ ihn den 25sten März 1815 in dieser Stelle, und sandte ihn als außerordentlichen Generalcommissär in die östlichen Departements. Hier betrug er sich mit Klugheit und Mäßigung. Nach der zweiten Rückkehr des Königs trat er in die Section des Innern im Staatsrathe wieder ein. Jetzt bemüht er sich, mit Herrn Laborde und Lasteyrie die Lancaster'sche Methode in Frankreich einzuführen, und im Aug. 1816 hatte er bereits 63 Schulen dieser Art in Paris und den Provinzen errichten helfen. Das System dieses Philosophen ist die Erfahrungsphilosophie. Er schrieb: Des signes et de l'art de penser considérés dans leurs rapports mutuels, 1800, 4 Vol. — Vie du général Caffarelli-Dufalga. — Eloge de Dumarsais — in der Biogr. univ. den Art. Gassendi u. a. m. — Sein Hauptwerk ist Hist. comparée, des systèmes de philosophie relativement aux principes des connoisances humaines, 1803, 3 Vol. (das beste Werk der Franzosen in der Geschichte der Philosophie) vom Professor Tennemann in Marburg übersetzt. Auch hat er dem Nationalinstitut einen Aufsatz über die Kantische Philosophie vorgelegt, der gekrönt worden ist.

Gerard (Francesco), ist 1770 in Rom geboren, sein Vater war Franzose, seine Mutter aber Italienerin. Er würde der erste, trefflichste Zögling Davids heißen, wenn er nicht selbst als Meister neben seinem Meister stände. Seine Gemälde zeichnen sich durch reine Anmuth und wahre Grazie aus. So richtig seine Zeichnung ist, so überaus lieblich, blühend und dennoch wahr ist sein Colorit. Von erster Jugend an zeigte sich der Funke von Gerards Talent schon. Sein erster Lehrer, der Bildhauer Pajou, wollte ihn bloß zum Zeichnen anhalten, Gerard aber suchte verstohlner Weise Farbe und Zeit zu gewinnen, und malte im vierzehnten Jahre ein Bild, welches eine Pest vorstellt. Diese Composition athmet einen edeln und feurigen Geist, und Sinn für antike Schönheit und Verhältnisse. Dies interessante Gemälde befindet sich in der kleinen Sammlung des Herrn Chenard, Sänger der komischen Oper. Gerard machte unter Davids Leitung unbegreiflich rasche Fortschritte. Auch er war anfangs eifriger Revolutionär und Richter bei dem Tribunal, das über Leben und Tod entschied; doch stellte er sich krank, um nicht gezwungen zu werden, Antheil an dem Prozeß gegen die Königin zu nehmen. Man hätte Unrecht, Gerard nach einzelnen seiner zahlreichen Werke zu beurtheilen, er ist sich bei den Portraits sehr ungleich; er behandelt manche mit Enthusiasmus und stattet sie mit dem seelenvollsten Reiz aus, während er andere nur als Gelegenheitsstücke betrachtet. Sein Wunsch, reich zu werden und im Ueberfluß zu leben, auch oft und lange müßig zu seyn, ist Ursache, daß man leider von

ihm nur wenige historische Gemälde erhielt und daß er sich fast ausschließend der Portraitmalerei widmet. In diesem Fach ist er aber unübertrefflich und nur Robert Lefebre wetteifert mit ihm. Für ein Brustbild einer Privatperson werden ihm gewöhnlich 500 bis 800 Rthlr. gezahlt, für jedes lebensgroße Portrait eines Gliedes der Familie Bonaparte erhielt er 30,000 Francs. Von Gerards historischen Gemälden ist der Belisarius am berühmtesten. Dies Bild macht Epoche im der neuern Kunst. Es wurde 1795 ausgestellt. Die Composition ist höchst einfach. Nicht minder trefflich sind sein Ossian, sein Amor und Psyche, und die vier Lebensalter. Die Schlacht von Austerlitz malte er mit Widerwillen und nur auf Napoleons Geheiß. In neuerer Zeit hat Gerard den König Ludwig XVIII., den Kaiser Alexander, den König von Preußen, den König von Sachsen, den Herzog von Orleans und viele der fremden in Paris versammelten Fürsten gemalt. Seine neuern historischen Gemälde sind: ein Homer und ein außerordentlich großes Werk: der Einzug Heinrichs IV. in Paris. Es ist 30 Fuß breit und 19 Fuß hoch. Dies ist das erste Kunstwerk, welches der König Ludwig XVIII. seit seiner Rückkehr bestellte; es wird im großen Saal des Rathhauses aufgestellt werden. Im Julius 1817 wurde es im Sallon ausgestellt, man bewundert die meisterhafte Anordnung und das schöne Colorit eben so sehr daran, als die Aehnlichkeit und den Ausdruck der Gestalten. Dies Meisterwerk erwarb Gerard den Titel des ersten Malers des Königs; er ist Ritter des St. Michaelordens und der Ehrenlegion, und Mitglied der pariser, wiener und florentiner Akademien. Wl.

Gerbier (Pet. Joh. Bapt.). Dieser berühmte pariser Parlaments-Advocat war 1725 in Rennes geboren, und von seinem Vater, der selbst Advocat war, schon in der ersten Jugend für diese Laufbahn bestimmt. Er erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, besonders zu Paris im Collegium Beauvais unter Coffin und Rivard. Ungeachtet er seine Rechtsstudien schon früher vollendet hatte, so trat er doch erst mit 28 Jahren vor Gericht auf, aber sein Erscheinen machte große Sensation. Guéau de Reversaux, einer der berühmtesten damals lebenden Advocaten, prophezeite sogleich, was er einst werden würde. Jede Vertheidigung Gerbiers war jetzt ein Triumph, und er überstrahlte alles, was seit Cochin vor den Schranken der Gerichte sich berühmt gemacht hatte. Die Natur hatte ihn reichlich mit allem ausgestattet, was ihn zum Redner machen konnte; seine Gestalt war edel, sein Blick feurig, seine Stimme voll und kräftig, und sein Vortrag leicht und blühend. Er erzählte höchst anziehend, vertheilte seine Beweise mit Scharfsinn, und zeichnete sich besonders in solchen Streitsachen aus, wo es auf Vermuthungen und Folgerungen ankam. Man sagt, daß Gerbier schlecht geschrieben habe, und daß sich seine Memoiren nicht im Geringsten auszeichneten; dasselbe erzählt man auch von dem großen Cochin. Aber die Quellen des Redners sind auch ganz andere, als die des Schriftstellers. Gerbier's Laufbahn zerfällt in zwei Hälften; in der einen erndtete er nur Ruhm und Auszeichnung, die andere war mit Unannehmlichkeiten gemischt. Nach der Auflösung des Parlaments war Gerbier einer der ersten Advocaten, die vor dem Pariser Parlamente auftraten: diese Verirrung ward ihm nicht verziehen, als er 1774 wieder vor den Schranken des neu hergestellten Parlaments erschien. Damals wurde eben auch Linquet aus der Zahl der Advocaten ausgestoßen. Dieser stellte

Gerbier als seinen Verfolger dar und griff ihn in einer bittern Flugschrift heftig an. Dies machte auf Gerbiers zartes nur an Lob gewöhntes Gemüth einen tiefen Eindruck. Seit mehrern Jahren schon war seine Gesundheit wankend, und so starb er am 20. März 1788. Von den merkwürdigen Rechtsfällen, die er vertheidigte, erwähnen wir nur den des Grafen Monboissier gegen seine Gemahlin, die ihn beschuldigte, sie mittelst einer lettre de cachet einsperren haben zu lassen, der Brüder Lyoney gegen die Jesuiten wegen des famösen Wechsels des P. Lavalette; des Grafen Bussy merkwürdigen Prozeß gegen die indische Compagnie; der Frau von Sirey, die die Rechte einer Tochter des Marquis und der Marquise Houchin in Anspruch nahm u. s. w.

Geschäftsträger, s. Gesandten.

Gesellschaftsrechnung ist ein Rechnungsverfahren, wo eine Zahl nach einem gegebenen Verhältnisse eingetheilt wird. Z. B. es sollen 500 Thlr. unter drei Personen vertheilt werden, dergestalt, daß sich die Theile von A und B wie 4 und 5, und von B zu C wie 5 und 6 verhalten.

* Gesetzgebung. Da die Menschen im Naturzustande, abgesehen von aller Religion, in ihren Streitigkeiten unter einander kein anderes Gesetz als die Thiere, nämlich das Recht des Stärkern, kennen, so muß man den Gesellschaftverein als eine Art von Vertrag gegen dieses ungerechte Recht betrachten, als einen Vertrag, der eine Art Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Parteien des Menschengeschlechts herzustellen bestimmt ist. Aber das moralische Gleichgewicht ist wie das physische selten vollkommen und dauerhaft, und die Verträge des Menschengeschlechts enthalten den Saamen zu beständigen Spaltungen. Interesse, Bedürfniß, Vergnügen haben die Menschen zusammengeführt; aber eben diese Beweggründe treiben sie unabläßig an, die Vortheile der Gesellschaft genießen zu wollen, ohne ihre Lasten zu tragen, so daß man mit Montesquieu sagen kann, die Menschen befinden sich, so wie sie in der Gesellschaft leben, im Kriegsstande. Aber der Krieg setzt bei denen, die ihn gegen einander führen, wo nicht gleiche Stärke, doch die Meinung gleicher Stärke voraus, woher die gegenseitige Begierde und Hoffnung entsteht, sich zu besiegen. Ist nun in der Gesellschaft das Gleichgewicht unter den Menschen nie vollkommen, so ist es auch nicht allzusehr aufgehoben; im entgegengesetzten Fall würden sie im Naturstande sich entweder nichts streitig zu machen haben; oder, wenn die Nothwendigkeit sie dazu nöthigte, würde man die Schwäche nur vor der Stärke fliehen, Unterdrücker ohne Kampf und Unterdrückte ohne Widerstand sehn. So sind die Menschen denn zu gleicher Zeit mit einander vereinigt, und gegen einander bewaffnet, auf der einen Seite sich umfassend, auf der andern begierig, sich zu verwunden. Die Gesetze sind die mehr oder minder wirksame Schranke, die ihre Streiche hindern oder aufhalten soll. Da aber der Umfang der Erde, die wir bewohnen, die verschiedene Natur der Länder und Völker, nicht erlauben, daß alle Menschen unter Einer Regierung leben, so hat das Menschengeschlecht sich in eine Anzahl Staaten, die sich durch die Verschiedenheit der darin gültigen Gesetze unterscheiden, trennen müssen. Eine einzige Regierung würde aus dem Menschengeschlecht nur einen schwächlichen und hinschmachtenden Körper gemacht haben; die verschiedenen Staaten sind eben so viel thätige und kräftige Körper, die, indem sie sich die Hand reichen, auch ein Ganzes bilden,

eren gegenseitige Einwirkung aber allenthalben Bewegung und Leben rhält. Es gibt drei Regierungsformen: die republikanische, wo das Volk die höchste Gewalt ausübt; die monarchische, wo ein Einziger nach Grundgesetzen, und die despotische, wo ein Einziger bloß nach seiner Willkühr regiert. Obgleich diese Formen in den meisten Staaten nicht ein sind, so ist doch immer das eine oder das andere Princip vorherrschend. Diese Eintheilung aber ist wichtig, um danach die Gesetze zu bestimmen, die einem Staate vermöge seiner Natur eigenthümlich seyn müssen; sie werden sich leicht modificiren lassen, je nachdem ein Staat mehr oder weniger von diesen verschiednen Formen angenommen hat. In einer Demokratie müssen ihrer Natur nach die Hauptgesetze seyn, daß das Volk in gewissen Hinsichten Monarch, und in gewissen Hinsichten Unterthan seyn soll, daß es seine Magistratspersonen wählt und beurtheilt, und daß die Magistratspersonen in gewissen Fällen entscheiden. Die Natur der Monarchie erfordert, daß es zwischen dem Monarchen und Volke eine Reihe von Mittelständen und als Vermittler zwischen dem Fürsten und den Unterthanen eine Behörde zu Bewahrung der Gesetze gebe. Die Natur des Despotismus verlangt, daß der Tyrann seine Macht entweder selbst oder durch einen Stellvertreter ausübe. Was das Princip der drei Regierungsformen betrifft, so ist das Princip der Demokratie die Liebe der Republik, d. h. der Gleichheit. In den Monarchien, wo Auszeichnungen und Belohnungen von einem Einzigen ausfließen, wo man sich gewöhnt, den Staat mit diesem Einzelnen zu verwechseln, ist das Princip die Ehre, d. h. das Bestreben, sich Achtung zu verschaffen. Unter dem Despotismus endlich ist es Furcht. Je mehr diese Principien in Kraft sind, desto fester steht die Regierung; je mehr sie ausarten, desto mehr neigt sie sich ihrer Auflösung entgegen. In jedem Staat müssen die Gesetze der Erziehung seinem Princip angemessen seyn. Unter Erziehung wird hier diejenige verstanden, die man empfängt mit dem Eintritt in die Welt, nicht die von Eltern oder Lehrern gegebene, die oft sehr entgegengesetzter Art ist. In Monarchien muß der Gegenstand der Erziehung Urbanität und gegenseitige Rücksicht, in Despotien Schrecken und geistige Herabwürdigung seyn; in Republiken bedarf man der ganzen Macht der Erziehung; sie muß eine edle Gesinnung, eine Selbstverläugnung einflößen, aus der die Vaterlandsliebe entsteht. Die Gesetze, welche der Gesetzgeber gibt, müssen mit dem Princip jeder Regierungsform übereinstimmen; sie müssen in der Republik Gleichheit und Mäßigkeit, in der Monarchie den Adel, jedoch ohne das Volk zu erdrücken, aufrecht erhalten, in der Despotie endlich allen Ständen schweigenden Gehorsam auferlegen. Die Verschiedenheit der Principien dieser drei Regierungsformen führt eine Verschiedenheit in der Zahl und dem Gegenstande der Gesetze, in der Form der Urtheile und in der Natur der Strafen mit sich. Da die Verfassung der Monarchien unveränderlich und fundamental ist, so erfodert sie mehr Civilgesetze und Gerichtshöfe, damit die Gerechtigkeit mit mehr Uebereinstimmung und weniger Willkühr gehandhabt werde. In gemischten Monarchien sowohl als Republiken kann man mit den Criminalgesetzen nicht zu viel Förmlichkeiten verbinden. Die Strafen müssen mit dem Verbrechen nicht nur im Verhältniß stehen, sondern auch die möglichst gelindesten seyn, zumal in der Demokratie; die mit den Strafen verbundene Idee wird oft mehr wirken als ihre Härte selbst. In den Republiken muß nach dem Gesetz gerichtet werden,

weil kein Einzelner die Macht hat, es zu ändern. In den Monarchien kann die Gnade des Fürsten es zuweilen mildern; aber die Verbrechen dürfen durchaus nur von den eigens dazu bestimmten Richtern beurtheilt werden. Vornehmlich in Demokratien müssen die Gesetze gegen Luxus, Sittenverderbniß und Weiberverführung streng seyn. Nach diesen Andeutungen, deren weitere Ausführung hier unterbleiben muß, liegt uns ob, die Staaten in Beziehung auf einander, jedoch nur unter dem allgemeinsten Gesichtspunkt, d. h. in Beziehung auf ihre Natur und ihr Princip, zu betrachten. Auf diese Weise angesehen, können die Staaten weiter keine Beziehung zu einander haben, als sich zu vertheidigen und anzugreifen. Da Republiken vermöge ihrer Natur nur kleine Staaten seyn können, so bedürfen sie zu ihrer Vertheidigung der Bündnisse; aber sie müssen diese mit Republiken schließen. Die defensive Stärke der Monarchie besteht vornehmlich in sichern Gränzen. Die Staaten haben, wie die Menschen, das Recht für ihre Selbsterhaltung anzugreifen; aus dem Rechte des Kriegs fließt das Recht der Eroberung, ein nothwendiges, gesetzmäßiges und unseliges Recht, dessen allgemeines Gesetz ist, dem Ueberwundenen möglichst wenig Uebels zuzufügen. Republiken können weniger erobern als Monarchien; ungeheure Eroberungen setzen den Despotismus voraus oder sichern ihn. Ein Hauptgrundsatz des Eroberungsgeistes muß seyn, die Lage des unterworfenen Volks möglichst zu verbessern; dadurch geschieht dem Naturgesetz und der Staatsmaxime zugleich Genüge. Man kann zuweilen genöthigt seyn, die Gesetze des überwundenen Volks zu ändern, nichts aber kann nöthigen, ihm seine Sitten und Gebräuche zu nehmen. Das sicherste Mittel jedoch, eine Eroberung zu behalten, besteht darin, das besiegte Volk, wo möglich, zu dem siegreichen emporzuheben, ihm dieselben Rechte zu bewilligen. Bis hieher haben wir, indem wir jede Regierung sowohl an und für sich, als auch in ihrem Verhältniß zu andern betrachtet haben, weder das, was ihnen gemein seyn muß, noch die besondern aus der Natur des Landes oder dem Geiste des Volks hervorgehenden Verhältnisse berücksichtigt. Das soll jetzt geschehn. Das allgemeine Gesetz aller Regierungen, wenigstens aller gemäßigten und folglich gerechten Regierungen, ist die politische Freiheit, deren jeder Bürger genießen soll. Diese Freiheit ist nicht eine völlige Ungebundenheit, alles zu thun, was man will, sondern die Macht, alles, was die Gesetze erlauben, zu thun. Man kann sie betrachten in Beziehung auf die Staatsverfassung und in Beziehung auf den Staatsbürger. In jeder Staatsverfassung gibt es zwei Arten der Gewalt, die gesetzgebende und ausübende, und letztere hat zwei Gegenstände, das Innere und das Aeußere des Staats. Von der gehörigen Vertheilung dieser verschiedenen Gewalten hängt die größte Vollkommenheit der politischen Freiheit in Beziehung auf die Verfassung ab. In Beziehung auf den Staatsbürger besteht sie in der Sicherheit, worin er sich unter dem Schutz der Gesetze befindet; oder wenigstens in der Meinung dieser Sicherheit, welche macht, daß ein Bürger den andern nicht fürchtet. Diese Freiheit wird besonders durch die Natur und das Verhältniß der Strafen begründet oder vernichtet. Die Verbrecher gegen die Religion müssen durch Entziehung der Güter bestraft werden, welche die Religion gibt; Verbrechen gegen die Sitten durch Schande; Verbrechen gegen die öffentliche Ruhe durch Gefängniß oder Verbannung; Verbrechen gegen die Sicherheit durch Todesstrafen. Strafbare Schriften sind gelinder

zu ahnden als strafbare Handlungen; bloße Gedanken können nie bestraft werden. Außergerichtliche Anklagen, Spione, anonyme Briefe, alle diese schmählichen Hülfsmittel der Tyrannei, müssen aus einem guten monarchischen Staate verbannt seyn. Eine Anklage ist nur Angesichts des Gesetzes erlaubt, welches entweder den Angeklagten oder den Verläumder bestraft. — Die Größe der Abgaben muß in directem Verhältniß zur Freiheit stehn. Daher können sie in Demokratien größer seyn, als anderwärts, ohne drückend zu seyn, denn jeder Bürger betrachtet sie als einen Tribut, den er sich selbst zahlt, und der die Ruhe und Lage jedes Mitgliedes sichert. Ueberdies sind Veruntreuungen in Freistaaten schwieriger, weil sie leichter zu erkennen und zu bestrafen sind. Ueberall ist die auf die Waaren gelegte Abgabe die am wenigsten drückende, denn der Bürger zahlt, ohne es zu bemerken. Der Staat muß, wo möglich, durch Beamte die Abgaben erheben lassen, damit sie ganz in den öffentlichen Schatz fließen, nicht aber sie verpachten, wobei sie allemal ein Theil der Einkünfte in den Händen von Privatpersonen bleibt. Wir kommen jetzt auf die von der Natur der Regierung unabhängigen Umstände, welche die Gesetze modificiren müssen. Die aus der Natur des Landes hervorgehenden Umstände beziehen sich theils auf das Clima, theils auf den Boden. Niemand wird bezweifeln, daß das Clima Einfluß hat auf die herrschende Disposition des Körpers und folglich auf die Charaktere; daher müssen sich die Gesetze in gleichgültigen Dingen nach der physischen Beschaffenheit des Clima's bequemen, und in seinen nachtheiligen Wirkungen es bekämpfen. So ist in den Ländern, wo der Wein schädlich ist, das Gesetz, welches ihn verbietet, gut; in Ländern, wo die Hitze zur Trägheit führt, sind Gesetze nöthig, die zur Arbeit aufmuntern. Auf solche Weise kann eine Regierung die Wirkungen des Clima's verbessern. Was die Gesetze hinsichtlich der Natur des Bodens betrifft, so ist einleuchtend, daß unfruchtbaren Ländern, wo der Boden den ganzen Fleiß des Menschen erfordert, eine demokratische Verfassung angemessener ist als eine monarchische. Die Freiheit ist dem Bewohner eine Art von Ersatz für seine Arbeit. Mehr Gesetze sind für ein ackerbauendes als für ein Viehzucht treibendes, und wieder mehr für dies als für ein von der Jagd lebendes Volk nöthig u. s. w. Endlich ist der eigenthümliche Geist des Volks zu berücksichtigen. Der Gesetzgeber muß selbst die herrschenden Vorurtheile, Leidenschaften, Mißbräuche bis zu einem gewissen Punkt achten, und zu seinem Vortheil zu benutzen suchen. Dem Charakter der Athenienser waren die Solonischen Gesetze angemessen; der strengere Charakter der Spartaner forderte strengere Gesetze. Sitten und Gewohnheiten sind nicht füglich durch Gesetze zu ändern; Beispiel und Belohnungen sind dazu geeigneter; dennoch ist es auch wahr, daß die Gesetze eines Volks, wenn dadurch seine Sitten nicht unmittelbar und hart verletzt werden, unmerklich auf dieselben wirken, entweder um sie zu befestigen oder um sie zu ändern. Wir haben oben zwar die Staaten in ihrem Verhältniß zu einander betrachtet, aber nur im Allgemeinen, in so fern sie einander Schaden zufügen können. Sie können sich aber auch gegenseitig nützen und dieser Nutzen beruht hauptsächlich auf dem Handel. Wenn der Handelsgeist ganz natürlich einen mit der Erhabenheit der moralischen Tugenden streitenden Geist des Interesses erzeugt, so macht er auch ein Volk gerecht und entfernt von ihm Müßiggang und Räuberei. Die freien Völker, die unter einer gemäßigten Regierung leben, können sich ihm mehr wid-

men als die sklavischen. Ohne wichtige Gründe darf nie ein Volk ein andres von seinem Handel ausschließen. Aber die Freiheit, welche dem Kaufmann zuzugestehen ist, kann nicht unbedingt seyn, eine solche würde für ihn selbst oft Nachtheil haben; sie darf indeß nur zum Vortheil des Handels beschränkt seyn. In der Monarchie darf nicht der Adel, und noch weniger der Fürst, Handel treiben. Das Geld, als das vornehmste Werkzeug des Handels, und der Geldverkehr sind ein besonders wichtiger Gegenstand der Gesetze. Mit dem Handel steht die Bevölkerung in unmittelbarer Beziehung, und mit dieser wieder die eheliche Verbindung, die einzige sichere Grundlage der Bevölkerung, welche da am besten gedeihen wird, wo Freiheit, Sicherheit, mäßige Abgaben und Unbekanntschaft mit dem Luxus Statt finden. Da, wo schon Sittenverderbniß eingerissen ist, können dennoch mit Erfolg die Ehen durch Gesetze begünstigt werden, sobald nur noch Bande übrig sind, welche das Volk an das Vaterland knüpfen. Hospitäler können, nach dem Geiste, mit welchem sie eingerichtet sind, der Bevölkerung schaden und nützen. In einem Staat, dessen Bürger größtentheils nur von ihrer Industrie leben, kann und muß es Hospitäler geben, denn diese Industrie kann fehlschlagen; aber die Hülfe, welche dergleichen Anstalten geben, darf nur vorübergehend seyn, um nicht die Bettelei und den Müßiggang zu begünstigen. Man muß damit anfangen, das Volk reich zu machen, und dann für unvorhergesehene und dringende Fälle Zufluchtsanstalten errichten. Einen wichtigen Theil jeder Gesetzgebung machen die religiösen Gesetze, von denen wir jedoch hier nicht weiter sprechen. Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Menschen durch Gesetze verschiedener Art beherrscht werden: durch das Naturrecht, das Allen gemein ist, durch das göttliche Recht, das in der Religion gegeben ist, durch das Kirchenrecht, welches die Polizeigesetze der Religion enthält, durch das bürgerliche Recht, welches für die Mitglieder einer und derselben Gesellschaft gilt, durch das Staatsrecht, welches für die Regierung dieser Gesellschaft gilt, und durch das Völkerrecht, welches den bürgerlichen Gesellschaften unter einander zur Richtschnur dient.

Gesticulation, s. Geberde.

Getraidemagazine, s. Kornmagazine.

Getraidemangel, s. Kornmangel.

Gewehr, s. Degen, Flinte und Waffen.

Gewerbsteuer, Industriesteuer, Arbeitssteuer, ist die Abgabe, welche vom Arbeitslohne entrichtet wird; unter Arbeitslohn aber ist nicht bloß das Einkommen zu verstehen, was die Betreibung der eigentlichen Gewerbe verschafft, sondern auch dasjenige, was auf irgend eine andere Weise durch Anwendung geistiger oder körperlicher Productivkraft erworben wird, also auch die Besoldung der Staatsbeamten, der Verdienst der Aerzte, Sachwalter &c. Nur derjenige Theil des Arbeitslohns, welcher den zum nothwendigen Bedarf des Arbeiters erfoderlichen Betrag übersteigt, kann einer Besteuerung unterworfen werden; dieser Bedarf aber ist bei den einzelnen Arbeitern nach ihrem Stand und Verhältnissen höchst verschieden, denn was für den einen Arbeiter Luxus seyn würde, ist für den andern nothwendiges Bedürfniß. Auch rührt das größere Einkommen, das mit manchen Gewerben verbunden ist, nicht so sehr von dem höhern Arbeitslohne, als vielmehr von dem Gewinnste her, welchen die im Gewerbe angelegten Kapitale verschaffen. Die Gewerbsteuer muß das

her, soll sie nicht drückend, der Industrie nachtheilig und verderblich werden, so angelegt seyn, daß sie 1. das nothdürftigste Auskommen gar nicht antastet; 2. von denen, die nicht viel über dies nothdürftigste Auskommen verdienen, nur einen sehr kleinen Antheil nimmt; 3. in kleinen Portionen und gerade zu der Zeit, wann der Arbeiter einen Ueberschuß über seinen Bedarf hat, erhoben wird; 4. nach dem Maßstabe der Gleichheit und zwar so vertheilt ist, daß sie eher nach einem zu niedrigen, als nach einem zu hohen Fuß des wahrscheinlichen Verdienstes berechnet wird; 5. nicht die besondern Anstrengungen des Fleißes, sondern nur den ganz gewöhnlichen Verdienst besteuert. — In den wenigsten Ländern finden wir Beispiele von reinen Gewerbsteuern, gewöhnlich treffen die unter dieser Benennung vorkommende Abgaben neben dem Arbeitslohne zugleich die Kapitalrente, hin und wieder sogar auch die Grundrente; zu dergleichen gemischten Steuern ist auch diejenige zu zählen, welche in verschiedenen Ländern unter dem Namen Patentsteuer eingeführt worden. KM.

Ghiberti (Lorenzo) ein berühmter Bildhauer, geboren 1378 zu Florenz. Seine Vorfahren hatten sich besonders mit der Goldschmiedkunst, in der die Florentiner sehr berühmt waren, beschäftigt. Er lernte schon früh von seinem Stiefvater Bartoluccio, einem geschickten Goldschmidt, das Zeichnen, Modelliren und die Kunst, in Metall zu gießen. Nachher genoß er wahrscheinlich Zeichenunterricht von Starnina. Er hatte zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts der Pest wegen Florenz verlassen, und malte 1401 ein Frescogemälde zu Rimini in dem Palast des Fürsten Pandolfo Malatesta, als die Prioren der Handelschaft zu Florenz alle Künstler auffoderten, zur Ausführung eines der bronzenen Thore, die noch heut die Taufcapelle des heiligen Johannes schmücken, zu concurriren. Es kam nicht nur darauf an, Andreas von Pisa, der die vorhandnen drei Pforten 1339 und 1340 vollendet hatte, sondern auch alle lebenden Künstler, unter denen sehr berühmte und geschickte Meister waren, zu übertreffen. Die Opferung Isaaks in vergoldeter Bronze war als Probearbeit aufgegeben worden. Unter den Bewerbern erklärten die Richter für die vorzüglichsten Brunelleschi, Donatello und Ghiberti, aber die beiden erstern traten freiwillig zurück, indem sie Ghiberti den Vorzug vor sich einräumten. Nach einundzwanzigjähriger Arbeit brachte hierauf Ghiberti das eine, und auf den Wunsch der Prioren nach fast eben so langer Arbeit, noch ein zweites Thor zu Stande, von denen Michel Angelo sagte, daß sie den Eingang des Paradieses zu schmücken werth seyen. Während dieser vierzig Jahre vollendete Ghiberti noch andere bronzene Arbeiten, nämlich einen Johannes den Täufer für die Kirche Or San Michele, zwei Basreliefs für die Taufcapelle des Doms von Siena, eine Statue des Matthäus und des heil. Stephanus, ebenfalls für die Kirche Or San Michele, und den Reliquienkasten des heil. Zenobius, Bischofs von Florenz, für die Kirche Santa Maria del Fiore. Alle diese Werke sind noch vorhanden, und lassen Ghiberti's Fortschritte wahrnehmen. Klebt seinen ersten Arbeiten noch eine gewisse Trockenheit aus Giotto's Schule an, so erscheinen die spätern nach dem Vorbilde der Griechen, von immer markigerm und festerm Styl, und der Reliquienkasten des Zenobius, so wie die zweite Pforte gehören noch heut zu den schönsten Kunsterzeugnissen des neuern Italiens. Auch in der Glasmalerei hat Ghiberti treffliche Arbeiten geliefert, namentlich für die oben

angeführten Kirchen Or San Michele und Santa Maria del Fiore. Ueberdies ist von ihm ein Werk über die Bildhauerkunst vorhanden, von dem uns Cicognara ein Bruchstück mitgetheilt hat. Er starb um das J. 1455.

Gianni (Francesco), Dichter und Improvisator, geb. im Kirchenstaate 1760, lernte als Knabe das Schneiderhandwerk, wo er auf seiner Arbeitsbank Tasso, Ariost und andre Dichter las. Bei einem vortrefflichen Gedächtniß und einer lebhaften Einbildungskraft bildete ihn die Natur zum Improvisatore. Als solcher versuchte er sich zuerst in Genua. Hierauf begab er sich voll Begeisterung für die Freiheit, welche Italien von Bonaparte, dem Gründer der cisalpinischen Republik, erwartete, 1796 nach Mailand, und wurde Mitglied des gesetzgebenden Raths. In dieser Lage erwarb er, der schon als Dichter bezauberte, sich solchen Beifall, daß man ihn in Kupfer stechen ließ. Das Spartanische in seiner Gesichtsbildung entsprach ganz seinem glühenden Republikanismus. Die Russen sperrten ihn in Cattaro ein. Nach seiner Befreiung (1800) ging er nach Paris, wo ihn Bonaparte mit einer Pension von 6000 Fr. zum kaiserlichen Improvisatore ernannte. In den Gesellschaften, die der Staatsrath Corvetto jedesmal bei der Nachricht von einem Siege des Helden Frankreichs bei sich versammelte, improvisirte Gianni mit dem glänzendsten Beifall über das erste beste Bulletin, das man ihm vorlegte. Mehrere dieser Gesänge wurden mit der französischen Uebersetzung gedruckt. Im J. 1811 begleitete er Madame Brignole nach Genua. Die Huldigungen, durch die er seine Beschützerin feierte, sind eben sowohl Beweise seiner Dankbarkeit als seines Talents. Man findet sie, nebst einigen improvisirten Liebesgesängen, in Gianni's Saluti del Mattino e della Sera. (Ins Franz. übers. Paris 1813.) Nach Bonaparte's Fall behielt Gianni seine Pension. Seit dem Tode der Frau von Brignole, die bei der Erzherzogin Marie Luise im Jan. 1815 starb, hat er nur Sonette frommen Inhalts gedichtet. Der auf jeden dichterischen Ruf so eifersüchtige Monti sagt von ihm: Natura ha fatto di tutto per formarne un gran poeta (die Natur that Alles, um aus ihm einen großen Dichter zu bilden); doch setzt er boshaft hinzu, Gianni habe ihre Absicht nicht erfüllt. Außer vielen Gemeinplätzen und Erinnerungen findet man in den Sammlungen der zarten, erotischen, heroischen und republikanischen Gesänge dieses Dichters (Mailand 1807, 5 Bändchen) mehrere Züge und Stanzen, die der berühmtesten Dichter Italiens würdig sind.

* Gibichenstein, ein Dorf an der Saale, eine kleine halbe Stunde nördlich von Halle, von 72 Feuerstätten und 400 Einwohnern. Es ist jetzt der Sitz eines königlichen Beamten, der, seitdem die Zölle und Forsteinkünfte von der Pachtung getrennt sind, nur noch 25,666 Thlr. jährlichen Pacht an die Regierung in Merseburg entrichtet. In frühern Zeiten, als jene Einkünfte noch zum Amte geschlagen waren, gab das letztere 72,000 Thlr. Pacht. Die Lage des Orts ist sehr angenehm, und die Ruinen der alten Burg erinnern an die dunkeln Zeiten des Mittelalters. Ja, es hat Schriftsteller gegeben, die, weil nach einer alten Sage römische Münzen aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in der Nähe des alten Schlosses ausgegraben seyn sollen, die Anlegung der alten Veste dem Drusus Germanicus zuschreiben. Allein jene Angabe ist höchst unbestimmt und unsicher. Der Zug des Drusus Germanicus von der

Weser bis an die Elbe dauerte zu kurze Zeit, und geschah offenbar in einer viel nördlichern Richtung, als daß die Gegend von Halle den Römern hätte bekannt werden können. Auch als Tiberius seinen Zug die Elbe hinauf bis in das Land der Hermunduren vornahm, kann er in diese Gegend nicht gekommen seyn; denn die Römer entfernten sich von den Ufern der Elbe nur wenig. Hermunduren aber waren, nach Tacitus, im Besitz der Salzquellen an der Saale, und führten mit den Catten, ihren westlichen Nachbarn, um das Jahr 59 einen blutigen Krieg um den Besitz jener Quellen. Jahrhunderte vergingen unter beständigen Kriegen und Raubzügen der Nationen; die östlichen und nördlichen Völker drängten nach dem Westen und Süden. Die Hermunduren, später die Thüringer genannt, von den Sachsen und Franken überwältigt, mußten endlich im sechsten Jahrhundert den letztern ihr Gebiet abtreten. Die Sieger aber begnügten sich mit den thüringischen Landen, die westlich von der Saale lagen; die östlichen überließen sie gegen Zins den Sorben, als neuen Ankömmlingen aus Osten. Von diesen rühren die meisten Alterthümer her, die in der Gegend von Gibichenstein gefunden werden, und von denen der jetzige königliche Beamte, einer der größten und gebildetsten Landwirthe in den preußischen Staaten, eine sehenswerthe Sammlung besitzt. Die Sorben wurden in dem Laufe der Zeiten so mächtig, daß sie den Eroberungsplanen des großen Carls lange widerstanden. Nachdem er sie endlich besiegt, legte er zu Sirtave (Schartau) an der Elbe und bei Halle Gränzfestungen an. Die Sorben hatten die Länder, welche sie bewohnten, in Gauen (Pagi) abgetheilt. Die Gegend um Halle hieß der Pagus Neleticus, welcher Name sich noch in Neglitz, einem Dorfe am Petersberg, erhalten hat. Nördlicher war der Pagus Budizicus, wovon Pazez, zwischen Calbe und Aken, abstammt. Die Carolinger setzten Gaugrafen über die eroberten Lande; unter diesen verwalteten die Grafen von Wettin, unbekannten Herkommens, wenigstens erweislich nicht von Wittekind abstammend, die Gegenden um Halle. Einer derselben soll die Burg Gibichenstein angelegt haben. Aber genannt wird der Ort zuerst unter Heinrich dem Vogler, der, nachdem er den Staat der Sorben zerstört, eine Menge Burgen gegen die östlichen Völker anlegen ließ, und auf denselben Castellane, Hausleute und Thurmwächter bestellte. Sein Sohn Otto I. schenkte der Kirche zu Magdeburg im Jahr 961 den Zehnten zu Gibichenstein, und 965 den ganzen Neglitzer Gau, mit ausdrücklicher Benennung von Gibichenstein. Diese Burg blieb im Mittelalter wegen ihrer festen Lage ein Staatsgefängniß, auf welchem unter andern Kaiser Heinrich IV. zu Ende des elften Jahrhunderts den Landgrafen Ludwig von Thüringen zwei Jahre lang verwahren ließ. Da dieser nun entkommen war, so ward ausgebreitet, er habe durch einen Sprung in die Saale sich gerettet. Das Fenster wird in den Ruinen noch gezeigt. Man findet die Geschichte unglaublich, weil die Saale nicht unmittelbar an dem Schlosse wegfließt. Allein die Ufer der Flüsse verändern sich oft bei Menschengedenken, und in sieben bis achthundert Jahren kann also leicht das Bette der Saale sich mehr nordwärts gedrängt haben. Indessen ist die Höhe des Fensters über dem Spiegel der Saale (120 Fuß) doch zu bedeutend, als daß man jenen Sprung zugeben könnte. Die Erzbischöfe von Magdeburg hielten seit dem elften Jahrhundert Hof in Gibichenstein. Auch hatten sie dort Burggrafen, unter denen ein Geschlecht von Gibichenstein

vorkommt. Im fünfzehnten Jahrhundert verlegten die Erzbischöfe aber ihren Hof auf die neu erbaute Moritzburg in Halle. Ihre Burggrafen nannten sich nun Burghauptleute. Als Kaiser Carl V. 1547 auf der Residenz in Halle sich aufhielt, gefiel ihm die Gegend um Gibichenstein so sehr, daß er auf dem der Burg gegenüber liegenden Tannenberge große Mittagstafel gab. Gänzlich zerstört ward die alte Burg durch die Schweden unter Banner im dreißigjährigen Kriege 1636.

Gil (Pater), Franciscaner, gewesener Historiograph von Spanien eins der bedeutendsten Mitglieder der Junta von Sevilla, geb. zu Avacena in der Sierra Morena, im Königreiche Sevilla, trat jung in den Franciscanerorden, zeichnete sich durch Kenntnisse und Predigertalente aus, ging als Provincial seines Ordens nach Rom, um die Ernennung einer Generals der Minoriten zu besorgen, mußte nach seiner Rückkehr, da ihm sein stolzer und heftiger Charakter Feinde gemacht, das Provinzialat niederlegen, und lebte hierauf am Hofe, wo er als Prediger und Gelehrter in großem Ansehn stand. Zum Historiographen des Königreichs ernannt, beschäftigte er sich in dem Hause seines Gönners, des Marquis von Villa Franca, mit der Berichtigung und Fortsetzung des Geschichtswerks von Mariana, ward aber auf den bloßen Verdacht der Theilnahme an einer Schmähschrift, die den Fürsten de la Paz und die Königin angriff, verhaftet und in das Zuchthaus nach Sevilla gebracht. Nach zwei Jahren setzte ihn der Fürst de la Paz als unschuldig wieder in Freiheit. Indes wies er ihm sein Kloster in Sevilla, unter Aufsicht der Obern, zur Wohnung an. Der Pater Gil verließ es erst im Jahr 1808 nach dem Einfalle der Franzosen. Ueber 60 Jahr alt, trat er jetzt an die Spitze der Insurrection. Als Mitglied und Generalsecretär der souveränen Junta zu Sevilla bewies er unter allen Umständen Geschicklichkeit und Muth. Seinem Charakter und dem unermüdeten Eifer, durch welchen er seinen Mitbürgern und dem General Castannos Vertrauen einzuflößen mußte, dankt man großentheils die Erfolge bei Baylen (s. d.). Auch bewirkte er die Annahme und kräftige Ausführung des von Dumouriez für Spanien entworfenen und ihm mitgetheilten Plans des kleinen Kriegs der Partidas de Guerillas, wodurch man die überlegene Taktik der Franzosen unschädlich machen wollte. Eben so klug wußte er für Spanien politische Verbindungen mit andern europäischen Staaten anzuknüpfen. Seine Sendung an den Hof zu Palermo brachte der spanischen Sache wesentlichen Vortheil. Als er nach Cadix, wo sich der Sitz der Regierung befand, zurückgekehrt war, ward er von allen öffentlichen Geschäften entfernt, weil er, wie man glaubt, nach der Präsidentschaft strebte. Seitdem hat dieser allgemein geachtete Mann in der Einsamkeit den Wissenschaften gelebt.

Ginguené (Pierre Louis), ein ausgezeichneter franz. Literator in der neuern Zeit, war zu Rennes in der Bredagne 1748 geboren, und stammte aus einer alten, aber verarmten Familie. Frühzeitig eignete er sich ältere und lebende Sprachen mit großer Leichtigkeit an, auch zeigte er lebhaften Sinn für Malerei, vorzüglich aber entschied er sich, fast noch Kind, für Dichtkunst und Musik. Zu Paris, wohin er sich im zweiten Drittel des vergangenen Jahrhunders begab, mußte er zwar, durch seine Vermögensumstände gedrungen, seine Zeit zwischen Arbeiten in einem der Bureau's des Contrôle général und seinen Studien theilen, allein er wußte beiden Anfoderun-

gen genügend zu entsprechen. Pünktlichkeit und Gewandtheit in der Geschäftsführung, und eine eben so geläufige als zierliche Handschrift empfahlen ihn denen, welche von Amts wegen nur diesen Theil seiner Verdienste zu beachten hatten, eben so sehr, als ein von ihm im Almanach des Muses anonym eingerücktes Gedicht: Confession de Zulmé, Aufsehen erregte. Dessen ungeachtet warf er sich gegen alle Erwartung in ganz heterogene Studien. Die Tiefen der französischen Sprache waren es, die er in ihren allgemeinen und besondern Grammatikern und ältern Dichtern, vorzüglich im Rabelais und Malherbe, ergründete. Beide Schriftsteller — vorzüglich der letztere, den er sowohl in metrischer Hinsicht als auch als Sänger großer Männer und Thaten noch über Jean Baptiste Rousseau erhob — wurden seine Lieblinge, und es war ihm ein vorzüglich angenehmes Geschäft, die verblichenen oder doch vergessenen Schönheiten beider Dichter in allem Reiz ihrer Jugend dem Publikum wieder vorzuführen. Bald darauf begannen die Kämpfe zwischen Glucks und Piccini's Anhängern, denen Ginguené bei seiner Liebe für Musik nicht unthätig zuzuschauen vermochte. Er entschied sich bald für Piccini und die ganze italienische Musik, und trat mit desto größerer Festigkeit in den Kampf, da er Piccin's persönlicher Freund geworden war. Auf ihm allein beruhten die ganzen Hoffnungen seiner Partei, während an der Spitze der andern zwei nicht nur durch musikalische Bildung, sondern auch als Denker und Schriftsteller ausgezeichnete Männer, Arnaud und Suard, standen. Muthig begegnete er in einer kleinen Schrift (Mélophile à l'homme de lettres, chargé de la rédaction des articles de l'Opéra dans le Mercure de France, Par. 1783, 8) dem Angriffe der Gegner, und noch lange nachher schrieb er eine feine, nicht unbedeutende Schrift über Piccini (Notice sur la vie et les ouvrages de Nic. Piccini, Par. 1800, 8.), in welcher er bei aller Vorliebe für diesen Componisten doch auch Gluck als ein Mann von Geschmack und Einsicht beurtheilte, wenn er ihm auch nicht immer volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Indessen wollte das Publikum nicht Partei nehmen, sondern theilte seinen Beifall zwischen Gluck und der italienischen Musik gleichmäßig, und so legte sich der Streit von selbst. Ein Gedicht auf den Tod des Prinzen Leopold von Braunschweig (Léopold, poëme, Par. 1787, 8.) und eine Denkschrift auf Ludwig XII. Eloge de Louis XII., père du peuple, Par. 1788, 8.), beide durch Preisaufgaben der französischen Akademie veranlaßt, entsprachen den Bestrebungen ihres Verfassers nicht, und fanden bloß ehrenvolle Erwähnung. Größere Aufmerksamkeit erregte seine Beurtheilung der Confessionen Rousseau's (Lettres sur les conf. de J. J. Rousseau, Par. 1791, engl. übers. Lond. 1792, 12.), in welcher er durch die strenge Unparteilichkeit, mit welcher er dessen Leben durchmusterte, mehr zu seiner Vertheidigung beitrug, als es der entschiedenste Lobredner würde gethan haben. Eben jetzt führte ihn die Revolution, an welcher er als warmer Freund der Freiheit thätigen Antheil nahm, in größere Kreise des literarischen und amtlichen Wirkens. Ohne seinen frühern Studien untreu zu werden, deren ununterbrochene Pflege seine literarischen Beiträge zum Moniteur und Mercure de France (in d. J. 1790 — 1792), die Bearbeitung des zur Encyclopédie méthodique gehörigen Dictionnaire de Musique (in Gesellschaft mit Framery P. I. II. Par. 1791 u. 1815, 4.) und sein Antheil an der Nouvelle Grammaire raisonnée (Par. an 3. 1795, 8.) beur-

kundeten, gesellte er sich durch seine Theilnahme an der Feuille villageoise (1791 und 1792 in Gesellschaft mit Grouvelle, 1793—95 allein, und durch die Herausgabe der von ihm gestifteten Décade philosophique, littéraire et politique (1794 bis Sept. 1807, 54 Bände, seit 1805 unter dem Titel Revue) zu den verständigern und ruhigern Sprechern über die Ereignisse des Tages. Die Decade, welche früher eben so wenig für Robespierre als später für Bonaparte in die Posaune stieß, war das einzige französische Journal, welches sich durch die ganze Revolution hindurch erhielt, ohne je seinen Charakter und Werth zu verläugnen. Nicht minder thätig zeigte er sich in seinen amtlichen Verhältnissen als Directeur général de l'instruction publique, und (nach Niederlegung dieser Stelle im Februar 1793) als Gesandter der Republik am Hofe zu Turin. Bei seiner Rückkehr von diesem Posten wurde er zum Mitglied des Tribunats ernannt. Da er aber für seine Pflicht hielt, sich einigen Maßregeln der Regierung zu widersetzen, so war er einer von den Tribunen, die der Senat im J. 1802 ausschloß. Ganz seinen Privatstudien wiedergegeben, unternahm er jetzt das verdienstvolle Werk, welchem er den größten Theil seines Ruhms verdankt (Histoire littéraire d'Italie, auf 9 Bände angelegt, wovon Th. 1 — 6 zu Paris 1811 — 1813, 8. erschienen, und Th. 7, bereits zum Druck fertig, und Th. 8, wozu Materialien vorhanden sind, von Boissonade herausgegeben werden sollen). Wenn Tiraboschi bei seinen Forschungen mehr das Einzelne, als das Allgemeine im Auge hatte, so suchte Ginguené im Gegentheil darzustellen, welchen Gang die Literatur überhaupt von dem Zeitalter Constantins an bis auf das 18te Jahrhundert herab in Italien genommen habe. Er erzählt aus den Quellen, und urtheilt meist mit Unbefangenheit. Weder die Gedanken noch der Styl haben etwas Blendendes, aber man folgt dem Verfasser mit Vergnügen, und wird angezogen durch den anspruchlosen gesunden Verstand, der in dem ganzen Werke herrscht, durch die treffende Charakteristik des Einzelnen und durch eine edle Sprache, welche ungeachtet einer gewissen Monotonie der Wendungen sich den Gegenständen gehörig anpaßt. Der Umfang dieses Werkes, wie groß er auch war, vermochte ihn indessen nicht an anderweitigen Beschäftigungen zu verhindern. Außer seinen Arbeiten als Mitglied des Instituts, dessen Sitzungen er unausgesetzt besuchte, schrieb er seine, meist italienischen Vorbildern nachgebildeten Fabeln (Par. 1810 und 1814, 18.), übersetzte Catulls Hochzeit der Thetis und des Peleus in franz. Verse (Par. 1812, 16.), und nahm an der Biographie universelle und am 13. u. 14. Theil der Histoire littéraire de la France thätigen Antheil. Eine glückliche Unabhängigkeit, angenehme häusliche Verhältnisse und die volle Achtung der Besten seiner Nation erheiterten den Abend seines Lebens. Er starb zu Paris am 16ten November 1816. Er war auch Mitglied der celtischen und turiner Akademien, und der Athenäen zu Niort und Vaucluse, und hat außer den bereits erwähnten Schriften und einigen kleinern Broschüren noch Chamforts (Par. an 3. 1795, IV. 8.) und Lebruns (Par. 1811, IV. 8.) Werke herausgegeben, und den Text zur 14. — 25. Lieferung der Tableaux de la Révolution franç. verfertigt. Der Catalog seiner hinterlassenen Bibliothek hat wegen der überreichen Sammlungen für die italienische Literatur einen bleibenden Werth. Diese Bibliothek, welche zu Anfang 1818 öffentlich verstei-

gert werden sollte, ist an einen uns noch unbekannten Bücherliebhaber im Ganzen verkauft worden. As.

* Girobank heißt diejenige Gattung der Depositenbanken (s. d. Art.), bei welchen edles Metall in Stangen oder gemünzt hinterlegt, und über die dargebrachte Summe dem Hinterleger ein Credit auf die Bücher der Bank eröffnet wird. Diese Bankanstalten setzen keine Noten in Umlauf, wie die Zettelbanken thun, sondern es wird einem Jeden, der darin edles Metall niedergelegt hat, im Hauptbuche der Bank die eingelegte Summe, nach Bankgeld berechnet, auf ein eigenes Blatt (Folium) angezeichnet; hat er dann an einen Dritten Zahlungen zu leisten, so braucht er nur eine Anweisung zu geben, die zu zahlende Summe von seinem Blatt abzuschreiben und auf dem Blatte des Empfängers zuzuschreiben. Es versteht sich von selbst, daß die Bank für die empfangenen Summen keine Zinsen zahlen kann, denn der Eigenthümer kann ja darüber zu jeder Zeit eben so verfügen, als ob er die Summen selbst verwahrte; die Bank leistet demselben dadurch einen wichtigen Dienst, daß sie sein Münzmetall sicher verwahrt und ihn der Mühe überhebt, seine Zahlung selbst zu machen. Eine Bank dieser Art kann aber nur den Handelsleuten ihres Orts dienen, da nur auf mündliche Anweisungen Summen überschrieben werden können, indem die schriftliche zu große Gefahr des Betrugs veranlassen würden. — Ihren Namen verdanken diese Banken dem italienischen Worte Giro, welches Kreis bedeutet, weil die Fonds der Bank fast immer innerhalb eines bestimmten Kreises von Eigenern bleiben, aus dem sie nicht heraustreten. Die bedeutendsten Anstalten dieser Art befinden sich in Hamburg und Amsterdam. K. M.

Girodet, der eigenthümlichste, vielseitigste und wissenschaftlichste der neuern französischen Maler, ist der trefflichste von Regnaults Schülern. Er ist in Paris 1769 geboren. Sein Streben ist echt und groß, und nicht in den Schranken einer Manier befangen. Schon in früher Jugend studirte er in Rom. Man erkennt in seinen Werken eine entschiedne Neigung zu plastischer Vollendung und antikem Styl, doch waltet dabei Leben und Natur mit schöner Eigenthümlichkeit in allen seinen Gemälden; er macht es wie die alten Italiener, die das Antike im romantischen Geist und Sinn zu erreichen suchten. Seine Zeichnung ist höchst richtig und von strenger Bestimmtheit, sein Colorit reich und transparent, doch still harmonisch, fern von Buntheit. Er arbeitet mit eben so ernster Sorgsamkeit als Genialität, es steht alles gediegen da. Er liebt die Lichteffecte, aber sie gehen bei ihm aus dem Geist des Bildes hervor. Eines von Girodets schönsten Gemälden ist sein Endymion, den er noch in Italien malte. Sein Hippokrates hat eine wundersam schöne Beleuchtung; sein Joseph, der sich seinen Brüdern zu erkennen gibt, ist ein idyllisches, liebliches Werk; sein Ossian hat Schönheiten der Zeichnung, aber dieser Gegenstand ist in der Erfindung verfehlt. Sehr berühmt ist dagegen die große Sündfluthsscene dieses Meisters, ein Hauch von Buonarotti's Riesengeist weht darin. Ein rein schönes und ewig rührendes Kunstwerk ist hingegen Girodets Atala nach der bekannten Erzählung Chateaubriands. Er malte ferner Napoleon, wie er die Schlüssel der Stadt Wien empfängt. Die Porträts dieses Meisters sind vortrefflich, voll Kraft und Wahrheit. Er selbst ist allgemein geschätzt und geliebt; Rechtlichkeit, Bescheidenheit, Strenge gegen sich und Milde gegen andere

tiefer Kunstsinn und warmes Gefühl, sind die Hauptzüge von Girodets Charakter. Im Jahre 1817 wurde er Ritter des St. Michaelordens. Er arbeitet jetzt an einem sehr großen Gemälde, den heiligen Ludwig in Aegypten darstellend. Wl.

Girondisten (les Girondins), die Partei der Republikaner edlerer Gesinnung in der zweiten französischen Nationalversammlung, (1791 — 1793) der gesetzgebenden, merkwürdig wegen der großen Talente ihrer vorzüglichsten Stimmführer und wegen ihres sechsmonatlichen für sich unglücklich endenden Kampfs mit dem sogenannten Berge in der Nationalconvention. Mann nennt sie Girondepartei, weil die Häupter derselben, Guadet, Gensonné und Vergniaud, an die sich noch zwanzig andere anschlossen, aus dem Departement der Gironde waren. An ihrer Spitze stand der kühne, feurige Guadet, einer der ausgezeichnetsten Redner des Convents. Er war Advocat in Bordeaux, als er, 32 Jahr alt, zum Deputirten der gesetzgebenden Versammlung gewählt wurde. Dies geschah im Jahre 1791, zu einer Zeit, wo der König, nach seiner Rückkehr von Varennes, schon wie ein Gefangener in seinem eigenen Palast gehalten wurde, und das republikanische System bereits in Paris und den Provinzen — am meisten in den Seehandelsstädten — die besten Köpfe, vorzüglich die Ehrgeizigen und die Ränkemacher, doch auch viele gut Republikanischgesinnte für sich eingenommen, und die öffentliche Meinung auf die Nothwendigkeit hingelenkt hatte, an die Stelle des verächtlich gewordenen Thrones eine republikanische Regierungsform zu setzen. — Schon vor ihrer Abreise nach Paris schworen in ihrem Club zu Bordeaux, die im Departement der Gironde gewählten Deputirten, der stürmische Guadet am entschlossensten, die letzte Wurzel des Königthums auszurotten, und eine Republik zu gründen. Darum schlossen sich Guadet und seine Freunde in Paris nicht an den Club der Feuillants an, welcher das constitutionelle Königthum vertheidigte, sondern an die Jacobiner, unter welchen bereits die wildesten Demagogen (die Cordeliers), Danton, Robespierre, Brissot, Petion, Sieyes u. A. theils aus Fanatismus, theils von verwegenem Uebermuth getrieben, den Haß des Volks gegen den König zum gänzlichem Umsturz der Monarchie aufzuregen begonnen hatten. Guadet machte durch seine stürmische Rednerkraft den größten Eindruck. Er wandte sich vorzüglich gegen die Ausgewanderten, die Priester, den Hof und die Minister. So setzten er und Gensonné den 2ten Januar 1792 das Anklagedecret gegen die Brüder des Königs durch. Indes gab es auch gemäßigte Girondisten, die wenigstens nicht offen zu den Königsfeinden gehörten. Aus diesen wählte Ludwig seine Minister; Roland, Servan, Clavière und Dumouriez; allein die übrigen schritten mit um so größerer Heftigkeit auf der Bahn der Revolution fort; und der Angriff auf die Tuilerien am 20sten Juni 1792 wurde als ihr Werk angesehen. Allein durch die ochlokratischen Plane der Faction Dantons besonnener gemacht, fingen sie Ende Juli 1792 an, sich den Constitutionellen mehr zu nähern, und selbst mit dem Hofe zu unterhandeln. Da sie aber ihre Foderungen verworfen sahen, nahmen sie ihr altes System wieder an; doch hatten sie keinen Antheil an dem 10ten August, der ganz das Werk der Faction Dantons war. Sie glaubten, der Augenblick, eine Republik zu errichten, sey noch nicht gekommen, und schlugen sogar vor, dem Dauphin einen Gouverneur zu geben. Nach dem 10ten August wurden

Guadet und andere Girondisten die wirksamsten Mitglieder der Regierungscommission, wo sie nicht nur keine Gewaltthat begingen, sondern selbst Geächtete in Schutz nahmen. Allein bald mußten sie der übermächtigen Partei Dantons weichen, welcher die pariser Stadtgemeinde auf seiner Seite hatte, und unter ihren Augen das Morden der Gefangenen am 2. September geschehen lassen. Doch erhob sich ihre republikanische Begeisterung aufs neue, als die Heere der Verbündeten in Frankreich eindrangen. Damals verlangte Guadet, die kleine Stadt Longwi sollte der Erde gleich gemacht werden, weil sie sich vom Feinde hatte nehmen lassen. Noch größer war sein Muth, mit dem er sich der Faction Orleans widersetzte, und auf die Bestrafung der Verbrechen im September drang. Allein die Girondisten, welche jetzt durch den berühmten Condorcet eine neue Constitution entwerfen ließen, konnten bei ihren Grundsätzen weder auf den Beistand der Constitutionellen noch der Royalisten rechnen; und die Ochlokraten warfen ihnen ihre früheren Verbindungen mit dem Hofe vor; am heftigsten griffen die frechern Jacobiner (die Anarchisten) und die Cordeliers (die Maratisten), vor allen andern Girondisten, Guadet an, weil sie ihn am meisten fürchteten. Dies that vorzüglich Robespierre. Allein der Redner von der Garonne schlug mit der Kraft seines Talents den Günstling des Pöbels leicht zu Boden, so daß selbst seine Feinde den Sieger bewundern mußten. Am kühnsten erhob sich Guadet, als er Danton und Robespierre'n anklagte, daß sie die Stützen einer weit gefährlichern Partei wären. Zugleich ließen die Girondisten, um ihre Feinde zu widerlegen, die Todesstrafe gegen jeden aussprechen, der die Bourbons wieder auf den Thron riefe; hierauf schlugen sie die Todesstrafe gegen die Emigrirten, und den Haftbefehl gegen den Herzog von Orleans vor. — In dem Prozeß des Königs stimmten Guadet, Gensonné und Vergniaud für den Tod, nachdem ihr Vorschlag, daß man wegen der Verurtheilung das Volk befragen solle, verworfen worden war. Nach dem Ausspruch des Todesurtheils verlangte Guadet mit großem Nachdruck den Aufschub der Vollziehung, und bewirkte den vierten Namenaufruf in jenem unglücklichen Prozesse. Indeß konnten sie ihre Feinde nicht entwaffnen. Vielmehr beging die Thalpartei, wie man die Girondisten nannte, weil sie auf den Bänken des Erdplatzes saßen, die Unvorsichtigkeit, gegen Marat (20sten April) eine Anklage zu decretiren. Er ward vom Revolutionstribunale losgesprochen, und der Berg hielt sich durch dieses Beispiel für berechtigt, auch seiner Seits die Girondistenhäupter vor das Revolutionstribunal zu ziehen. Da aber die Ochlokraten und Anarchisten (Marat, Pache, Hebert, Chaumette, Chabot u. A.) sahen, daß sie den Girondisten nicht die Stimmenmehrheit in der Versammlung entreißen würden, so bedienten sie sich der pariser Sectionen, welche mit aufrührerischem Geschrei vor dem Convent erschienen, und die Verurtheilung der Girondisten foderten; doch Guadet siegte diesmal noch. Selbst als die ganze pariser Stadtgemeinde die Foderung wiederholte, triumphirte der unerschrockene Republikaner. Nun bewaffneten jene den Pöbel der Vorstädte St. Antoine u. a. Am 31sten Mai 1793 ward das Zeichen mit der Sturmglocke gegeben. An der Spitze eines bewaffneten Haufens umgab Henriot, der Commandant der pariser Nationalgarde, den Convent, während Hassenfratz, von einer Schaar sogenannter Bittenden begleitet, vor die Schranken trat, und von ihrem Mord-

geschrei unterstützt, die Achtserklärung der 22 Girondisten verlangte. In diesem entscheidenden Augenblicke erhob sich Guadet abermals auf die Rednerbühne, und seine Partei trug auch diesmal noch den Sieg davon. Allein der Aufstand dauerte fort am 1. und 2. Juni, die Anarchisten, von einem unsinnigen Pöbel unterstützt, siegten, eine Liste von 34 von der Girondepartei ward geächtet und zur Erscheinung vor dem Revolutionstribunal verurtheilt. Die meisten der Angeklagten suchten sich durch die Flucht in die westlichen Departements, welche sie hofften, gegen den Convent insurgiren zu können, zu retten. Dieser, unter dem Schutz des Schreckens, der an der Tagesordnung war, schritt aber unaufhaltsam in seinen Maßregeln fort. Die Zahl der Proscribirten wurde auf 53 erweitert; 66 andere, die gegen die Beschlüsse vom 1. und 2. Juni protestirt hatten, wurden aus dem Convent gestoßen und auch in Verhaft gebracht. Es folgten nun schnell Hinrichtungen auf Hinrichtungen. In Paris fiel zuerst Gorsas unter dem Beil der Guillotine (7. October 1793); dann am 31. October Brissot, Gensonné, Vergniaud, Sillery und siebzehn Andere. Wenige retteten sich (unter diesen war Louvet, der seine Begebenheiten während seiner Proscription auf eine höchst anziehende Weise unter dem einfachen Titel: Quelques notices Pour l'histoire [deutsch von Archenholz und von C. F. Cramer] dem Publikum mittheilte). Roland, Lidon, Clavière, Petion, Buzot, Condorcet u. A. gaben sich selbst den Tod. Wir widmen mehreren dieser Männer besondere Artikel. In diesen Zeitpunkt fällt auch Charlotte Corday's, der begeisterten Anhängerin der Girondisten und insbesondere Barbaroux's Ermordung Marats. Allein alle gegen den Convent genommenen Maßregeln reizten nur den Berg zu größerer Wuth und Consequenz. Er gebar das Schreckenssystem und Robespierre's Dictatur. Man vergl. über vieles hier im Allgemeinen Erzählte die besondern Artikel, und über den Fortgang der französischen Revolution den Art. Frankreich.

Giustiniani (Vincent Joseph Philipp), Prinz von Bassano und Corbara, Municipalrath in Rom geb. den 2. Nov. 1762. Die 1798 entstandene römische Republik schickte ihn mit der Nachricht von ihrer Entstehung an das französische Directorium. Seitdem nahm er an allen Veränderungen in Rom einen wichtigen Antheil, indem er stets auf der Seite der siegenden Partei stand. Bei der Vereinigung Roms mit Frankreich ward er 1812 für den Senat erwählt. Seit 1814 ist er päpstlicher Statthalter in einer Provinz des Kirchenstaats, und gehört zu den römischen Baronen, die im Oct. 1816 ihren grundherrlichen Lehnsrechten entsagt haben. Ueber die unter dem Namen der Giustinianischen bisher bekannte Gemäldesammlung s. den folgenden Art.

Giustinianische Gemäldesammlung. Diese treffliche Sammlung befindet sich jetzt in Berlin; der König von Preußen kaufte sie im Jahre 1815 in Paris, und sie wird nun hoffentlich mit einer Auswahl der vorzüglichsten Kunstschätze, die sich in den königlichen Schlössern befinden, vereinet, bald aufgestellt werden, und so eine sehr interessante Gallerie bilden. — Das fürstliche Haus Giustiniani in Rom stammt von einem schon von Alters her berühmten Hause in Genua. Der Sammler dieser Kunstwerke führte den Titel eines Marchese, und lebte am Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts. Zwei Jahrhunderte lang war diese Galle-

rie die Zierde eines der größten Paläste Roms, den derselbe Sammler auf einem Theil der Ruinen von den berühmten Thermen des Nero erbauete. Der größte Theil der Gemälde dieser Gallerie ist von Meistern, die zur Zeit des Sammlers lebten, und von denen viele, die sich diesem Hause verpflichtet fühlten, ihre besten Werke gleich für die Familie Giustiniani bestimmten. Dies macht diese Sammlung auch besonders merkwürdig für die Geschichte der Kunst, denn in jener Zeit flammte der alte Kunstgeist zum letztenmale kräftig auf, obgleich auf andere Weise wir früher, und leuchtete noch in ein ganzes Jahrhundert hinein, aus dessen Lauf wir auch bedeutende Kunstwerke hier finden, da die spätern Prinzen Giustiniani ihre Sammlung noch vermehrten. Man zählt auf 170 Gemälde; im Jahre 1807, wo diese Sammlung nach Paris kam, war sie noch vollständiger, aber manches herrliche Gemälde derselben wurde einzeln verkauft, ehe sie mehrere Jahre später von dem Prinzen Giustiniani an Bonnemaison im Ganzen verkauft wurde. — Aus der frühesten Periode bemerken wir besonders ein Gemälde des Domenico Corradi Ghirlandajo, die Wahrheit vorstellend als eine nur mit zartem Flor bekleidete Gestalt, mit einem spiegelblanken Schild und einem Palmzweig in den Händen. Den Hintergrund bildet eine Landschaft, worin mit kleinen Figuren Paradies und Hölle angedeutet ist, und die Hauptfigur auf einem Wagen von vier weißen Einhörnern gezogen wird. Das Ganze hat das phantastisch Bedeutungsvolle, das mehrern Werken jener frühen Zeit eigen ist. Der Pinsel ist etwas trocken, aber die Behandlung des Nackten schön, der Blick klar und rührend. Ferner sind aus dieser kindlich frommen Kunstepoche sehr bemerkenswerth: drei Madonnen von Francesco Francia, eine Judith von Mantegna (diese Darstellung hatte sich der hohe Meister recht eigentlich zum Studium gewählt, wie seine vielfachen Entwürfe bezeugen, die alle von schöner Eigenthümlichkeit und Hoheit des Gedankens sind) der beweinte Christus von Luca Signorelli, ein jugendlicher Christuskopf, der fälschlich für einen Leonardo da Vinci ausgegeben wird, da er wohl aus Perugino's Schule ist, und zwei Madonnen des Innocentius von Imola, in denen noch die Anspruchslosigkeit und süße Einfalt der alten Zeit herrscht, obgleich der Meister schon einer spätern angehört. — Von den vier Hauptschulen sind folgende Gemälde besonders bemerkenswerth. Aus der Florentinischen: der Raub des Ganymed von Michel Angelo Buonarotti, groß gedacht und erfunden, obschon im verjüngten Maßstab; der Ganymed hat alle die kühnen Verkürzungen und die kraftvolle Bewegung, die diesen Meister bezeichnen, welcher allem Großen verwandt war, der Grazie aber fremd blieb. Dies Gemälde ist so zart und sorgfältig ausgeführt, daß Viele behaupten, es sey nur nach der Zeichnung des Meisters von Marcellino Venusti gemalt. Eine heilige Familie von Fra Bartolomeo della Porta, ein tiefgedachtes, feurig vollendetes Bild. Mehrere köstliche Gemälde von Andrea del Sarto. Venus und Amor von Daniel di Volterra. — Aus der Römisch-rafaelischen Schule ist besonders ein herrliches Gemälde aus Rafaels späterer Zeit hier; Manche behaupten, es sey nach Rafaels Zeichnung von Francesco Penni gemalt, doch die vollendet hohe Schönheit in Form und Ausdruck verräth den Meister selbst. Es ist ein Johannes der Evangelist, auf einem Thron von Wolken sitzend, in hoher Be-

geisterung will er eben die göttliche Offenbarung auf eine Tafel schreiben, die er mit der Linken hält, der Adler ruht zu seinen Füßen. Seine blaue Tunica und sein weitflatterndes violettes Gewand sind so mit weißen Lichtern gehöht, daß sie in den Farben der Morgenröthe zu schillern scheinen. Es liegt etwas namenlos Großes in dieser festen freien Stirne, diesem ernsten dunkeln Auge, diesem sanft wohlwollenden Mund. Wie herrlich ist das rechte Bein gezeichnet, dessen verkürzter Fuß ganz aus dem Bild herauszutreten scheint! Eine Wiederholung dieses Gemäldes befindet sich im Museum zu Marseille. Es war sonst höchst interessant, als Gegenstück zu diesem Gemälde denselben Gegenstand zu gleicher Größe von Dominichino zu sehen, aber leider ist dies treffliche Bild nicht mehr bei der Sammlung. Johannes war gleichfalls sitzend dargestellt, aber auf der Erde, und zwei Engelsknaben trugen ihm Buch und Feder. Es war eins der schönsten Werke Dominichino's. Ferner ist aus dieser Schule eine Vermählung der heiligen Catharina von Giulio Romano, ein ausgezeichnet schönes Bild, worin die schwarzen Töne nicht so vorherrschen, wie oft bei diesem Meister; das Colorit ist heiter und harmonisch, die Köpfe sind von der schönsten Vollendung. So ist auch von diesem Meister die herrliche Copie des Porträts Julius II. nach Rafael, auf welcher bekanntlich Giulio Romano die Ringe anders malen mußte als auf dem Original, um sie unterscheiden zu können. — Aus der lombardischen Schule bemerken wir besonders einen Christuskopf von Correggio, zwei kleine Gemälde seines Schülers Rondani, eine Magdalena und eine Ruhe der heiligen Familie, beide sind flüchtig aber sehr lieblich gemalt; das zweite ist eine freie Nachahmung von Correggio's Zingarella. — Die Arbeiten dieses Meisters, der Correggio's Grazie und Helldunkel mit Parmegianino's Eleganz vereint, sind äußerst selten. Ein Studium von Engelsköpfen von Parmegianino, zwei heilige Familien von Camillo Procaccini, ein Besuch der heiligen Elisabeth bei der Jungfrau, von Pellegrini Tibaldi, und ein Hieronymus von Dosso Dossi, verdienen besonders Aufmerksamkeit. Aus der venetianischen Schule nennen wir vorzüglich die Herodias von Giorgione, ein außerordentlich gut erhaltenes Bild, welches sich durch Ausdruck, Harmonie und ein herrliches Spiel von Licht und Schatten auszeichnet. Die Ehebrecherin vor Christo, von Sebastiano del Piombo, oder wie Einige behaupten, von Pordenone; ein Bild voll Geist, Adel, Anmuth, Wahrheit und Leben, von der höchsten Schönheit des Colorits und der Ausführung, eine der größten Zierden der Sammlung. Alles ist eigenthümlich darin, die Charaktere sind wundervoll individuell aufgefaßt. Der Kopf des Erlösers ist rein menschlich schön, voll Sanftmuth und Milde, der Gegensatz derselben zu der Heuchelei und Verstocktheit der Pharisäer, und der Zerknirschung der schönen reuigen Verbrecherin ist glücklich und mit seltner Kraft dargestellt. Zugleich findet man in diesem Gemälde die Porträts der vorzüglichsten venetianischen Künstler; der israelitische Richter ist Sebastiano del Piombo, der Kopf mit dem schwarzen Bart Palmavecchio, und der Krieger über dem Kopf der Frau ist Giorgione. Eine Venus und eine Badende von Tizian, eine heil. Agnes von Paolo Veronese (für Albano ausgegeben), mehrere schöne Bildnisse von Tintoretto, eine Carita von Turchi und eine Kreuzesabnahme von Paolo Veronese, beweisen nebst mehrern andern schätzbaren Gemälden, wie

eich diese Sammlung von venetianischen Meistern ist. Von diesen ist uch mehreres neu hinzugekommen. Doch die seltensten Schätze dieser Gallerie treffen wir nun unter den Werken der Eklektiker und der Naturalisten. Zuerst bemerken wir das herrliche Gemälde von Lodovico Carracci, Christus, der wunderbarer Weise fünftausend Mann mit ünf Brodten und zwei Fischen speis't. Der Künstler wählte den Augenblick, wo das Volk freudig das Wunder erwartet; Jesus, stehend unter er Menge, wendet sich zu seinen Jüngern, wovon einer die Brodte hält, und segnet die Fische, welche ihm ein Knabe reicht. Es sind zehn Hauptfiguren, ihr Charakter ist groß, das Ganze hat Hoheit und Würde; durch ie sinnige Vertheilung und Verbindung der Hauptfiguren bewirken sie ine Abstufung der Flächen der weiten Landschaft, die mit einer zahllosen Menge Volkes bedeckt ist. Der große Meister, dessen Hauptvorzug innige Klarheit und Würde ist, malte dieses Bild, als er aus Tintoretto's Schule kam, und vereinte darin venetianische Farbengluth mit den großen und richtigen Formen der Florentiner. Zwei kleinere Gemälde desselben Meisters, eine Madonna und eine Venus mit dem Amor, beweisen, wie sehr er auch Correggio's Styl studirte. Von dem kühnen kräftigen Agostino Carracci ist ein Christus mit dem Zinsgroschen hier, und ein todter Christus zwischen zwei Engeln; die wundersame Verkürzung dieser Gestalt, der Ausdruck und die Farbengebung sind im größten Styl. Von Annibal Carracci ist eine Skizze hier, Jesus am Kreuz, die an Charakterkraft, Wissenschaftlichkeit und Anmuth zu den seltensten Meisterwerken gehört. Unter mehreren schönen Werken dieses Meisters bemerken wir noch eine herrliche große Landschaft aus der Gegend von Neapel bei Sonnenuntergang; die Frische der Farben, die Großheit der Composition und die geistvolle Behandlung machen sie zu einem echt classischen Werk. So ist auch von Dominichino eine schöne waldige Gebirgsgegend hier; diese Landschaften großer italienischer Geschichtsmaler sind um so merkwürdiger, da viele Gallerien sie ganz entbehren, und da ihr Styl so groß, ihre Behandlung so kräftig und leicht, ihr Ton in seiner dunkeln Bläue so ernst und still, so romantisch und eigenthümlich ist, daß sie wahre Vorbilder für alle Zeiten bleiben. Besonders merkwürdig ist noch aus dieser Schule ein wundervoll schönes Gemälde des Guido Reni, eines seiner größten Meisterwerke. Es stellt die beiden Eremiten vor, den heiligen Paulus und den heiligen Antonius, die in der thebaischen Wüste sich zusammen unterreden. Die beiden frommen Greise tragen das Gepräge ihrer strengen Lebensart. Ein kahler Felsen bildet den Hintergrund, aber von oben fällt der Glanz einer himmlischen Glorie herein, in deren Mitte man die Madonna mit dem Jesuskind, von Engeln begleitet, sieht. Das Ganze ist im größten Styl gedacht und ausgeführt, einfach und edel, wahr und kräftig sind die beiden Anachoreten, höchst lieblich ist die obere Glorie, alles leicht und höchst genial behandelt. Von Albani finden wir in dieser Sammlung sehr merkwürdige Gemälde aus der Zeit, wo er eben die Schule der Carracci verließ, und daher noch deren größern Styl mit seinem natürlichen Zartgefühl und lieblichen Pinsel verband, auch noch in Lebensgröße malte. So ist hier ein Abendmahl nach einer Zeichnung von Carracci, und eine Folgereihe trefflicher Gemälde, alles halbe Figuren, Christus, Maria, Johannes Baptista, und die Apostel Petrus, Andreas, Bartholomäus, Simon und Judas, Thad-

deus vorstellend. In derselben Größe und Art malte Dominichino gleichfalls nach Zeichnungen des Annibal Carracci, den Johannes, Thomas und Jacobus. Das Studium dieser Köpfe ist ungemein lehrreich und interessant. Von Annibal Carracci selbst sind die Apostel Philippus, Matthäus, Jocobus der kleinere, und Paulus. — Doch nun kommen wir zu dem ersten Meister unter den Naturalisten, von welchem keine Gallerie schönere Werke besitzt als diese, dem Michel Angelo Amerigi da Caravaggio. Zuerst bewundert man sein Altarblatt, die Ungläubigkeit des heiligen Thomas; die kühne Kraft, herrliche Farbengebung, und tief durchdachte Gegeneinanderstellung von Licht und Schatten, die dem Caravaggio eigen sind, bemerken wir hier sowohl als in seinem hier befindlichen heiligen Matthäus und seinem Christus am Oelberge. Doch in ihrer vollsten Originalität zeigt sich seine verwegene Flammenkraft in zwei kühn und groß gedachten allegorischen Gemälden. Auf dem einen ist die sinnliche Liebe unter dem Bilde eines fünfzehnjährigen Jünglings dargestellt; er ist ganz unbekleidet, boshafte Schadenfreude blitzt aus seinen Augen, treulos ist sein Lächeln, er hat Geierflügel, und hält Bogen und Pfeile; neben einem Ruhebett hat er Panzer, Bücher, Lorbeerzweige, musicalische und mathematische Instrumente unter die Füße geworfen, so wie einen Sternenglobus, Krone und Scepter. Der wilden Leidenschaft ist nichts heilig. Das Seitenstück stellt den Sieg der himmlischen Liebe über die irdische vor. Ein gesundheitblühender Jüngling mit einem Panzer bedeckt, mit großen Flügeln und flammendem Schwerdt, hat die sinnliche Liebe zu Boden geworfen, und ihre vergifteten Pfeile zerbrochen. Adel und Schönheit ist hier auf das herrlichste mit kräftiger Behandlung vereint. Außerdem gehört noch ein köstliches weibliches Brustbild von diesem Meister hierher, so wie einige Gemälde des Guercino und Lanfranco, und ein treffliches Stück des Gherardo della Notte, die Befreiung Petrus aus dem Gefängniß. An Meistern anderer Schulen ist die Sammlung nicht sehr reich, wir bemerken nur fünf recht schöne Gemälde von Poussin, eine große Landschaft von Claude Lorrain, eine Fußwaschung von Carl von Mander, eine Carita von Lambiasi (einem genueser Künstler, der in Spanien starb) und eine treffliche Landschaft von Swanevelt. Es ist höchst erfreulich, diese reiche Sammlung nun für immer in Deutschland zu wissen.

* Glasgow, eine große Handelsstadt und Universität in Schottland, am Clyde-Fluß, in 55° 52′ N. B. und 4° 15′ W. L. Die Volksmenge dieser Stadt beträgt nach den neuesten Untersuchungen 120,000 Seelen. Die Stadt ist sehr alt, denn schon im Jahre 560 soll hier ein Bisthum errichtet worden seyn. Die Cathedrale ist aber erst 1123 gebaut. Die Universität wurde im Jahre 1450 von König Jacob II. und dem Bischof Turnbull gestiftet, und ist in neueren Zeiten durch die Vermächtnisse von John Anderson und William Hunter sehr erweitert worden. Andersons Vermächtniß bezog sich auf die Unterstützung von 81 bedürftigen Jünglingen, die nicht allein auf seine Kosten zu Gelehrten, sondern auch zu Kaufleuten, Landwirthen und Künstlern gebildet werden sollten. William Hunter, nicht weit von Glasgow geboren und auf dieser Universität erzogen, vermachte sein herrliches Museum an die Universität. Man schätzt den Werth dieses Vermächtnisses auf 150,000 Pf. Sterling. Es enthält diese

Sammlung nicht allein alle Arten von Naturalien, anatomische Präparate und Münzen aller Art, sondern auch seine ganze Bücher- und Handschriftensammlung, und eine Menge Originalgemälde der ersten Meister. Das Ganze ist in einem prächtigen und geschmackvollen Gebäude, welches ausdrücklich zu dem Ende errichtet worden, aufgeführt. Die Zahl der Studenten auf dieser Universität betrug 1814 mehr als 1400, worunter über 300 Mediciner waren. Außerdem ist noch in Glasgow ein großes Seminar, worin 520 junge Leute unterwiesen werden. Ein großes königliches Krankenhaus hat in dem letzten Jahre 1267 Kranke aufgenommen und kostete jährlich über 3000 Pf. Sterling. Ein treffliches Irrenhaus ward 1810 von einem gewissen Stark erbaut. Auch die Börsenhalle, das Theater, die Sternwarte, die Reitschule, das Magdalenenspital und das öffentliche Gefängniß sind prachtvolle Gebäude, alle seit den letzten 14 Jahren von demselben Baumeister Stark nach großen Mustern der Antike aufgeführt. Unter andern ist das öffentliche Gefängniß mit einer Säulenhalle verziert, die ganz wie das Parthenon in Athen gebaut ist. Man findet in Glasgow eine Bildsäule vom König Wilhelm III. zu Pferde aus Bronze, eine marmorne von Pitt, eine von Bronze, die John Moore, der bei Corunna in Spanien fiel und ein Glasgower von Geburt war, errichtet worden. Auch das Andenken des unsterblichen Nelson ehrten die Einwohner von Glasgow durch Errichtung eines Obelisk von 142 Fuß Höhe. In Glasgow ward 1811 das erste Dampfboot von Heinrich Bell erbaut. Glasgow hat eine dem Handel äußerst günstige Lage. In der Nähe der reichen Steinkohlengruben steht es durch den Clyde mit dem atlantischen Meer, und mit der Nordsee durch den Clyde-Canal und den Fluß Forth in Verbindung. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts war Glasgow der vorzüglichste Stapelplatz für den amerikanischen Tabak, der von hier durch ganz Europa verfahren wurde. In neueren Zeiten hat man sich besonders auf Baumwollenmanufacturen gelegt. In und um die Stadt her sind allein 52 Baumwollenmühlen, die zusammen ein Capital von einer Million Pf. Sterling gekostet haben. Hierzu kommen mehrere große Spinnereien und 18 Manufacturen für Baumwollengewebe mit 2800 Weberstühlen. 18 Calicodruckereien und 39 Glättmaschinen, die durch Dämpfe in Bewegung gesetzt werden. Auch 9 Eisengießereien sind in Glasgow, so wie eine Menge anderer Manufacturen. Es kommen jährlich 40,000 Orthofte Rohzucker, über 200 Orthofte Rum, 54,000 Säcke Caffe und über 30000 Säcke Baumwolle nach Glasgow, welche von da, zum Theil verarbeitet, ausgeführt werden. Welch ein lebhafter Vertrieb in dieser Stadt ist, kann man schon daraus abnehmen, daß die Einnahme des Postamtes in einem Jahre zwischen 30 und 40,000 Pf. Sterling beträgt.

* Gleichgewicht der Staaten, politisches Gleichgewicht, ist die Idee der höhern Staatskunst, daß die nach Außen strebende Macht eines jeden Staates von den übrigen so gemäßigt werde, daß keine Bedrückung oder Beschränkung irgend eines andern daraus erfolge. Es besteht also in der Verbindung mehrerer Mächte zur Abwendung solcher Gefahren, die ihnen von der Vergrößerungssucht einzelner Nachbaren bereitet werden könnten. Sie widersetzen sich daher jedem Umsichgreifen eines andern Staats, das die Unabhängigkeit und Sicherheit des einen Volks beabsichtigt, dadurch aber die der übrigen gefährdet. Die Staaten haben ein natürliches Recht, die Idee eines solchen Gleichgewichts unaufhörlich geltend zu machen; denn nichts

kann unbestrittener seyn, als die Verbindlichkeit der Regierung, sich von außen Sicherheit zu verschaffen, weil ohne diese kein politisches Daseyn, kein Staatenleben überhaupt denkbar ist. Man sieht leicht ein, daß die Idee eines politischen Gleichgewichts, ohne einen wirklichen Staatenverein, der die Gewähr des rechtmäßigen Besitzstandes Aller nach völkerrechtlichen Grundsätzen übernimmt, nicht ausgeführt werden kann. Die Despoten, welche in Asien und Afrika herrschen, können durch einen solchen Verein weder geschützt noch in denselben aufgenommen werden, weil sie überhaupt kein Gesetz anerkennen, sondern Gewalt und Wille über alles Recht erheben. Sie regieren nicht über Völker, sie sind Sclaventreiber, Räuberhäuptlinge und Kriegsbefehlshaber. Sie gehorchen keinem Gesetze, keinem Vertrage, sondern allein der physischen Nothwendigkeit. Darum mußten Tippo Saheb bekriegt, und der Kaiser von Candy entthront werden. Es ist daher höchst auffallend, wenn die europäischen Seemächte wechselsweise die afrikanischen Raubstaaten nicht bloß schützen, sondern sogar durch ihre Consuln den auslaufenden Corsaren Geleitsbriefe ertheilen lassen. Man könnte fragen, ob die amerikanischen Freistaaten mit in das politische Gleichgewicht von Europa gehören. Zwar stehen sie mit allen europäischen Staaten in Verhältnissen; aber die Trennung durch den atlantischen Ocean macht ihre Vergrößerung nur denen bedenklich, die durch ihre Besitzungen an sie angränzen. In diesem Falle sind nur zwei, Großbritannien und, wie es noch scheint, Spanien. Indeß könnte die Ausbreitung der Seemacht jener glücklichen Freistaaten allerdings noch andern Reichen Europens nachtheilig werden, wenn sie sich, wie es vor einiger Zeit den Anschein hatte, auf Inseln europäischer Gewässer ansiedelten, und von dort aus die Sicherheit der Nachbaren bedrohten, d. h. dieselben aus ihrem wohlerworbenen Besitzstande, der auch die Rechte des Handels in sich faßt, zu verdrängen suchten. Es wäre aber ein Widerspruch und eine wirkliche Verletzung des Gleichgewichts, wenn man es so weit ausdehnen wollte, daß keinem Staate von dem andern gestattet würde, sich auf rechtmäßige Weise innerhalb seines natürlichen Kraftgebiets, zu verstärken, durch Handel und Gewerbe die Völker glücklicher und reicher zu machen, und so auf alle Weise seine geistigen und physischen Kräfte durch seinen innern Haushalt zu entwickeln. Das Gleichgewicht der Staaten ist vielmehr eine sittliche Idee. Es soll Jeder so stark und kräftig, so reich und glücklich seyn, als er es in seiner Lage werden kann; aber dasselbe Recht haben auch seine Nachbaren, und die sichtbaren Gränzen aller unter sich bestimmt allein der durch Verträge geordnete Besitzstand eines Jeden. Der diplomatische Verkehr der Staaten unter einander darf also nur innerhalb dieser Rechtssphäre die Machtsphäre eines Jeden beobachten und bewachen. Die Idee des politischen Gleichgewichts spricht den gesunden Menschenverstand so sehr an, daß sie nothwendig entstehen mußte, sobald nur mehrere Staaten sich selbst als moralische Personen erkannten, und mit einander in rechtliche Verhältnisse traten. Beides setzt aber voraus, daß die Civilisation schon bedeutende Fortschritte gemacht habe. Es ist daher grundfalsch, wenn man gesagt hat, daß das politische Gleichgewicht eine Entdeckung sey, die die italienischen Freistaaten erst im 15ten Jahrh. gemacht hätten, um sich den Eroberungsangriffen Königs Carl VIII. von Frankreich zu entziehen. Woher anders entstand der peloponnesische Krieg, als weil die übrigen Staaten Griechenlands die drückende Obergewalt Athens nicht länger dul-

[...]ten wollten? Eben so wußte Athen selbst es sehr wohl, daß Sparta und [u]nd Theben nie zu mächtig werden dürften, wenn seine eigene Sicherheit [n]icht gefährdet werden sollte. Demosthenes entwickelte in seinen Re[d]en, besonders für Megalopolis, so feine Gedanken über diesen Gegen[s]tand, wie sie nur der größte Politiker neuerer Zeiten vortragen konnte; [u]nd Polybius, der im Fache der Staatswissenschaft eben so groß ist als [i]n der Geschichtschreibung, lobt ausdrücklich das Benehmen des Königs Hiero von Syrakus, da er den Carthagern in dem Kriege der Hülfsvölker Beistand leistete. „Man muß, setzt er hinzu, nie die geringen Anfänge [de]r Vergrößerung der Nachbarn gering achten, und nimmer zugeben, [d]aß die Macht eines Staates so sehr wachse, daß man einst einen gerech[t]en Krieg nicht mit gleichen Kräften führen könnte." Unter den Nachfol[g]ern Alexanders war es jedoch mehr der Kampf gegenseitiger Eifersucht, [w]elcher ein gleiches Machtverhältniß ordnete, als die Idee eines politi[s]chen Gleichgewichts. Als später die Herrschaft der Römer Alles unter[j]ochte, als im Anfang des Mittelalters die nordischen Völker mit dem [r]ömischen Reiche auch den gesellschaftlichen Verein zerstörten, da ging die[s]e wohlthätige Idee völlig unter. Auch Carls des Großen Eroberungsplane [u]nd die Isolirung der Staaten unter sich, so wie die Kreuzzüge, ließen [d]ieselbe im späteren Mittelalter nicht wieder aufkommen. Nur im Klei[n]en findet man diese Idee in den Kriegen befolgt, die die christlichen [K]önige der pyrenäischen Halbinsel theils unter sich, theils mit dem [m]aurischen Hofe zu Cordova führten. Aber lebhafter, obgleich nicht [m]it angemessener sittlicher Größe, erwachte der Gedanke an das poli[t]ische Gleichgewicht in den Freistaaten Italiens. Die Kämpfe zwi[s]chen Genua und Venedig, von denen jenes sich mit den byzantinischen [K]aisern verband, dieses sich sogar an die erobernden Osmanen an[s]chloß, hatten ursprünglich keinen andern Zweck, als dem Uebergewicht [d]er einen oder der andern Macht entgegen zu arbeiten; aber weil sie [g]rößtentheils nur diese beiden Staaten beschäftigten, und bloß aus [g]egenseitiger Eifersucht wegen Macht- und Handelsvortheil hervorgin[g]en, so endigten sie mit dem Untergange der schwächern, der Repub[l]ik von Genua. Als hierauf Carl VIII. von Frankreich Italien an[g]riff, um seine Ansprüche auf Neapel geltend zu machen, da regte sich [i]n allen Staaten das lebhafte Gefühl der Nothwendigkeit, dieser Ueber[m]acht entgegen zu arbeiten. Robertson rechnet von dieser Zeit [a]n die Ausbildung der Idee des politischen Gleichgewichts; und in [d]er That kann man so viel zugeben, daß, da damals erst die Staa[t]en in engere Berührung mit einander kamen, die Mächte von [D]eutschland und Spanien gegen die wachsende Macht Frankreichs auf [i]hrer Hut zu seyn anfingen. Noch mehr war dies der Fall, als die [R]eformation mit der Staatskunst zugleich auch die Ansichten [v]om Völkerrechte aufklärte; in den Kriegen Franz I. und [C]arls V. bemerkt man bloß die Absicht eines Jeden, auf Kosten des [a]ndern selbst mächtiger zu werden. Es war die Idee des politischen [G]leichgewichts, welche im 17ten Jahrh. die Fürsten Europens zu ei[n]em allgemeinen Kampf gegen die Anmaßungen des Hauses Oesterreich [b]ewaffnete, die den unsterblichen Gustav Adolph für die Rechte der [r]einern Religion sowohl, als zum Schutz der bedrängten deutschen [F]ürsten, auf den Boden Deutschlands rief. Weil aber die deutschen [F]ürsten selbst unter sich weder einig waren, noch einen großen Mann [au]s ihrer Mitte an ihre Spitze stellen konnten, so übernahmen [f]remde Mächte die Mühe, den politischen Zustand von Deutschland

nach ihrem Bedürfnisse zu ordnen. Dadurch wurde für Deutschland selbst kein Gleichgewicht, sondern eine Vielherrschaft, wohl aber in Deutschland der Angelpunkt des europäischen Gleichgewichts gegründet. Seitdem blieb der westphälische Friede der Polarstern des diplomatischen Staatsschiffs von Europa bis in die neueste Zeit. Uebrigens war die Politik, die ihn dictirte, nicht umsichtig; sie vermied bloß die Scylla von Oesterreich, und gerieth in die Charybdis von Frankreich. Der treffliche große Churfürst, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der treue Bundesgenosse Hollands gegen Frankreich, und der Sieger bei Fehrbellin, war allein viel zu schwach, um Ludwigs XIV. Vergrößerungsplane beschränken zu können. Die Schwäche Leopolds I., der Catholicismus Carls II. und Jacobs II. in England, und die erbärmliche spanische Regierung unter Carl II., dies alles begünstigte den Untergang der Idee des politischen Gleichgewichts zum größten Nachtheil aller, besonders der östlichen Nachbaren Frankreichs. Nur Wilhelm III. von England faßte sie wieder auf; doch im utrechter Frieden kehrte alles zu einer Zweiherrschaft in Europa zurück, deren England mit Frankreich sich anmaßte. Darauf entwickelte sich seit 1740 durch Friedrich II. eine ähnliche in Deutschland, als Preußen Oesterreich gegenüber trat. Indessen ging aus der gegenseitigen Berührung dieser deutschen und jener europäischen Zweiherrschaft, in welche nach Schwedens Sinken Rußland mit eintrat, zuletzt eine Fünfherrschaft für Europa hervor, in welcher Preußen zuerst für die Erhaltung des Besitzstandes, als Princips des europäischen Gleichgewichts, kämpfte, und dadurch eine europäische Macht wurde. Der siebenjährige Krieg (der alle kommende Geschlechter überzeugen wird, daß das Vorhaben einen einzelnen Staat zu unterdrücken, wenn dieser nur moralische Kraft genug, und einen solchen Helden, als der große König, an der Spitze hat, an den Urhebern eines so völkerrechtswidrigen Beginnens sich selbst rächt), hat Preußens Stellung unter den ersten Mächten Europens so sicher gegründet, daß auch die größten Unfälle der neueren Zeiten nur dazu dienen konnten, diesen Staat herrlicher als je zu erheben. Wäre nur sein Ruhm nicht durch die Theilung von Polen befleckt worden! Zwar hatten den ersten Gedanken daran Kaunitz und Catharina; indeß konnte er nur durch Friedrichs Zutritt, bei der unbegreiflichen Gleichgültigkeit Frankreichs und Großbritanniens, ausgeführt werden. Auf solche Weise wurde das politische Gleichgewicht von Europa aufs neue umgestürzt, und selbst die Idee desselben — das Recht — vernichtet. Diese unglückliche Theilung, deren Unrecht durch die zweite und dritte Theilung, denen unläugbare Treulosigkeit Preußens voranging, noch verstärkt wurde, mußte selbst dem größten Eroberer unsrer Tage zum Vorwande dienen, die ganze Idee vom Gleichgewicht der Staaten zum Gegenstand des Spottes zu machen. Wirklich schien es eine Zeitlang, als wenn das sogenannte große Reich alle übrigen verschlingen würde; und ohne die standhafte Consequenz Großbritanniens, ohne die heldenmüthige Ausdauer der Spanier, und die in der Geschichte einzigen Begebenheiten in Rußland, und endlich ohne Preußens riesenmäßige Anstrengungen wäre das Gleichgewicht der europäischen Staaten nur noch ein schöner Traum besserer Zeiten. Natürlich entsteht die Frage, ob denn jetzt seit dem allgemeinen Frieden, das politische Gleichgewicht wieder vollkommen hergestellt, und ob wirklich der heilige Bund nur ein religiöser Ausdruck für jenen Grundsatz sey? Eine unpar-

ciische Ueberlegung des Verhältnisses der Staaten gegen einander hindert uns, diese Frage bejahend zu beantworten. Es ist merkwürdig, daß England bis jetzt seinen Beitritt zum heiligen Bunde verweigert hat. Sollte man wohl sich bewußt seyn, dem Grundsatz des Gleichgewichts entgegen zu handeln? Zwar versichern große, und, wie es scheint, redliche Politiker Großbritanniens, daß diesem Staate nichts daran liegen könne, sich auf Kosten anderer zu bereichern oder zu vergrößern, weil die brittische Staatskunst vorzugsweise eine sittliche sey. Indeß fürchten wir sehr, daß diese nur zu patriotische Meinung durch allgemein bekannte Thatsachen widerlegt werde. Wir wollen die Errichtung des Königreichs Hannover, die Einverleibung alter und reicher preußischer Provinzen mit diesem neuen Staate nicht einmal in Anschlag bringen; wir wollen nur an die unerträglichen Bedrückungen des Seehandels und an die Unterjochung der tapfern portugiesischen Nation erinnern, deren Versuche, dies Joch abzuschütteln, von dem brittischen Statthalter mit den grausamsten Hinrichtungen bestraft worden sind. Was den erhabenen Urheber des heiligen Bundes betrifft, so läßt sich von seinen persönlichen Tugenden am wenigsten Beeinträchtigung der Nachbarstaaten fürchten. Aber ist es in der Politik wohl räthlich, der Persönlichkeit eines Regenten allein zu vertrauen? Ist nicht das östliche, an sich colossale, Reich durch die neueren Friedensschlüsse zu einer solchen Größe angewachsen, daß kaum das ganze verbündete Europa gleiche Streitkräfte ihm entgegensetzen kann? Preußen, sein nächster Nachbar, so hoch verdient um Europens Befreiung und Ruhe, ist weit entfernt, die nöthigen physischen Kräfte wieder erlangt zu haben, um in der politischen Wagschale den Ausschlag geben zu können. Gleichsam, um der preußischen Regierung, deren moralische Kraft so oft erprobt ist, das schwerste Problem vorzulegen, hat man ihr die fremdartigsten Nationen und die entlegensten Länder, beide durch kein gemeinschaftliches Band gehalten, zugetheilt. Man hat gerade solche Völker dem preußischen Scepter unterworfen, die in feindseliger Stimmung und durch frühere Vorgänge erbittert, schwerlich, so lange das jetzige Geschlecht dauert, wahre Anhänglichkeit an die Regierung haben können. Um von den andern Staaten zu reden, so sind freilich Sardinien und die Niederlande, als angenommene Vormauern oder Bollwerke gegen Frankreich, mit reichlichem Länderzuwachs ausgestattet; aber Dänemark und Sachsen haben Ursache, sich bitter zu beklagen, daß in Rücksicht ihrer allein das Eroberungsrecht geltend gemacht worden ist, während andere Staaten die von einem Eroberer ihnen zugeworfene Beute behielten! Die Zukunft muß entscheiden, ob das sittliche Grundwesen des politischen Gleichgewichts deutlicher als bisher anerkannt und ausgesprochen, und dasselbe auch durch die That über die Convenienzpolitik der Mächtigen unter sich erhoben werden wird.

* Gletscher. In allen höheren Gegenden, wo sich die Gebirge über die Schneelinie erheben, sind ihre Gipfel und Seitenflächen mit ewigem Schnee bedeckt. Hier bildet der Schnee einen Ueberzug, der etwas fester als der gewöhnliche Schnee ist, ohne eigentliches Eis zu seyn. An den Seiten der Berge ist mehr Eis als auf den Gipfeln; doch nennt man dies noch nicht eigentliche Gletscher, sondern diese dehnen sich von den Abhängen der Berge bis in die Thäler und weit unter die Schneelinie hinunter. Sie sind also eigentlich große Eisfelder zwischen den Alpen selbst, oft von ganz horizontaler Aus-

dehnung, gewöhnlich aber etwas schräge. Das wahre Gletschereis ist gänzlich von dem Meer- und Flußeis unterschieden. Es legt sich nicht schichtenweise an, sondern besteht aus lauter kleinen zusammengefrornen Schneekörnern, und ist daher bei aller seiner Klarheit und bei seiner oft spiegelglatten Oberfläche, dennoch völlig undurchsichtig, zerspringt auch nicht strahlenförmig, wie das Meereis, sondern hat einen körnigen und knorrigen Bruch. Dabei sind die Gletscher immer voller Spalten und Schrunden, und in diesen Rissen sieht das Gletschereis oben grünlich und in der Tiefe bläulich aus. Wesentlich gehören ferner zu der Natur der Gletscher ihre Ränder, die man in Savoyen Moraines de glaciers, in Island aber Jökelsgiärde nennt. Diese Ränder bestehen aus schlammiger Erde, welche oft schichtenweise mehrere Klaftern hoch über einander liegt, im Sommer einem unergründlichen Sumpfe gleicht, und durchaus keine Vegetation zeigt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese scheußlichen Moränen durch das Schmelzen des niedern Gletschereises entstehen. Offenbar erfolgt dies im Sommer, und wenn es nicht geschähe, so müßten die jährlichen Anhäufungen des im Winter frierenden Schnees diesem endlich eine gränzenlose Dicke geben. Aber es schieben sich auch die großen Eisfelder, wenn im heißen Sommer ihre Ränder schmelzen, weiter in die Thäler hinunter, und erkälten auf eine Zeit lang die Luft in den letztern außerordentlich, bis sie endlich, zum Theil wenigstens, durch die größere Wärme geschmolzen worden. Aber in Norwegen, wo die Sonne weniger Kraft hat, bemerkt man in der Gegend des Sulitelma herabgeglittene Gletscher, welche die Temperatur fortdauernd so sehr erkälten, daß die Schneegränze schon bis auf 3100 Schuh über die Meeresfläche steht. Dies Herabgleiten der Gletscher, welches durch die Schneelawinen im Sommer befördert wird, muß natürlich stärker oder schwächer seyn, nachdem die Ebene des Eisfeldes einen stärkeren oder kleineren Winkel mit dem Horizonte machte. Ganz zuverlässig kann man sich davon überzeugen, wenn man die veränderte Lage großer beweglicher Felsblöcke um die Gletscher her bemerkt, denn diese werden von dem Eise sichtbar fortgeschoben, und man hat am Grindelwald in der Schweiz gesehen, daß solche Steine in einem Jahre 25 Fuß weit fortgeschoben wurden. So sieht man auch in den Moränen oft Rollsteine von bedeutendem Umfang, die von einer ganz andern Gebirgsart sind, als die in den Thälern. Sie mußten daher aus den höhern Regionen der Gebirge abgelös't und herabgedrängt seyn. Man sieht also, daß, wie in manchen Gegenden, und bei heißen Sommern sich die Gletscher vermindern können, sie sich doch auch Jahre lang oft so vermehren, daß sie die Thäler fast unwirthbar machen. Zu ihrer Vermehrung trägt besonders häufiger Wechsel von Thauwetter und Frost bei; zu ihrer Verminderung die Gebirgsströme, welche oft unter ihnen fortgehen, so daß der Gletscher Eisgewölbe über den Strömen bildet. Diese Ströme findet man auch in der Tiefe der großen Spalten, welche dadurch für den Wanderer noch fürchterlicher werden. Zu der Veränderung der Gletscher tragen auch die Lawinen viel bei, welche in den helvetischen Alpen größtentheils Staub- oder Pulverlawinen genannt werden, weil sie aus frisch gefallenem Schnee bestehen, den der Wind mit sich fortreißt, und stäubend in die Tiefe stürzt. Es kommen aber auch, besonders in den norwegischen Alpenthälern, Grund- und Schlackenlawinen vor, welche Steine und Erde mit sich führen, und die Moränen der Glet-

scher vermehren. In Tyrol, in der Schweiz, in Piemont und Savoyen sind so viele Gletscher, daß man berechnet hat, wenn sie alle verbunden würden, so würden sie ein Eisfeld von 70 geographischen Quadratmeilen ausmachen. Es giebt einzelne Gletscher, vorzüglich in Savoyen, von mehr als drei deutschen Meilen lang, einer halben Meile breit, und zwanzig bis hundert Klaftern dick. Einer der berühmtesten ist das Mer de Glace im Chamounythal, etwa 5700 Schuh über der Meeresfläche. In Frankreich bei Beaune, und in den Karpathen bei Oselitz gibt es unterirdische Gletscher, die in großen Höhlen gebildet sind und niemals aufthauen, weil die Sonne nicht auf sie wirken kann. Aus dieser Darstellung ergibt sich, daß in der großen Andeskette keine Gletscher vorkommen können, weil zwischen den Wendekreisen die Temperatur das ganze Jahr sich nicht verändert.

Glühwurm. In Deutschland ist nur ein Insect, das Johanniswürmchen, Lampyris noctiluca, wegen des phosphorischen Lichtes bekannt, das es im Dunkeln verbreitet; im Ganzen aber kennt man acht Arten Insecten, welche die gleiche Eigenschaft haben. Von den Johanniswürmchen sehen die Weibchen den Männchen so wenig gleich, daß man nur durch die Begattung erkannt hat, wie sie zu einer Art gehören. Ist der Glühwurm vollkommen ausgewachsen, so hat er eine Länge von ungefähr ½ Zoll; oben ist er dunkelbraun, und unten gelblich weiß. Ruht das Thier, so ist der kleine schwarze Kopf unter dem Brustkasten verborgen. Die Fühler sind fadenförmig, und bestehen aus elf Gliedern. Das Männchen sieht man selten, das Weibchen oft genug, vornehmlich an schattigen, feuchten und grasreichen Orten. Das schöne, bläuliche Licht kommt aus den drei letzten Ringen des Bauchs. Hier strömt es aus einer gelblichen Substanz hervor, welche in zwei kleinen Säcken unter den Ringen eingeschlossen ist. Man will auch bemerkt haben, daß eine merkliche Vermehrung der Wärme mit dem Leuchten verbunden ist; denn das Thermometer, an diese leuchtenden Punkte gehalten, stieg um 6 bis 8 Grad Fahr. Bringt man jene Säckchen unter Wasser, so leuchten sie wohl 48 Stunden lang ununterbrochen fort. Nur zur Zeit der Begattung findet man diese Erscheinung, die sowohl nach dieser Zeit, als auch mit dem Tode sogleich aufhört. In Südamerika gibt es einen Springkäfer, Elater noctilucus, der so stark im Finstern leuchtet, daß die Karaiben sich desselben statt der Laternen bedienen. Das Licht kommt auch hier aus einer teigartigen Masse, die in zwei Säckchen unter dem Brustschilde enthalten ist. Noch berühmter haben sich die Laternenträger gemacht, von denen die surinamische Art, Fulgosa laternaria, eine sehr große hornige Blase vor der Stirn trägt, die einen starken Schein im Finstern verbreitet. Auch die Feuerassel, Scolopendra electrica, gehört hierher, die zwar vorzüglich in feuchtem Erdreich lebt, aber auch häufig auf Blumen kriecht, und vielleicht die Ursache des blauen Lichtes ist, welches man im Finstern bei manchen Blumen bemerkt.

† Gneisenau (Graf Neidhart von), ward 1760 in Schilda bei der Durchreise seiner Mutter, einer Offiziersfrau, geboren, und nach dem frühen Tode seiner Aeltern bei seiner Großmutter in Würzburg erzogen. Als zwanzigjähriger Jüngling ging er mit den anspachischen Truppen nach Amerika. Da Anspach preußisch wurde, trat auch er in preußische Dienste.

† Goa ist nach dem allgemeinen Frieden den Portugiesen zurückgegeben worden.

Goldschläger nennt man einen Künstler, der das Gold in möglichst dünne Blättchen, zum Behuf des Vergoldens und zu andern Zwecken, verwandelt. Das hierzu erfoderliche Gold muß rein seyn: daher bedient man sich gemeiniglich des Ducatengoldes, welches mit Borax in einem Tiegel geschmolzen, und dann in den sogenannten Zahneinguß oder ein starkes viereckiges Eisen eingegossen wird. Die nun entstandenen Goldzähne oder vierkantigen Prismen werden dann auf die Ziehmaschine oder das Ziehwerk gebracht, wo sie durch starke eiserne Walzen durchgepreßt und dergestalt in immer dünnere Blätter verwandelt werden. Es muß aber das Gold zu diesem Ende jedesmal vorher geglüht werden. Die Blätter oder die Bänder, die auf solche Weise entstanden sind, werden auf dem Amboß noch ebener geschlagen und dann mit der Scheere in kleinere Platten geschnitten, die gewöhnlich einen Zoll ins Gevierte halten, und sechs und einen halben Gran wiegen. Damit diese noch weiter ausgedehnt werden, so legt man sie in die Quetschform, welche ein Buch ist von drei Quadratzoll und 150 Blättern alten Pergaments. In dieses Buch eingelegt bringt man die Goldplatten auf einen marmornen Amboß, worauf sie mit dem Werkhammer so lange geschlagen werden, bis sie zwei Quadratzoll ausgedehnt worden. Dann sind diese Blätter ungefähr so dick wie Papier; sie werden nun in einer eisernen Schachtel wieder geglüht, und in eine zweite größere Quetschform gebracht, wo sie bis auf vier und einen halben Zoll ausgedehnt werden. Jetzt zerschneidet der Künstler die Goldblätter in zwei gleiche Theile, so daß aus 150 Blättern 300 entstehen. Sie müssen nun alle genau abgewogen werden, ehe sie in die dritte oder Dünnquetsche kommen, wo sie von neuem auf drei Zoll ausgedehnt werden. Dann theilt der Goldschläger jedes Blatt kreuzweise und erhält hierdurch von jedem vier kleine Blätter, deren jedes 1½ Quadratzoll groß ist. Ueberhaupt hat er nun 1200 Goldblättchen erhalten. Diese bringt er in die sogenannte Hautform. Dies sind Bücher, die aus Rindsdärmen bestehen. Man zieht nämlich die äußere Haut der Gedärme ab und legt sie, während sie noch feucht sind, mit ihren weichen Seiten auf einander, die nun bald zusammen kleben. Dann werden sie in einer Form gestreckt, das Fett und die Unreinlichkeiten abgeschabt, zwischen weichem Papier geschlagen, damit alles Fett sich in das Papier ziehe, mit Aufgüssen von starken Gewürzen durchnäßt, endlich getrocknet und gepreßt. Vor dem Gebrauch werden sie mit Gipspulver abgerieben, damit das Gold nicht sich an die Häute hänge. Zwischen diesen Häuten schlägt man dann die Goldblätter so lange, bis sie die nöthige Dünne haben. Sie werden hierauf mit der Werkzange in vier Theile zerrissen und von neuem so lange geschlagen, bis sie, gegen das Licht gehalten, grün durchschimmern. Endlich werden diese Blättchen durch die sogenannte Spannzange befestigt und mit der Werkzange ein Blatt nach dem andern abgezogen, und auf ein Kissen gelegt, worauf sie dann mit dem sogenannten Karren oder zwei scharfen stählernen Klingen, die durch Schrauben zusammengehalten sind, zerschnitten und zum Verkauf zwischen Blätter rothes Papier gelegt werden. Sind sie aus dem feinsten Golde gemacht und etwas über 2½ Zoll im Quadrat, so beträgt die Dicke eines solchen Blättchens den 2400sten Theil einer Linie, und es wiegt den 21000sten Theil eines Lothes.

Gomarus, Gomaristen, s. Reformirte Kirche.

Goniometrie. Unter dieser Benennung begreift man alle Sä-
e und Aufgaben in der Geometrie, die die Vergleichung der Winkel
ırch die von ihnen abhängigen Linien erheischt. Es wird daher auch
ie Goniometrie zuweilen als ein Theil der Trigonometrie angesehen.

* **Gonsalvo** (Hernandez y Aguilar) von Cordova, mit dem
Beinamen **der große Feldherr** (el gran Capitan), war zu
Montilla bei Cordova im J. 1443 geboren. Schon als fünfzehnjäh-
iger Jüngling focht er unter seinem Vater Don Diego gegen die
Mauren von Granada. König Heinrich IV. von Castilien vertraute
ım zum Lohn für seine Tapferkeit eine Compagnie Bewaffneter, mit
elcher er bis vor die Thore Malaga's Schrecken verbreitete und
460 den Sieg bei Las Yeguas entschied. Gonsalvo ward auf dem
Schlachtfelde von dem Könige selbst mit dem Ritterschwerdt umgür-
et. Von 1458 — 1467 diente er mit Auszeichnung gegen die Mau-
en, bei der Einnahme von Gibraltar und im Kriege von Catalo-
ien. Stets blieb er Heinreich IV. gegen seinen aufrührerischen Bru-
er Don Alfons getreu. Als nach Heinrichs Tode Ferdinand und
Isabella 1474 den Thron bestiegen hatten, der König von Portugal
hn aber ihnen streitig machte, half Gonsalvo den Sieg bei Toro
476 erkämpfen. Er wurde dafür mit Auszeichnungen überhäuft und
rhielt, als die Vertreibung der Mauren aus Granada beschlossen
worden, das Commando des rechten Flügels des spanischen Heers.
In diesem achtjährigen blutigen Kriege führte er die gefährlichsten
und schwierigsten Unternehmungen aus. Er nahm mit Sturm Sete-
ıil, Conil, Castama u. s. w. Illora eroberte er mit einer einzigen
Compagnie Bogenschützen. Velez-Malaga, Malaga, Baeza waren
Zeugen seiner Tapferkeit. Die tapfersten Mauren, die sich ihm zum
Zweikampf darstellten, erlagen seinem Schwerdt. Als endlich Granada
ich auf Bedingungen, die er abgeschlossen hatte, ergab, trug er beim
Einzuge der Sieger die Fahne Castiliens. Ein noch größerer Schau-
platz öffnete sich seinem Heldenmuth in Neapel, wohin ihn Ferdinand
mit 5600 Mann seinem Vetter gegen die Franzosen zu Hülfe schickte.
Seine Siege und Heldenthaten aufzuzählen, durch die er sich hier
verherrlichte und den Beinamen il gran Capitano erwarb, würde
u weitläuftig seyn. Erst nachdem er den Thron Friedrichs gesichert
und dem Papste Alexander VI. Ostia von den Franzosen zurückerobert
hatte, kehrte er nach Spanien wieder, wo er nach kurzer Ruhe ge-
gen die aufrührerischen Mauren in den Alpuxarras focht, als durch
die Thronbesteigung Ludwigs XII. in Frankreich der Krieg um Nea-
pel aufs neue begann. Gonsalvo ging 1500 abermals mit einem
Corps von 4300 Mann dahin ab, anscheinend zum Beistande der Ve-
netianer gegen die Türken. Er befreite auch zuvörderst Zante und
Cephalonien von den Ungläubigen, und gab sie den Venetianern zu-
rück, die ihn dafür mit reichen Geschenken und mit dem Titel eines
venetianischen Nobile belohnten. Hierauf landete er auf Sicilien und
erklärte dem Könige von Neapel, daß er gekommen sey, denjenigen
Theil des Königreichs zu besetzen, der vermöge des mit Ludwig XII.
geschlossenen Vertrags an Spanien kommen solle. König Friedrich,
der sich so plötzlich von zwei Feinden bedrängt sahe, rettete sich durch
die Flucht. Die Franzosen unter dem Herzoge von Nemours zogen
in Neapel ein, während Gonsalvo zu Tropea landete, Calabrien
besetzte, und sie auffoderte, nach dem Vertrage die Provinzen Basi-

licata und Capitanata zu räumen. Die Franzosen, welche diese Landschaften zu ihrem Antheil (Abruzzo) rechneten, weigerten sich, und so kam es zum Kriege zwischen den Franzosen und Spaniern, der mit abwechselndem Glück bis zur berühmten Schlacht bei Semiana (1502) geführt wurde. Die Franzosen unterlagen und Gonsalvo gewann durch diesen Sieg beide Calabrien. Einen noch größern Sieg erfocht er 1503 bei Cerignola, in dessen Folge sich Abruzzo und Apulien unterwarfen, und Gonsalvo in die Hauptstadt Neapel einzog. Um die Eroberung des Reichs zu vollenden, rückte er jetzt vor Gaeta. Da er aber einsah, daß diese Eroberung höchst schwierig und langwierig seyn würde, übergab er den Befehl an Don Piedro Navarro und rückte selbst dem Feinde entgegen. Er schlug den Marquis von Mantua. Da er aber hörte, daß die Franzosen am linken Ufer des Garigliano in einer festen Stellung lagerten, zog er auf dem rechten Ufer dorthin. Vergebens versuchten beide Heere mehrere Tage den Uebergang über den Fluß, Gonsalvo's Lage, der nur 8000 Mann gegen 30,000 hatte, wurde wegen des Mangels an Lebensmitteln noch kritischer. Er beschloß, eine entscheidende Schlacht zu liefern. Sein Sieg war vollkommen und hatte den Fall von Gaeta zur Folge. Jetzt war der Besitz Neapels gesichert. Ferdinand verlieh dem Sieger das Herzogthum Sesa und ernannte ihn zum Vicekönig mit unbeschränkter Gewalt. Seine Leutseligkeit, Gerechtigkeit und edelmüthige Gesinnung erwarben ihm bald die Liebe des Volks. Aber eben dadurch und überhaupt durch sein Glück hatte er sich auch mächtige Feinde zugezogen, die es bei Ferdinand dahin brachten, daß er anfangs in seiner Macht beschränkt, zuletzt aber von seinem Posten abgerufen wurde. Ferdinand kam selbst nach Neapel und nahm ihn mit sich nach Spanien zurück, wo er ihn zum Großmeister des Ordens des heiligen Jacob machte. Gonsalvo, mißvergnügt, seinen Einfluß verloren zu haben, verband sich mit dem Connetable von Castilien gegen den König, der jedoch dem Ausbruch eines Aufstandes durch kluge Maßregeln zuvorkam. Consalvo begab sich hierauf auf seine Güter in Granada. Der Zwist mit dem Könige, der die höchste Schonung und Vorsicht gegen den alten Helden ausübte, dauerte noch eine Zeit lang fort. Endlich versöhnten sich beide und Gonsalvo war im Begriff, wieder an die Spitze des Heers zu treten, als er 1515 zu Granada starb.

Görres (Joseph) ein geborner Coblenzer. In seinem Leben spiegelt sich die Zeit, so wie in allen volksthümlichen Naturen, und man kann das Leben eines solchen Mannes nicht darstellen, ohne des Lebens der Zeit zu gedenken. Im Jahre 1789 waren wir alle unerfahrne Knaben, die von weitem hörten, was sich in Paris und in Frankreich bewegte. Als 1792 die deutschen Truppen gegen Frankreich zogen, und wie die preußischen Regimenter in geschlossener Ordnung hinziehen sahen, zweifelten wir nicht an dem Erfolge, und glaubten festiglich an den Sieg der Deutschen über die Franzosen, wie bei Roßbach. Als aber der Feldzug in Champagne strenge über das Manifest des Herzogs von Braunschweig gerichtet, als die Franzosen schnell nach Mainz gingen und diese Festung in wenigen Tagen nahmen, da sahen wir, daß die Dinge sich anders verhielten, wie wir bis dahin geglaubt. Bald gewann das höhere Interesse der Menschheit den Sieg über das Gefühl der Landsmannschaft, und wir waren jung genug, den Proclamationen Custine's und Dumouriez's zu glauben, in denen klar zu lesen, daß sie sich

nicht gegen die Völker, sondern nur gegen die Könige, gegen den Adel und die Priester bewaffnet; daß sie nichts wollten, wie die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz, die Gleichheit der Abgaben und die Abschaffung der Zehnten; ferner allgemeine Maße und Gewichte, und eine allgemeine Brüderschaft für alle Völker der Erde, so daß in Zukunft kein Krieg mehr seyn sollte, und Niemand ein Eroberer, sondern vielmehr jeder im Schatten des Baumes, den er gepflanzt, dessen Früchte genießen, und ohne etwas davon an adelige Zwingherren abzugeben, die stets gewohnt, da zu ärnten, wo sie nicht gesäet. In diese Periode fällt es, wo Görres als 16jähriger Jüngling nach Mainz ging und dort die Männer Gottes im Club besuchte. Allein bald überwarf er sich mit dem Bürger Blau und andern Clubisten, und hielt im Wirthshause, wo er wohnte, Reden, die stark besucht wurden, wahrscheinlich weil sie besser waren, als die im Club. — Das Drama der Revolution ging indeß immer weiter, und man sah, wie ohnmächtig die veralteten Kräfte gewesen, die sich mit dieser Naturbegebenheit in den Kampf gewagt. Bonaparte siegte in Italien in 9 Monaten in 67 Schlachten, Uebergängen und Gefechten. Er stiftete den neuen Freistaat, die cisalpinische Republick. Hoche, Sieger in Deutschland, wollte die cisrhenanische stiften. Görres ging mit einer Deputation nach Paris. Allein der schnelle Tod von Hoche vereitelte den ganzen Plan mit der zisrhenanischen Republik. Indeß wurde denn doch das linke Rheinufer mit Frankreich assimilirt, die Freiheitsbäume wurden gepflanzt, die Zehnten abgeschafft, die Klöster aufgehoben und die adeligen Güter zu den Steuern gezogen. Görres, der die Schlechtigkeit des Directoriums in der Nähe gesehen, mochte damals wohl schon aus dem Irrthume kommen, in dem wir andern noch blieben, die immer noch an die Republik glaubten und der Meinung waren, daß in Paris alles so sey, wie es am Rheine erschien. Am Ende ging uns ein Licht auf, wie es eigentlich mit der Republik beschaffen gewesen, als Bonaparte kam und die große Erbschaft der Revolution als Universalerbe in seine Tasche und in die Taschen seiner Brüder steckte. Indem man nun von französischer Seite viel Schlechtigkeit und eine große Helle des Verstandes sah, und von deutscher Seite viel Gutmüthigkeit und eben so viel Mattigkeit, konnte man nicht anders, als sich von beiden wegwenden und sein Gemüth gegen die Wissenschaften richten, in welchen zu gleicher Zeit Freiheit und Licht wohnten. In dieser Periode ging Görres nach Heidelberg und lebte dort als Privatlehrer eine romantische Zeit. Brentano, Arnim und mehrere Freunde waren damals in Heidelberg versammelt, und das Studium der alten Lieder und der alten Zeit war wieder erwacht. Görres gab sich diesem ganz hin. Es herrschte zugleich in Heidelberg eine erfreuende und erfrischende Polemik mit dem alten Voß und mit dem Dänen Baggesen, die sich den Romantikern und den Sonetten allen Ernstes widersetzten. Görrers kehrte nach Coblenz zurück, wurde bei der dortigen Schule angestellt und legte sich auf die Naturphilosophie und aufs Persische. Schon in Heidelberg hatte er über die asiatischen Mythen gelesen. — Als in Saragossa's Feldern die Morgenröthe eines neuen Tages aufging, zogen ihn die Weltgeschicke aufs neue an, da es schien, als wenn Bonaparte's Stern seinen Bogen durchlaufen habe, und in die niedersteigenden Zeichen getreten. Als Moskau's Flammen den angebrochenen Tag einer neuen Zeit verkündet, da war Görres einer

der Ersten, welche diesen Tag erkannten, indeß viele andere noch im Bonapartischen Aberglauben befangen blieben, sich seine Schlechtigkeit zwar nicht verbergend, allein doch immer der Meinung, daß er der Einzige sey, der das Regieren verstehe — und nicht wissend, was nach ihm kommen sollte. Mit der leipziger Schlacht war Bonaparte's Macht auch in der Meinung vernichtet, und auf dem rechten Rheinufer stand das Volk in seinem Landsturm ohne Rückhalt gegen ihn auf. Später auf dem linken. Görres war der Erste. Sich eben von einem Lazarethfieber erholend, das er sich beim Besuchen eines französischen Hospitals zugezogen, in welchem das menschliche Elend nach der Schlacht von Leipzig so gränzenlos gehäuft war, gab er mit der Mitte Januars (1814) den rheinischen Merkur heraus. Gruner war General-Gouverneur in Coblenz, und stand mit Görres in freundschaftlichen Verhältnissen. Alle Nachrichten, die von der Armee ans General-Gouvernement kamen, wurden diesem gleich mitgetheilt, und der Merkur war eine der bestunterrichteten Zeitungen, welche sich zugleich durch Kühnheit und durch Großartigkeit der Gesinnung und Ansicht vor allen hervorthat. Die große Bewegung, die damals in Deutschland herrschte, und das Neue und Reizende der freien Sprache in den Zeitungen, denen die Zunge nun auf einmal gelös't war, nachdem sie 10 Jahre lang geschwiegen, machte, daß alle diese geschriebenen Zeitungen ungemein gelesen wurden. Die deutschen Blätter, die Brockhaus herausgab, gingen im Anfange bis zu 9000 Expl., und der Merkur, obgleich oft so sehr im großen Style geschrieben, daß viele Leser ihm nicht folgen konnten, ging bis über 3000 Expl. Die Franzosen, welche wohl fühlten, welche Wirkung er hervorbringe, nannten ihn la cinquième Puissance. Als bei der langen Abwesenheit des Staatskanzlers in Paris, in Berlin eine Art Rückwirkung gegen die Bewegung der Zeit erfolgte, und Görres in einem großen Aufsatze, unter dem Titel: Rückwirkung in Berlin, die Schmalzische Geschichte darstellte, wurde mit Anfang 1816 der Merkur verboten, und einige Monate später auch Görres von der Stelle entfernt, die er beim General-Gouvernement gehabt (er war Director des öffentlichen Unterrichts), und ihm sein Gehalt entzogen. — Görres lebte nun wieder als Privatmann, und da sein Freund, der General Gneisenau, auch Coblenz verließ, und sich dort sehr unangenehme Spannungen zwischen den einrückenden preußischen Behörden und den Eingebornen ergaben, so ging er mit seiner Frau und seinen Kindern nach Heidelberg, und lebte dort in den Schätzen der alten Zeit, die von Rom zurückgekommen. Im Jahre 1817 kam er nach Coblenz zurück. Als die große Hungersnoth eintrat, trat er wieder ins öffentliche Leben und stellte sich an die Spitze der Hülfsvereine. Als die Hungersnoth gelindert war, zog er sich wieder zurück. Die Art, wie er hier wirkte, vermehrte das große Ansehen, das er unter den Eingebornen genießt. Bei der Uebergabe der merkwürdigen Adresse der Stadt Coblenz und der Landschaft an den König, in der Audienz bei dem Fürsten Staatskanzler am 12. Jan. 1818 war er der Sprecher der 18 Abgeordneten, der die Wünsche und Hoffnungen der Bewohner des Landes dem Fürsten vortrug. (S. den im Druck erschienenen Bericht von dieser Audienz.) Görres gehört zu den Naturen, die sich jedesmal einer Idee ganz hingeben, und die jedesmal von dem bewegt werden, was die Zeit bewegt. Der Geist der Zeit regt sich in ihnen, so wie der Wind, dessen Säuseln

man zwar in den Gipfeln der Bäume hört und dessen Richtung man sieht, den man aber im Flachen nicht wahrnimmt. Flache Naturen sind da-her immer der Meinung, daß solches alles nachahmend geschehe, finden auch hierein einige Unstetigkeit und einige Inconsequenz. Die Berli-ner haben sich die Mühe genommen, eine Schrift unter dem Titel: die Roth- und Schwarzmänteler, herauszugeben, in welcher sie Auszüge aus Görres Schriften von 1797 — 1800 gaben. Von dem, was Görres da-mals geschrieben, kann er, wie Schiller in der Vorrede zu seinen Ge-dichten sagen: „Ich habe mich so, wie alle meine Kunstgenossen vor den Augen der Nation und mit derselben gebildet. Ich wüßte auch keinen, der schon vollendet aufgetreten wäre. Ich freue mich, daß mir das Ver-gangene vorüber ist, und in sofern ich sie überwunden habe, mag ich auch meine Schwächen nicht bereuen." Ein Knabe, der sich im 12ten Jahre nicht mit jedem Hunde balgt, und ein Jüngling, der im zwanzigsten kein Republikaner ist, wird sicher ein Lump oder ein wohlgezogener Philister, der, wenn er im fünfzigsten Jahre einen Orden bekommt, jeden Tag zwei Stunden unter den Linden spazie-ren geht, und dann gegen Jedermann ungemein schmunzelnd höflich ist. Jedes Alter trägt seine besondern Blüthen und Früchte, und wer im zwanzigsten Jahre die Republik für die beste Regierungs-form gehalten, hält zwanzig Jahre später das Königthum dafür, so wie Möser. Die Vergangenheit hatte sich 1789 an der Gegen-wart hart versündigt, daß sie, in alten Formen beharrend, nicht mit der Gesellschaft fortgeschritten war. — Wie ohnmächtig die Vergan-genheit geworden, das sah man in dem Kampfe, den sie mit der Gegenwart begann, und so wie der Feldzug in Champagne ein strenges Gericht über das Manifest des Herzogs von Braunschweig hielt, so hielt die ganze Revolution ein strenges Gericht über die Vergangenheit, die sich in alten Formen gegen sie auflehnte und überall geschlagen wurde. Als nun die Gegenwart anfing, sich auf ihre eigene Hand zu setzen, und ganz von der Vergangenheit zu scheiden, hielt das Schicksal auch über diese Gericht, und zeigte, daß eine völlige Gleichheit der fruchtbarste Boden für die Anarchie und für die Despotie sey. Früher trösteten wir uns leicht über die Unordnungen der Revolution; man übersieht sie, so dachten wir und endlich führt die Unordnung zur Ordnung (le désordre ame-nera l'ordre). Hierüber öffnete uns Bonaparte die Augen, der sich in dieser Hinsicht große Verdienste um unsere Beurtheilung poli-tischer Begebenheiten erworben. Die Gegenwart darf sich nie von ihrer Vergangenheit scheiden, sonst wird sie ruchlos, wie der ein-zeln lebende Mensch. Allein die Vergangenheit muß sich mit ihren Institutionen auch der Entwickelung der Gesellschaft nachbilden, und sie bringt die Gegenwart in Aufruhr, wenn sie sie mit alten Ein-richtungen plagt, die aus einer Zeit stammen, wo die Gesellschaft ganz anders eingerichtet war. Nach der Erfindung des Schießpul-vers und nach Einführung der stehenden Heere und der stehenden Steuern konnten die Einrichtungen des Lehnwesens und die Be-freiungen des Adels nicht anders als drückend für die Gesellschaft seyn, da sie aus einem ganz andern Zustande derselben hervor-gegangen, der längst vorüber war. Das Auflehnen der Gegen-wart gegen die Vergangenheit, das unter dem Namen der franzö-sischen Revolution bekannt ist, hätte nie Statt gefunden, wenn Lud-wig XVI. den Muth gehabt, im Jahr 1779 eine genaue Statistik

von allem Grundeigenthume Frankreichs aufnehmen zu lassen, und dann eine völlige gleiche Vertheilung der Grundsteuer nach dieser Statistik angeordnet. Da das Königthum dieses unterließ, so schaffte die Gegenwart sich selbst ihr Recht, und da ging es dann so her, wie es gegangen hat, da jeder ein schlechter und parteiischer Richter in seiner eignen Sache ist, auch die Gegenwart. — Wir konnten diese Darstellung dessen, was sich begeben, füglich an den Namen eines Mannes knüpfen, in dem sich die Bewegung der Zeit so klar abgespiegelt, und die, indem er, bei einer ihm natürlichen Gleichgültigkeit gegen das Geld, sich stets von allem eigenen Vortheile fern gehalten, immer ein reines und getreues Bild dieser Bewegung geben. Denn was die letzte Zeit mitunter so schielend machte, das war der persönliche Eigennutz derer, die sich der Sache des Volks annahmen, und die es bald dahin brachten, daß der Ausdruck: se mettre dans la Révolution, so viel hieß als: se mettre dans les Commerces. Görres ist vielfach für einen Jacobiner gehalten worden, allein seine Feinde haben es ihm lassen müssen, daß, wenn er einer gewesen, er immer ein uneigennütziger gewesen, und daß er nie das Seine gesucht, als worin ihn viele von denen übertroffen, die nach ihrer Angabe dreißig Jahre dem Staate gedient. Bg.

Görz (Johann Eustach Graf von). Dieser ausgezeichnete Staatsmann ward geboren den 5ten April 1737 in der jetzt hessischen Herrschaft Schlitz. Er empfing den ersten unvollkommnen Unterricht im väterlichen Hause, besuchte mit seinem 13ten Jahre das Carolinum zu Braunschweig, kehrte von da auf anderthalb Jahre in die Heimath zurück und bildete sich dann zu Leiden und Straßburg, auf welcher letztern Universität Schöpflin sein Lehrer in der Staatengeschichte, dem Staatsrechte u. s. w. war. Er wurde zunächst in Weimar angestellt, trat aber schon 1756 als Kammerjunker und Regierungsrath, später Hofrath, in gothaische Dienste. Hier lebte er in dem trefflichen Cirkel der Herzogin Louise, folgte aber 1761 der schon 1759 von der Herzogin Amalia von Weimar an ihn ergangenen Einladung, die Erziehung ihrer beiden Söhne, des jetzigen Großherzogs Carl August und Constantins, zu übernehmen. Nicht ohne Bedenklichkeit und Mißtrauen in seine eignen Kräfte trat der zweiundzwanzigjährige Jüngling dieses schwierige Geschäft an, das er vierzehn Jahre lang mit dem glücklichen Erfolg fortführte. Nachdem er seine Zöglinge auch nach Jena, und auf einer siebenmonatlichen Reise nach Carlsruhe, wo der Erbprinz mit der Prinzessin Louise sich verlobte, und nach Paris begleitet hatte, ward er 1775, drei Monate vor dem Regierungsantritt Carl Augusts, ehrenvoll mit einer lebenslänglichen Pension von 1500 Thalern entlassen. Er blieb indeß in Weimar, begleitete den Herzog zu seiner Vermählung nach Carlsruhe, ward auf kurze Zeit Oberhofmeister der jungen Herzogin und lebte ohne Amt, als sich ihm 1778 plötzlich eine höhere Laufbahn öffnete. Friedrich II., der ihn kennen und schätzen gelernt hatte, wählte ihn zu seinem geheimen Agenten in München und Zweibrücken, um nach des Churfürsten von Baiern, Maximilian Josephs zu Ende des Jahres 1777 erfolgtem Tode zu verhindern, daß der Nachfolger und dessen Agnaten gegen Oesterreich in die Theilung Baierns einwilligten. Der Auftrag war eben so schwierig als gefährlich, dennoch nahm ihn Görz an. Da der Churfürst von der Pfalz bereits eingewilligt hatte, wandte er sich sogleich an den Her-

zog von Zweibrücken und hinderte eben noch dessen Beitritt zu dem Vertrage mit Oesterreich. Friedrich erhob ihn zum Lohn für diesen großen Dienst noch in Zweibrücken zum wirklichen Staatsminister und Grand Maître de la Garderobe. Kaum war Görtz nach Berlin zurückgekehrt, als der König ihn zu seinem Gesandten am petersburger Hofe ernannte. In dieser Eigenschaft verlebte er sechs Jahre in Petersburg und nur mit Mühe bewirkte er 1785 seine Abberufung. Friedrich II. starb; um dieselbe Zeit brachen die Unruhen der Patriotenpartei in Holland aus. Görtz ward von Friedrich Wilhelm II. zur Beilegung derselben dahin gesandt, scheiterte jedoch in dieser Angelegenheit, wie er vorausgesehen hatte, theils an den entgegenwirkenden Ränken des versailler Hofes, theils an dem steigenden Uebermuth der Patrioten, dem eine kräftige Sprache entgegenzusetzen ihm ausdrücklich untersagt war. Er hatte dadurch unverschuldet in dem Vertrauen seines Königs verloren und blieb ein Jahr ohne Anstellung. Aber im August 1788 ward er zum Reichstagsgesandten in Regensburg ernannt und diesen Posten bekleidete er mit Ehre und Auszeichnung bis 1806. Er hatte in dieser Zeit auch dem Rastadter Friedenscongresse und der zur Vollziehung des Lüneviller Friedens in Regensburg zusammengetretenen außerordentlichen Reichsdeputation beigewohnt, und sich dabei um seinen Monarchen und einzelne deutsche Fürsten verdient gemacht. Nach dem unglücklichen tilsiter Frieden aber nahm er seinen Abschied, den ihm der König in den huldvollsten und verbindlichsten Ausdrücken gewährte und begab sich nach Regensburg, dort seine letzten Tage zu verleben.

Gosselin (Pascal François Joseph), ein im Fache der alten Geographie ausgezeichneter Gelehrter, geboren zu Lille den 6ten Dec. 1751, ist Conservateur administrateur der k. Bibliothek, Mitglied der Akademie der Inschriften und Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Auf seinen Reisen in Frankreich, der Schweiz, Italien, Spanien und den Niederlanden (1772—1780) erforschte er die Angaben der römischen Itinerarien. Seit 1784 bis 1792 war er Mitglied des Handelscollegiums Seine 1789 gekrönte Preisschrift, eine Vergleichung des Strabo und Ptolemäus in Hinsicht ihrer Verdienste um die Erdkunde, öffnete ihm die Akademie. Im J. 1794 setzte ihn, auf des Volksrepräsentanten Calon Vorschlag, der Wohlfahrtsausschuß, „in Requisition," um mit im Kriegsdepartement zu arbeiten, und die Commission des öffentlichen Unterrichts befahl 1796 den Druck seiner im Kriegsdepot niedergelegten geographischen Untersuchungen. Er ward Mitglied des Instituts, und 1799 an Barthelemy's Stelle Aufseher des Münzcabinets, der geschnittenen Steine und der Antiken. Im J. 1801 wählte ihn die Regierung als Mitarbeiter an der franz. Uebersetzung des Strabo, in welcher die mit G bezeichnete Anmerkungen ihn zum Verfasser haben. Seit 1804 Mitglied der Ehrenlegion ernannte ihn der König 1814 zum Offizier derselben und 1816 zu einem der ersten Redactoren des Journal des savantes. Seit 30 Jahren hat er eine Sammlung von römischen Silbermünzen angelegt, welche die reichste nach der des Königs ist. Auch sammelt er griechische Münzen in Beziehung auf die Münzkunst von den ersten Versuchen bis zur höchsten Ausbildung der Kunst bei den Griechen, die erste Sammlung dieser Art, die man kennt. Unter seinen Werken zeichnen sich aus: Géographie des Grecs analysée, Paris 1790, und sein Hauptwerk: Recherches

sur la Géographie systématique et positive des Anciens. 4 Vol. 4. 1798 — 1813, mit einem Atlas. Noch ist er, nebst dem Abbé Tersan, Verfasser der Description des médailles du Cabinet de M. d'Ennery, 1788.

Gracchus (Tiberius Sempronius und Cajus), s. Gracchen.

Gradmessungen. Als Newton gelehrt, daß wegen des Umschwungs der Erde um ihre Axe diese um den Aequator höher seyn müsse und ihr Durchmesser unterm Aequator um $\frac{1}{230}$ größer sey als ihr Durchmesser unter den Polen, woll'en die Franzosen gleich hingehen und dieses durch eine Messung in Frankreich untersuchen. Denn wenn dieses war, so bildete die Erde keine vollkommene Kugel, sondern ein Ellipsoid (eine Pomeranze) und wegen der Abplattung gegen die Pole hin müssen die nördlichen Grade größer seyn als die südlichen. Newton sagte aber, sie möchten dieses unterlassen. Denn der Unterschied zwischen einem Grade bei Dünkirchen und zwischen einem Grade bei Bayonne sey so klein, daß sie mit ihren unvollkommnen Instrumenten solches gar nicht finden könnten, ja sie fänden vielleicht das Gegentheil und brächten dann die Wissenschaft durch fehlerhafte Zahlen in Verwirrung. Allein sie ließen sich nicht abhalten und maßen flugs ein Paar Grade und fanden dann auch gerade das Gegentheil, wie Newton solches vorhergesagt. Sie sagten: aus ihren Messungen folge, daß die Polaraxe größer sey und daß die Erde eher einer Citrone gleiche, als einer Pomeranze. Nachdem vierzehn Jahre lang hierüber leere Reden geführt worden, beschloß endlich die Akademie der Wissenschaften den Anfang mit dem Anfange zu machen, und einen Grad unterm Aequator und einen in Lappland messen zu lassen. Jetzt fand sich nun, daß der nordische Grad größer seh als der unterm Aequator und daß Newton recht gehabt, als er sagte: daß die Erde abgeplattet sey. Allein es fragte sich nun, wie viel diese Abplattung betrage? Die Theorie gab $\frac{1}{230}$, wenn die Erde in einem völlig flüssigen Zustande war, als sie anfing, sich zu drehen. Allein die Messungen gaben immer andere Resultate, je nachdem man diese oder jene Messung bei der Rechnung zum Grunde legte. Denn nicht allein in Amerika und Lappland waren Gradmessungen gemacht worden, sondern auch in Frankreich, England, Ungarn und Italien. Man schloß hieraus, daß die Erde kein völlig regelmäßiger Körper sey, sondern daß sie große örtliche Ungleichheiten habe. Obschon dieses möglich ist, so war der Schluß doch zu voreilig; denn die angeführten Ungleichheiten konnten eben so gut von den Fehlern der Messungen herrühren, da man sehr unvollkommne Instrumente gebraucht hatte, und sehr kleine Bogen gemessen. Um für alle Leser völlig verständlich zu seyn, wollen wir kurz anführen, wie bei einer solchen Messung verfahren wird. Wenn die Erde eine Kugel ist, so stehen alle Lothe, die auf der Erde aufgehangen werden, nach dem Mittelpunkt der Kugel. Das Loth, welches unterm Pol steht, gerade nach dem Polarstern (wir wollen der Kürze halber annehmen, daß dieser genau im Pol des Himmels steht, obgleich er etwas von ihm entfernt ist, welches aber auf die folgende Darstellung keinen Einfluß hat) und das Loth, welches auf dem Aequator steht, macht einen Winkel von 90 Grad mit jenem. Indem nun ein Astronom vom Pole nach dem Aequator geht, kann er überall sein Loth aufhängen und wenn er nun nach dem Polarstern sieht, so sieht er, ob sein Loth 1. 2. 3. 4 oder 5 Grad von ihm entfernt ist, — und so kann er mit Hülfe des Polarsterns und seines Lothes 90 Gradsteine einsetzen, die vom

Pole bis zum Aequator stehen, und deren jeder vom andern einen Grad entfernt ist, welches auf der Erde 15 deutsche Meilen macht. — Mißt er nun von einem Steine zum andern, so kann er sehen, ob alle Grade gleich groß sind. Das Messen von einem Gradsteine bis zum andern hat geringe Schwierigkeiten, weil man die Entfernung mit Dreiecken mißt. Zuerst mißt man in einer Ebene eine Standlinie von 2 oder 3 Stunden Länge, und hat man diese mit aller Genauigkeit mehrmals gemessen, so daß auf 36,000 Fuß nur etwa 1 oder 2 Fuß Fehler gemacht sind, so mißt man die Winkel, welche diese Standlinie mit den benachbarten Kirchthürmen macht, und berechnet davon ihre Entfernung mit Hülfe der Dreimeßkunst. Von einem Gradsteine bis zum andern kann man so genau messen, daß auf 6000 Fuß nicht mehr als 1 Fuß gefehlt wird, und da die Entfernung 15 deutsche Meilen oder etwa 350,000 Fuß ist, so fehlt man noch keine 60 Fuß. Allein die Schwierigkeit liegt darin, daß man den Winkel, den das Loth mit dem Polarsterne macht, und der die Polhöhe heißt, bei jedem Gradsteine sehr genau beobachten muß. Man theilt bekanntlich den Grad in 60 Minuten und die Minute in 60 Secunden. Da nun ein Grad auf der Erde 350,000 Fuß groß ist, so ist eine Secunde 97 Fuß groß. Fehlt man also 2 Secunden, so begeht man einen Fehler von 194 Fuß, der dreimal so groß ist als der von 60 Fuß, den man in der Dreieckmessung begangen hat. Dieser Fehler von 194 Fuß bleibt derselbe, man mag einen Bogen von 1 Grad oder von 10 Grad oder von 20 Grad messen. Als die Franzosen ihr neues Maß- und Gewichtsystem auf das Metre bauten, welches der 10millionste Theil vom Aequator bis an den Pol seyn sollte (ungefähr 3 Fuß 1 Zoll), mußten sie die Größe der Erde und die Größe der Abplattung sehr genau kennen. Sie maßen deßwegen in Frankreich nicht einen Bogen von einem Grad, sondern einen Bogen von 10 Grad. Zu gleicher Zeit wurde in Schweden im Jahr 1802 der Grad aufs neue und mit bessern Instrumenten gemessen als Maupertuis vor achtzig Jahren gebraucht hatte, und so war denn die Größe und die Abplattung der Erde zwar noch nicht völlig genau, allein doch nahe genau bekannt. Seit dem Frieden mit England ist die Gradmessung, welche in England unter dem General Roy gemacht worden, mit der französischen in Verbindung gesetzt, und so ist denn ein Bogen von 20 Grad, der von den balearischen Inseln auf der Küste von Spanien über Frankreich und England bis zu den orcadischen Inseln geht, gemessen worden, und dadurch die Größe der Erde und ihre Abplattung so genau bestimmt worden, als sie sich in Europa bestimmen läßt. Die Abplattung ist nämlich zu 1/300 gefunden. Bei den Gradmessungen ist noch eine Schwierigkeit, an die man früher nicht gedacht hatte. Das Loth kann durch die Anziehungskraft der Berge etwas von seinem senkrechten Stande abgezogen werden. Maskelyne hat hierüber Versuche angestellt, aus denen hervorging, daß in der Nähe hoher Berge das Loth nicht senkrecht steht. Nun kann man bei der Bestimmung der Polhöhe zwar einen solchen Ort aussuchen, wo keine Berge vorhanden sind, z. B. am flachen Seeufer; allein man ist doch nie sicher, daß das Innere der Erde vollkommen von gleichförmiger Dichtigkeit sey, und daß das Loth auch in den Ebenen bis auf eine Secunde völlig senkrecht stehe. Wenn hierbei nun eine Ungewißheit von 2, 3 oder 4 Secunden Statt findet, so ist es auch deßwegen vortheilhaft, einen großen Bogen zu messen, weil bei einem Bogen von 20 Grad der Einfluß dieses Fehlers auf

die Rechnung auch ums Zwanzigfache geringer ist, als bei einem Bogen von nur einem Grade. — In Deutschland kann man keinen Bogen messen, der größer als etwa 7 Grad oder 100 Meilen ist, nämlich von Constanz bis Lübeck. Nachdem also die Engländer und Franzosen 20 Grad gemessen haben, so kann es nur von einem geringen Nutzen seyn, in Deutschland noch einmal sieben Grad zu messen. Auch selbst dann, wenn die Erde ein irregulärer Körper ist, und ihre Figur in Deutschland anders als in England, so müßte man, um diese örtlichen Ungleichheiten zu bestimmen, mit einer großen Sorgfalt verfahren, damit die Fehler der Messung nicht größer wären, als die Ungleichheiten der Erde — und man nicht die Abweichungen der Astronomen von der Wahrheit für Abweichungen der Erde von ihrer regelmäßigen Gestalt halte. Auf jeden Fall wäre zu rathen, daß man mit dem astronomischen Theile der Messung den Anfang mache, da dieser der schwierigere, und man nicht eher mit den Dreiecken beginne und von einer Gradmessung rede, bis man diesen glücklich vollendet habe. Gradmessung eines Längengrades. Die Längengrade sind unterm Aequator am größten und nehmen nach den Polen immer mehr ab. Auf dem Aequator hat ein Längengrad 15 deutsche Meilen, bei uns nur noch 8½ und so kann man die Größe jedes Grades berechnen, sobald die Figur der Erde bekannt ist. Ist die Figur der Erde aber nicht ganz regelmäßig, so haben auch die Längengrade, auf derselben Breite nicht überall dieselbe Größe, und man hat davon gesprochen, dieses ebenfalls durch eine Gradmessung zu untersuchen. Diese Aufgabe ist in den Dreiecken eben so leicht, wie die Messung eines Breitengrades, aber in dem astronomischen Theile ist sie gerade 15mal so schwierig. Der Längenunterschied zweier Orte wird in Zeit bestimmt, da der Ort, der 15 Grad nach Osten liegt, eine Stunde früher Mittag hat. Eine Stunde ist also 15 Grad, oder, den Grad zu 8½ Meile gerechnet, 127½ Meile oder etwa 3 Millionen Fuß. Eine Zeitminute ist 50,000 Fuß und eine Zeitsecunde 800 Fuß. Um jede Zeitsecunde, um die man sich in der Uebertragung der Länge irrt, irrt man sich um 800 Fuß. Bei einer Entfernung von 127 Meilen die Zeit bis auf 2 oder 3 Secunden sicher mit Raketen oder Blickfeuern zu übertragen, ist eine in der Astronomie fast unauflösliche Aufgabe, und während man bei den Dreiecken auf einen solchen Bogen nur etwa 200 Fuß Ungewißheit hat, hat man im astronomischen Theile der Messung vielleicht eine Ungewißheit von 2000 Fuß. Es ist daher auch hier das zweckmäßigste, gleich mit dem astronomischen Theile, als dem schwierigsten, anzufangen und vor allem zu versuchen, ob man mit Blickfeuern den Längenunterschied bis auf eine Secunde genau zwischen zwei Orten bestimmen kann, die nur eine Stunde von einander entfernt sind, und deren Längenunterschied man aus dem Dreiecke schon vorher bis auf den hundertsten Theil einer Secunde berechnet hat. Die Gradmessungen gehören in der Geographie zum großen Sonntagsstaat, und daher wird oft nicht mit der Bescheidenheit von ihnen gesprochen, welche der Schwierigkeit der Aufgabe angemessen ist. Bz.

Gräen, Töchter des Phorkys und der Keto. Hesiodus kennt zwei, Pephredo und Enyo, und sagt, daß sie Grauhaarige genannt wurden, weil sie vor der Geburt schon grau waren. Aeschylus versetzt sie nebst ihren Schwestern, den Gorgonen, auf die Schreckensflur Kisthene und beschreibt sie als drei scheußliche hochbetagte Jung-

rauen, schwanenfarben, einäugig und einzahnig, denen weder Sonne noch Mond leuchtet. (S. Perseus.)

Granvella (Anton Perrenot, Cardinal von), Minister Carls V. und Philipps II. und einer der geschicktesten Staatsmänner des 16ten Jahrhunderts, war 1517 zu Ornans in der Grafschaft Burgund geboren, studirte mit großem Eifer zu Padua, dann Theologie zu Löwen, und ward darauf von seinem Vater in die Staatsgeschäfte eingeführt. Im Besitz von sieben Sprachen, die er sämmtlich mit Leichtigkeit sprach, mit seltenem Scharfblick und unermüdeter Geduld ausgestattet, dabei von einnehmender Gestalt und gefälligen Sitten, folgte er ganz seinem Ehrgeiz, dem keine Würde im Staate zu hoch erschien. In seinem dreiundzwanzigsten Jahre zum Bischof von Arras ernannt, begleitete er seinen Vater auf den Reichstag nach Worms und Regensburg, wo beide Unterhändler vergebens bemüht waren, die ausgebrochenen Religionsunruhen zu unterdrücken. Auch dem tridentischen Concilium wohnte er bei und suchte hier die Christenheit für den Krieg gegen Frankreich zu gewinnen. Als nach der Schlacht bei Mühlberg die Protestanten Frieden begehrten, ward Granvella mit Abfassung der Bedingungen beauftragt; und er täuschte den Landgrafen von Hessen, dem man die Freiheit zugesichert hatte. Zu gleicher Zeit ließ Granvella Costnitz den Protestanten durch Ueberfall entreißen. Im J. 1550 ward er Staatsrath; er bewahrte die Reichssiegel. Die Unruhen in Deutschland dauerten fort und im J. 1552 wäre der Kaiser von den Protestanten in Inspruck beinahe gefangen worden. Er floh bei Nacht in einer Sänfte, und Granvella begleitete ihn mit eingelegter Lanze. Der passauer Vertrag, welcher bald darauf Deutschland rettete, machte Granvella's Geschicklichkeit große Ehre. Im J. 1553 unterhandelte er die Vermählung Don Philipps mit Maria von England, welche Spaniens Macht auf den höchsten Gipfel bringen sollte. Zwar wurden diese Absichten durch Maria's kinderlosen Tod vereitelt, indeß hatte Granvella's Eifer ihm die Gunst Philipps II. gewonnen. Den ersten Beweis davon empfing er dadurch, daß Philipp ihm auftrug, die Rede, welche Carl V. bei seiner Abdankung vor den flandrischen Ständen hielt, zu beantworten. Granvella sprach auf eine des großen Gegenstandes vollkommen würdige Art. Der Waffenstillstand von Vaucelles hatte die Ruhe zwischen Frankreich und Spanien auf fünf Jahre hergestellt. Heinrich II. brach ihn, und nach anfänglichen Unfällen ward ihm das Glück günstig. Granvella knüpfte daher Unterhandlungen an, und unterzeichnete 1559 den Frieden zu Chateau-Cambresis. Philipp verließ sofort die bereits höchst unzufriedenen und mißvergnügten Niederlande, und ließ Margaretha von Parma als Statthalterin und Granvella als ihren Minister zurück. Auf diesem Posten mußte ihn der Haß des Volks treffen, das alle strengen Maßregeln ihm zur Last legte, während seine Feinde bei Philipp vorgaben, daß seine Schwäche und Milde die Fortschritte der neuen Lehre befördere. Philipp aber kannte die Talente seines Ministers besser, und ernannte ihn zum Erzbischof von Mecheln. Sein Eifer für die Wiederberufung des tridentischen Conciliums und die Unterdrückung des Bajanismus erwarben ihm den Cardinalshut. Granvella's Feinde ließen indeß nicht ab, ihn mit den verhaßtesten Anklagen zu verfolgen, sie wußten auch die schwache Margaretha gegen ihn einzunehmen, und so ertheilte ihm endlich 1564 Philipp den Befehl,

in die Franche-Comté zurückzukehren. Nur zu bald erkannte Margaretha ihren Fehler, sich eines so treuen und eifrigen Ministers beraubt zu haben. Sie suchte ihn vergeblich zur Rückkehr zu bewegen. Granvella verlebte jetzt fünf Jahre unter Studien und im Umgang mit Gelehrten. Er wohnte dem Conclave bei, das Pius V. zum Papst erwählte. Im J. 1570 sandte ihn Philipp abermals nach Rom, um mit dem Papst und den Venetianern ein Bündniß gegen die Türken zu schließen. Diese bedroheten Neapel, wohin Granvella als Vicekönig gesandt wurde. Er traf hier unter so schwierigen Verhältnissen nicht nur die zweckmäßigsten Vertheidigungsmaßregeln, sondern gab auch die trefflichsten Verordnungen für den innern Wohlstand, und Neapel durfte von seiner Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit noch größere Vortheile erwarten, als er plötzlich 1575 in den Staatsrath berufen wurde. Philipp, eifersüchtig auf den Ruhm, selbst zu regieren, begnügte sich, Granvella den Titel eines Präsidenten des höchsten Raths von Italien und Castilien zu ertheilen, so daß der Cardinal zwar nicht dem Namen nach, aber in der That erster Minister war. Als solcher unterhandelte er mit Gewandtheit die Vereinigung Portugals mit Spanien, war Zeuge des von ihm vorausgesehenen Aufstandes der Niederlande und schloß die Verbindung der Infantin Catharina mit dem Herzog von Savoyen, die ein Meisterstück der Politik war, indem Frankreichs Planen auf Mailand dadurch kräftigst entgegengewirkt wurde. So rastlos beschäftigt starb er 1586 an der Schwindsucht. Wie man auch über Granvella urtheilen mag, so muß man ihm doch mehrere von den Eigenschaften, die einem großen Minister nöthig sind, zugestehen. Er war unermüdlich, fest in seinen Entschlüssen, von scharfem Blick, hochgesinnt, untadelhaft in der Verwaltung, gemäßigt selbst gegen seine schwächern Feinde, und stets für Spanien und die Religion thätig.

Gratians Decret, s. Canonisches Recht.

Gratius, mit dem Beinamen Faliscus, von seiner Vaterstadt Falerii, war ein Zeitgenosse und Freund Ovids, der ihn mit Lob erwähnt. Dies ist aber auch das einzige Zeugniß über ihn von den Alten. Wir besitzen von ihm ein am Ende mangelhaftes Gedicht über die Jagd mit Hunden, Cynegeticon, dessen erste Entdeckung man dem Sannazar zuschreibt. Es ist gewöhnlich mit dem Nemesian und Calpurnius zusammen herausgegeben. Die besten Ausgaben sind von Kämpfer, Leyden 1728, 4., und von Burmann in den Poetae latini minores, Leyden 1731.

* Graubünden, das obere Rhätien der Alten, sonst unabhängig, ist seit 1798 einer der schweizer Cantone. Begränzt ist es im Norden von Glarus, St. Gallen und dem Voralberg; im Osten von Tyrol; im Süden von Veltlin, Mailand und dem Canton Tessino; im Westen vom Canton Uri. Es ist der größte unter den schweizer Cantonen, da sich der Flächeninhalt auf 140 deutsche Q. Meilen erstreckt. Es wird in fünf große Hauptthäler eingetheilt, so wie sich die Nation in drei Bunde abtheilt. Was jene geographische Eintheilung betrifft, so heißt das erste Thal das des hintern Rheins; dies schließt den Rheinwald, das Schamserthal, die Via Mala, und das Domleschthal in sich. Das letztere wird durch den hintern Rhein gebildet, ist das mildeste Land in Graubünden und enthält 22 Dörfer, in denen das Romanische, ein Gemisch aus Latein, Deutsch und Italienisch, gesprochen wird. Das Schamserthal enthält bei 1½ Meile

Länge 8 — 9 treffliche Dörfer. Zwischen diesem und dem Rheinwald ist die fürchterliche Via Mala, welche durch den hintern Rhein gebildet wird. Hier und in dem Rheinwald dauert der Winter wegen der Höhe der Gebirge neun Monate. Hier gehen zwei schreckliche Wege nach Italien, über den Splügen und über den Bernhard. Jenen überstiegen im J. 1800 die Franzosen unter Macdonald, diesen wagte Le Courbe mit einer bedeutenden Abtheilung des französischen Heeres i. J. 1797 zu betreten. Das zweite Thal ist das des vordern Rheins, velches, von der westlichen Gränze und dem Gotthard her, sich bis nach Chur und Luziensteg erstreckt. Hier sind die interessantesten Punkte: die alte Benedictinerabtei Disentis, deren literarische Schätze aber nebst den alten Gebäuden die Franzosen i. J. 1799 ihrer Rachsucht opferten, ferner Ilanz (die Stadt) und das alte Chur, wo man noch viel römische Alterthümer und Münzen findet. Das dritte Thal ist Engadin, oder das obere Innthal, welches sich von Südwest nach Nordost erstreckt, zwar keine bedeutende Stadt, aber desto mehr unvergleichliche malerische Ansichten enthält. Das vierte Thal wird von der Albula gebildet, die auf dem Julier- und Septimerberge entspringt, und sich bei Thusis in den hintern Rhein ergießt. Endlich das fünfte heißt Brettigau, liegt ganz an der nördlichen Gränze, in der Nähe von Vorarlberg, und Mayenfeld ist die Hauptstadt. Die drei Bunde, in welche sich die Nation theilt, sind der Bund des Hauses Gottes, dessen Hauptstadt Chur, der graue Bund, der sich nach Ilanz hält, und der Bund der 10 Gerichte, welcher Davos als seinen Hauptort ansieht. An diesen drei Orten versammeln sich jährlich im September 63 Abgeordnete der Bunde unter drei Anführern, berathschlagen über das Wohl des Landes, und schlichten die Rechtshändel in der letzten Instanz. Was die Religion betrifft, so bekennen sich ungefähr ⅔ der Einwohner zur helvetisch protestantischen Kirche. Aber die Geistlichen haben ein so schlechtes Einkommen, daß sie sich durchgehends nebenher auf den Handel legen müssen, um leben zu können. Nur eine einzige lateinische Schule ist in Chur. Die Volkszahl schätzt man auf 80,000 Seelen. Von diesen reden etwa 10,000 einen italienischen Dialect, und zwar in Engadin, etwa 28,000 sprechen schweizerisch-deutsch und über 36,000, besonders an den Quellen des Rheins, das sogenannte Romanische und Ladinische. Diese Sprache ist höchst interessant, weil sie ein Ueberbleibsel der alten Romana rustica ist. Der Handel der Graubündner ist sehr beschränkt und wird durch die fürchterlichen Engpässe ihrer Gränzen ungemein gehindert. Man führt, hauptsächlich nach Mailand, Vieh, Käse, Steinkohlen und seltene Fossilien aus, muß aber dafür Korn, Salz, Leinwand und Tücher vom Auslande nehmen.

Gravis, s. Accent.

*Greenwich, ein Marktflecken in der Grafschaft Kent, am südlichen Ufer der Themse, der vorzüglich wegen des großen Seehospitals und der Sternwarte berühmt ist. Das Hospital ist eines der prachtvollsten Gebäude, fast ganz aus Sandstein aufgeführt, und besteht aus vier abgesonderten viereckigen Höfen, welche die Namen der Regenten führen, unter denen sie erbaut worden. König Carls und der Königin Anna Gebäude liegen nach Norden, König Wilhelms und der Königin Maria Höfe nach Süden. Zwischen den beiden ersteren ist ein großer Zwischenraum, auf welchem die Bildsäule Georgs II. in Marmor steht. In Königs Carls Gebäude sind die Gemächer des Oberaufsehers und seiner Unterbeamten, auch wohnen hier

300 Kostgänger. In der Königin Anna Gebäude werden 437 Veteranen erhalten. Der Theil, welcher König Wilhelms Namen trägt, ist unstreitig der prächtigste; er ward von dem berühmten Christoph Wren aufgeführt. Hier sind 551, endlich in dem Gebäude der Königin Maria 1092 Betten. Außer den Ringmauern des Hospitals ist noch ein zweistöckiges viereckiges Krankenhaus mit 64 Zimmern, in deren jedem vier Betten sind. Ferner ist in der Nähe des großen Hospitals ein Schulhaus von 146 Fuß Länge, worin 200 arme Matrosenkinder unterrichtet werden. In dem großen Hospital werden etwa 2400 invalide Seeleute unterhalten, die entweder durch Alter, oder durch Wunden, die sie in Gefechten erhalten, unfähig zum Dienst geworden sind. Auch Ausländer haben Ansprüche auf diese Wohlthat, wenn sie zwei Jahre in brittischem Sold gestanden. Die Witwen der Matrosen nimmt man vorzugsweise zu Wärterinnen, deren 144 sind. Davon bekommt jede jährlich 8 Pfd. Lohn, nebst völlig freiem Unterhalt. Die Invaliden erhalten Kleidung, Kost und etwas Taschengeld. Ueber diese treffliche Anstalt führen die ersten Staatsbeamten von England, die Erzbischöfe, der Lord Kanzler und der Lord Mayor von London die Oberaufsicht. Die Einkünfte der Anstalt werden theils aus wohlthätigen Stiftungen, theils aus Strafgeldern, theils aus den Beiträgen genommen, die jeder Matrose zu 6 Pence monatlich entrichten muß. Die Kosten des Unterhalts eines jeden Invaliden schätzt man auf 27 Pf. 10 Sch. jährlich. Die zweite Merkwürdigkeit in Greenwich ist die herrliche königliche Sternwarte, welche 1675 von Carl II. erbaut worden, und durch welche die englischen Geographen und Seefahrer den ersten Meridian ziehn (17° 40, von Ferrol). Hier haben zum Theil sehr berühmte Astronomen gelebt. Auf Flamstead, den ersten, folgte Halley, auf diesen Bradley, dann Bliß und Maskelyne; der jetzige heißt Pond. Die Bevölkerung von Greenwich beläuft sich auf 17,000 Seelen.

† Gregoire (Henri Graf). Im J. 1815 unterzeichnete er in der Liste des Instituts die von Bonaparte gegebene Additionalconstitution mit Nein. Bei der neuen Bildung des Instituts im J. 1816 ward er nicht als Mitglied der Akademie beibehalten. Als Schriftsteller hat Gregoire Wärme und Einbildungskraft, aber wenig Kritik und Methode; auch spricht er oft und gern von sich selbst. Sein Hauptwerk ist die Histoire des sectes religieuses. Sie wurde 1810 verboten und erschien 1814, 2 B. Im J. 1773 schrieb er eine von der Akademie zu Nancy gekrönte Preisschrift: Eloge de la poésie, im J. 1789 das von der Akademie von Metz gekrönte Essai sur la régénération physique, morale et politique des Juifs. Interessant sind seine Trois Rapports sur les destructions opérées par le vandalisme 1794 u. a. m., sur les inscriptions des monuments publiques, sur la bibliographie, sur l'ordre de Malte u. s. w. Sehr selten ist sein Essai historique et patriotique sur les arbres de la liberté 1794. Inhaltreich sind: de la Littérature des Nègres 1808, de la Domesticité chez les peuples anciens et modernes, 1814. Seine Schrift: De la constitution française (die des Senats) an 1814, erlebte vier Auflagen. Im J. 1818 schrieb er über das neue Concordat Ludwigs XVIII. mit Pius VII. eine interessante Kritik.

Gregor der Große, s. Päpste.

Gregor (Mac-), aus einer alten schottischen Familie, einer der kühnsten Anführer der spanisch-amerikanischen Insurgenten, diente

als Capitain bei der brittischen Armee in Spanien mit Auszeichnung, ward Oberster und erhielt einen spanischen Ritterorden; allein er entzweite sich mit seinen Obern, verließ 1811 die englische Armee, ging nach Caraccas, wo er sich mit einer Eingebornen vermählte, und diente in der Reiterei von Venezuela. Als Miranda durch Capitulation gefangen wurde, begab er sich nach Carthagena, landete hierauf im Juli 1816, nebst Bolivar (s. d. Art.) an der Küste von Venezuela, trug zur Eroberung von Barcelona (in Südamerika) bei, und erfocht mehrere Vortheile über die königlichen Truppen im J. 1816. Im Mai 1817 unternahm er an der Spitze von 500 Abenteurern aus allen Nationen, die er in den vereinigten Staaten versammelt hatte, einen Zug nach Florida, und bemächtigte sich der Insel Amelia, verließ sie aber, und an seine Stelle trat der Commodore Aury, der die Insel räumte, als nordamerikanische Truppen im December 1817 von der Insel Besitz nahmen. Mac-Gregor hielt sich noch eine kurze Zeit in Venezuela auf und kehrte hierauf im Jan. 1818 nach England zurück. Dieser tapfere, für die Sache der freien Amerikaner begeisterte Mann voll ritterlichen Muths, der das Schwerste wagt, besitzt ausgebreitete Kenntnisse und ist ein erfahrner Krieger.

Gregorianischer Calender, s. Calender.

Greifswalde, eine als Universität und als Handelsplatz wichtige Stadt in Vorpommern, nur eine Stunde von der Ostsee entfernt. Sie zählt etwa 4000 Einwohner. Die Universität ward 1456 von Herzog Wratislaw gestiftet, hat über 35,000 Thaler jährl. Einkünfte und eine ansehnliche Bibliothek.

Grenada und Grenadillen, s. Antillen.

Grenville (Thomas), ein englischer Staatsman, zweiter Sohn des George Grenville, der von 1773 bis 1775 Staatsminister war, und jüngerer Bruder des verstorbenen Marquis von Buckingham, trat um das J. 1784 in das öffentliche Leben ein, als ein Anhänger von Fox und der Opposition, worüber er mit seinen Verwandten zerfiel. Doch konnten die Freunde des berühmten Fox erst im J. 1790 seine Wahl zum Parlamentsgliede durchsetzen. Bei der Parlamentswahl 1796 söhnte er sich mit seiner Familie aus, und ward von der Stadt Buckingham gewählt. Als der König von Preußen die Sache der Coalition gegen Frankreich im März 1794 verließ, sollte er als außerordentlicher Gesandter nach Berlin gehen, um das preußische Cabinet wieder in die Allianz zu ziehn. Bei der Ueberfahrt nach Holland im Winter 1795 litt er Schiffbruch, und rettete sich mit Lebensgefahr auf dem Eise, drei engl. Meilen bis an die Küste. Seine Sendung war vergeblich; denn der Abbé Sieyes hatte bereits die Bestätigung des Vertrags zwischen Preußen und der französischen Republick in Berlin erlangt. Nach Lord Sidney's Tode 1800 ward Thom. Grenville zum Oberst-Aufseher der Gewässer und Wälder südwärts vom Trent ernannt.

† Griechische Kirche. Solche Versuche haben zur Entstehung einiger Secten in der griechischen Kirche Anlaß gegeben, welche die tolerante russische Regierung jetzt ungekränkt ihren Cultus ausüben läßt. Schon im 14ten Jahrhundert sonderte sich die Partei der Strigolniken nur aus Haß gegen die Geistlichkeit ab, wurde aber, weil sie sonst nichts Eigenthümliches hatte, bald wieder zerstreut. Dasselbe thaten mit mehr Erfolg um 1666 die Roskolniken, d. h. Abtrünnigen, die sich selbst Staro-werzi, d. h. Alt-

gläubige oder Isbraniki, d. h. Auserwählte, nennen, weil sie die um diese Zeit von dem Patriarchen Nikon unternommenen liturgischen Neuerungen nicht genehmigten. Diese nach und nach in zwanzig verschiedene Parteien zerfallene Secte bildete keineswegs eine geschlossene Gesellschaft mit eigenen Symbolen und Gebräuchen, sondern einzelne von einander unabhängige Gemeinden, welche sich durch Beibehaltung der unveränderten slavonischen Agende und Liturgie und der alten Kreuzesbezeichnung von der griechischen Mutterkirche unterscheiden, selbst geweihte Geistliche haben und durch frühere Verfolgungen gedrängt, größtentheils in die östlichen Provinzen des russischen Reichs gewichen sind. Noch jetzt gehören die meisten donischen und asiatischen Kosaken zu dieser Secte, die in Sibirien am zahlreichsten ist. Die einzelnen Parteien derselben halten mehr oder weniger an den, den Roskolnicken überhaupt zugeschriebenen Eigenheiten, daß sie den Gebrauch des Tabaks und der starken Getränke für sündlich erklären, noch strenger als die orthodoxe Kirche fasten, den Eid verweigern und aus ähnlichen fanatischen Gründen, wie sonst die Wiedertäufer, zu Empörungen gegen die Obrigkeit geneigt sind. Pugatschew, selbst ein Roskolnik, fand bei seiner Empörung unter ihnen den meisten Anhang. Jetzt haben sie viel von diesen und andern Schwärmereien in Rücksicht der Ehe, der Kleidung, des Priesterstandes und Märtyrerthums nachgelassen, und scheinen sich allmälig wieder unter die Orthodoxen zu verlieren. Vertriebene Roskolniken, welche sich unter Anführung eines Aeltesten Philipp Pustoswiät in Litthauen und Ostpreußen niederließen, waren die Philipponen, die noch jetzt in Neuostpreußen einige von der preußischen Regierung geduldete Gemeinden bilden. Sie weichen darin von der griechischen Kirche ab, daß sie statt der Popen Aelteste haben, von denen sie keine Absolution annehmen, Firmung und Ehe für keine Sakramente, und die Trauung für unnöthig halten, den Eid und die Kriegsdienste verweigern, und die alten Agenden und Kreuzeszeichen unverändert lassen. Weiter vom Glauben der griechischen Kirche entfernen sich die Duchoporzy, eine auf den Steppen jenseits des Dons angesiedelte Secte, die die Trinitätslehre verwirft und nur die Evangelien annimmt, keine Kirchen und Priester hat, und den Eid, wie die Kriegsdienste für unerlaubt hält. Antitrinitarier ähnlicher Art sind die unpopischen Russen oder sogenannten russischen Juden im Gouvernement Archangel und Catharinoslaw, von denen man nur weiß, daß sie weder Christum noch die Heiligen verehren, selbst die Taufe verwerfen und weder Priester noch Kirchen haben. Ueber die alten von der griechischen Kirche ausgegangenen, schismatischen und ketzerischen Religionsparteien in Asien und Afrika, s. die Art. Copten, Habesch, Jacobiten, Nestorianer, Maroniten Armenier. F.

Grimod de la Reynière (Alex. Balthas. Laurent) der witzigste Epikuräer des neueren Frankreich, Mitglied der Arkadier in Rom und mehrerer gelehrten Gesellschaften, ist geboren zu Paris den 20. Nov. 1758. Sein Vater war Generalpächter. An den Händen mißgestaltet, weiß er äußerst geschickt mit falschen Fingern zu zeichnen, zu schreiben und Speisen zu zerlegen. Bis 1786 war er Advocat, allein eine sehr bitter abgefaßte Schrift zog ihm Verweisung zu. Seitdem lebte er in völliger Unabhängigkeit ganz der Literatur, in gelehrten Clubs, im Foyer der Schauspielhäuser und im Caffeehause du Caveau. Erschien dieser Sonderling in den glänzenden Cirkeln

einer Aeltern, so zeigte er sich linkisch und blöde, und machte sich in iesen Bücklingen über den Rangstolz der vornehmen Welt lustig. Damals gab er ein fast berühmt gewordenes großes Gastmahl, wozu Niemand am, der nicht bewies, daß er ein Bürgerlicher sey. Ein andermal lud r sehr vornehme Leute zu sich ein, wo jeder in einem schwarz ausgeschlaenen Saale seinen Sarg hinter sich hatte. Auch trieb er eine Zeitang einen Kramhandel im Hause seines Vaters. Seine Eßlust ist so groß, vie nur die des Apicius und Vitellius gewesen seyn kann. Die Revoluion durchlebte er friedlich. In den ersten Jahren der Regierung Bonaparte's ward er durch seinen witzigen Almanac des Gourmands in ganz Europa berühmt, den er Cambacérès Koche widmete (von 1803 bis mit 811, 8 Bde. 18.). Für die Emporkömmlinge, die nicht wissen, wie sie hrem Vermögen Ehre machen sollen, schrieb er 1808 das Manuel des Amphytrions. Sein Eifer für die Beförderung der Wissenschaft des Gaumens, wie sie Montaigne nannte, ließ ihn einen Jury von Feinschmeckern (dégustateurs) errichten, der monatlich im Rocher de Cancale eine Sitzung bei einer ausgewählten Tafel hielt, wo ernste Kampfichter und liebenswürdige Actricen mit schwarzen und weißen Kugeln über ein saftvolles Salmi und ein feines Blancmanger so feierlich abtimmten, wie nur einst der römische Senat in der bekannten Türbot-Sitzung. Seit 1814 lebt Grimod auf dem Lande, allein mit den Wissenschaften in Verbindung. Man hat noch mehrere Schriften von hm, deren Verzeichnung aber nicht hieher gehört.

* **Grönland**, ein unter dänischer Landeshoheit stehendes Polarland, welches sonst zu Europa gerechnet wurde. Jetzt rechnet man es zu Amerika, ohne zu wissen, ob es mit diesem zusammenhängt, oder ob es eine Insel ist, in welchem letztern Fall die **Baffinsbay** nicht eine bloße Einbucht im festen Lande, sondern ein Durchgang nach dem Polarmeer seyn würde, was auch die reißenden Strömungeu anzudeuten scheinen. So weit man es jetzt kennt, erstreckt es sich von 59° 30' bis 78° N. B. Nach Süden zu verengt es sich in ein Vorgebirge, Lach Farewell. Von da erstreckt sich die westliche Küste nordwärts bis zur Davisstraße und zur Baffinsbay. Grönland, durch eine durch die Mitte des Landes von Süden nach Norden laufende Gebirgskette in zwei Theile getheilt, war schon vor 800 Jahren, von Dänemark und Norwegen aus, durch zwei Colonien bevölkert worden, wovon die eine die West-, die andere die Ostküste inne hatte. Zu Lande bestand zwischen ihnen, der Gebirge wegen, keine Verbindung, sondern bloß zur See. Die westliche Colonie besteht nach mancherlei Schicksalen noch jetzt, und zählt mit Einschluß der Eskimo's gegen 20,000 Seelen, dagegen ist das Schicksal der östlichen Colonie, welche im J. 1406 aus 190 Dörfern bestand, und einen residirenden Bischof, zwölf Kirchspiele und zwei Klöster hatte, seit jener Zeit in Dunkel gehüllt. Damals hatte sich nämlich das Eis an der Küste dergestalt vermehrt, daß alle Mühe, sie zu erreichen vergeblich war. Der letzte im J. 1786 durch den Capitain von Löwenörn, in Auftrag der dänischen Regierung gemachte Versuch, sich über das Schicksal jener Gegenden Aufklärung zu verschaffen, schlug ebenfalls fehl. Nur so viel weiß man, daß um die Mitte des 16ten Jahrhunderts die Colonie noch bestand, obgleich sie schon damals seit 150 Jahren von der ganzen übrigen Welt getrennt gewesen war. Gegenwärtig (1818) wo alle Schiffernachrichten sich dahin vereinigen, daß das Eis am Nordpol sich vermindere, und eine von England ausgerüstete Expedi-

tion sogar die kühne Hoffnung hegt, bis an den Nordpol vorzudringen, dürfen wir auch über Grönland den wichtigsten Aufschlüssen entgegensehen. Schon in der Mitte des 14ten Jahrhunderts war durch die fürchterliche Pest, welche man den schwarzen Tod nennt, die Gemeinschaft zwischen Norwegen, Island und Grönland unterbrochen worden. Die Unternehmungen der Königin Elisabeth durch Forbisher und Davis trugen nur wenig zur nähern Kenntniß dieser Küsten bei. Erst als die dänische Regierung im J. 1721 einen Prediger, Hans Egede, dergestalt unterstützte, daß er mit zwei Fahrzeugen im 64° 5' landen und am Baalsfluß die erste europäische Niederlassung „Gute Hoffnung" gründen konnte, erhielten wir bestimmtere Nachrichten von Grönland. Egede fand daselbst einen Schlag Menschen, der wahrscheinlich von Westen her über die Davisstraße gekommen, und den Eskimo's in Labrador dem Stamm und der Sprache nach verwandt war. Wenige Jahre nachher wagte die Brüderunität, auf Antrieb des Grafen von Zinzendorf, Niederlassungen und Missionen auf diesen unwirthbaren Küsten anzulegen. Es gibt jetzt auf der Westküste von Grönland 20 Pflanzorte, von denen der südlichste Lichtenau heißt, und unter dem 60° 34' N. B. liegt. Gleich über ihm liegt der zweite Pflanzort, Julianens Hoffnung, in dessen Nähe man noch die Trümmer einer alten italienischen oder norwegischen Kirche sieht. Dann folgen immer nördlicher, Friedrichs Hoffnung, Lichtenfels, Gute Hoffnung, Neu Herrenhut, Zuckerhut, Holsteinburg, Egedesminde, Christians Hoffnung, Jacobshaven, Omenack und Upernamick im 72° 22' N. B., die nördlichste Niederlassung, welche aber jetzt, von Europäern verlassen, bloß noch von Grönländern bewohnt wird. Der Statthalter von Südgrönland hat seinen Sitz in Gute Hoffnung, und der von Nordgrönland in Guthaven auf der Disko-Insel, 70° N. B. Auf der ganzen Küste sind fünf protestantische Kirchen, worin das Evangelium grönländisch und dänisch gepredigt wird. Die mährischen Brüder haben drei Gemeinhäuser, in Lichtenau, Lichtenfels und Neuherrenhut. Die ursprünglichen Einwohner, von den ältesten isländischen und norwegischen Schriftstellern Skrellinger genannt, gehören unbedenklich zu dem Völkerstamm der Eskimo's, die sich über den ganzen Norden von Amerika bis an die westliche Küste verbreitet haben. Sie zeichnen sich durch ihre kleine Statur, durch schwarze, lange, straffe Haare, durch schwarze Augen, ungewöhnlich große Köpfe, dünne Beine und durch eine braungelbliche, fast olivengrüne Farbe des Körpers aus. Die letztere ist indeß die Folge, theils von dem Schmutz, worin sie leben, theils von ihren Nahrungsmitteln und Gewohnheiten, beständig mit Speck und Thran umzugehen. Die Weiber, von Jugend auf zum Lasttragen angehalten, bekommen dadurch so breite Schultern, daß sie, auch ihres Anzugs wegen alles weibliche Ansehen verlieren. Sie kleiden sich gleichmäßig in Rennthier- oder Seehundsfelle: davon ist das kurze Gewand, davon die Beinkleider, die Strümpfe und Stiefeln beider Geschlechter. Bei großer Kälte tragen sie noch unter diesem Gewande ein Hemde von Vogelhäuten, besonders der Eidergans, des Seerabens und des Papagaytauchers. Im Winter leben sie in Häusern von Steinen erbaut, mit zwei Fuß dicken Wänden, deren Dach von Rasen ist, und in die man auf Händen und Füßen hineinkriechen muß. Selten sind Fenster in dieser Wohnung, die allemal aus den Därmen der Wallfische und Seehunde gemacht werden. Das ganze Haus ist nie über 6 Fuß hoch, 12 Fuß breit und eben so lang. Es besteht nur aus einem

Zimmer, an dessen einer Wand eine Bank, mit Robbenfell überzogen, zugleich als Tisch und Bette dient. Unaufhörlich dampft hier eine Thranlampe, und die Hitze, durch die starke Ausdünstung der Bewohner noch vermehrt, ist für einen Europäer ganz unerträglich. Dazu kommt der scheußliche Gestank von dem Unrath und dem Schlachtvieh, dessen Abgänge bei großer Kälte in den Zimmern liegen bleiben: dazu die ungeheure Menge Ungeziefer und der Schmutz, wovon ihre Kleider und ihre Körper starren. Wenn der Schnee schmilzt, welches gewöhnlich in der Mitte des Mai der Fall zu seyn pflegt, so sinkt gewöhnlich das Dach des Hauses ein, und der Grönländer schlägt nun seine Sommerwohnung in einem Zelte auf, welches von Robbenfell bedeckt, mit einem Vorhang von Wallfischdärmen versehen und im Innern eben so eingerichtet ist als das Winterhaus. Ihre Geräthe und Werkzeuge sind einfach, aber sehr zweckmäßig. Sie bestehen in Pfeil und Bogen, in Lanzen, Wurfspießen und Harpunen. Ihre Kähne sind von Brettern, mit Fischbein zusammengefügt und mit Robbenfell überzogen. Diese wissen sie selbst bei stürmischer See vortrefflich und sicher zu behandeln. Auch fahren sie über die gefrorne See 6 — 8 Meilen weit vom Lande in Schlitten mit Hunden bespannt. Die Schnelligkeit dieser Thiere ist so groß, daß sie 14 deutsche Meilen in 9 — 10 Stunden zurücklegen können. Die Sprache dieser Völkerschaft ist dieselbe, welche von den Eskimo's und an der Hudsonsbay geredet wird. Spuren derselben finden sich bis an die Nordwestküste von Amerika und bis zum Nutkasund. Bewundernswürdig ist in dieser Sprache die Mannichfaltigkeit der Formen, sowohl für die Verben, als auch für die Pronomen. Dem gröbsten Aberglauben ergeben, verehren die Grönländer Zauberer, die ihre Priester und Aerzte zugleich sind. Vom höchsten Wesen haben sie höchst rohe und unvollkommene Begriffe. Das Clima ist in diesem Lande natürlich äußerst unfreundlich. Die Nordostwinde bringen oft im Winter eine solche Kälte hervor, daß das Fahrenheitische Thermometer 48° unter den Gefrierpunkt sinkt. Dagegen sind die Westwinde, die über die Davisstraße herwehen, immer feucht und mit Thauwetter verbunden. Was die Gebirgsarten betrifft, so ist feinkörniger Granit mit Gneus, Glimmerschiefer, Hornblende und Weißstein die Grundlage aller Berge und Felsen. Eingesprengt oder eingebettet sind interessante und seltene Fossile: eine Menge magnetischer Eisenstein, Gadolinit, Cirkon, Allanit, Schörl, Turmalin, die schönsten Granaten, Sodaliten, Dichroiten und Hypersthene von der schönsten himmelblauen Farbe. Unter den baumartigen Gewächsen können wir nur Ebereschen, Birken, Wacholder, und Zwergweiden nennen. Von Beeren sind nur Preißel- und Sumpfbeeren vorhanden. Ueberhaupt läßt sich die Zahl der blühenden vollkommneren Gewächse kaum auf 200 bringen, dafür aber sind die unvollkommneren Land- und Seegewächse unzählig. Das Thierreich liefert an Säugethieren den Polarfuchs, den weißen Hasen, das Rennthier, den weißen Bär, das Wallroß, mehrere Robben und das Narwall. Vorzüglich wichtig ist der grönländische Wallfisch, der in großer Menge und von außerordentlichem Umfang vorkommt. Unter den Vögeln sind besonders die Möwen, Taucher, Sturmvögel, Pelikane, Rothgänse, Eidergänse, Papagaytaucher, Lummer und die grönländische Taube die wichtigsten. Landvögel kommen sehr wenig vor. Unter den Fischen verdienen besonders die Alpenforelle, die Polarforelle, der Kabliau, Dorsch und Schellfisch genannt zu werden. Von Insecten ist eine Art Musquito's im Sommer die beschwerlichste.

Die Ausfuhr von Grönland besteht in Fischbein, Thran, Robbenfellen, Fuchsbälgen, den Bälgen von weißen Bären und Rennthieren, Eiderdunen und Narwallhörnern. Dafür aber muß Mehl und Brod, Thee und Caffee, Bier und Gemüse, ferner Pulver und Blei, alle Eisenwaaren, Leinwand und Baumwolle, Tücher und Glaswaaren eingeführt werden; und doch rechnet man, daß noch Vortheil bei diesem Handel ist: denn der Werth der grönländischen Erzeugnisse, die jährlich nach Copenhagen gehen, wird auf 85,000, dagegen die Einfuhr in Grönland auf 65,000 Rthlr. berechnet.

Gros, Schüler von David ist unstreitig der größte Bataillenmaler unserer Zeit. Sein Kunststreben nahm eine ganz verschiedene Richtung von der seines Meisters. Er ist ein ausgezeichnet guter Colorist, alles ist lebendig, genial, glühend und kraftvoll in seinen Werken, doch Anmuth und Würde mangeln bisweilen; seine Gemälde bestechen sehr, die Zeichnung ist so kühn, die Farbe so frisch und glänzend, doch den höhern Einklang, das tiefe geistige Leben vermißt man oft darin. Erst machte sich Gros durch sprechend ähnliche Porträts bekannt, bald ging er aber zu dem ihm eigenthümlichern Fach großer und reicher Compositionen über, wobei er sich Paul Veronese scheint zum Vorbild gewählt zu haben. Sein erstes berühmtes und gekröntes Werk dieser Art war das 1804 ausgestellte Gemälde: die Pestkranken zu Jaffa. Das Furchtbare dieses Gegenstandes ist zwar dabei in grelles Licht gestellt, aber durch treffliche Wirkung und glückliche Gedanken auch wieder gemildert. Drei hohe Arkaden wölben sich hier über dem Schauplatz im Hospital zu Jaffa, wo das Pestelend gegen die Siegerpracht contrastirt. In goldgestickter Uniform, mit Tressenhut und rothem Federbusch, umgürtet mit einem purpurnen Kasimirshawl, an seiner Hüfte Carls des Großen Schwert mit Rubinen und Sapphiren geschmückt, steht Napoleon vor einem Kranken, dessen Wunde er befühlt. Desgenettes steht, ihn zurückhaltend, hinter ihm. Eine Gruppe von Kranken drängt sich mit rührender Zuversicht um ihn her. Um diese Hauptgruppe her ist alles mit Linderung der Wunden und Herbeischaffung der Lebensmittel beschäftigt. Der erste Plan ist in schauerlichem Dunkel gehalten, ein Wundarzt sinkt sterbend über die Todten; viele Sterbende kämpfen mit den fürchterlichsten Schmerzen, dumpfe Verzweiflung spricht aus ihren entflammten Augen. Andere Kranke strecken mit unermeßlicher Sehnsucht die matten Hände nach den Erfrischungen aus, welche Neger und Muselmänner in vollen Körben herbeitragen. Auf dem Plan der Hauptgruppe wird ein Kranker von einem Muselmann aufrecht erhalten und von einem andern verbunden. Farbenreichers läßt sich nichts ersinnen, als das Costüm dieses alten Arztes: über dem dunkelblauen Stirnbund wölbt sich ein purpurgestickter gelber Shawl, purpurne Aermel, mit weißem Stoff ausgeschlagen, sehen unter dem grünen Kaftan hervor, an goldner Kette hängt die Tabackstasche von Purpur und Gold. So ist hier überall die Fülle orientalischer Pracht neben Blöße und Elend gestellt. Die Umgebungen sind sehr reich, die hochgezackten Mauern, die zierlich bunten Arabesken an den Wänden, der Säulengang, durch dessen Oeffnungen man Bastionen, Meer und Schiffe erblickt, die Ringmauer des Hospitals, über welche die Stadt und ein hoher Thurm hervorschaut, dahinter üppig grüne Bäume und ein dunstbeladener Himmel; im fernsten Hintergrunde das geschäftige Leben französischer Krieger mit Gruppen von Türken und Kameelen gemischt, alles erquickt den

von den Leidensgegenständen ermüdeten Blick und führt ihn zuletzt auf den hellen Mittelpunkt des Ganzen zurück. Dieses Gemälde erregte allgemeines Aufsehen, die Regierung kaufte es und Gros bekam eine neue Aufgabe: die Schlacht bei Abukir. Er entwarf dieses überaus große und reiche Gemälde, dessen nähere Beschreibung uns hier zu weit führen würde, in vollem Feuer erster Begeisterung, und vollendete es in ungefähr 14 Monaten. Die Schlacht von Eylau, welche Gros malte, ist von ungemeiner Wirkung; doch ist vieles darin übertrieben, und der gute Geschmack muß die Darstellung so vieler Verstümmelten mißbilligen. Im J. 1814 stellte Gros ein Gemälde aus, den Besuch von Franz I. und Carl V. in der Abtei St. Dénis darstellend, welches allgemein bewundert wurde; es ist für die Sakristei dieser Kirche bestimmt. Die Abreise des Königs in der Nacht des 20. März 1815 ist der Gegenstand des neuesten Werkes von Gros, welches er 1817 ausstellte. Man tadelt die darin herrschende Verwirrung und das Unedle der Hauptgestalt; eine Gruppe Nationalgardisten ist ausdrucksvoll, der Lichteffect auf dem zweiten Plan und die Gestalt eines alten Dieners sind trefflich. Gros ist Mitglied des Instituts und der Ehrenlegion, und Professor der Schule der Maler- und Bildhauerkunst. Wl.

Großaventurhandel, Aventura grossa, Seeversicherungs- oder Assecuranzhandel. Die Waaren, welche als Gegenstände des europäischen Großhandels nach entfernten Weltgegenden versandt werden, müssen dort noch durch viele Hände gehen, ehe sie an den letzten Verbraucher gelangen; hierdurch wird der Preis derselben für diesen gar sehr erhöht; es ist daher natürlich, daß Jemand, der diese Waaren in Europa kauft, mit denselben in fremde Gegenden reiset und sie selbst in die Hände der Verbraucher bringt, dieselben viel wohlfeiler geben kann und doch noch großen Gewinn dabei macht. Nun aber können die mit diesem Handel sich abgebenden Menschen, z. B. Schiffer, Matrosen 2c. dergleichen Geschäfte selten mit eigenem Vermögen machen, sondern sie müssen von Andern entweder die Waaren oder das Geld dazu borgen. Dergleichen Vorschüsse sind aber folgenden besondern Gefahren unterworfen: 1. Die Zeit der Wiederbezahlung ist ungewiß, denn es läßt sich nicht genau bestimmen, wie bald das Schiff und mit ihm der Borgende mit dem gelöseten Gelde zurückkommen werde. 2. Der Leihende muß die ganze Seegefahr für die Hin- und Herreise tragen. 3. Der Borgende kommt nach Gegenden, die der Leihende nicht kennt, und wagt sich in Gefahren, die seinem Leben ein Ende machen und sein Geld und Gut in solche Hände bringen können, aus welchen es schwerlich wieder zu erlangen ist, da die Hand der Gerechtigkeit selten so weit reicht. 4. Die Borgenden sind gewöhnlich Personen geringen Standes und nicht immer ganz zuverlässig. — Aus diesen Gründen werden die für solche Vorschüsse zu bezahlenden Zinsen immer sehr hoch bestimmt und steigen selbst auf ein Drittheil, ja sogar auf die Hälfte des Kapitals. — Der in diesem Wege betriebene Handel führt den Namen Großaventurhandel, und einen Vorschuß der Art machen, heißt auf Großaventure geben. Viel Aehnlichkeit mit diesem Geschäft hat die Bodmerei (s. d. Art.). HM.

† Großbritannien. Das brittische Reich enthält überhaupt 106,974 Q. M. mit einer Volksmenge von 61,612,000 Menschen; davon kommen auf Europa 5443 Q. M. mit 17,224,000 Menschen, auf die außereuropäischen Besitzungen 101,552 Q. M. mit 44,388,000

Menschen. Der Ritterorden in Großbritannien und Irland sind vier: 1. Der Orden des blauen Hosenbandes (engl. the Garter, franz. de la jarretière), einer der ältesten und angesehensten in Europa, vom König Eduard III. im J. 1349 gestiftet. Der Orden hat nur eine Klasse, und, außer dem Großmeister, welches der König ist, bloß 26 Ritter. Seine Devise ist: Honny soit qui mal y pense. Die Beamten des Ordens sind angesehene englische Geistliche. 2. Der Bathorden, gestiftet von Heinrich IV. 1399 und von Georg I. im J. 1725 erneuert. Ehemals hatte dieser Orden nur eine Klasse, und, außer dem Großmeister, nicht mehr als 36 Ritter. Aber im Anfange des Jahres 1815 erhielt der Orden eine neue Einrichtung, und wurde, nach dem Plane des Staatssecretärs im Kriegsdepartement, Grafen Bathurst, in einen Militärverdienstorden verwandelt, der auch ausländischen Militärs, die mit den Engländern gefochten haben, ertheilt wird. Nach dieser Einrichtung hat der Orden drei Klassen: Großkreuze, deren 72 seyn sollen, und die wenigstens den Rang vom Generalmajor oder Contreadmiral haben müssen; Commandeurs, deren Zahl für jetzt auf 180 bestimmt worden, und die wenigstens Oberstlieutenants oder Postcapitäns in der Marine seyn müssen; Ritter, deren Zahl nicht bestimmt worden. Diese Erweiterung des Ordens fand, als eine vermeinte Nachahmung des Orders der Ehrenlegion, in England vielen Tadel, wurde aber von der Ministerialpartei hinlänglich gerechtfertiget. 3. Der schottische Orden von der Distel oder St. Andreasorden, von Jakob V. im J. 1550 gestiftet, von der Königin Anna und von Georg I. erneuert und bestätiget, wird nur an zwölf schottische Große vertheilt. 4. Der Orden des heil. Patrik (Schutzpatrons von Irland) wird nur an irische Pairs vertheilt. König Georg III. stiftete ihn im J. 1783.

Größe, Größenlehre, s. Mathematik.

Grouchy (Eman. Gr. v.), geb. zu Paris den 28. Oct. 1766, aus einer adeligen Familie, lernte den Dienst in der Artillerie, und trat als Lieutenant in die Gardes du Corps. Er machte seinen ersten Feldzug 1792, als Oberster im Regimente Condé Dragoner bei der Armee des Centrums. Im J. 1793 diente er als Maréchal de Camp bei der Alpenarmee; dann führte er den Vorzug des Küstenheeres unter General Canclaux, gegen die Royalisten an der Loire, vertheidigte das Lager von Sorinières, und wurde in dem Treffen am 5. Sept. 1793 verwundet. Als Edelmann mußte er das Heer verlassen. Doch bald stellte er sich wieder als gemeiner Soldat unter die Fahnen der Nationalgarden gegen die Vendeer. Nach dem 9. Thermidor gab ihm die Regierung ein Commando bei der Westarmee, und ertheilte ihm den 13. Juni 1795 den Grad eines Divisionsgenerals. Das Jahr darauf leistete er dem General Hoche, an der Spitze des Generalstabs, wichtige Dienste, und bekleidete hierauf denselben Posten bei der Nordarmee; auch nahm er unter Hoche 1797 Theil an der vergeblichen Landung in Irland. Im J. 1798 erhielt er bei der Armee von Italien unter Joubert den Auftrag, Piemont zu besetzen. Er rückte mit seiner Division in Turin ein, und zwang den König, die Entsagungsurkunde zu unterschreiben. Als Commandant von Piemont organisirte er das Land mit Uneigennützigkeit, verfuhr aber mit großer Strenge gegen die Feinde der neuen Ordnung der Dinge. Daher ward vom Directorium nach dem 19. Juni 1799 wegen Gewaltmißbrauchs und Erpressung eine Untersuchung gegen ihn verhängt.

Unterdessen focht Grouchy unter Moreau in Italien mit außerordentlicher Tapferkeit, vorzüglich zu Valencia, San Juliano und an den Ufern der Bormida. In der unglücklichen Schlacht bei Novi erhielt er 13 Wunden und ward gefangen. Nach der Schlacht bei Marengo wurde er ausgewechselt, und diente unter Moreau bei der Rheinarmee. Hier trug er zu dem Siege von Hohenlinden viel bei, und beschloß mit der Gefangennehmung einiger Bataillone nebst 30 Kanonen zu Steyer den Feldzug. Er wurde nachher zum General-Inspector der Reiterei ernannt, mißfiel aber Bonaparte'n, weil er sich über Moreau's Prozeß mit Freimüthigkeit äußerte. Die gefährlichsten Aufträge wurden ihm zu Theil. Er leistete in der Schlacht bei Friedland wichtige Dienste, wofür er nach dem Frieden von Tilsit den großen Adler der Ehrenlegion, dann den Grafentitel und das Commandeurkreuz der eisernen Krone erhielt. In Spanien befand er sich zu Madrid, als das Volk zu den Waffen griff. Auf Murats Befehl zerstreute er den Haufen, wobei ein Pferd unter ihm getödtet wurde. Darauf führte er den Vorsitz bei dem Kriegsgericht, welches die mit den Waffen in der Hand gefangenen Spanier zum Tode verurtheilte. Im J. 1809 zeichnete er sich in dem Heere des Vicekönigs bei Udine, am Isonzo, in der Schlacht bei Raab, dann bei Wagram aus, und schlug den 14. Juli den Nachzug unter dem Fürsten von Rosenberg. Hierauf ward er zum Generalobersten der Jäger und zum Großoffizier des Reichs ernannt. In Rußland focht er im J. 1812 mit gewohnter Tapferkeit bei Valontina und an der Moskwa; auf dem Rückzuge befehligte er unter dem Vicekönig die sogenannte heilige Schaar. Seitdem lebte er zurückgezogen, weil Bonaparte ihm nicht geneigt war, bis zum Einfall der Feinde in Frankreich, 1814. Jetzt kämpfte er nicht weniger glorreich den 29. Januar bei Brienne, den 14. Febr. bei Vauchamp, und den 7. März bei Craone. Nach des Königs Rückkehr erhielt der Duc de Berry die Stelle eines Generalobersten; für Grouchy aber ward die eines ersten Generalinspecteurs errichtet. Er glaubte sich dadurch gekränkt, und schrieb deßhalb an den König einen Brief, den man sehr ungeziemend fand. Gleichwohl ward er im Januar 1815 zum Commandeur des Ludwigsordens ernannt. Als Ludwig **XVIII.** nach Gent sich begeben hatte, nahm Grouchy den 1. April die Gouverneurstelle in der 7., 8. und 9. Militärdivision an. Er ging nach Lyon, und foderte die Nationalgarden und die dem König treu gebliebenen Regimenter auf, gegen den Duc d'Angoulême zu marschiren. Dieß geschah, und Grouchy kam an der Spitze seines Heeres zu Pont St. Esprit an, als der Prinz eben mit dem General Gilly den bekannten Vertrag abgeschlossen hatte. Nachdem er auch diese Reste der königlichen Truppen zerstreut hatte, ernannte ihn Bonaparte den 17. Mai zum Marschall, und den 3. Juni zum Pair. Am 16. Juni commandirte er in der Schlacht bei Ligny den rechten Flügel; am folgenden Tage sollten er und Vandamme den General Bülow abhalten, den Franzosen in die Flanke zu fallen. Sie stießen am 18. bei Wavres, 3 Meilen von Brüssel, auf den dritten preußischen Heerhaufen unter Thielemann, welcher jedoch nach einem scharfen Gefechte seine Stellung behauptete. Auf die Nachricht von der verlornen Schlacht bei Waterloo zog sich Grouchy den 19. auf Namur zurück, ging dann über die Sambre, und wandte sich gegen Rheims, um sich den 24. Juni zu Soissons und Laons mit Soult zu vereinigen. Den 30. langte er mit 40,000 Mann vor Paris an. Allein die Capitulation von Paris änderte Alles. Nach

der Rückkehr des Königs mußte Grouchy, der im 2ten Artikel der Ordonnanz vom 24. Juli mit begriffen war, fliehen. Er schiffte sich zu Guernsey nach den vereinigten Staaten ein, wohnt jetzt zu Philadelphia, und nimmt Theil an der großen Niederlassung der französischen Ausgewanderten an den Ufern des Mobile.

* Grundsteuer heißt die öffentliche Abgabe, welche auf die Landrente (s. d. Art.) gelegt ist. Die Landrente ist der ganze Gewinn, der dem Grundeigenthümer als solchem zu Theil wird; daher ist jede Verminderung dieses Gewinns zugleich eine Verminderung seines Grundvermögens, dessen Werth einzig und allein durch die Größe des daraus zu beziehenden reinen Ertrags bestimmt wird. Durch Einführung einer Grundsteuer wird demnach dem Staate wirklich ein Antheil an dem gesammten Grundeigenthum im Lande eingeräumt, und wenn z. B. der 5te Theil der Landrente für immer als Steuer abgegeben werden soll, so ist dies in der That nichts Anders, als die Abtretung des 5ten Theils des gesammten Grundeigenthums der Bürger. Wie hoch die Grundsteuer angesetzt werden könne, ohne einen schädlichen Einfluß auf die Cultur der besteuerten Grundstücke zu äußern, läßt sich im Allgemeinen nicht bestimmen. Die im preußischen Staate gemachte Erfahrung hat gezeigt, daß sie von weniger als 1 bis zu 76 Procent des reinen Ertrags steigen könne, ohne absoluten nachtheiligen Einfluß auf die Cultur des besteuerten Bodens zu äußern. Sehr nützlich aber in dieser Hinsicht ist die Festsetzung eines nicht zu überschreitenden Maximums; wo letzteres nicht Statt findet, bleibt der Werth alles Grundeigenthums der Staatsbürger immer höchst schwankend. Die Natur der Landrente als reines Einkommen eignet dieselbe ganz vorzüglich zu einer Besteurung; es kommt nur darauf an, sie genau zu erforschen und sie sowohl vom rohen Einkommen, als auch von den übrigen Gattungen des reinen Einkommens, wozu die Cultur und Benutzung des Bodens Gelegenheit geben, sorgfältig zu trennen; diese Untersuchung ist aber in vielen Fällen mit großen Schwierigkeiten verbunden, denn was beim ersten Anblick reines Einkommen schien, erkennt man oft bei genauerer Prüfung als rohes, und was anfangs Landrente zu seyn schien, zeigt sich oft nachher als Rente vom stehenden oder umlaufenden Kapitale (s. d. Art.). Höchst schwierig bleibt daher immer die Entwerfung eines richtigen Grundsteuer-Registers oder Catasters, worin die gesammte Landrente des Staats von allem übrigen Einkommen gehörig getrennt, nach dem Durchschnittsertrage gewisser Jahre genau verzeichnet ist. Kein Staat der neuern Zeit hat einen solchen Cataster aufzuweisen, überall findet sich entweder rohes Einkommen mit reinem vermischt, oder ein Theil der Rente vom stehenden Kapitale als Landrente verzeichnet; bei dieser fehlerhaften Einrichtung der Cataster ist es häufig nicht zu vermeiden, daß ein und dasselbe Einkommen unter verschiedenen Namen doppelt besteuert wird. So wird z. B. oft der Ertrag eines Kapitals, welches der Kapitalist dem Landbauer geliehen, und womit dieser sein Gut verbessert hat, einmal vom Landbauer als Landrente und dann noch vom Kapitalisten als Kapitalrente versteuert. Bei der Anfertigung des Catasters kommt es daher vor allen Dingen darauf an, daß die verschiedenen Gattungen von reinem Ertrage, welche bei dem Grunde und Boden Statt haben, sorgfältig von einander geschieden werden. Dieser ganz reine Ertrag besteht nämlich 1. aus dem Einkommen, das der Eigenthümer des Bodens als Product der bloßen Naturkräfte aus

demselben zieht; 2. aus den Zinsen und dem Gewinnste von dem im Boden steckenden stehenden Kapital; 3. aus den Zinsen und dem Gewinnste von dem auf die Urproduction verwandten umlaufenden Kapitale, und 4. aus dem Theile des Arbeitslohns, welcher das nothwendige Bedürfniß der bei dieser Production beschäftigt gewesenen Arbeiter übersteigt. Von diesen vier Gattungen des reinen Einkommens ist bloß die erste, nämlich das, was als Geschenk der Natur zu betrachten ist und dem Eigenthümer des Bodens als solchem zu Theil wird, reiner Ertrag desselben oder Landrente. Der Umstand, daß der gesammte reine Ertrag, wozu der Boden Gelegenheit gibt, häufig dem Eigenthümer desselben allein zu Theil wird, war Schuld, daß man bei Vertheilung der Grundsteuer jene verschiedenen Gattungen des reinen Ertrags nicht immer sorgfältig genug von einander getrennt und eben dadurch oft eine große Ungleichheit der Besteurung veranlaßt hat. Fließt nämlich dieser gesammte reine Ertrag dem Eigenthümer des Bodens zu, so geschieht es, weil derselbe mit der Eigenschaft des Grundeigenthümers zugleich die des Kapitalisten und des Arbeiters verbindet. In einem solchen Falle hat zwar der Grundeigenthümer den ganzen reinen Ertrag zu versteuern, aber es dürfen die verschiedenen Quellen, woraus ihm derselbe zufließt, nicht mit einander vermischt, sondern eine jede von ihnen muß besonders berücksichtigt werden, weil die Besteurung einer jeden nach besondern Grundsätzen vorzunehmen ist. Die Trennung der Landrente von dem übrigen reinen Einkommen des Bodens ist oft höchst schwierig, bisweilen ganz unmöglich, denn es kommt hier darauf an, zu untersuchen, welcher Antheil an dem gesammten reinen Ertrage des Bodens den Kräften der Natur, und welcher den schon längst vorher darauf verwandten Kräften der Menschen, dem Kapitale und der Arbeit gebühre; Grundstücke, die, fast allein der Natur überlassen, gar keinen Ertrag geben, können durch Anwendung von Kapital und Arbeit zu eben so hohem Ertrag gebracht werden, als andere, deren Ertrag hauptsächlich einem Geschenke der Natur zuzuschreiben ist. Bei der großen Schwierigkeit der Trennung jener Antheile bleibt oft nichts weiter übrig, als den ganzen reinen Ertrag der Länderei ohne Rücksicht auf seinen Ursprung als Grundrente anzusetzen und zu besteuern. Hieraus allein schon ergibt sich, daß man es beim besten Willen oft nicht dahin bringen kann, Gleichheit in die Besteurung der Landrente zu bringen; viel ist immer schon gewonnen, wenn man dieser Gleichheit nur nahe gekommen ist. Soll aber der Cataster nach richtigen Grundsätzen angelegt seyn und brauchbare Data enthalten, so muß der Entwerfung desselben nothwendig vorangehen: 1. eine genaue Vermessung alles steuerbaren Bodens; 2. eine mit Sorgfalt und Sachkenntniß angestellte Untersuchung der Ergiebigkeit aller einzelnen Grundstücke; 3. eine richtige Ausmittlung des nach Metallmünze berechneten Werths der erforschten Natural-Landrente. Diese Vorbereitungen, ohne welche es durchaus unmöglich ist, eine nur einigermaßen auf Gerechtigkeit und Billigkeit gestützte Besteurung der Landrente zu bewirken, sind höchst mühsam und schwierig. Denn was zuerst die Vermessung betrifft, so gehört sie zu den weitläufigsten und zugleich kostspieligsten Unternehmungen. Für Frankreich z. B. wurde dieselbe im Jahre 1808 auf 111,000,000 Franken berechnet. Noch wichtiger aber und verwickelter zugleich ist die Untersuchung, wie groß in jedem einzelnen Falle die Ergiebigkeit des Bodens sey, oder mit andern Worten, welchen An-

theil die Natur an dessen Erzeugnissen habe? Es muß zu diesem Behufe eben so sehr auf die physische Lage des Grundstücks, ob dasselbe z. B. in einer fruchtbaren oder unfruchtbaren Gegend belegen, ob es Ueberschwemmungen, Gewitter- und Hagelschäden besonders ausgesetzt ist, als auf die innere Beschaffenheit des Bodens Rücksicht genommen werden. In Ansehung dieser letztern ist oft weder die bloße Besichtigung des Grundstücks, noch die Kenntniß mehrerer Erndten hinreichend, ein richtiges Resultat zu liefern, sondern es muß da, wo eine auffallende Verschiedenheit der Production sich zeigt, und es zweifelhaft wird, ob der Grund davon in der natürlichen Beschaffenheit des Bodens, oder vielmehr in einer entweder besonders erhöhten oder vernachlässigten Industrie liege, eine chemische Untersuchung der Erdoberfläche (Erdkrume) vorgenommen werden. Dies Verfahren ist aber eben so kostspielig als mühsam, und kann daher nur in seltenern Fällen zur Anwendung kommen. Nicht minder schwierig als die Untersuchung der Ergiebigkeit des Bodens ist die Ausmittelung des nach Metallmünze berechneten Werths der erforschten Landrente. Ganz vorzüglich hierbei zu berücksichtigen ist die topographische und mercantilische Lage des zu besteuernden Bodens. Dieselbe Masse roher Erzeugnisse kann in der einen von allen Märkten ausgeschlossenen Gegend kaum halb so viel gelten, als sie in der Nähe eines schiffbaren Flusses oder einer bedeutenden Hauptstadt gilt. Wollte man nun bloß die Masse der Naturalrente zum Maßstabe der in Metallmünze zu entrichtenden Abgabe annehmen, so würden die Ländereien jener Gegend gerade doppelt so stark als die Ländereien dieser zur Steuer angezogen werden, was offenbar ungerecht wäre. Ein Grundsteuer-Cataster, soll er zweckmäßig eingerichtet seyn, muß daher nothwendig vier Hauptcolumnen führen, wovon die erste eine möglichst genaue Bezeichnung alles steuerbaren Grundeigenthums im Lande, die zweite die muthmaßliche Landrente der einzelnen Grundstücke in Natur, die dritte den Betrag der davon zu entrichtenden Steuerquote in Natur und die vierte den Metallmünzwerth dieser Steuerquote enthalten muß. Ist ein auf solche Weise entworfener richtiger Cataster wirklich zu Stande gekommen, so müssen die in der dritten Columne aufgeführten Naturalgrundrenten als dauernde und unveränderliche Normen der Besteurung dienen; eine Wandelbarkeit dieser Normen würde den Werth alles Grundeigenthums schwankend machen. Bei dieser Unveränderlichkeit der Besteurungsnormen ist zwar nicht zu verhüten, daß nach Ablauf einiger Zeit der reine Ertrag der einzelnen Ländereien ungleich besteuert erscheine. Die Kapitale und Arbeit z. B., welche seit der Entwerfung des Catasters auf den Boden verwandt worden, können so höchst verschieden seyn, daß von zwei Morgen, deren Landrente damals völlig gleich war, jetzt der eine gerade doppelt so hohen reinen Ertrag liefert als der andere. Diese Ungleichheit ist aber in der That nur scheinbar, nicht wirklich; sie verschwindet, wenn man erwägt, daß die Landrente, sobald der Boden, dessen reiner Ertrag sie ist, aus dem Eigenthumsbesitze seines ersten Benutzers tritt, nicht mehr als Landrente, sondern vielmehr als Kapitalrente zu betrachten ist. Wer z. B. auf eine Länderei, die von ihm zuerst in Cultur gesetzt worden, 2000 Rthlr. auf deren Verbesserung verwendet hat, und jährlich 200 Rthlr. Ertrag davon zieht, mag vielleicht 100 Rthlr. auf die Kapitalrente und die andern 100 Rthlr. auf die Landrente rechnen können; verkauft er aber die Länderei, so wird er wohl 4000 Rthlr. dafür bekommen, weil der Käufer dabei berechnen

wird, welchen Ertrag er überhaupt mit 4000 Rthlr. sich wird verschaffen können, dann wird aber eben dieser Käufer die ganzen 200 Rthlr. als *Kapitalrente* ansehen können. Die auf die Landrente gelegte Steuer ist eine Abgabe vom Kapitalwerthe der Grundstücke, welche derjenige ein für allemal bezahlt hat, der zur Zeit der Einführung jener Steuer im Besitze des Grundstücks war. Alle nachherige Besitzer werden dadurch eigentlich gar nicht getroffen; denn bei jeder Veräußerung des Grundeigenthums ist die darauf haftende Abgabe bereits in Anschlag gebracht, folglich der Preis derselben darnach herabgesetzt worden. Die Klagen über Ungleichheit der schon von langen Zeiten her auferlegten Grundsteuern sind daher nur dann gerecht, wenn sie die Unrichtigkeit des der Steuer zum Grund gelegten Catasters erweisen; sie werden aber ungerecht, wenn diese Ungleichheit der jetzigen Steuer durch die Ungleichheit der auf die einzelnen Grundstücke verwandten Arbeit und Kapitale entstanden ist. „In dieser Rücksicht," sagt *Struensee* mit Recht, „kann man es als eine allgemeine Regel der Finanzwirthschaft annehmen: *in den Grundsteuern nichts zu verändern*, keinem, der gedrückt zu seyn vorgibt, Erleichterung zu geben, niemanden, der zu leicht taxirt ist, mehr aufzulegen; hier ist der Fall, wo alles beim Alten bleiben muß." Abgaben, welche seit undenklicher Zeit von der Grundrente der Ländereien entrichtet worden, sind in der That nichts anders, als unablösliche Grundzinsen, welche der Staat als Zinsherr von den Besitzern jener Ländereien als Zinspflichtungen zu fodern hat. In England wird die eigentliche Grundsteuer (Land-tax) schon seit langer Zeit als ein solcher unabänderlicher Grundzins betrachtet, und im Jahre 1798 wurde sogar festgesetzt, daß nicht nur der Abkauf derselben erlaubt seyn, sondern daß auch jeder Dritte das Recht haben solle, diese Hebungen durch Erlegung des Kapitalwerths an sich zu kaufen, sobald der Zahlungspflichtige versäume, es binnen der gesetzlichen Frist zu thun. „Diese Unveränderlichkeit der englischen Grundsteuer," sagt der berühmte brittische Agronom *Arthur Young*, „können wir nicht hoch genug erheben, ihr verdanken wir größtentheils die Verbesserungen, welche unsere Nachbaren so sehr bewundern; kaufe ich ein Landgut, das aus öden und elend angebauten Grundstücken besteht, das jährlich nur 100 Pf. St. dem Eigenthümer, und 5 Pf. St. an Grundsteuer dem Staate einbringt, so kann ich durch Verbesserungen die jährliche Einnahme von diesem Gute auf 1000 Pf. St. erhöhen, und die Steuer bleibt unverändert dieselbe. Welches System könnte dem Landmanne mächtigere Beweggründe darbieten zur Verbesserung seines Bodens und der Wirthschaft?" Mit Unrecht würde man jedoch hieraus folgern, daß der auf solche Weise von der Grundsteuer verschont bleibende Theil des gegenwärtigen reinen Ertrags dieses Bodens völlig unbesteuert bleiben müsse; besteuert darf derselbe allerdings werden, nur nicht als *Landrente*, was er nicht ist, sondern, weil er von aufgewandten Kapitalen herrührt, als *Kapitalrente*, welches in Ansehung der Höhe der Abgabe einen sehr bedeutenden Unterschied macht. Ganz anders aber verhält sich die Sache hinsichtlich der im Cataster aufgeführten *Metallmünzwerthe* der Natural-Grundsteuerquoten. Wollte man diese ebenfalls als *unabänderliche* Normen der Besteurung gelten, und fortdauernd nach ihnen die in Metallmünze zu entrichtenden Steuerbeiträge erheben lassen, so würden bald die größten Irrthümer und Ungerechtigkeiten daraus hervorgehen; denn politische Conjuncturen und sonstige Zeitverhältnisse

haben auf den Metallmünzpreis der Naturalien einen so wesentlichen Einfluß, daß nach Verlauf gewisser Perioden eine Revision und Abänderung der im Cataster als Basis angenommenen Durchschnittspreise durchaus nothwendig wird. — Sind aber die mancherlei Schwierigkeiten glücklich besiegt, und ist eine nach einem möglichst fehlerfreien Cataster vertheilte Grundsteuer wirklich zu Stande gekommen, so gehört diese Abgabe ohne Zweifel zu den vorzüglichsten und passendsten Mitteln, die Bedürfnisse des Staatshaushaltes zu befriedigen. Sie zeichnet sich vor allen übrigen Abgaben durch Einfachheit, Sicherheit und Wohlfeilheit der Erhebung, so wie insbesondere dadurch aus, daß sie auf den Preis der rohen Erzeugnisse keinen nachtheiligen Einfluß hat, daß ihr kein Steuerpflichtiger entgehen kann, weil ihr Gegenstand nicht wegzuschaffen oder zu verhehlen ist, und daß wegen der Unmöglichkeit, sie zu umgehen, die Sittlichkeit der Nation dabei nicht im mindesten gefährdet ist. (Vergl. d. Art. Abgaben — Häuser-Steuer). KM.

Grundsteuer von Frankreich. Eine der Hauptursachen der französischen Revolution war die Ungleichheit der Grundsteuer und die Befreiung des Adels und der Geistlichkeit, weshalb wir hier einen besondern Artikel darüber mittheilen zu dürfen glauben. Als nach dem siebenjährigen Kriege die französischen Finanzen so sehr zerrüttet waren, wollte Herr von Laverdy, der damalige Finanzminister, die Grundsteuer allgemein machen, und sie auf die Güter der Krone, der Prinzen, des Adels und der Geistlichkeit ausdehnen. Allein dieses Project verletzte zu viele Interessen und man mußte es aufgeben. Auch fehlte es an einer genauen Statistik von Frankreich, die man bei der Vertheilung hätte zum Grunde legen können und eine solche Maßregel, die an sich schon so viele Hindernisse hat, ist immer durch den Mangel einer Statistik zum Stillstehen zu bringen. Dieses wissen auch die privilegirten Stände, und sie widersetzen sich daher immer der Aufnahme einer genauen Statistik vom ganzen Lande. Als endlich das Deficit von 56 Millionen die Revolution zum Ausbruche brachte, wurde 1791 die Allgemeinheit der Grundsteuer durch ein Decret der Nationalversammlung festgesetzt. Alle Güter der Krone, der Prinzen, des Adels, der Geistlichkeit wurden wie die Güter der Bauern und Bürger in ein und dasselbe Steuerverband gelegt. Man ging bei diesem Gesetze von ganz allgemeinen Grundsätzen aus — und dehnte die Grundsteuer auf alles unbewegliche Eigenthum aus, es mochte in Ländereien oder in Häusern oder Hütten- und Hammerwerken bestehen. Nicht allein die Ländereien des Adels und der Geistlichkeit, die bis jetzt von der Grundsteuer ausgenommen gewesen, sondern auch die Städte, die ebenfalls zu den privilegirten Ständen gehörten, wurden mit ihrem unbeweglichen Eigenthum herangezogen, indem für die Gebäude eine besondere Steuerrolle gemacht wurde, unter dem Titel: propriétés bâties. Als Grundlage für die Grundsteuer wurde nicht der Kapitalwerth des Grundstücks, sondern sein reiner Ertrag nach einem zehnjährigen Durchschnitt angenommen. Diesen sah man als die Silberernte an, die jegliches Eigenthum trage, seine Natur möge seyn, welche sie wolle, und von dieser Silberernte nimmt der Staat etwa ein Achtel oder ein Neuntel für seine Bedürfnisse. Diese Silberernte wurde durch eine genaue Abschätzung bestimmt, bei welcher die bestehenden Pachtpreise als Anhaltpunkte dienten (s. Cataster). Durch das Hinzuziehen der adeligen und geistlichen Güter mochte sich diese jährliche Silberernte etwa um 3 bis 400 Millionen vermehrt ha-

[r]en, durch das Hinzuziehen der Städte und der Häuser vermehrte sie sich [e]benfalls um 300 bis 350 Millionen, und so kam es denn, daß die [G]rundsteuer sich bis auf 1500 Millionen vermehrte. Man rechnet jetzt [d]ie jährliche Silberernte vom Grundeigenthum auf nahe 1200 Millio[n]en, und die von den Gebäuden, Mühlen, Hammerwerken u. s. w. [ü]ber 300 Millionen, so daß das Neuntel nahe an 170 Millionen an [G]rundsteuer einbringt. Jetzt ist sie aber viel höher gespannt, und im Jahre 1818 ist sie bis auf 260 Millionen gestiegen. In England ist [d]ie Grundsteuer nur eine Rente, die abkäuflich ist, und die Landtaxe [b]rachte im Jahr 1816 nur noch eine halbe Million Pf. Sterling ein, [a]lso nur einen Zwanzigtheil der französischen Landtaxe. Die Gewerbe [v]on Frankreich liefern jährlich für 1360 Mill. fertige Waaren. Bg.

Grundstoffe, s. Elemente.

Grundwesen, s. Dualismus.

Gruner (Justus, Baron), königl. preußischer Geheimer Staats[r]ath und bevollmächtigter Minister bei der Tagsatzung in der Schweiz, [h]at sich um sein Vaterland und die deutsche Nation, vorzüglich in den Jahren 1813 bis 1815, sehr verdient gemacht. Seine kräftigen Auffo[d]erungen an seine Mitbürger waren eindringende Prophetenworte, [w]elche die Begeisterung des deutschen Volks in dem Freiheitskriege [1]813 erhoben und leiteten. Er wurde den 25. Juni 1814 zum Civil[g]ouverneur des Herzogthums Berg ernannt, nachdem er vorher als [r]ussischer Staatsrath und Generalgouverneur die Provinz des Mittel[r]heins so musterhaft verwaltet hatte, daß ihm der Kaiser Alexander [s]elbst am 13. Oct. 1814 den St. Annen-Orden erster Classe ertheilte. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba erließ Gruner in Düsseldorf [d]en 24. März 1815 einen Aufruf an die Einwohner und den Land[s]turm von Berg, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen; auch ließ [e]r den 19. April einen Buß- und Bettag halten, „um den Segen [G]ottes zur Vollendung des großen Befreiungswerkes Deutschlands zu [e]rflehen." Dagegen erklärte er den 7. Mai 1815 eine im Moniteur [v]om 3. Mai ihm zugeschriebene Proclamation an ganz Deutschland, [a]ngeblich vom 13. April, für falsch und für eine der vielen Lügen Bonaparte's. Den 15. Juni übernahm Sack das Gouvernement vom [H]erzogthum Berg, und Gruner erhielt die obere Leitung der Armee[-]Polizei. Während des Aufenthalts der verbündeten Heere in Paris [1]815 war er Platzcommandant und machte sich um die Aufrechthal[t]ung der Ordnung in dieser Stadt so verdient, daß ihn der König [v]on Preußen am Ende d. J. zum Baron ernannte, worauf er den [G]esandtschaftsposten in der Schweiz übernahm.

Guérin, Schüler von Regnault, ist einer der interessantesten [K]ünstler der neuern französischen Schule. Eine sanfte Schwermuth [s]pricht aus seinen Werken, ein stiller Ernst herrscht darin. Auffallend [i]st seine Neigung zu geradlinichten Stellungen, besonders der Arme. [E]r neigt sich zur Antike; sein Styl ist edel und anmuthig, sein Co[l]orit transparent und harmonisch. Das erste Gemälde, wodurch er [si]ch Ruf erwarb, war sein Opfer vor Aeskulaps Statue nach [G]eßners Idylle. Die dankbaren Kinder umgeben stützend den eben [w]ieder genesenen Vater; das knieende Mädchen ist äusserst lieblich; [d]och hat das Ganze noch Mängel, die von der jugendlichen Unerfah[r]enheit des Künstlers zeugen. Es befindet sich in der Gallerie zu [V]ersailles. Marcus Sextus war das Gemälde, wodurch Guérin [a]uch noch als Jüngling im Jahre 1800 allgemeines Aufsehen erregte. [S]ein tiefstes Gemüth spricht sich darin aus, man sieht, wie reger

Geist und zarte Innigkeit die Nacht seiner Schwermuth erleuchten. Der edle Verbannte ist hier dargestellt, wie er zurückkehrt und seine geliebte Gattin todt findet. Guérins nächstes Werk, Hippolyt und Phädra, welches 1802 ausgestellt wurde, erwarb ihm den Preis und eine Kunstreise nach Italien. Dies Gemälde hat unstreitig sehr viele Schönheiten, aber dabei auch etwas Theatralisches und Uebertriebenes. Der Ausdruck der geisterbleichen, wildverstörten Phädra, die hier neben Theseus sitzend dargestellt ist, erschüttert auf zu grelle Weise. Theseus, nur von einem Streiflicht beleuchtet, hat echt königliche Würde; herrlich ist der im ernsten Jünglingsstolz, im ruhigen Selbstgefühl ihnen gegenüberstehende Hippolyt, an den sich seine Jagdhunde traulich schmiegen; er erträgt die falsche Beschuldigung mit stummer Verachtung. Die Einfachheit der Zeichnung dieses Bildes hat jedoch etwas Gesuchtes, und das Colorit etwas Kaltes. Doch wurde es mit viel Enthusiasmus aufgenommen; nur der bescheidene junge Künstler selbst war nicht mit sich zufrieden und sehnte sich, in Italien den rechten Geist der Kunst zu erspähen. Man beschäftigte Guérin nach seiner Rückkehr auch so wie alle großen Künstler mit Darstellung der Zeitbegebenheiten. Er bekam die Aufgabe: Napoleon zu malen, wie er den Rebellen in Cairo verzeiht auf dem Platz Elbekeïr. Der sinnige Künstler wußte alle Vortheile dieses Sujets zu benutzen. Die edeln Formen, die glühende Farbe, die malerische Tracht dieser Morgenländer, der Glanz jenes Himmels, die Eigenthümlichkeit der Landschaft, die Einheit der Handlung bei der Mannigfaltigkeit der Gefühle, der Contrast zwischen den Europäern und Asiaten, alles diente willig dem kunsterfahrnen Sinn. Links steht Napoleon etwas erhöht, man sieht ihn im Profil, der hier nothwendige Ausdruck des klugen Mißtrauens und des stillen Ernstes ist meisterhaft aufgefaßt. Hinter ihm gruppiren sich seine Generale zwanglos und malerisch. Ganz vorn, mit dem Gesicht in das Bild hinein nach dem Sieger hingewendet, steht der Dolmetscher, in ruhig edler Haltung spricht er für seine Landsleute; ein dunkelrother Kaftan wallt bis auf seine Füße herab; ein reicher, vielstimmiger Accord ist rechts die Gruppe der bezwungenen ägyptischen Rebellen. Zwei ängstlich hoffende, innig flehende Sklaven haben sich ganz vorn zur Erde geworfen; ein tiefsinnig ernster Greis, dem weiße Locken das schwarzbraune Gesicht umkräuseln, sinkt wort- und klanglos neben jenen auf die Knie. Nahe verwandt scheint ihm ein an Wunden Sterbender, der weiter vorn liegend eben den letzten Lebensathem verhaucht. Hinter jenem Greis befindet sich der verwundete Anführer der Rebellen, dem französische Soldaten die Fesseln von den entblößten Armen streifen; ungebeugt ist sein Wille, trotzig sein Sinn, er weicht nur der Uebermacht; ein Hoffnungsfunken, vielleicht einst wieder frei zu wirken, glimmt düster in ihm. Jugendlich arglos und unbefangen neugierig drängt sich ein Jüngling neben ihm hervor, und hängt mit Auge und Seele an dem bewunderten Sieger. Aeltere Muselmänner, mit niedergeschlagenem Blick und auf der Brust gekreuzten Händen, stehen still ergeben weiter zurück; den französischen Chasseurs, welche die Gefangenen begleiten, sieht man die Ermattung an. Die Beleuchtung ist sehr effectvoll; ein über der Gruppe der Franzosen sich ausbreitender Baum wirft Schlagschatten mit durchfallenden Streiflichtern auf die Aegypter, so, daß dies ohnehin dunkelfarbige Volk desto bestimmter mit dem klaren, wolkenlosen Himmel contrastirt. Zur Ausstellung von 1812 malte Guérin das treffliche Gemälde der Andromache. Voll Reiz

und Farbenzauber ist sein späteres Werk: Cephalus und Aurora. Doch größere Gemälde als je zuvor stellte der junge Künstler 1817 aus; eine Dido, welche der Erzählung des Aeneas zuhört, reizend ausgeführt und in echt virgilischem Sinn gedacht, und eine Clytemnestra, in dem Augenblick dargestellt, wo Aegisth sie hindrängt zum Mord des schlafenden Gatten. Höchst genial ist es, zur Beleuchtung dieser Scene so ein düsteres, blutrothes Licht zu wählen. Guérin malt nur selten Portraits, aber sie gelingen ihm trefflich. 1817 trug ihm der König auf, das Portrait des Helden der Vendée, Henri de la Roche Jacquelin zu malen, so dargestellt, wie er eine Verschanzung erstürmt; es wurde ein höchst gelungenes, ausdruckvolles Bild. 1806 wurde Guérin zum Director der französischen Malerschule in Rom ernannt, aber seine zarte Gesundheit hinderte ihn, diese Stelle anzunehmen. Er ist Mitglied des Instituts und der Ehrenlegion; sein Charakter ist höchst liebenswürdig, anspruchlos und bescheiden. Wl.

* Guernsey und Jersey, zwei im Canal gelegene, zu Großbritannien gehörige Inseln; beide haben ihre eigenen Gesetze. Guernsey mißt von Südwest nach Nordost 13 1/2 und von Ost nach West, da, wo sie am breitesten ist, 12 1/2 engl. Meile. Die Luft ist gesund und der Boden fruchtbar, aber nicht gehörig angebaut. Die Ufer sind theils durch steile Felsen, theils durch künstliche Befestigungen vor jedem feindlichen Angriff gesichert. Der König ernennt einen Statthalter, einen Amtmann und 12 Geschworne, welche über alle Rechtssachen, Hochverrath allein ausgenommen, entscheiden. Die Volkszahl beläuft sich auf 15,000. Die Hauptstadt St. Petersport hat einen trefflichen Hafen. Jersey ist kaum halb so groß als Guernsey und ebenfalls durch Natur und Kunst sehr befestigt. Die Viehzucht, besonders auch die Pferdezucht, ist beträchtlich. Man zählt 20,000 Einwohner. Die wichtigsten Städte sind St. Helier und St. Aubin, letztere mit einem guten Hafen. Auch hier besorgen die Verwaltung und die Rechtspflege ein Gouverneur, ein Amtmann und zwölf Geschworne.

Guiana, ein ausgedehnter Landstrich in Südamerika, vom Orinocco nach Norden, vom Amazonenfluß nach Süden, vom atlantischen Ocean nach Osten und Nordosten, und von Neu-Granada nach Westen begränzt. Dies Land erstreckt sich längs der Küste 100 Seemeilen weit, von dem Ausfluß des Orinocco bis zu der Mündung des Maranon oder Amazonenflusses. Da man jetzt weiß, daß sich der Orinocco mit dem Maranon durch Seitenströme verbindet, so ist eigentlich das ganze Land als Insel zu betrachten. Entdeckt ward Guiana von dem spanischen Seefahrer Vasco Nunez, der im Jahr 1504 die ganze Küstenstrecke vom Orinocco bis zum Maranon besuchte, und sie Tierra firma nannte. Indessen scheinen die Spanier sich so wenig um die Benutzung und Verfolgung dieser Entdeckungen bekümmert zu haben, daß der englische Seefahrer Walther Raleigh, im Jahre 1595, 100 Meilen weit in den Orinocco hinaufsegelte. Dann fanden sich mehrere Freibeuter an diesen Küsten ein, und 1634 war schon in Surinam eine Ansiedelung von Franzosen und Engländern unter der Anführung eines Capitän Marschall, welche in Menge Taback bauten. Diese Colonie wurde anfangs unter brittischen Schutz gestellt, dann aber den Holländern überlassen. Späterhin haben sich mehrere Nationen angesiedelt: die Franzosen zwischen den Flüssen Maroni und Oyapock; die Portugiesen zwischen dem letzteren und dem

Amazonenfluß; die Holländer zwischen dem Maroni und dem Cap Nassau; die Spanier endlich von dem letzteren an bis zur Mündung des Orinocco und noch mehrere hundert Meilen ins Land hinein. Das spanische Guiana ist bei weitem die größte und wichtigste Besitzung; zwar haben sie an der See nur etwa eine Küste von 40 Seemeilen; aber es ziehen sich ihre Niederlassungen immer längs des Orinocco hinauf, bis dieser den Aequator erreicht, und das Land, das sie besitzen, gehört zu dem allerfruchtbarsten auf dem Erdboden. Allein es ist ganz von der wilden und blutdürstigen Nation der Karaiben bevölkert, deren Haß gegen die Spanier die Holländer unterhalten sollen, um ihren eigenen Handel weiter ausbreiten zu können. Die Hauptstadt des spanischen Guiana, St. Thomas, liegt am rechten Ufer des Orinocco, ungefähr 50 Meilen landeinwärts; sie ist der Sitz eines Statthalters und eines Bischofs. Die Bevölkerung des spanischen Guiana wird auf 34,000 Menschen berechnet, von denen 19 000 Eingeborne unter der Botmäßigkeit der Spanier stehen. In dem holländischen Antheil ist Parmaribo aus Ausfluß des Surinam der Hauptort. Auch in Berbice, Demerari und Essequebo sind vorzügliche Niederlassungen, wo besonders Zucker, Reiß, Baumwolle, Caffee und Farbehölzer gebaut und ausgeführt werden. Man führte sonst für mehr als zwei Millionen Reichsthaler rohen Zucker, für eben so viel Caffee, für eine halbe Million Baumwolle, für 150,000 Thaler Cacao, und ungefähr für 4000 Thaler Farbehölzer aus. Die Holländer unterhielten bloß für diesen Handel 70 Schiffe, und die Zahl der Sklaven im holländischen Guiana war 60,000. Allein die Colonie ist theils durch die Ungesundheit des Klima's, theils durch den Eigennutz der Besitzer, theils durch die Rohheit und das grausame Betragen der Aufseher gegen die Neger zu Grunde gerichtet. Was das französische Guiana betrifft, so ist Cayenne, auf einer Insel am Meere, der Hauptort. Es gibt nur 50 Pflanzorte im ganzen Lande, und man hat die Bevölkerung nie höher, als auf 9000 Seelen anschlagen können. Es trug diese Colonie jährlich kaum 200,000 Thaler an Werth der Ausfuhr; der Zucker, dort gewonnen, wurde nur auf 500 Thaler geschätzt, und doch kostete diese Colonie der französischen Regierung weit mehr als 200,000 Thaler jährlich.

Guignes (Chrétien Louis Joseph de), des berühmten Orientalisten Sohn, ein vorzüglicher Kenner der chinesischen Sprache und Literatur, geboren zu Paris den 25. August 1759, lernte von seinem Vater chinesisch. Seine erste Schrift war ein Mémoire sur le planisphère chinois, in der Sammlung der Akademie der Wissenschaften Savants étrangers, T. X, 1781. Im Jahre 1784 ging er als französischer Resident nach China. An die Akademie der Wissenschaften und der Inschriften, deren Correspondent er war, schickte er nautische und astronomische Beobachtungen ein. In den Jahren 1794 und 1795 begleitete er die holländische Gesandtschaft nach Peking, und leistete ihr, da er gut chinesisch sprach, wesentliche Dienste. Im Jahre 1801 kehrte er nach Frankreich zurück, und gab heraus: Observations sur le voyage de M. Barrow, 58 S., ferner: Voyages à Peking, Manille et l'isle de France, Paris 1808, 3 Vol., mit einem Atlaß. Einige Aufsätze von ihm im Mag. encycl. Mars 1807 und in den Annales des voyages II. et X. sind zum Theil Widerlegungen der Kritiken der Herren Hager und Montucci. Sein Dictionnaire chinois, français et latin, Paris 1813, Fol. 1200 S., ein typographisches Meisterwerk, ist das erste in seiner Art, hat aber

manchen Tadel erfahren. Der Verfasser soll dabei die Arbeiten des P. Basile de Glemona sich zugeeignet haben.

* Guinea, ein großes Land im westlichen Theile von Afrika, dessen Gränzen von den verschiedenen handelnden Nationen ganz verschieden bestimmt werden. Die Holländer rechnen ganz Senegambien dazu, und fangen vom Cap Blanco 21° N. B. an, die ganze Küste bis hinunter nach Kongo und Loango, Guinea zu nennen. Nach den Franzosen liegt Guinea zwischen dem Cap Monte 11 1/2° W. L. und dem Cap Lopez. Die Engländer belegen den Strich zwischen dem Gambia, 12 1/2° und dem Palmenvorgebirge 4° N. B., mit dem Namen Ober- oder Nordguinea, und Südguinea erstreckt sich dann vom Palmenvorgebirge bis zum Cap Lopez. Es gehört demnach, wenn wir diese Bestimmung annehmen, die Hälfte von Senegambien, das Land der Fulahs, Sierra Leona, die Küste Sanguin, die Körner-, Zahn- und Goldstücke, das Reich Dahomey, Whida, Benin, Ovare, es gehören endlich die unbenannten Länder zwischen dem fünften Grad N. B. und dem ersten Grad S. B. zu Guinea. Das Land erstreckt sich also beinahe 500 Seemeilen an der Küste hinunter und wird von den mannigfaltigsten Völkern bewohnt. Da es zum Theil unter dem Aequator liegt, so ist die Hitze natürlich das ganze Jahr hindurch außerordentlich groß. Indessen, wenn wir die Gegend um den Gambia ausnehmen, die, wie die ganze Küste bis an den Rio Grande, sehr niedrig, und daher ungesund ist, so ist der größte Theil des Landes an sich gesünder, als manche andere Gegenden zwischen den Wendekreisen. Das Innere des Landes ist sehr wenig bekannt. Nur die Umgebungen der europäischen Niederlassungen am Gambia, auf Bulam, in Sierra Leona, auf der Goldküste und in Benin, sind neuerlich etwas bekannter geworden. Entdeckt wurden diese Länder zuerst im Jahre 1455 durch den Venetianer Cada Mosto (s. d. Art.), in Auftrag des Infanten Heinrich. Später kamen auch andere Europäer dahin. Die Portugiesen haben im südlichen Theil die meisten Niederlassungen. Die Engländer, Holländer und Dänen auf der Goldküste, Franzosen am Gambia, in Sierra Leona und in Benin, und sogar die Preußen errichteten unter dem großen Churfürsten drei Niederlassungen auf der Goldküste, die sie indeß nach dreißig Jahren wieder an die Holländer verkauften. Unter den verschiedenen Gebieten, in welche Guinea eingetheilt wird, ist besonders die Pfeffer- oder Körnerküste merkwürdig. Sie erstreckt sich 100 Seemeilen weit vom Cap Mesurado bis zum Palmenvorgebirge, und ist im Ganzen flach, waldig und von vielen Strömen durchwässert. Den Namen hat diese Küste von den Paradieskörnern und dem langen Pfeffer (Malaguete), zweien Arten Amomum, die hier ungemein häufig wachsen und als ein beliebtes Gewürz ausgeführt werden. Bewohnt wird diese Küste zum Theil von den kriegerischen Yolofs, von den weit verbreiteten Fulahs und vielen andern Völkern, deren Namen uns kaum bekannt sind. Sie sind fast alle eigentliche Neger, der mohammedanischen Religion zugethan, und werden von ihren Häuptlingen auf völlig despotische Weise regiert. Einige unter ihnen, besonders in der Nähe des Rio Sestos, sind von sanftern Sitten und dem Handel ergeben, den sie mit den Gewürzen ihres Landes, mit Elfenbein, Leder, Goldstaub und leider auch mit Sklaven führen. Weiter östlich ist die Elfenbeinküste, die sich 110 Seemeilen weit vom Palmenvorgebirge bis nach dem Cap Apollonia erstreckt. Hier gibt es gegenwärtig keine europäische Niederlassung, doch handeln die Einwohner vorzüglich mit

Elfenbein, dann auch mit Gold, Salz, Baumwolle, Indigo, Palmenwein, Reiß und mancherlei Gewürzen. Dann folgt die Goldküste, die westlich vom Cap Apollonia anfängt und sich bis zum Rio Volta, zwischen dem vierten und fünften Grad N. B. und ungefähr drei Grade W. L. erstreckt, sie hat also eine Ausdehnung von 60 Seemeilen. Hier finden sich die Niederlassungen Apollonia, Axim, welches den Holländern gehört und noch drei oder vier holländische Niederlassungen. Die vornehmste brittische Besitzung und Festung auf dieser Küste heißt Cap Coast Castle. Die ganze Küste, so wie das Innere des Landes, ist außerordentlich volkreich: die Aschantis sind die mächtigste Nation und gesitteter als ihre Nachbaren. Nach der Goldküste folgt die Sklavenküste, die von Rio Volta bis Rio Logos etwa 48 Seemeilen weit sich erstreckt. Hier sind die Hauptstaaten Whida und Dahomey, beide äußerst volkreich und sonst mächtig. Engländer, Holländer und Dänen haben hier mehrere Factoreien und eine wichtige Niederlassung auf einer Insel im Flusse Jaquin.

Güldenstädt (Johann Anton), ein berühmter russischer Arzt und Naturforscher, geboren zu Riga im Jahre 1745. Er empfing seine Bildung in Berlin und Frankfurt an der Oder. Darauf ward er nach Petersburg berufen, um an den von Catharina II. angeordneten gelehrten Unternehmungen zur Aufklärung des Innern von Rußland Theil zu nehmen. Er trat 1768 die Reise an, erreichte im März 1769 Astrachan und im Januar 1771 Kislar am Terek auf der äußersten Gränze des russischen Reichs. Besonders sorgfältig bereisete er den Caucasus, und wiewohl die Naturgeschichte ihn hauptsächlich beschäftigte, so vernachlässigte er doch auch weder die Geschichte, noch die Sprachen der verschiedenen Völker daselbst. Er kam erst 1775 nach Petersburg zurück, wo er zum Professor der Naturgeschichte und Präsidenten der ökonomischen Gesellschaft ernannt wurde. Beschäftigt, die auf seinen Reisen gesammelten Materialien zu bearbeiten, starb er schon 1780. Seine ungemein reichhaltige Reisebeschreibung erschien, von Pallas besorgt, 1787 — 1791 zu Petersburg in zwei Quartbänden. Aber unzählige Druckfehler machen den ersten Band, welcher gerade der interessanteste ist, höchst unzuverlässig und fast unbrauchbar. Dies bewog Julius von Klaproth, der dieselben Länder besucht hat, und Güldenstädts Originalhandschrift in Petersburg benutzen konnte, eine correctere Ausgabe dieser Reise nebst einer ganz neuen Karte (Berlin 1815, 1. Band) zu veranstalten, wodurch er der Erdkunde einen wesentlichen Dienst erwiesen hat. Mehrere Denkschriften Güldenstädts finden sich in den Memoiren der Petersburger Akademie.

Günther von Schwarzburg, s. Deutschland.

Gut (in der Nationalökonomie) ist dasjenige Ding, welches der menschliche Geist als Mittel anerkennt, tauglich zur Beförderung menschlicher Zwecke. Ein Ding kann nur dadurch ein Gut werden, daß der menschliche Geist entweder einen neuen Zweck erkennt, zu welchem das Ding als Mittel gebraucht werden kann, oder daß er dasselbe als Mittel zu bereits bekannten Zwecken kennen lernt. Die Dinge, welche der menschliche Geist zu Gütern erhebt, können eben sowohl sinnliche (körperliche) als geistige (unkörperliche) Dinge seyn, es begründet dies nur einen Unterschied zwischen sinnlichen und geistigen Gütern; die Tauglichkeit eines Dings zu Erfüllung menschlicher Zwecke mag übrigens dauernd oder bloß vorübergehend seyn, im einen wie im andern Falle gehört das Ding zur Classe der Güter. KM.

Guthrie (William), wohl als Herausgeber eines großen universalhistorischen Werkes, sonst aber nicht sehr ehrenvoll als Schriftsteller bekannt, war 1708 zu Brichen in Schottland geboren und anfangs in seiner Heimath Schulmann. Familienverhältnisse zwangen ihn, seine Heimath zu verlassen. Er kam nach London, beschäftigte sich dort mit Schriftstellerei und verkaufte seine Feder jedem, der ihn bezahlte. Das Ministerium belohnte seine ihm geleisteten Dienste 1745 mit einer jährlichen Pension, die er bis zu dem Ende seines Lebens, den 19. März 1770, bezog. Eine ungewöhnliche Leichtigkeit in Bearbeitung der verschiedenartigsten Gegenstände eignete ihn mehr für Schriften, die schnell zu Stande kommen mußten, als für solche, die fleißige Ausarbeitung erheischten. Es fehlte ihm nicht an Talenten und auch nicht an Kenntnissen, allein da er seine Schriften sehr eilig arbeiten mußte, sind sie voll Nachlässigkeiten und Irrthümer. Dennoch war er sehr gesucht, und konnte die Bestellungen der Buchhändler kaum genugsam fördern. Seine Name prangt vor einer ungeheuern Menge von Compilationen. Seine Weltgeschichte gab er in Verbindung mit Gray heraus. Man hat von ihm noch eine Geschichte von England, eine Geschichte von Schottland, aber niemand lies't sie mehr. Das einzige Werk, das noch jetzt Verdienste hat, ist die Grammatik der Geschichte, Geographie und des Commerzes, die man aber dem Buchhändler Knox zuschreibt.

Guyon (Jeanne Marie Bouvières de la Mothe), s. Quietismus.

Gyges, s. Centimanen.

Gyrovagi, s. Mönchswesen.

H.

Haag, die Residenz des Königs der Niederlande, eine offne Stadt in Holland unter 52° 4′ N. B. und 4° 18′ O. L., fast 7 Meilen südwestlich von Amsterdam, 2 1/2 Meile von Leiden, und eine gute halbe Meile vom Strande der Nordsee entfernt. Die Bevölkerung beträgt fast 40,000 Seelen. Die Stadt liegt höher und trockner, als die meisten andern in Holland, daher die Luft auch sehr rein und gesund ist. Die Umgebungen sind wegen der vielen herrlichen Gärten ungemein reizend. Die Straßen sind breit, und dabei von hohen Baumgängen eingefaßt. Gepflastert sind sie mit hellfarbigen Ziegelsteinen, die äußerst dicht zusammengefügt sind. An einer Seite der Stadt ist ein breiter Canal, beständig mit Fahrzeugen bedeckt, an der andern ein trefflicher Wald, ungefähr eine halbe Meile im Durchschnitt: die übrigen Seiten der Stadt sind von schönen Wiesen und trefflichen Landsitzen umgeben. In der Stadt selbst ist die sogenannte Velver-Burg die schönste Abtheilung. Doch verdient der Statthalterpallast keine besondere Aufmerksamkeit, weil er einen unregelmäßigen Haufen alter Gebäude darstellt. Der Haag war nämlich ursprünglich eine alte Domäne der Grafen von Holland, daher man sonst auch Grafenhaag zu sagen pflegte. Wichtig ist noch das treffliche Museum der Prinzen von Oranien, welches zwar von den Franzosen weggeführt, aber seit dem Frieden wieder an Ort und Stelle gebracht worden ist.

Haargefäße, Haargefäßsystem, die letzten Endungen

der Schlagadern, welche ihrer außerordentlichen Feinheit wegen mit einem Haare verglichen werden. Alle Arterien endigen sich zuletzt in Haargefäße, in welchen der arterielle Charakter verlischt und der Indifferenzstand, ein Schweben zwischen Arteriosität und Venosität, eintritt. Die Haargefäße vervielfältigen sich auf bewundernswürdige Weise, bilden größtentheils die absondernden Organe und stellen Büschel, Sterne, Pinsel, ein filzartiges Gewebe u. s. w. dar. In ihnen herrscht gänzlich die Plasticität (Productivität, der Bildungstrieb) und das Blut wird theils in die Masse des Organs, zu dem sie gehören, verwandelt, z. B. in Muskelfaser, oder die abzusondernden Stoffe werden aus ihm geschieden, z. B. seröse (wässerige) Flüssigkeit oder Dust, oder andere aus ihm gebildet, z. B. Galle u. s. w., oder die ernährenden Stoffe zum Ersatz der abgegangenen in ihm abgesetzt.

* Habeas-Corpus-Acte. Habeas corpus heißt in der englischen Justizverfassung eine gerichtliche Verordnung, um Gefangene von einem Gerichtshofe zu einem andern, zu leichterer Verwaltung der Gerechtigkeit, bringen zu können. Es gibt dergleichen Verordnungen mancherlei Art, z. B. habeas corpus ad respondendum, satisfaciendum, prosequendum, testificandum, deliberandum etc. Es gibt auch eine allgemeine Verordnung ad faciendum et recipiendum, gewöhnlich habeas corpus cum causa genannt, welche von den Gerichtshöfen von Westminsterhall erlassen, und wodurch dem untern Richter befohlen wird, die Person des Beklagten nebst einer Angabe des Tages und der Ursache seiner Verhaftung auszuliefern, um zu thun und zu empfangen, was der königl. Gerichtshof für nöthig erkennen wird. Die wichtigste Verordnung dieser Art, und die wirksamste zur Behauptung der persönlichen Freiheit in allen Fällen ungesetzlicher Einkerkerung, ist die habeas corpus ad subjiciendum benannte. Diese kann, als ein hohes Vorrecht, nur von dem Gerichtshofe der Kingsbench erlassen werden, vermittelst eines Fiat von dem Oberrichter oder einem andern Richter, und zwar in alle Theile des Königreichs. Gleich allen andern Prärogativ-Verordnungen darf sie nur auf ausdrückliche Anregung und nicht von freien Stücken erlassen werden, auch nicht ohne Angabe der Ursache, warum die außerordentliche Gewalt der Krone zur Unterstützung einer Partei aufgerufen worden ist. Dies ist um so vernünftiger, weil, wenn sie einmal bewilligt ist, derjenige, an den sie gerichtet worden, keine Entschuldigung entgegensetzen kann, warum er die Person des Gefangenen nicht ausliefern will. Bei jeder Verhaftung wird daher nothwendig die Angabe der Ursache erfordert, warum sie geschieht. Nun kann der obere Gerichtshof nach Erlassung eines habeas corpus ihre Gültigkeit untersuchen und nach Befinden der Umstände das Verfahren einrichten. Die englischen Gesetze sind in Beschützung und Vertheidigung der persönlichen Freiheit der einzelnen Staatsbürger außerordentlich sorgfältig, und können durch das bloße Gutbefinden einer Obrigkeit, ohne ausdrückliche gesetzliche Erlaubniß, nicht beeinträchtigt werden. Die Magna charta bestimmt, daß kein freier Mann verhaftet oder eingekerkert werden soll, außer durch ein gesetzliches Urtheil seines Gleichen (aequalium) oder durch ein Landesgesetz; und manche alte Statuten haben später verordnet, daß Niemand verhaftet oder eingekerkert werden darf auf eine Angabe oder Bitte an den König oder dessen Rath, sondern nur in Folge einer legalen Anklage und eines rechtlichen Prozesses. Die Verordnung des habeas corpus gewährt ein hinreichend wirksames Gegenmittel in allen Fällen

ungesetzlicher Verhaftung; allein dieses Gegenmittel wurde seiner Kraft ganz beraubt in den ersten Jahren der Regierung Carls I., indem der Gerichtshof der Kingsbench bestimmte, daß auf ein habeas corpus für keinen Gefangenen gebürgt oder derselbe ausgeliefert werden sollte, wenn er, obgleich ohne angegebene Ursache, auf besondern Befehl des Königs oder durch die Lords des geheimen Raths verhaftet worden wäre. Diese ungesetzliche Verordnung zog eine parlamentarische Untersuchung nach sich, und veranlaßte die Bitte um Recht (petition of right), welche bestimmte, daß kein freier Mann verhaftet oder gefangen gehalten werden kann ohne angegebene Ursache, wogegen er sich dem Gesetz gemäß vertheidigen kann. Indessen wurden in den folgenden Jahren mehrere Umgehungen dieser petition versucht, und mehrere Mittel in Anwendung gebracht, um sie aufrecht zu erhalten, bis endlich im J. 1676 eine willkührliche Verfügung Carls II. gegen die bestehenden Gesetze zu der berühmten Habeas-corpus-Acte Veranlassung gab, welche von den Engländern als eine zweite Magna charta des Reichs betrachtet wird, und worin die Art und Weise wie man ein habeas corpus erhalten kann, so klar bestimmt und fest begründet ist, daß, so lange dieses Gesetz besteht, kein englischer Unterthan lange im Gefängniß gehalten werden kann, außer in den Fällen, wo es das Gesetz erfordert und rechtfertigt. Bisweilen kann jedoch, wenn der Staat in Gefahr ist, eine temporäre Suspension der Habeas-corpus-Acte Statt finden, aber die executive Gewalt darf diese Fälle nicht bestimmen. Nur die gesetzgebende Gewalt oder das Parlament kann die Krone ermächtigen, die Habeas-corpus-Acte auf eine bestimmte Zeit zu suspendiren, um verdächtige Personen zu verhaften, ohne einen Grund deßhalb anzugeben. Jedoch darf zu diesem Mittel nur in Fällen der dringendsten Noth geschritten werden. Ein solcher Fall trat im Jahre 1817 auf Veranlassung der in mehreren Theilen des Reichs ausgebrochenen Unruhen ein, und hatte auch schon in den Jahren 1793 und 1794 Statt gefunden.

Hafiz (Mohammed Schems-eddin, mit dem Beinamen), einer der berühmtesten und anmuthigsten Dichter Persiens, war zu Anfang des 14ten Jahrhunderts zu Schiras geboren, und widmete sich dem Studium der Theologie und Jurisprudenz, welche Wissenschaften bei den Mohammedanern eng verbunden sind. Der Zuname Hafiz wurde ihm beigelegt, weil er den Coran auswendig wußte. Er zog eine unabhängige Armuth als Derwisch dem Hofleben, zu dem er oft eingeladen wurde, vor, und starb im J. 1389. Sein Grabmal befindet sich bei Schiras, und wird gegenwärtig auch von frommen Moslemin mit einer Art von Verehrung besucht, wiewohl der Dichter bei seinem Leben für einen Ungläubigen und selbst für einen Christen galt. In diesen Ruf hatte er sich durch seine Verse gebracht, in denen er mit Anmuth und Feuer, aber auch nicht selten mit anstößiger Ausgelassenheit von Wein, Liebe und Wollust singt, die aber später als Eingebungen des höchsten Wesens betrachtet wurden und noch werden, in denen unter dem Schleier einer mystischen Sprache die tiefsten und heiligsten Geheimnisse verborgen seyn sollen. Die Commentare des Feridun, Sururi, Sudi u. A. bemühen sich, ihren geheimen Sinn zu erörtern. Nach Hafiz Tode wurden seine Oden und Elegien in einen Divan gesammelt, welcher vollständig in Calcutta 1791 persisch gedruckt und von J. v. Hammer ins Deutsche übersetzt worden ist. Früher waren von verschiedenen Orientalisten nur einzelne Gedichte von Hafiz bekannt gemacht worden.

Hager (Joseph), ein bekannter Orientalist, geboren um das Jahr 1750 zu Mailand in einer ursprünglich deutschen Familie. Er studirte zu Wien, und trat darauf in die Congregation der Propaganda zu Rom, wo er sich mit den orientalischen und neuern europäischen Sprachen beschäftigte. In den neunziger Jahren ging er auf Reisen und entdeckte in Sicilien den literarischen Betrug Vella's (s. d. Art.), wovon er in einer eignen Schrift Nachricht gab. Im Jahre 1800 war er in Berlin; damals fing er an, sich mit dem Studium des Chinesischen zu beschäftigen. Von Deutschland ging er nach England, wo er eine Abhandlung über die neuentdeckten babylonischen Inschriften und eine andere über die chinesischen Charaktere herausgab; jene mit einer Masse von gelehrten Citaten ausgestattet, diese ohne besondern Werth. Dennoch faßte er den gewagten Entschluß, ein chinesisches Wörterbuch herauszugeben. Die damalige französische Regierung nahm davon Notiz, und da die Pariser Bibliothek reich an Vorarbeiten zu einem solchen Unternehmen ist, berief sie Hagern nach Paris, ertheilte ihm einen Jahrgehalt von 6000 Franken, und beauftragte ihn ausdrücklich, aus den vorhandenen und seinen eigenen Materialien ein Wörterbuch der chinesischen Sprache auszuarbeiten. Hager folgte diesem Ruf 1802, und gab außer dem Prospectus zu jenem Wörterbuche, mehrere Schriften über chinesische Sitten und Alterthümer heraus, z. B. Monument de Yu; Panthéon chinois; Description des médailles chinoises de cabinet impérial de France (1805). Allein diese Werke waren nicht geeignet, dem wirklichen Kenner einen hohen Begriff von seinen Kenntnissen des Chinesischen zu geben, und da überdies eine Untersuchung seiner Arbeiten für das Wörterbuch den Erwartungen nicht entsprach, erhielt er seine Entlassung. Er ging nach Italien, wo er 1809 als Professor der orientalischen Sprachen zu Pavia, und nach Aufhebung dieser Universität als Conservator bei der großen Bibliothek zu Mailand angestellt wurde. Indeß setzte er seine chinesischen Studien fort; schon 1806 waren zu London seine Elements of the Chinese language erschienen; ihnen folgte 1810 seine Memoria sulla Bussola orientale (Pavia), worin er die Erfindung des Compasses den Chinesen beilegt, und 1811 seine Illustrazione di un Zodiaco orientale (Mailand). In seinen Miniere (Mailand, 1816) zeigte er, daß die Türken ursprünglich mit den Chinesen in Verbindung gestanden und viele Gebräuche von ihnen angenommen haben. In demselben Jahre gab er eine Erklärung chinesischer Inschriften an den öffentlichen Gebäuden in Canton heraus. Im Allgemeinen enthalten alle diese Schriften viel Brauchbares, neben zum Theil sehr groben Fehlern und Unrichtigkeiten, vor denen den Verfasser weder sein rühmlicher Fleiß, noch seine gewiß ausgebreiteten, aber nicht immer gehörig gründlichen Kenntnisse haben bewahren können, wie namentlich Julius Klaproth gezeigt hat. Hager's neueste Schrift, Observations sur la ressemblance que l'on découvre entre la langue des Russes et celle des Romains, erschien zu Mailand 1817.

Hahnenkasten nennt man in der Wasserbaukunst eine Art kleiner Brunnen oder Gruben, die man hin und wieder, jedoch so viel als möglich an den niedrigsten Orten, in gewisser Entfernung von einander, anlegt, um ohne Zeitverlust zu den in der Erde befindlichen Röhren gelangen und ihre Fehler untersuchen zu können, nachdem vorher das in den Röhren befindliche Wasser in diesen kleinen Brunnen aufgefangen und abgelassen worden.

Halbmesser (Radius), s. Diameter.

Halhed (Nathanael Brassey), engl. Orientalist im Dienste der ostind. Compagnie während Hastings Verwaltung, bekannt durch seine bengalische Grammatik vom Jahre 1778, 4., das erste orientalische Buch, das von den Engländern in Bengalen gedruckt wurde. Nach seiner Rückkehr in England fiel er in eine Krankheit des Geistes, daher er sich von dem schwärmerischen Propheten R. Brothers täuschen ließ. Doch setzte er seine literarischen Arbeiten fort, und gab zu London 1781 den Code of Gentoo Laws, oder die Vorschriften der Pandits, nach einer persischen Uebersetzung aus dem Samskrit, ins Englische übersetzt heraus, mit Bruchstücken der Vedas und anderer Bücher im Samskrit. Vorzüglich wird die von ihm verfaßte gelehrte Vorrede zu diesem Werke geschätzt. Außerdem hat er Nachahmungen der Epigramme des Martial (1793 folg.) und 1779 einen Bericht über die Ereignisse in Bombay und Bengalen in Beziehung auf den Mahrattenstaat seit 1777 herausgegeben.

Halep, s. Aleppo.

Hamberger (Georg Christoph), ein gelehrter und vielthätiger Bibliograph, wurde 1726 in Feuchtwangen in Franken geboren, studirte in Göttingen, und trat dort in der Folge als Professor der Philosophie und der Literärgeschichte auf. Um letztere hat er sich große Verdienste erworben, und würde sich noch größere erworben haben, wenn ihn nicht 1773 ein zu früher Tod den Wissenschaften entrissen hätte. Unter seinen Werken sind am verdienstvollsten sein Gelehrtes Deutschland, das in der Folge Prof. Meusel fortsetzte; seine Nachrichten von den vorzüglichsten Schriftstellern, die vom Anfang der Welt bis um 1500 gelebt haben; und sein Directorium historicorum medii potissimum aevi, post M. Freherum et iteratas I. D. Kohleri curas recognovit, emendavit, auxit. Gött. 1772.

* Hamilton (Emma Lyon oder Harte, nachmals Lady), eine in mehrfacher Rücksicht merkwürdig gewordene Frau. Man kennt weder Zeit noch Ort ihrer Geburt mit Bestimmtheit. In den unter ihrem Namen erschienenen Memoiren wird gesagt, daß ihre Mutter ein armes Dienstmädchen gewesen, und, ihr Kind auf dem Arm, sich 1761 aus der Grafschaft Chester nach ihrer Heimath Wales begeben habe; sie selbst behauptete in der Folge, daß Lord Halifax für ihre Erziehung väterlich gesorgt habe. Nach jenen Memoiren trat sie mit dreizehn Jahren als Kindermädchen in Dienste, ging in ihrem sechzehnten Jahre nach London, diente hier bei einem Krämer, und ward bald darauf Kammermädchen bei einer Dame von gutem Ton. Die Muße, welche sie hier hatte, verwandte sie auf Romanenlectüre. Bald fand sie auch Geschmack am Schauspiel; sie studirte das Geberdenspiel der Schauspieler und kam bald dahin, die verschiedenen Gemüthszustände beurtheilen und darstellen zu können. Ohne Zweifel legte sie damit den Grund zu der Meisterschaft in pantomimischen Darstellungen, in welchen sie später glänzte. Indeß verlor sie über diesen Studien ihren Dienst, und vermiethete sich als Magd in einer Taverne, wo Schauspieler, Musiker, Maler u. dgl. zusammenkamen. Zufolge ihrer Memoiren bewahrte sie in dieser Schule der Zügellosigkeit und des Lasters ihre Tugend. Die Aufopferung derselben macht sie zugleich zu einer Handlung der Großmuth. Ein Landsmann und Verwandter von ihr war auf der Themse gepreßt worden. Sie eilt zu dem Capitän (nachmals Admiral) John Willet Payne, jenen loszubitten, gefällt und erlangt die Gewährung ihrer Bitte. Der Capitän, entzückt

aber seine Eroberung, überhäufte sie mit Geschenken und ließ ihre natürlichen Anlagen durch Unterricht ausbilden. Sie fand einen neuen Verehrer in dem Chevalier Featherstonhaugh, der sie mit Bewilligung ihres ersten Liebhabers auf einen Landsitz in Sussex führte, nach Verlauf des Sommers aber, aus Familienrücksichten und ihres trotzigen, anmaßenden Betragens wegen, wieder mit ihr brach. Sie war aufs neue hülflos, durchirrte Abends die Straßen von London, und sank zuletzt bis zur tiefsten Entwürdigung ihres Geschlechts hinab. Ein Zufall sollte sie aus diesem Abgrund retten. Sie fiel einem Charlatan, dem bekannten Doctor Graham in die Augen, der sie zu seiner Göttin Hygiea machte, und als solche in einen leichten Schleier gehüllt zeigte. Maler, Bildhauer und andere zollten den Tribut der Bewunderung an dem Altar dieser neuen Göttin; unter diesen auch der berühmte Maler Romney, der sich sterblich in sie verliebte. Sie spielte indeß die Zurückhaltende und Tugendhafte gegen ihn. Dagegen zog sie Charles Greville aus der alten Familie Warwick in ihre Netze, der drei Kinder mit ihr zeugte und im Begriff war sie zu heirathen, als er sich 1789 plötzlich zu Grunde gerichtet und aller seiner Aemter beraubt sah. Außer Stande, sie ferner zu unterstützen, ließ er sie nach Neapel reisen, wo sein Oheim, Sir William Hamilton, Gesandter war. Dieser ward in kurzem so mächtig von ihr angezogen, daß er mit Greville einen Vergleich schloß, nach welchem er gegen Abtretung der Geliebten dessen Schulden zu bezahlen übernahm. Sie nahm jetzt ein anständiges Betragen an, füllte die in ihrer Bildung gebliebenen Lücken möglichst aus, und eignete sich leicht die gesellschaftlichen Talente an. Künstler aller Art, die in Sir Hamiltons Hause Zutritt hatten, fingen an, ihr den Hof zu machen; sie dagegen entwickelte vor ihnen ihr System der Attituden. In der That scheint die Analyse der Empfindungen nie weiter gebracht worden zu seyn. Sie bedurfte nur eines Stücks Zeug, um sich zu einer Tochter Levi, oder einer römischen Matrone, zu einer Helena oder Aspasia zu drapiren. Sie war es, die den verführerischen Shawltanz erfand. Sir Hamilton, der sich täglich mehr an diese reizende Schönheit gewöhnte, beschloß sie zu heirathen, und feierte 1791 zu London seine Vermählung mit ihr. Sogleich nach seiner Rückkehr in Neapel stellte er sie bei Hofe vor, und bald nahm Lady Hamilton den thätigsten Antheil an den Festen der Königin, und gewann das ganze Vertrauen derselben. Sie war die einzige Zeugin bei den geheimen Soupers der Königin und Actons, und schlief oft in dem Zimmer ihrer königlichen Freundin. Diese Gunst, so wie ihr Hochmuth empörte die Damen vom Hofe, welche ihren Unwillen nicht verbergen konnten; einige wurden dafür als Staatsverbrecherinnen behandelt. Die merkwürdigste Periode im Leben der Lady Hamilton aber begann seit ihrer Bekanntschaft mit Nelson, der damals noch Capitän war. Der Gesandte, seine Gemahlin und dieser Held schienen von ihrem ersten Zusammentreffen an von einem sympathetischen Enthusiasmus für einander beseelt. Durch diese Verbindung erfuhr die englische Regierung, daß der König von Spanien entschlossen sey, England den Krieg zu erklären, worauf sie selbst jene entscheidenden Maaßregeln ergriff, welche die Welt in Erstaunen setzen mußten. Nach dem Siege bei Abukir ward Nelson in Neapel mit trunkner Freude empfangen. Lady Hamilton ward die Heldin der Menge, der Nelson als rettender Gott erschien. Mehrere Monate vergingen unter beständigen Festen, bis das Vordringen der Franzosen die königliche Familie nöthigte, im Dec. 1798,

Neapel zu verlassen und auf dem englischen Admiralschiffe nach Sicilien überzuschiffen. Aber schon nach einigen Monaten befreiten die Siege der Oesterreicher und Russen Italien, und Nelsons Flotte kehrte in den Hafen von Neapel zurück. Lady Hamilton begleitete den Sklaven ihrer Reize, und man behauptet, daß die strenge Gerechtigkeit, welche damals geübt wurde, zum Theil ihr zur Rache an ihren persönlichen Feinden dienen mußte. Als 1800 auch der Hof wieder nach Neapel kam, kehrten überall die alten Verhältnisse zurück; sie währten, bis das englische Cabinet Sir Hamilton abrief. Da zugleich auch Nelson sein Commando niederlegte, erschien sie von Beiden begleitet in London. Als aber hier die Verbindung zwischen Nelson und Lady Hamilton bekannt wurde, äußerte sich allgemeine Mißbilligung und Verachtung. Ihr öffentliches Leben war zu Ende. Sie ward von einer Tochter entbunden, welche Nelsons Namen erhielt. Bald darauf starb Sir Hamilton, und die Wittwe zog sich nach Merton-Place zurück, einem Landhause, das Nelson für sie gekauft hatte. Der Tod dieses Helden 1805 beraubte sie plötzlich seines mächtigen Schutzes. Sich selbst überlassen, folgte sie aufs neue ihren verdorbenen Neigungen, und sah sich bald von allem entblößt. Auf eine kleine Pension beschränkt, verließ sie England, nahm Miß Nelson mit sich und bezog ein Landhaus bei Calais, wo sie im Januar 1815 starb. — Lady Hamilton war ohne Bildung; aber sie verband mit ihren natürlichen Reizen in hohem Grade das Talent der Intrigue. Ihrer Schönheit und ihrem Studium der Kunst, die natürlichen Grazien durch die wollüstigen Attitüden einer Theatertänzerin zu erhöhen, verdankte sie ihren Ruhm und ihr Glück. Ein unauslöschlicher Schandfleck aber für sie ist es, daß sie mit Verletzung alles Anstandes, aller Moralität und selbst aller menschlichen Achtung, die vertraulichen Briefe Nelsons an sie verkaufte oder bekannt machte, und dadurch das Andenken dieses Helden, ihres Freundes und Wohlthäters, gerechtem Tadel preis gab.

Hämorrhoiden, eine Krankheit des Menschen, die sich durch Blutabgang bei dem Stuhlgang äußert, wenn sie vollkommen ausgebildet erscheint, oder durch Anschwellung der Blutadern an dem Ausgang des dicken Darmes, wenn sie noch nicht regelmäßig und vollkommen ist. Die ersten heißen fließende, die letzten blinde Hämorrhoiden. Die Knoten der aufgeschwollenen Adern bilden zuweilen durch die starke Ausdehnung Säckchen die von Blute strotzen, sich entzünden und einen brennenden Schmerz verursachen, sie werden dann schmerzhafte Hämorrhoiden (h. furentes) genannt. Ist die Krankheit unvollkommen, so erscheinen bloß innerliche Schmerzen, Stiche und Schneiden im Unterleibe und Abgang von Schleim, dies sind dann die sogenannten Schleimhämorrhoiden. Bloß Hämorrhoidalbeschwerden nennt man einzelne von der Krankheit herrührende Zufälle. Unregelmäßig nennt man diese Krankheit, wenn man das Leiden anderer Theile des Unterleibes einem Andrang von Blute beimißt, das eigentlich durch die Venen der Pfortader nach der Leber geführt werden sollte. Die Ursache der Hämorrhoiden müssen wir nämlich in einer regelwidrigen Blutanhäufung im Unterleibe suchen, und zwar besonders in denjenigen Eingeweiden, deren Blut zu der Leber rückwärts geführt wird, nämlich von allen Därmen (die Gekrösvenen), von der Milz, dem Magen, dem Pankreas. Alle Venen dieser Organe sammeln sich in einen Stamm (die Pfortader), der sich erst wieder in die Leber vertheilt und alles Blut in dieselbe ergießt. (S. d. Art. Leber, Galle

und Pfortader). Wird also der Zufluß des Blutes nach dem Unterleibe zu sehr vermehrt, oder wird der Rückfluß des Venenblutes aufgehalten durch Schwäche und Langsamkeit der Leberfunction, so muß eine örtliche Vollblütigkeit in den Blutgefäßen der genannten Theile erfolgen, wodurch eine Ausdehnung der Venen, Blutaderknoten an jenen Theilen, Schmerz und endlich Blutergießung entstehen muß. Veranlassung zu jenen Ursachen sind außer mancherlei andern vorzüglich zwei Einwirkungen: der zu häufige Genuß des Caffees, welcher das Blut nach dem Unterleibe treibt, und sitzende Lebensart, welche die Thätigkeit der Leber schwächt. Doch kann auch erbliche Anlage zur Entstehung der Krankheit beförderlich seyn.

Hämus, bei den Türken Balkan, ein großes Gebirge zwischen Thracien und Mösien, das bis ans schwarze Meer sich erstreckt.

* Hanau ist der Name einer churhessischen Grafschaft und der Hauptstadt derselben. Die Grafschaft Hanau, welche seit 1814, nachdem sie von 1809 bis 1813 einen Bestandtheil des neugeschaffenen Napoleonischen Großherzogthums Frankfurt ausgemacht hatte, wieder an ihren vorigen Besitzer, den Churfürsten von Hessen, zurückgefallen ist, liegt in der Nähe des Mains, des Spessarts und an dem Flusse Kinzig, und ist ein sehr wohlgebautes fruchtbares Land von etwa siebenzehn Quadratmeilen mit 58 000 Menschen. Die gleichnamige Hauptstadt liegt in einer sandigen Gegend, die jedoch, durch die große Cultur, eine Menge Gemüse und Obst, selbst zur Ausfuhr, hervorbringt. An der Nord- und Westseite der Stadt fließt die Kinzig, welche in der hiesigen Gegend in den Main sich ergießt, aus welchem Flusse ein tiefer Canal bis zur Stadt geführt worden ist. Hanau besteht aus der Alt- und Neustadt, wovon die erstere größtentheils nach alter Art gebaut ist, die letztere hingegen schnurgerade, breite und sehr reinliche Straßen hat, von welchen sechs der Länge nach gerade durchlaufen, und von acht andern durchschnitten werden. In der Mitte ist der ein längliches Viereck bildende regelmäßige Marktplatz, mit dem Rathhause. Die Zahl der Häuser beträgt fast 1500, welche von 12,000 Menschen bewohnt werden, darunter viele Abkömmlinge von Wallonen, Niederländern und Juden sind. Am Ende der Stadt gegen Nordosten liegt das churfürstliche Schloß, ein weitläufiges Gebäude, worin jetzt die wetterauische Gesellschaft für die Naturkunde ihren Versammlungsort, ihr Naturalienkabinet und ihre Bibliothek hat. Hanau hat unter allen Städten der churhessischen Lande die meisten Fabriken, welche einen großen Theil der Einwohner ernähren. Die Seiden-, Leder-, Handschuh-, Strumpf-, Kameloten- und Bijouteriefabriken sind bedeutend. Die letztern liefern Waaren aller Art in Gold, die zu einem sehr hohen Grade der Vollkommenheit gebracht worden sind. Auch hat Hanau eine bedeutende Kutschenfabrik, Tabaks-, Spielkartenfabriken 2c. Mit diesen Fabrikaten, Holz und Wein treiben die Einwohner einen beträchtlichen Handel. Aus den obern Maingegenden, vorzüglich von Cronach, kommen nämlich große Flöße an, auf welchen außer Dielen und geschnittenem Holze aller Art eine Menge hölzerner Waare geladen ist. Die hanauischen Holzhändler kaufen diese, und verhandeln sie hernach weiter. Vormals war die Stadt Hanau mit Festungswerken versehen, welche jetzt geschleift sind. Zu den besuchtesten nahen Vergnügungsorten der Einwohner gehören das Schloß Philippsruh und das Wilhelmsbad, wohin eine mit hohen Bäumen besetzte Chaussee führt.

Handelscammern, Handelscollegien, Commerz-

Cammern, Commerzcollegien, sind öffentliche Anstalten, bestimmt zur Beförderung und Belebung der commerziellen Produktion. Vereinigungen einsichtsvoller Kaufleute und Geschäftsmänner, um den Gang des Handels zu beobachten, die Mittel zu dessen Ausbreitung durch die Kenntniß der Producte aller Nationen und ihrer Bedürfnisse, so wie auch die Mittel zu Hebung aller dem Tausche entgegenstehenden Hindernisse zu ergründen, sind an sich höchst wohlthätige Anstalten. Leider aber sind diese Anstalten häufig als Mittel mißbraucht worden, den auswärtigen Verkehr auf Kosten des inländischen, so wie den letztern auf Kosten der allgemeinen Erwerbsfreiheit und des freien Lebensgenusses zu begünstigen, und durch Einschränkungen, Verbote und Zwangsgesetze zum Nachtheil aller andern Staatsbürger auszudehnen. Eine falsche Ansicht vom Geldwesen und Unkunde der wahren Elemente des Nationalreichthums waren es, welche so manche Handelscammer bewogen, den Einflüsterungen der Kaufleute Gehör zu geben, die, nicht achtend die Wohlfahrt des Volks, nur ihren eigenen Vortheil berücksichtigten und jene Behörden überreden konnten, ihr Privatinteresse sey zugleich das Interesse der Nation, eben dadurch aber Gesetze veranlaßten, wodurch entweder das Handelscapital des Landes einem für das allgemeine Beste vortheilhaftern Handelszweige entzogen und einem minder vortheilhaften zugewandt wurde, oder die Fonds der Nation der Ur- und industriellen Production gleichsam mit Gewalt entrissen, und in die weniger nützlichen Canäle des Handels geleitet wurden. Auf solche Weise sind jene an sich sehr heilsamen Handelsinstitute nicht selten dem Nationalwohlstande höchst verderblich geworden. KM.

Handelsfreiheit. Ueber wenige Dinge sind in unsern Tagen so verworrene Begriffe herrschend, und hört man so verschiedenartige, einander widersprechende, Urtheile fällen als über die Frage: ob Handelsfreiheit dem Nationalwohlstande zuträglich oder nachtheilig sey. Am meisten aber muß es auffallen, wenn unzählige Stimmen, welche vor wenigen Jahren noch das wegen Beschränkung des Handelsverkehrs so verrufene Continentalsystem (s. d. Art.) für die schrecklichste Ausgeburt eines despotischen Aberwitzes und Uebermuths erklärten, die Vorschriften und Satzungen desselben jetzt als ein Palladium deutscher Freiheit uns anpreisen, dessen gläubige Verehrung uns den Wohlstand der alten guten Zeit zurückbringen soll. — Ausgemacht ist es, daß alle Nationen am glücklichsten seyn würden, wenn jede, ohne die andere in dem Anbau ihres Landes, in ihrem Gewerbfleiß und Handel einzuschränken, den größten Fleiß und Scharfsinn auf ihre eigenen Arbeiten verwendete, und wenn dabei der Tausch unter allen uneingeschränkt wäre. Noch hat es nämlich kein Land gegeben, das Capital genug besaß, um alle Gewerbszweige bis zum höchstmöglichen Grad der Vollkommenheit zu treiben, um nicht nur alle Producte, die sein Boden tragen konnte, hervorzubringen, sondern auch zugleich diese gehörig zu verarbeiten und damit nach entfernten Gegenden zu handeln. Einzelne Völker haben in gewissen Gewerbszweigen Vorzüge vor andern erhalten; wenden sie ihren Fleiß und ihr Capital vorzüglich darauf, so werden sie unfehlbar den möglich größten Werth erzwecken. Sind daher gewisse Waaren vom Auslande wohlfeiler zu erhalten als wir sie zu verfertigen im Stande sind, so ist es besser, daß wir dieselben mit einem Theile der Erzeugnisse unsers Fleißes, den wir in einer Gattung, worin wir Vorzüge vor dem Auslande besitzen, angewandt hätten, einkaufen, als daß wir sie selbst verfertigen. Ganze Staaten

verhalten sich in dieser Hinsicht wie einzelne Privatleute. So wenig es der Schneider seinem Interesse angemessen findet, seine Schuhe selbst zu verfertigen, sondern sie lieber mit einem Theile vom Producte seines Fleißes dem Schumacher abkauft, von dem er sie besser und wohlfeiler erhält, als wenn er selbst seine Zeit darauf verwandt hätte, eben so wenig können ganze Staaten ohne eigenen Nachtheil mit Hervorbringung von Producten sich beschäftigen, die vom Auslande wohlfeiler zu erhalten sind, denn die durch das hierauf verwandte inländische Capital erzeugten Producte konnten ja schon mit einem Theile der Producte angeschafft werden, welche der mit einem gleich starken Capital beschäftigte Gewerbfleiß im Lande selbst hätte hervorbringen können, wenn man ihn seinem natürlichen Gange überlassen hätte. Hieraus schon geht die Ungereimtheit der Fichte'schen Idee von einem geschlossenen Handelsstaate hervor. Ein solcher Staat würde, wie der Graf von Soden mit Recht bemerkt, bald zu einem todten Moraste werden, in dem einförmige, einseitige Wesen sich in geregelten Kreisen drehen, von Stufe zu Stufe zur Gemeinheit und endlich zum Insect herabsinken würden. Theilt das geräumige Gebäude der Welt in abgesonderte Kerker ab, und darben wird jedes einzelne gefangene Glied der Familie; öffnet diese Kerker, laßt dem Verkehre freien Spielraum und alle Familienglieder werden genießen. — Auf der andern Seite aber ist es eben so wahr, daß ein Staat den Grundsatz der unbeschränkten Handelsfreiheit nicht annehmen könne, wenn alle andere den entgegengesetzten befolgen. In dieser Hinsicht mag A. L. v. Schlözer Recht haben, wenn er sagt: Uneingeschränkte Handelsfreiheit libertas mercandi, ist ein eben so auffallend widersinniges Ding, wie uneingeschränkte Freiheit zu handeln überhaupt (libertas agendi); beide sind möglich, wenn in jenem Falle alle Kaufleute, in diesem alle Menschen 1) hocherleuchtet, 2) grundehrlich sind; im ersten Falle ist keine Handelseinschränkung, im letzten gar keine Regierung nöthig. — So lange der Kriegszustand fortdauert, in welchem unsere Staaten selbst im Frieden einander gegenüberstehen, wo es jedem gleich gilt, unter welchem Elende der Nachbar seufzt, wenn nur er selbst in vortheilhafter Lage sich befindet, wird uneingeschränkte Handelsfreiheit ein bloßer frommer Wunsch bleiben. Aber dessenungeachtet muß sie von allen Regierungen zum Verwaltungsgrundsatz erhoben werden, den sie in der Regel als Norm befolgen, dem sie sich möglichst nähern müssen, und von welchem sie nur in höchst dringenden Fällen abweichen dürfen, wo es die Umstände gebieterisch erheischen. Insbesondere aber muß dieser Grundsatz im Binnenverkehre streng befolgt werden; hier muß stets, soll anders der Handel überhaupt gedeihen, jeder Gattung des Tausches, dem Großhandel wie dem Kleinhandel, ein möglichst freier Spielraum offen stehen. (S. Handelspolitik). KM.

Handelsgerichte. Ihr Zweck als besonderer, von den gewöhnlichen Civilgerichten verschiedener Tribunale ist der, alle in einer Handelsstadt oder in einem bestimmten Sprengel vorfallende Streitigkeiten über Rechte und Verbindlichkeiten des Kaufmannsstandes, über Handelsangelegenheiten und mit dem Handel verwandte Gegenstände, mit Zuziehung erfahrner Kaufleute, durch ein abgekürztes Verfahren, wo möglich ohne processualische Weiterungen, schnell und nach Billigkeit zu entscheiden. — Ob einige durch den Handel ausgezeichnete Völker des Alterthums Handelsgerichte in diesem Sinne gehabt haben, ist zweifelhaft. Es gibt Gelehrte, die z. B. bei den Athe-

atheniensern ein Handelsgericht finden wollen, weil Demosthenes in einer seiner Reden eines Gerichts von sechs Mitgliedern gedenkt, welches Handelssachen entschieden habe, und weil Xenophon in der Schrift über die Einkünfte des atheniensischen Staats der Handelsobrigkeiten gedenkt, und sie zur schnellen Entscheidung der Handelssachen durch Prämien aufgemuntert wissen will. Es fehlt aber auch nicht an Gelehrten, die Wechsel, Assecuranzen und Banken schon im römischen Recht zu finden glauben! Daß diese z. B. einige Stellen des römischen Rechts, welche vom Gerichtsstand des Vertrags (Forum contractus) oder von dem gewöhnlichen Gerichtsstand im Gegensatz eines privilegirten, reden, oder dem Richter in Handelssachen alle Spitzfindigkeiten untersagen, sofort von Handelsgerichten verstehen, ist sehr natürlich! Entfernte Aehnlichkeiten und gleichlautende Worte gelten diesen für Gleichheit der Sachen und Einrichtungen. Soviel ist gewiß, daß die allgemeine Einführung der Handelsgerichte, wie sie beschrieben worden sind, bei den vorzüglichsten handelnden Völkern dem Mittelalter angehört. Vermuthlich wurde in Italien — in Pisa — im 11ten Jahrhundert das erste Tribunal der Art eingeführt, und das vom Papst Gregor VII. im Jahre 1075 bestätigte Pisanische Seerecht, aus welchem das Consolato del mare zum Theil entlehnt seyn mag, war die Norm für seine Entscheidungen. Anfangs waren die Handelsgerichte nicht sowohl öffentliche, vom Staat angeordnete Behörden, als vielmehr von der Kaufmannschaft frei gewählte und von der Staatsgewalt bestätigte Schiedsrichter. Dies sieht man sehr deutlich aus dem ersten Capitel des Consolato del mare. „Die guten Seemänner, Schiffer und Schiffsvolk," heißt es daselbst (nach Westerveens Uebersetzung) „pflegen jährlich am Weihnachtstage um die Vesperzeit sich entweder alle oder größtentheils an einem von ihnen gewählten und bestimmten Ort zu versammeln, und wenn sie daselbst sämmtlich oder der größte Theil von ihnen beisammen sind, ernennen sie, nicht durchs Loos, sondern durch eine Wahl, zwei gute Männer, die in der Schiffahrtskunst wohl erfahren sind, zu ihren Consuln, und einen andern von demselben Gewerbe zum Appellationsrichter. An diesen appelliren sie von den Urtheilen besagter Consuln." Unter dem Namen Handelsconsuln wurden nun in den wichtigsten Handelsstädten Europa's solche schiedsrichterliche Behörden errichtet, die sich nach und nach in wirkliche Tribunale verwandelten, auch wenigstens zum Theil, mit Rechtsgelehrten besetzt wurden. Der Papst Paul III. bestätigte die Handelsconsuln zu Rom; Franz II. gestattete den Pariser Kaufleuten im Jahre 1560 Schiedsrichter in Handelssachen, und im Jahre 1563 wurde das Pariser Handelsgericht, welches aus einem Richter und vier Consuln bestand, errichtet. Bald erfolgte in allen wichtigen Handelsstädten Frankreichs eine gleiche Errichtung. In London stellte Heinrich VII. ebenfalls besondere Richter in Handelssachen an. Der Vorsitzer des schon am 29. Mai 1447 errichteten Handelsgerichts der Hansestädte führte den Namen Aldermann. Zu Nürnberg etablirte man am 16. Juli 1621 unter dem Namen der verordneten Marktvorgeher ebenfalls ein eignes Handelsgericht, desgleichen in Botzen im Jahre 1630. Selbst die Reichsgesetzgebung foderte die deutschen Fürsten und Handelsstädte zu Errichtung von Handelsgerichten auf, z. B. der Reichsabschied von 1654, von 1668 und das kaiserliche Commissionsdekret vom 10. Oct. 1668. In vielen Handelsstädten waren jedoch die sogenannten Handelsgerichte nicht sowohl ganz für sich bestehende Behörden, als vielmehr Deputirte des Stadt-

raths, z. B. in Frankfurt am Main und in Leipzig. Das aus zwei rechtsgelehrten und zwei kaufmännischen Mitgliedern des Stadtraths bestehende Leipziger Handelsgericht, oder vielmehr die Deputation des Stadtmagistrats für Handelssachen, wurde unter dem Churfürsten Johann Georg III. im Jahre 1682 niedergesetzt, und mit einer sehr kurzen Gerichtsordnung, in welcher auf die (ältere) Prozeßordnung hingewiesen wird, versehen. Dagegen wurde das Gesuch der Kaufmannschaft um ein vom Magistrat ganz abgesondertes Handelsgericht und um eine vollständige neue Prozeßordnung für Handelssachen abgeschlagen. Wenn sich Handelsgerichte vornehmlich oder allein mit Seestreitigkeiten beschäftigen, werden sie Admiralitätsgerichte genannt. Ein solches erhielt z. B. Hamburg im Jahre 1623. Beispiele neu errichteter Handelstribunale sind die französischen nach Vorschrift des Code de commerce im Jahre 1808 errichteten, und das neue Hamburger diesen sehr ähnliche Handelsgericht vom Jahre 1816. Die innere Einrichtung der Handelsgerichte ist gewöhnlich die, daß ein Theil ihrer Beisitzer, oder doch ihre Präsidenten Rechtsgelehrte sind, der andere aus erfahrnen Kaufleuten besteht, wovon letztere oft mehr die Eigenschaft gutachtlicher Rathgeber über Eigenheiten des Handels und Kunstverständiger, als die Qualität eigentlicher Richter haben. Ein oder mehrere Actuarien, Registratoren, Copisten und Boten besorgen die Geschäfte der Expedition. Die Gerichtsbarkeit erstreckt sich gewöhnlich über alle in und außerhalb der Messen vorfallende, auf Handelsangelegenheiten, Wechsel, Assecuranzen, Schifffahrt, Bodmerei, Haverei u. s. w. sich beziehende Rechtsstreitigkeiten, ferner über Concurse der Kaufleute, über Miethen von kaufmännischen Gewölben und Kramladen, Dienstverhältnisse der Commis nud Lehrburschen, Waarenschulden derer, die zu ihrer Profession bei Kaufleuten Waaren auf Credit genommen haben, und es sind sowohl Einheimische als Fremde, die an dem Ort handeln und daselbst getroffen werden, Handelsfrauen, Schiffer oder Fuhrleute, welche Kaufmannsgüter abzuliefern haben, Mäkler, Güterbestäter und Handelsjuden vor ihnen Recht zu leiden schuldig. Das Verfahren ist gewöhnlich mündlich und (wenigstens der Absicht der Gesetzgeber nach) gegen das Verfahren der gewöhnlichen Prozesse sehr abgekürzt. Wo jedoch die Weitläuftigkeit, Schwierigkeit und Verworrenheit der Sachen ein schriftliches Verfahren fodert, findet dieses ebenfalls statt. Die Abkürzung besteht gewöhnlich darin, daß der Beklagte mündlich (ein oder einigemal) unter Einräumung einer kurzen Frist vorgeladen und, wenn er sich zweimal nicht stellt, mit Gewalt vors Gericht geholt (realiter citirt), daß die Klage mündlich angebracht, und daß nach erfolgtem Verhör der Parteien, wo möglich, sofort eine Entscheidung gegeben wird. Da diese aber selten möglich ist, und die meisten Sachen zum schriftlichen Verfahren verwiesen werden müssen, so ist denn für die Antwort auf die Klage so wie für den Beweis und Gegenbeweis eine viel kürzere Frist, die entweder gar nicht oder nur sehr selten verlängert werden darf, geordnet, das sogenannte Hauptverfahren fällt aber ganz weg. Rechtsmittel gegen Urtheil, welche von demselben Richter eine verbesserte Entscheidung verlangen (Leuterung, Revision, Restitution, s. Hamburger Handelsgerichtsordnung vom 15. December 1815) werden nicht so leicht, Apellation nur bei bedeutendem Gegenstand des Rechtsstreits, oder gegen Erlegung einer Unterliegungssumme angenommen, das Endurtheil und die Hülfe ohne Umschweife vollzogen, auch wohl der Beklagte vor Eintritt der Rechtskraft eines Ur-

theils zur gerichtlichen Niederlegung der eingeklagten Summe oder Cautionsbestellung angehalten u. s. w. Die Hauptzüge dieses Verfahrens finden sich schon im Consolato del mare (s. Cap. 3 — 31) und liegen den meisten Handelsgerichtsordnungen zum Grunde. Nach dem französischen Handelsgesetzbuch soll jedes Handelsgericht aus einem Gerichtspräsidenten, mehreren Richtern, deren Zahl nicht unter zwei und nicht über acht betragen darf, so wie einigen, mit der Menge der Geschäfte in Verhältniß stehenden Substituten der Richter (Vicerichter, suppléans), einem Gerichtsschreiber (greffier) und einigen Gerichtsbedienten (huissiers) bestehen (Code de commerce liv. 3. tit. 1. §. 615 — 624). Die Mitglieder eines Handelsgerichts werden aus den angesehensten Kaufleuten gewählt. Jeder Kaufmann, der 30 Jahre alt ist und seit 5 Jahren mit Ehren gehandelt hat, kann zum Richter oder Vicerichter ernannt werden. Der Präsident muß 40 Jahre alt seyn, und schon vorher ein richterliches Amt bekleidet haben. Die Wahl geschieht durch geheime Abstimmung. Die Gewählten werden vor Antritt ihrer Aemter vereidet, dürfen diese nur 2 Jahre lang, und müssen sie unentgeltlich verwalten, können auch nur nach Verfluß eines Jahres nach Niederlegung ihrer Stellen von neuem gewählt werden. Das handelsgerichtliche Verfahren ist im 25sten Titel des 2ten Buchs der Civilgerichtsordnung vorgeschrieben, und den Vorschriften des Consolato del mare sehr ähnlich. Von den Urtheln des Handelsgerichts wird an das Appellationsgericht, in dessen Sprengel es sich befindet, appellirt. Gkr.

Handelsgesellschaften, Handelscompagnien. Man theilt diese Gesellschaften in regulirte und in solche mit vereinten Fonds (Actiengesellschaften, Joint-Stock-Compagnies). Die erstern bilden eine Kaufmannsgilde, wobei zwar jedes Glied für sich, mit seinem eigenen Capital und auf eigene Gefahr, handelt, zu der aber jede dazu geeignete Person nur gegen Entrichtung eines gewissen Eintrittsgeldes und gegen das Versprechen, sich den Anordnungen der Gesellschaft zu unterwerfen, zugelassen wird. Die zweiten hingegen stellen eine moralische Person vor, welche mit dem von den einzelnen Gliedern zusammengeschossenen Fonds nur Einen Handel treibt, an dessen Gewinn oder Verlust Alle Theil nehmen. Die erstern gehören mit Zünften und Innungen in eine und dieselbe Kathegorie, denn sie treiben wie diese ein Monopol, nur in erweitertem Umfange. Der Kleinhandel, welchen solche Gesellschaften sich zueignen, ist für das Publikum um so drückender, je härter die Bedingungen sind, auf welchen die Eintrittsfähigkeit ihrer Mitglieder beruht: daher ist man in England mehrmals genöthigt gewesen, durch besondere Parlamentsacten dem monopolistischen Drucke derselben Einhalt zu thun und vorzüglich zu dem Ende die Bedingungen zu erleichtern, durch welche sie den nicht zur Gesellschaft gehörigen Kaufleuten den Zutritt zu erschweren suchten. Auf jeden Fall geben dergleichen Handelsgesellschaften dem Nationalcapitale eine gezwungene, dem Ganzen nicht anders als nachtheilige Richtung. Man sehe über die Ostindische (Engl.) Compagnie, dem merkwürdigsten Institute dieser Art, den sie betreffenden besondern Artikel nach; desgleichen den Art. Seehandlungs-Societät (in Berlin). KM.

Handelspolitik, Handelspolizei, ist die Lehre von den Grundsätzen, welche eine Regierung hinsichtlich des Handelsverkehrs ihrer Unterthanen zu befolgen hat. Die Hauptgrundlage einer vernünftigen Handelspolitik muß immer die Freiheit seyn; alles, was

diese begünstigt, hilft dem Handel auf und alles, was sie beschränkt, ist demselben nachtheilig. „Freiheit," sagt der Graf von Soden mit Recht, „ist das Grundprinzip des Weltorganismus, frei gegeben hat die Natur dem Menschen den Tausch aller Bedürfnisse. Gebirge sind übersteigbar, Fluten und Meere trennen nicht Menschen von Menschen, nirgends eine chinesische Mauer: überall offenbart sich das Urgesetz der Welt, daß der Mensch dem Menschen angehört, daß die unendliche Mannigfaltigkeit der Naturerzeugnisse, der menschlichen Fähigkeiten, nur deswegen da ist, um durch Tausch, durch Reibung allenthalben Uebung, Thätigkeit der Kraft, Fortschritt zur Vollendung und dadurch wieder allenthalben Leben, Genuß, positiven Wohlstand hervorzubringen und zu bereiten." — Insbesondere muß die Regierung aller Störung und aller Einmischung in die Unternehmungen des Kaufmanns, also der unheilbringenden Tendenz zum Vielherrschen entsagen. Der Handel ist einem Fühlkraute (planta sensitiva) zu vergleichen, das kaum berührt werden darf, um erschüttert zu werden. Daß der Handel überhaupt Statt habe, und daß er dem Ganzen nicht nachtheilig werde, begreift alles in sich, was die Regierung beim Nationalverkehre zu berücksichtigen hat. — Darum ertheilten die Kaufleute eines bedeutenden brittischen Handelsplatzes dem Minister auf die Frage, was er nach ihrer Meinung am besten für ihr Interesse thun könne, die sinnige Antwort: „Se. Herrlichkeit möchten nur die Gnade haben, ihrer weder im Guten noch im Bösen zu gedenken." Eben so treffend äußerte sich ein Mitglied der nordamerikanischen Gesetzgebung auf folgende Weise: „Höre ich eine europäische Regierung im Eingange ihrer Verordnung dem Volke verkündigen, sie wolle den Handel beschützen, dem Gewerbfleiße aufhelfen und die Manufacturen beleben, so zittere ich stets für die Unterthanen, und meine Besorgniß ist fast immer durch den Erfolg gerechtfertigt worden; fast immer nämlich haben Eure Regenten, indem sie Euch zu beschützen glaubten, die allgemeine Freiheit angetastet und das Nationalvermögen vergeudet." — Kommen unsere Regierungen nicht bald von dem Grundsatze zurück, daß eine Nation beim Handel nicht gewinnen könne, ohne daß die andere verliere, dreht sich, wie bisher, ihre Handelspolitik nur um diese Achse und leitet sie ferner bei ihren Anstalten zur Beförderung des Handels der unselige Geist des Neides und der Eifersucht, so kann das goldene Zeitalter des Handels nicht erscheinen. Nur die möglichste Unbeschränktheit des in- und ausländischen Verkehrs ist im Stande, jenes schon so lange ersehnte Zeitalter herbeizuführen. Möchten doch sämmtliche Regierungen endlich einmal die unwürdige Nationaleifersucht ablegen, deren Streben dahin geht, alle Bedürfnisse durch inländische Productivkräfte zu befriedigen, unbekümmert um die Schranken, welche Natur und Umstände in den Weg legen, jene Nationaleifersucht, welche die Gesetze dictirte, wornach alle Staatsbürger nur das genießen, nur damit sich kleiden sollen, was vaterländische Industrie hervorbringt; möchten sie doch einsehen lernen, daß jede Störung der freien Anwendung der Capitale Entweihung des geheiligten Eigenthumsrechts ist, möchten sie an die Stelle der unzähligen Verordnungen, wodurch der Verkehr der Staaten unter einander gehemmt wird, andere treten lassen, die sie statt zu trennen, verbinden und alle wie ein gemeinschaftliches Vaterland behandeln. Damit würde der Ueberfluß des einen Staates den Mangel des andern ersetzen, jeder würde die Gewerbzweige treiben, worin ihm Natur und

Verhältnisse die größten Vortheile verliehen, jeder würde folglich die möglich größten Werthe, seyen es Urproducte, oder industrielle, oder commercielle, hervorbringen, sie alle würden gewinnen und mit raschen Schritten dem Nationalreichthum sich nähern, die späte Nachwelt noch würde die Weisheit solcher Gesetze segnen, unter deren Aegide ihr Wohlstand aufblühte. — Der Egoismus und die Selbstsucht, von einer langen Gewohnheit, von Nationalvorurtheilen und einigen Vorurtheilen der Schule unterstützt, scheinen hinsichtlich des Handels jetzt den Todeskampf zu kämpfen. Sollte aber das System der Beschränkungen, der Verbote und willkührlichen Anmaßungen gewisser Stände und Zünfte siegen, dann sehen wir einem Zustande der Dinge entgegen, der für die Ruhe der Nationen bedenklich werden muß. (Siehe Handelsfreiheit). KM.

Handelsprämien sind Belohnungen, welche zur Beförderung der Ausfuhr oder Einfuhr gewisser Waaren aus der Staatskasse gezahlt werden; der Zweck derselben ist die Belebung des Handels und Gewerbfleißes der Nation, aber sie wirken in der Regel gerade das Gegentheil; sie sind entweder unnütz oder, was noch öfter der Fall ist, schädlich. Fehlt es nämlich in einem Lande an irgend einer Waare, und kann der Ausländer wegen des durch den Mangel derselben erzeugten hohen Preises für seinen Ueberfluß einen vortheilhaften Absatz auf unsern Märkten finden, so besucht er sie von selbst, ohne daß wir nöthig haben, ihn durch Prämien herbeizulocken. Fehlt es aber auf unsern Märkten an der Waare nicht, sind die Preise nicht hoch genug, um dem Ausländer einen vortheilhaften Absatz seiner Waare bei uns zu versprechen, so wird er sich auch nicht durch die Prämie reizen lassen, seine Vorräthe uns zuzuführen, denn was er an der Prämie gewinnt, muß er wieder am Preise verlieren, weil seine Concurrenz die Preise gewöhnlich erniedrigen wird. Der einzige Fall, wo sich solche Prämien etwa rechtfertigen lassen mögen, mag der seyn, wenn durch sie einer schon vorhandenen Hungersnoth abgeholfen werden soll, und sie gegeben werden, um die Zufuhr von Lebensmitteln zu beschleunigen. — Noch unnützer als **Einfuhrprämien** aber sind die **Ausfuhrprämien**, welche letzteren zu dem Ende ertheilt werden, um die zu niedrigen Preise inländischer Producte in die Höhe zu treiben. Sind die Preise der Waaren, deren Ausfuhr man auf diese Weise zu begünstigen sucht, wirklich zu niedrig, kann also der Ausländer bei uns mit Vortheil kaufen, so bedarf es keiner Prämie, um denselben herbeizulocken; stehen aber die Preise unserer Waaren dem Preise derselben im Auslande gleich oder gar noch höher als dort, so ist es thöricht, von der Prämienertheilung irgend einen Gewinn hoffen zu wollen. Denn Gewinn aus dem Handelsverkehre, welcher durch die Prämie erzeugt wird, bezieht nicht der Inländer, sondern vielmehr der Ausländer. Wie alle übrige Hülfsmittel, durch welche das Mercantilsystem (s. d. Art.) den inländischen Gewerbfleiß und den auswärtigen Handel eines Landes zu befördern sucht, so kann auch die Prämie nur so viel bewirken, daß die Betriebsamkeit und der Handel eines Landes in einen minder vortheilhaften Canal geleitet werden als der ist, wohin sie fließen würden, wären sie sich selbst überlassen. Der Staat kann es ruhig der Speculation des Kaufmannsgeistes überlassen, für den Tausch der wechselseitigen Bedürfnisse, Producte und Genußmittel allenthalben den vortheilhaftesten Markt aufzusuchen, er bedarf dazu durchaus keiner Prämien. KM.

Handelsrecht. Dieses Wort wird in doppelter Bedeutung

genommen. Es bezeichnet entweder diejenigen Ausnahmen vom Civilrecht, welche zum Vortheil oder Nachtheil des Kaufmannsstandes durch die Gesetze oder das Gewohnheitsrecht eines Staats bestimmt sind, oder man versteht den ganzen Inbegriff der durch Gesetze oder Gewohnheiten (Usancen) über den Handel und alle mit ihm nothwendig oder gewöhnlich verbundene Geschäfte (Wechsel, Assecuranzen, Bodmerey, Haverey, Banken, Fuhrwesen, Spedition, Mäkler) festgesetzten Rechtsgrundsätze darunter. Dann pflegt man es wohl auch wiederum nach seinen Hauptgegenständen zu zerstückeln, und von einem Wechsel-, Assecuranz-, Bodmerey-, Speditions-, Mäkler-, Fuhrmannsrecht, gleichsam als besondern Theilen jenes Ganzen, zu sprechen. Durch das Handelsrecht in der erstern Bedeutung (welches man auch Kaufmannsrecht nennen könnte) wird gewöhnlich bestimmt, wer in einem Staat zum Handel überhaupt oder zu einer besondern Art desselben, z. B. dem Groß- oder Kleinhandel, ausschließlich befugt, in welchem Alter man zu den kaufmännischen Verpflichtungen fähig seyn, welche Schranken das Handelsrecht der Juden haben, was für eine Art Handel den Handwerkern oder auf den Dörfern gestattet, ob und wenn das Hausiren geduldet werden soll, welche Beweiskraft den Handelsbüchern zuzuschreiben sey, welche Befugnisse die Meß- und Marktfreiheit in sich fasse und wie lange sie dauern, welche Rechte das Stapel- und Kranrecht (Stadteinlagerecht, jus emporii, geranii) einer Handelsstadt gebe, wer und welche Rechtssachen der Gerichtsbarkeit der Handelsgerichte unterworfen seyen, auf welche Vorzüge bei entstehenden Banquerouten der Commissionair wegen seiner auf die in Commission genommene Waare verwandten Kosten, oder der, welcher kurz vor Ausbruch des Banquerouts Waaren creditirte, in Betreff der Rückfoderung dieser Waaren haben, wer zum Mäklergeschäft befugt, und wozu der Mäkler berechtigt und verpflichtet seyn soll, wie gegen böse Banquerouteurs und überhaupt in den Concursen der Kaufleute zu verfahren sey, u. s. w.. Anlangend nämlich das ausschließliche Recht des Kaufmannsstandes auf Handelsgeschäfte, so werden in großen Handelsstädten gewöhnlich Kaufleute, Krämer und Höker als drei besondere Klassen von Handelsleuten unterschieden. Wo der Handel überhaupt, oder eine besondere Art desselben ins besondere zunftmäßig betrieben wird, ist es, um Handel zu treiben, nicht hinreichend, das Bürgerrecht erlangt zu haben, man muß auch Mitglied der Kaufmannsgilde, der Kramerinnung oder des Hökeramtes geworden seyn. (S. v. Heß Beschreibung Hamburgs Th. 2. S. 211 f.) In manchen Handelsstädten, z. B. in Frankfurt am Main, findet für keine Art des Handels die Zunftverfassung statt. In Leipzig haben nicht nur die Kramer, sondern auch die Tuchhändler eine besondere Innung. Die Leipziger Kramerordnung ist vom Churfürst Johann Georg IV. im Jahre 1692, und die Tuchhändlerordnung vom König August I. im Jahre 1698 zuletzt revidirt und bestätigt, und beide gelten in dieser Gestalt noch jetzt. Kaufleute und Buchhändler hingegen sind in Leipzig ohne Innungsverfassung. Das französische Handelsgesetzbuch, welches unter Napoleon am 26. Dec. 1807 publicirt ward, umfaßt das Handelsrecht in beiden Bedeutungen und nach seinen wichtigsten Gegenständen, ob es gleich in Betreff der meisten sehr bedeutende Lücken hat, und ziemlich oberflächlich ist. Es bestimmt jedoch nicht bloß die Vorrechte oder strengere Behandlung des Kaufmannsstandes, als Ausnahmen vom Civilgesetzbuch, sondern umfaßt zugleich das Ganze des Handels und alle mit ihm nothwendig zusam-

nenhangenden Gegenstände, oder — strebt wenigstens darnach. Das Handelsrecht (in beiderlei Bedeutung genommen) hat sich erst im Mittelalter, vornämlich seit den Kreuzzügen, durch den hanseatischen Bund, durch die Entdeckung Amerika's, so wie des Wegs nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung, ausgebildet, und verdankt sein Daseyn größtentheils den Handelsgewohnheiten (usances) und gutachtlichen oder richterlichen, meistentheils auf dergleichen (Usancen) oder auf die Natur der Sache und Geschäfte gegründeten Entscheidungen merkwürdiger Rechtsfälle, weniger ausdrücklichen Gesetzen. Vielmehr waren und sind die letztern größtentheils nur geordnete und mehr ausgebildete Darstellungen jener. Die weltherrschenden Römer verachteten den Stand der Kaufleute und den Handel zu sehr, als daß sie in ihren Gesetzen und in ihrer Gerichtsverfassung zum Vortheil des letztern hätten Normen bestimmen sollen. (Montesquieu, Geist der Gesetze, B. 21. C. 13.) Streitigkeiten über Handelssachen wurden daher bei ihnen vor den gewöhnlichen Gerichten und nach den für Kauf-, Mieth-, Niederlage- und andere Vertragsgattungen gültigen Rechtsgrundsätzen entschieden. Bloß die vielseitige Anwendung und Erläuterung des bekannten Bruchstücks des Rhodischen Gesetzes vom Wurf (lex Rhodia de jactu), die Rechtsprinzipien vom Bodmereivertrag, vom Schiffsrheder (exercitor) und Setzschiffer (magister navis) und die Bewilligung einer Art von Meßfreiheit (Coder, Buch 4. T. 60.) verriethen bei ihnen die dunkle Ahnung eines Handelsrechts. Daß die bedeutendsten Handelsvölker der alten Welt, die Phönicier, Aegypter, Carthaginienser, Rhodier, einige besondere Handelsgesetze als Ausnahmen vom Civilrecht gehabt haben mögen, ist höchst wahrscheinlich; allein sie sind (das erwähnte Bruchstück des Rhodischen Gesetzes vom Wurf ausgenommen) nicht auf uns gekommen. Die bekannte Sammlung Rhodischer Seegesetze ist unächt, und vermuthlich im 7ten Jahrhundert gefertigt. Bei den Römern war die Ausreichung mit dem gewöhnlichen Civilrecht in Handelssachen allenfalls möglich, da die Erfindung der wichtigsten Hülfsmittel des Handels, der Wechsel, Assecuranzen, Banken, der Handelsconsuln u. s. w. erst das Erzeugniß späterer Zeiten ist. Die wichtigste Quelle des Seehandels ist das (vermuthlich zum Theil aus dem vom Papst Gregor VII. im J. 1075 bestätigten Pisanischen Seerecht entlehnte) so berühmte Consolato del mare — größtentheils eine Sammlung von Seegebräuchen und rechtlichen Entscheidungen von Handelsstreitigkeiten durch Schiedsrichter und Handelsconsuln, welches im J. 1599 in italienischer Sprache gedruckt erschien. Auf dasselbe gründen sich die beiden alten Hauptgesetze des französischen Handelsrechts, die Ordonnance de commerce von 1673 und die Ordonnance de la marine von 1687, woraus das französische Handelsgesetzbuch (Code de commerce), so wie der vom Seerecht handelnde Theil des preußischen Landrechts größtentheils geschöpft sind. Vergleicht man den Theil des französischen Handelsgesetzbuchs, welcher vom Seerecht handelt, mit dem Consolato del mare, so erscheint es nur als ein besser geordneter kurzer Auszug aus demselben. England hat für das Handelsrecht weniger ausdrückliche Gesetze, als Gewohnheitsrechte und Gebräuche, zu welchen das Consolato del mare und die übrigen alten Seerechte, das Wisbyer Waterrecht, die Brüsseler, Amsterdamer, Antwerpner und Lübischen Seerechte, die Jugements d'Oleron u. s. w. die Grundlagen enthalten. (S. Benecke's vorzügliches Werk: System des Assecuranz- und Bodmereiwesens; Hamburg 1806, 1r Bd. S. 14.) In Deutsch-

land richtet man sich in Betreff der Streitigkeiten über Assecuranzen im Mangel besonderer Territorialgesetze nach der Antwerpner Assecuranzordnung Philipps II. und der ihr sehr ähnlichen Amsterdamer Assecuranzordnung. In Betreff des Wechselrechts hat beinahe jeder bedeutende deutsche Staat seine eigenen Gesetze (denn eine allgemeine deutsche Wechselordnung hat es nie gegeben), unter welchen die Leipziger Wechselordnung vom J. 1682 eines der vorzüglichsten und bei weitem vollständiger, als das französische Handelsgesetzbuch ist. Bei andern Handelsstreitigkeiten, ja selbst in Wechselsachen, helfen sich die deutschen Tribunäle im Mangel an Territorialgesetzen und deutlichen Verträgen mit der Natur der Handelsgeschäfte und den aus ihr resultirenden Grundsätzen, oder mit analogischer Anwendung des römischen Rechts. Gkr.

Handelsschulen gehören zu den wichtigsten Mitteln, den Handel zu befördern und auszubreiten, sind aber von den Regierungen seither beinahe gänzlich vernachlässigt worden. Denn wir sehen fast nirgends die Regierungen Lehranstalten für den Handel unterstützen, deren hoher Werth für den Nationalwohlstand sich doch so klar ausspricht. Kaum bestehen hier und da einzelne Privatlehranstalten der Art, einzig für die Reichen zugänglich; von einer Beurkundung der Befähigung zum Kaufmannsstande ist fast nirgends die Rede, daher dann statt des für Völkerwohl so wichtigen, liberalen, mercantilischen Geistes, jener engherzige Krämergeist, welcher der allgemeinen Wohlfahrt durchaus nicht frommt.

Handelstractate, Handelsverträge, Kommerztractate, sind Uebereinkünfte einzelner Staaten mit einander hinsichtlich des wechselseitigen Tausches ihrer Ur- und industriellen Producte. — In so fern dergleichen Verträge den Zweck haben, die gestörte wechselseitige freie Einfuhr der Producte wiederherzustellen, sind dieselben den Grundsätzen der Nationalökonomie angemessen. Jeder Handelstractat aber, welcher mit dieser freien Einfuhr zugleich die Ausschließung anderer Nationen verbinden will, ist jenen Grundsätzen entgegen, denn er versetzt die Staaten, welche denselben abgeschlossen, in einen feindlichen Zustand mit allen übrigen Staaten. Mittelst solcher Verträge machen sich gewöhnlich zwei Länder verbindlich, ihren gegenseitigen Verkehr durch Monopole zu begünstigen. Die natürliche Folge eines solchen Vertrags ist, daß das Handelskapital beider Länder in einen Canal gedrängt wird, dem er außerdem nicht zugeströmt wäre, und daß beide Nationen die begünstigten Waaren theurer und schlechter erhalten, als bei einer freien Concurrenz der Fall gewesen wäre; die höhern Gewinnste, welche das Monopol den Kaufleuten und Producenten jener Waaren verschafft, werden durch diese Nachtheile bei weitem überwogen. Nicht minder schädlich wirken dergleichen Handelsverträge, wenn die gegenseitige Vergünstigung der Waaren-Einfuhr mittelst Auflagen geschieht. Die Nationalökonomie, sagt der Graf von Soden mit Recht, erkennt keine Uebereinkunft über die Auflagen des Handels, denn bei einem unabhängigen Volke sind das Vermögen desselben und der Bedarf seines Aufwandes die einzigen Regulatoren der Auflagen; jeder Handelstractat, welcher in dieser Hinsicht Vorschriften enthält, ist also eine Entsagung jener Unabhängigkeit und stört die Regierung in dem freien Spielraume der Gesetzgebung nach richtigen nationalökonomistischen Grundsätzen; der Tractat mag übrigens die Größe dieser Auflagen betreffen oder die Art ihrer Vertheilung. Eben darum ist die Geschichte der Handelsverträge so

dürftig; eben darum liefert sie uns nur das grämliche Gemälde des Mißbrauchs physischer und moralischer Macht, der Stärke und Ueberlistung, eben darum haben alle solche Verträge von ihrer Geburt an gekrankt; ihr ephemeres Daseyn hat nur gedient, die Cabinete und die Diplomatie mit Klagen über Verletzung und Treulosigkeit zu erfüllen und den Vorwand zur Störung der allgemeinen Ruhe zu liefern. Die Geschichte der Handelsverträge aller Nationen beurkundet, daß alle Versuche der Politik, den Nationalwohlstand durch sie zu erhöhen, verunglückt sind; nicht Einer, der nicht von einer, oft von beiden Nationen, als nachtheilig betrachtet worden wäre, so durchdacht ihn auch die Staatsmänner (die freilich dabei oft ganz im Blinden tappten) der Regenten glaubten; der Grund lag darin, weil alle Handelstractate nur die Bestimmung wechselseitiger Beschränkungen des Handels enthielten, indeß sein Flor einzig in der Freiheit besteht und bestehen kann. Allgemeines Anerkenntniß des Grundsatzes der Nationalökonomie: daß nur aus dem gegenseitigen freien Tausche der Erzeugnisse und Kräfte Wohlstand hervorgehen kann, ist der einzige rechtliche und festbegründete Handelsvertrag, und daher der Friede von Nimwegen (vom 10. April 1678) der einzige philosophische Tractat dieser Art. KM.

* Hannover (Königreich). Mit diesem Namen bezeichnet man diejenigen deutschen Landschaften, welche unter der Herrschaft des Braunschweig-Lüneburgischen Fürstenhauses (welches zugleich den Großbritannischen Thron besitzt) vereiniget sind. Die nördlichste dieser Landschaften ist das Herzogthum Bremen, zwischen dem Ausflusse der Elbe und Weser; zu demselben wird jetzt das hart an dem Ausflusse des erstern Stroms gelegene Land Hadeln gerechnet. Südöstlich von Bremen zwischen der Elbe und Aller liegt das Fürstenthum Lüneburg; neben demselben auf beiden Seiten der Elbe die dem Hannöverischen gebliebenen Theile des Herzogthums Lauenburg. Westlich von Lüneburg und südlich von Bremen das Fürstenthum Verden an der Weser und Aller. Südwestlich von Lüneburg das Fürstenthum Calenberg an der Leine bis an die Weser; von diesem östlich, so wie von Lüneburg südlich das Fürstenthum Hildesheim an der Leine und Innerste bis gegen den Harz. Von Calenberg, Lüneburg und Verden westlich liegt an der Weser die Grafschaft Hoya, welcher sich in gleicher Richtung die an dem Dümmersee und der Hunte gelegene Grafschaft Diepholz anschließt. Die bisher genannten Länder machen ein geographisch wohl zusammenhängendes Ganze aus. Durch einen kaum zwei Meilen breiten Strich hängt mit ihnen in Südwesten von Diepholz das an der Haase und Hunte gelegene Fürstenthum Osnabrück zusammen, an welches sich gleichfalls in Westen die niedere Grafschaft Lingen anschließt, jenseits welcher die Grafschaft Bentheim gelegen ist. Nördlich von Bentheim und Lingen folgen die Kreise Meppen und Emsbühren, welche ehemals zum niedern Stift Münster gehörten, und ferner nördlich von diesem das Fürstenthum Ostfriesland nebst dem Harlinger Lande. Getrennt von dieser Ländermasse durch einen schmalen Strich des Braunschweigisch-Wolfenbüttelschen Gebiets liegen im Süden von Hildesheim und Calenberg, an und auf dem Harze und Sollinge, an der Werra, Fulda, Weser und Leine, die Fürstenthümer Grubenhagen und Göttingen, womit noch einige vom Eichsfelde und von dem Hessischen abgetretene Districte verbunden sind. Endlich liegt östlich

von diesem getrennt das zu der Grafschaft Hohenstein gehörige Amt Ilefeld. Die Gränzen des Königreichs sind also: in Norden die Nordsee; in Nordosten, dänisches, hamburgisches und mecklenburgisches Gebiet; in Osten, preußisches und braunschweigisches Gebiet; in Südosten desgleichen; in Süden, Hessen; in Südwesten, außer dem hessischen und preußischen, lippisches und waldeckisches Gebiet. Die Provinzen zwischen der Weser und Ems sind in Süden durchaus von preußischen, in Westen durchaus von holländischen Provinzen begränzt. Das Herzogthum Oldenburg, das Gebiet der Freistadt Bremen und das hamburgische Amt Ritzebüttel sind gänzlich, der dem braunschweigischen Hause gehörige sogenannte Weserdistrict größtentheils von hannöverschen Provinzen eingeschlossen. — Grubenhagen und Göttingen sind sehr bergig; in dem erstern ist der Harz, in dem andern der Solling; eine Menge niederer Bergketten verbinden diese Gebirge und streichen durch den größern Theil des Hildesheimischen und Calenbergischen; aber von der Stadt Hildesheim, Hannover, Rehburg und Osnabrück an läuft das Land flach, und nur hin und wieder hüglig bis an die Meeresküsten fort. Die Gebirge sind metallreich und mit herrlichen Wäldern bedeckt, zwischen ihnen liegen sehr fruchtbare Thäler; da wo sich das Land von den Gebirgen gegen die Ebene senkt, findet man den vortrefflichsten Ackerboden. Hierauf folgt ein 10 — 15 Meilen breiter Strich von sandigem Boden, welcher quer von Osten nach Westen durch das Königreich streicht, und sich selbst überlassen mit Halde und zwischen durch mit Föhren bedeckt ist, größtentheils eine ebene Höhe, die aber nach Norden zu hügliger wird. In den Tiefen liegen große Moore. Aber an den Bächen und Flüssen findet man fruchtbaren Wiesengrund, welcher sich an der Elbe, Aste, Weser, Aller und Ems zu den vortrefflichsten Marschgegenden ausdehnt. — Die Elbe tritt bei Schnakenburg aus dem Preußischen und nimmt von der linken Seite die Jeetze, Ilmenau (mit der Netze und Luhe), Seeve, Schwinge und Aste auf, welche mit Ausnahme der erstern sämmtlich im Hannöverischen entspringen. In der südlichen Spitze des Königreichs vereinigen sich bei Münden die Werra und Fulda, und bilden die Weser. Von der rechten Seite nimmt sie die Aller und Wumme, von der linken die Hunte auf. In die Aller fließen die Oker, Fuhse, Leine und Böhme; in die Leine die Ruhme, Ilme und Innerste. Endlich fließt in den neugewonnenen westphälischen Gebieten die Ems, mit der sich die Haase vereinigt. — In den Gegenden, welche jetzt das Königreich Hannover bilden, waren vom 10ten Jahrhundert her vier Fürstenfamilien mächtig, die Braunschweigische, Nordheimische, Billungische und Süpplingenburgische. Am Ende des 11ten Jahrhunderts wurde die Erbtochter des Billungischen Hauses mit Heinrich dem Schwarzen, aus dem mächtigen Estisch-Baierschen Hause der Guelfen oder Welfen verheirathet, und der aus dieser Ehe entsprossene Heinrich der Stolze verheirathete sich zu Anfang des 12ten Jahrhunderts mit der Erbin der braunschweigischen, nordheimischen und süpplingenburgischen Besitzungen, so daß beider Sohn, Heinrich der Löwe, der mächtigste Fürst seiner Zeit in Deutschland war (s. d. Art. Heinrich der Löwe). Aber eben zu seiner Zeit ward die Macht seines Hauses gebrochen, sein Enkel, Otto das Kind, sah sich auf den Besitz der Provinzen Lüneburg, Braunschweig, Calenberg, Grubenhagen und Göttingen beschränkt, welche er unter dem Namen des Herzogthums Braunschweig vom Kaiser zum Lehen nehmen mußte. Nachfolgende Theilungen unter mehrere Söhne

schwächten dies Fürstenhaus noch mehr; es regierten oft zu gleicher Zeit 5 bis 6 Fürsten in den eben genannten Ländern. Endlich fing man zu Anfang des 17ten Jahrhunderts an, die Rechte der Primogenitur geltend zu machen. Glücklicher Weise starben gerade damals mehrere Linien des Braunschweigischen Hauses aus, und alle Besitzungen desselben fielen den Nachkommen, theils Heinrichs, theils Wilhelms (Söhnen Ernstens von Celle, starb 1546) zu, so daß von dem erstern die Braunschweigisch-Wolfenbüttelsche, von dem andern die Braunschweigisch-Lüneburgische Linie gestiftet wurde (s. d. A. Braunschweig-Wolfenbüttel). Die von Wilhelm (starb 1592) gestiftete jüngere Linie besaß anfangs nur den südlichen Theil des Fürstenthums Lüneburg, welchen man von der Hauptstadt das Fürstenthum Celle zu nennen pflegte. Aber im J. 1582 fiel ihm der größere Theil der Grafschaft Hoya, und im J. 1586 die Grafschaft Diepholz zu. Seine Söhne erhielten im J. 1617 das Fürstenthum Grubenhagen, 1634 das Fürstenthum Calenberg und Göttingen, und im J. 1642 den nordwestlichen Theil des Fürstenthums Lüneburg (die Aemter Harburg und Moisburg); seine Großsöhne im J. 1670 auch den nordwestlichen Theil des Fürstenthums Lüneburg, so daß sie dieses jetzt ungetheilt besaßen, und im J. 1689 das Herzogthum Lauenburg. Freilich hatten sie wieder getheilt, aber durch eine Heirath zwischen Georg, Sohn Herzogs Ernst August von Calenberg-Göttingen und Sophie Dorothea, Tochter Herzogs Georg Wilhelm von Lüneburg-Grubenhagen, wurden nach dem Tode Ernst Augusts (1698) und Georg Wilhelms (1705) die bisher genannten Landschaften alle unter Georg vereinigt. Sein Vater war im Jahr 1692 unter dem Namen Churfürst von Braunschweig-Lüneburg mit der Churwürde belehnt; er selbst folgte im Jahr 1714, als Aeltergroßsohn Königs Jacob I. und nächster protestantischer Verwandter der Königin Anna von England, dieser unter dem Namen Georg I. Seit jener Zeit besitzt dieses Haus zugleich die Herrschaft über Großbritannien und die über das Churfürstenthum. Dieses letztere wurde im Jahr 1715 durch die Herzogthümer Bremen und Verden vergrößert; im Jahr 1802 wurde das Fürstenthum Osnabrück hinzugefügt, welches schon seit 1648 unter dem Namen eines Bisthums abwechselnd von einem Prinzen des Braunschweigisch-Lüneburgischen Hauses und einem katholischen Bischofe regiert worden war; in den Jahren 1814 und 1815 wurden auch die Fürstenthümer Hildesheim und Ostfriesland, so wie die Reichsstadt Goslar, ein Theil des Eichsfeldes, die Kreise Emsbühren und Meppen, die niedere Grafschaft Lingen, und einige andere Enclaven gewonnen, auch die seit 1753 pfandweise besessene Grafschaft Bentheim mit dem hannöverischen Staat gänzlich vereinigt; dagegen das Herzogthum Lauenburg, bis auf den auf dem linken Elbufer gelegenen Theil desselben und das vom Mecklenburgischen und Lauenburgischen eingeschlossene Amt Neuhaus, an Dänemark, das Amt Klötze und einige andere kleine Distrikte an Preußen abgetreten. Im Jahr 1814 wurde in Folge der Beschlüsse des Wiener Congresses der bisherige Titel eines Churfürstenthums Braunschweig-Lüneburg in den eines Königreichs Hannover verwandelt, und der Regent desselben trat dem deutschen Bunde bei, und stiftete zum Andenken an diese Begebenheit den Guelfenorden (12. August 1815), welcher für Civil- und Militärpersonen, Adelige und Nichtadelige, bestimmt ist, und 3 Classen, Großkreuze, Commandeurs und Ritter, hat. — Die genannten Gegenden waren von sächsischen Stämmen bewohnt, als

Carl der Große hier zuerst das Christenthum und einige Cultur verbreitete. Bisthümer und andre geistliche Stiftungen, welche er und seine Nachfolger hier gründeten, dienten beide zu erhalten. Späterhin verfiel nach und nach die gemeine Freiheit zugleich mit der kaiserlichen Macht, und es kamen auch hier, wie überall in Deutschland, mächtige Herren geistlichen und weltlichen Standes auf, von denen wir vorhin die angesehensten nannten. Aber auch bürgerliches Gewerbe kam auf: die Bergwerke des Harzes und die Lüneburgischen Salzquellen wurden entdeckt, ein bedeutender Waarenzug begann, wobei Bardowick und Gandersheim vorzüglich gewannen; Heinrich der Löwe begünstigte diese Betriebsamkeit, so hart er auch widerspenstige Städte bestrafte (Zerstörung von Bardowick 1189); er rief niederländische Anbauer in das Land, die fruchtbaren Marschgegenden an der Weser einzudeichen. Die fast hundertjährigen Streitigkeiten, welche bald nach seinem Tode ausbrachen, ließen die Vortheile und den Schutz, welche das gemeinsame Leben in befestigten Orten gewährt, doppelt lebhaft empfinden, und schnell entstanden eine große Menge bürgerlicher Gemeinwesen und manche derselben blüheten zu angesehenen Städten empor. So fand die in der Nachbarschaft entstandene Hansa hier willkommne Aufnahme; von den 85 Städten, welche diese Verbindung bildeten, lagen 13 im jetzigen Königreich Hannover; 2 im jetzigen Herzogthum Braunschweig. Der Reichthum und die Macht, welche die Städte in diesen Zeiten gewannen, hatten auch auf die ständischen Verhältnisse den allergrößten Einfluß. Wenn die Fürsten sich bis dahin nur mit geistlichen und weltlichen Freiherren auf sogenannten Landtagen berathen hatten, so sahen sie sich jetzt genöthigt, städtische Deputirte gleichfalls zu denselben zu ziehen. So galten z. B. gegen Ende des 14ten Jahrhunderts auf den Lüneburgischen Landtagen die Deputirten der drei großen Städte eben so viel wie die gesammten Freiherren. Aber die Hansa verfiel, durch die Entdeckung von Amerika und des Seeweges nach Ostindien bekam der Welthandel eine andre Gestalt, und die Fürsten suchten zum Nachtheil der mächtigen freien Städte zu Verkehr und Betrieb der ihnen unterworfenen Landstädte empor zu bringen. Die Reformation fand bei dem Bürgerstande und dem Landvolke fast allgemeinen Beifall, aber unter den Magistraten der Städte, den adeligen Geschlechtern und den Fürsten waren viele, die sich ihr widersetzten, so daß lebhafte Bewegungen, zuletzt förmliche Kriege entstanden. Indessen wurde der Reformation durch die Bemühungen Erichs des Bekenners von Lüneburg und besonders Julius von Braunschweig-Calenberg (des Stifters der Universität Helmstädt) Festigkeit und Bestand gegeben. Die neuen Verhältnisse zwischen Fürsten, Ständen und Volk, welche nach und nach eingetreten waren, entwickelten sich vollkommen durch den dreißigjährigen Krieg, dessen Geißel diese Länder mehr als einmal in vollem Maße fühlten. Als sich das Land von den Leiden dieses Krieges allmälig erholte, da waren viele freiherrliche Geschlechter ausgestorben, viele verarmt, ihre Burgen waren zerstört, die Aussicht, ihren Einfluß durch den Besitz reicher geistlicher Pfründen vermehrt zu sehen, war dahin durch Einziehung der geistlichen Güter, zu der die Reformation Veranlassung oder Vorwand gegeben hatte, die Städte waren heruntergekommen, ihre Mauern zerstört oder von fürstlichen Söldnern besetzt. Die Stände des Landes mußten sich zu großen Geldbewilligungen bequemen, welche die auf den fürstlichen Gütern ruhenden Schulden, die Unterhaltung zahlreicher Kriegsschaaren und kostbarer Hofhaltungen erfoderten. Der Adel,

seiner vormaligen Freiheit uneingedenk, suchte, wie überall in Deutschland, so auch hier, Macht und Wohlseyn aus der Gnade des Fürsten, indem er sich der Hofstellen ausschließlich und der wichtigsten Aemter in allen Fächern überhaupt bemächtigte, und mit den Fürsten über die andern Stände zu herrschen, und zum Nachtheil derselben veraltete Bevorrechtigungen zu behaupten suchte. Indessen begann mit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts für den Braunschweig-Lüneburgischen (Hannöverischen) Staat eine Periode bis dahin noch nicht erlebter Blüthe. Die Vereinigung mehrerer Fürstenthümer vereinfachte die Administration und machte mehrere Hofhaltungen überflüssig; die einzige, welche fortan zu Hannover unterhalten wurde, kostete, besonders seitdem die Fürsten den Großbritannischen Thron bestiegen, gegen das, was andere churfürstliche Höfe aufgehen ließen, wenig. Kammer- oder Privatschulden der Fürsten sind seit jener Zeit durchaus nicht gemacht und auf das Land gewälzt worden; vielmehr wurde der größere Theil dessen, was die von der Kammer verwalteten reichen Domainen aufbrachten, zur Unterhaltung der Kriegsmacht und anderer Landesanstalten verwendet. Steuern wurden nie anders als nach Berathung und mit Bewilligung der Stände ausgeschrieben; überhaupt berieth sich der Fürst über alle wichtige Gegenstände der innern Staatsverwaltung mit den Ständen. So wie man einen großen Theil der zur Reformationszeit eingezogenen geistlichen Güter zu Unterrichtsanstalten verwendet hatte, so wurde auf diese auch jetzt fortdauernd viel verwendet. Mehrere Schulanstalten wurden neu errichtet oder vervollkommnet, z. B. das Pädagogium zu Ilefeld und die Ritteracademie zu Lüneburg. Die im J. 1737 eröffnete Universität Göttingen fand bald nicht mehr ihres Gleichen unter allen übrigen Lehranstalten ähnlicher Art, und erwarb sich in den letztern Decennien des verflossenen Jahrhunderts das Verdienst, die Wissenschaften mit Besonnenheit und Vernunft zu pflegen, während man sich an so manchen andern Orten den Verwirrungen eines literärischen Revolutionirens hingab. Weniger Aufsehen erregend, aber vielleicht eben so wohlthätig in ihren Wirkungen, waren die Verbesserungen der niedern Schulen, zu denen das im J. 1750 zu Hannover anfangs von einem Privatmann gestiftete, dann aber von der Regierung zweckmäßig unterstützte Seminar für Lehrer niederer Schulen, und die zuerst in Deutschland von Sextro und Wagemann zu Göttingen errichteten Industrieschulen ein Großes beitrugen. Als der dritte und erbitterte Kampf um Schlesien Veranlassung ward, daß die Streitigkeiten zwischen England und Frankreich auch in Deutschland durchgefochten wurden, da ward auch Hannover in den siebenjährigen Krieg gezogen, und litt, besonders in seinen südlichen Provinzen, nicht wenig. Dadurch wurden über diese nicht unbeträchtliche Schulden gebracht, welche besonders im Göttingenschen, Grubenhagenschen und Calenbergischen große Abgaben nothwendig machten. Dieses in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts gemeinschaftliche Leiden aller deutschen Provinzen blieb indessen noch immer erträglich, weil die allgemeine Wohlhabenheit, besonders die der ackerbau- und gewerbtreibenden Klassen, zu gleicher Zeit auffallend zunahm. Die Ursachen dieser Erscheinung sind theils in der zu jener Zeit überall beobachteten schnellen Entwicklung einer größern Betriebsamkeit, theils in Localverhältnissen zu suchen. Die Ruhe, welche Norddeutschland 30 Jahre hindurch genoß, der, besonders durch die Zunahme des englischen und nordamerikanischen Handels, um mehr als das Doppelte

vergrößerte Verkehr der Städte Hamburg, Bremen und Altona, welcher von diesen aus mit dem innern Deutschlande zum größten Theil durch das Hannöverische betrieben wurde, und welcher in den Jahren 1792 — 1803 durch die Zerstörung des Handels von Frankreich, Holland, den Rheingegenden u. s. w. zu einer unerhörten Höhe stieg — der Anbau wüster Stellen (im Bremischen wurde im J. 1760 die Cultur des Teufelsmoors begonnen, und auf demselben, wo sonst keine menschliche Wohnung war, leben jetzt 10 — 12,000 Menschen, — im Lüneburgischen wurde seit den letzten 25 bis 30 Jahren der cultivirte Boden fast um ein Drittheil vermehrt) von der Regierung theils durch unmittelbare Unterstützung der Anbauer, theils durch Begünstigung der Gemeinheitstheilungen befördert. Aber die Stürme der Revolutionszeit sollten auch dieses Landes Werth und Wohlseyn prüfen. Die Lehren, welche zu Anfang der Revolution in Frankreich aufgestellt wurden, mußten hier im Allgemeinen eine sehr günstige Aufnahme finden. Auf der einen Seite hatte die Beibehaltung ständischer Repräsentation, die genaue Verbindung mit den nahe liegenden deutschen freien Handelsstädten und dem freien Großbritannien, und der mannigfaltige Verkehr mit Ausländern hier eine gewisse vielseitigere Ansicht der Dinge und eine Kenntniß und Liebe gesetzmäßiger Freiheit hervorgebracht, wie man sie nicht leicht in einer andern deutschen Provinz fand. Auf der andern dauerte so manches fort, was diesem widersprach, Prätensionen und Privilegien des Adels, drückende Verhältnisse des Lehenswesens u. s. w.; auch bewies die Regierung nicht immer die gehörige Achtung gegen anerkannte Rechte der Stände und Unterthanen, wie sich dies z. B. bei den Foderungen an das englische Kriegscommissariat nach dem siebenjährigen Kriege und in der Sache des Herrn von Berlepsch, am meisten aber damals zeigte, als die Landmiliz verfassungswidrig den stehenden Truppen einverleibt wurde, eine Handlung, welche der Sache nach sehr wohl zu rechtfertigen, der Form nach aber eben so sehr zu tadeln war (Frühjahr 1795). Seit dem Frühjahr 1793 hatte Hannover an dem Kriege gegen Frankreich thätigen Antheil genommen. Durch den Umstand, daß England die Truppen besoldete, wurde diese Anstrengung der Landeskräfte nicht wenig erleichtert. Erfreulich war es den Bewohnern, als die Regierung sich in die Maßregeln des preußischen Hofes fügte, welcher mit den Franzosen Frieden geschlossen und versprochen hatte, die Neutralität des nördlichen Deutschlands mit gewaffneter Hand zu schützen (17ten Mai 1795). Ganz Norddeutschland, und also auch Hannover, hat durch den verstärkten Zug des Welthandels, welcher hinter der Schutzwehr jener Neutralitätslinie getrieben wurde, bedeutend gewonnen. Dem hannöverischen Lande aber hat der Cordon vom Sommer 1796 — 30ten April 1801 eine Schuldenlast von 3,263,198 Thalern zugewälzt, und als im Frühjahr 1801 zwischen England und den nordischen Mächten Streitigkeiten entstanden waren, da wollte Preußen den hannöverischen Landen nicht einmal Neutralität zugestehen, sondern besetzte dieselben als feindliches Gebiet. Der Tod Pauls von Rußland und die Friedenspräliminarien zwischen England und Frankreich (23. März und 1. Oct. 1801) veränderten die Lage der Dinge; die preußischen Truppen mußten das Hannöverische verlassen. Unter der Hand aber wurde diese Macht von Frankreich begünstigt; so wurde ihr der Besitz von Hildesheim, Corvey und Hörter zur Benachtheiligung Hannovers zugesichert, dieses mußte sich mit Osnabrück begnügen. (Besitznahme den

‍. November 1802). Indessen hatte Bonaparte's Umsichgreifen einen ieuen Bruch zwischen England und Frankreich herbeigeführt. Er jab ihm eine bequeme Gelegenheit, seine Plane zunächst über Han- iover, dann über ganz Norddeutschland auszudehnen. Unter Mortier äherte sich eine französische Armee. Zum Widerstande zu schwach, chickte man dem feindlichen General eine Deputation entgegen, welche ie berüchtigte Convention zu Sublingen (3. Jun. 1803) schloß, von velcher die Convention auf der Elbe bei Artlenburg (5. Juli 1803) ine fast unausbleibliche Folge war. Vermöge derselben mußte die jannöverische Armee gänzlich auseinandergehen, nachdem sie Festun- jen, Waffen, Kriegsgeräth und Pferde dem Feinde überliefert hatte; as Land mußte die französische Armee besolden, unterhalten und be- itten machen, mußte sich zu unbestimmten Contributionen verpflich- en u. s. w., kurz es war ganz der feindlichen Willkür überlassen. Die Regierung, und ein Theil des Hofes mit den meisten Kassen und nanchen Kostbarkeiten hatte sich gerettet; statt ihrer trat eine Depu- ation aller Landstände zusammen, um das Land gegen den feindlichen Befehlshaber zu vertreten, und eine executive Commission wurde von hm ernannt, um seine Befehle im Lande zu vollziehen. Das Land itt gewaltig, nach einem halben Jahre rechnete man die Kosten der Invasion, welche aus öffentlichen Kassen bestritten waren, auf mehr ils 4 1/2 Millionen Thaler. Im Jahre 1805 zeigte sich einige Hoff- iung der Erlösung. Zwischen Oesterreich, Rußland, Schweden und England wurde ein mächtiges Bündniß verabredet, und man hoffte iuch Preußen zum Beitritt zu bewegen. Statt dessen aber schloß Preu- jen einen Vertrag mit Frankreich, nahm zuvörderst das Churfürsten- hum in Verwahrung und Administration, und erklärte endlich (am 1. April 1806): Hannover sey von Frankreich gegen Anspach, Cleve ind Neufchatel an Preußen abgetreten, und auf immer und ewig mit iesem vereinigt, damit es in dieser Verbindung die Sicherheit fände, velche seine bisherigen Fürsten ihm nicht gewähren könnten. Aber chon im nächsten Jahre fiel auch Hannover wiederum in Napoleons Hände. Dieser lösete jetzt seine bis dahin noch bestandene innere Verfassung auf, und ließ es von dieser Zeit an zum Theil durch einen Generalgouverneur, zum Theil durch seinen Bruder, der unter dem Titel eines Königs von Westphalen zu Cassel residirte, verwalten. Die feindliche Invasion hatte von 1803 an bis zu diesem Zeitpunkte 1808) die Schulden des Landes um 5 Millionen Thaler vergrößert. Nun wurden freilich von diesem Zeitpunkte an keine neuen Landes- schulden gemacht, das Land aber auf andere Weise mehr noch wie bis- er gedrückt und ausgesogen. Nachdem zuerst nur das Göttingensche, Grubenhagensche und Osnabrücksche zum Königreich Westphalen ge- schlagen war, wurde plötzlich (Anfang 1810) das ganze Churfürsten- hum, mit Vorbehalt des Lauenburgischen, diesem zugeschieden, und kaum hatte man angefangen es zu diesem Zwecke einzurichten, da zog Napoleon eben so unerwartet Lauenburg gegenüber von der Elbe ab inen Strich in südwestlicher Richtung quer durch das Königreich Westphalen, und der Souverän desselben erfuhr durch die Zeitungen, daß, was nördlich desselben liege, ihm nicht mehr zugehören solle (Ende 1810). So behielt er vom Hannöverschen nur das Göttingensche, Grubenhagensche, Calenbergische und 2/3 des Lüneburgischen; der Rest desselben, so wie das Lauenburgische, Bremensche, Verdensche, Hoyasche, Diepholzische und Osnabrückische wurde mit den Hansestädten, dem Oldenburgischen u. s. w. unter dem Titel des hanseatischen Departe-

ments dem großen Kaiserreiche einverleibt. In beiden stieg das Elend, dessen Schilderung wir hier übergehen, und mit ihm die Unzufriedenheit von Tage zu Tage höher, und als im Frühjahr 1813 die Russen in Norddeutschland erschienen, war alles zum Aufstande reif. In den nördlichen Theilen brach dieser sogleich aus und half die Franzosen verscheuchen, aber als sie verstärkt wiederkehrten und ungeachtet der Niederlage bei Lüneburg (2. April 1813) sich wieder festgesetzt hatten, da mußte das Land ihre schwere Hand doppelt fühlen. Die Schlacht an der Görde (16. September) befreite den nördlichen, Czernischeffs Zug nach Cassel und die Folgen der Schlacht bei Leipzig auch den südlichen Theil. Gleich anfangs im Frühjahr 1813 hatten sich freiwillige Schaaren zum hannöverischen Kriegsdienst gebildet; nach und nach wurde ein kleines Korps gesammelt, welches in dem Kriege an der Unterelbe 1813 und 1814 wesentliche Dienste leistete; dann wurden (Frühjahr 1814) 30 Bataillons Landwehr je zu 800 Mann diesen Feldtruppen hinzugefügt. Ein großer Theil von beiden hat bei Waterloo gefochten. — Am 4. Nov. 1813 übernahm das Staats- und Cabinetsministerium zu Hannover wieder die Regierung des Landes; späterhin hat der königl. Prinz, Adolph, Herzog von Cambridge, unter dem Titel eines Generalgouverneurs des Königreichs Hannover, das Präsidium dieses Collegii erhalten. Es steht dasselbe unmittelbar unter dem Landesherrn (jetzt dem Prinzen Regenten), berichtet an denselben, und empfängt von demselben veranlaßte oder unveranlaßte Befehle zur weitern Ausführung, in geringeren Dingen verfährt es nach eignem Ermessen. Indessen ist es jedermann erlaubt sich in andern, als in Justizsachen, unmittelbar an den König zu wenden. Unter dieser Oberregierung stehen verschiedene Provinzialregierungen. — Die Justiz wird in erster Instanz theils von königl. Aemtern, Gerichtsschulzen, Gogräfen, Garnisonsgerichten u. s. w., theils von Patronatgerichten administrirt, welche letztere theils von geistlichen und weltlichen Gutsbesitzern, theils von den Städten ernannt werden. In den größern Städten hat man noch besondre Ober- und Untergerichte. Ein Theil der Patronatgerichte ist 1813 nicht wiederhergestellt worden. In zweiter Instanz sprechen das Generalkriegsgericht in Militärsachen, und in den übrigen verschiedene Justizkanzleyen, welchen letztern auch die eines privilegirten Gerichtsstandes Genießenden unmittelbar unterworfen sind. Die ehemaligen Hofgerichte sind nicht wieder hergestellt. Endlich ist ein Oberappellationsgericht zu Celle, welches im Namen des Landesherrn in letzter Instanz spricht. — Die drückendsten der von den feindlichen Behörden angeordneten Steuern wurden sogleich nach der Befreiung des Landes aufgehoben; in einiger Hinsicht behielt man aber diese Steuerordnung bei, in anderer kehrte man zu der vor 1803 zurück, alle Steuerexemtionen blieben aufgehoben. Doch sollte alles dieses nur provisorisch seyn, und die neue Steuerordnung den Landständen überlassen werden. Vormals hatte Hannover so viele besondere Steuersysteme und ständische Collegia als besondere Provinzen. Zufolge der Verordnung vom 12. August 1814 sollten sich aber die Deputirten aller Provinzen fortan als Deputirte des ganzen Landes betrachten, und zu einer Körperschaft vereinigen. Bei der Eröffnung des ersten allgemeinen Landtages (15. Decbr. 1813) erklärte der Prinz Adolph, „diese Versammlung solle seinem Bruder für Hannover dasselbe seyn, was für Großbritannien das Parlement ist.“ Die Gegenstände, welche dem allgemeinen Landtage zur Berathung vorgelegt wurden, waren groß und mannigfaltig.

Er sollte urtheilen über den Umfang und die Anerkennung der während der feindlichen Occupation gemachten Landesschulden, über die Vereinigung des bisher abgesonderten Schulden- und Steuer-Wesens der einzelnen Provinzen zu einer Schuldenmasse und einem Steuersysteme des ganzen Landes, über die Einrichtung eines ganz neuen Steuersystems, über die Mängel des Justizwesens und die Mittel diese abzustellen, späterhin wurde über die Einrichtung der Landwehr mit ihm unterhandelt u. s. w. Die Schulden aller Provinzen wurden aus den ältern Zeiten auf 2,604,498 Thaler, für den preußischen Cordon auf 3,263,198 Thaler, aus der französischen Invasion auf 4,809,765, also im Ganzen auf 10,677,461 Thaler angeschlagen. Die Schulden, welche auf Hildesheim, Nieder-Lingen und Ostfriesland liegen mögen, sind nicht in dieser Rechnung begriffen, wohl aber die des größtentheils an Dänemark abgetretenen Herzogthums Lauenburg. Hierzu waren noch aus den Jahren 1813 — 1815 neue 1,100,000 Thaler Schulden gekommen, doch hatte man über 3,700,000 Thaler von fremden Mächten zu fodern. Zur Deckung der Landesbedürfnisse, mit Einschluß der Zinsen für diese Schulden, wurden von den alten Provinzen, mit Ausschluß der an der Ems, gegen 2,400,000 Thaler gefodert; das übrige geben die Einkünfte der Domainen her. Für ein Land von 1,150,000 Einwohnern konnte man jene Steuerfoderung nicht besonders drückend finden, wenn man sie mit dem, was andere deutsche Staaten aufbringen müssen, vergleicht. Mit Mühe scheint es dahin gebracht zu seyn, daß die Stände die von der Regierung gewünschte, wohl schwierige, aber auch sehr wohlthätige Vereinigung aller Provinzen aussprachen; gleiche Schwierigkeiten fand man bei der Ausführung manches andern von der Regierung Gewünschten. Vielleicht wirft Folgendes einiges Licht auf diese Erscheinung. Zu der allgemeinen Ständeversammlung waren berufen 10 Deputirte ehemaliger geistlichen Stiftungen, 43 Deputirte des Adels, 29 Deputirte der städtischen Magistrate, 3 Deputirte der unadeligen freien Landbesitzer. Wenn in der Zusammensetzung der Landesstände der Adel sehr begünstiget ward, so folgte die Regierung darin einem alten Herkommen, in andern Dingen fand sich diese Begünstigung nicht mehr so sehr wie ehemals. Adelige Güter bleiben gleichen Steuern wie alle übrige unterworfen, der Adel ist zur Landwehr und zum Landsturm wie alle übrige verpflichtet. — Mehrere Männer unadeliger Geburt haben sehr bedeutende Staatsämter erhalten, einige solche, mit denen das Prädicat Excellenz verbunden ist: einer ist Chef des Justizdepartements in der obersten Landesregierung geworden; mehrere sind zu Commandeurs des neuerrichteten Guelfenordens ernannt, viele zu Rittern desselben, welches alles vormals unerhört gewesen wäre. — Den Flächeninhalt des Königreichs kann man auf 800 — 850 Quadratmeilen, und seine Bevölkerung auf 1,200,000 bis 1,300,000 Einwohner rechnen. Die letztere ist sehr im Zunehmen, nach detaillirten officiellen Nachrichten wurden im Jahre 1816 im ganzen Königreiche über 30,000 mehr geboren als starben. Von Auswanderungen weiß man nichts, vielmehr kann man rechnen, daß durch die englisch-deutsche Legion 5 — 6000 Männer ins Land zurückgekehrt sind. In den alten Provinzen und in Ostfriesland sind die protestantischen Confessionen herrschend; in Hildesheim und Osnabrück findet man Catholiken und Protestanten etwa in gleicher Anzahl. — Ackerbau ist die Hauptnahrungsquelle der Einwohner, durch die Leichtigkeit der Ausfuhr bei guten Aernten, so wie durch den durchgehenden

Handel und die Consumtion der naheliegenden Seestädte wird derselbe sehr belebt. Die kornreichsten Provinzen sind Hildesheim, Göttingen, das südliche Calenberg, die niedrig gelegenen Theile von Grubenhagen, die Marschgegenden an der Elbe, Jeetze, Oste, Weser, Aller und Leine, ein Theil von Osnabrück und Ostfriesland; in den Marschgegenden überhaupt ist die Viehzucht vielleicht noch bedeutender als der Ackerbau. Hin und wieder gibt es sehr gute Pferde, und nirgends wird mehr Bienenzucht getrieben als in den Heidegegenden von Lüneburg, Bremen und Verden. An Bau- und Brennholz mangelt es auch nicht, da der Harz, Solling, Deister u. s. w., und selbst einige Gegenden des ebenen Landes mit herrlichen Wäldern bedeckt sind, und sich hin und wieder Steinkohlen, sehr reichlich aber Torf findet, mit welchem (vorzüglich aus dem Bremischen) Hamburg, Altona und Bremen zum Theil versorgt werden. Salz ist reichlich vorhanden. Auf dem Harze und in den Gebirgen um ihn her finden sich alle Arten von Metallen, und obgleich der Gewinn der edlen Metalle wenig oder gar keine Ausbeute mehr gewährt, so ernähren sich doch damit 15,000 bis 20,000 Menschen. Die natürlichen Produkte des Landes werden freilich überall verarbeitet, auch manche derselben verarbeitet ausgeführt (besonders Garn und Leinewand), ja hin und wieder findet man auch eigentliche Fabriken, allein glücklicher Weise nirgends Gegenden, die hauptsächlich von Fabriken und Manufakturen leben; also auch nirgends das Elend, welches, bei der geringsten Veränderung in den Preisen, diese Erwerbsarten so unglückbringend macht. — Eine eigentliche Handelsstadt besitzt Hannover seit kurzem in Emden. Ueberdem findet sich größtentheils nur durchgehender und Zwischenhandel, der aber großen und mannichfaltigen Gewinn abwirft. Die Hauptstraßen desselben gehen von Hamburg über Lüneburg nach Braunschweig, Magdeburg, Leipzig und Celle u. s. w.; von Lübeck über Lüneburg nach denselben Orten; von Hamburg über Harburg nach Celle und nach Bremen; von Bremen auf Celle und Braunschweig, oder auf Hannover, Hildesheim und den Harz, Münden und Cassel; von Bremen auf Osnabrück; von Emden auf Münster und Osnabrück. Es fehlt in den nördlichen Provinzen an guten Landstraßen. — Die Charte der Länder zwischen der Elbe und Weser, Trave und Hunte, von Hogreve und Heiliger, 6 große Blätter 1812, ist das Beste, was man bis jetzt über das Königreich hat. Die Ankündigung einer neuen Charte von W. Müller, General-Quartiermeister-Lieutenant, welche einen Maßstab von 1 1/10 Zoll auf die Meile erhalten wird, verspricht sehr viel. — Bis jetzt war Scharf's politischer Staat des Churfürstenthums Braunschweig-Lüneburg das beste statistische Werk, jetzt ist eine neue vollständige Statistik aus officiellen Quellen von den Gebr. Hahn zu Hannover angekündigt. — Für die hannöverische Geschichte giebt es eine große Menge von Sammlungen und Vorarbeiten, auch vortreffliche Bearbeitungen einzelner Theile. Das Ganze ist noch am besten in Steffens Geschichte des Gesammthauses Braunschweig-Lüneburg vorgetragen, doch zu sehr nur Geschichte der Fürsten. K. Venturini's vaterländische Geschichte, 4 Thle. Braunschweig 1805 bis 1809, ist ohne historische Würde und größtentheils ohne Benutzung der Quellen; die neuesten Zeiten der hannöverischen Geschichte sind ohne Kenntniß der innern Verfassung und einzig nach den zwischen 1803 — 1806 erschienenen Flug- und Streitschriften bearbeitet. C — e.

* **Hannover**, Hauptstadt des im vorigen Art. beschriebenen Landes, an der Leine, die von hieraus schiffbar wird, in einer ebenen,

wohlangebauten Gegend. Sie gehört zu den ältesten Städten des Landes, und war im Mittelalter Mitglied der Hansa. Die Altstadt, der ein besonderer Magistrat vorsteht, hat größtentheils krumme und enge Straßen, ohne schöne öffentliche Plätze. Nach und nach sind die Neustadt und die Aegidien-Neustadt angebaut, von denen die erstere einen besondern Magistrat hat; beide sind viel schöner und regelmäßiger gebaut. Ihren jetzigen Flor hat die Stadt ihrem Verhältnisse zu dem Lande zu danken, als Sitz der höchsten Behörden. Sie sank auch deshalb seit 1803, besonders seit 1808, und fing an zu verfallen, bis ihr im Jahr 1813 die Quellen des vormaligen Wohlstandes wieder eröffnet wurden. Das Schloß hat während der Invasion sehr gelitten, es war in eine Caserne verwandelt worden. Merkwürdig sind die Münze, das Zeughaus, die Marställe, das Rathhaus mit einer guten Bibliothek, die große königliche Bibliothek mit dem Archive, beides an der Esplanade, auf welcher Leibnitzens Büste von Marmor unter einer Kuppel von antiker Form aufgestellt ist, die kleine aber geschmackvolle katholische Kirche u. s. w. Einige Fabriken und Manufacturen sind hier vorhanden; bedeutender aber ist der Handel, theils eigner, vorzüglich mit Landesproducten, theils durchgehender, besonders von und nach Bremen. Unweit der Stadt liegen die königlichen Lustschlösser Montbrillant und Herrenhausen, das letztere mit einem steifen Lustgarten, aber sehenswürdigen Wasserkünsten und einem merkwürdigen botanischen Garten. Ferner der gräflich Walmodensche Garten mit schönen Kunstsammlungen. Hannover mag 1500 Häuser und 20,000 Einwohner haben. C—e.

Harald I., Haarfager, König der Norweger, war ein Sohn Halfdan des Schwarzen, und einer der tüchtigsten Regenten dieses Landes. Harald hielt sich zur Zeit, wo sein Vater starb (863), in den Bergen von Doorefield auf, und hatte bereits in mehrern Schlachten körperliche Stärke und große Geisteskraft bewiesen. Die Liebe machte ihn zum Eroberer. Er hatte seine Hand Gida, der Tochter eines benachbarten Königs, angeboten, allein sie, stolz und schön, antwortete Haralds Gesandten, daß sie nur dann seine Gattin werden wolle, wenn er ganz Norwegen sich unterworfen hätte. Harald schwur, sein Haar nicht eher schneiden zu lassen, als bis er Gida's Wünsche erfüllt hätte, und nach 10 Jahren war er einziger Herr von ganz Norwegen. Seine Haare waren inzwischen sehr lang und schön geworden, daher der Beiname Haarfager, d. h. mit dem schönen Haare. Indem er sich die kleinen Könige unterwarf, ließ er ihnen mit dem Titel Jarl die Verwaltung ihres Landes und den dritten Theil ihrer Einkünfte; allein viele wanderten auch aus und gründeten anderswo norwegische Niederlassungen. Hrolf oder Rollo kam nach Frankreich und setzte sich in Neustrien fest, andrerseits wurden die bisher wüsten Inseln Island, Schottland, Faröe und die Orcaden, bevölkert. Harald, der sah, daß die entflohenen Norweger ihre Streifereien oft bis in sein Gebiet ausdehnten, ging zu Schiff, um sie zu unterwerfen. Nach einem blutigen Kriege eroberte er Schottland, die Orcaden 2c. und kehrte wieder in sein Reich zurück. Er hatte seine Residenz in Drontheim aufgeschlagen und starb dort 930, nachdem er sein Reich durch kluge Gesetze und Handel blühend gemacht hatte.

Harald III., Haardraade (oder der Strenge), hatte merkwürdige Schicksale, bevor er zum Thron gelangte. Er war ein Sohn Sigurds, Königs von Stingarige, der von Harald I. abstammte, und ein Halbbruder des heil. Olaus. Im Jahre 1033 commandirte

er, erst sechszehn Jahre alt, sechshundert Schiffe in der Schlacht bei Stickelstab, an Olaus Seite, der hier blieb, und floh schwer verwundet nach Schweden und dann nach Rußland. Der Großfürst Jaroslaw vertraute ihm die Bewachung der Küsten von Esthland. Kurz darauf ging Harald unter dem Namen Nordbricht nach Konstantinopel, und nahm als Barenger am Hofe der Zoe Dienste. Die Leibwache der griechischen Kaiser bestand damals gewöhnlich aus Norwegern, Dänen und Schweden, die den scandinavischen Namen Barenger, d. i. Vertheidiger, führten. Harald machte in diesem Corps den Seekrieg gegen die afrikanischen Seeräuber mit, welche Sicilien verwüsteten. Im Jahre 1035 besuchte er Jerusalem, und 1038 schlug er die Sarazenen unter Anführung des Georg Maniak. So wie er Anführer der Barenger geworden war, trug er darauf an, daß sie keinen andern Chef als den Kaiser erkennen dürften, trennte sich also von Georg Maniak und eroberte mehrere Städte Siciliens. Sein Waffenglück zog eine Armee von Lateinern oder Italienern, Normannen und Lombarden unter seine Fahnen. An ihrer Spitze versetzte er den Kriegsschauplatz nach Afrika, besiegte die Sarazenen in 18 Schlachten, eroberte viele Städte, und machte eine ungeheure Beute, die er dem Jaroslaw zur Aufbewahrung schickte. 1042 kam er nach Konstantinopel zurück, und verkündigte der Kaiserin, daß er ihre Dienste verlassen wolle, weil er erfuhr, daß sein Neffe Magnus die beiden Reiche geerbt habe. Zoe, die diesen jungen Helden nicht mit Gleichgültigkeit sehen konnte, wollte ihn zurückhalten und machte ihm glänzende Anerbietungen, aber erzürnt über seine Weigerung beschuldigte sie ihn, den dem Kaiser gehörigen Theil der Beute für sich behalten zu haben und ließ ihn in den Kerker werfen. Durch eine Frau gerettet, floh er über das schwarze Meer, vermählte sich in Nowogorod mit Elisabeth, der Tochter des Jaroslaw, und langte 1045 beim König von Schweden, einem Verwandten seiner Gemahlin, an.

† **Hardenberg** (C. A., Fürst von). Er besitzt als Dotation, die ihm der König (November 1814) verliehen hat, die ehemalige Commenthurei Lietzen und das Amt Quilitz, mit dem Namen Neuhardenberg. Von seinen Kindern erster Ehe leben ein Sohn und eine Tochter. Letztere ist mit dem königl. baierischen General-Lieutenant Graf v. Pappenheim vermählt. Der Sohn **Christian Heinrich August, Graf von Hardenberg Reventlow**, ist königlich dänischer geh. Conferenzrath und Besitzer der im Jan. 1816 vom König von Dänemark zur **Grafschaft Hardenberg** erhobenen Stammgüter des Hauses in Dänemark.

* **Harlem**, eine Stadt im Königreiche der Niederlande, in dem zur Provinz Holland gehörigen Gouvernement Nordholland, unweit des Harlemer Meeres, am Flusse Sparen, der durch dieselbe hindurch fließt, steht durch Canäle mit Amsterdam und Leiden in Verbindung, hat 8000 Häuser, aber nur 21,000 Einwohner. Die sehr reinlichen Straßen sind mit Bäumen besetzt und von Canälen durchschnitten. Auf dem Markte befindet sich die marmorne Statüe des Lorenz Koster, dem die Holländer die Erfindung der Buchdruckerkunst zuschreiben. Unter den 15 Kirchen der Stadt zeichnet sich die Hauptkirche durch ihre Größe, zierlichen Thurm und berühmte Orgel aus, welche 8000 Pfeifen und 60 Stimmen hat. Merkwürdig sind das Taylersche Museum und das Naturaliencabinet der hiesigen Societät der Wissenschaften; desgleichen die Enscheiderische Schriftgießerei. Die Blumen-Cultur war sonst hier in einem außerordentlichen Flor, hat sich jedoch

n eben dem Grade vermindert, als die Blumenliebhaberei abgenommen hat (vergl. Blumenhandel), ist indessen immer noch von Bedeutung. Im Jahre 1800 verkaufte ein Blumenhändler nur allein nach Lissabon mehr als 18,000 Stück Türkische Ranunkelstöcke. Noch sind hier 13 große Blumenhändler, welche mit Tulpen- und Hyazinthenzwiebeln die entferntesten Gegenden versorgen. Sonst war Harlem durch seine Industrie sehr blühend. Von den 3000 Seidenstühlen sind kaum noch 60 vorhanden. Am berühmtesten sind noch die Harlemer Leinwandbleichen; auch verfertigt man vielen Zwirn, Band von Leinwand, Wolle, Floret und Seide, seidenes Beuteltuch (das beste in Europa), und unterhält Seesalzsiedereien. Der Handel ist nicht lebhaft. In der Nähe ist der Harlemer Busch, einer der anmuthigsten Haine, mit Bäumen von einer ungewöhnlichen Stärke, und einem schlanken, üppigen Wuchse. Schöne Landhäuser, umgeben von reizenden Gärten, liegen im Gehölze zerstreut. Vor allen zeichnet sich das mit fürstlicher Pracht erbaute Landhaus des Banquier Hope aus, dessen Inneres kostbar verziert ist. Die Treppen, Thüren und Parquets sind von Mahagoniholze, die Fenster von röthlichem Venezianischen Spiegelglase, die Kamine von Verde Gallo und Verde Antico. Vorzüglich ist eine Treppe, die nebst dem Geländer aus weißem Tarrarischen Marmor besteht, durch ihre höchst zierliche Arbeit bemerkenswerth. Der Palast steht gegenwärtig unbenutzt, denn es ist noch nicht ausgemacht, ob ihn die Familie Hope zurücknehmen, oder ob er ein Eigenthum des Königs der Niederlande bleiben wird, da er früher von Louis Bonaparte für Rechnung des Staates angekauft wurde.

Harmattan, wie der Chamsin, ein besonderer Wind, welcher periodisch von dem Innern Afrika's nach dem atlantischen Ocean zu weht. Er herrscht besonders im December, Januar und Februar, und ist gewöhnlich von einem dichten Nebel begleitet, der die Sonne oft ganze Tage verbirgt. Aeußerste Hitze und Trockenheit ist sein Charakter, so daß die Gewächse von seinem Hauch verdorren, und selbst der Mensch von ihm gefährdet werden kann.

Haruspex, s. Aruspex.

* Harz, Deutschlands nördlichstes Hauptgebirge, von da gegen Norden nach der Ost- und Nordsee sich eine, nur von unbedeutenden Hügeln unterbrochene, große Ebene erstreckt. Der Harz ist ein frei stehendes, aber von mehreren niedrigen Hügelketten umgebenes Gebirge, das sich vom 27° 30′ bis 29° 10′ der Länge und vom 50° 31′ bis 51° 57′ der nördlichen Breite erstreckt, und durchaus steil aus der Ebene empor steigt. Dieses 14 Meilen lange und 4 bis 5 Meilen breite Gebirge besteht aus einigen tausend Bergen und Thälern, die labyrinthisch unter einander verschlungen sind, und liegt zwar zwischen der Saale und der Weser, reicht aber nicht von dem einen Flusse bis zu dem andern. Die wahren Harzgebirge fangen an der Ostseite im Mansfeldischen an, gehen durch das Anhalt-Bernburgische, die Grafschaften Stolberg, Hohenstein und Wernigerode, einen Theil von Halberstadt und Blankenburg, Braunschweig-Wolfenbüttel und Grubenhagen, wo sie sich gegen Westen bei der braunschweigischen Stadt Seesen endigen. Der Flächeninhalt des Gebirges beträgt an 38 bis 40 Quadratmeilen, wovon den größten Theil Hannover besitzt. Auch Preußen, Anhalt-Bernburg und Braunschweig besitzen Theile des Harzes. Man theilt den Harz in den Ober- und Unterharz, und zwar in zweifachem Sinne. In der Bergmannssprache heißt Oberharz die

sieben Bergstädte, das Amt Elbingerode, Lauterberg, die Königshütte und die Hütte bei Gittelde; Unterharz begreift nach dieser Eintheilung bloß den Rammelsberg nebst den dabei befindlichen Hütten und das Salzwerk zu Harzburg. Im weitern Sinne hingegen scheidet der Brocken, der höchste Berg der ganzen Kette, welcher den Kern des ganzen Gebirges bildet, und nach allen Weltgegenden Flüsse sendet, den Harz in den Ober- und Unterharz. Was nämlich im Westen des Brockens liegt, heißt der Oberharz, und ist der höhere, erzreiche Theil (ohngefähr 23 Quadratmeilen groß); was ostwärts vom Brocken liegt, bildet den Unterharz, welcher den Oberharz an Naturschönheiten übertrifft, und ohngefähr 13 Quadratmeilen groß ist. Der Brocken nebst der nördlich bei Wernigerode und der südlich im Amte Lauterberg sich verflächenden Bergkette theilt die Gewässer: alle östlichen, als die Zorge, Wipper, Eine, Selke, Bode und Holzemme gehen in die Elbe; alle westlichen, als die Oder, Sieber, Söse, Nette, Innerste, Oker, Radau, Ecker und Ilse fallen der Weser zu. Der Harz gehört nicht zu den höchsten Gebirgen Deutschlands; die deutschen Alpen übertreffen ihn dreimal und noch mehr an Höhe, auch das Riesengebirge und der Schwarzwald sind höher. Der Brocken, die höchste Kuppe des Harzes, ist 3489, nach Andern 3455 Fuß hoch; diesem folgen der 2725 Fuß hohe Bruchberg, der 2667 Fuß hohe Wormberg und die 2605 Fuß hohe Achtermannshöhe. Der Theil des Harzes, den der Brocken mit dem ihm zunächst liegenden Hauptstocke des Gebirges einnimmt, besteht allein aus Granit; dann kommen die Berge der zweiten Ordnung, deren charakteristisches Kennzeichen die Grauwacke ist; am Fuße dieses Grauwackengebirges, das an Höhe den Hauptstock nicht erreicht, und in welchem vorzüglich der Erzreichthum sich befindet, sind rund um den Harz Flötzgebirge gebildet, die man unter dem Namen des Vorharzes begreift. Das Clima des Harzes, besonders des Oberharzes ist kalt. Erst zu Ende des Mai's läßt in der Regel der Frost nach, und schon zu Ende des Septembers stellt sich derselbe wieder mit Schneegestöber ein, und selbst im Junius sind Nachtfröste keine Seltenheit. Bis in den März schneit es fast beständig, oft ohne Aufhören drei bis vier Tage lang. Die eigentlich warme Witterung dauert kaum sechs Wochen, und selten schmilzt auf den höchsten Kuppen der Schnee vor dem Junius; das Ofenfeuer verlischt auch im hohen Sommer nicht. Die Oberfläche des Harzes ist durchaus bewaldet (allein in dem hannöverischen Antheile sind 286,363 Morgen Waldung), auf seinen erhabensten Kuppen steht die Fichte, doch auf dem Brocken selbst zu einem Zwergbaum zusammengeschrumpft; auf den niedrigern Bergen vermischen sich mehrere Arten von Laubholz mit den Nadelhölzern, und die Flötzgebirge sind mit den schönsten Eichen, Buchen, Birken 2c. bedeckt. Eben so hat das Gebirge einen Ueberfluß an Waldbeeren, an Trüffeln und Morcheln, an officinellen Pflanzen, auch isländischem Moose und den schönsten Graswuchs, im Sommer nähren sich große Heerden von Rindvieh, auch Schaafe, Ziegen und Pferde von seinen aromatischen Kräutern. Der Getraidebau ist auf dem Oberharze gänzlich unbedeutend, und beschränkt sich höchstens auf Hafer; der Unterharz treibt schon hin und wieder Feldbau. In den Waldungen gibt es vieles Wild, als Hirsche, Rehe, wilde Schweine, Füchse, wilde Katzen 2c. Doch der Reichthum des Harzes besteht, außer den beträchtlichen Waldungen, in Gewinnung von mancherlei Mineralien. Diese bestehen vorzüglich in wenigem Golde aus dem Rammelsberge, vielem Silber, Eisen,

Blei, Kupfer, Zink, Arsenik, Braunstein, Vitriol, Granit, Porphyr, Schiefer, Marmor, Alabaster ꝛc. Man schätzt bloß den Ertrag der hannöverschen Bergwerke auf eine Million Thaler, wovon aber wenig reiner Ueberschuß bleibt. Daher lebt der größte Theil der Bewohner des Harzes von Berg- und Hüttenbau. Die Städte des Oberharzes sind sämmtlich offen und ohne Mauern, und haben ein einförmiges Ansehen. In den gewöhnlichen Häusern ist bloß das ein bis drei Fuß hohe Fundament, der Heerd und die Brandmauer von Stein, alles übrige von Holz; die Kirchen selbst sind so gebaut. Die Häuser sind gewöhnlich mit Schindeln gedeckt. Zu den vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten des Harzes gehören, außer den zum Bergbau nöthigen kunstvollen Einrichtungen, der Brocken mit seiner weiten Aussicht, jetzt auf seiner Spitze mit einem 130 Fuß langen, von Granitblöcken erbauten Wirthshause, die Friedrichshöhe genannt; ferner die Roßtrappe, die wildeste Gebirgsgegend und schönste Parthie des Harzes, bei dem halberstädtischen Dorfe Thale; die verschiedenen Höhlen, als die Baumanns-, Biels-, Schwarzfelderhöhle, das romantische Selkenthal mit dem Mädchensprunge und dem Alexisbade, das wilde Okerthal ꝛc. Ein vorzüglicher Wegweiser für Reisende ist das Taschenbuch für Reisende in den Harz von Gottschalk, davon jetzt die zweite Auflage erschienen ist.

Häser (Charlotte Henriette), berühmte Sängerin, ist 1789 zu Leipzig geboren. Sie war unter fünf Kindern die einzige Tochter des um die Kunst hochverdienten Musikdirectors der Leipziger Universität, J. G. Häser. Die frühere Bildung ihres ausgezeichneten Talents verdankt sie zunächst ihrem Vater und dem trefflichen Musikdirector Schicht in Leipzig. Sie erwarb sich im Beginnen ihrer künstlerischen Laufbahn, als Sängerin bei dem dortigen großen Concert, die Theilnahme und Aufmunterung aller Freunde und Kenner der Kunst. Im Jahre 1804 wurde sie bei der italienischen Oper in Dresden als Sängerin angestellt. Unter der herrlichen Leitung des zu früh verstorbenen Musikdirectors Gestewitz und des berühmten Hofsängers Ceccarelli, eines Altisten, vervollkommnete sie sich immer mehr, so daß es ihr in einigen Jahren gelang, durch Kunstfleiß mit der rühmlich bekannten Signora Pär zu wetteifern. Bald nachher erhielt sie einen ehrenvollen Ruf nach Bologna als erste Sängerin. Ihre herrliche, reine Stimme, ihre Kunstfertigkeit und ihr anhaltendes Studium, die Vortheile der italienischen Gesangsmethode mit deutscher Gründlichkeit zu verbinden, erwarben ihr, der Deutschen, eine ausgezeichnete Aufnahme und allgemeinen Beifall, welchen sie sich auch in Wien, vor ihrer Reise nach Italien, in mehreren italienischen Darstellungen zu verdienen wußte. Auch im bürgerlichen Leben erhöhte sie ihren Ruf durch strenge Sittlichkeit und eine seltene Bescheidenheit. Man erwies ihr in Bologna die Ehre, welche ihr auch später von mehreren Kunstanstalten Italiens zu Theil wurde, ihr das Decret als Mitglied der Academia Filarmonica, zu überreichen. Die ausgezeichnetsten Bühnen Italiens wetteiferten um ihren Besitz. Sie ward zu wiederholten Malen nach Rom berufen, wo sie einen seltenen Triumph errang; auch war sie die erste Sängerin, die in Italien in Männerrollen auftrat und es wagen konnte, mit den gefeierten Künstlern Crescentini, Veluti u. a. m. gleichen Rang einzunehmen. In Neapel wurde die junge Künstlerin am großen Theater S. Carlo für ein ganzes Jahr engagirt, und hier, wie in mehreren großen Städten Italiens, genoß sie die höchste Ehre und Auszeichnung. Sie wurde gewöhnlich nur

la divina Tedesca genannt. Ihr älterer Bruder August Ferdinand, der entschiedenen Antheil an ihrer Kunstvollendung hat, begleitete sie auf ihren Reisen. Seit einigen Jahren aber hat sich die gefeierte Sängerin vom Oeffentlichen zurückgezogen. Sie lebt in Rom als Gattin glücklich und geachtet, und widmet ihr herrliches Talent nur den Ihrigen und einem ausgewählten Kreise von Kunstfreunden.

Hasselquist (Friedrich), einer der berühmtesten schwedischen Naturforscher und Schüler Linné's, war 1722 zu Tavernwalla in Ostgothland geboren. Bei dem Tode seines Vaters, der hier Pfarr-Vicarius gewesen, war er hülf- und mittellos; allein er rang muthig mit dem Glücke und erwarb sich Freunde, die seine Studien unterstützten. In Upsala, wohin er 1741 gekommen war, beschäftigte ihn vorzüglich das Studium der Naturgeschichte, und er machte darin unter Linné große Fortschritte. Als sein geistvoller Lehrer erwähnte, daß die Naturgeschichte von Palästina bei weitem nicht so erläutert sey, wie die der meisten Gegenden Asiens, fühlte Hasselquist das heißeste Verlangen, dieses Land zu sehen und zu untersuchen. Er besiegte alle Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg legten, und schiffte sich 1749 nach Smyrna ein. Von da ging er über Alexandrien und Rosette nach Cairo, untersuchte die Pyramiden, die Mumien, das Steigen des Nils, und sammelte Naturproducte. Im Jahre 1751 verließ er Cairo, und ging über Damiette und Jaffa nach Palästina. Hier besuchte er von Jerusalem aus die Ufer des Jordans, den Berg Tabor, Jericho, Bethlehem, Tyrus und Sidon. Mit unermüdlichem Eifer forschte er in allen Reichen der Natur, und brachte eine reiche Sammlung von Pflanzen, Mineralien, Insecten, Fischen u. s. w. zusammen, ja auch auf arabische Manuscripte, auf Mumien und Münzen erstreckte sich seine Aufmerksamkeit. Eben im Begriff, nach Schweden zurückzukehren, wurde er von einer Krankheit befallen, die ihn 1752 in dem blühendsten Alter wegraffte. Seine Sammlungen wurden nach Schweden gebracht, und aus seinen Papieren das an trefflichen Bemerkungen so reiche Werk: Iter Palaestinum, 1757, herausgegeben.

† Haugwitz (Graf von). Im Oct. 1811 ward er zum Curator der neuen Universität Breslau ernannt.

Haus der Gemeinen, s. Cammer der Gemeinen.

Häusersteuer, heißt die auf die Hausrente gelegte öffentliche Abgabe. Die Hausrente theilt sich in die Bau-Rente und in die Grund-Rente; jene ist der Zins des auf die Errichtung des Gebäudes verwandten Capitals, diese das reine Einkommen, das dem Eigenthümer des Bodens, worauf das Gebäude steht, als Landrente (s. d. Art.) zu Theil wird. Die Grundrente des Hauses besteht in dem, was von der gesammten Hausrente übrig bleibt, nachdem die Baurente abgezogen worden, und ist nach der verschiedenen Lage der Häuser sehr verschieden. Höchst unbedeutend ist dieselbe von Landhäusern, welche von großen Städten entfernt liegen; dort ist sie oft nicht höher als die Rente seyn würde, die man von dem Boden, worauf das Haus steht, ziehen würde, läge er unter dem Pfluge. Um vieles stärker ist die Grundrente von Landhäusern in der Nähe großer Städte, am größten aber in den Hauptstädten selbst und hier besonders in den Gegenden, wo die stärkste Nachfrage nach Häusern ist. Eine auf die gesammte Hausrente gelegte Steuer ist zum Theil als Grundsteuer (s. d. Art.), zum Theil als Capitalsteuer (s. d. Art.) zu betrachten, die endliche Bezahlung derselben aber geschieht, je nachdem die

Umstände wechseln, bald vom Eigenthümer, bald vom Bewohner des Hauses. In manchen Ländern kommt die Häusersteuer unter der Benennung von Giebelschoß, Heerdgeld, Fenstersteuer, Rauchfangsteuer u. s. w. vor. K M.

Hauterive (Alexandre Maurice Blanc, Graf von), französischer Staatsrath, aus einer adeligen Familie in Oberdauphiné, geb. 1754, trat sehr jung in die Congregation des Oratoriums, das er 1783 verließ. Hierauf war er Professor zu Tours, wo die Nähe von Chanteloup ihm die Freundschaft des Abbé Barthelemy und das Wohlwollen des Herzogs von Choiseul verschaffte. Auf des letztern Verwendung wurde er bei der Gesandtschaft des Hrn. v. Choiseul Gouffier in Constantinopel angestellt. Von hier ging er 1785 nach Jassy, wo er unter dem Titel eines Secretärs des Hospodars, (so hießen damals die französischen Consuln in der Moldau und Wallachei) mit der Besorgung des französischen Handelsinteresse beauftragt war. Nach seiner Rückkehr vermählte er sich mit Madame Marchais, Witwe des Intendanten von Rochefort, und lebte im Privatstande; allein die Revolutionsgräuel bewogen ihn 1793 Frankreich zu verlassen. Man gab ihm ein Consulat in den vereinigten Staaten; er verlor es aber 1793, weil seine Grundsätze nicht mit denen der Regierung übereinstimmten. Als Frankreich beruhigt schien, ging er dahin zurück, und erhielt eine Anstellung im Departement der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Herrn von Talleyrand. Damals suchte er in seiner Schrift: Etat de la France à la fin de l'an VIII. (Paris 1800) die Grundsätze der allgemeinen Staatskunst, von denen man sich in der Revolution entfernt hatte, wieder aufzustellen. Als Talleyrand das Portefeuille verlor, trat auch Hauterive aus dem Departement heraus, und wurde Oberarchivar und Staatsrath. In verschiedenen Zeiten hat er bei Abwesenheit des Ministers das Portefeuille selbst übernommen. Im Jahre 1814, beim ersten Einfall der Verbündeten, brachte er 20 Kisten mit den wichtigsten Staatsschriften in den Catacomben in Sicherheit. Nach dem Sturze des kaiserlichen Throns blieb er auf seinem Posten. Als Napoleon 1815 wieder den Thron bestieg, ward Graf Hauterive aus der Liste des Staatsraths gestrichen, weil er die Declaration vom 23. März nicht unterzeichnen wollte. Der König bestätigte ihn in seiner Stelle, und nahm ihn als Staatsrath in den Ausschuß des Innern und des Handels. Graf Hauterive hat einige Abhandlungen über Tontinen, Assecuranzcompagnien, Hospitäler, Privilegien der Gesandten u. s. w. geschrieben. Jetzt ist er mit der Abfassung einer Anleitung zu den diplomatischen Studien beschäftigt.

* Havannah (S. Christoval de la), gewöhnlich nur Havannah genannt, ist die wichtigste Stadt auf der Insel Cuba. Sie liegt an der nördlichen Küste, unter 23° 8′ nördl. Breite in einer sehr fruchtbaren und angenehmen Gegend. Die Straßen der Stadt sind zum Theil mit Eisenholz gepflastert. Die Bevölkerung soll sich jetzt auf 70,000 Menschen belaufen. Das Wichtigste ist der Hafen, der, eine Seemeile breit, alle europäischen Flotten in sich aufnehmen kann und dabei so sicher ist, daß die Schiffe ohne Anker und Taue liegen können. Das Wasser hat meistens eine Tiefe von 6 Faden. Die Natur hat schon den Hafen befestigt, indem ein enger Canal, 1200 Ellen lang, zwischen Felsen den Eingang bildet; dazu kommen noch zwei Forts an der West- und Ostseite mit Basteien, und jede mit 40—50 Stück Geschütz besetzt. Außerdem aber sind alle Felsen, die den Hafen

beherrschen, so stark mit Canonen besetzt, daß man nicht weniger als 800 derselben in allen Werken zählt. Deßungeachtet ward Havannah zweimal genommen, 1669 von den Freibeutern, oder Flibustiern und 1762 von den Engländern unter Lord Albemarle. Indessen besitzt Spanien diesen wichtigen Platz wieder seit 1763. Es ist der Schlüssel zu Westindien, und der Versammlungsort aller Schiffe und Flotten, die aus den spanischen Besitzungen kommen. Man führt aus Havannah vorzüglich Zucker aus. Diese Ausfuhr soll sich in manchen Jahren auf 90 Millionen Pfund belaufen. Auch Caffee, Tabak, Indigo, Farbeholz, Wachs, Mahagoni und Cochenille werden ausgeführt; der Werth dieser Producte beläuft sich auf 8 Millionen Piaster, wovon der vierte Theil als Abgaben an die Krone fällt. Im Jahre 1796 wurden die Ueberreste des großen Columbus in einem kupfernen Sarge nach Havannah gebracht. Er hatte nämlich verordnet, daß sein Leichnam in der Cathedrale von St. Domingo beigesetzt werden sollte. Dies war geschehen; aber nachdem die Franzosen Domingo eingenommen, ließen seine Nachkommen den Sarg mit großer Feierlichkeit nach Havannah bringen.

Havercamp (Siegebert), einer der berühmtesten Philologen des 18ten Jahrhunderts, war 1683 zu Utrecht geboren. Er vollendete seine Studien auf eine glänzende Weise, und ward bald danach auf den Lehrstuhl der griechischen Sprache nach Leyden, wozu auch die Professur der Geschichte und Beredtsamkeit kam, berufen. Er stand diesen Aemtern mit Auszeichnung vor, lieferte eine Reihe der schätzbarsten Schriften und starb 1742. Er hatte einige Augenblicke der Muße benutzt, um Italien zu besuchen, und brachte von dort die Neigung für das Studium der Medaillen und Münzen zurück, dessen Früchte er in verschiedenen Werken niederlegte. Wir übergehen jedoch diese und andre Schriften von ihm, und begnügen uns, seine Ausgaben des Apologeticus des Tertullian (1718, 8.), des Lucrez (1725, 2 Bde. 4.), der Geschichte des Josephus (1726, 2 Bde. Fol.), des Eutrop (1729, 8.), des Orosius (1738, 4.), des Sallust (1742, 2 Bde. 4.) und des Censorinus (1743 oder 67, 8.) anzuführen, welche wegen der Correctheit des Textes und der hinzugefügten interessanten Abhandlungen noch jetzt in großem Werthe stehn. Nicht minder geschätzt ist seine Sylloge scriptorum, qui de linguae graecae vera et recta pronunciatione commentaria relinquerunt (Leyden 1736 bis 1740. 2 Bde. 8.). Seine Theilnahme an der Ausgabe der Poetae latini rei venaticae von Bruce zog ihm sehr unverdiente Angriffe von P. Burmann (in dessen Poetae latini minores) zu.

Hayti, sonst St. Domingo, auch anfangs Hispaniola genannt, ist eine der größten und wichtigsten Inseln unter den großen Antillen in Westindien, welche mit den kleinern dazu gehörenden Inseln 1385 Quadratmeilen enthält. Colombo, durch einige Bewohner der zuerst entdeckten lucayischen Inseln auf das Gold dieser Insel aufmerksam gemacht, landete hier am 6. December 1492, nannte die Insel Hispaniola, und erbaute ein kleines Fort, die erste Niederlassung der Spanier in diesem Welttheile. Vor der Ankunft der Europäer hieß die Insel Hayti, in der Folge erhielt sie von der Hauptstadt den Namen San Domingo. Die Länge beträgt von Osten nach Westen 80 deutsche Meilen, und die Breite an den meisten Orten 15 bis 20 Meilen. Man kann diese Insel mit Recht die ergiebigste und reichste unter den Antillen nennen. Sie ist zwar, vornehmlich in der Mitte, sehr gebirgig, aber diese Berge sind keine kahle unfruchtbare

Felsen, sondern mehr sich sanft abwärts senkende und in große angenehme Ebenen auslaufende Höhen, die an den Küsten viele Vorgebirge bilden, und einer Menge von Flüssen den Ursprung geben, worunter selbst einige schiffbar sind, und wodurch das Land reichlich bewässert wird. Die Küsten, von vielen Buchten zerschnitten, sind meistens ziemlich angebaut; an der Nord- und Westküste erheben sich viele schroffe Kalkfelsen. Das Klima ist zwar heiß, wird aber durch kühle Winde gemäßigt, und ist ziemlich gesund, selbst für die Europäer, wenn sie sich vor Uebermaß im Genusse der Nahrungsmittel, besonders der starken Getränke, und vor Ausschweifungen in der Liebe hüten. Man hat, so wie gewöhnlich in den Tropenländern, eine trockene und eine nasse Jahrszeit. Zur Zeit der letztern ist die Luft beständig feucht, und kühle Nächte sind nicht selten. Auch Orcane und Erdbeben thun bisweilen großen Schaden. Der Boden, zumal in den Ebenen, ist von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Bloß in dem französischen Antheile zählte man 1789 über 11,500 Plantagen, darunter über 6000 Caffee-Plantagen. Hauptproducte sind Caffee, Zucker, Indigo von vorzüglicher Güte, viele Baumwolle und Cacao. Andere Producte sind: vielerlei Bäume, als Palmen, Cedern, Eichen, Färbehölzer, Kokospalmen, Pisang, die schönsten Südfrüchte, Tabak, Medicinalkräuter, Reiß, Hirse, Mais, Wein, Melonen ꝛc. Pferde- und Rindviehzucht ist vortrefflich; das Meer ist reich an Fischen. An Mineralien enthält die Insel Gold in Gebirgen und in Flüssen, Silber, Kupfer, Eisen, Quecksilber, Salz, Marmor, Alabaster und verschiedene mineralische Wasser. — Caffee, Zucker, Baumwolle, Tabak, waren nicht ursprünglich auf dieser Insel einheimisch, sondern wurden erst durch französische Industrie dahin verpflanzt. Die Spanier, nachdem sie die friedlichen und gutmüthigen Urbewohner der Insel, deren Anzahl man bei Colombo's Ankunft auf eine Million Seelen schätzte, mit ihrer bekannten Grausamkeit vertilgt hatten, vernachlässigten diese schöne Besitzung fast gänzlich, weil sie auf dem festen Lande von Amerika mit leichterer Mühe Schätze gewinnen konnten. Französische Abenteurer ließen sich (1630) im westlichen Theile der Insel nieder; ihre Zahl vermehrte sich bald. Seit dem Jahre 1660 nahm sich die französische Regierung dieser Niederlassung ernstlicher an, und erhielt 1667 von Spanien die Abtretung des westlichen Theils der Insel. Im Frieden zu Basel 1795 trat Spanien auch die östliche Hälfte der Insel an Frankreich ab. Die französische Colonie auf St. Domingo hatte seit dem Jahre 1722 außerordentliche Fortschritte gemacht. Im Jahre 1790 betrug die Bevölkerung in dem französischen Antheile der Insel 534,000 Einwohner, und der Werth der ausgeführten Producte über 128 Millionen Livres; der spanische Antheil enthielt nicht mehr als 125,000 Einwohner. Von dieser Bevölkerung machten die aus Afrika herüber gebrachten Negersclaven den größten Theil (über 400,000) aus, den kleinsten Theil aber die aus dem Mutterlande auf die Insel gekommenen Franzosen. Diese sogenannten **Weißen** vermehrten sich eben nicht häufig durch gesetzmäßige Ehen, — die aus diesen Ehen erzeugten weißen Kinder wurden **Creolen** genannt — weit größer war die Zahl der Kinder, die aus dem Umgange der weißen Herren mit ihren Negerinnen geboren wurden, und die man ihrer Farbe wegen **Mulatten** oder farbige Leute (gens de couleur) nannte. Sehr viele dieser Mulatten waren von ihren Vätern legitimirt, als Christen erzogen worden, und traten in ihre Erbschaften ein. Ein großer Theil der Plantagen war daher in den Händen solcher Mulatten,

aber sie konnten unter der königlichen Regierung keine andern bürgerlichen Rechte erhalten, und die Regierung der Colonie selbst war ganz in den Händen der Weißen. Unter diesen Mulatten gab es Leute von Talenten und von mehr Sittlichkeit, als ihre weißen Beherrscher besaßen. Es war daher natürlich, daß sie ihre Ueberlegenheit über die Weißen fühlten, als die in Frankreich durch die Revolution erweckten Ideen von der Gleichheit der Menschenrechte sich auch auf die westindischen Inseln verpflanzten. Sie wollten diese Rechte auch in ihrem Vaterlande geltend machen, fehlten aber darin sehr, daß sie auch die Neger, die an sie, wegen ihrer Aehnlichkeit in Bildung und Farbe, mehr Anhänglichkeit als an die Weißen hatten, zu voreilig Antheil daran nehmen lassen wollten. Das schwankende Benehmen des Nationalconvents, der über den innern Angelegenheiten Frankreichs die auswärtigen Besitzungen zu vernachlässigen schien, beschleunigte das Unglück dieser schönen Colonie. Ein Decret des Nationalconvents vom 15. Mai 1792 gab den Mulatten das Recht, an den ordentlichen Colonialversammlungen Theil zu nehmen; ein anderes Decret vom 24. September hob diese Begünstigung wieder auf. Aber die Mulatten wollten das einmal Gegebne sich nicht wieder entreißen lassen, widersetzten sich, von den Negern unterstützt, mit Gewalt, und so begann auf der Insel ein Krieg, der mit allen Gräueln der Grausamkeit fortgesetzt wurde. Am 13. Juni 1793 wurde Cap François, eine der vorzüglichsten Städte der Insel, von den Mulatten und Negern überwältigt; die dem Gemetzel entronnenen Weißen flüchteten sich nach Nordamerika. Von Frankreich aus wurde bloß eine unbedeutende Truppenzahl nach St. Domingo geschickt, aber sie wurde von den Weißen, die noch die übrigen Häfen und Forts in Besitz hatten, sich nunmehr für die königliche Partei erklärten und bei den Engländern Hülfe suchten, selbst nicht ans Land gelassen. Die Engländer eroberten zwar im September 1793 zwei Häfen und Festungen, aber nachdem der Nationalconvent durch das Decret vom 4. Februar 1794 den Negern in den französ. Colonien völlige Freiheit und gleiche Rechte mit den übrigen Einwohnern ertheilt hatte, brach der Krieg mit größerer Wuth aus; fast alle Weiße wurden ermordet, und die Engländer verloren in der Folge ihre gemachten Eroberungen wieder. An der Spitze der Neger stand Toussaint-Louvertüre, der am 9. Mai 1801 der Insel eine eigene Constitution gab, durch welche er zum lebenslänglichen Statthalter ernannt, und alle Sclaverei auf ewig abgeschafft wurde. Der Krieg, den Frankreich mit England zur See führte, machte es unmöglich, Truppen nach St. Domingo zu senden, um die Ruhe wieder herzustellen. Nachdem aber am 1. October 1801 die Friedenspräliminarien zwischen beiden Nationen zu London unterzeichnet worden waren, schickte der erste Consul den General Leclerc mit einer Flotte und 25,000 Mann Truppen nach Domingo, der am 3. Febr. 1802 dort ankam. Von diesen Truppen wurden weit mehrere durch das ungewohnte Clima und Krankheiten, besonders durch das gelbe Fieber, als durch das Schwert der an der Zahl überlegenen Neger hingerafft. Nach einigen Monaten, während welcher zwar nur der sogenannte kleine Krieg, aber mit der größten Verwüstung geführt worden war, gelang es dem General Leclerc, Unterhandlungen mit den Negern anzuknüpfen. Mißtrauen und Eifersucht, die unter den Anführern der Neger entstanden, und von den Franzosen unterhalten wurden, bewirkten bald nachher, daß sich die vorzüglichsten Anführer, Toussaint Louverture, Dessalines und Christoph, den Franzosen unter-

warfen. Unter scheinbaren Vorwänden wurde Toussaint nach Frankreich abgeführt, und fand dort, eines bessern Schicksals würdig, im Gefängniß seinen Tod. Sein Schicksal und das ähnliche Schicksal vieler seiner Anhänger, so wie der Entschluß der französischen Regierung, daß die Sclaverei in den Colonien nicht aufgehoben, und die strengsten Maßregeln gegen die aufrührerischen Neger genommen werden sollten, reizte die Letzteren aufs neue. Dessalines und Christoph stellten sich wieder an ihre Spitze. Die französischen Truppen waren sehr zusammengeschmolzen, ihr Anführer Leclerc wurde durch Krankheit weggerafft; sein Nachfolger Rochambeau, der ihn nicht ersetzte, fand sich so gedrängt, daß er, um aus zwei Uebeln das kleinste zu wählen, am 30. Nov. 1803 sich in Cap François, dem einzigen noch übrigen Platze, an die denselben blokirenden Engländer ergeben mußte. Von diesem Augenblick an war St. Domingo auf lange Zeit, wo nicht auf immer, für Frankreich verloren. Dessalines, ein Tyrann, wie es deren wenige gab, behauptete nun die Oberherrschaft über die Insel, die ihren ursprünglichen Namen Hayti wieder erhielt, und wurde am 8. Oct. 1804 als Kaiser, unter dem Namen Jacob I., ausgerufen, aber zwei Jahre darauf in einer neuen Revolution ermordet. Seitdem steht Domingo unter der Herrschaft von drei Regenten, die sich abwechselnd bekriegt und mit einander versöhnt haben: Christoph (Henri I.), Pethion (jetzt nach dessen Tode der General Boyer) und Philipp. Christoph, der mächtigste unter ihnen, geb. den 6. Oct. 1767, wurde am 2. Juni 1811 unter dem Namen Heinrich I. als König von Hayti zu Cap Henri (ehemals Cap François) gekrönt. Er liebt die Pracht und unterhält einen glänzenden Hofstaat. In dem seit einigen Jahren, und zuletzt für das Jahr 1815 erschienenen, ganz dem französischen Hof- und Staatskalender nachgebildeten Almanac royal de Hayti, dessen Titelkupfer das Reichswappen, einen aus einem brennenden Holzstoß aufsteigenden Phönix, mit der Umschrift: Je renais de mes cendres, und zwei Löwen als Schildhalter, mit der Umschrift: Dieu, ma cause et mon epée, vorstellt, werden aufgeführt: ein Großmarschall des Reichs, ein Generaloberst der Garden, ein Großadmiral von Hayti, sechs Feldmarschälle, vier Staatsminister und eine große Anzahl verschiedener Hofämter; der Reichsadel besteht aus drei Prinzen, acht Herzogen, 19 Grafen, 36 Barons. Auch hat der König 1811 einen königlichen und militärischen Orden, den St. Heinrichsorden, gestiftet. Das Ordenszeichen ist ein Stern von Gold mit azurner Emaille und sechs Strahlen. Auf der einen Seite steht Heinrichs Bild mit der Umschrift: Henry fondateur 1811, auf der andern ein Lorbeerkranz mit einem Stern und der Devise: Prix de la valeur. Die römisch-catholische ist die Staatsreligion; in der Hauptstadt ist ein Erzbischof und in jeder der vorzüglichsten Städte ein Bischof. Das Reich ist, wie Frankreich, in Militärdivisionen und Arrondissements eingetheilt. Die Truppen bestehen aus 6 Garde-, 2 Artillerie-, 2 Cavallerie- und 32 Infanterie-Regimentern. Generalissimus ist der Kronprinz. Auch existirt eine kleine Seemacht. Die Armee beträgt 30,000 Mann. So kleinlich auch diese offenbare Nachahmung des ehemaligen kaiserl. französischen Hofstaats erscheinen mag, so zeugen doch andere Handlungen dieses Negerkönigs von richtigen Einsichten. Er hat alles angewendet, um aus Europa Gelehrte, Künstler, Fabrikanten und Handwerker nach Hayti zu ziehen, um dort europäische Cultur zu verbreiten; auch unterhält er in England und Deutschland Agenten,

um Handelsverbindungen anzuknüpfen. In Cap Henry ist eine Universität, und in mehreren Städten sind Lancasterſche Schulen errichtet. Auch ist kürzlich in der königlichen Buchdruckerei zu Cap Henry in 7 Bänden ein neues Gesetzbuch unter dem Namen Code Henry erschienen, welches das Napoleonische zum Muster hat, und ganz von Negern ausgearbeitet ist. Dieses Gesetzbuch enthält vieles, was jedem europäischen zur Ehre gereichen würde. Seine politischen Grundsätze hat er in einem am 18. Sept. 1814 erlassenen Manifeste erklärt, welches mit den Worten schließt: „Wir erklären feierlich, daß Wir nie in irgend eine Bedingung willigen werden, welche der Ehre, der Freiheit und Unabhängigkeit des haytischen Volkes nachtheilig seyn könnte. Unserm Schwure getreu, wollen Wir Uns lieber unter den Trümmern Unsers Vaterlandes begraben, als die Verletzung Unserer politischen Rechte dulden." — Die Hauptstadt dieses neuen Königreichs ist Cap Henry, sonst Cap François, mit einem guten Hafen, und der Mittelpunkt des Handels. Sieben englische Meilen von dieser Stadt liegt auf dem felsigen Gipfel eines sehr hohen Berges eine mit mehr als 300 Kanonen versehene und regelmäßig befestigte Citadelle, welche nur einen einzigen, in den Felsen gehauenen, engen Zugang hat und das große Depot der Schätze des Königreichs ist. Das Residenzschloß des Königs, Sans Souci genannt, liegt nicht weit davon, und ist auf das kostbarste ausmeublirt. — Pethion, ein Mulatte, den man als einen Mann von sanftem Charakter und zuvorkommendem Aeußern schilderte, hat durch die Errichtung von Lancasterschen Schulen, die Einführung der Kuhpockenimpfung und Beförderung des Ackerbaues und der Industrie für das Wohl der unter ihm stehenden haytischen Republik gesorgt. Diese Republik begreift den südlichen Theil der Insel, und das jedesmalige Oberhaupt führt den Titel eines Präsidenten, wozu nach dem kürzlich erfolgten Tode Pethions der vormalige General Boyer ernannt worden ist. Die Stadt Leogane ist der Sitz der Regierung. Beide Staaten sind Feinde von einander, und nur darin einig, sich nie wieder unter die Herrschaft der Europäer beugen zu wollen. Da beide Staaten sich in einem furchtbaren Vertheidigungsstande befinden, indem jeder Neger Soldat und mit guten Waffen versehen ist, auch die Artillerie unter geschickten europäischen Artillerie-Offizieren steht; so ist es wahrscheinlich, daß Domingo nie unter die Gewalt von Frankreich kommen wird, wenn auch die friedliche Politik Ludwigs XVIII. zu einer so verderblichen Expedition bewogen werden sollte. — Philipp, ein Zögling von Toussaint Louverture, diente vorher in Christophs Armee. Er lebt mit den andern beiden Regenten im Frieden, ohne Ehrsucht und Ansprüche, und hat 7000 Mann unter den Waffen. Seine Sicherheit entspringt aus der Lage seines Gebiets, das mitten in der Insel von schützenden Bergen eingeschlossen ist, und vorzüglich daher, daß die beiden andern Regenten Nebenbuhler sind. Es ist aber zu vermuthen, daß er den Augenblick abwarte, wo die andern beiden in Krieg gerathen werden, um dann durch seinen Beitritt eine Entscheidung zu geben. — In dem am 30. Mai 1814 zu Paris geschlossenen Frieden wurde, im 8ten Artikel, Frankreich der Besitz der Insel St. Domingo von Seiten Englands und der übrigen Alliirten zugestanden, jedoch unter der Bedingung, daß es den im Basler Frieden 1795 von Spanien abgetretenen Theil an dasselbe wieder zurückgebe. Indessen ist bisher von Frankreich noch nichts Entscheidendes zur Wiedereroberung der Insel geschehen. Es scheint, daß man

durch Unterhandlungen mit dem Mulattenchef Pethion, dessen Unterwerfung man hoffte, etwas bewirken zu können glaubte; nach den neuesten Nachrichten aber ist der französische Agent, der nach St. Domingo geschickt worden war, von Pethion zurückgewiesen worden. So lange die jetzigen Regenten von Domingo sich nicht wieder entzweien, sondern ihre gesammten Streitkräfte bloß Frankreich entgegen stellen, wird dieses schwerlich wieder zum Besitz der Insel gelangen. Auch scheint es, daß die Engländer und Nordamerikaner nicht bloß müßige Zuschauer hierbei sind, sondern daß beide, wegen Handelsvortheile, die Neger auf Domingo bei ihrer Unabhängigkeit zu erhalten suchen. Für die übrigen Besitzungen der Europäer in Westindien ist es sehr gut, daß diese Neger, anstatt sich in einen Centralstaat zu vereinigen, sich in mehrere Regierungen theilen. Uebrigens läßt es sich durchaus nicht bestimmen, welche Resultate aus diesem mit europäischer Civilisation vertrauten Negerstaate überhaupt, und für Afrika insbesondere, in der Folge noch hervorgehen möchten.

Hebert (Jacques René), während der Schreckenszeit der französischen Revolution unter dem Namen Père Duchêne bekannt, und einer der eifrigsten Agenten der terroristischen Partei, wurde ungefähr 1755 zu Alençon geboren. Er kam sehr jung nach Paris, um dort sein Glück zu machen, fand aber nur Gelegenheit, seine verderblichen Anlagen zu entwickeln. Nachdem er einige Zeit mit Betrügereien sich durchgebracht hatte, wurde er Billeteur an einem kleinen Theater, aber wegen Veruntreuung bald wieder fortgejagt. Die Revolution fand ihn ohne Unterhalt, und darum einen doppelt gelehrigen Schüler an ihm. Bei dem Ausbruche der Revolution kam ein gewisser Lemaire auf den Einfall, ein kleines Journal unter dem Titel Père Duchêne herauszugeben, das er in den Straßen vertheilen ließ, und wodurch er die untere Volksklasse mit der neuen Constitution und andern revolutionären Vorgängen bekannt machte. Die Jacobiner setzten diesem Blatt einen andern Père Duchêne, von Hebert herausgegeben, entgegen, in welchem sie auf die pöbelhafteste Weise täglich den König, die Königin und die königliche Familie beleidigten. So wurde Hebert allmählig der Held des Pöbels. Nach dem 10. August wurde er Mitglied der Commune, und sein glühender Patriotismus zeichnete ihn bald aus. In eine Verschwörung mit dem Maire Pache und einigen andern wüthenden Jacobinern verwickelt, wurde er verhaftet; allein ganz Paris erhob sich plötzlich und begehrte Freilassung des Patrioten Hebert. Heberts Sieg zog unmittelbar die Auflösung der Commission der Zwölfe nach sich, und der größte Theil der Conventsmitglieder, woraus sie bestanden, wurde proscribirt. Hebert wurde einer der Ankläger der Königin; er beschuldigte sie Verbrechen, welche die Natur empören; er war einer der Commissäre der Municipalität, welche im Tempel die unglücklichen Kinder Ludwigs XVI. verhörten und die schmählichsten Fragen an sie stellten. Selbst Robespierre'n mißfiel der darüber erstattete Bericht, und Hebert sah sich zum Kampfe mit diesem aufgefodert. Er verband sich mit Chaumette, um die furchtbare Faction, deren Häupter sie waren, zu verstärken; durch sie und durch Ronsin, den Chef der revolutionären Armee, verstärkt, machte sich Hebert zum Herrn des Clubs der Cordeliers, die seit lange im Besitz der Mittel waren, die Volksmasse in Bewegung zu bringen, und klagte Danton an, die Natur der Freiheit und die Karte der Menschenrechte verletzt zu haben. Diese Verwegenheit schreckte Robespierre und Danton; und, wiewohl heimliche Feinde, vereinigten sie

sich doch zur Vertilgung dieser neuen Faction, und ließen Hebert und einige seiner Anhänger verhaften. Mit der Freiheit verlor Hebert allen Muth und alle Besinnung. Er wurde den 24. Mai 1794 auf das Schaffot geschleppt; man hatte noch Niemand muthloser sterben sehen, als ihn. Seine Gattin, eine ehemalige Nonne, wurde wenige Tage nach ihm hingerichtet.

* Hecla, ein 4300 Fuß hoher feuerspeiender Berg in dem südwestlichen Theile der Insel Island, der aber sowohl in Wiederholung als Größe der Ausbrüche weit dem Aetna und Vesuv nachsteht. Dieser Vulkan liegt in einiger Entfernung südlich von dem Thiorsaa, einem der Hauptflüsse Islands. An der Westseite des Fußes des Hecla fließt der Fluß Wester-Rangaa, dessen Bette aus großen Lavamassen besteht. Der nächste bewohnte Ort bei dem Hecla ist die Meierei Naifurholt. Der Hecla hat drei Spitzen, die aber über dem Hauptberge nicht viel erhaben sind. Der ganze Gipfel ist ein Haufen Schlacken, und der Krater ist nicht viel über 100 Fuß tief. Man zählt seit 1004, in welchem Jahre der erste bekannte Ausbruch geschah, 22 Eruptionen, wovon die letzte 1766 sich ereignete, seit welcher Zeit der Hecla unthätig gewesen ist. Der Britte Mackenzie bestieg 1810 mit vieler Beschwerde und Gefahr diesen Vulkan. Von seiner Spitze übersieht man gegen Norden 2/3 der Insel, indem hier die Gegend niedrig ist, außer wo sich hier und da ein Jokul (Gletscher, Eisberg) erhebt; gegen Osten begränzen mehrere Jokuls die Ansicht des Landes. Nach Süden übersieht man eine ausgebreitete, von dem Meere begränzte Ebene. Der Hecla ist mit Schnee und Eis bedeckt, das aber im Sommer aufthauet.

Heemskerk (Martin van), dieser berühmte holländische Maler, wurde 1498 im Dorfe Heemskerk, wonach er sich nannte, geboren, und war der Sohn eines Maurers, Namens Van-Veen, der ihn anfangs bei einem Harlemer Maler in die Lehre gegeben hatte, aber dann wieder zu seinem Handwerke nach Hause nahm. Der junge Martin, der an der Kunst schon Geschmack gefunden hatte, kehrte nur mit großem Widerstreben in sein väterliches Haus zurück, und ergriff die erste Gelegenheit, sich wieder daraus zu entfernen. Er ging nach Delft zu einem Maler, Namens Johann Lucas, der einigen Ruf hatte; allein da er sah, daß sein Meister nichts für ihn that, begab er sich zu J. Schorel, einem berühmten Künstler, der von Rom und Venedig viele Studien mitgebracht hatte. Heemskerk machte so überraschend schnelle Fortschritte, daß der Meister fürchtete, von ihm verdunkelt zu werden, und ihn wegschickte. Damals verfertigte er sein Gemälde: „der heilige Lucas malt die heilige Jungfrau und das Jesuskind," und machte mit demselben der Malerinnung zu Harlem ein Geschenk. Dies Gemälde fand großen Beifall. Indeß ging Heemskerk nach Italien, blieb gegen drei Jahre dort, bildete seinen Geschmack nach der Antike, und erholte sich öfters Rath bei dem berühmten Michel Angelo, der damals die Hauptstadt der christlichen Welt mit den Werken seines Pinsels bereicherte. Als er wieder nach Holland zurückkam, bedauerten einige seiner Bewunderer, in seinen Gemälden den Reiz nicht mehr zu finden, der sie entzückt hatte; allein die wahren Kenner freuten sich der Fortschritte, die er in der Zeichnungskunst gemacht, und über die Veredlung seines Geschmackes. Sein Atelier war bald mit Schülern angefüllt, und er wurde in kurzer Zeit reich. Im Jahr 1572 erlitt er bei der Eroberung von Amsterdam einen großen Verlust; sein Haus wurde gänzlich zerstört und

seine schönsten Werke wurden vernichtet. Dieses unglückliche Ereigniß macht es erklärbar, warum die Werke dieses fleißigen und fruchtbaren Künstlers so selten sind. — Seine Zeichnung ist kräftig und richtig; allein die Umrisse sind ohne Eleganz und Reiz; seine Draperie ist schwer und faltenreich; seinen Köpfen mangelt Hoheit und Würde. Seiner Kenntniß der Anatomie, worin er Michel Angelo nachzuahmen sucht, verdankte er hauptsächlich seinen Ruhm. Er starb zu Harlem 1574.

* **Heidelberg**, eine jetzt zum Neckarkreise des Großherzogthums Baden gehörige Stadt, war bis zum Jahre 1720 die Residenz der Churfürsten und Pfalzgrafen am Rhein. Sie liegt in einer der schönsten Gegenden Deutschlands, am Ende der Bergstraße, und am linken Ufer des Neckars, der aus einem mit hohen waldigen Bergen eingeschlossenen Thale in einer ansehnlichen Breite hervorströmt, und über welchen eine steinerne, auf 9 Bogenpfeilern ruhende, 702 Fuß lange und 30 Fuß breite Brücke führt, mit sechs Altanen versehen, von welchen man die reizendste Aussicht auf die nahen und fernen Gebirge hat, und mit den Statüen des Churfürsten Carl Theodor und der Göttin Minerva geziert. Die Stadt ist zwischen den Strom und die Berge gedrängt; südlich der Stadt ist der hohe Königs-, jetzt Kaiserstuhl genannt (zum Andenken der Ersteigung des Kaisers Franz 1815), und nördlich auf dem rechten Neckarufer erhebt sich der Heiligenberg mit seinen Kloster- und Burgruinen, der von unten herauf theils mit Weinreben, theils mit Gemüsegärten angebaut ist. Heidelberg besteht aus der Stadt, der Vorstadt und der sich bis zu den Schloßruinen hinaufziehenden Bergstadt. Sämmtliche Theile enthalten mit dem Dorfe Schlierbach 1176 Häuser und 10,200 Einwohner. Unter den Gebäuden prangte sonst das auf einem Berge liegende churfürstliche Schloß mit einem der schönsten Fürstengärten; allein in dem französischen Kriege 1689 wurde dasselbe nebst der Stadt von den Franzosen zerstört, und was davon noch übrig blieb, durch einen Blitzstrahl im Jahre 1764 vollends zertrümmert. Die Ruinen sind jedoch noch äußerst ansehnlich und merkwürdig für den Freund der Baukunst. In dem Schloßkeller liegt das bekannte große Heidelberger Faß, welches 250 Fuder hält. Unter den Kirchen der Stadt bemerken wir die Heiligegeistkirche, in deren Chor die berühmte Heidelberger Bibliothek (s. d. Art.) stand. In Heidelberg ist eine berühmte protestantische Universität, welche 1386 gestiftet wurde, und nach der Prager die erste und älteste in Deutschland ist. Bald erhob sie sich, und ihr Ruf verbreitete sich weit umher. Weltberühmt war sie durch ihre große Bibliothek, die wohl zu ihrer Zeit die bedeutendste in ganz Deutschland war. Doch dieser blühende Zustand der Universität endigte sich mit der 1622 durch Tilly erfolgten Eroberung der Stadt und Wegführung der Bibliothek. 1784 wurde die Staatswirthschaftsschule von Lautern nach Heidelberg verlegt, und in eine nähere Verbindung mit der Universität gebracht. Mit der Abtretung Heidelbergs an Baden im Jahre 1802 begann ein neuer Flor der Universität, und der Großherzog von Baden, Carl Friedrich, ist als ihr neuer Stifter anzusehen. Sie erhielt einen jährlichen Fond von 54,000 Fl. und ist jetzt in fünf Sectionen eingetheilt, in die kirchliche mit drei ordentlichen Professoren, in die juridische mit fünf, in die medicinische mit vier, in die staatswirthschaftliche mit fünf und in die allgemein bildende oder philosophische Section mit sieben ordentlichen Professoren. Rector ist der Großherzog selbst. Die Universität hat eine Bibliothek von

45,000 Bänden, welche in sechs Sälen im untern Stock des Universitätsgebäudes auf dem Paradeplatze aufgestellt ist, eine Sammlung von physikalischen und mathematischen Apparaten, Modellen und Naturalien, ein anatomisches Theater in dem ehemaligen Dominicanerkloster, zwei botanische Gärten, einen Garten für forstbotanische und landwirthschaftliche Vorlesungen, ein clinisches Institut, ein academisches Hospital, eine Entbindungsanstalt, und ein philologisches und pädagogisches Seminarium. Die Zahl der Studenten betrug (1817) 363, worunter 272 Ausländer. Ferner ist in Heidelberg ein gemeinschaftliches Gymnasium für alle drei christlichen Confessionen. Zu den Privat-Erziehungsanstalten gehören das Schwarzische für Knaben und das ehemalige Rudolphische (jetzt Hensische) Institut für Mädchen. Der Handel der Stadt, welchen der schiffbare Neckar und die sich hier kreuzenden zwei Hauptstraßen von Frankfurt nach Basel und von Mannheim theils nach ganz Schwaben, theils nach Franken und Sachsen, begünstigen, ist nicht ganz unbedeutend. Wenige Gewerbe werden fabrikmäßig getrieben; doch gibt es eine Krapp-, eine Wachslichter-, eine Seifen-, eine Saffianfabrik, bedeutende Bierbrauereien, vier Buchhandlungen und zwei Buchdruckereien.

† Heilige Allianz. Der Papst und der Congreß der vereinigten Staaten von Nordamerika sind, mit Ausnahme der Pforte, die einzigen Regierungen, welche der heiligen Allianz nicht beigetreten sind. Ueber die geheimen Zwecke dieses Bundes hat man viel gemuthmaßt; er hat keine, so wenig als geheime Artikel. Aber allerdings liegt in der Auslegung, die man seinen Worten geben will, alles, was die Herrscher nach ihrer Ansicht für gerecht und weise halten. Indeß bedarf er, um in Wirksamkeit zu treten, stets noch besonderer Staatsverträge; folglich ist er an sich mehr ein politisches Glaubensbekenntniß der Monarchen, als ein unmittelbares Werkzeug der Staatskunst. Es scheint, daß die Frau v. Krüdener (s. d. Art.) zu der Entstehung des heiligen Bundes mitgewirkt habe. Wenigstens hat sie behauptet, daß ihre heilige Mission ein Erzeugniß desselben sey.

Heimfallsrecht, s. Aubaine (Droit d').

Heinrich I., König von Hayti, ein Neger, geboren 1767 auf der Insel St. Christoph, von wo er an den englischen Kaufmann Badeche nach Cap François verkauft wurde, und die Aufsicht über die übrigen Sclaven erhielt. Er führte von seinem Geburtslande den Namen Christoph. Sein hoher Wuchs, die feste Entschlossenheit, sein wildes und hartes Betragen machten ihn zum Schrecken aller Untergebenen. Der Ausbruch der Negerrevolution veränderte plötzlich sein Benehmen, der Negerfeind wurde zum grimmigsten Verfolger der Weißen. Er folgte stets den Raubhorden, um zu plündern und die Beute der Uebrigen um Spottpreise zu kaufen, wodurch er bald ein bedeutendes Vermögen sich erwarb. Er konnte nun als Anführer einer eigenen Bande (1802) auftreten, und gewann bald einen Namen. Toussaint Louverture, damaliger Chef der Neger, ernannte ihn zum Brigadegeneral und sendete ihn gegen seinen Neffen, den ehrgeizigen Moses. Mit niedriger Hinterlist wußte sich Christoph in Moses Vertrauen einzuschleichen, und ihn so mitten unter seinen Anhängern zu fangen und an Toussaint einzuliefern, der ihn hinrichten ließ. Christoph wüthete nun mit gleicher List und Kraft gegen Moses Anhänger im Cap, wurde zum Gouverneur der Stadt ernannt, und zog sich erst vor der Uebermacht des französischen Generals Leclerc zurück, nachdem er die Stadt angezündet hatte. Seine Schlauheit wußte

ich immer in die Zeit zu schicken; er ließ sich mit den Franzosen in Unterhandlungen ein, entwaffnete die Aufrührer, und zeigte sich als hren eifrigsten Anhänger, bis sie ihre Armee wieder geschwächt hat- ten; dann trat er schnell wieder zu Dessalines über (Toussaint war ndessen gestürzt worden) und zwang die Franzosen zu Räumung der Colonie. Dessalines erhob sich nun unter dem Namen Jacobs I. zum Kaiser von Hayti, und ernannte Christoph zu einem seiner ersten Kriegs- und Hofbeamten. Christoph verband sich bald mit Pethion, brachte eine Revolution zu Stande, ermordete den 17. Oct. 1806 den schwarzen Kaiser, und wurde zum Präsidenten und Generalissimus des Staats von Hayti ausgerufen, Pethion aber zu seinem Lieute- nant und Statthalter des südlichen Theils der Insel ernannt. Eine Nationalversammlung trat zu Cap François zusammen, um eine Con- stitution zu entwerfen, und hier trennten sich Christoph und Pethion für immer in zwei feindliche Parteien, indem letzterer eine Volksre- präsentation einführen, Christoph aber völlig unbeschränkt herrschen wollte. Der Krieg zwischen Beiden brach blutig aus. Pethion wurde stets geschlagen, aber nie völlig besiegt, und hielt sich immer in Port au Prince, von wo aus er als Präsident den ganzen Süden der Insel von Christoph unabhängig beherrscht. Christoph ernannte sich selbst 1811 zum König unter dem Namen Henri I., ließ sich von einem Capuziner Cornelius Brell mit Cacaoöl salben, er- nannte diesen zu seinem Almosenier und Herzog von Ansa, richtete seinen Hof ganz nach dem Kaiserhof in Paris ein, schuf eine Menge Herzoge, Grafen, Kronbeamte, und stiftete den Orden der Legion de Henri. Er scheint sein Reich mit vieler Einsicht, Gewandtheit und Kraft zu regieren, und wußte mit mehreren Mächten, besonders mit England, vortheilhafte Handelsverbindungen anzuknüpfen, wo er auch stets Gesandte oder einen Chargé d'affaires hält. Bonaparte's Sturz freute ihn sehr, und sogleich erklärte er, mit der rechtmäßigen Dy- nastie von Frankreich in freundschaftliche Verhältnisse treten zu wol- len, beharrte aber dabei, als Souverain in seinem eroberten Reiche unabhängig zu bleiben, und wußte bis jetzt durch pomphafte Procla- mationen und schlaue Maßregeln alle Versuche Ludwigs XVIII., das Volk auf seine Seite zu bringen, glücklich zu vereiteln. Den Zustand seines wohlgeordneten Landes sucht er noch mit Anwerbungen von europäischen und amerikanischen Gelehrten, Künstlern, Handwer- kern, und vorzüglich mit den ausgewanderten Franzosen zu verbes- sern. Seine Kriegsmacht besteht jetzt aus 24 Regimentern Infante- rie, 2 Regimentern Cavallerie und 2 Regimentern Artillerie. Sein 10jähriger Sohn, Jacques Victor Henri, führt den Titel eines Kronprinzen von Hayti. Vergebens hat er bis jetzt getrachtet, vom Papste die Ernennung seines Herzogs von Ansa zum Bischof von Hayti auszuwirken. Nach Pethions Tode scheint er den Plan gefaßt zu haben, sich auch des bisher von diesem regierten Theils der Insel zu bemächtigen. (S. Hayti.)

Heißhunger, s. Bulimie.

Helenus, des Priamus Sohn und der Cassandra Zwillings- bruder, begabt mit Seherkraft. Er warb nach Paris Tode verge- bens um die Helena und verrieth, erzürnt darüber, Troja. Der Be- trug mit dem hölzernen Pferde wird ihm zugeschrieben.

* Helgoland, ein kleine Inselgruppe, die vor den Mündungen der Elbe, der Weser und der Eyder in der Nordsee liegt, und aus dem Haupteilande Helgoland, aus den Sandinseln, oder den Dünen,

und aus verschiedenen Klippen und Riffen, unter denen der sogenannte Mönch die vorzüglichste ist, besteht. Helgoland selbst wird in das hohe und niedrige Land eingetheilt. Jenes hat 4200 Schritt im Umfange und ist 90 bis 160 Schuhe über der Meeresfläche. Man steigt 208 Stufen hinauf. Das niedrige Land wird alle Jahre durch Ausspülen der See verringert, und es soll vor einem Jahrhundert noch eilfmal mehr Umfang gehabt haben, als gegenwärtig. Jetzt beträgt der letztere kaum 1200 Schritte. Die Dünen oder die Sandinseln haben nur zwei Fünftheile des Umfanges von Helgoland. Die ganze Insel besteht aus verhärtetem Thon von rother Farbe, worunter viel Eisen-Oxyd und etwas kohlensaurer Kalk ist. Auch findet man ziemlich viel kohlensaures Kupfer, am Strande Belemniten, verkohltes Holz, Schwefelkies und Kalkstein. Man weiß, daß große Veränderungen mit diesen Inseln vorgegangen sind. Helgoland selbst hing vor 100 Jahren noch mit der Sandinsel zusammen. Seit 1720 steht die See zwischen beiden 18 bis 20 Fuß hoch. Der Boden von Helgoland selbst ist bis auf eine Tiefe von 4 Fuß gutes Ackerland. Man baut jährlich ungefähr 300 Tonnen Gerste und wenig Hafer. 60 Kühe finden Weide und 4 bis 500 Schafe können erhalten werden. Auf dem Hochlande stehen 342 Häuser, 78 auf dem niedrigen. In diesen 420 Häusern wohnen ungefähr 2500 Menschen. Es sind größtentheils Fischer, und die vorzüglichste Einnahme besteht in dem Preise für die Seefische, wovon jährlich ungefähr für 60,000 Rthlr. ausgeführt werden. Die Einwohner sind unvermischte Abkömmlinge der alten Friesen, deren Sprache und Gebräuche sie vollkommen beibehalten haben. Die Weiber bestellen den Acker, dreschen und mahlen das Getraide; Pferde und Wagen gibt es nirgends. Die Feurung muß man aus der Elbe, der Weser oder der Eyder ziehen. In diese Ströme die Schiffe zu leiten und ihnen als Lootsen zu dienen, ist das vorzüglichste Geschäft der Helgoländer. Es sind zwei Häfen auf der Halbinsel, der nördliche für die größeren Fahrzeuge, und der südliche für die geringern. Man unterhält einen Leuchtthurm, nach dem sich alle Schiffe richten, die in die Elbe, die Eyder, die Weser und die Jade einlaufen wollen. Vertheidigt wird die Insel von 4 Batterien, die 19 Kanonen und 4 Haubitzen haben, und von 56 Mann bedient werden. Sonst gehörte die Insel zu Holstein und also der dänischen Regierung. Im September 1807 nahm sie Admiral Russel und seit den neuesten Friedensschlüssen gehört sie England. Ihre Polhöhe ist auf 54° 11′, und ihre östliche Länge auf 7° 53′ berechnet.

Heliotisch, s. Astronomie.

Hell (Maximilian), einer der verdienstvollsten Astronomen des vorigen Jahrhunderts, war 1720 zu Chemnitz in Ungern geboren, und trat früh in den Jesuiterorden. Mit dem Studium der Astronomie und der Physik beschäftigte er sich von Jugend auf, unterstützte 1745 und 1746 den P. Jos. François, welcher der Sternwarte der Jesuiten in Wien vorstand, in seinen Beobachtungen, und nahm an der Errichtung eines Cabinets der Experimentalphysik in Wien lebhaften Antheil. Nachdem er einige Jahre in Clausenburg in Siebenbürgen die Mathematik gelehrt hatte, wurde er nach Wien zurückberufen, und versah 36 Jahre die Stelle eines Astronomen und Conservators der Sternwarte, die man nach seinen Angaben eingerichtet hatte. Vom Jahre 1757 an bis 1786 gab er alljährlich Ephemeriden heraus, die eine von den Astronomen sehr geschätzte Sammlung bilden. Der Graf Bachoff, Gesandter des Königs von Dänemark am Wiener

hofe, drang in ihn, den Auftrag zur Beobachtung des Durchgangs er Venus in Lappland anzunehmen, und P. Hell reis'te wirklich den 8. April 1768 zu dieser Bestimmung von Wien ab, und kam erst n August 1770 wieder dahin zurück. In jenen nördlichen, so wenig besuchten und gekannten Gegenden ist alles interessant, und P. Hell hatte auf alles seine Aufmerksamkeit gerichtet, auf die Geographie, die Geschichte, die Sprache, die Künste, die Religion u. s. f.; leider sind diese Beobachtungen nie erschienen. Der Zweck, den Durchgang der Venus zu beobachten, wurde vollkommen erreicht und ist eines der schönsten Resultate der Astronomie. P. Hell stand auch in Verbindungen mit Mesmer, und überrascht von den Resultaten, welche dieser mittelst einiger magnetisirten Stücke Stahl, die er von P. Hell erhalten hatte, bewirkt haben wollte, glaubte er, dem Magnet selbst die Eigenschaft, Nervenkrankheiten heilen zu können, zuschreiben zu dürfen, und machte die Vermuthung bekannt welche aber der Erfinder des animalischen Magnetismus bestritt. — Hell starb zu Wien den 14. April 1792, nachdem er auf seiner langen Laufbahn zur Erweiterung der astronomischen Wissenschaften beigetragen hatte. Außer den schon erwähnten astronomischen Ephemeriden führen wir von seinen zahlreichen Werken noch an: Tabulae solares N. L. de la Caille, cum suppl. reliquarum tabularum, 1763. Tabulae lunares, Tob. Mayer, cum suppl. D. Cassini, de Lalande, et suis, 1763. De transitu Veneris ante discum solis die 3 Jun. 1769 Wardoehusii in Finnmarchia observato, 1770. De parallaxi solis ex observationibus transitus Veneris anni 1769. 1773 etc.

Hellen, des Deukalion und der Pyrrha Sohn, von dem der Name der Hellenen abgeleitet wird.

Hellenen, Hellenisch, s. Hellas.

Hellenisten nennen wir die gelehrten Kenner des griechischen Alterthums, vornemlich der griechischen Sprache und Literatur.

Hellenisten (Aegyptische), wurden die jüdischen Colonisten genannt, die zuerst nach dem Untergang des Königreichs Juda um 600 vor Chr. nach Aegypten gekommen waren, und durch die zahlreichen jüdischen Colonien, welche Alexander der Gr. 336 vor Chr. zur Bevölkerung Alexandriens, und nach ihm Ptolemäus Lagi 320 und 312 vor Chr. eben dahin führen ließ, so sehr verstärkt wurden, daß sich unter der Regierung des römischen Kaisers Augustus beinahe eine Million Juden in Aegypten befand. Hier begründete nun die Mischung des jüdischen und ägyptischen Nationalcharakters, und der Einfluß der von diesen Juden angenommenen griechischen Sprache und Philosophie eine neue Epoche gräcisirender jüdischer Cultur, die von ihrem herrschenden Charakter den Namen der hellenistischen erhielt. Pythagorismus und Platonismus verschmolz sich darin wunderlich mit einem phantastischen Orientalismus, der hauptsächlich in Aegypten zu systematischer Ausbildung kam, und noch in den mystischen Philosophemen der Gnostiker spuckte. Der merkwürdigste unter den jüdisch hellenistischen Philosophen war **Philo** von Alexandrien (s. d. Art.) und das einflußreichste Denkmal des Fleißes der alexandrinischen Juden die griechische Uebersetzung des alten Testaments (s. **Septuaginta**). dd.

† **Helmont** (Johann Baptist von). Das Studium der Alten überzeugte ihn von der Unstatthaftigkeit mehrerer ihrer Theorien von der Natur und Heilung der Krankheiten; besonders schien ihm der

Galenismus große Schwächen darzubieten; er verkündete also seine Absicht einer Reform. Doch plötzlich brachte ihm der Umstand, daß er eine Krätze nicht heilen konnte, eine solchen Widerwillen gegen die Medicin bei, daß er sie für eine unsichere Wissenschaft erklärte und sie ganz aufgab. Er verließ sogar sein Vaterland, nachdem er alles, was er durch Ausübung der Medicin gewonnen, verschenkt hatte, und irrte zehn Jahre in der Welt herum, als er mit einem practischen Chemiker bekannt wurde und plötzlich Interesse an der Chemie nahm. Dem Paracelsus in seinen Grundsätzen ähnlich, glaubte er in der Chemie das Universalheilmittel zu finden. Seine alte Liebe zur Medicin wurde wieder wach, allein es war eine neue, ganz von ihm geschaffene Medicin; er nannte sich selbst medicus per ignem, auf die Quelle anspielend, woraus er sein Heilmittel nahm. Er verheirathete sich, und zog sich in ein kleines Städtchen, Vilvorde bei Brüssel, zurück. Hier beschäftigte er sich bis ans Ende seiner Tage mit chemischen Arbeiten, rühmte sich, das Mittel zur Verlängerung seines Lebens gefunden zu haben, und schrieb überspannte Theorien über die geistige und physische Bildung des Menschen, und die Ursachen und die Behandlung der Krankheiten. Ungeachtet die Chemie noch gleichsam in der Wiege lag, machte er doch viele Erfindungen, entdeckte das Laudanum des Paracelsus, den Hirschhorngeist, das flüchtige Oelsalz u. s. w. Er wollte jetzt die ganze schulwissenschaftliche Medicin umstoßen, und stellte sehr richtige Ansichten über dieselbe auf; aber was er selbst hervorbrachte, war noch unsicherer als alle bisherige Ansichten in der Medicin. Nach Helmont existiren in uns zwei Principe, das Duumvirat und die Lebenskraft. Diese zwei Kräfte theilen die Herrschaft des menschlichen Körpers; allein das Duumvirat handelt mit mehr Despotismus als Macht: es wohnt im Magen und der Milz, und leitet alle Handlungen der Seele, die ebenfalls im Magen und in der Milz wohnt; das Duumvirat entsteht aus einer Wechselwirkung dieser beiden Eingeweide, und besteht aus dem Empfindungsvermögen, d. h. dem sinnlichen und geistigen. Wir haben, sagt Helmont, eine Thierseele, welche über die Organe herrscht; diese Seele ist sterblich geworden durch die Sünden der Eva; dies ist die Lebenskraft, u. s. w. Helmont verließ die 30 Jahre, die er in Vilvorde wohnte, sein Laboratorium nicht; doch versicherte er, er habe jährlich mehrere tausend Menschen geheilt. Die Kaiser Rudolph II., Matthias und Ferdinand II. luden ihn mit dem Versprechen von Reichthümern und Würden nach Wien ein, allein er zog die Unabhängigkeit seines Laboratoriums vor. Er starb den 30. Dec. 1644, und übergab noch vor seinem Tode seine Manuscripte seinem Sohne zur Bekanntmachung, wenn er sie deren werth hielte. Sie erschienen später bei Elzevir gesammelt und schön gedruckt.

Hengist, der Gründer des Königreichs Kent in Großbritannien, war, so wie sein Bruder Horsa, unter den Sachsen berühmt durch seine körperliche Stärke und das Alter seiner Ahnen, die ihren Ursprung unmittelbar von Odin ableiteten. Es war gegen das Jahr 450, als die Britten ihr Vaterland gegen den Andrang der Schotten und Pikten nicht mehr vertheidigen konnten, und darum von den Sachsen Hülfe begehrten. Lange schon hatten diese Verlangen getragen, die schöne Insel zu überfallen, gern folgten sie daher dieser Einladung. Hengist und Horsa stellten sich an ihre Spitze, landeten am Ausflusse der Themse, griffen die Feinde der Britten an und schlugen sie bei Stamford. Da sie hier ohne große Anstrengung gesiegt hat-

:en, glaubten sie um so leichter ein Volk unterjochen zu können, das
o schwachen Feinden nicht zu widerstehen vermochte. Sie sandten
Berichte von der Fruchtbarkeit des Landes nach Sachsen, und er-
lärten die Besiegung eines Volkes, das seit langer Zeit den Gebrauch
er Waffen verlernt hätte und unter sich selbst getrennt und zerfallen
ey, für mühlos und sicher. So wie die beiden Brüder Verstärkung
us dem Vaterlande erhalten hatten, suchten sie Streit mit den Brit-
en, unter dem Vorwande vorenthaltenen Lohnes und entzogener Ver-
pflegung, ließen die Maske fallen, verbanden sich mit den Schotten
ınd Pikten, und griffen die Britten an. Diese hatten zu den Waffen
gegriffen, ihren König Vortiger, der durch seine Laster und die ver-
derblichen Folgen seines Rathes verhaßt geworden war, abgesetzt,
ınd seinen Sohn Vortimer auf den Thron erhoben. Der Krieg wurde
mit der größten Wuth geführt, aber ohne Vortheil für die Britten.
Die Feinde drangen verheerend in das Innerste des Landes ein, ver-
wüsteten und sengten, übten alle Gräuelthaten, und den Britten blieb
nichts mehr übrig, als sich dem Joch ihrer Sieger zu unterwerfen;
einige hatten sich nach Armorica (dem heutigen Bretagne) geflüchtet,
ınd diesem Lande auch ihren Namen gegeben. Hengist, der seinen
Bruder in der Schlacht bei Eglesford (jetzt Allsford) verloren hatte,
blieb Sieger, und gründete das Königreich Kent, welches die heutigen
Grafschaften Kent, Middlesex, Essex, Surrey umfaßte. Er schlug
seinen Wohnsitz in Canterbury auf und starb gegen das Jahr 488, in-
dem er seinen Nachfolgern das neueroberte Reich hinterließ. Octa
ınd Ebissa, sein Bruder und sein Neffe, die er später gerufen hatte,
ießen sich in Northumberland nieder; ihrem Beispiele folgten mehrere
ächsische Feldherrn und gründeten so die sieben brittischen Reiche.

Heraklea, der Name mehrerer Städte des Alterthums, unter
denen Heraklea in Großgriechenland, eine Colonie der Thurier und
Tarenter, die berühmteste. Man glaubt, daß diese Stadt in der
Nähe des heutigen Albano gelegen habe.

Herbst (Johann Friedrich Wilhelm), Prediger an der St. Ma-
ienkirche zu Berlin, berühmt als einer der geschicktesten Naturfor-
scher Deutschlands, war 1743 zu Petershagen im Fürstenthume Min-
den geboren, ging nach Vollendung seiner akademischen Studien als
Hauslehrer nach Berlin, wurde darauf Feldprediger des Winningschen
Infanterie-Regiments zu Berlin, dann Prediger an der dasigen Gar-
nisonkirche und bei dem Cadettenhause, und ging als Prediger nach
Reppen in der Neumark. Von hier kam er wieder nach Berlin als
dritter Prediger an der St. Marienkirche und starb als Archidiaconus
n derselben im J. 1807. In den Jahren seiner vollen Kraft war
r einer der geachtetsten und beliebtesten Kanzelredner Berlins; Ge-
dankenfülle und gesunde Begriffe zeichneten seine Kanzelvorträge aus,
von denen mehrere gedruckt sind. Als Naturforscher hat er sich be-
sonders um die Entomologie verdient gemacht. Sein Cabinet von
Insecten, namentlich seine Sammlung von Krabben und Krebsen, war
ausgezeichnet. Seine naturhistorischen Schriften sichern ihm ein eh-
renvolles Andenken auch bei der Nachwelt. Die vorzüglichsten dersel-
ben sind: Versuch einer natürlichen Geschichte der Krabben und Krebse,
3 Bände, 1782—1804; kurze Einleitung zur Kenntniß der Insecten,
3 Bände, 1784—87; kurze Einleitung zur Kenntniß der Gewürme,
2 Bände, 1787; Natursystem der Käfer, 6 Bände, 1783—95; Na-
tursystem der Schmetterlinge, 7 Bände, 1783—95; Natursystem der
ungeflügelten Insecten, 4 Hefte, 1797—1800. Diese Werke sind auch

zusammengefaßt unter dem Titel: Natursystem aller bekannten in- und ausländischen Insecten, als Fortsetzung der Buffonschen Naturgeschichte, 11 Bände, 1783—1804. Herbst war Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften, namentlich der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, deren Schriften er ebenfalls durch schätzbare Beiträge bereichert hat.

Herberstein (Sigismund, Freiherr von), ein ausgezeichneter Staatsmann und Geschichtsschreiber, war im J. 1486 zu Wippach in Krain geboren. Er studirte die Rechtswissenschaft, wählte aber nachher den Militärstand und focht mit Auszeichnung in dem Kriege gegen die Türken. Der Kaiser ernannte ihn zum Befehlshaber der ganzen Reiterei von Krain, machte ihn zum Ritter und ertheilte ihm die Würde eines kaiserl. Hofraths. Herberstein wurde mit mehrern wichtigen Staatssendungen beauftragt. Im J. 1516 wurde er nach Dänemark geschickt, um zu versuchen, Christian II. von seiner thörichten Leidenschaft für die Dyvecke zurückzubringen. Im J. 1516 und 1526 ging er als Gesandter nach Rußland, und später nach Constantinopel; überhaupt bereis'te er den größten Theil von Europa. Seine Bemühungen für das Interesse seines Fürsten wurden durch die Würde eines geheimen Raths und Präsidenten des Finanzcollegiums belohnt. Im J. 1553 zog Herberstein sich von den Geschäften zurück und starb 1566. Sein Name ist besonders durch ein schätzbares Werk auf die Nachwelt gekommen, welches den Titel führt: Rerum Moscoviticarum commentarii, quibus Russiae ac metropolis ejus Moscoviae descriptio, chorographicae tabulae, religionis indicatio, modus excipiendi et tractandi oratores, itineraria in Moscoviam duo et alia quaedam continentur, und oft gedruckt und übersetzt worden ist. Alle Schriftsteller, die über Rußland geschrieben haben, stimmen darin überein, daß Herbersteins Werk das beste über die ältern Zeiten dieses Reichs ist. Man erkennt aus demselben, daß der Verfasser ein geistreicher Beobachter war, und nichts versäumte, um sich zu unterrichten. Man kann ihn noch jetzt mit Nutzen über vieles zu Rathe ziehn. Eine von ihm selbst aufgesetzte Geschichte seines Lebens, die bis 1545 reicht, ist erst 1805 zu Ofen in der Sammlung von Kovachich erschienen; aus ihr besonders hat Adelung seine interessante Lebensbeschreibung Herbersteins (Petersburg 1818) geschöpft.

Hercules Säulen nannte man 2 Säulen, die Hercules zu beiden Seiten der nach ihm benannten oder gaditanischen Meerenge zwischen Europa und Afrika (Meerenge von Gibraltar) auf den Bergen Calpe und Abyla errichtet haben sollte, gleichsam als die Grenzsteine seiner Wanderungen nach Westen.

Herhan (Louis Etienne), Kunstgießer und Stereotypendrucker in Paris, ward bei dem Druck der Assignaten zu einem von Camus in den Mémoires de l'institut beschriebenen Verfahren, das man Polytypage nennt, angestellt, und erhielt im December 1797 ein Patent für die Erfindung seiner Stereotypen. Er errichtete gemeinschaftlich mit Pierre und Firmin Didot eine Stereotypen-Druckerei nach dem Verfahren des letzteren. Damals erfand er auch eine tragbare Maschine, um schnell und genau jeden fehlerhaften Buchstaben im Satze zu verbessern, wodurch der Stereotypendruck immer correcter wurde. Um nach seinem eigenen Verfahren zu drucken, trat er 1799 aus jener Verbindung, und gründete, von einem Freunde mit beträchtlichen Vorschüssen unterstützt, nach wiederholten Versu-

hen, eine vollkommnere Schriftgießerei, wozu er alle seine Parallelepipeden (längliche Würfel) von gestrecktem Kupfer verfertigte, und sie mit einer stählernen Patrize aufs Genaueste zu beweglichen Matrizen schlug. Bei der Ausstellung im Louvre (Sept. 1801) fanden Drucke nach diesem Verfahren, welches anfangs allgemein für unausführbar gehalten wurde, solchen Beifall, daß er die goldene Medaille erhielt. Seitdem hat er mehrere Stereotypendrucke in 12. 18. und 8., theils aus seiner Werkstatt, theils aus der der Gebrüder Mame hervorgehen lassen. Die typographische Kunst hat durch ihn einen Schritt weiter in ihrer Vervollkommnung gethan. (Vergl. den Art. Buchdruckerkunst.)

Hermann, s. Arminius.

Hermann (Johann Gottfried, eigentlich Johann Gottfried Jakob), einer der größten jetzt lebenden kritischen Philologen. Seine Vaterstadt ist Leipzig, wo sein Vater Senior des Schöppenstuhls war, und er im Jahr 1772 geboren wurde. Durch guten Unterricht wurde seine Neigung für die classische Literatur frühzeitig begründet und entwickelt. Die Philologen Ilgen und Reiz, Ernesti und Beck waren seine Lehrer. Ersterer, damals noch in Leipzig, bereitete ihn für die akademischen Studien vor, die er unter dem Rectorate des berühmten Reiz 1786 wirklich begann. Dieser, ihm zugleich verwandt, wirkte durch sorgfältigen und gründlichen Unterricht in der griechischen und lateinischen Sprache am mächtigsten auf des talentvollen Jünglings Bildung ein, der übrigens auch durch philosophische und mathematische Studien (unter Cäsar, Platner, späterhin Reinhold in Jena, Töpfer, Hindenburg) seinen Scharfsinn übte, und durch Geschichte seine Kenntniß erweiterte. Dessen ungeachtet war Hermann eigentlich für die Jurisprudenz bestimmt, die er, mit Ausnahme des natürlichen Rechts, ohne Neigung unter Anleitung Sammets, Bieners und Haubolds betrieb. Auch vertheidigte er nach halbjährigem Aufenthalt in Jena 1793 seine criminalistische Dissertation de fundamenta juris puniendi auf dem juristischen Katheder unter Erhards Präsidium. Seit dieser Zeit wurde jedoch seine Richtung auf die humanistischen Studien immer fester. Im J. 1794 erwarb er sich das Recht, Vorlesungen zu halten, durch Vertheidigung seiner Dissertation de poeseos generibus. Zum Antritt einer außerordentlichen Professur der Philosophie im Jahr 1798 schrieb er observationes criticae in quosdam locos Aeschyli et Euripidis. Im Jahr 1803 erhielt er die ordentliche Professur der Beredsamkeit auf der Universität Leipzig, mit welcher die der Poetik 1809 verbunden wurde. Die damals von ihm vertheidigte Dissertation, so wie das Antrittsprogramm handeln de differentia prosae et poeticae orationis. Indessen hatte er schon durch sein vorzüglich auf die Lectüre der Alten gebautes System der Metrik (De metris poetarum Graecorum et Romanorum libri II. Lips. 1796, und Handbuch der Metrik, Leipzig 1798. 8.), mehrere critische Ausgaben alter Schriftsteller (Aeschyli Eumenides 1799, Aristophanis Nubes 1799, Euripidis Hecuba 1800, Plauti Trinummus 1800, Aristotelis ars poetica 1802 Lips.) und gelehrte Abhandlungen (de emendanda ratione graecae grammaticae Lips. 1801, epistola de dramate comico satyrico und mehrere andere in Becks Comment. soc. philol.), die Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums auf sich gezogen. Seine umfassende und tiefe Gelehrsamkeit, mit seltenem critischen Scharfsinn, großer Lebendigkeit des Geistes

und ungemeiner Lehrgabe verbunden, machten seit dieser Zeit seine philologischen Vorlesungen und seine sogenannte griechische Gesellschaft zu einer Pflanzschule ausgezeichneter Philologen für Sachsen und alle deutsche Länder, und trugen zu dem Flor der Leipziger Universität bedeutend bei; so wie seine persönlichen Eigenschaften ihm die Liebe und Achtung aller derer erwarben, welche Sinn für gründliches Wissen oder Privatverhältnisse ihm näher führten. Seine Schriften, unter welchen noch die Ausgabe des Vigerus de praecipuis graecae dictionis idiotismis, der Orphica Lips. 1805, der Homerischen Hymnen Lips. 1806; seine Observationes de graecae linguae dialectis 1807; Photii lexicon 1808; de ellipsi et pleonasmo in graeca lingua in Wolffs und Buttmanns Museo etc. 1809, die akademischen Programme de dialecto Pindari 1809; de usu antistrophicorum in Graecorum tragoediis 1810; de praeceptis quibusdam Atticistarum 1810; de argumentis pro antiquitate Orphei argonauticorum etc. allatis 1811; de legibus quibusdam subtilioribus Sermonis Homerici P. 1 et 2. 1812 et 1813; de Aeschyli Glaucis 1812; de Aeschyli Persis 1814; de versibus spuriis apud Aeschylum 1814; de metrorum quorundam mensura rhythmica 1815; de choro Eumenidum Aeschyli Diss. 1 et 2 1816; de mythologia Graecorum antiquissima 1817, welche Abhandlung den nun auch öffentlich erschienenen Briefwechsel zwischen ihm und dem berühmten Mythographen Hofrath Creuzer bewirkte; de Historiae graecae primordiis 1818; ferner die Ausgaben einzelner Tragödien des Sophocles (Aiax, Electra), Euripides (Hercules furens), und seine umgearbeitete Metrik (Elementa doctrinae metricae Lips. 1816 und epitome etc. ibid.) sind Zeugnisse des rastlosen Fleißes, mit welchem dieser scharfsinnige Geist das classische Alterthum behandelt, und haben ihm auch im fernsten Auslande den begründetsten Ruf und die Mitgliedschaft mehrerer gelehrten Gesellschaften erworben. Das Vaterland hat seine Verdienste 1815 auch durch Verleihung des königlich sächsischen Civilverdienstordens geehrt.

Hermetische Kunst, s. Alchymie.

* Herodot, der älteste auf uns gekommene griechische Geschichtschreiber, geboren zu Halicarnaß in Carien im 4ten Jahre der 73sten Olympiade (484 vor Chr. Geb.). Wenn man durch den Beinamen eines Vaters der Geschichte, den man ihm zu geben pflegt, bezeichnen will, daß er es war, der die Geschichte zuerst würdiger und umfassender behandelte (nach Cicero's Ausdruck, historiam ornavit), so verdient er denselben vollkommen. Aber Herodot war keinesweges der Schöpfer der historischen Gattung. Vor ihm hatten sich viele andere Schriftsteller, und zum Theil mit Erfolg, in dieser schwierigen Laufbahn versucht. Hellanicus von Lesbos und Charon von Lampsacus hatten sogar, wie auch Dionys von Milet, großentheils denselben Gegenstand behandelt, den nachher Herodot wählte; und Dionys von Halicarnaß bemerkt, daß diese Concurrenz, weit entfernt seine Unerfahrenheit abzuschrecken und muthlos zu machen, nur dazu diente, seinen Wetteifer zu entflammen und sein Talent zu entwickeln. Herodot hatte durch die Richtung seiner ersten Studien und selbst durch die Beispiele seiner Familie früh die Wissenschaften liebgewonnen. Der berühmte Epiker Panyasis, dem mehrere Critiker des Alterthums den ersten Platz nach Homer anweisen, war sein Oheim. Später weckten die Werke der oben von uns bezeichneten Schriftsteller sein aufkeimendes Genie. Sie erregten in ihm die Begierde, die Länder

zu besuchen, deren Schilderung sich ihm unter so anmuthigen Farben darbot; und seine Vermögensumstände erlaubten ihm, einer Neigung Genüge zu leisten, die damals die Weisen seines Vaterlandes auszeichnete. Es ist zweifelhaft, ob er schon vor dem Antritt seiner langen Reisen den Plan oder nur die Idee zu dem Werke gefaßt hatte, in welchem er nachher die Früchte derselben niederlegte; eben so ungewiß ist es, ob er Griechenland und die umliegenden Inseln besuchte, ehe er sich in die entferntern und unbekanntern Gegenden des Morgenlandes begab. Vielleicht ist es natürlicher, um eine genaue Charte seiner Reisen zu entwerfen, anzunehmen, daß eine lebhaftere Neugierde ihn zuvörderst in die Länder führte, die ihm eine reichere Ernte neuer Beobachtungen versprachen. Wie dem auch sey, so scheint Aegypten, zu allen Zeiten so berühmt wegen der Weisheit seiner Einrichtungen, einer der ersten und bleibendsten Gegenstände seiner Aufmerksamkeit und seiner Untersuchungen gewesen zu seyn. Dieses Land, das die argwöhnische Politik seiner Regenten und die ungastlichen Vorurtheile seiner Bewohner den Ausländern so lange unzugänglich gemacht hatten, war seit kurzem den Griechen geöffnet worden, und ob es gleich ihren begierigen Blicken ein fast völlig neues Land darbot und seitdem eine unzählige Menge von Reisenden es in allen Richtungen durchforscht und in allen Sprachen beschrieben haben, so kann man doch sagen, daß kein Schriftsteller, weder der alten noch der neuern Zeit, uns eine so genaue und belehrende Beschreibung davon geliefert hat. Er begnügte sich nicht mit der Kenntniß der Orte; die Erzeugnisse des Bodens, die Sitten, die Gebräuche, die Religion der Völker, die Geschichte der letzten Fürsten vor der Eroberung der Perser, und mehrere interessante Einzelheiten über diese Eroberung selbst wurden von ihm auf seiner Reise durch Aegypten beachtet und untersucht. Das zweite Buch seiner Geschichte, welches ganz der Beschreibung dieses berühmten Landes gewidmet ist, bleibt noch jetzt die reichste und lauterste Quelle für die Kenntniß seiner alten Geschichte und Geographie. Von Aegypten ging er nach Libyen, über welches er eine Menge ebenfalls für seine Zeitgenossen neuer und für uns lehrreicher Nachrichten sammelte. Die genaue Beschreibung, welche er uns von diesem Lande, von den Gränzen Aegyptens bis an die jetzige Meerenge von Gibraltar, gibt, ist zu übereinstimmend mit den Berichten der geschätztesten Reisenden, namentlich des Doctor Shaw, als daß wir annehmen dürften, er habe sie nach fremden Angaben abgefaßt. Sein Aufenthalt in Tyrus wird von ihm selbst bezeugt. Er besuchte die Küsten von Palästina und sah an den Säulen, welche Sesostris hier hatte errichten lassen, das Emblem, welches die alte Verächtlichkeit seiner Bewohner bezeichnete. Von da begab er sich nach Babylon, damals so reich und herrlich. Mehrere neue Gelehrte bezweifeln, daß Herodot je Assyrien bereiset habe; aber wenn man die verschiedenen Stellen seiner Beschreibung von Babylon untersucht, wird man sich überzeugen, daß nur ein Augenzeuge die Eigenheiten dieser großen Stadt und die Sitten ihrer Einwohner so genau habe schildern können. Colchis war das erste Land Asiens, das Herodot besuchte. Als er zu dem benachbarten Lande der Scythen, dieser damals in Griechenland, das sie ursprünglich bevölkert hatten, so wenig bekannten Völkerschaften, gekommen war, drang er mittelst der Wege, welche die griechischen Colonien am Pontus Euxinus erst kürzlich geöffnet hatten, in ihre ungeheuern Einöden ein. Er ging von da zu den Gäten, nach Thracien, Macedonien und begab sich sodann durch Epirus nach

Griechenland zurück. Herodot erwartete, in seinem Vaterlande die seinen Bemühungen schuldige Achtung und zugleich die zur Bearbeitung der eingesammelten Materialien nöthige Muße zu finden; aber Lygdamis, der sich der höchsten Gewalt in Halicarnaß bemächtigt und das Blut der edelsten Bürger, unter andern auch des Panyasis, vergossen hatte, nöthigte ihn, eine Zuflucht in Samos zu suchen; und wahrscheinlich ordnete er hier in ruhiger Zurückgezogenheit seinen Stoff und schrieb die ersten Bücher seiner Geschichte, für welche er den ionischen Dialect, der in Samos gesprochen ward, dem dorischen seines Vaterlandes vorzog. Diese Arbeit beschäftigte ihn jedoch nicht so sehr, daß er nicht auch an sein unterdrücktes Vaterland und auf Mittel gedacht hätte, den Tyrannen zu verjagen und Rache an ihm zu nehmen. Nachdem er mit mehrern Gleichgesinnten zu diesem Zweck einen Bund geschlossen, kehrte er nach Halicarnaß zurück, und stürzte glücklich den Tyrannen, ohne jedoch damit seinem Vaterlande wahrhaft zu nützen, denn die mit ihm verbundenen Vornehmen gründeten jetzt eine Aristokratie, die für Halicarnaß noch ungleich drückender war, als die Willkühr des verjagten Tyrannen. Herodot, der bald dem Volke, das ihn als den Urheber seiner vermehrten Leiden ansah, so wie den Vornehmen, deren Handlungen er mißbilligte, verhaßt ward, sagte seinem unglücklichen Vaterlande auf ewig Lebewohl und schiffte sich nach Griechenland ein. Dort feierte man eben die 81ste Olympiade; aus allen Theilen Griechenlands waren die Edelsten und Vorzüglichsten zu diesem Feste in Olympia versammelt. Herodot las hier vor der versammelten Menge den Anfang seiner Geschichte und einige Bruchstücke, die besonders geeignet waren, den Enthusiasmus seiner Landsleute zu wecken, und ihrem Stolz zu schmeicheln. Sein Erfolg war vollständig. Allgemeines Entzücken und lauter Beifall brachen aus bei der so wahren, so lebendigen, so rührenden Schilderung des Kampfs der Griechen gegen die Perser und des Triumphs der Freiheit über den Despotismus. Herodots bisher unbekannter Name war bald in Aller Munde. Aber die Wirkung seiner Vorlesung beschränkte sich nicht auf diese tiefen Eindrücke bei einem ganzen Volke. Der junge, kaum funfzehnjährige Thucydides wohnte auch den olympischen Spielen bei; er vergoß Thränen der Rührung, als er den Mann erblickte, auf den Aller Augen gerichtet waren, und Herodot, der dieß wahrnahm, wagte dem Vater des Knaben die glänzende Bestimmung desselben vorherzusagen. Ermuntert durch den ihm gewordenen Beifall wandte Herodot die zwölf folgenden Jahre an, sein Werk fortzusetzen und zu vervollkommnen. Er bereisete jetzt alle Landschaften Griechenlands, das er bisher nur flüchtig gesehen hatte, schöpfte aus den Archiven der verschiedenen Völker die Nachrichten der großen Begebenheiten, und berichtigte nach den Originaldenkmälern die Genealogien der berühmtesten Geschlechter. Es ist wahrscheinlich, daß Herodot, indem er sich von einem Volke Griechenlands zum andern begab, in ihren öffentlichen Versammlungen die Bruchstücke seiner Geschichte vorlas, die jedes Volk betrafen, nicht sowol des leeren Beifalls wegen, als um nützliche Fingerzeige zu erhalten. Die Erzählung des Dio Chrysostomus, daß Herodot den Corinthern eine für ihren Muth höchst rühmliche Beschreibung der Salaminischen Schlacht vorgelesen, als sie ihm aber den verlangten Lohn dafür verweigert, eine andere Beschreibung ganz im entgegengesetzten Sinne abgefaßt habe, verdient keinen Glauben. Zwölf Jahre nach seiner ersten Vorlesung bei den olympischen Spielen las Herodot sein

Werk, das wahrscheinlich jetzt vollendet war, an dem Feste der Panathenäen vor (444 vor Chr.). Die Athenienser beschränkten ihre Dankbarkeit nicht auf bloße Lobsprüche; sie machten dem Schriftsteller, der die Großthaten ihres Volks verherrlicht hatte, zehn Talente zum Geschenk. Dessen ungeachtet blieb er nicht in Athen, sondern schloß sich der Colonie an, welche die Athenienser einige Jahre später nach der unweit der Ruinen des alten Sybaris erbauten Stadt Thurium in Italien sandten. Sein langer Aufenthalt daselbst hat selbst mehrere Schriftsteller des Alterthums verführt, diese Stadt für sein Vaterland zu halten. Er benutzte seine Muße hier, um sein Werk noch auszufeilen und mit Zusätzen zu bereichern, und starb wahrscheinlich auch zu Thurium in einem hohen Alter. Genaueres wissen wir darüber nicht. Herodot hat schon im Alterthum viele Neider und Widersacher gefunden, die ihn auf mannichfaltige Weise angegriffen und vornehmlich seine Glaubwürdigkeit verdächtig gemacht haben. Die Folgezeiten aber und die gründlichsten Untersuchungen haben die Beschuldigungen so vollkommen widerlegt, daß wir sie füglich hier ganz übergehen können. Sein Geschichtswerk ist eins der kostbarsten Denkmäler, die aus der Vorzeit auf uns gekommen sind. Es besteht aus neun Büchern, die man schon früh mit den Namen der neun Musen bezeichnet hat. Aus den zahlreichen Reisen, welche Herodot vor Abfassung seines Werks unternahm, aus den mühsamen Forschungen, die er beim Sammeln der Materialien anstellte, kann man schließen, welchen hohen Begriff er von den Pflichten eines Geschichtschreibers hatte, und wie viel wichtiger es ihm schien, wahrhaft und zuverlässig, als angenehm und beredt zu seyn. Wo er etwas erzählt, dessen Aechtheit und Glaubwürdigkeit ihm verdächtig ist, setzt er aufrichtig seine Zweifel hinzu. Dennoch hat man ihn zu großer Leichtgläubigkeit beschuldigt, statt daß man es ihm hätte Dank wissen sollen, daß er eine Menge von Ueberlieferungen, die, so falsch und wunderbar sie auch sind, den Geist der alten Völker trefflich charakterisiren, uns aufbehalten hat. Eine kurze Uebersicht dessen, was wir dem Herodot verdanken, wird am besten seinen hohen Werth darthun. Ihm allein verdanken wir die Geschichte von dem Ursprung und den Fortschritten der Monarchie der Perser, so wie der frühern Meder und Assyrer. Der Ursprung des Lydischen Reichs, dessen Zerstörung durch Cyrus und die verschiedenen Kriegszüge dieses berühmten Eroberers, die Eroberung Aegyptens durch Cambyses und die genaueste und umfassendste Beschreibung dieses Landes und seiner Bewohner, die zahlreichen Kriege der Nachfolger des Cyrus und besonders die Unternehmung des Darius gegen die Scythen, die den Verfasser zu einer höchst lehrreichen und getreuen Beschreibung aller damals bekannten Nordländer Europa's und Asiens führt: dieß sind die Hauptzüge der Einleitung, durch welche er auf die Geschichte des Kriegs der Perser gegen die Griechen kommt. Dieser Krieg selbst, so reich an großen Ereignissen und großen Charakteren, in dessen Lauf sich mit so vieler Energie und so vielem Glanz die verschiednen Gebrechen und Talente der berühmtesten Völker der alten Welt entwickelten: dieß alles vereinigt sich zu einem der größten und herrlichsten Gemälde, die je der menschliche Geist entworfen hat. Was die Schreibart und Ausführung betrifft, so haben diese schon im Alterthum die Bewunderung der einsichtigsten Critiker erregt, und auch wir, für die so mancher Reiz nothwendig verloren geht, fühlen uns entzückt und gefesselt durch seinen Vortrag voll Hoheit zugleich und Anmuth, voll Kraft und rührender

Einfalt. Außer diesem Geschichtswerk besitzen wir unter Herodots Namen noch eine Lebensbeschreibung Homers, die ebenfalls von großem Werth ist, und selbst im Alterthum allgemein für Herodots Werk gegolten zu haben scheint, von den meisten neuern Critikern aber ihm abgesprochen wird. Die besten Ausgaben von der Geschichte Herodots sind von Wesseling (Amst. 1763, Fol.) und Schweighäuser (Straßburg 1816, 6 B. 8.). Uebersetzungen haben wir von Degen, Jacobi und Lange. Sehr schätzbar sind die Arbeiten Larcher's über Herodot.

Herrera (Antonio), der berühmteste unter den spanischen Geschichtschreibern, war geboren 1559, und hieß von seinem Vater Tordesillas, vertauschte aber diesen Namen mit dem seiner Mutter. Er war längere Zeit Secretär von Vespasian Gonzaga, Vicekönig in Neapel, und wurde in der Folge von Philipp II. zum ersten Historiographen der beiden Indien und Castilien ernannt. Er starb zu Madrid im Jahr 1625, kurz nachdem er zum Staatssecretär erhoben worden war. Das vorzüglichste von seinen Werken ist seine allgemeine Geschichte der Thaten der Castilianer auf den Inseln und dem festen Lande des Oceans, von 1492 bis 1554. Aus den reichen Quellen, die ihm offen standen, hat er ein Werk geliefert, das durch Genauigkeit und Vollständigkeit vor allen Werken, die wir über die Entdeckung der neuen Welt besitzen, sich auszeichnet. Außer diesem erwähnen wir noch: Beschreibung von Westindien, 1601; Geschichte der Welt, unter der Regierung Philipps II., von 1584 bis 1598; Commentar über die Thaten der Spanier, Franzosen und Venetianer in Italien, von 1285 bis 1559. Madrid, 1624 u. s. w.

Herzogenbusch (Bois-le-Duc), auch schlechtweg im Busch genannt, eine befestigte Stadt im Königreich der Niederlande, mit 3200 Häusern und 13300 Einwohnern, am Zusammenfluß der Dommel und Aa, welche durch ihre Vereinigung die Dieſt bilden, 5° 9′ Länge von Greenwich, 51° 40′ nördlicher Breite. Herzog Gottfried von Brabant ließ im J. 1184 hier einen Theil des Waldes ausrotten, und legte den Grund zu diesem nachmals wichtigen militärischen Posten. Die heutigen Festungswerke bestehen in starken Mauern und sieben sich gegenseitig flankirenden Bastionen, vorzüglich aber darin, daß die ganze Umgegend nach Willkühr unter Wasser gesetzt werden kann. Zu seiner sonstigen Vertheidigung dienen die Forts Crevecoeur, Isabella und St. Anton nebst der im 18ten Jahrhundert erbauten Citadelle Papen-Briel. — Die Stadt hat vier Thore und drei Eingänge zu Wasser. Die Cathedralkirche ist eine der schönsten in den Niederlanden. Herzogenbusch, welches in den Religionskriegen des 16ten Jahrhunderts viel gelitten, kam erst 1629 an Holland. Den 14. Sept. 1794 siegten hier die Franzosen über ein englisches Truppencorps. Den 9. Oct. desselben Jahres ging es an Pichegru über. Im Jan. 1814 nahm es der preußische General v. Bülow.

Hesekiel, s. Ezechiel.

Heß (D. J. L. von), ein geistreicher Schriftsteller und für die deutsche Sache, insbesondere für Hamburg sehr thätiger Mann, war im J. 1813 Oberbefehlshaber der Bürgergarde von Hamburg, die er nebst Friedrich Perthes, einem wackern Hamburger Bürger, organisirt hatte. Durch einen Eilboten, welchen Heß den 12. März (noch ehe sich der König von Preußen gegen Napoleon erklärt hatte) 1813 nach Ludwigslust an den russischen Obersten v. Tettenborn abfertigte, erhielt dieser die Nachricht von dem Abzuge der Franzosen

ius Hamburg. Nach dem Einrücken der Russen in Hamburg stellte hn Tettenborn an die Spitze der auf 7200 Mann angesetzten Bürgerjarde. Ueber die darauf folgenden Ereignisse gibt die Schrift des H. v. Heß: Agonien der Republik Hamburg im Frühjahre 1813 viele Aufschlüsse. Er behauptet, daß mehrere Hamburger Rathsherren den dänischen Commandanten Haffner in Alona beauftragt hätten, insgeheim und ohne Vorwissen Tettenborns und der Befehlshaber der Hamburger Bürgermacht, mit den französischen Generalen Davoust und Vandamme wegen der Uebergabe Hamburgs zu unterhandeln. J. v. Heß hat sich noch durch folgende Schriften rühmlich bekannt gemacht: Versuche zu sehen, Hamburg 1796 und 1800. 2 B. Reisen durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich, 7 B. 3. A. 1802. Topogr. polit. histor. Beschreibung der Stadt Hamburg, 2. A. 1812, 3. B. Auch stehen mehrere interessante Aufsätze von ihm in der Minerva von Archenholz, und in dem Journale Frankreich.

† Hessen. Die sämmtlichen hessischen Besitzungen begreifen einen nicht zusammenhängenden Strich Landes im südwestlichen Theile Deutschlands, und enthalten 380 Quadratmeilen mit 1,196,000 Einwohnern.

Hetrurien, s. Etrurien.

* Hevristik oder Heuristik (Erfindungskunst oder Anweisung [Theorie], methodisch Erfindungen zu machen, so wie die Methode der Erfindung selbst). Es gibt keine besondere Erfindungskunst, weil jede eigentliche Kunst von Erfindung (s. d. Art.) ausgeht. Die Erfindung in den Künsten aber beruht auf dem feinen Spiele der Phantasie und des Gefühls, und kann daher nicht auf Regeln gebracht werden. Die Wissenschaft aber ist Sache des Verstandes, welcher die Ideen entwickelt, oder die Erfahrung nach Ideen ordnet, und diese Erfindung und Ausbildung der Wissenschaft ist an bestimmte Regeln gebunden, nach welchen der Verstand verfährt, wenn er selbstthätig und ohne Mittheilung durch Unterricht wirksam ist, und deren Inbegriff wir Hevristik oder hevristische Methode nennen. Zwar erfodert das Erfinden im Gebiete der Wissenschaft auch nothwendig eine besondere Anlage und einen hohen Grad der Geisteskraft, welcher nur Wenigen zu Theil worden ist, und oft ohne klares Bewußtseyn dieser Regeln, ja am öftersten unmethodisch wirksam ist. Dessen ungeachtet bleibt es wichtig, sich dieselben klar zu entwickeln, und ebenfalls für sich kennen zu lernen, um so mehr, da beim wissenschaftlichen Forschen das Bewußtseyn seiner eignen Thätigkeit sicherer leitet, und von manchen Abwegen der Untersuchung zurückhält. Es gibt aber gewisse allgemeine Regeln der wissenschaftlichen Erfindung, woraus sich durch Beziehung auf besondere Wissenschaften besondere Regeln ergeben. Erstere werden gewöhnlich unter dem Namen einer allgemeinen Hevristik in der Logik oder Verstandeslehre und zwar in demjenigen Theile der angewandten allgemeinen Logik, von Andern in der allgemein wissenschaftlichen Encyclopädie, Methodologie oder Hodegetik vorgetragen, welcher von der Erweiterung der Erkenntnisse handelt. Sie kann nur höchst allgemeine Regeln aufstellen. Letztere gehört zu den Methodologien der besondern Wissenschaften, für welche sie bestimmt ist. Wir wollen zuvörderst die wichtigsten Punkte der allgemeinen Hevristik mittheilen, welche früher von J. L. Dommerich (die Mnemonik und Hevristik nach ihren ersten Zügen entworfen. Halle 1765) und Degen (Tentamen theoriam heu-

risticae generalis adumbrandi. Havniae 1798. 8.) besonders abgehandelt worden ist. Alles methodische Erfinden ist ein absichtliches Nachdenken über gewisse Gegenstände (Meditation), welches analytisch oder synthetisch seyn kann, indem man von Folgen auf neue Gründe oder umgekehrt fortgeht *), und es gelten hier die Regeln und Erfodernisse der Meditation. Die hauptsächlichsten sind folgende: Man suche sich vor allem in einen ruhigen Gemüthszustand zu versetzen, oder erwarte diesen, und stelle sich den Zweck seines Nachdenkens in Form einer deutlichen Frage oder Aufgabe dar, wozu die Antwort oder Auflösung gesucht wird. Bei jeder Aufgabe ist etwas gegeben (datum), und damit steht in Verbindung etwas, was gesucht wird (quaesitum). Beides muß zuerst unterschieden werden. Wo keine data vorhanden sind, da ist auch keine Aufgabe. Die gegebenen Stücke müssen, um die Aufgabe bestimmt lösen zu können, vollständig, nicht bloß verneinend, und mit dem Gesuchten in dem Zusammenhange von Grund und Folge stehen. Was das Gesuchte anlangt, so überzeuge man sich zuerst von der Möglichkeit der Aufgabe — sie ist objectiv unmöglich, wenn die Frage einen Widerspruch in sich schließt, alle data fehlen oder das Gegebene dem Gesuchten widerstreitet — sie ist subjectiv unmöglich, wenn man die gehörigen Vorkenntnisse und Fähigkeiten nicht besitzt; man untersuche daher erst reiflich, in welchem Gebiete oder unter welchem höheren Begriffe der gesuchte Gegenstand liegt, und da die Frage einfach oder zusammengesetzt seyn kann, so unterscheide man den Hauptgegenstand und die Nebengegenstände der Untersuchung, und richte auf erstern seine vorzügliche Aufmerksamkeit. Ferner suche man, auf welchem Wege man am sichersten zur Erkenntniß des gesuchten Gegenstandes gelange, und suche das Gegebene mit dem Gesuchten in das Verhältniß von Folge und Grund zu bringen. Während der Untersuchung selbst suche man sich stets den Punkt, wo man steht, und das Ziel, zu welchem man hinstrebt, gegenwärtig zu erhalten, und suche sich die Aufgabe durch Vergleichung verwandter Aufgaben, Analogie, Bilder, Beispiele möglichst deutlich zu machen. Das durch Nachdenken Gefundene schreibe man kurz nieder, um es leicht zu übersehen, und dadurch Anregung zu weiterer Untersuchung bei günstiger Zeit zu gewinnen. So weit die allgemeinen Regeln der Meditation, in so weit sie die Erfindung betreffen. Vergl. Lamberts neues Organ. VII. Hauptst. von den Aufgaben. In Hinsicht auf besondere Sphären des Nachdenkens unterscheidet man nach Fries System der Logik §. 117 im Allgemeinen das Erfinden in dem Gebiete des rein historischen Wissens, das Erfinden in dem Gebiete des reinen selbstthätigen Nachdenkens (Speculation), und das Erfinden in dem Gebiete der angewandten Vernunftwissenschaften. Die heuristischen Methoden, welche sich darauf beziehen, nennt er Empirismus, Speculation und Induction. Was das reinhistorische oder Erfahrungswissen anlangt, welches gewonnen wird durch Beobachtung (s. d. Art. Erfahrung und Beobachtung), so schreibt die heuristische Methode für dasselbe folgende Regeln vor: a) in Beziehung auf eigne Beobachtung: Richte deine ganze Aufmerksamkeit ruhig, unbefangen und fest auf den zu beobachtenden Gegenstand, gebrauche und übe deinen Sinn, das Organ der Wahrnehmung und die Erinnerungskraft; auf naturgemäße

*) Vorzugsweise nennt man oft die analytische Methode die heuristische.

Weise, suche den Sinnenschein zu vermeiden, indem du einen Gegenstand wo möglich von allen Seiten, unter den verschiedensten Verhältnissen (künstliche Beobachtungen und Versuche), mit den zweckmäßigsten Mitteln (z. B. künstliche Werkzeuge) und, wo es nöthig ist, durch mehrere Sinne betrachtest, und das Angeschaute von der Einbildung oder der Reflexion über dasselbe, so wie das Wesentliche von dem Zufälligen gehörig unterscheidest. b) In Beziehung auf fremde Beobachtungen, welche wir auf Zeugniß anderer annehmen. Das Fürwahrhalten fremder Aussagen (historischer Glaube) richtet sich nach der Glaubwürdigkeit des Zeugnisses, und zwar nach der subjectiven Beschaffenheit des Zeugen (ob er tüchtig und aufrichtig sey, und inwiefern er die Wahrheit habe erfahren können), so wie nach der objectiven Beschaffenheit des Zeugnisses: ob nämlich ein Bericht, eine Sage, ein Gerücht und inwiefern sie mit der Erfahrung und ihren Gesetzen stimmen, wobei wiederum das Factum von dem Raisonnement zu unterscheiden ist; ferner inwiefern es ächt und authentisch sey, was bei einem mittelbaren und schriftlichen Zeugniß durch historische Critik bestimmt wird; und was der Sinn und Inhalt desselben sey, welches die Hermeneutik oder Auslegungskunst entscheidet (s. d. Art.). — Die hevristische Methode für die reine Vernunft und Wissenschaft, oder die speculative Methode, wodurch wir die Ideen und allgemeinen nothwendigen Gesetze unserer Erkenntniß aufsuchen, ist vorzüglich analytischer Art. Sie bedient sich der Abstraction. So in der Mathematik, wo die reinen Anschauungen in Begriffen dargestellt, und neue Constructionsmethoden oder Anwendungsarten erfunden werden, besonders in der Algebra bei Aufsuchnng unbekannter Größen; so auch in der Philosophie, wo man sich zu den Grundüberzeugungen der Vernunft erhebt. In den angewandten Vernunftwissenschaften kommt es darauf an, Thatsachen durch Unterordnung unter Gesetze zu erklären. Hier geht man entweder von einfachen Principien aus, wie in der angewandten Mathematik; oder sucht auf regressivem Wege die Principien für die Erklärung der richtig erkannten Thatsachen, wie in der Naturgeschichte. Aber die Lehre von der Methode der Erfindung in den mathematischen Wissenschaften und in der Naturkunde gehört schon in die besondere oder specielle Hevristik. Ueber die erstere insbesondere findet man in Mönnichs Lehrbuche der Mathematik 2te Aufl. Berlin 1800, S. 433 u. f., in Klügels mathematischem Wörterbuch, Leipz. 1803 unter den Artikeln Auflösung ꝛc., so wie in Kiesewetters Lehrbuch der Hodegetik, Berl. 1811, §. 344 — 355. mehreres, so wie auch einiges über die letztere. — Außerdem ist aus der besondern Hevristik vorzüglich die historische und oratorische zu bemerken. Die historische Hevristik gehört nebst der Historiographie zur historischen Kunst. Sie besteht in derjenigen Bearbeitung der geschichtlichen Materialien, vermöge deren das Nothwendige und Wesentliche aus der Masse derselben gefunden und herausgehoben, und aus dem Vorhandenen und Gegebenen das Unbekannte erwiesen wird. Sie erfodert große Combinationsgabe und Urtheilskraft, und folgt den Gesetzen: daß alles dasjenige wirklich gewesen seyn müsse, ohne welches etwas anderes, welches als geschehen oder vorhanden erwiesen ist, nicht gewesen seyn würde, daß die Natur der Menschen und Dinge dieselbe bleibe, und ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen hervorbringen. Den ersteren Grundsatz (welchen Koens in seinen encyklopädischen

Ansichten, 2ter Thl. S. 37 anführt) wendet der Historiker überall an, wo er Denkmäler, Erzählungen, deren Echtheit nach den obigen Rücksichten geprüft ist, benutzt. Aber treffend sagt Rühs (Entwurf einer Propädeutik des historischen Studiums): in der Auswahl des Bedeutenden offenbart sich zunächst das historische Talent; es ergreift aus der ganzen Masse des historischen Wissens, das mit der größten Anstrengung zu Tage gefördert worden ist, nur das, was für den Zweck, den es beabsichtigt, wichtig ist. — Die oratorische Heuristik endlich nennen wir das ganze Capitel der Rhetorik, welches von der oratorischen Erfindung (de inventione) handelt, und die Wahl und Auffindung des Hauptsatzes und der übrigen Materialien des rednerischen Vortrags betrifft. T.

Hiero I. war der Bruder und Nachfolger Gelo's, der, nachdem er ihm bei seinem Antritt der Regierung von Syracus die Statthalterschaft von Gela, seiner Geburtsstadt, abgetreten hatte, ihm bei seinem Tode (478 vor Chr. Geb.) einen Scepter hinterließ, den er durch seine Tugenden gleichsam zu einem rechtmäßigen Eigenthume gemacht hatte. Hiero's Regierung, wenn auch vielleicht weniger glorreich als die vorhergehende, war dennoch von eigenthümlichem Glanze durch die freigebige Aufmunterung, welche während ihrer Dauer den Wissenschaften zu Theil ward. Wenn einige Geschichtschreiber die Tugenden dieses Fürsten zu sehr erhoben haben, so haben auch wieder andere seine Fehler übertrieben. Die Erinnerung an seinen Vorgänger, der ein verehrtes Andenken hinterlassen hatte, ließ ohne Zweifel die Fehler Hiero's mehr in die Augen fallen, der in den ersten Tagen seiner Regierung, einigen Geschichtschreibern zufolge, mehr für einen Tyrannen galt als für einen rechtmäßigen König. Die Achtung, sagen sie, in der sein Bruder stand, hielt allein das Mißvergnügen seiner Unterthanen zurück. Man muß gestehen, daß Hiero in jener Zeit einen Theil der Vorwürfe, die man ihm machte, wohl verdienen konnte; verblendet durch die Größe, verderbt durch die Schmeichelei und vornehmlich bis zum Uebermaß argwöhnisch, umgab er sich anfangs nur mit Ausländern und Söldlingen, indem er stets fürchtete, in einem Tugendhaftern und Gewandtern als er selbst, einen Nebenbuhler zu finden. Sein Bruder Polyzelus erweckte ihm besonders Argwohn; dieser war ein von dem Volke geliebter Fürst, das ihn gern mit Gelo verglich. Hiero, beunruhigt darüber und für die Sicherheit seiner Krone besorgt, erblickte in seinem Bruder nur einen Feind seiner Macht, dessen er sich zu entledigen wünschte. Der Krieg, welcher sich zwischen den Crotoniaten und Sybariten erhob, gab ihm einen Vorwand, seinen Plan in Ausführung zu bringen. Indem er diesem Bruder den Befehl über die Sybaris zu Hülfe gesandten Truppen übertrug, hoffte er, daß das Schicksal der Waffen ihn bald von demselben befreien sollte. Aber Polyzelus, der seine Absichten durchschaute, nahm die Sendung nicht an, und suchte eine Zuflucht an dem Hofe seines Schwiegervaters Theron, Königs von Agrigent. Ueber den Schutz, den er hier fand, war Hiero mißvergnügt; ein Krieg brach zwischen beiden Fürsten aus. Hiero indeß endigte ihn, indem er seinem Feinde einen Dienst erwies, wofür dieser ihm dankbar war. Die Einwohner von Himera wurden durch Thrasydäus, des Thero Sohn, regiert; müde der Bedrückungen, die sie unter diesem Fürsten erlitten, machten sie dem Hiero den Antrag, ihm ihre Stadt zu übergeben. Der König von Syracus, weit entfernt diesen Vortheil zu benutzen, benachrichtigte davon Thero, der sich nicht min-

der großmüthig zeigen wollte, und ihm den Vorschlag machte, durch einen dauerhaften Frieden die zwischen ihnen bestehenden Streitigkeiten zu beendigen. Hiero empfing aus den Händen des Königs von Agrigent dessen Schwester zur Gemahlin, und Polyzelus trat in die Gunst seines Bruders zurück. Hiero hatte wenig Gelegenheit, seine militärischen Talente zu zeigen: jedoch endigte er mit Glück alle Kriege, die er zu unternehmen genöthigt war. Er vertrieb die Einwohner von Naxos und Catana, bevölkerte beide Städte mit einer neuen Colonie, gab der letztern den Namen Aetna, und nahm selbst als Stifter den Namen Aetneus an, indem er damit Anspruch auf die Heroenehre machte, die man denen zugestand, welche eine Stadt, deren Bevölkerung sich auf zehntausend Einwohner belief, gründeten. Bald nach Hiero's Tode bemächtigten sich die Catanäer ihres alten Vaterlandes wieder, und verjagten die dahin versetzten Einwohner; diese erbauten nicht weit davon eine andre Stadt Namens Aetna, und Catana nahm den seinigen wieder an. Thrasydäus, Thero's Sohn, setzte nach seines Vaters Tode die freundschaftlichen Verhältnisse mit Syracus nicht fort. Er legte den Agrigentern dasselbe Joch auf, unter welchem Himera geseufzt hatte. Statt den guten Rath, den Hiero ihm gab, zu benutzen, erzürnte er darüber und hob ein Kriegsheer aus, um gegen Syracus anzurücken; aber Hiero that es ihm an Schnelligkeit zuvor. Thrasydäus wurde gänzlich geschlagen, und Agrigent erlangte so seine Freiheit wieder. Wenn einige Flecken die ersten Regierungsjahre Hiero's verdunkelt haben, so muß man dies der peinlichen Ungewißheit zuschreiben, die von dem Standpunkt, auf den er gestellt war, unzertrennlich war; aber er hat seine ersten Fehler durch schöne Handlungen, die sein Leben verherrlicht haben, wieder gut gemacht. Es war ihm eine angenehme Pflicht, seinen Bundesgenossen in ihren Kriegen beizustehn, und vornehmlich die schwächern zu beschirmen. Er half den Cumäern gegen die Tyrrhener; aber was ihn in die Reihe der großen Fürsten setzte, ist der besondere Schutz, den er den Wissenschaften gewährte, und die günstige Aufnahme, welche Gelehrte aller Art bei ihm fanden. Eine lange Krankheit, die ihn befiel, war die hauptsächliche Ursache dieser Veränderung. Da er sich nicht mehr mit den Sorgen der Königswürde beschäftigen konnte, und Erholung zu suchen ihm Bedürfniß ward, versammelte er eine Gesellschaft von unterrichteten Männern um sich, in deren Unterhaltung er sich gefiel. Damals lernte er den Reiz der Wissenschaften kennen; und auch nach seiner Genesung hörte er nie auf sie zu schätzen. Sein Hof ward der Sammelplatz der berühmtesten Männer seiner Zeit; ihrem Umgang verdankte er edlere Sitten und ein verständigeres Betragen. Wir brauchen nur Simonides und Pindar unter seinen beharrlichsten Hofleuten zu nennen, um zu zeigen, mit welchem richtigen Blick er bei der Wahl seiner Freunde verfuhr. Als Aeschylus, eifersüchtig auf die ersten Erfolge des Sophocles, Griechenland verließ, begab er sich zu Hiero, um dort seine Tage zu beschließen. Bacchylides und Epicharmus gehörten zu seinen Vertrauten. Der Dichter Simonides hatte besonders eine große Gewalt über den Geist dieses Fürsten, und gebrauchte sie stets nur, um ihm eines Herrschers würdige Gesinnungen einzuflößen. Xenophon würde in seinem Dialog über die Eigenschaften der Könige dem Hiero und Simonides gewiß nicht Worte in den Mund gelegt haben, die ihren Handlungen widersprochen hätten; und der Titel Hiero, den er seinem Buche gibt, ist die schönste Lobrede dieses Monarchen. Nach Aelian und Pindar

möchten wenige Fürsten mit ihm verglichen werden können. Ersterer berichtet, daß er mit seinen drei Brüdern in vollkommner Eintracht lebte. Dies scheint mit seinem Betragen gegen Polyzelus in Widerspruch zu stehen; alles indeß erklärt sich, wenn man diese Angabe von der Zeit nach ihrer Aussöhnung versteht. Stets bereit zu geben, noch ehe er gebeten ward, setzte er seiner Freigebigkeit keine Grenzen. Er war mehrmals Sieger in den Spielen Griechenlands. Pindar hat seine Siege verherrlicht: mehrere Oden dieses Dichters sind mit seinem Lobe angefüllt. Hiero starb zu Catana im J. 467 vor Chr. Geb., und hinterließ die Krone, die er eilf Jahre getragen, seinem Bruder Thrasibul, der sie aber schon in dem ersten Jahre seiner Regierung verlor.

Hiero II. war, wie der Obige, König von Syracus und regierte ungefähr zwei Jahrhunderte nach ihm. Sein Vater Hierocles behauptete von der Familie Gelo's abzustammen. Da er diesen Sohn von einer Frau empfing, die nicht freien Standes war, so ließ er ihn gleich nach der Geburt aussetzen, aus Furcht, sein Adel möchte durch ihn entehrt werden. Aber nach Justin nahmen Bienen sich seiner an und nährten ihn mehrere Tage. Die darüber um Rath gefragten Wahrsager erklärten, daß dies ein Vorzeichen seiner künftigen Größe sey. Hierocles nahm ihn darauf wieder zu sich, sorgte für seine Erziehung, und behandelte ihn seitdem als seinen Sohn. Hiero benutzte die Sorgfalt, die auf ihn gewendet wurde, und zeigte für kriegerische Uebungen eben so viel Neigung als Geschick. Er ward deßhalb ausgezeichnet von Pyrrhus, König von Epirus, der damals Herr von Sicilien war und, indem er die Insel sich selbst überließ, nur Unordnung und Anarchie darauf zurückließ. Die Syracusaner, die des Hiero hervorstechende Eigenschaften erkannt hatten, übertrugen ihm den Oberbefehl, und so ward es ihm nicht schwer, später zur Königswürde zu gelangen. Um sich Anhänger zu verschaffen, hatte er sich, indem er die Tochter des Leptines heirathete, mit einer der angesehensten Familien von Syracus verbunden. Unter Hiero's Regierung begann der erste punische Krieg: anfangs ein Bundesgenosse der Carthaginienser, und geschlagen von dem Consul Appius Claudius, der den Mamertinern zu Hülfe gekommen war, sah er wohl ein, daß es für ihn vortheilhaft sey, auf die Seite der Römer zu treten, da die Siege der Carthaginienser auf Sicilien ihm von keinem Nutzen seyn konnten, und er in diesem Volke nur einen gefährlichen Nachbar erblickte. Um den Krieg von seinen Staaten zu entfernen, ließ er die Römer im Kampf mit Carthago, und schickte Gesandte an die Consuln Otacilius und Valerius, um ihnen einen Friedens- und Bundesvertrag anzubieten. Seit dieser Zeit war er nur der Zeuge bei den Streitigkeiten beider Völker. Obgleich er sich den Römern günstiger zeigte, indem er sie während des ersten punischen Krieges mit Bedürfnissen aller Art versorgte, so versagte er doch auch den Carthaginiensern die Hülfe nicht, die sie in dem Sclavenkriege foderten, und wußte so mit Geschicklichkeit sich beider Freundschaft zu erhalten. In dem ziemlich langen Zeitraum, der den zweiten punischen Krieg vom ersten trennte, wandte er seine Sorgfalt auf die Regierung. Er gab weise Gesetze, und war einzig mit dem Glück seines Volks beschäftigt. Die Ermunterung, die er dem Ackerbau angedeihen ließ, bereicherte ihn und verdoppelte die Einkünfte des Staats. Er hielt das seinen Bundesgenossen gegebene Wort; und als die Römer, von Hannibal geschlagen, am Trasimen eine gänzliche Niederlage erlitten

zeigte Hiero, daß er nicht bloß an ihnen hing, wenn sie siegreich waren. Er ließ ihnen Lebensmittel, Menschen und Waffen anbieten, und schenkte ihnen eine goldne Victoria, dreihundert zwanzig Pfund an Gewicht, die sie als ein glückliches Vorzeichen annahmen. Diese zarte Aufmerksamkeit befestigte den Bund zwischen Rom und Syracus, und selbst der Verlust der Schlacht bei Cannä, dem der Abfall aller Bundesgenossen Roms folgte, erschütterte nicht seine Treue. Hiero beschäftigte sich nicht allein mit Errichtung von Tempeln und Palästen; er ließ auch nach der Angabe des großen Archimedes Kriegsmaschinen aller Art erbauen. In der Absicht, die Herrlichkeit der andern Könige zu übertreffen, ließ er ein Schiff bauen, das an Größe und Pracht nie seines Gleichen gehabt hatte, und dessen Beschreibung uns Athenäus aufbehalten hat, nach welchem es einer schwimmenden Stadt nicht unähnlich gewesen seyn müßte. Da sich aber fand, daß Sicilien keinen Hafen zur Aufnahme dieses ungeheuren Gebäudes hatte, beschloß Hiero, dem Könige Ptolemäus ein Geschenk damit zu machen; und da Aegypten zu derselben Zeit Mangel an Getraide litt, benutzte er diese Gelegenheit, einen großen Getraidetransport damit nach Alexandrien zu schicken. Hiero starb im J. 214 vor Chr. Geb. Da sein Sohn Gelo noch vor ihm gestorben war, so hinterließ er die Krone, die er vier und fünfzig Jahre getragen, seinem Enkel Hieronymus.

Hierodulen. Dies Wort, welches im Griechischen heilige Tempeldiener bezeichnet, ist erst unter uns wieder allgemein bekannt geworden durch das sinnig und schön geordnete Maskenfest, welches den 8. Januar 1818 im königl. Schloß zu Berlin, bei Gelegenheit der Vermählungsfeier des Prinzen Friedrich von Preußen mit der Prinzessin Luise von Anhalt-Bernburg Statt fand. Hofrath Hirt hatte den eben so prachtvollen als poetischen Maskenzug erfunden, und antike und romantische Gestalten darin mit künstlerischem Sinn und zartem Gefühl zusammengestellt (man hat ausführliche Schilderungen dieses herrlichen Maskenzuges). Er ließ den Götterwagen der Here Telaja von Hierodulen umgeben; diese heiligen Tempeldiener waren anmuthige Gestalten, einfach antik costumirt, die Männer, einen grünen Kranz im Haar, die Frauen, eine weiße Binde um die Schläfe, aus welcher hinter dem Ohr ganz kleine Flügelchen mit dem Pfauenauge in der Mitte hervorragten; die Gewänder waren in der Art drapirt, wie sie die thymelischen Tänzerinnen gewöhnlich tragen. Doch die Benennung Hierodulen veranlaßte in öffentlichen Blättern viele gelehrte Streitigkeiten der Alterthumsforscher, da sie wol etwas unbesonnen gewählt war, indem sie die der Gottheit hingegebenen Sclaven und Sclavinnen bezeichnet, die mit den Bajaderen auf gleicher Stufe standen. Es gab bei dem Tempeldienst der Griechen unstreitig Jünglinge und Mädchen, die für den Schmuck der Tempel, die Bekränzung der Altäre, das Malen, Sticken und Reinigen der Schleier und Gewänder der Götterbilder, zu sorgen hatten. Diese Mädchen hießen Plyntriden und Ergastinen, und die Jünglinge und ältern Tempeldiener nannte man Neokoren, Pastophoren, Hierophanten und Daduchen. Ganz verschieden hiervon ist aber das eigentliche Hierodulenwesen. Dies stammt aus dem asiatischen Dienst der Naturgottheit her. Man verehrte bekanntlich in der Urzeit in Asien, neben dem männlichen selbstständigen Licht- und Wärmestoff, dessen Repräsentant die Sonne war, auch das leidende, allempfangende weibliche Princip, den Wasserstoff, und als

dessen Repräsentanten den Mond am Firmamente, oder oft auch die Erde selbst. Diese Naturgöttin wurde Venus Urania genannt, doch gar nicht in dem Sinn des spätern griechischen Zeitalters, welches die überirdische himmlische Schönheit darunter verstand; hier bezog sich Urania nur auf den im Aether schwebenden Mond, und der Dienst dieser Mondgöttin ist gleich dem der assyrischen, phönizischen, persischen, kappadozischen Anaitis, Semiramis, Atargatis, Tauropolos, und dem der Cybele. In der rohesten Vorzeit wurden die Jungfrauen getödtet, als Menschenopfer im Dienst dieser die schönsten Erstlinge fodernden Naturgöttin. Später wurden daraus die leibeignen Sclavinnen, welche der großen Himmels- und Naturgöttin für ihre Tempelhallen und Lusthaine theils geschenkt, theils von ihr erkauft wurden, und welche sich bei alljährigen Festen den Pilgrimmen und Anbetern der Göttin ihr zu Ehren preis geben mußten. Die männlichen Hierodulen waren Tempeljünglinge, die mit gauklerischer Schwärmerei sich selbst zerfleischten, und wüthend in Kreisen herumwirbelten, gleich den türkischen und indischen Fakirn. Strabo erzählt von 6000 theils männlichen theils weiblichen Hierodulen, die er im heiligen Tempelbezirk der Comanischen Naturgöttin im cappadocischen Gebirgslande traf. Bei jedem Tempel der phönizisch-carthaginiensischen Urania, ja selbst bei denen der ephesischen und phrygischen Diana, waren solche leibeigene Mädchen, die man in phönizischer Sprache Benoth nannte (dies bedeutet so viel als junge Mädchen); man behauptet, daß aus dieser Benennung der Name Venus entstanden sey. Der Dienst der Aphrodite kam aus Asien nach Griechenland, und hier sowol als in dem berühmten Venustempel auf dem Berge Eryx in Sicilien finden wir Schaaren von Hierodulen, welche gleichsam verpflichtet, und Hetären waren, die alle Summen, die sie durch ihre käuflichen Reize erwarben, zum Tempeleigenthum geben mußten. Mehr als ein Venustempel (namentlich der in Samos) wurde von solchem Erwerb erbaut. Wir haben noch Abbildungen dieser Venusdienerinnen auf den Fragmenten einer Tempelfrise und auf zwei dreiseitigen Candelaber-Vasen, welche früher für spartanische Tänzerinnen gehalten wurden, in denen aber der scharfsinnige Zoega echte Hierodulen erkannte. Sie sind in zierlicher Stellung gebildet, auf den Fußzehen sich zum Tanz hebend, beide Arme anmuthig und hoch aufgehoben, den schlanken Körper wendend zu den verführerischen Bewegungen ihrer geheiligten Tänze. Ihre Bekleidung besteht nur aus einem einzigen hochgegürteten ganz kurzen Gewand aus dem zartesten und durchsichtigsten Byssus, welches kaum bis an die Knie reicht. Arme und Füße sind ganz unbekleidet, an den Fußsohlen haben sie leichtgeschnürte Sandalen, und auf den in einen Knoten einfach zusammen geschlungenen Haupthaaren einen seltsam geflochtenen Kranz von aufrecht stehenden, strahlenförmig in die Höhe ragenden Blättern oder Stäbchen, der völlig abweichend von dem Hauptschmuck der Griechinnen, auf eine ausländische, asiatische Abkunft zu deuten scheint. Ist nun die Benennung Hierodule vielleicht in den allerfrühesten griechischen Zeiten, wo locrische Jungfrauen als Tribut zum Tempeldienst der Pallas nach Ilium geschickt wurden, noch unentweiht, so bezeichnet sie später doch stets jene berüchtigten Venusdienerinnen, mit denen Jonien und Cypern das eigentliche Griechenland versorgten.

Hieronymiten, Hieronymianer, Einsiedler des heiligen Hieronymus, heißt ein 1373 gestifteter Orden regulirter Chorherren oder Kleriker, der weiße Kleidung mit schwarzem Scapulier trägt.

In den Niederlanden, wo mehrere Brüderschaften zu milden Zwecken, besonders die 1376 zu Deventer von Gerhard Groote gegründete Gesellschaft der Kleriker und Brüder des gemeinschaftlichen Lebens, welche das erste Beispiel einer zweckmäßigen Erziehung der Jugend zur Erkenntniß der Wissenschaften und zur Arbeitsamkeit gab (vergl. d. Art. Institut) und sich um den Anbau der classischen Philologie rühmliche Verdienste erwarb, aus diesem Orden hervorgingen und in Spanien, wo er sich dem beschaulichen Leben widmete, unter andern das prachtvolle Kloster des heil. Laurentius im Escurial, dem Begräbnißorte der Könige, besitzt und jetzt noch zu den reichsten und angesehensten Orden gehört, wurde er am zahlreichsten und mächtigsten. Auch in Sicilien, Westindien und dem spanischen Amerika hat dieser, politisch nie bedeutend gewesene, Orden noch Klöster. E.

† Hildburghausen. Das Areal des Herzogthums beträgt 10 Quadratmeilen mit 6 Städten, 120 Flecken, Dörfern und Weilern und 29,700 Einwohnern, die sich zur lutherischen Kirche bekennen. Das Land liegt an dem südlichen Fuße des thüringer Waldes und an den Flüssen Werra und Rodach. Ein Stück liegt getrennt im Würzburgischen. Der nördliche Theil ist gebirgig, überhaupt ist der Boden nur von mittelmäßiger Fruchtbarkeit. Jedoch hat man die gewöhnlichen deutschen Produkte aus dem Thier- und Pflanzenreich; auch wird etwas Wein gebaut. Das Steinreich liefert Eisen, Kupfer, Salz, und in der Werra Goldsand. Bei Schwarzbrunn wurde sonst die Goldwäsche betrieben. Die Industrie besteht hauptsächlich in einigen Wollspinnereien, Gerbereien und Verfertigung von irdenen Geschirren. Die jährlichen Einkünfte betragen 200,000 Gulden. Der Herzog hat in der engern Bundesversammlung eine Gesammtstimme mit den übrigen großherzoglich und herzoglich sächsischen Häusern, und eine besondere in der weitern Bundesversammlung. Die Haupt- und Residenzstadt heißt gleichfalls Hildburghausen, liegt an der Werra, ist wohlgebaut, besonders die Neustadt, und hat 500 Häuser mit 3000 Einwohnern.

Hill (Aron), ein englischer Dichter, geboren zu London im Jahr 1685. Genöthigt durch die Zerrüttung, worein seines Vaters Vermögensumstände gerathen waren, in seinem 14ten Jahre die Schule von Westminster zu verlassen, faßte er den Entschluß, so jung er war, sich allein nach Constantinopel einzuschiffen, wo Lord Paget, sein Anverwandter, sich als englischer Gesandter befand. Der Lord nahm ihn mit eben so viel Freude als Erstaunen auf, ließ ihn sorgfältig erziehen, und schickte ihn unter Aufsicht eines gelehrten Geistlichen auf Reisen. Nachdem er Aegypten, Palästina und andere Gegenden des Morgenlandes gesehen, kehrte Hill gegen das Jahr 1708 mit seinem Beschützer nach England zurück. Einige Jahre später begleitete er Lord Wentworth auf seiner Reise durch Europa. Im J. 1709 fing er an, sich als Schriftsteller bekannt zu machen, indem er eine Geschichte des ottomanischen Reichs herausgab, die nach seinem eigenen Urtheil mehr Beifall fand, als sie verdiente. Um dieselbe Zeit ließ er ein Gedicht, Camillus betitelt, zu Ehren des Generals Grafen Peterborough erscheinen. Als er zum Director des Drurylane-Theaters ernannt worden war, schrieb er binnen acht Tagen das Trauerspiel Elfride oder die schöne Unbeständige, und als ihm die Direction der Oper in Hay-Market übertragen ward, verfaßte er die Oper Rinaldo, die Händel in Musik setzte, und das Publicum

mit Beifall aufnahm. Wegen eines Mißverständnisses aber, das zwischen dem Lord Kammerherrn und ihm entstanden war, verließ er seinen Posten an beiden Bühnen, schrieb noch ferner Trauerspiele und Gedichte, die nur mittelmäßig ausfielen, und machte staatswirthschaftliche Plane, die einen noch schlechtern Erfolg hatten. Er starb im J. 1750. Seine Werke in Prosa und Versen sind ziemlich zahlreich. Sie verrathen Genie, noch mehr aber Affectation in Gedanken und Ausdruck.

Hill (Sir John), ein englischer Schriftsteller, geboren um das J. 1716, war anfangs Apotheker in Westminster, und erhielt nachher die Aufsicht über die botanischen Gärten des Herzogs von Richmond und des Lord Petre, entsagte diesem Posten, um sich auf den Theatern von Hay-Market und Covent-Garden auspfeifen zu lassen, und kehrte zu seinem ersten Geschäft zurück. Er widmete sich jetzt den Wissenschaften, und gab eine Anzahl Schriften heraus, die mit Beifall aufgenommen wurden. Dieser Beifall aber hatte einen nachtheiligen Einfluß auf seinen Charakter, indem er ihn aus einem bescheidenen und anspruchlosen zu einem anmaßenden und streitsüchtigen Manne machte. Er gab damals zwei periodische Werke heraus, das British Magazine und den Inspector, denen er durch die Aufnahme scandalöser Geschichten und sonstiger Tagesvorfälle ein großes Publicum zu verschaffen wußte. Allein sie verwickelten ihn auch in viele Streitigkeiten und Händel, und trugen ihm selbst einmal eine Tracht Schläge ein, die ein Irländer ihm in einem öffentlichen Garten gab. Auch mit der königlichen Gesellschaft gerieth er in Streit, bei der er sich vergebens als Candidat gemeldet hatte. Sein Credit als Schriftsteller litt dadurch so sehr, daß er sich nach andern Hülfsquellen umsehen mußte. Er verfertigte Balsame und allerlei Arzneien, die viel Käufer fanden und womit er viel gewann. Einige Zeit darauf gab er unter Protection des Lord Bute ein System der Botanik in 26 Foliobänden heraus. Seit der König von Schweden ihm den Wasaorden ertheilt hatte, setzte er seinem Namen das Prädicat Sir vor. Er starb im Jahr 1775. Seine Werke verrathen einen Mann von Geist, Talent und Kenntniß, aber sie sind wegen der Eilfertigkeit, womit sie abgefaßt worden, voll Ungenauigkeiten. Wir nennen von denselben nur noch eine allgemeine Naturgeschichte in 3 Foliobänden, und eine Broschüre unter dem Titel Lucina sine concubitu, worin er beweisen will, daß eine Frau auch ohne Umgang mit einem Manne empfangen und gebären könne.

Hill (Baron Sir Rowland), engl. Generallieutenant, zweiter Sohn des Sir John Hill, Baronet von Hawkstone, geboren 1772, dient seit seinem 16ten Jahre in der brittischen Armee, und hat sich eben so durch Thätigkeit und Eifer, als durch sein mildes Betragen allgemeine Achtung erworben. Man gab ihm Urlaub, um ein Jahr in der Kriegsschule zu Straßburg zu studiren; darauf machte er mit seinem Oheim Sir Richard eine Reise in Deutschland, Frankreich und Holland. In einem Alter von 20 Jahren ward er 1792 Capitän, und begleitete seinen Freund, Sir Francis Drake, auf einer diplomatischen Sendung nach Genua. Dann war er in Toulon nach einander Adjutant der Generale Mulgrave, O-Hara und Sir David Dundas. Nach der Räumung dieses Platzes diente er als Oberstlieutenant in Gibraltar und in Aegypten, wo er den 13. März 1801 verwundet wurde. Dann stand er als Brigadier in Schottland und Irland. Sein Verhalten erwarb ihm das Bürgerrecht der Stadt Cork; dasselbe

gab ihm auch die Stadt Plymouth, aus Dankbarkeit für die außerordentliche Sorgfalt, mit welcher er die verwundeten Soldaten von dem Heere des Sir J. Moore, dessen Rückzug nach Corunna er an der Spitze eines Reservecorps gedeckt hatte, verpflegen ließ. Im J. 1808 nahm er Theil an der Schlacht von Vimieira. Im Jahr 1809 übernahm er, als der Generallieutenant Paget den 12ten Mai verwundet worden war, an dessen Stelle den Oberbefehl und siegte. Für seinen Antheil an der Schlacht bei Talavera bezeugte ihm das Parlament den Dank der Nation. Zu seinen glänzendsten Waffenthaten gehört das Gefecht bei Arrayo del Molinos in Estremadura, am 17. Oct. 1811, wo er durch geschickte Bewegungen eine französische Heerabtheilung von mehr als 3000 Mann unter dem General Girard überfiel und gänzlich schlug, so daß kaum der General Girard mit 100 Mann entrann, und alles Geschütz und Gepäck in die Hände des Siegers fiel. Der Prinz Regent nannte daher den Namen des Generals Hill bei der Eröffnung des Parlaments 1812 mit verdienter Auszeichnung, und ertheilte ihm den Bathorden. Auch ward er 1814 zum Baron Hill von Almaraz und Hawkstone ernannt. Mit gleicher Einsicht und Tapferkeit focht General Hill in den Feldzügen von 1812 und 1813. Durch die Wegnahme der Höhen de la Suebla und Arenzon entschied er am 20. Juni 1813 den Rückzug der Franzosen auf Vittoria. Den 25sten Juli ward er von zwei französischen Heerabtheilungen in der Stellung bei Puerto de Maya angegriffen, und mußte sich nach siebenstündigem Gefecht auf Irurita zurückziehen. Allein drei Tage später erkämpfte er, obgleich der Feind stärker war, den Paß von Velata, und trug durch seine geschickten Anordnungen zu den Erfolgen des 30sten und 31sten Juli viel bei. Eben so tapfer focht er am 10ten, 11ten, 12ten und 13ten December. Den 27. Febr. 1814 entschied er die Schlacht bei Orthez; den 2. März 1814 warf er die Franzosen aus der Stellung bei Ayre, und bemächtigte sich dieser Stadt nebst den Magazinen. Im J. 1815 führte er in Belgien, während der Abwesenheit des Herzogs von Wellington, den Oberbefehl über das englisch-hannöverische Heer, und hatte an dem Siege bei Waterloo einen so großen Antheil, daß ihm der Prinz Regent die Pairswürde ertheilte.

Himmel, im physischen Sinne, ist gleichbedeutend mit Himmelskugel, Himmelsgewölbe, und gewissermaßen mit Firmament, und bedeutet das azurne Gewölbe, welches sich scheinbar wie eine ausgehöhlte Halbkugel über uns ausbreitet und auf den Gränzen des Horizonts ruht. Die Astronomie unserer Zeit hat uns gelehrt, daß das blaue Gewölbe über unserem Horizont der unermeßliche Weltraum sey, in welchem unsere Erde, die Sonne mit allen ihren Planeten und Nebenplaneten, so wie das unzählige Heer von Fixsternen schweben. Was die azurne Farbe des scheinbaren Himmelsgewölbes betrifft, welche man gewöhnlich Himmelblau nennt, so ist sie nach Nollet eine Wirkung des Lichts der Sonne und der Gestirne. Nach dieser Vorstellung müßte der unermeßliche Raum völlig schwarz erscheinen, wie alles, was nicht erleuchtet wird; allein das Licht der Himmelskörper, welches von der Erde in die Luft und von dieser wieder auf die Erde zurückgeworfen wird, verursacht den blauen Schimmer. **Saussure** leitet die blaue Farbe des Himmelsgewölbes zwar ebenfalls von dem zurückgeworfenen Lichte her, meint aber mit Recht, daß nicht die Luft, weil sie durchsichtig ist, sondern die Dünste in derselben die Strahlen zurückwerfen. Er stützt seine Meinung darauf, daß, wenn die Luft

die Lichtstrahlen zurückwürfe und dadurch die Gegenstände blau färbte, die Gletscher und Schneegebirge in einer Entfernung von 15 bis 20 Meilen blau erscheinen müßten, welches jedoch nicht der Fall ist. Daß vielmehr die Lichtstrahlen von den Dünsten in der Atmosphäre zurückgeworfen werden, erhellt auch daraus, daß der Himmel auf hohen Bergen viel dunkler blau erscheint, als in den Ebenen; ja selbst hier ist das Blau sehr verschieden und um so dunkler, je reiner, um so blässer, je mehr mit Dünsten angefüllt die Atmosphäre ist. Saussure hat auf diese Beobachtungen einen eigenen Apparat (Kyanometer) erfunden, um nach dem Grade der blauen Farbe des Himmels die Menge der Dünste in der Luft zu bestimmen. — Im Alterthume hielten nicht nur Ungebildete, sondern auch Philosophen, den Himmel für das, was er scheint, ein festes Gewölbe, wo die Götter ihren Wohnsitz hätten. Um die verschiedenen Bewegungen der einzelnen Himmelskörper zu erklären, nahmen die alten Astronomen sogar mehrere Himmelsgewölbe über einander an. So gab es nach ihrer Meinung sieben Himmel für ihre sieben Planeten, nämlich einen Himmel des Mondes, des Mercur, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter und Saturn. Der achte war der Fixsternhimmel, den sie vorzugsweise das Firmament nannten. Ptolemäus fügte einen neunten Himmel hinzu, welchen er primum mobile nannte. Nach ihm wurden noch zwei Cristallhimmel von König Alphons hinzugefügt, um einige Unregelmäßigkeiten in den Bewegungen der andern Himmel dadurch zu erklären, und zuletzt wurde als Wohnsitz der Gottheit noch ein zwölfter Himmel, das Empyreum, über das Ganze gesetzt, so daß die Gesammtzahl der Himmel zwölf betrug. Andere indeß nahmen noch viel mehr an, je nachdem es ihre Ansichten und Hypothesen nothwendig machten. Eudoxus nahm 23, Calippus 30, Regiomontanus 33, Aristoteles 47 und Fracastor nicht weniger als 70 an. Doch muß bemerkt werden, daß die Astronomen sich nicht deutlich darüber erklären, ob die Himmel, welche sie auf diese Weise annahmen, wirklich vorhanden oder nicht, sondern daß sie ihnen zunächst nur dienten, die sinnlichen Bewegungen sammt den damit verbundenen Erscheinungen zu erklären.

Hinckelmann (Abraham), ein gelehrter Theologe und Orientalist, geboren im J. 1652 zu Döbeln im Meißnischen, wo sein Vater ein reicher Apotheker war. Er begann seine Studien in seiner Vaterstadt, und setzte sie in Freiberg und Wittenberg fort. Nach Beendigung derselben ward er zum Rector an der Schule von Gardelegen ernannt und drei Jahre später ging er in derselben Eigenschaft an das Gymnasium nach Lübeck, wo er eilf Jahre blieb. Darauf nahm er das Pastorat an der St. Nicolaikirche zu Hamburg an, welches er aber nur kurze Zeit verwaltete, da der Landgraf von Hessen-Darmstadt ihn an seinen Hof berief und zu seinem Prediger, Oberkircheninspector und Professor honorarius der Universität zu Gießen ernannte. Im J. 1688 kehrte Hinckelmann nach Hamburg zurück, um die erste Stelle an der St. Catharinenkirche einzunehmen. Die Erscheinung eines mystischen Werks von Poiret erregte großen Zwiespalt zwischen seinen Amtsbrüdern. Die Anhänger von Horbius, welcher der Herausgeber desselben war, vertheidigten die darin aufgestellten Grundsätze mit eben so viel Eifer, als die Gegner sie angriffen. Hinckelmann, der von sanftem, friedliebendem Charakter war, wollte keinen Theil an diesem Streit nehmen; aber statt ihm für diese Mäßigung Dank zu wissen, vereinigten sich alle, um ihn mit

Schmähungen zu überhäufen. Er verbarg den Kummer, der darüber an seinem Innern nagte; aber ein Pamphlet, das einen Anhänger des Horbius zum Verfasser hatte, griff ihn dergestalt an, daß er beim Lesen Krämpfe bekam und wenige Tage darauf, den 11. Febr. 1695, starb. Hinckelmann ist vornehmlich durch seine Ausgabe des Coran bekannt, die erste, welche arabisch erschien (Hamb. 1694. 4to).

Hindus, die Ureinwohner Hindostans oder Ostindiens, eine asiatische, uralte Nation, menschenfreundlich, gutmüthig, fleißig und durch Wissenschaften und Künste der gebildeten Lebensart schon in jenen Zeiten verfeinert, als die meisten ihrer asiatischen Nachbaren noch auf der ersten Stufe der Cultur standen, die Griechen noch im Dunkel verborgen lagen und die Völker von Europa sämmtlich noch die gemeinsten Kunstbedürfnisse des menschlichen Lebens entbehrten. Sie bilden ein zahlreiches Volk, welches seit Jahrtausenden, auch unter fremder Herrschaft seine Nationalität behauptet hat, indem es noch jetzt seine eigenthümliche Sprache, Schrift, Verfassung, Religion, Sitten, Gebräuche und Lebensart besitzt. Was ihre Leibesfarbe und Gestalt betrifft, so sind die Hindus ein wohlgebildetes hübsches Volk, von einer gelbbraunen Farbe; jedoch sind die höhern und reichern Stände beinahe so weiß wie die Europäer. Ihr Körper, von etwas mehr als mittler Statur, ist regelmäßig gewachsen, gut gebaut und besonders sehr geschmeidig und gelenk. Sie zeichnen sich hauptsächlich durch ihre kleinen Hände aus. Der sittliche Charakter wird sehr gerühmt. Der Mangel heftiger Leidenschaften, Nüchternheit, Mäßigkeit, Sparsamkeit, Genügsamkeit, Gastfreundschaftlichkeit, Dienstfertigkeit zeichnen sie vortheilhaft aus. Sie sind nicht im geringsten blutdürstig noch rachsüchtig, doch giebt es auch unter ihnen sehr kriegerische Völkerschaften. Man wirft ihnen Liebe zur Ruhe, Langsamkeit und Geiz vor. Sie besitzen viele Geistesfähigkeiten, nur fehlt es ihnen heutiges Tages an der nöthigen Entwickelung derselben. Früher, ehe sie durch das Joch des fremden Despotismus erschlafft wurden, standen sie auf einer höheren Stufe der Cultur, und man muß in ihrem Lande die Wiege aller Künste und Wissenschaften suchen. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Jagd, Berg- und Hüttenbau, Forstwissenschaft, Handwerke und Fabriken, Handel und Schifffahrt. Sie verfertigen verschiedene, zum Theil äußerst kostbare Zeuge, vorzüglich von Baumwolle und Seide, worunter sehr feine Cattune, und die schönsten und feinsten Musseline gehören, gemalte Leinwand, feine Shawls, schöne Matten, Corduan rc. und haben unnachahmliche Färbereien. Die Künste und Wissenschaften befinden sich zwar nicht mehr auf der hohen Stufe, auf welcher sie vor Zeiten gestanden haben, sind aber doch nicht ganz verloren gegangen. Ihre Musik und Malerei sind noch sehr zurück; in der Tanzkunst, Bildhauer- und Baukunst haben sie es weiter gebracht, besonders sind von den alten Zeiten noch sehr merkwürdige, eine geschickte Baukunst verrathende Canäle vorhanden. Sie kennen die Rechenkunst, Astronomie und Chronologie, und sind sehr große Liebhaber von der Dichtkunst und dem Gesange. Ihre Sprache wird nicht bloß gesprochen, sondern auch geschrieben, und zwar von der Linken zur Rechten, wie die abendländischen Sprachen. Sie theilt sich in mehrere Hauptdialekte, nebst vielen Nebendialekten. Die Sanskritsprache, worin die Religionsbücher der Hindus geschrieben sind, ist die Mutter aller hinduischen Sprachen. Ihre Gebräuche in allen Zweigen der Lebensart hier zu schildern, erlaubt die Kürze des Raumes nicht. Einer der seltsamsten, auffallendsten, empörendsten

und grausamsten Gebräuche der sonst so sanften Hindus, ist das Verbrennen der Witwen mit ihren verstorbenen Männern, eine seit undenklichen Jahren unter den Hindus eingeführte Sitte; doch ist dieses Witwenverbrennen nicht mehr häufig, und findet noch vorzüglich in den Ländern Statt, welche von hinduischen Fürsten beherrscht werden; hingegen in denjenigen, welche mohammedanische Fürsten und Europäer beherrschen, wird es höchst selten geduldet. Besonders merkwürdig ist die seit den ältesten Zeiten eigenthümliche Volksabtheilung in viele von einander abgesonderte Rangordnungen, Stämme oder Classen (von den Europäern Casten genannt). Es sind vier edle und eine fünfte unedle Hauptcaste. Die vier edlen Casten sind, zum großen Nachtheile der Landescultur, wesentlich von einander abgesonderte Nationalclassen, die von einander auf immer getrennt sind, so daß keine in die andere übergehen kann, keine sich in der Regel mit der andern weder durch Verheirathung, noch auf irgend eine andere Art vermischen, auch nicht ein Stand die Lebensart und Verrichtungen des andern ergreifen darf. Aller Unterschied ist hier aufs strengste genommen, erblich und persönlich, alle Vorrechte und Einschränkungen sind angeboren, und niemand kann werden, wozu ihn die Natur geschickt macht, sondern muß werden, wozu ihn die Geburt berechtigt, oder bleiben, wozu ihn die Geburt verdammt hat. Jede Caste ist ausschließlich für sich zu gewissen Vorrechten und Verrichtungen privilegirt, und durch bestimmte Gesetze und Gebräuche beschränkt. Die geringste Verletzung dieser Gränzen wird theils mit Ausschließung, theils auch, in besondern Fällen, mit Todesstrafe geahndet. Selbst der Unterschied der Nahrungsmittel ist genau angeordnet. Den drei obern Casten sind alle Arten von Fleischspeisen verboten, der vierten wieder der uneingeschränkte Genuß derselben (mit Ausnahme des Rindfleisches) verstattet, und nur die niedrigsten Classen der fünften Caste dürfen alles, was ihnen beliebt, an Fleisch sowohl, als an andern Nahrungsmitteln genießen. Je niedriger die Stammordnung eines Hindu ist, desto weniger ist er in seiner Lebensweise, in Rücksicht auf Speise und Getränke eingeschränkt, dagegen aber in dem Grade der minderen oder größeren Erniedrigung die übrigen lästigen Einschränkungen zunehmen. Die erste und edelste Caste heißt **Brahmana**, und ist die Caste der Braminen, Bramanen oder Brahmanen, welche Priester, Gelehrte, Lehrer der Schulen und Akademien, Gesetzverständige und Staatsbeamte sind. (S. **Braminen**). Die zweite edle Stammordnung heißt **Kschetria** oder **Kschetrija**, welche die Kschetrier oder Radschaputra, die Könige und Krieger, begreift. Den Namen Rasbuten, Radschaputten erhalten die Kschetrier vorzugsweise in ihren alten hindostanischen Erbländern. Die dritte edle Caste heißt **Maischia**, deren allgemeine Bestimmung der Ackerbau oder die Feld- und Gartenarbeit, die Viehzucht und der Handel ist. Als Kauf- und Handelsleute heißen sie Wanija, gewöhnlich Banianen genannt. Die vierte edle Caste heißt **Schudra**, und begreift unter dem Namen der Schudren oder Schudrier die Künstler und Handwerker. An die vier edlen Casten mit ihren Unterabtheilungen schließt sich eine Menge vermischter oder unreiner Abtheilungen derselben an, Afterclassen der vier edlen Casten, **Burum Ssunker** genannt, welche aus mannigfaltigen Mißheirathen der verschiedenen Glieder oder Stände der vier edeln Casten entstanden sind, auf denen zwar nicht die strenge Verachtung der fünften unedlen oder verworfenen Menschenclasse haftet, die aber doch außer den Schranken der reinen vier edeln Casten versetzt sind. Diese ver-

mischten Castenzweige machen zuletzt den Uebergang zu der fünften unedlen Caste, welche Nischa, Parria und Peleja heißt, d. i. verächtliche, schlechte, unreine, unedle Menschenclasse. Diese Caste besteht aus den unglücklichen Menschen, welche alles das thun müssen, was sonst niemand, ohne sich zu verunreinigen, thun darf. Sie werden nicht nur selbst als unrein geachtet, sondern verunreinigen auch alle Personen und Dinge, denen sie zu nahe kommen. Sie sind deshalb auf alle Art im bürgerlichen Leben nachtheilig ausgezeichnet, und durch vorgeschriebene Regeln in Rücksicht ihrer Lebensart, Wohnung und Habseligkeiten gebrandmarkt, dürfen die Pagoden oder Tempel der übrigen Casten nicht besuchen, sondern haben ihre abgesonderten, eigenen Pagoden und Religionsübungen, dürfen die Häuser der andern Casten nicht betreten (wenn es ja aus Unvorsichtigkeit geschieht, oder im Falle der Nothwendigkeit nicht verhütet werden kann, wird ein solcher Ort auf religiöse Art wieder gereinigt), müssen die öffentlichen Märkte vermeiden, dürfen sogar nur ihre eigenen Brunnen haben, die sie zur Warnung mit Thierknochen einfassen müssen, wohnen in elenden Hütten, von Städten und Dörfern entfernt, daß ihre Atmosphäre nicht anstecke, sind von aller gesetzlichen Nahrungsweise der übrigen Casten ausgeschlossen, und essen daher auch Rind- und alles andere Fleisch ohne Unterschied. Zu den Hindus gehören die Seiks, Dschaten, Rasbuten, Maratten, Singalesen, Tamuler, Wadtuger, Gikhers oder Kakaren, Grassias, Gounds oder Goands, Kallers oder Kallier ꝛc., wovon einige zu der mohammedanischen Religion übergetreten sind, andere, wie die Seiks, ihre eigene Religion haben. Uebrigens vgl. man die Art. Indien, Indische Literatur, Indische Mythologie und Religion u. Indische Sprachen.

Hipparchos. 1. Ein Sohn des Pisistratus und Bruder des Hippias, ein Freund und Beförderer der Kunst und Wissenschaft, wie sein Vater (s. Hippias). 2. Einer der berühmtesten griechischen Astronomen aus Nicäa in Bithynien, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. Er lebte meist zu Alexandria, damals dem Hauptsitz der Gelehrsamkeit, und machte sich vorzüglich verdient durch eine genauere Bestimmung des Sonnenjahres, der Excentricität der Sonnenbahn und andere astronomische Berechnungen. Auch verfertigte er ein ausführliches und genaues Sternenverzeichniß und eine Himmelssphäre. Von seinen Schriften ist noch Einiges vorhanden, was man in des Petavius Uranologie findet. Ihn hat vorzüglich Ptolemäus in seinem großen astronomischen Werke, das wir noch haben, benutzt.

Hippodamia hießen mehrere Frauen des Alterthums, z. B. die Gemahlin des Pirithoos, Königs der Lapithen. Die berühmteste ist wohl die schöne Tochter des Königs von Pisa in Elis, des Oenomaos. Weil diesem geweissagt worden war, sein künftiger Eidam werde ihn tödten, so machte er die Bedingung, daß jeder, der sich um seine Tochter bewerben würde, mit ihm ein Wettrennen zu Wagen bestehen, und, wofern er, ehe sie an das Ziel kämen, ihn erreichte, durch seine Hand fallen sollte. So gelang es ihm, 13, nach Andern gar 17 Freier zu tödten, bis endlich Pelops durch Bestechung des Wagenlenkers es dahin brachte, daß Oenomaos mitten im Rennen stürzte, wobei er sein Leben verlor. So wurde Hippodamia die Gemahlin des Pelops, und Mutter des Atreus und Thyestes. Sie tödtete sich selbst aus Gram über den Vorwurf, diese ihre Söhne zum Brudermord verleitet zu haben.

Hochberg (Graf Carl Leopold Friedrich von), großherzogl. badenscher Generallieutenant, geb. zu Carlsruhe den 29. Aug. 1790, aus der zweiten Ehe des Vaters des jetzt regierenden Großherzogs, des Markgrafen Carl Friedrich, mit Luise Freiin Geyer von Geyersberg, die den 26. Mai 1796 zur Reichsgräfin von Hochberg erhoben wurde. Dieser Prinz, welcher, wenn der jetzt regierende Großherzog keine männlichen Erben hinterlassen sollte, dessen Nachfolger seyn würde, commandirte die badenschen Truppen unter dem Marschall Duc de Belluno in Rußland. Er zeichnete sich bei mehrern Gelegenheiten, vorzüglich den 25. November an der Berezina aus. In der Schlacht bei Leipzig ward er gefangen. Darauf erhielt er im J. 1814 den Oberbefehl über das badensche Truppencorps, welches zu dem Heere der Verbündeten stieß. Er commandirte die Heeresabtheilung im Niederelsaß, wo den 12. April 1814 die Festung Pfalzburg den Alliirten die Thore öffnete. Den 16. April that dies auch das seit fünf Monaten gesperrte Straßburg, in Folge eines am 15. zu Brumath zwischen ihm, als dem Commandanten des Blokadecorps, und dem Gouverneur von Straßburg, Grafen von Broussier, durch den badenschen General v. Franken und den französischen General Humbert abgeschlossenen Waffenstillstandes. Seiner Tapferkeit wegen gab ihm der Kaiser von Oesterreich im Nov. 1814 den St. Stephansorden. Im J. 1816 begab sich der Graf von Hochberg in Beziehung auf die Angelegenheiten des südlichen Deutschlands nach Berlin und Petersburg. Im J. 1817 commandirte er die alliirten Truppen im Oberelsaß und hatte sein Hauptquartier zu Colmar. — Sein Bruder, Graf Wilhelm Ludw. Aug. Graf von Hochberg (geb. den 8. April 1792) ist ebenfalls großherzogl. badenscher Generallieutenant und Chef eines Regiments. Sein jüngster Bruder, Maximilian Graf von Hochberg, ist großherzogl. badenscher Oberstlieutenant der Cavallerie.

Hoche (Lazare), einer der vorzüglichsten Heerführer, welche der französische Freiheitskrieg hervorgebracht hat. Er war den 24. Febr. 1768 zu Montreuil bei Versailles geboren, der Sohn eines Aufsehers der Jagdhunde des Königs und kam mit 14 Jahren als Stalljunge in den königl. Marstall. Seine Neigung zum Militärstande trieb ihn, mit 16 Jahren im Regiment der französischen Garden Dienste zu nehmen. Des Tages verrichtete er Lohnwachten und alle Arten von Arbeiten, und schaffte sich von dem Ertrage dieser Anstrengungen Bücher an, die er des Nachts las. Bei dem Ausbruche der Revolution trat er sogleich zur Volkspartei über, nahm bei dem vierten Regimente der pariser Stadtgarde Dienste, zeichnete sich bald durch seinen Eifer und seine Geschicklichkeit aus, und wurde Adjutantunteroffizier. Im J. 1792 wurde er Lieutenant und studirte nun die Kriegswissenschaften mit großem Eifer. In der Belagerung von Thionville gab er Proben von Unerschrockenheit und großen militärischen Kenntnissen, und wurde Adjutant des Generals Leveneur. Nach der Schlacht bei Neerwinden und Dumouriez Abfall ging er mit diesem nach Paris, trat dort mit seinem Operationsplan vor dem Wohlfahrtsausschusse auf, gewann den Beifall desselben und wurde als Generaladjutant zur Vertheidigung von Dünkirchen abgeschickt. Hoche begeisterte alles durch seine Reden und sein Beispiel, schlug alle Angriffe der Engländer ab, und schwang sich durch diese Vertheidigung schnell zum Brigade- und Divisionsgeneral empor. Er war noch nicht 24 Jahre alt, als er das Commando der Moselarmee erhielt.

Diesem noch ungeübten Heere flößte er sogleich seinen militärischen Geist und seine rasche und entschlossene Art zu handeln ein. Er wollte die Feinde aus dem Elsaß vertreiben; allein er hatte die erfahrensten Truppen von ganz Europa unter dem Herzog von Braunschweig gegen sich. Vergebens hatte er drei Tage lang die Linien von Kaiserslautern gestürmt; er mußte sich zurückziehen. Da beschloß er, die am Unterrheine stehenden Oesterreicher zu umgehen, ging bei dem schlechtesten Wetter und durch die schlechtesten Wege über die Vogesen, schlug am 26. Dec. Wurmser bei Weißenburg, befreite Landau, eroberte Germersheim, Speier, Worms u. s. w. und vertrieb die Oesterreicher aus dem Elsaß. Durch seine Freimüthigkeit dem Deputirten St. Just mißfallend, wurde er von diesem entsetzt, verhaftet und nach Paris geführt. Ohne die Revolution vom 9ten Thermidor hätte er sicher das Schaffot bestiegen. Der Convent ernannte ihn nach derselben zum Anführer der Küstenarmee von Brest. Nach so vielen Generalen, durch deren Maßregeln der Bürgerkrieg in der Vendée nur verlängert worden war, glaubte er durch Milde mehr als durch Gewalt siegen zu müssen. Nachdem ihm der Oberbefehl über die drei gegen die Royalisten stehenden Armeen anvertraut worden war, nährte er die Hoffnung des Sieges, allein die Unterhandlungen der Conventsdeputirten führten einen unsichern Frieden herbei. Als die Feindseligkeiten wieder ausbrachen, und die Emigrirten in Quiberon landeten (Juni 1795), behielt er allein mitten in der Verwirrung jene Kaltblütigkeit, welche die Gefahren beherrscht. Er beschloß die Erstürmung des Forts Penthievre gegen die Ueberzeugung seines Kriegsrathes. Das Fort wurde mit dem Degen in der Faust genommen, die Royalisten wurden in das Meer getrieben und zum Unterhandeln gezwungen. Er foderte von ihnen die Auslieferung ihrer Häuptlinge, allein der Convent befahl die allgemeine Niedermetzelung. Darüber erzürnt, legte Hoche das Commando von Morbihan in die Hände des Generals Lemoine nieder, und ging mit seinen übrigen Truppen nach St. Malo. Als das Directorium die Zügel der Regierung bekam, wurde Hoche beauftragt, Charette und die Vendée zu unterwerfen. Man vertraute ihm eine Gewalt an, die vor ihm noch kein General gehabt hatte. Hoche bemächtigte sich aller militärischen Punkte der Vendée, brachte die Landleute durch die strenge Disciplin seiner Armee zur Ruhe, schmeichelte den Priestern, schwächte und entzweite die Royalisten, und schlug sie überall mit leichten Colonnen, die er gegen sie gebrauchte; allein er hatte auch gegen Neid und gegen seine eigene Partei zu kämpfen. Charette und Stofflet fielen in seine Hände, in der Vendée wurde die Ruhe hergestellt, und Hoche wendete sich nach Anjou und der Bretagne. Gleich glücklich und gewandt, stellte er auch hier in kurzer Zeit die lang vermißte Ruhe her und am 16. Juli 1796 erklärte das Directorium, daß Hoche und seine Armee sich um das Vaterland hoch verdient gemacht hätten. Hoche faßte jetzt den großen Plan, nach dem Innern Englands den Bürgerkrieg, den dies in Frankreich so lange genährt hatte, hinüber zu spielen, und ihm Irland zu entreißen. Nachdem er alle diesem Unternehmen entgegenstehenden Hindernisse besiegt hatte, ging er am 15. Dec. in Brest nach Irland unter Segel, allein ein fürchterlicher Sturm zerstreute die Flotte, und er befand sich allein an der feindlichen Küste. So scheiterte das kühne Unternehmen. Nach seiner Zurückkehr erhielt Hoche das Commando der Maas- und Sambrearmee. Er eröffnete 1797 den Feldzug durch einen kühnen Uebergang über den Rhein im

Angesichte der Feinde. In vier Tagen hatte er mit seiner Armee 35 Meilen gemacht, in drei Schlachten und fünf Treffen gesiegt, und bereits Wetzlar genommen; da hielt die Nachricht von dem in Italien geschlossenen Waffenstillstande seinen Siegeslauf auf. Nachdem er noch im Kampfe der innern Parteien dem Directorium seinen Arm zu leihen sich bereit gezeigt hatte, starb er plötzlich den 15. Sept. 1797 in Wetzlar, wahrscheinlich an Gift. Hoche war ein geborner Soldat und einer von denen, die sich aus dem Volke durch angeborne Größe emporgearbeitet; stolz und ehrgeizig wie Cäsar, war er oft auch so groß und hochherzig wie dieser.

† Hof, hat über 700 Häuser, vier Kirchen, ein Gymnasium mit einer Bibliothek, ein reiches Hospital, ein Waisenhaus und 3000 Einwohner. Die Straßen sind erleuchtet, breit und gut gepflastert, die meisten Häuser aber altmodisch gebaut; doch sind in neuern Zeiten mehrere große Häuser erbaut und die Vorstädte durch geschmackvolle Gärten verschönert worden. Hof treibt einen äußerst beträchtlichen Transitohandel und einen für die ganze Gegend Gewinn bringenden Activhandel mit Baumwollengarn, davon viel in die Schweiz und nach Sachsen geht, Flor, Cattun, baumwollenen Tüchern, Leinwand, Wollenzeug und Tuch, welche theils in den Fabriken der Stadt, theils auf dem Lande verfertigt werden. Auch der Feldbau, die Gerbereien, die Bierbrauerei und Viehmastung gehören unter die beträchtlichen Nahrungszweige der Einwohner. 1791 waren hier 800 Baumwollenweber beschäftigt, und man rechnete den reinen Ertrag der Fabrikate auf 320,000 Fl.

Hoffmann (Friedrich), dieser berühmte Arzt, wurde 1660 zu Halle in Sachsen geboren, studirte bei Caspar Kramer in Erfurt die Chemie und widmete sich dann dem Studium der Medicin. Nach Vollendung seiner Studien beschäftigte er sich ausschließlich mit der Chemie, und gab 1682 eine Abhandlung: De cinnabari antimonii, heraus, welche ihm den Ruhm eines geschickten Chemikers erwarb, den er als Lehrer der Chemie an der Universität Jena noch vergrößerte. Als der Churfürst Friedrich III. von Brandenburg 1693 die Universität Halle gründete, wurde er zum ersten Professor daselbst ernannt, und er entwarf ganz allein die Statuten der medicinischen Facultät. Sein Ruf verbreitete sich bald in und außer Deutschland, und mehrere Akademien ernannten ihn zum Mitgliede. Er machte oft Reisen an die vorzüglichsten Höfe, und wurde mit Ehren und Reichthümern überhäuft. Nach einem thätigen Leben starb er den 12. Nov. 1742 in seiner Vaterstadt. Hoffmanns Charakter war sanft und bescheiden; sein Streit mit Stahl, sonst sein Freund, dann sein Nebenbuhler, führte ihn nie über die Gränze des Anstandes. In seiner Wissenschaft vertheidigte er mit tiefer Ueberzeugung die Lehre des Mechanismus, hatte gründliche Einsichten in der Medicin und war ein großer Practiker. Er war ein großer Freund einfacher oder sogenannter Hausmittel, und pflegte zu sagen: wenn man gesund bleiben wolle, müsse man Medicin und Aerzte meiden. Ihm verdanken wir auch die sogenannten Hoffmannischen Tropfen, eines der vorzüglichsten besänftigenden Mittel. Sein wichtigstes Werk ist die Medicina rationalis systematica. Halle 1730, 9 Bde.

Hoffmann (E. T. A.), einer unserer vorzüglichsten Schriftsteller im Felde des Romans und der Erzählung, ist 1778 zu Königsberg in Ostpreußen geboren, studirte auf der dortigen Universität die Rechte, arbeitete dann bei der Oberamtsregierung in Groß-Glogau

und dem Kammergericht in Berlin, ward 1800 Assessor bei der Regierung in Posen, 1802 Rath bei der Regierung in Plozk und ging 1803 in gleicher Eigenschaft nach Warschau. Der Einmarsch der Franzosen 1806 endigte hier seine Laufbahn. Ohne Aussichten im Vaterlande und ohne Vermögen, nahm er seine musikalischen Kenntnisse in Anspruch, um, was er früher als Liebhaberei betrieben hatte, als Erwerbzweig zu nützen. Er folgte im Herbst 1808 einer Einladung des Grafen Julius von Soden nach Bamberg als Musikdirector an dem dort neuerrichteten Theater, das aber bald wieder geschlossen ward. Er ertheilte jetzt Musikunterricht, und arbeitete für die Leipziger musikalische Zeitung. Im Jahr 1812 bekam er einen Ruf als Musikdirector bei der Joseph Seconda'schen Gesellschaft, traf zu dem Ende Ostern 1813 in Dresden ein, und blieb in dieser durch die Kriegsereignisse in Sachsen beunruhigten Lage bis 1815, wo es ihm gelang, in seinem Vaterlande in die alten Dienstverhältnisse zurückzutreten. Er ward 1816 als Rath bei dem königlichen Kammergericht in Berlin wieder angestellt. Von Jugend auf hat Hoffmann eine überwiegende Neigung zur Musik gehabt, und dem Studium dieser Kunst seine Nebenstunden gewidmet. Seine Lehrer im Generalbaß und Contrapunkt waren der Organist Podbielski in Königsberg, und später in Berlin der Capellmeister Reichardt, der sich seines Landsmanns getreulich annahm. In Posen brachte Hoffmann das Göthe'sche Singspiel: Scherz, List und Rache, aufs Theater, in Warschau die lustigen Musikanten von Clemens Brentano u. s. w. Anlaß zur Schriftstellerei gab ihm zunächst die Verbindung mit Rochlitz als Redacteur der musikalischen Zeitung. Die Aufforderung, die dort zerstreut erschienenen Aufsätze zu sammeln, veranlaßte ihn zur Herausgabe der **Phantasiestücke in Callot's Manier** (4 Bde.). Diesen folgten 1816 die **Elixire des Teufels**, und verschiedene in Almanachen und sonst zerstreut gedruckte Erzählungen. Der tiefe, geheimniß- und deutungsvolle Sinn, den der Verfasser in alle seine Erzeugnisse zu legen weiß, geben ihnen ein mehr als vorübergehendes Interesse; allenthalben läßt uns der Verfasser Blicke in das Innerste der Außenwelt wie des Menschen thun. Besonders scheint er sich in schaurigen Nachtstücken, die er in kühnen Zügen oft bis zum Graus und Entsetzen Erregenden ausführt, zu gefallen; aber auch durch die grellsten Dissonanzen dringt er glücklich zur harmonischen Auflösung hindurch.

Hofgeismar, eine fünf Stunden von Cassel entfernte Landstadt, bei welcher sich eine seit länger als einem Jahrhundert bekannte Mineralquelle befindet. Nach der Beobachtung eines **Tilenius**, **Delius**, **Schröder** und **Waitz**, welche dieser Heilquelle eigene Abhandlungen gewidmet haben, gehört dieselbe zur Classe der salinisch-martialischen; die Badequelle enthält außerdem aber noch eine seifenartige Erde, deren wohlthätige Wirkung auf das Hautsystem allgemein anerkannt ist. Die Krankheiten, bei welchen das Hofgeismarer Wasser besonders wirksam befunden worden, sind folgende: Allgemeine Schwäche des Körpers und einzelner Theile, Lähmungen und Contracturen, besonders nach Verwundungen, Verschwinden einzelner Glieder, langwierige Hautausschläge, Flechten und hartnäckige Krätze, alte Geschwüre, wobei sich besonders der Badeschaum sehr wirksam zeigt, Gicht, chronischer Rheumatismus, Atrophie, Skrofelkrankheit, englische Krankheit der Kinder, Stockung im Unterleibe, Verschleimung der Eingeweide, anfangende Schleimschwindsucht, Hämorrhoi-

den, Irregularitäten der monatlichen Periode, weißer Fluß, Hypochondrie, Hysterie und selbst Melancholie. — Im Jahr 1817 ist diese Badeanstalt noch durch Anlegung von Schlammbädern wesentlich verbessert worden. (S. Beschreibung der Heilquellen zu Hofgeismar in Churhessen, von Dr. Ferd. Wurzer. Leipz. bei Barth 1816) KM.

Hogendorp (Carl, Graf von), geb. im Haag, holländischer Gesandter in Petersburg, dann Gouverneur auf der Ostküste von Java, von welchem Posten er, da man über seine Verwaltung klagte, abgerufen wurde. Unter dem König Ludwig Bonaparte war er 1806 Kriegsminister, dann dessen Gesandter in Wien 1807, in Berlin 1809 und in Madrid 1810. Im Januar 1811 ernannte ihn Napoleon, dem er stets sehr ergeben war, zum Divisionsgeneral, im März zu seinem Generaladjutanten und den 1. Juni 1812 zum Gouverneur von Breslau, wo er den 10. Aug. zur Geburtsfeier des Kaisers ein glänzendes Fest gab. Hierauf übernahm er den Befehl über die Truppen, welche Hamburg besetzten, wo er sich durch eine außerordentliche Härte und Strenge verhaßt machte. Nach Bonaparte's Fall zog er sich in sein Vaterland zurück, stellte sich aber wieder unter die französischen Fahnen bei Waterloo. In Folge dieser Niederlage blieb er ohne Anstellung und schiffte sich daher 1816 nach Amerika ein. Im Juni 1817 erschien unter seinem Namen ein Werk, das neue Ansichten von dem Colonisationssystem enthält: Du système colonial de la France sous le rapport de la politique et du commerce, nebst einem Tableau de tous les établissemens coloniaux et du commerce des Européens dans les autres parties du monde. — Sein Bruder, der Graf von Hogendorp, war niederländischer Gesandtschaftssecretär in Paris im October 1814. Ueberhaupt kommen in der neuern Geschichte des Königreichs der Niederlande zwei dieses Namens vor: G. K. von Hogendorp und J. von Hogendorp, die sich als treue Anhänger des Hauses Oranien bewiesen haben, und daher zu den wichtigsten Aufträgen und Aemtern des neuen Staats gewählt worden sind.

Hohenlohe. Noch sind in Franken, nicht fern von Hollach und Uffenheim, die Ruinen der Burg Hohenlohe zu sehen. Dorther stammen die ehemaligen Grafen, nun Fürsten von Hohenlohe, die Nachkommen Herzogs Eberhard von Franken, Bruders des deutschen Königs Conrad I., deren erster unter dem Namen Crato im 9ten Jahrhundert vorkommt. In zwei Linien blühte ehedem dies Haus, die sich Hohenlohe-Brauneck und Hohenlohe-Hohenlohe nannten. Nachdem aber die erstere 1390 beim Absterben der Gebrüder Conrad und Gottfried erloschen war, theilte sich die hohenlohische 1. in die oberländische zu Weikersheim und Schillingsfürst, und 2. in die unterländische zu Neuenstein und Waldenburg; aber auch jene, die oberländische, erlosch (1546) mit dem Grafen Wolfgang, so wie von der unterländischen der Zweig von Neuenstein (1550) mit Grafen Albrecht verblühte. Die drei Söhne des verstorbenen Grafen Georg zu Waldenburg theilten das ganze ihnen zugefallene Erbe; es erhielt der älteste, Ludwig Casimir, die neuensteinischen Lande, der zweite, Eberhard, die waldenburgischen, und der jüngste, Georg, Weikersheim und Schillingsfürst; doch des Letztern Leben war nur kurz, und Weikersheim fiel nun an Casimir, so wie Schillingsfürst an Eberhard, wodurch die noch bestehenden beiden Hauptlinien, die neuensteinische oder evangelische, und die waldenburgische oder catholische,

gegründet wurden. Zu der neuensteinischen oder evangelischen Hauptlinie gehören die Linien: Hohenlohe-Langenburg (Residenz Langenburg), Hohenlohe-Ingelfingen (Residenz Oehringen), Hohenlohe-Kirchberg (Residenz Kirchberg); diese drei Linien besitzen etwa die Hälfte des Fürstenthums Hohenlohe, ferner die obere Grafschaft Gleichen unter gothaischer Hoheit, und Ingelfingen mehrere mittelbare Herrschaften in Sachsen und in der Lausitz; zu der waldenburgischen oder catholischen Hauptlinie gehören die Linien: Hohenlohe-Bartenstein zu Bartenstein, Hohenlohe-Jaxtberg zu Jaxtberg und Hohenlohe-Schillingsfürst. Sie besitzen die zweite Hälfte des Fürstenthums Hohenlohe und außerdem die vormaligen würzburgischen Oberämter Jaxtberg, Haltenbergstetten, Laudenbach und Braunsbach. Als die Kaiser Carl VII. und Franz I. (1744 und 1764) die Abstammung der Grafen Hohenlohe aus dem herzoglich fränkischen Geblüt anerkannt hatten, wurden sie in den Reichsfürstenstand und ihre Lande zu unmittelbaren Fürstenthümern erhoben. Der Reichsreceß vom Jahr 1803 verlieh ihnen auch drei Stimmen im Reichsfürstenrathe; allein die Auflösung des deutschen Reichskörpers, welche auch jenen Fürstenrath vernichtete, und die Acte des rheinischen Bundes machte die Fürsten von Hohenlohe zu Vasallen, theils des Königs von Baiern, theils des Königs von Würtemberg, welcher Letztere (im Juni 1808) ihnen das Kron-Erb-Marschallamt in seinem Königreiche ertheilte. Die Fürsten von Hohenlohe sind auch, nachdem der Rheinbund wieder aufgehört hat, mediatisirt geblieben. Die Succession geschieht in diesem Hause nach dem Recht der Erstgeburt, das bei den verschiedenen Linien zu verschiedenen Zeiten eingeführt worden ist; ein Hausgesetz gibt dem ältesten Fürsten des Gesammthauses das Seniorat. Das Fürstenthum Hohenlohe enthält 22 Quadratmeilen mit 64,000 Einwohnern, davon der bei weitem größere Theil mit 61,000 Einwohnern unter königlich würtembergischer Landeshoheit steht und zu dem Jaxtkreise dieses Königreichs geschlagen ist; nur ein Theil der hohenlohe-schillingsfürstlichen Besitzungen mit 3000 Einwohnern steht unter königlich baierscher Hoheit, und gehört zu dem Rezatkreise dieses Königreichs. Das Fürstenthum Hohenlohe wird von den Flüssen Kocher, Jaxt, Tauber und Wernitz bewässert. Der größte Theil besteht aus schönen großen Thälern, durch welche nur Berge von mittelmäßiger Höhe ziehen, die auf der Südseite viele Weinberge, und auf der Nordseite gute Getreidefelder, und auf ihren Höhen die trefflichsten und wildreiche Waldungen tragen. Der Ackerbau und Weinbau werden daher stark getrieben; besonders wichtig aber ist die Rindviehzucht und der Handel damit äußerst ansehnlich und einträglich. Vorzüglich wird in dem Städtchen Künzelsau ein bedeutender Viehhandel nach Straßburg und von da nach andern französischen Städten getrieben. Auch hat das Land einträgliche Eisenbergwerke, Gips, Kalk, Salz und Mineralwasser. Vor der Mediatisirung dieses Landes schätzte man die jährlichen Einkünfte der sämmtlichen Fürsten auf 470,000 Fl.

Hohenlohe-Bartenstein-Jaxtberg, jüngere Linie des Hauses Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein, von der Waldenburger Hauptlinie. Der Stifter dieser neuen Nebenlinie zu Jaxtberg, seit dem 23. Febr. 1803, Fürst Carl Joseph Ernst Justin, geb. den 12. Dec. 1766, königl. französischer und kaiserl. russischer Generallieutenant von der Armee, residirt zu Haltenbergstetten. Er ist der jüngere Bruder des Fürsten Ludwig Aloys, und war stets wie dieser ein treuer Anhänger des Hauses Bourbon. Daher commandirte er ein

Regiment Hohenlohe in der Armee des Prinzen Condé. Im J. 1795 stand Prinz Carl mit dem Regimente im Breisgau. Hier ernannte ihn der Regent von Frankreich, Monsieur, zum Lohn für seinen Eifer zum Marechal de Camp und gab ihm den Ludwigs-Orden. Wegen Kränklichkeit trat der Prinz das Commando seines Regiments an den Chevalier Durand ab. Im Jahr 1796 verlor es in den Gefechten bei Schussenried, Biberach u. s. w. an 400 Mann, darunter 42 Offiziere. Als die Legion Hohenlohe 1797 mit dem Condéschen Heere in russische Dienste trat, erhielt Prinz Carl vom Kaiser Paul I., mit dem er durch seine Gemahlin (Henriette, Herzog Ludwig Eugens von Würtemberg Tochter) verwandt war, den Grad eines Generallieutenants; doch konnte er nach den dortigen Verhältnissen die Legion nicht selbst commandiren, sondern mußte sie abermals dem Chevalier Durand übergeben. Der König Ludwig XVIII. schrieb an ihn bei dieser Gelegenheit, daß er ihn und sein Corps fortdauernd als in seinen Diensten stehend betrachte, indem er letzteres dem Kaiser von Rußland nur darleihe. — Hielt sich Prinz Carl in seinem Lande auf, so übte er stets gegen die Opfer der französischen Revolution jede Art von Gastfreundschaft aus. Seine Schlösser standen jedem Unglücklichen offen. Eins derselben nahm ein ganzes Seminarium von St. Sulpice auf, welches Deutschland viele Priester gab, und nach 20 Jahren in den Schooß der französischen Kirche zurückkehrte. Als dem Prinzen Carl sein erster Sohn geboren wurde, bat er den König Ludwig XVIII., desselben Taufzeuge zu seyn, was dieser mit dem Wunsche that, daß sein Taufsohn einst die edle Gesinnung seines Vaters erben möchte. Ungeachtet seiner Verwandtschaft mit dem König von Würtemberg weigerte sich Prinz Carl standhaft, unter den Fahnen des Rheinbundes für die Sache Bonaparte's zu kämpfen. Nach der Rückkehr des Königs auf den Thron von Frankreich, bot er ihm seine Dienste an, und erhielt von ihm im Jahr 1815 den Grad eines Generallieutenants, so wie für den Erbprinzen, den Pathen des Königs (Ludwig Albrecht Constantin, geb. den 5. Juni 1802), die Erlaubniß, die Uniform der Legion seines Oheims, des Prinzen Ludwig, zu tragen.

† Hohenlohe-Ingelfingen (Friedrich Ludwig, Fürst von), gestorben den 15. Febr. 1818. Sein Sohn, Fürst August von Hohenlohe-Oehringen, ist königl. würtembergischer Generallieutenant und residirt zu Oehringen.

Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein, die ältere Linie der Waldenburger Hauptlinie, deren Senior jetzt der Fürst Ludwig Aloys Joachim (geb. den 18. August 1765) ist. Er überließ im November 1806 seine Besitzungen seinem ältesten Prinzen Carl August Theodor. Fürst Ludwig Aloys ist mit der Anciennetät vom 23. Febr. 1806 königl. französischer Generallieutenant und Ober-Colonel der ausländischen Legion, oder der Legion von Hohenlohe, und lebt gegenwärtig zu Lüneville. Das Haus Hohenlohe hat zu allen Zeiten Fürsten gehabt, die der Krone Frankreich sehr ergeben waren; so unter der Regierung Franz I., Heinrichs IV., und während der Regentschaft der Anna von Oesterreich, wie in den Zeiten der Revolution. Daher erlaubten die Fürsten von Hohenlohe, ungeachtet des dringenden Abmahnungsschreibens von Seiten des Kaisers, des Königs von Preußen (vom 8. März 1792) und des fränkischen Kreises, daß in ihren Landen die französischen Ausgewanderten, namentlich die Legion Mirabeau, im Jahr 1791 sich aufhalten konnten; letztere ward von ihnen mehrere Monate hindurch

unterstützt. Endlich schloßen sie den 3. Febr. 1792 mit dem Regenten Monsieur und dem Grafen Artois eine Capitulation, nach welcher zwei Regimenter Fußvolk in ihren Landen geworben wurden, das eine von dem regierenden Fürsten von Hohenlohe, dem Vater der Prinzen Ludwig und Carl, das andere von ihrem Großoheim, dem Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst. Die Prinzen Carl und Ludwig waren als Obersten die Eigenthümer dieser Regimenter, und führten sie im April unter die Fahnen des Prinzen von Condé. Beide Corps mußten im Laufe jener mörderischen Feldzüge oft ergänzt werden, und zu ihrem Unterhalte brachten die Häuser Hohenlohe-Bartenstein und Schillingsfürst beträchtliche Opfer. Die hohenlohischen Truppen zeichneten sich in mehreren Treffen durch Tapferkeit aus. Prinz Ludwig focht in der Vorhut des Heeres des Prinzen Condé, und stellte sich selbst an die Spitze der Stürmenden bei dem Angriff auf ein verschanztes Lager in den Weißenburger Linien, wo er 5 Kanonen eroberte, und den Sieg entschied. Am Ende des Feldzugs von 1793 traten beide Regimenter in eins vereinigt in holländische Dienste, wo sie die Bommel-Insel vertheidigten. Als hierauf der Feind über die zugefrorne Maas gegangen war, sah sich das Regiment Hohenlohe umzingelt; es schlug sich aber durch, zog sich hinter die Waal, und Prinz Ludwig machte 14 Stunden weit, unaufhörlich in seinen Flanken und im Rücken angegriffen, einen meisterhaften Rückzug. Von 1400 Mann, so stark war das Regiment im Anfange des Feldzuges, blieben ihm jetzt nur noch 300. Das Haus Hohenlohe machte neue Anstrengungen, um es wiederherzustellen. Damals schrieb der Regent aus Verona (den 28. Mai 1795) an den Prinzen von Bartenstein, daß, wenn einst der Thron der Bourbons wieder aufgerichtet sey, ein Regiment Hohenlohe im französischen Dienste ein dauerndes Denkmal der treuen Anhänglichkeit des Hauses Hohenlohe an die Sache der Bourbons werden solle. Dies ging 22 Jahre später in Erfüllung. — Prinz Carl übernahm jetzt das Regiment, welches nun fortwährend bei dem Condéschen Armee-Corps stand, bis dieses im Jahr 1801 aufgelös't wurde. Prinz Ludwig aber trat in kaiserl. österreichische Dienste. Er warb Truppen im Hohenlohischen, die zu dem Heere unter Clairfait stießen, und nahm als commandirender Oberster des Regiments Kerpen an den Feldzügen von 1796, 1797 und 1798 Theil. Im Jahr 1799 diente er als Generalmajor unter dem Erzherzog Carl. Im Jahr 1806 ward er Generallieutenant, und 1807 Gouverneur von beiden Gallizien. Napoleon ließ ihm die Wiederherstellung der Souverainetät von Hohenlohe anbieten, wenn er zum Rheinbunde träte; allein der Prinz lehnte dies ab, worauf sein Fürstenthum dem Königreich Würtemberg einverleibt wurde. In dem Feldzuge von 1814 commandirte Prinz Ludwig eine Heerabtheilung zu Troyes, wo er die weiße Fahne aufpflanzen ließ, und mehrere Anhänger des Hauses Bourbon (z. B. den Herrn von Widrange) der Rache Napoleons entzog. Derselbe Eifer für das französische Königshaus bewog den Prinzen Ludwig, im Jahr 1815, — als der Verlust seiner Regentenhoheit entschieden, und die von ihm und fünfzehn andern ehemals regierenden Reichsfürsten und Reichsgrafen den 30. Jan. 1815 dem Congreß zu Wien übergebene Verwahrung ihrer Rechte und Bitte um Wiedereinsetzung ohne Erfolg geblieben war, — den König von Frankreich zu bitten, ihn, zur Belohnung für die geleisteten Dienste, unter die Zahl seiner Unterthanen als Franzosen aufzunehmen. Ludwig XVIII. bewilligte ihm dies nicht

nur, sondern ernannte ihn auch zum Commandeur des St. Michael- und des heil. Geistordens, ertheilte ihm den Rang eines Generallieutenants, machte ihn zum Inspecteur der Infanterie, und wies ihm und seiner Familie als beständigen Wohnsitz das Schloß zu Lüneville an. Zugleich befahl der König von Frankreich, daß die ausländische Legion forten den Namen Legion Hohenlohe führen und Prinz Ludwig der Obercolonel derselben seyn solle. Als Großmeister des hohenlohischen Hausordens vom Phönix hat Prinz Ludwig diesen Orden mehrern Franzosen und andern Kriegern ertheilt, die unter ihm für die Sache der Bourbons gekämpft haben. Der König von Frankreich bestätigte denselben und bestimmte die Zahl der Ritter und Commandeurs. Endlich ist der Prinz Ludwig Präsident einer Wohlthätigkeitsanstalt, welche die Prinzessin von Hohenlohe, seine zweite Gemahlin, eine geborne Gräfin vom Salm-Reiferscheid, zu Lüneville gestiftet hat.

† Hohenzollern. Das Areal von Hohenzollern-Sigmaringen besteht in 20 Quadratmeilen, die Bevölkerung in 39,000 Einwohnern. Die Donau und die Lauchart durchfließen diese Lande. Der nördliche am linken Donauufer gelegene Theil, von der Alp durchzogen, hat meistens einen steinigen undankbaren Boden, welcher das nothdürftige Getraide nicht hervorbringt, aber reich an Waldungen ist; hingegen der südliche, am rechten Donauufer gelegene Theil enthält viel flaches und fruchtbares Ackerland, so daß viel Getraide ausgeführt werden kann. Eigentliche Fabriken finden sich nirgends. Beide fürstliche Häuser traten 1815 dem deutschen Bunde bei, und haben in der engern Bundesversammlung eine Gesammtstimme mit Lichtenstein, Reuß, Schauenburg-Lippe, Lippe-Detmold und Waldeck. In der weitern Bundesversammlung hat jedes eine besondere Stimme. Die Residenzstädte beider fürstl. Häuser sind Hechingen und Sigmaringen. I.

Hohenzollern (Fürst Friedrich Franz Xaver von), geboren den 21. Mai 1757, Oheim des regierenden Fürsten von H. Hechingen, ist kaiserlich österreichischer wirklicher geheimer Rath, Kämmerer, General der Cavallerie, Inhaber des 2ten Chevauxlegers-Regiments und Commandirender in Illyrien, Innerösterreich und Tyrol. Er diente als Obrister eines österreichischen Kürassier-Regiments mit Auszeichnung 1793 in den Niederlanden, dann seit 1796 als Generalmajor in Italien. Hier trieb er, an der Spitze des Vorzugs des Corps von Provera, den General Augereau im Januar 1797 über die Etsch, schlug bei Angiari unter den feindlichen Batterien Schiffbrücken, und drang, zufolge erhaltenen Befehls, mitten durch die Division Augereau bis Mantua vor, wo er aber am 15. das Fort St. Giorgio vom feindlichen General Miollis besetzt fand. Nach mehrern heftigen Gefechten, und da der Feldmarschall Alvinzi bei Rivoli geschlagen worden war, sah er sich nebst dem General Provera, mit nur noch zwei Bataillons und sechs Escadrons des Vorzugs, und einer großen Anzahl Geschütz, von fünf feindlichen Divisionen umringt, und mußte mit dem Divisionsgeneral Serrurier eine Capitulation abschließen, kraft welcher diese Avantgarde und die Reste des Proveraschen Corps mit allen militärischen Ehren, wie aus einem festen Platze, abzogen. General Provera und die Offiziere wurden kriegsgefangen, jedoch zur österreichischen Armee zurückgeschickt, der Prinz von Hohenzollern aber sogleich auf dem Schlachtfelde gegen den General Fiorillo ausgewechselt. Daher erschien der Fürst schon am 5. Febr. wieder an der Spitze eines österreichischen Corps bei Conegliano, wo er den Marschall Massena am

Uebergange über die Piave verhinderte. Im Feldzuge von 1800 eroberte er die Bocchetta. Im Jahre 1805 deckte er am 17. Oct. den Rückzug des bei Neresheim vom Feinde angegriffenen Generals Werneck, und öffnete seinem Corps den Weg von Trochtelfingen nach Oettingen. Allein der General Werneck folgte ihm nicht dahin, sondern capitulirte; der Prinz hingegen vereinigte sich am 19. bei Gunzenhausen mit dem Erzherzog Ferdinand, und setzte seinen Dienst bei der Armee fort. In der Schlacht bei Eßlingen und Aspern 1809 commandirte er das dritte österreichische Armeecorps. Er schlug die wiederholten Angriffe der feindlichen Cavallerie zurück, blieb die Nacht unter dem Gewehr, und hielt am folgenden Tage den Hauptangriff der feindlichen Heermassen so tapfer aus, daß der Feind, welcher fünfmal Eßlingen gestürmt hatte, sich zurückziehen mußte. Im Kriege mit Rußland 1812 commandirte er die Cavallerie der Armee von Galizien; im Jahre 1813 nahm er an dem Feldzuge gegen die Franzosen in Sachsen Antheil, so wie im Jahr 1814 an dem Kriege in Frankreich. Das Dict. des homm. viv. führt ohne Grund an, daß der Prinz vom oberrheinischen Departement eine außerordentliche Contribution von 123,000 Fr. als Tischgelder für sich und die Offiziere der Truppen erhoben habe. Denn jene Provinz ist nicht von den Truppen, die unter des Prinzen Befehl standen, sondern von einigen alliirten Corps unter verschiedenen Generalen besetzt gewesen, deren Unterhalt von dem Präfecten zu Colmar ausgemittelt wurde, ohne daß weder der Prinz noch sein Armeecorps das Mindeste davon erhielten. Auch von der im niederrheinischen Departement auf den ausdrücklichen Befehl des Fürsten von Schwarzenberg für das combinirte zweite Armeecorps zur Bestreitung der Tafelgelder in Geld erhobenen Contribution hat der Prinz zu Hohenzollern nie einen Heller beziehen wollen.

Holkar, der Geschlechtsname eines der mächtigsten Maratten-Fürsten, dessen Länder im westlichen Hindostan nördlich von Punah liegen. **Malarow-Holkar**, der Große, gründete nach manchem blutigen Abenteuer, durch Kriegsmuth und Staatsklugheit, dieses Herrscherhaus, welches, verbunden mit **Scindiah**, einem andern Marattenfürsten, nördlich vom Nerbuddastrome, dem Hauptsitze der räuberischen Pindarees, den Engländern lange Zeit trotzigen Widerstand leistete, und die Unzufriednen aus der Kriegercaste, welche in dem brittischen Indien nicht mehr wie ehemals vom Raube und der Unterdrückung der Hindus leben durften, unter seinen Fahnen versammelte. Malarow's Nachfolger, **Jeswaul-Row-Holkar**, Subah von Malwa, besoldete 50,000 Mann berittene Krieger und 50,000 M. zu Fuß; allein innere Zwietracht und ein Krieg mit dem Scindiah schwächten seine Macht. Im Jahr 1803 griff er den Peischwah, das Oberhaupt des Marattenbundes, an. Als dieser hierauf bei dem brittischen Statthalter in Bombay Hülfe suchte, mischten sich sofort die Britten in die innern Händel der Maratten und schwächten alle Fürsten dieses Bundes, indem sie dem Peischwah Beistand leisteten. Holkar wurde nach einem tapfern Widerstande besiegt und mußte in den Friedensschlüssen vom 24. Dec. 1805 und vom 2. Febr. 1806 mehrere Provinzen an die brittische Compagnie abtreten, wodurch er alle Verbindung mit dem Meere und mit dem Auslande verlor. Indeß dauerten die räuberischen Unternehmungen der Pindarees gegen das brittische Gebiet fort; sie wurden insgeheim vom Holkar und von Scindiah unterstützt, und als im Jahre 1817 der Peischwah selbst, durch seinen Minister, einen allgemeinen Krieg des westlichen Marattenbundes ge-

gen die Britten erregte, traten auch Scindiah und der junge Holkar, dessen Mutter die Regentschaft führte, unter die Waffen. Aber der Marsch einer brittischen Armee unter dem Generalgouverneur, Marquis von Hastings (Lord Moira), brachte den Scindiah so außer Fassung, daß er einen neuen Bundesvertrag unterzeichnete, durch welchen er mehrere feste Plätze als Bürgschaft seiner Treue an die Britten abtrat. Die Mutter des jungen Molhar-Row-Holkar rückte zwar wie eine Amazone an der Spitze ihrer Armee vor, um sich mit dem Peischwah zu vereinigen; doch die Niederlage dieses Fürsten veranlaßte auch sie, um Frieden zu bitten. Der junge Prinz befand sich damals mit seinen Ministern bei einem andern Heer, und die Minister wagten, gegen die Befehle der verwittweten Fürstin, eine Schlacht, deren Verlust das Schicksal Holkars entschied. Denn bald nach dem Siege, welchen der Generallieutenant Hislop den 21. Dec. 1817 über sein Heer erkämpft hatte, mußte er den 31. Dec. zu Machindpoor den Subjectionsvertrag unterzeichnen, den ihm die Sieger vorschrieben. Als nun auch der Rajah von Berar gefangen und bald nachher der Peischwah selbst gänzlich besiegt war, ließ der Marquis von Hastings die Waffenplätze der Pindarees am Nerbudda angreifen. Ihre Haufen wurden zerstreut. Sie verloren Gepäck, Elephanten und Canonen; ihre Anführer baten um Gnade; der Peischwah wurde abgesetzt und der zwölfjährige Holkar der ostindischen Compagnie zur Erziehung überliefert. Von den 78 Laks Rupien Einkünfte (gegen 8 Millionen Gulden), die der Holkar hatte, sind ihm 12 zu seinem Unterhalt und seinem Hofstaate bestimmt. Uebrigens muß er ein englisches Truppencorps in seinen Staaten (dasselbe ist auch der Fall bei den übrigen Marattenfürsten) unterhalten, eine Festung abtreten und darf ohne Erlaubniß des Generalgouverneurs keinen Europäer oder Amerikaner in seine Dienste nehmen. Doch behält er den prächtigen Titel: Maha-Rajah-Molhar, Row-Holkar (d. i. großer König Molhar, von dem Geschlecht der Fürsten Holkar). Nach diesem Vertrage und nach Vernichtung der Macht des Peischwah kann man den marattischen Fürstenbund als aufgelöset ansehen, und ganz Indien ist gegenwärtig (im Jahre 1818), mit Ausnahme der Provinzen, die dem König von Cabul gehören, der Gewalt der brittisch-ostindischen Compagnie unterworfen.

Holland (Lord Henry Richard Fox), ein ausgezeichnetes Mitglied der Opposition im brittischen Parlament, ist der Neffe des berühmten Fox und geboren im Nov. 1773. Er verlor seine Aeltern frühzeitig, studirte in Oxford, besuchte dann Frankreich und hielt sich mehrere Jahre in Italien auf. Im J. 1796 begleitete er eine schöne Brittin nach Rom, und kehrte mit ihr nach England zurück, wo der Mann derselben auf die Scheidung klagte, und Lord Holland 6000 Pf. St. Entschädigung an ihn zahlen mußte. Im Parlamente sprach er gegen den Krieg mit Frankreich, gegen die neuen Taxen und gegen die Vereinigung Irlands mit England. Er drang auf eine Reform der Parlamentswahl, und widersprach nachdrücklich im Jahre 1799 der vierten, von Pitt durchgesetzten Suspension der Habeas-Corpus-Acte, so wie den Beschränkungen der Preßfreiheit; dagegen drang er auf den Abschluß eines Friedens mit Frankreich. Nach dem Frieden von Amiens begab er sich, um seine Gesundheit wieder herzustellen, mit seiner Familie nach Barcelona, und kehrte erst im Dec. 1804 über Lissabon nach England zurück. Im Mai 1805 erhob er sich gegen Lord Melville's Verwaltung des Seewesens, und protestirte gegen das

Urtheil des Parlaments, welches diesen Minister freisprach. Im Mai 1808 unterstützte er lebhaft das Emancipationsgesuch der irländischen Catholiken; im Juli d. J. schlug er vor, Spanien gegen Napoleons Usurpation kräftigen Beistand zu leisten. Im J. 1810 widersetzte er sich, obwohl vergebens, der Mehrheit, welche nach Lord Liverpools Meinung, den Prinz-Regenten in der Ausübung der königlichen Vorrechte beschränkte. Den 27. Juni 1814 unterstützte er die Motion des Lords Grenville gegen den Friedensartikel, welcher Frankreich den Sklavenhandel noch fünf Jahre lang gestattete. Im Juni 1816 sprach er mit Erfolg für die Sache der Neger in der Colonialverwaltung, und drang darauf, daß die Regierung sowohl als die anglikanische Kirche die Unterweisung der Negersklaven im Christenthum thätiger als bisher befördern sollten. Im Febr. 1817 widersetzte er sich abermals, jedoch ohne Erfolg, der von den Ministern verlangten Suspension der Habeas-Corpus-Acte. Bei dem Hochverrathsprozeß gegen Watson, Thistlewood, Preston und Hoper im Juni d. J. war er, als Mitglied des Oberhauses, bei den Sitzungen der Kingsbench zugegen. Als darauf im März 1818 Graf Montholon und Santini, im Auftrag von Bonaparte, über die Härte der Einschränkungen des gefangenen Exkaisers vor dem Parlamente schriftlich Beschwerde geführt hatten, verlangte Lord Holland die Vorlegung aller von St. Helena angekommenen Papiere; allein seine Motion ward auf die vom Grafen Bathurst gegebenen Erläuterungen, daß jene Beschwerden fast sämmtlich ungegründet, die getroffenen Einschränkungen des Gefangenen aber nothwendig wären, verworfen. Außer mehrern politischen Flugschriften und Gedichten hat Lord Holland eine Nachricht von dem Leben und den Schriften des Lopez Felix de Vega Carpio 1806 (2. A. Lond. 1817, 2 B.) geschrieben, und drei Lustspiele aus dem Spanischen 1807 übersetzt. Auch hat er die von Fox, seinem Oheim, hinterlassene Geschichte der ersten Regierungsjahre Jacobs II. herausgegeben, und mit einer Lobschrift auf den Verfasser begleitet. Im October 1816 ließ er sich von Rom kostbare Kunstwerke kommen. Er ist mit Miß Vassal, der einzigen Tochter eines reichen Eigenthümers in Westindien, vermählt.

* **Holstein**, ein Herzogthum, grenzt im Norden an die Eyder und den holsteinischen Canal, durch welche es von Schleswig getrennt wird, im Osten geht es an die Ostsee und an das Herzogthum Lauenburg, gegen Süden und Westen wird es zuerst durch die Elbe vom Königreiche Hannover getrennt, und darauf von der Nordsee bespült. Die Ausdehnung von Osten nach Westen ist um einige Meilen größer, als die von Norden nach Süden, und der Flächeninhalt ist 153 Quadratmeilen. Die Lage zu den Meeren läßt es als Theil einer Halbinsel betrachten, und was gewöhnlich bei Halbinseln Statt findet, trifft sich auch hier, nämlich ein Höhenzug, ein Theil der großen Verbindung zwischen dem Riesengebirge und den Kjölen, durchzieht es, und zwar von Süden nach Norden, wodurch das Land 2 Hauptsenkungen erhält, indem es an einer Seite zur Elbe und Nordsee, und an der andern Seite zur Ostsee abdacht. Diese Abdachungen unterscheiden sich wesentlich von einander. Die zur Elbe und Nordsee ist sanfter absteigend und größer, als die andere, auch werden hier mehrere Flußgebiete gebildet, von denen die größten zum Elbgebiete gehören, und folgende sind: das der Alster, der Piniau, der Krükau und der Stör. Die Senkung zur Ostsee ist dagegen hügelichter, und nur 2 gebildete Flußgebiete verdienen Erwähnung, das der Schwentine und

der Trave. Aber desto mehr Seegebiete bilden sich hier, von denen die größten vom Plöner und Selenter See sind. Hier in der östlichen Senkung gibt es manche reizende Gegenden; besonders lieblich sind die Umgebungen von Plön, Eutin und Kiel. Der Boden ist bis auf den mittlern Rücken und einige Strecken der andern Abdachungshöhen durchaus fruchtbar, vorzugsweise findet dieses Statt bei den Marschländern an der Elbe und Nordsee, welche 4 Meilen unterhalb Hamburg anfangen, und sich bis zur Breite von 2 Meilen ausdehnen. Aber auch ein großer Theil des Bodens der östlichen Abdachung ist jetzt diesen Marschgegenden gleichzusetzen, welches vorzüglich durchs Mergeln bewirkt ist. An Mineralien ist das Land sehr arm, und man kann dahin nur Salz rechnen, welches aus einer Quelle gewonnen wird, so wie Kalk, welchen ein im Land isolirt liegender Berg liefert. Metalle findet man gar nicht, welches auch eben nicht zu erwarten ist, da der Flötz fast nirgends zu Tage ausgeht. Desto wichtiger sind die Producte des Pflanzen- und Thierreiches in diesem Lande, die Folge des fruchtbaren Bodens. Getraide ist fast immer im Ueberfluß, und aus dem Thierreiche sind die schönen Pferde im Auslande rühmlichst bekannt. Kunstproducte werden im Lande zwar hier und da erzeugt, doch ist dieses von keinem Belang, und es muß von dieser Seite vieles eingeführt werden, ja, da es dem Lande an Metallen fehlt, so sind auch diese roh ein Gegenstand der Einfuhr, wie denn auch Colonialwaaren und Weine zu den Importen gehören. Exportirt wird dagegen aus dem Pflanzenreiche vorzüglich Getraide, und aus dem Thierreiche besonders Pferde und Rindvieh. Die Aus- und Einfuhr der Waaren ist wegen der Lage an 2 Meeren leicht, und könnte wohl durch Anlegung von Canälen im Lande noch mehr erleichtert werden. Vorzüglich wichtig für den Verbrauch der holsteinischen Producte ist das angrenzende Hamburg. Hier findet der holsteinische Bauer leichten und vortheilhaften Absatz seines Rindviehs, von welchem jede Woche der Markt voll ist, wie denn auch Butter und Torf wichtige Artikel sind, die aus dem Holsteinischen nach Hamburg gehen. Als Handelsplätze, vorzüglich für den Umtausch der Waaren, sind Kiel an einem Busen der Ostsee, und Neustadt, ebenfalls an der Ostsee, so wie Glückstadt an der Elbe, und vor allem Altona zu merken. Seit der französischen Revolution ist der Werth der Exporten im Durchschnitt viel größer gewesen, als der der Importen, und trotz der feindlichen Invasion und des Druckes in den letzten Jahren gehört es keinesweges zu den Seltenheiten, reiche holsteinische Bauern zu finden. Auch die Theilnahme an dem grönländischen Robben- und Wallfischfange, wozu die Ausrüstung vorzugsweise in Glückstadt geschieht, verschafft vielen Holsteinern Unterhalt und manchen reichlichen Gewinn. Ueberhaupt ist Holstein ein glückliches Land zu nennen, dem es nicht leicht an den nothwendigen Lebensbedürfnissen fehlen kann, und das gemeiniglich Ueberfluß hat. Für die geistige Bildung der Jugend gibt es im Lande manche Anstalten. So sind in Glückstadt, Altona und Kiel Vorbereitungsschulen zur gelehrten Bildung, und in Kiel ist eine im Jahr 1665 gestiftete Universität, woselbst auch oft Ausländer studiren, obgleich noch häufiger Holsteiner auswärtige deutsche Universitäten besuchen. Sehr großen Nutzen für die allgemeine Volksbildung stiftet auch das im Jahre 1780 errichtete Schullehrerseminar in Kiel; — und wenn auch hier noch Manches zu wünschen übrig bleibt, so ist doch nicht zu läugnen, daß vieles geschehen ist. Die Gesammtzahl der Bewohner dieses Landes beträgt nach einer Zäh-

lung vom Jahre 1771, ungefähr 2000 auf die Quadratmeile, nämlich 340,000 Köpfe, welche in 14 Städten, 23 Flecken und 486 Dörfern leben. Daß die Städte überhaupt von keiner bedeutenden Größe seyn werden, läßt sich erwarten, da kein Ort — Altona ausgenommen — mit außereuropäischen Ländern in unmittelbaren Handelsverbindungen stehet, die Aus- und Einfuhr auf mehrere Oerter vertheilt ist, und endlich Fabriken und Manufacturen im Lande unbedeutend sind. Die wichtigsten holsteinischen Städte sind: Altona; Glückstadt, die Hauptstadt des Landes, liegt an der Elbe und am Flüßchen Stien, der hier einen ziemlich guten Hafen bildet. Die Stadt hat 4500 Einwohner und war sonst eine wichtige Festung, ist aber jetzt geschleift. Hier ist, wie schon erwähnt, der Sitz der Landesregierung; Rendsburg an der Eyder, wo der holsteinische Canal, der den Kieler Hafen mit der Eyder verbindet, aufhört, ist eine wichtige Festung mit 4000 Einwohnern; Kiel, an einem Busen der Ostsee, der einen sehr guten Hafen bildet, hat 7000 Einwohner. Besonders wichtig ist ein hier im Januar Statt findender Markt, der Kieler Umschlag genannt. Die übrigen Städte sind sehr unbedeutend, als: Segeberg, wo ein Kalkberg ist, Oldesloe, wo Salzquellen sind, Plön, Eutin, Itzehoe, Wilster rc. rc. Die Regierung des Landes ist in den Händen des Königs von Dänemark, und zum Behufe der besondern Justizverwaltung ist das ganze Land, mit Ausnahme der adeligen Besitzungen, in 21 Aemter und Landschaften getheilt, und nach der verschiedenen Größe ist theils in jedem Amte ein oberster Gerichtsverwalter, der den Titel Amtmann hat, theils sind auch mehrere Aemter zu einer Gerichtsbarkeit gehörig. Rechtssachen, welche in diesen Gerichtshöfen nicht entschieden werden, gehen dann an das obere Justizcollegium oder Obergericht zu Glückstadt, und demnächst nöthigenfalls an den König. Die herrschende Religion ist die evangelisch-lutherische, jedoch mit großer Duldung anderer Religionsparteien, und in Hinsicht kirchlicher Ordnung ist das Land in 8 Propsteien getheilt. In jeder Propstei ist ein Consistorium oder geistliches Gericht, welches von mehreren Predigern der Propstei unter dem Vorsitze des Propstes gebildet wird, und zum Forum desselben gehörige Sachen entscheidet. Von hier aus appellirt man an das Ober-Consistorium in Glückstadt, welchen Titel das Obergericht unter dem Beisitze der Prediger zu Glückstadt und des Generalsuperintendenten erhält. So wie in jeder Propstei der Propst, führt der Generalsuperintendent die allgemeine Aufsicht über die Kirchen und Schulen des Landes, und besucht solche theilweise jährlich. — Holsteins älteste Geschichte ist dunkel. Carl der Große bezwang die Einwohner dieses Landes, damals Nordalbingen genannt, die Sachsen, und versetzte über 10,000 Familien derselben jenseits des Rheins nach Flandern, Brabant und Holland. Kaiser Lothar machte Holstein und Stormarn zu einer Grafschaft, und belehnte damit im Jahr 1106 den Grafen Adolph I. zu Schauenburg, dessen Sohn, Adolph II., auch Wagrien damit vereinte. Beide waren Lehnsträger der Herzoge von Sachsen. Nach mancherlei Besitzern kam das Land im Jahr 1460 unter Christian I., König von Dänemark, der es vom Kaiser Friedrich III. (1474) zu einem Herzogthum erheben ließ. Die Enkel Christians I., König Christian III. und Herzog Adolph, wurden die Stifter der beiden holsteinischen Hauptlinien — der königlichen, von welcher die Nebenlinien, Holstein-Sonderburg-Augustenburg und Holstein-Beck, so wie die ausgestorbenen, Glücksburg und Plön abstammen, — und der herzoglichen, Holstein-Gottorp, von welcher letzteren

die jetzigen Regenten in Rußland und Schweden und das herzogliche Haus Oldenburg abstammen. Die Streitigkeiten, welche zwischen Dänemark und dem herzoglich gottorpischen Hause gewesen waren, wurden im Jahr 1773 dadurch geendigt, daß der Großfürst, nachmaliger Kaiser Paul I. von Rußland, seinen Antheil an Holstein dem König von Dänemark gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst überließ. Diese letztern wurden im Jahr 1777 zum Herzogthum Holstein-Oldenburg erhoben, und von Paul I. der jüngern gottorpischen Linie, die jetzt wieder im Besitze desselben ist, überlassen. Am 19. Dec. 1804 wurde in diesem Lande die Leibeigenschaft aufgehoben. Als durch den Rheinbund die deutsche Reichsverfassung im August 1806 ganz aufgelöset worden war, vereinigte der König von Dänemark das ganze Herzogthum Holstein den 9. Sept. 1806 mit dem Königreiche Dänemark, und hob die ständische Verfassung auf. Die Maßregeln, welche in der großen europäischen Krisis von 1813 der König von Dänemark ergriff, indem er sich zur Partei Napoleons schlug, zogen den Krieg auch nach Holstein. Unter dem General Wallmoden hatte bis zur Schlacht von Leipzig das Observations-Corps der Niederelbe gegen die mit Davoust vereinigte Macht der Dänen operirt. Nach der Schlacht von Leipzig aber kam der Kronprinz von Schweden mit einem Theile der Nordarmee, und Davoust sah sich genöthigt, sein Lager bei Ratzeburg zu verlassen, aus seiner Position an der Stecknitz herauszugehen, und sich auf Hamburg zu beschränken. Am 7. Dec. setzte sich die Armee unter dem Kronprinzen gegen das Innere von Holstein in Marsch, und schon am 9. ging der Vortrab unter Tettenborn über die Eyder. Die dänischen Truppen wurden zurückgedrängt, die Festungen Friedrichsort und Glückstadt gingen mit einer großen Anzahl Geschütz durch Capitulation über, und ganz Holstein wurde von den verbündeten schwedischen und russischen Truppen besetzt. Nach einem kurzen Waffenstillstande wurde der Friede zwischen Dänemark und Schweden nebst dessen Alliirten am 14. Jan. 1814 zu Kiel geschlossen, Holstein selbst aber erst später von den russischen Truppen geräumt. Im Jahre 1815 trat der König von Dänemark dem deutschen Bunde wegen des Herzogthums Holstein bei, und erhielt für dasselbe bei dem Bundestage eine Stimme, mit welcher später die Stimme wegen Lauenburg vereinigt wurde. Holstein wurde dadurch wieder in Verbindung mit Deutschland gesetzt, und eine ständische Verfassung sollte der Bundesacte gemäß eingeführt werden.

Homburg (Hessen-), eine noch blühende Nebenlinie von Hessen-Darmstadt (s. Darmstadt). Der Landgraf Friedrich Ludwig Wilhelm Christian, geb. 1748, residirt zu Homburg vor der Höhe, und hat außer der unmittelbaren Herrschaft Homburg vom Wiener Congreß ein Gebiet von 10,000 Unterthanen im ehemaligen Saardepartement angewiesen erhalten.

Hompesch (Ferdinand Freiherr von), letzter Großmeister des Johanniterordens, war 1744 zu Düsseldorf geboren, kam in seinem zwölften Jahre nach Malta, wo er Page des Großmeisters ward, sich nach und nach bis zum Großkreuz emporschwang, und 25 Jahre lang Minister des Wiener Hofs bei seinem Orden war, und wurde 1797 durch den überwiegenden Einfluß der baierischen Zunge zum Großmeister gewählt. Er war der erste Deutsche, der diese Würde bekleidete. Als Bonaparte im Juni 1798 auf seiner Fahrt nach Aegypten auf Malta landete, wurden ihm von dem Commandanten Bosredon alle Festungswerke mittelst einer verrätherischen Capitulation, um

die Hompesch nicht einmal befragt worden war, übergeben. Der Großmeister sah sich mit der rücksichtslosesten Härte von dem übermüthigen Sieger behandelt, mußte Zeuge seyn, wie man allenthalben und selbst in seinem Palast die Wappen und Zeichen des Ordens vernichtete, und ward am dritten Tage nach der Uebergabe nach Triest eingeschifft. Man zahlte ihm 100,000 Thaler für sein Silbergeräth, und versprach ihm eine gleiche Summe als Jahrgehalt, die er aber nie bekommen. Nach seiner Ankunft in Triest protestirte Hompesch gegen die von ihm nicht geschlossene, noch je gebilligte Capitulation, und legte einige Monate nachher seine Würde zu Gunsten Kaisers Paul I. nieder. Er lebte seitdem in der Dunkelheit und großer Bedrängniß. Die Noth zwang ihn endlich, sich nach Montpellier zu begeben, und die Rückstände der ihm versprochenen Pension zu fodern. Man war ihm zwei Millionen schuldig. Er hatte mit Mühe von dieser Summe 15,000 Franken erhalten, als er 1813 starb.

Hood (Samuel), englischer Admiral, wurde geboren 1735 zu Butleigh, wo sein Vater Pfarrer war, und starb 1816. Schon in seiner frühesten Jugend kam er, für den Marinedienst bestimmt, auf ein Kriegsschiff. Beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges wurde er Capitain, und bald darauf erhielt er das Schiff die Vestalin, eine Fregatte von 35 Kanonen, und bemächtigte sich sogleich nach dem Auslaufen aus dem Hafen von Portsmouth einer französischen Fregatte. Gleichsam zur Belohnung erhielt er das Commando des Afrika von 64 Kanonen. Beim Ausbruche des amerikanischen Krieges befand er sich auf der Station von Boston, wurde bald darauf zum Baronet und Admiral erhoben, und zeichnete sich in der Folge in der merkwürdigen Seeschlacht, die Sir George Brydges dem Grafen de Grasse lieferte, sehr aus, indem er den Grafen zwang, sich ihm zu ergeben. Nach dem Kriege wurde er zum Pair von Irland und zum Lord der Admiralität ernannt. Als der Krieg mit Frankreich sich wieder erneuerte, richteten sich die Augen der ganzen Nation auf den Admiral Hood. Er wurde nach dem mittelländischen Meere abgesendet, um in Verbindung mit den Royalisten im südlichen Frankreich zur Wiederherstellung des Thrones mitzuwirken, bemächtigte sich der Stadt Toulon, verlor sie aber wieder an die Republikaner. Als er Toulon verließ, zerstörte er die ganze französische Marine, alle Zeughäuser und Vorräthe, und fügte so dem französischen Gouvernement einen empfindlichen Schaden zu. Darauf blokirte er Genua, eroberte Corsica, und kehrte nach dieser Expedition nach England zurück. Im Jahre 1796 wurde er zum Vicomte und Gouverneur des Hospitals von Grenwich ernannt, und bekleidete diese Stelle bis an seinen Tod.

Horn oder Hornes (Philipp II. von Montmorenci-Nivelle, Graf von), eines der ausgezeichnetsten Opfer, die Philipp II., König von Spanien, seinem Zwecke, die catholische Kirche in den Niederlanden aufrecht zu erhalten, bringen zu müssen glaubte, war der Enkel von Johann de Nivelle, der, von seinem Vater enterbt, seine Baronie und seine väterlichen Lehen verloren hatte. Philipp von Horn, geb. 1522, souverainer Herr von Horn, Altena, Mörs u. s. w., war einer der reichsten Herren in den Niederlanden, und bekleidete die höchsten Staatswürden. Er war Capitain der flamandischen Garden des Königs von Spanien, Chef des Staatsrathes der Niederlande und Admiral im flandrischen Meere. In der Schlacht bei St. Quentin hatte er sich durch glänzende Thaten ausgezeichnet, und den größten Antheil an dem Siege von Gravelines. Die Bande des Blu=

tes, die ihn mit dem großen Egmond vereinigten, ließen ihn auch dessen politische Meinungen über die Toleranz theilen. Ihre Verbindung mit dem Prinzen von Oranien vernichtete beide. Weit entfernt, die Widersetzlichkeiten desselben gegen das königliche Ansehen zu theilen, blieben sie allen seinen Vorstellungen unzugänglich. Vergebens stellte Oranien ihnen vor, daß es für sie kein Drittes gebe, daß sie entweder unter die Willkühr eines unerbittlichen Ministers sich beugen, oder ihr Heil unter der Fahne der Freiheit suchen müßten. Und er hatte Recht, Herzog Alba ließ beide verhaften, ihnen den Prozeß machen und sie am 4. Juni 1568 enthaupten. Sein Bruder Floris von Montmorenci wurde ebenfalls enthauptet, und so erlosch der Stamm der Montmorenci-Nivelle.

† Horus. Er war der letzte unter den Götterkönigen, die in Aegypten regierten. Als Typhon den Osiris getödtet hatte, ließ er auch ihn allenthalben aufsuchen. Seine Mutter hatte ihn aber der Latona übergeben, welche ihn verborgen hielt. Dennoch ward er von Titanen getödtet, seine Mutter aber gab ihm das Leben wieder und machte ihn unsterblich. Zugleich lehrte sie ihn die Kunst zu heilen und zu weissagen, welche er zum Besten der Menschen anwandte. Sein Vater aber stieg aus der Unterwelt herauf, und lehrte ihn die Kriegskunst. Als er erwachsen war, warb er Truppen und bekriegte den Typhon, dessen endliche Besiegung ihm glücklich gelang.

† Hostien. Das bei der Communion nach dem neuen Ritus der vereinigten evangelischen Kirche am Reformationsfeste 1817 zu Berlin gebrauchte Brot bestand aus runden, dünnen, ungefähr 3 Zoll im Durchmesser haltenden und 1/3 Zoll dicken Scheiben Weißbrot, welche in drei Theile gebrochen wurden. Aehnlicher Brote bediente man sich an andern gemischten Orten bei dieser Feier, und im Nassauischen sind zum Abendmahle der evangelisch-christlichen Kirche größere Hostien verordnet. (Vergl. d. Art. Union). E.

* Hottentotten, ein afrikanisches Volk, welches die Südspitze von Afrika bewohnt, und theils unter brittischer (vormals holländischer) Herrschaft steht, theils unabhängig lebt. Sie haben Aehnlichkeit mit den Negern, gehören aber nicht zu denselben. Ihre Hautfarbe ist gelbbraun, die Haare wollenartig, kraus und schwarz, die Backenknochen stehen sehr weit hervor, die Nase ist flach und der Mund groß, doch nicht mit solchen Lippen, wie die Neger. Sie sind von gewöhnlicher Statur, wohlgewachsen und gut gebildet, und haben einen sehr gelenkigen Körper. Die Hottentotten sind ein gutmüthiges, dienstfertiges Volk, welches mit den Fehlern der rohen Naturmenschen auch ihre guten Eigenschaften verbindet; aber weder Bosheit noch Rachgier ist ihnen eigen; hingegen sind sie unreinlich, abergläubisch und sinnlich. Sie sind in viele Horden, Geschlechter und Familien abgetheilt. Einige leben als Dienstboten in den Häusern der Colonisten oder in der Nähe von den Höfen der Colonisten in einiger Abhängigkeit von ihnen, andere in weit entlegenen Dörfern (Kraals). Die ersten nennt man Kap- oder Coloniehottentotten; sie haben nach und nach einige Cultur erhalten, und treiben Viehzucht mit etwas Landbau; die letztern heißen freie, wilde oder Schakalshottentotten; diese ziehen mit ihren Kraals und Viehheerden nomadisch umher. Viele haben auch nach den Gegenden, wo die Familien wohnen, einen besondern Namen. Heut zu Tage haben sich die Hottentotten sehr vermindert; der freien Hottentotten sind in den meisten Districten des Kaplandes nur noch wenige; die einzelnen Horden, die man noch hier

und da antrifft, sind nicht zahlreich. 1810 zählte man noch in der jetzt brittischen Colonie des Kaplandes 19,764 Hottentotten. Die zu London errichtete Missionsgesellschaft unterhält in diesem Theile Afrika's Missionäre, durch welche ein Theil der Hottentotten zum Christenthum bekehrt worden ist. Zu den bekannten Arten der Hottentotten gehören: die Chonaquacs- oder Gonakashottentotten, welche in der Nähe des Cafferlandes wohnen, und stärker, größer und schwärzer als die übrigen Hottentotten sind; diese sind es vorzüglich, welche Vaillant schildert; ferner die Buschmänner (Boschmannen, wilde Hottentotten), welche in den buschigen und gebirgigen Gegenden der südlichen Spitze von Afrika vom Raube leben, und den Colonisten, welche dieselben verdrängt haben, sehr gefährlich sind. Meisterhaft hat ihre eckelhafte Thierheit Lichtenstein in seiner Reise in das südliche Afrika geschildert. Die Buschmänner bilden nicht einen besondern Hottentottenstamm, sondern sind ein zusammengelaufenes, liederliches Gesindel von Landstreichern und Räubern aus verschiedenen Hottentottenstämmen, die sich in öde und unzugängliche Gebirgsgegenden geflüchtet haben. Nach Campbell wohnen die meisten Buschmänner an den vier Flüssen Malalareen, dem Gelben, Alexander- und Cradokflusse. Ihre Zahl beträgt nicht mehr als einige Tausende. Sie sind die erklärten Feinde aller ihrer Nachbaren, der übrigen Hottentotten, der Kaffern und der Colonisten, indem sie aus ihrem Hinterhalte auf Vorübergehende lauern, und mit ihren vergifteten Pfeilen nach ihnen schießen. Sie rauben vorzüglich Vieh zu ihrer Nahrung; denn sie behalten keines lebendig, um es aufzufüttern oder sich fortpflanzen zu lassen, sondern alles, was sie erbeuten, wird sogleich geschlachtet und aufgezehrt, sobald sie es in Sicherheit gebracht haben. Oft ist daher die Colonie genöthigt, Militärcommando's gegen sie abzuschicken, um ihren Streifereien und Räubereien Einhalt zu thun. Die durch Vermischung der Weißen mit den Hottentottinnen entstandene Race nennt man Mestizhottentotten. Sie sind frei wie die Weißen.

Houel (J. P.), erwarb sich als Maler und Kupferstecher großen Ruhm. Er ward 1735 in Rouen geboren, studirte erst die Architektur und erlernte später die Malerei bei Descamps. Darauf widmete er sich der Kupferstecherkunst und studirte unter le Mire in Paris; allein da er die Malerei vorzog, verließ er le Mire und setzte das Studium der letztern unter Casanova fort. Voll Begierde, Italien zu sehen, durchwanderte er Neapel und Sicilien, die Inseln Malta und Lipari sowohl als Beobachter, als auch als Künstler. Auf dieser Reise sammelte er die Materialien zu seinem großen Werke. Nach seiner Zurückkunft nach Paris ging er sogleich an die Ausführung des Planes, den er gefaßt hatte, seine Nachforschungen und Untersuchungen bekannt zu machen, und die malerischen Ansichten und Monumente zu stechen. Er nahm noch Leprince zu Hülfe, und so brachte er in 6 Jahren seine Voyage pittoresque de Sicile, de Malte et de Lipari, ein Werk von 264 Kupferplatten und vier Foliobänden Text, zu Stande. Es enthält einen reichen Schatz von interessanten Beobachtungen sowohl über die Sitten und Gebräuche, als die Naturgeschichte. Die vorzüglichsten Monumente, die Theater, Amphitheater, Wasserleitungen, Vasen, Statuen, Basreliefs, Münzen u. s. w. sind hier in größten Details gegeben. — Houel hat außerdem noch viele Ansichten u. dgl. gestochen, auch eine große Menge mittelmäßiger Verse gemacht, die aber nie gedruckt wurden. Er starb zu Paris den 14. Nov. 1813.

Houtmann (Cornelius), dieser berühmte holländische Seefahrer

und Gründer des holländischen Handels mit Ostindien, war zu Gouda in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts geboren. Als er sich seiner Geschäfte wegen einige Zeit in Lissabon aufhalten mußte, zog er aus Neugierde Erkundigungen ein über den Handel mit Indien, der damals Portugal ausschließend bereicherte, und über die Wege dahin. Er merkte bald, welche ungeheuern Vortheile seinen Landsleuten aus dieser Schifffahrt zufließen könnten. Allein da den Fremden alle Nachforschungen aufs strengste untersagt waren, erregte Houtmann Verdacht, wurde eingesperrt und zur Entrichtung einer großen Geldstrafe verurtheilt. Da er diese nicht bezahlen konnte, wendete er sich an die Amsterdamer Kaufleute mit dem Antrage ihnen alles zu verrathen, was den Handel nach Indien betreffe, wenn sie ihn befreien wollten. Sie kauften ihn los, und er hielt, als er 1594 nach seinem Vaterlande zurückkam, sein Versprechen. Die Kaufleute bildeten eine Gesellschaft, die sich die Compagnie der entfernten Lande nannte, rüsteten vier Schiffe aus und ernannten Houtmann zum Supercargo. Den 2. April 1595 lief die Flotille aus und landete den 23. Juni 1596 vor Bantam auf der Insel Java. Sie wurden freundlich aufgenommen, allein die Portugiesen wußten sie bald mit den Eingebornen zu entzweien. Sie machten noch mehrere Versuche auf den ostindischen Inseln, sahen sich aber endlich genöthigt, nach Europa zurückzukehren, nachdem die Mannschaft auf weniger als ein Drittheil zusammengeschmolzen war. Sie liefen den 14. August 1597 wieder in den Hafen von Amsterdam ein. Ungeachtet diese erste Fahrt wenig Vortheil gebracht hatte, beschloß man doch sogleich die Absendung einer zweiten Expedition. Es bildeten sich nach dem Beispiele von Amsterdam ähnliche Compagnien in den Seestädten der vereinigten Provinzen; endlich vereinigten sich alle in eine ostindische Compagnie, welche den Portugiesen den ostindischen Handel entriß, sie aus Ostindien vertrieb und bis ans Ende des 18ten Jahrhunderts sich ausschließend in dem Handel dahin erhielt. Houtmann ging als Befehlshaber der zweiten Expedition 1598 wieder nach Ostindien ab, und war diesmal in seinen Unternehmungen glücklicher. Nachdem sie Madagascar, die Maldiven und Cochinchina besucht hatten, landeten sie auf Sumatra. Sie wurden anfangs von dem Könige freundlich aufgenommen, allein bald darauf wurde Houtmann bei einem Feste verhaftet. Die Schiffe, welche schon geladen hatten, kehrten zurück, und man glaubte Houtmann getödtet. Allein am 31. Dec. 1600 kam er mit drei Matrosen an Bord eines vor Achim liegenden holländischen Schiffes, erklärte aber, er wolle sich der Gefangenschaft nicht entziehen, weil er hoffe, die Freiheit noch zu bekommen und mit dem Könige einen seinen Landsleuten vortheilhaften Vertrag abzuschließen. Der König zeigte wirklich günstige Gesinnungen, allein er gab den Einflüsterungen der Portugiesen nach, und sandte Houtmann in das Innere des Landes, wo er in der Folge starb. Von diesen ersten Reisen erschienen Beschreibungen, die interessante Bemerkungen enthalten, später ließen die Holländer über ihre Seefahrten nichts mehr bekannt werden.

Howe (Richard Graf), ein berühmter englischer Admiral, geb. 1722, trat schon in seinem 14ten Jahre in Dienste, und ward zum Lohn für mehrere glänzende Thaten 1746 Capitain. Als die Feindseligkeiten wieder begannen, trug er unter Lord Hawke 1757 viel zur Eroberung der Insel Aix bei, und zerstörte den Hafen von Cherbourg. Nach dem Tode seines Bruders 1758 erhielt er den Titel eines irländischen Barons. Im Jahre 1770 wurde er zum Contre-Admiral

und Oberbefehlshaber im mittelländischen Meere ernannt. In dem amerikanischen Kriege zeichnete er sich durch Anordnung weiser Maßregeln vielfach aus. Er lebte dann bis zum Jahre 1782 in Ruhe, als er den Auftrag erhielt, das belagerte Gibraltar neu zu verproviantiren, was er auch mit eben so viel Glück als Geschicklichkeit ausführte. Während des Friedens wurde er zum ersten Lord der Admiralität ernannt, legte aber 1788 diese Stelle nieder, und wurde zum Rang eines Grafen von Großbritannien erhoben. Der Krieg 1793 rief ihn nochmals auf eine Bahn, von der ihn sein hohes Alter schon entfernt zu haben schien. Er erhielt als Admiral der weißen Flagge den Befehl über die Flotte im Canal, blokirte eine Zeit lang den Hafen von Brest, und lieferte am 1. Juni 1794 die berühmte Seeschlacht, in der er einen glänzenden Sieg erfocht. Im darauf folgenden Jahre wurde er zum General der Seetruppen und zum Ritter vom Hosenbandorden ernannt, worauf er 1797 das Commando seiner Flotte niederlegte. In dem Aufstande der Matrosen auf den Flotten von Portsmouth und Plymouth leistete er seinem Vaterlande den letzten Dienst. Sein Ansehen und die Achtung, in der er bei den Matrosen stand, stellten die Ruhe wieder her. Bald darauf, den 5. Aug. 1799 starb er. Sein besonnener Muth und sein fester Sinn hatten ihm hohe Achtung erworben; die Matrosen nannten ihn wegen seiner dunkeln Gesichtsfarbe nur den schwarzen Dick. Streng und gerecht zugleich, wurde er von seinen Untergebenen gefürchtet und geliebt.

Howick (Lord Charles Graf v. Surdy), ehemals Lord Grey (aus der normannischen Familie de Croy, welche Wilhelm dem Eroberer nach England gefolgt war), des großen Pitt berühmter Gegner, ist 1764 geboren und ward in Eton erzogen. Nach geendigten Universitäts-Studien reisete er auf das feste Land; hierauf wählte ihn die Grafschaft Northumberland für das Unterhaus, in welchem er bis 1806 zu den Häuptern der Opposition gehörte. Er erklärte sich schon 1793 gegen den Krieg mit Frankreich, und schlug dreimal (zuerst den 6. Mai 1793) eine Parlamentsreform vor, auch widersetzte er sich der Suspension der Habeas-Corpusacte, der Vereinigung Irlands mit England und dem Kriege 1801 mit Dänemark und Schweden. Deßhalb überschickte ihm der Handelsstand von Stockholm eine Denkmünze mit seinem Bildniß und der Inschrift: „Dem tugendhaften Weltbürger und dem kraftvollen Vertheidiger des Seerechts der Völker im brittischen Volksrathe." Nach Pitts Tode traten seine Freunde in das Ministerium, und Lord Grey wurde erster Lord der Admiralität. Als Fox starb, erhielt er die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und nach dem Tode seines Vaters den Titel Lord Howick. Im März 1807 brachte er die Bill für die Emancipation der Catholiken in das Parlament, und trat, als der König derselben seine Zustimmung verweigerte, aus dem Ministerium. Hierauf bekämpfte er wieder in der Opposition das politische System der Minister, und verlangte im April 1815, daß England in dem Kriege mit Bonaparte neutral bleiben solle. Seitdem hat er sich standhaft der Fremdenbill und jeder Beschränkung der brittischen Volksfreiheit auch wiederholt widersetzt, die Emancipation der Catholiken und die Einziehung aller müßigen reichbesoldeten Staatsämter mit Nachdruck empfohlen. Seit 1794 ist er mit der Tochter des verstorbenen Lord Ponsonby vermählt, die ihm mehrere Kinder geboren hat.

* Hudsonsbay, eine große Binnensee, zwischen dem 55sten und 56sten Grade N. B. in Nordamerika, hat eine Länge von 250,

und eine Breite von 200 Seemeilen. In der Mitte ist sie 140 Klafter tief; nur 4 Monate im Jahre kann man sie beschiffen. Die übrige Zeit ist sie beständig mit Treibeis angefüllt. Sie wird in verschiedene besondere Bayen getheilt: die südlichste ist die Jamesbay, westlich die Buttonsbay, nordwestlich unter dem 63sten Grade die Chesterfield-, die Wager-, die Roes-, Welkom- und endlich ganz nördlich unter dem 67sten Grade die Repulsebay. In dieses Binnenmeer ergießen sich mehrere große Ströme, worunter besonders folgende die merkwürdigsten sind: ganz südlich der Abitibbie, der Albani und der East Main: diese ergießen sich in die Jamesbay. Dann der Severn, der Nelson, der Churchill und der Seal, die sich alle auf der westlichen Seite ergießen. Die Hudsonsbay wird östlich von einem Theil von Labrador, East Main genannt, begränzt. Nach Süden stößt sie an das obere Canada, nach Westen an Neu-Süd-Wales, und die nördlichen Länder sind fast gar nicht bekannt. Sie ist voll Sandbänke, Klippen und Inseln. Unter den letzteren ist die Southamptoninsel (64° N. B.) die größte, da sie 100 Seemeilen lang, aber sehr schmal ist. Der Entdecker dieses Meeres war Henry Hudson (s. diesen Art.). Unter der Regierung Carls II. ward die sogenannte Hudsonsbay-Compagnie errichtet, an welcher der Prinz Rupert und viele Große Theil nahmen. Diese hat, mit kurzen Unterbrechungen, bis auf den heutigen Tag den Alleinhandel in diesen Gewässern und an diesen Küsten besessen. Es sind nur vier Niederlassungen dieser Compagnie: die südlichste, Moosefort oder Saint Louis, südlich von der Jamesbay (51° 28′), dann Albanyfort oder Sainte Anne (52° 18′), Yorkfort am Nelsonsfluß (57° 30′), und endlich Churchillfort oder Prinz Wales (59°). Das Clima rund um die See her ist außerordentlich rauh. Im Januar steht sogar in Yorkfort das Thermometer auf 50 Grad unter dem Fahrenheitschen Eispunkt. Weingeist, der freien Luft ausgesetzt, friert in wenig Stunden zu festem Eis. Sogar in beständig geheizten Zimmern, in Kellern, die zehn Fuß tief sind, friert der Londner Porter in ganzen Oxthofen bis auf einige Maß ein. Die Luft ist alsdann so voller Eistheilchen, daß man durchaus nicht darin ausdauern kann. Außerordentlich sind die Anstalten, welche man treffen muß, um sich vor dem Froste, selbst in geheizten Zimmern, zu schützen. Sogar mitten im Sommer, wo das Fahrenheitsche Thermometer oft auf 90 Grad steigt, thaut doch die Erde kaum drei bis vier Fuß tief auf. Der Boden der östlichen Küste ist durchaus unfruchtbar und felsig. Auch auf der Westküste, in den nördlichen Gegenden, finden sich außer Wachholdern, Fichten und Pappeln, kaum andere Bäume, die noch dazu ganz verkrüppelt sind. Etwas südlicher, nach der Jamesbay zu, wird das Clima so milde, daß man wenigstens Kartoffeln, rothe Rüben, ja sogar Mais und Bergreis bauen kann. Außer einigen Beeren, besonders von der Gattung der Himbeeren, der Preißelbeeren und der Beerentraube, gibt es wenig andere Früchte, die wild wachsen. Dagegen sind die Thiere um die Hudsonsbay sehr gesuchte Gegenstände des Handels. Das nordamerikanische Elen (moose-deer), das Rennthier, das Bisamthier, der nordamerikanische Bisan, der Biber, verschiedene Bären und Ottern, Hermeline, Waschbären, das Stinkthier, mehrere Eichhörner, auch Narval, Wallrosse und Nordkaper, sind die vorzüglichsten Säugthiere. Unter den Vögeln sind der Fischadler, die Schnee-Eule, die Rabenkrähe, der Maisdieb, die virginische Nachtigal, die Schneeammer, der Flachsfink, das Goldhähnchen, die Zugtaube, das Schneehuhn

ind der sonderbare Rheinchops, so wie die Taucher, die Möven, die Seeraben, die Hudsonsbaygans und der Papageytaucher die interessantesten. Die vorletztere vertritt nicht allein die Stelle der Eydergans, wegen ihres ausnehmend weichen Gefieders, sondern sie liefert auch die schönsten Schreibfedern. Amphibien gibt es sehr wenige; Frösche nur bis zum 61sten Grad. Auch an Fischen ist dieses Meer sehr arm: Lachse kommen bisweilen vor. Die Europäer ziehen zur Nahrung vorzüglich die Hasen und die Schneehühner vor. Die Bewohner der Küsten kann man unter drei allgemeinen Benennungen aufführen, nämlich die südlichen, die nördlichen Indianer, und die Eskimohs. Die erstern machen mit den Nadowessiern, Tshippawas und Knistenohs einen Hauptstamm aus. Sie treiben die Jagd und den Pelzhandel vorzugsweise, machen durch die ungemessenen Länder von Nordamerika Reisen von mehreren hundert Meilen, sind aber durch den Mißbrauch des Branntweins gänzlich verdorben. Die nördlichen Indianer wohnen vom 59sten Grad nordwärts, und haben die Kupferindianer und die sogenannten Hunderibben zu Gränznachbarn. Sie sind zwar auch kupferfarben, haben aber doch etwas Bart, und sind ein ganz eigener Schlag Menschen. Sie treiben zwar auch die Jagd, aber mit weit weniger Gewandtheit und Vortheil, als ihre südlichen Nachbaren. Im Winter fahren sie auf Schlitten, von ihren Weibern gezogen, die in vollkommener Sklaverei gehalten werden. Dies Volk ist auch darin das Gegentheil der südlichen Indianer, daß es gar keine geistige Getränke liebt, und weder kriegerisch noch grausam ist. Die Eskimohs endlich, welche die nördlichen Küsten der Bay bewohnen, kommen selten nach den europäischen Niederlassungen, sondern man schickt im Sommer eine Schaluppe an ihre Küsten, um ihnen Pelzwerk und Häute abzunehmen. Nach dem ursprünglichen Befehl, den die Hudsonsbaycompagnie ihren Factoren gegeben, sollen diese alles anwenden, um die Wilden zum Christenthum, und zu guten Sitten zu bekehren; sie sollen ehrlich und nicht betrüglich mit ihnen umgehen, auch, so viel als möglich, die Natur des Landes und seiner Erzeugnisse erforschen. Indeß lehrt die Erfahrung, daß diese Anleitung sehr wenig befolgt wird. Im Jahr 1790 bestand die Zahl der zu den Niederlassungen gehörigen Personen in 240, und der Betrag des Handels belief sich auf 47,600 Pfund Sterling.

Hull, am Fluß gleiches Namens, ist eine wichtige Handels- und Seestadt in Yorkshire in England. Sie hat 26,800 Einwohner, schickt zwei Mitglieder zum Parlament, und ist durch Manufacturen, durch See- und Landhandel eine der blühendsten Städte in Großbritannien geworden. Unter den Manufacturen müssen besonders die Oelmühlen, worin Leinöl gepreßt und raffinirt wird, zwei große Zuckerraffinerien und alle die Gewerbe genannt werden, welche die zum Schiffbau nöthigen Stoffe verarbeiten. Der Binnenhandel beläuft sich jährlich auf den Werth von 5 Millionen Pfund Sterling. Der Seehandel wird vorzüglich durch die Lage der Stadt an der Mündung des Flusses, und in der Nähe eines zweiten Stromes, des Humber, begünstigt. Es sind in neuern Zeiten zwei große Schiffswerfte, das eine auf dem Hull, das andere auf dem Humber, angelegt worden. Von hier werden besonders die Grönlandsfahrer ausgerüstet. Im J. 1811 segelten 42 Schiffe aus, und brachten 552 Wallfische, 293 Robben, 2 Narvals, 2 Eisbären und 4782 Tonnen Thran zurück. Hull hat sehr schöne Gebäude: das wichtigste ist die Dreifaltigkeitskirche, in erhabnem gothischen Styl, nach großen Verhältnissen im

Jahr 1312 erbaut. Es ist eins der schönsten Denkmäler der Baukunst aus dem Mittelalter. Auch sind fünf Hospitäler in der Stadt, von denen das eine ein großes vortrefflich eingerichtetes Krankenhaus ist. Kürzlich ist auch durch die Bemühung des William Spencer ein öffentlicher botanischer Garten bei Hull angelegt worden.

* Hundsrück, waldiges Gebirge von mittelmäßiger Höhe in der preußischen Provinz Niederrhein, in den Regierungsbezirken Coblenz und Trier, zieht sich von Morgen gegen Abend, zwischen den Flüssen Nahe, Rhein und Mosel. Es ist größtentheils mit großen dichten Waldungen bedeckt, wovon der Sohnwald (bekannt durch die Räuberbande des Schinderhannes) und der Hochwald die ausgedehntesten sind. Im Kreise Simmern, in der Gegend von Gemünden ist die höchste Höhe des Gebirges, dessen Abzweigungen sich längs des Rheins und der Mosel hinziehen, und das enge Bette dieser Flüsse und die vielen Krümmungen derselben verursachen. Die Abdachung des Gebirges nach dem Rhein und nach der Mosel bildet kleine Ebenen, die mit Schluchten und Thälern, von vielen Bächen ausgehöhlt, und Höhen unterbrochen sind. Die Dörfer sind durchgängig an oder auf die Höhen gebaut, und von Obstbäumen umgeben, die schlechtes Obst tragen. Der Boden des Hundsrückens ist nicht überall gleich. Da, wo sich die Ebenen den Flüssen zuneigen, wird treffliche Winterfrucht gezogen. In dem höhern steinigern Boden gedeiht Gerste und Hafer, vorzüglich aber trefflicher Flachs und Hanf. Der Flachs wird an Güte selbst dem rigaischen und schlesischen gleich geschätzt, und daher in Brabant sehr gesucht. Seit einigen Jahren wird viel Klee um des Saamens willen gezogen, der stark nach England durch Kreuznacher Handelshäuser versandt wird. Die großen Wälder enthalten viel Wild, und die kleinen Bäche sind reich an Krebsen und Forellen. Das Vieh ist durchgängig klein, das Fleisch aber vorzüglich wohlschmeckend. Der Hundsrücker ist, wie alle Gebirgsbewohner, stolz auf sein rauhes Land, und kehrt gern aus der Fremde wieder zurück nach seiner Heimath. Einige schreiben Hunsrück, und leiten diese Meinung daher, weil Kaiser Gratian eine Colonie Hunnen in diese Gegend versetzt haben solle, oder weil nach der Niederlage Attila's bei Chalons ein Rest von Hunnen sich in diese Gebirgsgegend geflüchtet habe.

Hunt, unter den brittischen Demagogen der unverschämteste Volksredner, und daher selbst bei seiner Partei mehr verrufen als geachtet. Er hat sich durch den Cynismus seiner Ausfälle auf die Minister, die königliche Familie und das im J. 1818 aufgehobene Parlament vorzüglich seit 1816 bemerkbar gemacht. Die Pöbelversammlung in Spafields zu London wählte ihn, um eine Bittschrift dem Prinzen Regenten zu überreichen, die er aber nur dem Minister übergeben konnte. Seitdem reiset er von Stadt zu Stadt, um das Volk, oft nur den niedrigsten Pöbel, zu versammeln und durch seine plumpe Beredtsamkeit zu belustigen. Da seine Frechheit etwas Originelles hat, so fehlt es ihm nicht an Anhängern. Er erkühnte sich daher im J. 1818, unter den Candidaten für das Unterhaus bei der Westminsterwahl neben Romilly und Maxwell mit aufzutreten, wo er Lärm genug machte, aber auch die bittersten Bemerkungen über sich anhören mußte, und sogar Prügel bekam. Da ihm kaum 80 Wähler ihre Stimmen gaben, so erklärte er am Schluß der Wahl mit naivem Trotze: Er wisse nun, daß es außer ihm doch noch achtzig brave Männer in Westminster gäbe. Hunt ist unter den brittischen Volksrednern, was der Zahnarzt unter den Aerzten.

Hüttenrauch, s. Arsenik.

Hyde de Neuville (Graf Paul), geb. zu Charité sur Loire, ɔ sein Vater, ein geborner Engländer, eine Manufactur errichtet ıtte. Seit 1797 bewies er sich als Royalist sehr thätig für die Sache r Bourbons, deren Agent er war. Er machte mehrere Reisen nach ngland, und trat 1799 in Verbindung mit den Insurgenten im :stlichen Frankreich, namentlich mit Georges u. A. Das englische Ministerium unterstützte ihn, so daß er in Paris eine geheime Polizei nrichten konnte, um die des ersten Consuls zu beobachten. Auch ließ den General Pichegru einladen, sich an die Spitze der Royalisten ı Innern von Frankreich zu stellen. In einer Unterredung, die er it Bonaparte hatte, schlug er diesem vor, das Haus Bourbon wieder herzustellen. Sein Wagestück, in der Nacht vom 20. zum 21. an. 1800, die Magdalenenkirche schwarz ausschlagen zu lassen, gelang, ohne daß die Polizei den Urheber entdecken konnte. Indeß ırd er verdächtig und entfloh, als man ihn verhaften wollte, nach ngland. Allein man bemächtigte sich seiner Papiere und Bonaparte ließ sie im Mai 1800 unter dem Titel: Correspondance ıglaise, durch den Druck bekannt machen. Hyde führt in dieser ammlung den Namen Paul Berry. Fouché nannte ihn mit unter n Urhebern der Verschwörung vom 3. Nivose, wogegen er sich 1801 fentlich rechtfertigte. Er lebte hierauf mehrere Jahre in London verrgen, bis ihm 1805 seine Freunde und die muthvollen Schritte seir Frau die Erlaubniß auswirkten, sich nach Spanien zu begeben. on hier ging er mit seiner Familie in die vereinigten Staaten, wo bei Newyork in Moreau's Nachbarschaft sich ankaufte. Man sagt, habe diesen General bestimmt, sich nach Europa zu begeben, und n für die Bourbons gewonnen. Als Ludwig XVIII. den Thron eder bestiegen hatte, kam auch Hyde nach Paris zurück, im Juli 14, und wurde zu diplomatischen Sendungen gebraucht. Im Jahr 15 folgte er dem König nach Gent; hierauf ward er zum Deputir ı vom Departement de la Nievre erwählt; als solcher war er einer r fruchtbarsten Redner der Royalisten und unterstützte alle von den inistern vorgeschlagenen Gesetze. Im J. 1816 gab ihm der König n Grafentitel, und sandte ihn als seinen bevollmächtigten Minister die vereinigten Staaten, welchen Posten er noch bekleidet. Von m ist in Newyork 1814 ein Eloge historique du Général Moreau schienen.

Hydrologie, die Lehre vom Wasser, Beschreibung der veriedenen Wasser auf der Erde in Ansehung der Stoffe, womit sie mischt sind.

Hydrostatik, s. Hydraulik.

Hydrostatische Waage, s. Waage.

Hyeren, s. Hieres.

Hyginus (Caj. Jul.), ein lateinischer Schriftsteller, nach Eizen ein Spanier, der zur Zeit des Augustus, nach Andern unter den ıtoninen lebte. Von seinen zahlreichen Schriften sind noch zwei rig: 1. Liber fabularum, eine kurze Uebersicht der gesammten ythologie in 277 einzelnen Abschnitten oder Erzählungen; 2. Poeon Astronomicon, von den Sternbildern, wie sie durch die Dichnach und nach entstanden sind. Für die Kenntniß der alten Mylogie ist er wichtig. Man findet seine Schriften in der Sammlung alten Mythographen von van Staveren (Leyden 1742) und unker (Amsterdam 1681).

Hypothek, ein verschriebenes Pfand, ein Pfand, das nicht übergeben, sondern nur gerichtlich zur Sicherung des Darlehns verschrieben worden. (S. Hypothekenwesen.)

Hypothekarische Credit-Institute sind Anstalten, bestimmt zu Darleihen in Münze gegen Verpfändung von Grundeigenthum. Grundeigenthum ist der wichtigste Theil des Nationalvermögens; bei der Mannichfaltigkeit der körperlichen und geistigen Fähigkeiten kann aber nicht jeder Staatsbürger selbst Grundeigenthumsbesitzer seyn. Ein weises hypothekarisches Credit-Institut verschafft denjenigen, welche ihre Ersparnisse nicht im Landbesitz unmittelbar anlegen können, Gelegenheit, aus diesem Theile des Nationalvermögens mittelbar Vortheile zu ziehen, ohne dabei Verlust zu wagen. Den bisherigen Creditanstalten dieser Art fehlen mehr oder weniger, die wesentlichsten Eigenschaften zu Erreichung ihres Zwecks; hauptsächlich nämlich liegt ihnen nur der Schutz des dargeliehenen Münzcapitals, höchst selten der weit wichtigere Schutz des Landbesitzes zum Grunde. Der beiderseitige Vortheil wird am besten erreicht durch Mobilisirung des Grundeigenthums. Die preußische und österreichische Monarchie ausgenommen, gibt es aber bis jetzt nur wenige europäische Staaten, wo das hypothekarische Creditwesen als Mobilisirung des Grundeigenthums auf eine den Gesetzen der Nationalökonomie nur einigermaßen angemessene Weise organisirt wäre; keinen, wo es auf derjenigen Stufe der Vollkommenheit stände, deren es fähig ist, und welche dem Nationalwohle neue Quellen öffnet. In der österreichischen Monarchie hat man durch das sogenannte Intabulations-System in Ansehung der größern Güterbesitzer einen bedeutenden Schritt dazu gethan, noch zweckmäßiger aber ist das Credit-System des schlesischen und märkischen Adels in der preußischen Monarchie organisirt, eine das gesammte Grundeigenthum im Lande umfassende Creditanstalt der Art aber ist noch nirgends zur Ausführung gekommen. Der Graf v. Soden hat im 12ten Theile seiner Nationalökonomie einen vortrefflichen Plan zu einer solchen Anstalt in Vorschlag gebracht, und dieselbe Nationalhypothekenbank genannt. (Vergl. d. Art. Creditsystem und Nationalhypothekenbank.) HM.

J.

J, der neunte Buchstabe des deutschen Abc, und unter den Selbstlautern der mittelste.

Imaus, bei den Alten ein Gebirge in Nordasien, welches die Nordgränze Indiens machte. Nach demselben wurden die Scythen in westliche (intra Imaum) und östliche (extra Imaum) eingetheilt.

Immunität, von dem lateinischen immunis, bedeutet die Freiheit von Abgaben, besonders die Steuerfreiheit.

Impanation, s. Transsubstantiation.

Inachus, der Stammvater des ältesten Königsgeschlechts von Argolis, welches 382 Jahre regierte. Als Juno und Neptun um den Besitz von Argos stritten, sprach es Inachus als Schiedsrichter der Juno zu. Besonders berühmt ward er durch seine Tochter Io.

Inchbald (Mrs. Elisabeth), eine bekannte englische Schauspielerin, Verfasserin vieler, auf den Bühnen Englands beliebten Theaterstücke und Herausgeberin dreier der wichtigsten Sammlungen

nglischer Schauspiele und Farcen, die sie mit critischen und biographischen Anmerkungen und Einleitungen versehen. Sie ist 1756 geboren, und verließ 1789 die Bühne, um sich blos literarischen Arbeiten zu widmen.

Index nennt man in der Mathematik und insbesondere bei den Logarithmen, das, was man Kennziffer oder Charakteristik heißt. — In der combinatorischen Analysis gibt der Index (Zeiger) die zu combinirenden Gegenstände sammt ihren Stellen an. P. S.

Indicativ (indicativus, nämlich modus) heißt diejenige Form (modus) eines Zeitworts, durch welche eine Handlung oder ein Zustand als wirklich und direct ausgesprochen, ein Prädicat einem Subjecte als wirklich und ihm unmittelbar zugehörig beigelegt oder abgesprochen wird, z. B. er ist, dahingegen der Conjunctiv etwas als zufällig und möglich, oder unbestimmt und mittelbar (indirect) anzeigt, z. B. er sey. In wiefern das Nothwendige als eine Art des Wirklichen, nämlich als das Unbedingtwirkliche angesehen werden kann, kann der Indicativ auch das Nothwendige ausdrücken; z. B. 2 mal 2 ist 4. Der Indicativ, oder die bestimmt anzeigende Form des Zeitworts, stellt sich, wie alle modi verschieden in den Sprachen dar, und ist gewöhnlich in der Endung zu erkennen, bezeichnet auch gewöhnlich zugleich Person, Zahl und Geschlecht.

Indirecte Abgaben. Man begreift darunter gewöhnlich diejenigen Abgaben, welche von den Steuerpflichtigen nicht geradezu und unmittelbar, sondern vielmehr mittelbar bezahlt werden, richtiger aber sind darunter solche Abgaben zu verstehen, welche den werthschaffenden (productiven) Kräften oder dem daraus zu ziehenden Einkommen nicht geradezu aufgelegt werden, welche also die verschiedenen Gattungen des reinen Einkommens, nämlich die Grundrente, den Arbeitslohn und die Capitalrente, nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar treffen; vorzugsweise gehört dahin die Consumtions-Steuer. (S. d. Art.) K.M.

Indische Literatur. Ungekannt Jahrtausende bis geraume Zeit nach dem babylonischen Exil der Israeliten, unbedürftig in sich beschlossen, umwuchert von der Segensfülle einer ihre Elemente kräftigst spannenden und in reichster Mannigfaltigkeit entwickelnden Natur, ein vom Brautkuß des Himmels und der Erde angeglühtes Leben, ein Land vom Umfang Europas, wo die Gräser zu Palmen sich dehnen, berauschende Blüthendüfte wehen, lag Hindostan, die Wurzel und Wiege des Orients, für alle Länder. Noch lag Europa im tiefsten Schlummer der Unbildung, als Hindostan, ein frischer Götterstaat, alle Blüthen und Früchte der Kunst und Wissenschaft, als Ertrag des gottmenschlichen Geistes, in steter folgerechter Gesammtentwickelung zu Einem großen Garten in blühendem Styl gediehen genoß. Seine Weltansicht wird uns, so weit dies die vorgesteckten Gränzen gestatten, im folgenden Artikel beschäftigen. Hier sind nur vorbereitend allgemeine Umrisse von seiner uralten, durch immer neue Entdeckungen und Mittheilungen staunenswürdig vermehrten Literatur zu geben. Oder wär's etwa nicht staunenswürdig, mehrere Jahrtausende vor Christo dort schon die sinnigstzarten phantasiereichsten Gedichte zu finden, und wenn doch die Literatur überall nur die Fata Morgana eines bereits früher vorhandenen und gelebten Seyns ist, dem gemäß nun gar eine, über 3000 Jahre alte, plastisch in einen 2 Meilen langen Fels gehauene Mythologie, ein Werk, dagegen selbst Aegyptens Pyramiden noch jung erscheinen? Zeigen aber nicht auch die tiefen astronomischen, noch

lange nicht genug gewürdigten Kenntnisse in so früher, nach den gewöhnlichen Begriffen von Geschichte, vorgeschichtlicher Zeit, nebst andern wahrhaften Thaten und Thatsachen des heiligen Weltgeistes, wie dem Alphabet, der Sprache, der religiösen Ueberlieferung in Bild und Schrift, überhaupt auf eine von Gott geleitete Entwickelung des Menschengeistes hin, welche in ihren zauberischsten, holdseligen Zügen alles hochmüthigen Wissendünkels, am meisten aber der beschränkten Naseweisheit so mancher Alterthumsspürer und Geschichtenklitterer spottet? Aber so muß es auch seyn. Das Urleben der Menschen ist ein Seyn und Schauen in Gott, Religion (In-Gott-Gelassenheit) und Gottesdienst, Priesterkönige sind seine Sigelbewahrer und Pfleger. Erst als nun die selige Einheit zerfiel, das Leben unterzugehen drohte und festgehalten werden sollte, da entstand Literatur, anfangs noch immer eine heilige, eine Theologie, dann aber, als die Lebensverrichtungen sich immer mehr sonderten und ausschieden, auch eine profane engere, als Stammgeschichte und Naturwissenschaft bis zur geschriebenen Poesie hinab, welche als Sängerschule, worin die Wortsprache Kunstwerk wird, natürlich zum Mythus zurückgeht. Diese allgemeine Eintheilung in heilige und profane Literatur werden wir auch hier, schon der leichtern Uebersicht wegen, beibehalten; ihre einzelnen Momente werden sich gelegentlich selbst hervorheben. Zuvörderst aber wollen wir kurz von dem Schreib-Material und dem Schreiben der Hindus etwas beibringen. Papier ist ihnen nicht unbekannt, obwol es theils nicht aus Baumwolle, sondern aus der Rinde einer andern Staude, deren Fasern sorgfältig ausgesondert werden, theils eine spätere, wol erst nach dem Eindringen der Mogolen gemachte Erfindung ist. In Ermangelung dieses groben Papiers schreibt man mit Weißstift auf schwarze Tafeln. Das gewöhnlichste Material jedoch sind die Blätter der Fächerpalme, Olles (folia?) genannt, die, ungefähr drei Finger breit, zwei Fuß lang, sieben bis acht Zeilen fassen, und weil sie dicker, fester und steifer als doppeltes Papier sind, auf beiden Seiten eingeritzt werden können. Dieß geschieht mit einem wol sechszolligen Eisengriffel, dessen oberes Ende, um die Blätter ganz abzuglätten, scharf ist. Das Blatt ruht auf dem Mittelfinger der linken Hand, und wird vom Daumen und Zeigefinger festgehalten. Die rechte Hand gleitet nicht über das Blatt hin, sondern, nachdem ein Wort oder zwei geschrieben sind, drückt der Schreibende im letzten Buchstaben den Griffel etwas tiefer hinein, und schiebt so das Blatt von der Rechten zur Linken, um so die Schrift allmählig zu vollenden. Darin sind die Hindus so geübt, daß sie wol im Gehen schreiben. Da diese eingeritzten Schriftzüge natürlich sehr fein sind, so wird das Blatt mit frischem Kuhmist eingerieben, so daß nur die feinsten Theilchen desselben auf den Zeilen haften, dann wird es mit Schwarz überzogen. Auf Papier wird nicht mit Federn, sondern mit Calam (calamus), Schilfrohr, geschrieben, welches wie unsere Federn geschnitten wird, aber stärker ist. Aus mehrern Palmblättern ein Buch zu machen, wird durch ein an beiden Blätterenden gestochenes kleines Loch eine dünne Schnur gezogen. Dann werden oben und unten zwei Brettchen von der Größe der Blätter gelegt, diese wieder an beiden Enden durchbohrt, und dadurch wie durch die Blätter zugleich Holz- und Eisenstiftchen gesteckt. An den Stiftchen wird eine lange Schnur befestigt und damit das Buch mehrmal umwunden. — 1. Heilige Literatur. Sie umfaßt noch die Einheit des Lebens, als Seyn und Schauen, ohne sorgfältige Abmarkungen und

Einhegungen, nach welchen ein System des Wissens eine Art Zwiebelgewächs ist. Man befaßt sie unter dem allgemeinen Namen Sastra, Shastra, Schaster, Sistra, Shasta (die verschiedenen Formen dieses Worts sind unstreitig mundartliche Verschiedenheiten), d. h. heilige von Gott eingegebene Verordnungen, von einem Wort, welches eben anordnen, befehlen heißt. Sie dürfen nur von den drei ersten, oder wiedergebornen Kasten gelesen werden. Wie durchgängig im Alterthume der Priester, als Bewahrer der Religion, für die Religion schreibt, und sein Buch wie die ganze Schule, diese wie der Gott heißt, so leitet auch der Hindu seine heiligen Schriften, als religiöse Urkunden, als Gottes Wort, eben von Gott ab, von Wischnu, dem metamorphosirten Vyasa, und die Bücher selbst heißen Vedas, oder Vedams. Beide Wörter, Vyasa und Veda, gehören einer Wortfamilie an, deren Glieder Wissen, Witz, Sitte, Gesetz u. a. sind, deren Wurzel und Grundbedeutung Licht und Feuer ist. Vyasa fand aber Gottes Wort schon vor, und war mithin nur Sammler der Vedas, die er nun auf vier zurückbrachte, genannt Ritsch, Jajush, Saman und Atharvana. Die erstern sind metrische, die zweiten prosaische, die dritten für Gesang bestimmte Gebete. Die leztern sind Gebete bei Reinigungen, Sühnungen und Verwünschungen, und also wesentlich von den andern verschieden, weshalb auch einige an der Echtheit gezweifelt haben. Diese Vedas sind eigentlich als Grundtext anzusehen, welcher, wie wir nachher sehen werden, mehrere Auslegungen veranlaßt hat, welche aber eben auch für heilig geachtet werden, wie vom Juden der Talmud. Jeder Veda besteht aus zwei Theilen, den Mantras oder Gebeten, und Brahmanas oder Geboten. Die vollständige Sammlung der Hymnen, Gebete und Anrufungen in einem Veda heißt Sanhita. Die Gebote aber schärfen Religionspflichten, ethische Grundsätze und theologische Lehren ein. Die Gränzen beider Abtheilungen verlaufen natürlich oft in einander, weil sie beide in Andacht gebunden liegen. Die eigentliche indische Theologie ist in den Stücken enthalten, welche Upanishada's Eröffnungen, (dasselbe Wort, wie das plattd. open, das griechische ope, Loch, zeigt), oder Auslegung sind von Geheimnissen. Diese hat Anquetil du Perron unter dem verstümmelten Namen Upnekhat in lateinischer Uebersetzung aus einer persischen herausgegeben. Die Vedas sind Sanskrit mit Devanagari (s. Art. Indische Sprachen). Oberst Polier, der lange in Indien gelebt hat, hat dem brittischen Museum eine vollständige Abschrift der Vedas in elf Bänden überreicht, wovon aber nichts weiter verlautbart worden ist. Eine zweite Classe heiliger Bücher sind die Upavedas, 4 Theile (Ayush, Gandharva, Dhanush und Sthapatya), Abhandlungen über Chirurgie, Arzneikunde, Musik, Tanzkunst, Kriegskunst, Baukunst und viele mechanische Künste. Die dritte Classe bilden die Anga's oder Vedanga's, welche in 6 Thln. (Sicsha, Calpa, Vyacarana, Ch'handas, Jyotish und Niructi) Sprachkunde und Grammatik, Prosodie, Dichtkunst, Astronomie, Ritual und schwere Worte der Vedas behandeln. Die vierte Classe endlich machen die Upanga's aus. Sie zerfallen aber wieder in drei Abtheilungen; die Puranas, Dhermashastras und Dersanas. Die Puranas, an der Zahl achtzehn, mit eben so viel Upapuranas, Ergänzungen und Erläuterungen, sind im Ganzen genommen mythisch philosophischen Inhalts, nämlich kosmogonisch, theogonisch, chronozonisch. Ein weiterer Legen-

den-Kreis, der nothwendig zuweilen die größern Welt- und Zeitverhältnisse verengert, durchaus aber nicht mit dem vornehmen Wissens- und Aufklärungsdünkel vieler Europäer abgefertigt werden darf, wovor Bescheidenheit sowohl, als wirklich tieferer Geist besonders deutscher Ausbeute warnt. Wir wollen von diesen Puranas anführen a) Kalika Purana, Geschichte der Göttin Kalika Parwadi, Bhavani, Gemahlin Schiwas. b) Adhiatma Ramayana, ein Bruchstück des Brahmanda Purana, Geschichte des Ramatschandra. c) Brahma Naivartika Purana, Ursprung der Götter, und Geschichte des Ganesa, Krischna, Durga. d) Pedma Purana, Lob der Lotos (pedma) und Geschichte der Lackshmi, Gemahlin des Wischnu, in 55,000 Schloken oder Stanzen. e) Agrü Purana, gleichsam der Abriß alles indischen Wissens in 15,500 Schloken. f) Wischnu Purana in 23,000 Schloken. g) Siva Purana in 24,000 Schloken. h) Linga Purana in 11,000 Schloken. i) Skanda Purana, vom Gott Skanda, Sohn Schivas und der Bhabani. k) Haritalika und Savitti Bata betreffen religiöse Gebräuche. l) Ontkal Khanda und Kasi Khanda, jenes Beschreibung von Orixa und den religiösen Gebräuchen des alten Wischnudienstes zu Jaguernat, hier Pursatim; dies Geschichte der Stadt Kasi oder Varanasi, jetzt Benares, Hauptsitz der Schiwaniten. m) Naradeya Purana, Geschichte des Nareda als Gottes der Musik, in 25,000 Schloken. n) Markandeya Purana. o) Bhawisia Purana. p) Vayu Purana, Geschichte des Windgottes Vayu. q) Matsya Purana, Geschichte Wischnus, als Fisches der ersten Ueberschwemmung, in 14000 Schloken. r) Narasingha Purana, Wischnu als Menschlöwe. s) Bhagavata Purana, Werk des Vyasa, Geschichte des Krischna, oder vielmehr Wischnu in 12 Büchern, 18,000 Schloken, welches französisch und deutsch herausgegeben worden. t) Ramayana, Geschichte des Ramatschandra, Königs von Ajodhia, der siebenten großen Verkörperung Wischnus, ein Werk Valmikis. u) Mahabharata, Krieg der Pandus und Kurus, Linie oder Nachkommen des altindischen Königs Bharata, in 18 Büchern, und mehr als 100,000 Schloken. Eine größere Episode daraus, Bhagavat Gita haben Wilkins, Parraud, Proben Herder, Schlegel über die Indier und Gesch. d. a. u. n. Lit. 1, 183 (wo es Handbuch der indischen Mystik genannt wird) und Fr. Majer gegeben. — Zu den Dherma Sastras, als der zweiten Abtheilung der Upangas, gehören vorzüglich die Munava Dharmasastra, oder die Verordnungen des Menu, engl. von W. Jones, deutsch von Hüttner, ein vollständiges Sittenbuch und Sittengemälde, dichterische Lehre von Gott und den Geistern, der Entstehung der Welt und des Menschen (Schlegels Gesch. d. a. u. n. Lit. 1. 171 f. Die Dersanas endlich, dritte Upangas-Abtheilung, sind philosophische Werke und haben drei Classen: Nyaya (womit das gr. Νοῦς verwandt, der Verstand, Geist), welche den Sinn einzelner Vedastücken erläutern, und wieder 2 Theile haben, Gautamas und Cadanas Werk; Sankhya, zwiefach, mit und ohne Iswara, und Sankhya, erstere auch Patanjala genannt; Mimansa endlich, welches wiederum dem Dwapajana, genannt Vyasa oder Sammler, beigelegt wird. Theile von diesen Dersanas hat Dow herausgegeben. Indem wir nun übergehen zur 2. Profanliteratur, so kann hier natürlich von einer Aufzählung der Werke die

Rede nicht seyn, da diese unendlich sind, auch nach Wilkins Versicherung. Wir berühren nur einiges Vorzügliche. Grammatik anlangend, so wird Mugdhabodha, oder die Schönheit des Wissens von Goswami, genannt Vopadeva, für die beste samskritische Sprachlehre gehalten. Eine andere von Kalapa heißt Katantra Vriti, wozu Katantra Vriti Tika ein etymologischer Commentar ist. Solche Commentare sind ferner Dourga Singha, Tritotschandrasa. Eine andere Grammatik mit dem Titel Sankhipta Sara ist von Radjah Djoumoura Nandi, welche Gopi Tchandra commentirt hat. Das beste Wörterbuch des Amarasinha ward schon oben angeführt; aber außer diesem stehen noch siebenzehn andere in großem Ansehen. — Die indische Poesie hat durchaus eine elegische Innigkeit und Lieblichkeit, ganz dem von dem ältesten Dichter Valmiki angegebenen Ursprung derselben gemäß, als seine rhythmische Klage über die frevelichе Ermordung eines Jünglings, der mit seiner Geliebten glücklich in einer schönen Wildniß lebte, und nun von der Geliebten in herzzerschneidenden Klagen bedauert ward. Wir lernten Valmiki schon oben als Dichter des vollständigen epischen Gedichts Ramayana kennen, welchem nur Vyasas Mahabharat an die Seite gesetzt wird. Ein anderer Dichter ist Djana Radjah, der die Begegnung Arjouns mit Shiwa geschrieben. Ein dritter, Bhattu Bana, schrieb Kadambari. Bhartri Hera Pandita schrieb ein populäres Epos Bhatti. Djaga Deva die Gita Govinda, einen Hymnus auf Govinda (übersetzt von Jones, Dalberg, Fr. Majer; Schlegels Geschichte der a. u. n. Liter. 1, 178. f.). Besonders häufig sind, wie der tiefgelehrte und geschmackvolle Jones berichtet, die Dramen, Nataks bei den Indiern genannt. Unter den Dramatikern aber wird als Stern der ersten Größe genannt Kalidas, Dichter am Hofe Vikramadityas, beinahe 900 Jahr vor Christo. Man hat ihn den indischen Shakspeare genannt. Sein vorzüglichstes Drama ist Sakontala, oder der Schicksalsring, welches Jones englisch, Forster deutsch uns geschenkt haben, und wovon Herder in der 2ten Ausgabe sagt: „Mit Blumenketten sind darin alle Scenen gebunden; jede entspringt aus der Sache selbst, wie ein schönes Gewächs, natürlich. Eine Menge erhabener sowohl als zarter Vorstellungen, finden sich hier, die man bei einem Griechen vergebens suchen würde. Denn der indische Welt- und Menschengeist hat sie selbst der Gegend, dem Dichter, der Nation eingehaucht." Von demselben Dichter ist Koumava Samblava, Geburt des Kumara, des Götterarztes; Ourvasi Vikrama, Urvasis Heldenmuth in 5 Acten; Megha Duta, die Botschaftswolke, herausgegeben von Wilkins. Andere Schauspiele sind Retriabali, das Perlenhalsband, von Ilersadeva; Prabodha Tchandra Oudaya oder der aufgehende Mond der Wissenschaft in 6 Acten, von Krichna Misra; Hasirnava, das Spottmeer, ein satir. Drama in Sanskrit und Prakrit von Djayadeswara Bhaltatcharia; Maha Nataka, das große Schauspiel, auch in Sanskrit und Prakrit, von Madhusudana Misra. Von ungenannten Verfassern sind Murari, in 7 Acten; Mudra Rakyasa und Malati und Malheva, Drama in 10 Acten. Durch die Engländer, welche in Calcutta eine orientalische Druckerei angelegt, mehrt sich der Schatz auch der poetischen Literatur nicht wenig. Uebrigens haben auch die Indier zwei Arten von Füßen (padam, oder charanam) in Versen, nämlich

die kurzen, genannt ganam, welche in die einfachen ganam und in upaganam zerfallen. Von den erstern gibt es acht, welche zusammen majabasanarayala heißen, und folgende sind: maganam (unser Moloß), baganam (Daktylus), iaganam (Amphibrachys) saganam (Anapäst), naganam (Tribrachys) raganam (Kretikus), yaganam (Palimbacchius) und laganam (Bacchius). Die upaganams, mit dem Wort yarahanagamanala bezeichnet, sind gaganam (Spondeus), haganam (Trochäus), vaganam (Jambus), nalam (Proceleusmatikus), galam (Pyrrhichius), malagu (vierter Epitrit), nagam (vierter Päon), latam (sinkender Joniker). Ferner kennen die Indier einen zweifachen Reim. Der eine fällt auf den ersten Buchstaben, oder die erste Sylbe des Verses, und heißt yeti oder yadi, z. B. Ki in Kirti und Kirtana ist der Reim. Der andere fällt auf den zweiten Buchstaben oder die zweite Sylbe im Anfang und heißt prasam, z. B. pa in Capagny und Dipantram. Dies sind also Assonanzen. Von Versen sind bereits die Schloken, eine Art Stanzen oder Strophen, erwähnt worden. Aber sie haben auch noch andere Versarten (padyams), wie die camdapadyam. Es gibt fünf Schriftsteller über die Prosodie, die nichts weniger als leicht ist. — Die Philosophie anlangend, wird für das älteste Sectenhaupt Capila gehalten, und dieser von Brahmas Enkel sorgfältig zwar unterschieden, uns dünkt aber mit Unrecht, da er, als Erfinder der Zahlenphilosophie an das Musenroß (caballus), an Wischnu Kabiler, an die Kabala, an den Abgrund der Wissenschaft (kavlkiani), an den großen Büßer Kapila, an das heilige Roßopfer Aswa mediagon, an das allwissende Pferd Orchisrawa und mehrere dergleichen mythische Momente erinnernd, unstreitig auch eine mythische Person, und der die Wissenschaft erfindende Gott ist. Ihm zunächst wird gesetzt Gotama. Aber es hat mit ihm dieselbe Bewandtniß, da bekanntlich auch der indische Mondstier so heißt, von gau, ghoi, Kuh, plattd. Koh, und dieser mit Kadmus, Somana Kodom, dem siamesischen Religionsstifter, Lehrer und Schriftsteller, so wie mit dem Worte Akademie in eine gar leichte Ideenverbindung tritt, und die damit angespielte Idee vom Gott als Erfinder der Wissenschaft im gesammten Alterthum keinen Widerspruch finden möchte. Es ist hier der Ort nicht, dasselbe auch in Canada näher nachzuweisen, welcher mit ihm übereinstimmig angegeben wird. Ihre Philosophie hieß nyaya (s. oben), eine Art Logik, wo auch eine Syllogismenlehre vorkommt, welches, nach einer persischen Angabe des Mohsani Fani, sogar der Aristotelischen Methode zum Grunde liegen soll. Diesem zweiten Nyayasystem folgt als drittes das Mimansa (welches wiederum an den Affen- und Schlangengott erinnert) von Vyasa erfunden (s. oben) und bearbeitet von seinem Schüler Jaimini (der richtende Todtengott Yama hatte auch einen Schreiber). Vedanta, Endzweck der Vedas, hieß Vyasas Lehre, welche die Abhängigkeit der Materie vom Geiste behauptete. Buddhas Schüler (auch hier wieder der Morgenstier, wie oben) dagegen gelten für Materialisten. Und so hätten wir denn die drei Systeme des Vedanta, Nyaya und Mimansa als Idealrealismus, oder Pantheismus in höchster edler Bedeutung, mit seinen beiden einander fordernden Seiten Idealismus und Realismus schon mythisch vorgebildet und ausgesprochen. Unstreitig sind die Sankhyas, Jainas und andere Secten zu einem oder dem andern System gehörige, frä-

tere Anhänger. Indeß ist hier der Ort nicht, dies näher zu erörtern. Wir nennen nur einige philosophische Werke. Dahin gehören Gangesmara, Fatwa Schirtamani, ein Tractat von der Metaphysik; Pratikhya Tippant, ein Commentar über die sichtbaren Gegenstände, von Gadadhera, welcher auch über moralische Ereignisse und moralische Kraft geschrieben; Gouna Bhasia oder über die Qualitäten; Anumaka Didhiti oder Abhandlung über das Gedächtniß, von Siromini Battatcharia; Smriti Tatwa, Auszug der Gesetze, zusammengetragen von Ragunandaka Bhattatcharia, übersetzt von Raepe; Hitopadesa, freundlicher Unterricht, ein indisches Fabelbuch, herausgegeben von Wilkins, in schmuckloser Einfalt und Klarheit der Erzählung (Schlegel a. a. O. 179), auch Fabeln des Pilpai genannt. — Schon aus diesen allgemeinen Umrissen ergibt sich, daß die indische Literatur ein großes Naturgewächs sey, und, wie dies, eigends von der Natur bedachte Urvolk auch von Seiten der Wissenschaft einzig dasteht, alle Richtungen des Menschengeistes andeutend, ja sich in ihnen bewegend, gleichsam die Höhemesser der Menschheit. Wa.

Indische Mythologie und Religion. Uns bestätigt immer mehr und mehr das Alterthum in der Ansicht, daß Religion ein Gemeingut und Erbe des Menschen sey, daß sie daher, als das Eine, der innerste, tiefste Quell- und Lebenspunkt des Geistes, das Gebundenseyn und Sich wieder binden an Gott, wie es das Wort Religion ursprünglich bedeutet, eben der Grundzug aller Völker ist. Wie Strahlen zu ihrem Mittelpunkte convergiren demnach alle zu Gott. Ausdruck dieser Convergenz sind die Sprachen. Die Sprachen aber, als das mannigfach gegliederte, ewige, göttliche Wort, das vom Anbeginn in Gott war und ohne welches nichts geschaffen, sind mithin als Ueberlieferungen des Mythus in Schrift und Bild, in Anschauung und Begriff gegenseitig sich fodernde und ergänzende Dollmetscher der Religion. Aber das ewige tiefe Wort selbst ist die Liebe, dieser Drang, dies Sehnen des ursprünglich göttlichen Geistes, sich zu schauen, sich wieder zu erblicken und wieder zu gebären in all seiner, leider durch tiefe Selbstschuld hienieden verwirkten Größe und Herrlichkeit. Der Mythus jedes Volks ist eben dies Ringen; aber das Ringen einer begeisterten Jugendkraft, welches durch die Fülle endlicher Anschauungen sich zurückringt zu dem Ewigen, mehr oder minder glücklich zwar, aber doch immer so, daß auch das Verfehlte liebend von einem andern angestrebt und erreicht wird, so daß Ein Licht über allen leuchtet, nur nach den Gegenständen in verschiedenen Farben gebrochen. Darum nun, weil es das Ewige ist, wonach der Mythus ringt, fällt er in keine, oder in alle Zeit — im Paradies schlägt keine Uhr, sagt Herder —; er ist gleichsam das Urseyn der Menschen und Völker, und ruht, wie der Himmel über der Erde, so über ihrer Geschichte, mit seinen Lichtern und Lüften alle lockend, alle durchwohnend, wie sie ja selbst nur Ausflüsse des ewigen Geistes der Liebe, und mithin ihm verwandt sind. Es gilt also, in welcherlei Mythologie es sey, diese Berührungspunkte mit andern und allen auszumitteln aus Sprache und Bild. Am nöthigsten aber ist dies, wo, wie hier bei den Indiern, alle Knospenaugen und Blüthen der Menschheit wie an einer wärmern Sonne gezeitigt aufzubrechen, und, wie ihres Landes Gewürze, alles durchdüften zu wollen, Hoffnung machen. In der That blicken auch bei den Indiern die Momente aller Traditionen aus so hellen Augen uns an, daß wir eben darum ihnen das Prädicat eines Urvolks

nicht versagen können. Diese hier freilich nur angedeutete Ansicht ist nicht etwa Frucht einer Vorliebe kindischen Geistes für dieses Volk. Wir wissen gar wohl das Spiegelbild und Bilderleben von dem wahren Leben zu unterscheiden, die Erfüllung von der Verheissung; denn wohl wissen Christen: das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sehen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit (Joh. 1, 14.); wissen, daß jene Urüberlieferungen nur vorbotisch dämmerndes Morgenroth vor der Sonne, nur der Schatten sind von dem, was zukünftig war, der Körper selbst aber in Christo ist (Col. 2, 17.). Ehe wir nun aber das Wesentliche der indischen Natur- und Geistesansicht kurz hervorzuheben suchen, muß noch Einiges berührt werden. Zuvörderst nämlich ist die indische Ueberlieferung, oder Offenbarung, wie man dies nennen will, ein Naturalismus, eine Naturphilosophie, worin zwar das Element der Abstraction keineswegs ausgeschlossen, aber immer doch das von der Natureinheit niedergehaltene ist. Denn sowohl jene angestrebte Gottesruh und Seligkeit, die große Untertauchung, das Versinken in die Gottheit, wie es die heiligen Bücher nennen, welche als die höchste Vollendung dort gilt, ist Tod, Erstorbenheit, als die Wege, die dazu führen, wie Seluk und Maschguli, Ertödtung sind. Laout, die letzte göttliche Welt, wo keiner ist, der Ich sagt, das sich reiner Freude wissen, ist die Welt des Vergessens (Lethe), des Verborgenseyn (latere). Das Kiani, die Wiedervereinigung mit Bram durch Erkennen, Kennen, Wissen, dies von Büßenden angestrebte Ideal, verlangt ebenfalls willenlose Hingebung: denn rein, heißt es in den heil. Büchern, ist das Herz, das keinen Willen hat. Dieser Anfang und Ende alles Seyns hält also die Freiheit nieder, und ist in einer Nothwendigkeit des Seyns gebannt. Zweitens: Jede Tradition ist als ein Vers aus der Weltbibel anzusehen, und eine so einzig reiche, wie die indische, läßt um so eher erwarten, daß ihre Urkunden eine Geschichte und somit eine Um- und Ausbildung haben müssen. Wir deuteten bereits oben bei Gelegenheit der indischen philosophischen Systeme darauf hin; und was Holwell (über Hindostan und Bengalen, übersetzt von Kleuker, Leipzig 1778), nach Braminenaussage, darüber beibringt, bestätigt dies. Grundtext, wie wir es nannten, sind die vier Vedas; Commentar dazu die von Bramanen geschriebenen sechs Anga's; zweite Auslegung, wodurch die Religionsschriften 18 Bücher wurden, die Augutorrah Bhade Schasta genannt, worin Fabeln und Allegorien und ein zusammengesetzter Ritus eingeführt wurden in acht eigenen Büchern, den vier Upavedas und den vier Upangas, welche die 18 Puranas, Nyaya, Mimansa und Dhermashastra begriffen (s. d. Art. Indische Literatur). So waren die Vedas die Bibel, die Puranams der Mythus, die historische Poesie Dherma Shastra die Ethik, die andern beiden die orthodoxe Philosophie. Diese Paraphrasen führten eine Spaltung herbei, und somit neue Religionsschriften, nach Görres wahrscheinlich die Balischriften, die Bücher des Buddha, auf Malabar und Coromandel. Auch diesen, von den orthodoxen Bramen am Ganges verworfenen Büchern sind sechs philosophische Systeme zugeordnet, Jogachara, Sandhanta, Vaibhaschika, Madyamica, Digambara und Charvac. Wiewohl nun, nach dieser Uebersicht, eine Verschiedenheit zu Tage gefördert ward, und eine bunte und immer buntere Fabelwelt emporstieg, so blieben doch immer die Grund-

und Hauptzüge dieselben, immer sprachen Brahmaismus und Buddhaismus im Wesentlichen dasselbe aus. Dem gemäß nun ist die indische Lehre Pantheismus, wenn man nämlich darunter die Lehre versteht, nach welcher Eines in Allem und Alles in Einem, Gott in Welt und Welt in Gott ist, die Natur eine Selbstoffenbarung der göttlichen Intelligenz. Alles also ist die ewige Wandelung (Metamorphose) Gottes. Diese Grundlehre spricht sich auf die mannigfaltigste Weise überall in den indischen Religionsschriften aus; denn nichts anderes ist, und nirgends anders ruht die Alimentation der Welten, d. i. der Wechseleinfluß der Welten auf einander und ihr Centrallicht, ihr in ewiger Zeugung und Ernährung begriffen seyn; auf nichts anderm die Lehre von dem Weltall als großem Houmopfer von den Seelen der Verstorbenen vollbracht; auf nichts anderm die Metempsychose, die Wanderung des Menschen nach dem Tode. So reihen sich dieser Idee an, und einverleiben sich ihr, alle Dinge im Himmel und auf Erden, und alles wird durch sie hindurchgetrieben. Aus ihr folgt leicht die Lehre vom Fall der Geister, ursprünglicher Lichtwelten, und ihrer nöthigen Rückkehr in die Centralsonne der Lichtwelten. Darum werden in dem Kinde der Aeltern Sünden für tilgbar oder getilgt geachtet, der Sohn ist eine Wiedergeburt des Vaters, und die schlafende, stumme Natur ist Versöhnerin der empörten Riesengeister, wie hinwiederum die Geister Erlöser der Natur aus ihren starren dunkeln Bewußtlosigkeitsbanden. Darum ist Anfang wie Ende und alles eine Geschichte nie endender Vergeistigung und Verkörperung, mithin ein Kampf des Guten und Bösen, des Lichts und der Finsterniß, in Allen nur Ein Wesen und Alle das Eine. So ist denn der indische Mythus ein von Potenz zu Potenz fortgehendes Schaffen und Construiren der göttlichen Menschnatur, und jene immer neuen Namen in den Reihen sind Exponenten der Idee des Menschengeistes auf verschiedenen Stufen. Eine Monas greift natürlich immer durch, aber eine Monas entwickelt in Dyas, Trias, oder Tetraktysa (Zweiheit, Dreiheit, Vierheit). Eben so nothwendig ist sie hiemit Zeitschöpfung so gut, als Welt- und Götterschöpfung, und eine ist immer gleich der andern, auflösbar in der andern. Rein und vortrefflich wird jene heilige Uridee Gottes, das alle durchwohnende Wesen in seiner Reinheit, Ewigkeit, Geistigkeit, Seligkeit ausgesprochen, und B r a h m, A t m a (die a t h m e n d e Seele), P r a m a t m a genannt. Es ruht vor der Schöpfung schweigsam versunken in sich. Sein erstes Wort, das es ausspricht, ist das heilige O u m (omnis, G e s a m m t h e i t), das Schöpferwort, darum zugleich auch Schöpfername, von Brahm aus-, in ihn eingehend und in ihm vernichtet; der Logos, das K a l m e h (die große Zeit). Als Ganzes umfaßt es natürlich die Principe als Gegensätze, indem es zwei Figuren bildet, Aou und m, erstere, wie aus Brahms M a s c h g u l (Nachdenken) hervorging Urwasser, letztere Urfeuer, beide das Mannweib, im persischen Mythus Lichtwasser, A r d u i s u r. Im Wasser war die Welt zuerst verborgen, das Wasser in Atma, und empfing die Frucht des Feuers. Es war A n b e h e h, das uferlose, bay- oder buchtlose Centralwasser über dem Paradiese, woraus alles hervorging, das ewig Gestaltbare und Gestaltete. Die absolute Identität von O u m, Urwasser, Brahm! Neben jenen zwei Figuren aber hat O u m auch vier Buchstaben a, ao, m, eine Dreieinheit, weil in der Mitte Zweieinheit ist. N i m M a t r a i, der in eine Linie ausgezogene Punkt ist der vierte Name, aber immer wieder Urwasser, der persische M i t h r a s, M o m p h und N i m, wie in

Nama Sabazius, wieder Wort, Name, Logos. Nun wird Oum und Urwasser das Weib, die Geschlechtsverschiedenheit vereint sich, sie mit dem Weibe begattend. Das Weib ist Maja, die natürliche Neigung und Sehnsucht, sich zu ergießen, und alles wieder in sich einzusaugen, Gottes ewiger Wille, ewige Liebe, ewiger Ent- und Anwickelungsdrang, Liebe zur Creatur, also zum Endlichen mithin Abfall, also Trugbilder hervorbringend, welche das wahre Wesen umnebeln, als solche Audia (die Welt der Unwissenheit, des Nichtwissens), und ihre Welt Brahm tschekr (gleichsam der zechende, schäkernde, zeckende Erd- oder Weltgott). So sind aus dem Kalmel die drei Personen hervorgegangen: Brahma Schöpfer, Wischnu Erhalter, Schiwa Zerstörer, Anfang, Dauer und Ende. Die drei Personen und Zeiten, in Schiwa wieder aufgenommen, zerstört, verzehrt, als Geschichte, als gewordenes Unendliches, gleichsam verendlichtes, Sterbliches, heißen darum die Trimurti (Dreisterblichkeit), mithin nicht absolut, und unter Bramatma, dem Absoluten. Der Brahm ist Ahankar, Selbstheit, Ichheit, geworden, so von dem göttlichen Weibe, als seiner Gattin, eben gefesselt, durch Liebe abgefallen; durch hingebende zeugende Liebe aber, wieder in den Schoos der Einheit zurückkehrend; Liebe also das einende Weltenband, die Hingebung an das All, die in Bewußtlosigkeit entschlummerte Schuldfreiheit und Entsündigung durch Wandern in Thierleiber. Der Tod, oder die Zerstörung in Schiwa, das Ende ist aber eben darum auch wieder, weil zugleich Auf- und Zurücknahme, Rückwanderung in das uranfängliche Leben hinauf, Laout (s. oben) genannt. Die Stufenfolge, oder die Momente dieses Rückwanderungsprozesses sind also: Ich, Ich in Atma, Ichatma und Bramatma, alle befassend. In diesen vier Welten (Weltgöttern) sind jene vier Buchstaben wieder dargestellt. Nun also dem gemäß vier Welten. Eigentlich sind es drei, Tod-, Wach- und Schlafwelt; weil aber nach dem Constructionsschema in Oum (s. oben) die Schlafwelt eine doppelte ist, eine Traum- und ruhige Schlafwelt, so kommt die Tetras wieder heraus. Die Todeswelt heißt Laout, oder auch Teria (die dritte als Wiedergeburt zum Ersten, diesem doch gleich). Ihr ist verwandt die Schlafwelt Sakhepat, wo Erd- und Sonnenmensch im Sonnenstrahl, Wissendes und Gewußtes Eins, die Geister der alten verlornen Unschuld wieder nahe sind. Ihr untergeordnet ist die Traumwelt Sapen, die Gestalt- und Bilderschaffende (sopor, sovio, ensweben für einschläfern in den Nibel, beswevet eingeschläfert, beschwüppt in Westf. ohnmächtig), auch Malkout die Königswelt, wo der König (die Idee) herrscht. Die Wachwelt heißt Diagrat, oder Dschagrat (vergl. oben Bram tschekr und die verwandten Worte Zucker, das phalatja — arab. tschikkrude Trunkenheit). In ihr geht Diimatma (der göttliche Seelenathem oder Hauch in den groben Körper Boutatma, und sie ist die Welt des Menschenichs, wie Sapen die Welt der Dewtas (Götter). Doch herrscht Diimatma durch alle, in den höhern Welten schaffend, in der menschlichen aber das Geschaffene nur erkennend. Schein- und Traumbilder aber sind die Bilder der Menschenwachwelt, die Erzeugnisse aus ihm sind Gegenstände außer ihm. Der Körper der Sakhepat ist daher aoudia (s. oben) nahe dem Laout, wo das Höchste, die All Ichheit erreicht ist, Freiheit von allem Willen, In-Gott-Gelassenheit, Wiedergeburt zum höchsten, ersten Ursein. Diesen vier Welten parallel laufen auch die vier Weltalter (weil Theogonie auch Chrono-

gonie ist). Die in und durch jene Welten herabgegangene Menschengeistespotenz heißt Pradjapat (Verlangen nach der Figur der Welt) noch nicht herabgefallen Haranguerbehah. Eben so laufen diesen Momenten des Daseyns Haranguerbehahs wieder parallel die drei Goons (erzeugte Kinder) Qualitäten Radi (Radjougunen, Ragia) Sat (Satgoun, Satiagam, Sittogun), und Tam. Erstere ist = Erschaffen, Brama; zweite = Erhalten, Wischnu; dritte = Zerstören, Schiwa. Ragia (Recke, Riese, rage) Leidenschaft; Sati Wahrheit und Freiheit, wie Tod und Lüge zugleich, beide Goons die Geistigkeit des Menschen befassend; Tam endlich (verwandt mit dumm, engl. dim und a.) ist Finsterniß des unbewußten Naturlebens, was der Mensch, als Körper, theilt. Haranguerbehah entspringt aus allen dreien als Tropfen; wie Schiwa, in einen Thautropfen verwandelt, die Welt wieder geschaffen, und er als Thautropfen, zur Perle geworden, grünt und blüht, wird auch Haranguerbehah ein gerade stehender Baum, auch wieder identisch mit Atma, Djiwatma, Schiwa, und mit dem Urweibe Maia Parkerat, welche die große Substanz Mehtat, das Weltei Motta schuf, welches auch der erste Verstand ist. So ist immer Späteres schon im Frühern, und Früheres schon im Spätern enthalten, alles aber identisch. — Da es uns galt, den Angel der indischen Religionslehre zu fassen, so mußten in den Momenten der Auseinandersetzung, die auch als Schema der Construction und Probe dienten, die Elemente einer durchgeführten Schöpfungs- und Geistesgeschichte in einander spielen, und wir konnten, ohne die Gegenständlichkeit zu verletzen, kosmogonische, chronogonische und theogonische Momente nicht trennen. Dies, wenn es überhaupt möglich wäre, ist nicht dieses Orts, und weiter Forschende müssen zu Kanne, Görres und Wagner verwiesen werden, welche die frühern Materialien zuerst eigenthümlich auf philologischem und philosophischem Wege bearbeitet und mehr verbunden als geschieden haben. Friedr. Schlegels Werk über die Weisheit der Indier muß als seicht und mißverständig vor jenen die Segel streichen. Wir kommen aber hier nochmals auf die Grundidee der Metamorphose oder Wandelung zurück, um, was wir oben sagten, daß nämlich auch in der im Fortgange der Zeit künstlicher ausgebildeten Mythologie dieselbe nicht untergegangen, an den Avataras nachzuweisen; denn natürlich muß das Ganze auch in dem Einzelnen sich wiederfinden und rückspiegeln. Dadurch, daß die Avataras Wischnus Evolutionen vorzugsweise sind, und daß sie mit Erd- und Zeitperioden auch die Menschengeschichte evolviren, bestätigen sie das bisher Gesagte, und sind überhaupt als ein höchst reicher Cyklus von Mythen anziehend. Freilich kann auch hier mehr angedeutet, als angeführt werden. Wischnu nämlich, der zweite in der Gottheit, der Erhalter, hat zur Gattin Lackschmi, Siri Rama, Sitta, sämmtlich wieder identische Götterverbindungen, Offenbarungen der einen Gottheit. Als Erhalter der Welt, ging er viele Avataras ein (Vaterwerdungen, Zeugungen, Wandelungen). Diese Verwandelungen füllen die indischen Jugs aus, in einem gegebenen Kreislauf, einer Zeitverbindung (Joch, jungo gehören als verwandte Worte dahin) zu bewirkende Wiedervereinigung (iunctio) mit Gott. Die Jugs sind aber Jahr- und Präcessionsberechnung in vier Perioden: Kali-, Krita-, Dwapar- und Tritajug. Ihre Zahlen sind unbenannte Zeitgrößen für benannte: Jahr, Monat, Woche, Tag, Stunde, Minuten, und 1000 sind die

Theile Eines = 360, so daß eine Reihe Naturzahlen in arithmetischer Progression 365 1/4 Tag bezeichnen, und die Jugs vier Jahrquadranten nach zwei Sonnenwenden und Nachtgleichen sind. Mit 360, der Summe der 4 Jugs, wird in die 4 Jugzahlen selbst (1440. 1080. 720. 360.) dividirt. Die 5 Schalttage und der Embolismus von 1/4 Tag 6 Stunden wurden als störend geschieden, die Epakten aber selbst aus 5 × 72 = 360 gefunden. Sie waren eben auch aus dem 72sten (Tages) Theil jedes der 360 zusammengesetzt = 20 (Minuten) also aus 360 × 20 = 72,000 (Minuten der 5 Schalttage und Kaldämmerungensumme). Diese 20 Minuten waren wieder Product aus Division mit 72 in 1440 (Kritajuggrundzahl). 1440 waren theils Minuten des Tags, theils die persische Schaltperiode, gefunden aus 12 × 120 = 1440. 1440 waren aber auch die Embolismenstunden von 2 × 120 = 240 Jahren, und verdoppelt 2880 (Kritadämmerungensumme). 6 × 720 = 4320 Stunden sind die Grundzahl der Kal- und Mahajugsumme. Die Grundzahl 432, wenn 20mal genommen, gibt 8640, die Zahl der Jahresstunden. Diese Jahrrechnung ward mit dem Calcul der Umwälzung der Ekliptik vereint, und auch hier werden durch Theilung, Verdoppelung des Ganzen, Reductionen des Menschlichen auf Göttliches und umgekehrt, alle Verhältnisse erschöpft und 24,000 Jahr als Zahl der Präcessionsperiode herausgebracht. Welches alles hier nicht weiter erörtert werden kann. (S. Kanne's Chronik mit A. Wagners angehängter Uebersicht des mythischen Systems). In diesen vier Jugs nun verlaufen jene Avatars. Man zählt ihrer zehn, obwohl andere mehr angeben, welche aber doch untergeordnet sind. Sie sind folgende: 1) Matya-avatara, die Verwandlung in den Fisch, den täuschenden Maja-Fisch, bei den Banianen auch Ceexis genannt. Dem Mythus lag dies nahe; denn Wasser war ihm der Durchgang und die Metamorphose des Lebens und Todes, im Wasser endet und gebiert sich alles wieder. Brama nämlich war eines Tages entschlafen. Der Riese Hajagriwa (der empörte, abtrünnige Menschengeist als schreibende, gesetzgebende Elster) hatte die vier Vedas (das Weltgesetz von Brama gegeben) geraubt, verschlungen und sich in das Weltmeer verborgen. Wischnu rettete sie wieder in Gestalt eines Fisches, und vernichtete so das Reich des Argen. Denn jede Wandlung hat eine Weltrettung aus der Macht des Bösen zu Zweck und Folge. 2) Kurma-avatara, Wandelung in eine Schildkröte. Auf der Schildkröte, wie auf dem Elephanten, ruht nach dem Mythus das Weltall, und die Weltleier ward vom Elephanten, wie von der Schildkröte benannt. Im Riesenkrieg, um den Unsterblichkeitstrank, den Trank des ewigen Lebens (Amrita, Amreida, Amortam) zu bereiten, wird der (Lustgott-) Affe Bali herbeigerufen, den Sprachen- und Weltberg Mandar, der auch dem Goldberg Meru identisch ist, im Milchmeer, zu bewegen. Die Unendlichkeits- oder Ewigkeitsschlange, Addiseschen, Sega, Sexen, wird als Seil um den Berg gebraucht; aber der Berg droht zu versinken. Da unterstützt ihn Wischnu als Schildkröte. 3) Varaha-avatara, die Wandelung in einen Eber. Der Riese Hiranyakshana (Erdriese) hatte die Erde wie ein Tau aufgerollt und in den Patalas, sieben unterirdischen Welten, verborgen. Wischnu wühlt als Eber mit dem Feuerzahn — denn der Zahn des Ebers, Elephanten, Drachen, Stiers und der Ziege hieß das verkörpernde Feuerprincip, und Feuer und Wasser bringen kämpfend das Feste hervor, bauen die Erde, das irdische Lebenshaus; im Namen Va-

aha liegt auch schon, wegen der Verwandtschaft mit Bora, Born das Wasser angedeutet — die Erde auf, und baut also nach der Ueberschwemmung das Haus des irdischen Leibes. 4) Narasingha-avatara, Wandelung in Menschlöwen. Hier tritt Wischnu in einem Riesenkampfe gegen Hiranyakasha (auch Eruniakassiaden) aus Schiwas unendlicher Feuersäule, hinter welche sich der vom Vater verfolgte Sohn des Riesen flüchtete, als Menschlöwe — wieder der erste Mensch im Mythus — hervor, und rettet ihn. Es ist wieder der erdbildende Wasser- und Feuerkampf, wie der Name der Wandelung, narasingha, und des Festes dieser Verkörperung Nerio-sengh zeigt: denn nar ist indisch Wasser, narayana die Bewegung im Wasser, Seng, Zenga, sengen, führen die Idee des Feuers mit sich. 5) Vamana-avatara, Wandelung in den Braminen- oder Lingamzwerg. Als Zwerg sucht Wischnu den Riesen Bali auf, der den Göttern viel Leids thut, und bittet ihn um 3 seiner Füße Landes, daselbst zu opfern. Als es der Riese versprochen, nimmt Wischnu sogleich seine Gottgestalt an, bedeckt mit einer Fußstapfe die ganze Erde, mit der andern den gesammten Raum zwischen Himmel und Erde, und endlich des Riesen Kopf, der in die Patalas getreten wird. Vamana, Vamen, Vama, noch im lat. Wort pum-ilio, der Lingam- und Daumenzwerg (die Idee der zeugend-erkennenden Hand ist noch in der grönländischen Sage, daß das Weib aus des Mannes Daumen entstanden) ist wieder der gesunkene, kleingewordene, gefallene Gottmensch, der das Haus des Leibes baut, wie Brama Nen (nain). 6) Parasurama-avatara, die Wandelung in den Gott Parasu Rama. Nach des Affengotts Hanunam Erscheinung in der Welt lebten Braman und Bramani, vermählten sich, und Wischnu verspricht ihnen, daß sie dreimal nach einander einen Sohn bekommen, nach der mythischen Idee wiedergeboren werden sollten, in drei Menschenpaaren. Das erste Paar ist Jamdagni mit Reneka, ihr Sohn ist eben Wischnu Parasurama in der sechsten Verkörperung. Nämlich Jamdagni, als Braman in erster Wiedergeburt, als Priester und Gelehrter, vermählt sich mit der Tochter des Königs (also der zweiten Kaste) von Ajodia dem Lande der geistigen Finsterniß, der Nachtriesen, und die Seele der Bramani wandert mithin in diese Gemahlin Reneka. Reneka wird auf ihre Schwester eifersüchtig, und gebiert Prasurama, der also Sohn eines Bramen und einer Königstochter war, gegen die Gesetze, und Verfolger der Ketteri. Anfangs noch gut und rein, konnte Reneka Wasser in einem Tuche schöpfen, ohne daß es durchrann; aber durch irdisches Streben verunreinigt, verlor sie diese Gabe und gebar die feindliche Maritale. Reneka nämlich und ihre Mutter wünschen beide einen Sohn, Jamdagni gibt jeder einen Reißkuchen, die leibverdunkelnde, sterblichmachende Speise, denn Brot und Speise heißen das körperliche, sinnliche Leben. Reneka ißt den für die Ketteri bestimmten Kuchen, und umgekehrt. So gebären sie; und Reneka zwar Prasurama, der ein Brame mit kriegerischem Ketterigeiste ist. Also wird Gutes in Böses gepflanzt, und das Gute sträubt sich und bekämpft das Böse. Mithin ist der Wechsel des Guten und Bösen als wechselnde Bramen- und Ketterisherrschaft dargestellt, und ein Steigen und Fallen. Aber die Seelen von Prasuramas Aeltern wandern fort in den Körper des Doseruth und der Kuzilah, die Prasumara unter den Ketteris erschlagen hat, und diese gebären Rama. Daher 7) Rama-avatara. Ihnen

war von Wischnu verheißen, daß er ihr Ketterigeschlecht einst noch heben werde. So tritt Prasurama auch gegen Rama auf; aber seine Verkörperung endet in Ramas höherer Erscheinung, seines Pfeiles Kraft ging in Ramas Pfeil über. Rama wird, als Fortsetzung von Prasurama, eben auch durch einen Reißkuchen geboren, um gegen den frevelkühnen Ravan, den bösen Riesen, zu kriegen. Doseruth gibt Ruzilah den Kuchen, diese theilt ihn mit der geliebtesten Gemahlin des Raja, Kaikai und Fumitta, und die Frucht sind vier Kinder: Rama, Bharaden, Lekeman und Sattergham. Lekeman blieb Ramas treuester Gefährte. Ramawischnu erkämpft sich im Feldzug auf Lanka (Ceylon) mit ihm und Hanumans Hülfe die schöne Sitta von Ravana und seinem Bruder Kumbakarna, dem Becherriesen, in welchem letztern doch das Böse in Gutes sich wandelte, indem er dem Bruder zum Frieden mit Rama räth, und als immer Schlafender die Versöhnung der Geister durch den Naturschlummer bedeutet. Sitta, das Sünde in die Welt bringende Weib, vermittelt aber auch wieder als Natur des Geistes Wiederversöhnung mit Gott. Ramas Schicksale beschreibt das berühmte Gedicht Ramayana. h) Krishnaavatara, der Gipfel der Erscheinungen Wischnus, beschrieben im Bhagavata und Mahabharat. In ihr erst endet er, vereinigt mit Rama, stirbt sterbend allem Endlichen ab, das durch die verführende Schlange in die Natur gekommen, und hat im Drachen vielfach das Böse vernichtet. Krisna entspringt aus der Nachkommenschaft Jajats, des Ragia, durch dessen Empörung im ersten Alter das Uebel in die Welt gekommen war. Sein Vater Basdajo war Sohn eines Kaufmanns und Heerdenbesitzers, seine Mutter Devagi, Tochter eines Königs aus dem Stamm Jadus, des ältesten Sohns von Jajat. Umgekehrt sind seine Blutsfreunde, die fünf Pandus, denen er die weltliche Herrschaft wieder erkämpfen hilft, von einem königlichen Vater Pand und einer Mutter Kundi, die eben jenes Kaufmanns Tochter, also Schwester des Schäfers Basdajo hieß. Auch in dieser achten Verkörperung ist immer noch die alte Natur, die sich sträubt, dem vollendeten Geistesleben ihre Besonderheit hinzugeben. Balarama verläßt ihn im Krieg der Pandus gegen die Koros, um jenen den Sieg zu verkümmern. Darum ging auch, als Krischnu die Feinde besiegt, aus des sterbenden Balaramas Munde die weiße Winterschlange; denn Folge der Sünde war die Körperlichkeit, und Kälte das Princip der Leibwerdung. Krischna selbst zeigt sich als Ramas Fortsetzung, indem er der Mutter als Kind vom Schooße sprang. Er wandert, weil von seinem Großvater Ragia Kansa verfolgt, schon als Neugeborner, da sein Leben gerettet werden soll, von der Schlange Adisescher, Sega, Sickenasy getragen über den Todesstrom (der Wiedergeburt) Jamuna. Die Schlange ist hier von ihm, wie von Rama getrennt. Aber in demselben Strome ist sie das feindliche Wesen, verpestet sein Wasser mit ihrem Gifte, und wird von ihm bekämpft. Nun heißt sie auch nicht mehr, wie vorher, sondern Kali, Kalinag, Kaliga (die schwarze). Und Krischna selbst heißt schwarz, wie er abgebildet wird. So beginnt und endet das Böse in ihm; in Prasurama ist Mischung des Bösen und Guten, in Rama völlige Scheidung, in Krischna Vollendung dessen, was die Scheidung vorbereitet hatte. Also wird nun alles Vorbereitete und Verheißene in ihm erfüllt. Dem Drachen im Jamuna war vorausge-

sagt, daß Krisna der Mensch ihm einst den Kopf zertreten würde, und mit einem Fuß auf der Schlange Haupte stehend wird er abgebildet. Der Erretter und Errettete sind hier getrennt, aber beide sind Mensch, und alle Erlösung ist Selbsterlösung durch den letzten, weil durch den ersten die Sünde in die Welt gekommen. So sagt denn Krishna zur Schlange, nachdem er sie im Jamuna besiegt: weil du mit einem Gott gekämpft hast, soll deine Kraft doppelt werden, und Garudha (der Vogel, durch welchen Wischnus Gemahlin Kadru, die schwarze Böse, in Besitz des göttlichen Tranks kommen will, eine Art Geieradler, worauf Brahma reitend vorgestellt wird,) dich nicht ferner vertreiben können. Wie nahe berühren sich hier indischer und hebräischer Mythus! Krishna setzt sich auf dieselbe Stelle, wo Rama die weiße Schlange aus dem Munde gegangen war, und es geht der Spruch in Erfüllung, daß sie ihn in die Fersen stechen würde. Denn, trotz Durwasas Warnung, seiner Fußsohlen zu wahren, streckt er sich unter den Baum; Jura unter Krishnas Fußsohlen den Widerschein vom göttlichen Malzeichen gewahrend, hält es für ein Wildpret, und schießt ihn mit dem tödtlichen Pfeil, der aus dem Stück Eisen war, das durch die Ruchlosigkeit von Krishnas Hirten in die Welt gekommen war, und ihnen allen den Tod gebracht hatte. Pfeil und Schlange sind aber in den Sprachen Eins. Der Jäger war eine Wiedergeburt von Balis Sohne, Bali aber die Schlange Sega selbst, sein Sohn Anjud (anguis) dessen Wiedergeburt Krishnas Mörder wurde, ist, nach seiner Abkunft aus dem nordlichen Bären, Jäger, und erinnert durch seinen Namen Jura an das Schlangenland Tanaiour, wo einer der drei Götterkönige herrscht, welche Chimaira (Ziege, Schlange, Löwe) zusammen waren. Schon als Schwester Putna des Kansa, um als Amme den Säugling Krishna mit vergifteten Brüsten zu tödten bestimmt, ist sie die feindliche Schlange Pytho, die faulende, stinkende. Schlangen- und Todesgöttinnen sind seine acht Gemahlinnen, Rukmani, Jamty, Suthama, Kalenda, Sitta, Bremate, Wirbhirda, Lackmi. Der ganze höchst reiche Mythus schließt damit, daß Krishna nach Dewarka geht, mit einer über die Stadt geworfenen Handvoll Staubes sie vernichtet, und nach dem Schneegebirg Heimatsiel, dem Himmelsberge der Harmonie, des Meru kalter Seite geht. Wir haben hiemit nur einige Momente desselben angerührt, weil es der Ort verbietet, ihn in seiner ganzen Fülle, als Kampf und Sieg über das Böse in den wunderbarlichst romantischen Verflechtungen zu verfolgen, und müssen daher über das Nähere an die genannten Quellen, wie an Baldäus, Polier, Majer u. a. verweisen. 9) Buddha-avatara, die Wandlung in Buddha, Stifter der chinesischen Lehre des Fo. Nicht darf man etwa glauben, daß hier die Secte das Einzelne geschaffen habe, sondern umgekehrt hat das Einzelne, einem Ganzen angehörige, nur von ihm losgetrennte und geschiedene die Secte geschaffen, und so sind und bleiben die Elemente des Buddhaismus schon in der Lehre der Vedas gegeben, nur mehr entwickelt. 10) Kallenki-avatara, die Erscheinung als das Roß, das weiße Himmelsroß. Jede Schöpfung und Weltperiode hat natürlich den Zweck, aus der Entwickelung des Einzelnen (Folge des Abfalls vom Ganzen) das Ganze, aus der Sünde das Gute, die Tugend wieder herzustellen, Wiedergeburt des in Laster Untergegangenen. Im Mythus ist der erste Gottmensch auch Stier, Kuh, Roß, und das Stierroß Dherma spielt im In-

dischen besonders eine wichtige Rolle. Mit ihm, dem Tugendhaften beginnt die neue Zeit, und Menu der Mondstier, hat sich, als einzig Gerechter, in die neue Welt aus der alten Fluth gerettet. Dhermas Leben geht durch die vier Zeitalter bis ans Ende, und er verliert in jedem ein Bein. Wir stehen jetzt im vierten Alter, in der neunten Verkörperung Wischnus. Nämlich die Zahl 36,000, als chaldäisches Sar, oder Herrscherperiode, ist in sämmtlichen Weltaltern so vielmal enthalten, als die Chaldäer Herrscherperioden haben, nämlich zehnmal, im ersten vier-, im zweiten drei-, im dritten zwei- und im vierten einmal, also = 10. Dies ist im Mythus vom Stier Dherma angedeutet. Das Roß aber ist mit ihm identisch. Als Roß Kallenki wird Wischnu erscheinen, die Erde durchtreten und alles erneuern. — Dies wäre denn die Religionslehre der Hindus. Man begreift wohl, daß von dieser Ansicht aus, welche die Identität im All mittelst Sprache in Ueberlieferung und Symbol sucht und findet, das Ganze eine tiefsinnige, unendlich reich gegliederte Idee ist, welche in der That auch die Keime aller Speculation in sich beschließt; und lächerlich werden daher alle Absprüche darüber, als über Unsinn, Ungeheuerlichkeit, wüstes Phantasieren u. s. w., wobei man nicht umhin kann, sich der Worte des tiefgelehrten und geistreichen Kanne, der zuerst in Deutschland auf eigenem Wege das Verständniß derselben eröffnete, zu erinnern: „nur daß die göttliche Begebenheit einen hohen idealen Sinn gehabt und ihn verloren hat, und dann von der Sage die bloßen äußern Gestalten zu einem Mythus zusammengereihet sind, nur dies hat jenen Unsinn hervorgebracht, der schon dadurch, daß er ein so großer war, hätte auf die Vermuthung bringen sollen, daß er wohl einen großen Sinn gehabt haben müsse. Es wäre ja doch Methode auch in dieser Raserei, weil in jedem Irrthum, der es ursprünglich ist, doch das Streben nach Wahrheit am Tage liegt, das man hier aber deswegen nicht findet, weil der Irrthum hier nicht die Wahrheit gesucht, sondern sie verloren hat." Nachdem wir nun die philosophische Seite des Mythus besonders betrachtet, wollen wir auch noch etwas über die poetische oder historische, welche freilich ursprünglich nicht davon getrennt werden darf, bemerken. Daß bei einem so reich ausgestatteten, wie von einer phantastischen Zauberwelt umfangenen Volke alles Gestalt und Leben annahm, ließ sich erwarten. Merkwürdig aber ist, daß die Ideen der Sexualität, der Zeugung immer hindurchgehen, wie durch die Welt selbst, aber immer doch auch ethisirt, weil Erkennen und Zeugen analog sind. Daher die Verehrung des Lingam bei den Schiwaniten, des Joni bei den Wischnuiten: Lingam ist die männliche Natur, welche meist in einer silbernen Kapsel getragen wird, und Symbol der Zeugung ist. Lingam ist mit dem lateinischen lignum verwandt, weil Holz der erste Stoff, oder Materie (Hyle) der Dinge war. Seine Verehrung wird historisch davon abgeleitet, daß Schiwa sieben Büßern durch seine Wollust anstößig geworden war, und durch ihren Fluch das Männliche verloren hatte, weil aber später Strafe und Vergehen für unverhältnißmäßig erkannt wurden, die Büßer zu dem, was sie vorher verflucht, zu beten beschlossen. Er wird in Tempeln, an Heerstraßen 2c. verehrt. Joni ist das Weibliche mit dem Männlichen in der Figur Λ, welches auch mit Kuhmist an die Stirn geschrieben wird. Seine Verwandtschaft mit dem griechischen Worte, welches zeugen bedeutet, wozu auch das deutsche Kind gehört, ist unverkennbar. — Ferner: wie das Auge, so

war auch die Blume im Mythus Symbol des Erkennens und Wiedererzeugens; ja Blume und Auge, nämlich als Dreieck, waren vereint in der Blume, welche Lotos heißt. Lotos ist der Sprache nach die Blume des Verborgenseyns, der Nacht, des Schweigens, also die verborgene, welches auf Bewußtlosigkeit, gegenüber der Selbstbeschauung führt. Naturgeschichtlich ist es die nymphaea Nilufer Linn., indisch auch Padma, Nalina, Aravinda, Mahotpala, Camala, Cuseshaya, Sahasrapatra, Sarasa, Panceruha, Tamarasa, Sarasiruha, Rajiva, Visaprasuna, Pushcara, Ambhanika, Satrapa genannt. Ihr Saame ist häufig, klein und rund; sie ist entweder blau, oder roth; die Blühten der ersten sind schön blau, wenn aber ganz aufgeschlossen, etwas verwässerter, minder duftig, als die rothe, rosenfarbene, immer aber von sehr feinem Geruch. Die Blätter sind Wurzelblätter, tief, wellenförmig gezahnt, auf einer Seite dunkelpurpurn gegittert, auf der andern grün und sanft, die Petalen sehr weich, lang und röhrenförmig. Es gibt auch eine Varietät mit beiderseits purpurnen Blättern, dunkel karmoisinen Blühten, innerlich reichgefärbten Kelchblättern und breiten Antheren, gefurcht, über fünfzehn Petalen, minder spitz und breiter als die blaue, mit wenig Geruch. Die Lotosverehrung ist noch jetzt in Hindostan, Tibet und Nepaul eben so andächtig als sonst. Es werden Tempel damit ausgeschmückt, wie Gottheiten; denn ein neugeborner Gott schwimmt sogar in einer Lotos auf dem Wasser. Und eben weil sie eine Wasserblume, das Wasser aber Schöpfungsvehikel ist, wird sie von dem die Zeugung so tief fassenden Indier verehrt. Auch den Aegyptern ist sie heilig. Dies Symbol der Blume in seiner Idee sich näher zu rücken, erinnere man sich an das Gewächs Kaldeir auf Isle de France, Vaquois genannt, oder Büffons arbre indécent, aus dessen Stamme dem männlichen Phallus ganz ähnliche Wurzeln wachsen, die sich in die Länge dehnen, um in die Erde zu schlagen und sich anzuwurzeln; an Tamara, die Lilie, die Palme, der Lorbeer, die Kusha, auch Darbha und Pavitra genannt, die Narcisse. — Die großen Götter Indiens waren also Brahma, Wischnu, Schiwa, oder Eswara, auch Ixora, welcher Ardhanari, Mannweib, ist und eben den Lingam zum Symbol hat. Die Möglichkeit, wie die entwickelte Wirklichkeit des Dualismus ist hier gegeben, wie sie in andern Lehren, z. B. der persischen durch Ormuz und Ahriman, das gute und böse, Licht- und Finsternißprincip ausgesprochen wird. Aber, wie alles in Indien in glühenderem Leben aufgeht und Gestalt gewinnt, so haben auch Mond und Sonne und Sterne ihre Götter. Natürlich, denn wie die Gottheit sich verkörpernd alle Stufen der Natur durchwandelt und Fleisch wird, also sind auch alle Sternwelten freigeborne Geister und Götter, dem Urlicht, der Centralsonne der Geister, dem persischen Lichtwasser Arduisur, entfremdet und besondert, oder schiedlich geworden, und aus dem Lichtwasser sind in Sternenströmen (vars) die Milchstraßen ausgeronnen. Feuer-, Sternen- oder Sonnendienst also sind ein alter Cultus. Aber auch das Wasser in der oben angegebenen Idee. Darum ist Ganga (der Fluß Ganges) den Indiern heilig, nach dem Mythus entsprungen aus dem Schweiß der Gemahlin Schiwa's, Parvadi, oder nach einem andern aus dem Wasser, worin das Weltei schwimmt. So hat auch die Erde ihre Göttin, Prithivi, die Luft ihren Gott Indra, Dewandra, einen der acht von Wischnu in seiner Eberverwandelung als Erd-

hüter Gesetzten, welche sind Indra, Aghni (Feuer), Padurbati (Richter der Unterwelt), Nirurdi (König der Unterwelt), Varuna (Wasser), Maril (Wind), Cubera (Reichthum), und Eswara, der im Osten Indra, im Süden Aghni ist. Die Zahl der Deutas (Götter) ist aber unendlich groß, und wird von manchen zu 333 Millionen angegeben. So die neun Planeten Surya, oder Aditya, Sonne, Sonntag; Ciandra oder Soma, Mond, Montag; Clova oder Mangalen, Mars, Dienstag; Budha, Merkur, Mittwoch; Bruhaspadi oder Biasa, Jupiter, Donnerstag; Shukra, Uschena, oder Ve.ln, Venus, Freitag; Ciani, Manda, Saturn, Sonnabend; Rahu oder Ragu, und Kedu oder Quedu, bloß in Zeiten der Verfinsterung sichtbar. Von den kleinern Göttern oder Dämonen wollen wir nur bemerken die Ginarers, Genien der musicalischen Instrumente, welche nach der Sprachverwandtschaft schon an die Leier erinnern, und die Ganduwers oder Gandharvas, Lufttonkünstler, die auf dem Nordberge Haimakutha, (dem kalten, dunkeln, nach der Sprache) singen, die Geister singender Sterne. Dies sind gute. Die bösen heißen Asura, oder Asors, an deren Spitze Moisasur und Rhabun steht, und treten meist in scheußlicher Riesengestalt auf. Sie bewohnen die Patala. Nämlich das Weltall wird in fünfzehn Bereiche, oder Bezirke eingetheilt, sieben obere, Swerga-Surgs, und sieben untere, Patala genannt. Die Surgs sind Bhurlok, Bhoverlok, Surlok, Mehrlok, Janlok, Taplok, Sutlok. Die Patala sind Tallok, Behallok, Sutallok, Mehantallok, Rubpatallok, Patallok, finstere Wohnungen, von acht Karfunkeln auf den acht Schlangenhäuptern erhellt. In der Mitte zwischen beiden war Mirtlok, welches an Mitgard, die Mittelstadt des isländischen Mythus, Mesoa der Griechen und an Delphi, den Erdnabel, so wie an die Behauptung der Braminen erinnert, daß das Aequinoctium die Mitte der Welt sey, und in ihm die Sonne keinen Schatten mache. — Folgerecht jener oben angegebenen durchgreifenden Idee der Metamorphose ist auch der Cultus der Indier. Das Streben des Menschen, nachdem er abwärts gegangen in die Leiblichkeit und gefallen, muß nothwendig seyn wieder aufzusteigen zu der lichten Geistigkeit, zur Verklärung. Dem gemäß bestehen die äußern Gebräuche im Besuchen der Pagoden, in Waschungen und Reinigungen, Büßungen und Abtödtungen, guten Werken, Opfern u. s. w. Pagoden gibt es von hohem Alterthum und riesigen Ideen, majestätischem Anblick, und geschmackvollem Bau. Sie haben immer eine bestimmte Form. Das Eingangsthor ist immer aus einer ungeheuern Pyramide gehauen, welche allmählig nach oben sich verengt und in einen halben Mond ausläuft. Die Pyramide ist nach Osten gerichtet. In großen Pagoden ist immer ein großer Hof, und an dessen Ende ein dem ersten entsprechendes Thor, nur daß die Pyramide nicht so hoch ist. Dem Thore gegenüber, in der Mitte des zweiten Hofs, steht auf einem Fußgestell, oder auch in einer Wandvertiefung unter vier Säulen eine liegende Kuh, zuweilen ein Lingam, Hanuman, Schlange, oder sonst ein verehrlicher Gegenstand. Sahstangam heißt der Brauch des Niederfallens auf die Stirn, Namaskaram das Falten und Erheben der Hände zur Stirn. Das Gebäude selbst ist in zwei, oder auch drei Theile getheilt, deren einer groß, der andere kleiner ist, letzterer für den Opferer. Alles ist aus Ziegeln oder Bruchsteinen. Auf Koromandel sind prächtigere Tempel, als in Ben-

galen; auf Malabar ist die Bauart eine andere. Die berühmtesten Pagoden sind auf Elefanta und Salsette, zu Illura und Jaguernat; Wischnutempel zu Tirupadi, Schirangam, Kangiwaram, Schivatempel zu Tirunamaly, Tirvatur und Schalembron, Kandschipuram, Ramonathampuram, Ramischwaram und Kaschi. Die Pagode auf Elefanta oder Kalpuri wird für die älteste gehalten, und führt den erstern Namen von einem aus schwarzem Stein gehauenen Elephanten am Fuß eines Bergs, an der Seite von Bombay. Es hängen dort mehrere Pagoden zusammen; die jetzt zum Viehtränken gebrauchten Cisternen waren ehemals für Reinigung bestimmt. Die zu Illura im heutigen Hyderabad ist ein hufeisenförmiges, zwei Stunden langes Gebirg, wo eine Reihe Pagoden und Tempel ausgehauen sind, eine Art indischen Pantheons. Alle Gottheiten haben hier ihre größern oder kleinern Tempel, und einige in Menge. Zwei der größern sind der Trimurti geweiht. Die Hufeisenform deutete auf das Paradies- und Zeitroß. Es ist eine kolossale Hieroglyphe, wie denn auch die Pyramiden beweisen, daß die älteste Welt noch alles für Idee und Religion that. Jagrenats oder Krishnas drei Pagoden zu Jagrenat, deren Thürme vom Meere aus acht bis zehn Stunden weit gesehen werden, und wozu man durch eine Menge kleiner Pagoden mit geheiligten Wäldchen und Teichen gelangt, sind von einer ungeheuer dicken schwarzsteinernen viereckigten Mauer umgeben. Des Gottes Bild steht in der höchsten. Sie hat durch Wallfahrten große Einkünfte. — Zu den, jeder Handlung des Cultus vorangehenden Waschungen ist jedes Wasser gut, nur daß es fließend sey, vor allen aber der Ganges. Darum sind auch bei allen Pagoden, wenn sie nicht an Strömen liegen, Teiche. Die Abwaschungen geschehen auch durch Kuhmisteinreibungen; zuvor werden Stellen aus den Vedas, Vedangas ꝛc. gelesen. Auch die Götter werden mit Wasser, wie mit Milch abgewaschen, mit Butter und wohlriechenden Oelen gesalbt. — Bußen sind entweder die beschauliche, wo man alle Sinne abtödten muß, um sich ganz dem Anschaun des Göttlichen hinzugeben und mit Gott zu vereinigen; oder auch die sühnende. Die Büßenden bilden gewissermaßen Mönchsorden, und Fakirs, Joguis, Atits, Vairagis, Tapis bis zu den Vanaprashtas und Sanyasi hinauf, sind die Ausdrücke und lebenden Bilder der Buße. — Gute Werke bestehen in Weih- und andern Geschenken an Festen und bei feierlichen Gelegenheiten. — Opfer sind vorzüglich folgende. Das Jaga oder Jagum, der Sonne und den neun Planeten gewidmet, ist ein Brandopfer, um ein heiliges Feuer zu bekommen, womit die Scheiterhaufen entseelter Braminen angezündet werden können, um sie weiterer Büßungen nach dem Tode zu überheben und unmittelbar aus der Asche in Bramas Herrlichkeit zu versetzen. Es fodert große Anstalten. Hundert gelehrte Braminen suchen einen Platz, der durch Gebete und Weihwasser geweiht werden muß. Dort wird in der Mitte ein großes Zelt errichtet, umher mehrere kleine. Im großen ist ein viereckiger Heerd (Kunda), aus dessen Mitte sich eine hölzerne Säule erhebt, mit einem oben befestigten Seile, dessen beide Enden an den Seiten herabhangen. Umher liegen neun besondere heilige Holzarten, wovon auch die Priester ein Stück in der Hand halten. Dann wird Arasuholz gerieben, bis sich Feuer fängt, hierauf ein fehlloser Bock oder Widder in den Kreis geführt, über ihn gebetet, und ihm allerlei Kraftworte ins Ohr geflüstert; dann wird er erstickt.

Seine Leber wird herausgenommen, mit Milch gewaschen, mit Butter bestrichen, an der Sonne und am Feuer gebraten, er selbst aber verbrannt. Die Leber wird unter die Braminen vertheilt und gegessen. Der Oberpriester trägt von dem heiligen Feuer mit sich nach Hause. — Homa oder Homam ist ein Opfer, welches Agni, dem Feuergott, gebracht wird. Es heißt vorzugsweise Dewajagna (das göttliche Opfer) und wird bei allen wichtigen Vorhaben gebracht. Ein gereinigter, weißgekleideter Bramin setzt sich auf einen Schemel, sagt einige Schlocken her. Vor ihm liegt eine Schelle, eine brennende Fackel und ein Gefäß mit flüssiger Butter oder Cocosnußöl, zu den Seiten große Bananablätter, worauf die zu opfernden Sachen um den Heerd herum liegen, z. B. Adlerholz, Kampferstauden-, roth Sandel-, Muscaten-, Gupalholz 2c. Dies wird angezündet, darüber geschellt, Butter ins Feuer gegossen, dann Reiß, Blumen 2c. ins Feuer geworfen, und unter Gebeten, die immer mit Oum anfangen, verbrannt. — Manuszajagana (Menschenopfer) ist eigentlich dramatisirter Cultus der Bhavani, als der geschaukelten, in der Luft aufgehängten Göttin, wie dergleichen auch Bacchus und Erigone zu Ehren in Griechenland geschah; so daß Bhavani, gleich Here und Luftgöttin ist. Es werden da mehrere Hähne getödtet und rauchend von Blut in die Luft geworfen. Dann wird einem frommen Menschen ein Eisenhacken durch den Rücken gezogen, woran er aufgehenkt schwebt, und unter Getrommel, Jauchzen und Seligpreisungen herumgetragen wird. — Pidrajagna ist ein Sühnopfer für Verstorbene. — Bhudajagna ist ein Opfer, das den bösen Geistern gebracht wird. — Adithipugia ist ein Freundesbundsopfer, wobei in dem Hofe des Hauses das Bild der gemeinschaftlichen Gottheit aufgestellt, unter Gebeten von beiden Freunden mit Blumen bestreut wird, und dem Fremden die Füße gewaschen werden. — Arkja ist ein Blumenopfer für glücklichen Kreislauf der Seelen. — So viel genüge als Umriß des großen Religionsgebäudes der Indier! Man halte dabei jene oben angegebene Grundidee fest, vergesse aber nicht, daß, wenn sich alle Völker in diese Ideen theilen und sie mannigfaltig individualisiren und ausbilden, dennoch alles nur Ahnungen, ja mit Platon zu reden, Erinnerungen an ein göttliches Leben sind, welches, wie Uranfang, so Ende der Menschenbildung seyn muß, zu dessen Verwirklichung im ewigen Ab und Auf die Menschheit hinstrebt. Rückt man aber das Christenthum, wie seine welthistorische Bedeutung verlangt, in die Mitte der Weltgeschichte, damit es vor- und rückwärts leuchtender Punkt werde, so wird alle Vorzeit einmal das Traum- und Nachtwandler-, ja das Bilderleben, welches in Christo selbst seine Wirklichkeit und Wesenheit lebendig ausgesprochen, und historisch erfüllt anerkennen muß, andrerseits aber in der Kampfschule dieser Welt das Reich des Guten und des Lichts, welches das Himmelreich in seiner allumfassenden Seligkeit, als ein Reich der Liebe zu errichten, den Zweck und die Verheißung hat. Wa.

Indische Sprachen. Wäre die hohe allseitige religiöse Bildung der Indier, das hohe Alter und die unendliche Tiefe ihrer Ueberlieferung, nicht schon Beweis dafür, daß Indien wahrhaft Medyama Medhya-Desa, ein Land der Mitte, sey und das Volk ein Urvolk, dessen Gemüths- und Geisteszüge ein so durchaus gediegenes Ganzes machen, daß die übrigen Völker des Erdballs gleichsam nur in dieselben getheilt, und das dort Gesammte sich einzeln angeeignet, so könnte dies vielleicht schon aus der Uebersicht des dortigen Sprach-

:ebiets klärer werden, welches noch gar viel Studien erfodern wird. Denn wiewohl schon im Jahr 1644 der Missionär Heinrich Roth, und ‚on 1699 an der Jesuit Hanzleben sich damit beschäftigten, so ist doch rst ungefähr seit dreißig Jahren die Kunde derselben durch P. Pao-ino, W. Jones, Wilkins, Forster, Carey, Marshman, Wilson, Colebrooke, Ward, Marsden und andere bis auf Franz Bopp herauf, weiter gediehen. Es läßt sich schon aus der welthistorischen Bedeutung Indiens ermessen, daß es auch in dieser Hinsicht große Anziehungskräfte gehabt, und, wie es die Grundzüge aller Völkergeschichte enthält, also auch wiederum viel fremde Volksthümlichkeit sich angeeignet haben müsse, nachdem es sie gleichsam ausgeboren. Nach einer indischen Abhandlung der Rhetorik bei Coolebroke gibt es vier Hauptsprachen: Sanskrit, Prakrit, Paisachi oder Apabhransa, und Mágadhi oder Misra. Da jene Doppelbenennungen sich auf eine doppelte Stelle jener Abhandlung gründen, so hält Colebrooke, Apabhransa für gleich Magadhi, und wiederum Paisachi und Misra für eine, so daß eigentlich nur Sanskrit, Prakrit und Madaghi als drei Hauptsprachen gewesen wären. Damit scheint aber, wie schon engländische Critiker bemerkt haben, jener angeführten Stelle ihr Recht nicht zu widerfahren, weil so Apabhransa, als Misra doch eine Art Mischsprache und Rothwelsch, auch nach seiner Erklärung gewesen seyn müssen, mithin doch verschieden. Wir wollen sie demnach hier in der aufgestellten Ordnung einzeln durchgehen. 1. Das Sanskrit ist gleichsam der alle umspannende und durchwohnende Sprachhimmel, die heilige Braminen- und Buchsprache, darum auch Gronthon genannt von Grandha, Buch. Es ist eine wunderbar gebaute, höchst reiche, jetzt todte, wahrscheinlich aber früher ebenfalls gesprochene Sprache. Ihr Alphabet heißt Deva-Nagary, Götterschrift, weil sie ihren Ursprung von den Göttern haben soll, deren Sprache sie auch ist, und besteht aus 50 Buchstaben. Sie hat dreifaches Geschlecht, einen Dualis, wie die Griechen, Abwandlungen nach Vocal- oder Consonantendungen zählbar, sieben Fälle, statt der Fürwörter Nachwörter, einen Reichthum an Partikeln. Ihre Blühezeit war am Hofe des Raja Vicramaditya zu Benares, im letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt, wo der berühmte Dichter Kalidas lebte, der Dichter der Sakontala, oder des Schicksalsrings, und Megha Duta oder der Sendwolke, der Bothschaftswolke. In ihr sind auch die uralten heiligen Bücher, die Vedas geschrieben. Der Vater der sanskritischen Sprachlehre ist Pánini, der schon in den indischen Theogonien vorkommt, und dem allgemein die Sutras, oder die grammatischen kurzen Sätze zugeschrieben werden, obwohl er sich selbst auf Vorgänger wie Samkyn, Gargyn, Caysapa, Galava, Sacatayana und andere beruft. Aber sein System ist sehr kunstreich. Sein Werk ward durch einen ebenfalls uralten Weisen Catugayana in seinen Varticas berichtiget; erläutert von Patanjali, einer mythischen Person in Schlangengestalt, in einem Werke Mahabhashia, welches wiederum Nachträge von Caijata und einem Ungenannten, in dem Werke betitelt Casica Vritti erfuhr. Dies letztere Werk wird vorzüglich geachtet, und erzeugte dennoch wieder den Commentar Padamanjari von Haradatta Misra. Eine zweite Sprachlehre ist Ramachandra's Pracriyacaumudi. Neuere haben Wilkins und Colebrooke gegeben. Ein Realwörterbuch des Sanskrit ist Amara cosha d. i. Schatz des Amara Singa, der ebenfalls vor Anfang der christlichen Zeitrechnung lebte. Ergänzun-

gen lieferte **Medinicar** in seinem Werke **Medini. Viswapracasa** von **Maheswara** ist ein zweites Wörterbuch: ein drittes **Haravali** von **Purushottama.** Es gibt überhaupt viele, wie von **Jlelagudhu, Vachespati** das **Dharanicosha, Bhatoji's Siddhanta caumudi, Praeriga caumudi.** Eine Druckerpresse auch für Sanskrit ist 1808 zu **Calcutta** angelegt worden, und so wird es jetzt, wie auf unsern Universitäten andere Sprachen, getrieben. **William Jones,** dieser ehrwürdige, gelehrte Präsident zu **Calcutta,** welchem die Pflege der morgenländischen Literatur so viel verdankt, verstand auch Sanskrit trefflich. Man kann es die Grundsprache nennen, indem es auch für alle europäischen Sprachen die Ur- und Grundlaute in sich enthält, und dies nicht nur etwa in gar leicht an der Oberfläche zu schöpfenden und zu erkennenden Klangähnlichkeiten, sondern tiefer eingehend, so daß mittelst ihrer besonders jene große Sprachgenossenschaft und Verwandtschaft sich offenbart, kraft welcher alle Sprachen ein großes Geistesgewächs bilden. Eine Thatsache, welche die Richtigkeit unserer ältesten Ueberlieferung vom Thurmbau zu Babel, andrerseits aber auch die Religion als das menschliche Gemeinerbe erweiset! 2. Das **Prakrit** begreift, als gemeine Sprache, die gebräuchlichen Mundarten in Schrift und Umgangsverkehr. Ihrer werden von Colebrooke zehn genannt, zu welchen aber auch noch das **Penjabi** und **Vrija Bhasha** gehört. Sie wurden in den fruchtbaren Provinzen **Hindostan** und **Dekan** oder Vorder-Indien gesprochen von den a) **Sareswata,** einem Volke an den Ufern des Flusses dieses Namens, der durch **Penjab** fließt. Es ist eine vorzüglich gangbare Mundart in Dramen und Gedichten. b) **Canyacubjas,** deren Hauptstadt **Canjoe** war. Es soll das jetzige **Hindi** oder **Hindevi** seyn, nur daß es jetzt mit persischen und arabischen Wörtern untermengt ist. Diese beiden Mundarten werden übrigens mit **Devanagari** geschrieben. c) **Gaura,** oder Bengalen, von der Hauptstadt Gaur. Dies ist noch die bengalische Mundart, die aber nur in den östlichen Theilen am meisten gesprochen werden soll. Es sind viele sanskritische Gedichte darein übersetzt; gelehrte Hindus sprechen es fast ausschließlich, aller wissenschaftliche Unterricht wird darin ertheilt. Die Schriftzeichen derselben sind nur um der Bequemlichkeit willen entstelltes **Devanagari.** d) **Maïthnla** oder **Tirhutina** ist die in Mithila, im Circar (Kreis) Tirhut und einigen andern angränzenden, aber von den Flüssen Cusi und Gandhac, und den Nepalgebirgen begränzten, Pflegen gebräuchliche Mundart. Dichterisch ist sie nicht ausgebildet. e) **Utcala,** oder **Odradesa** (Orissa). Ihre Mundart heißt **Uriga** und hat ebenfalls sanskritische Wörter. Die bisher genannten fünf Mundarten sind also die Sprachen der **fünf Gaur** oder Nordindostans. Die fünf folgenden heißen die **der fünf Dravirs** oder Volksstämme. Sie sind f) **Dravida,** die südlichste Spitze Dekans, wo **Tamul** gesprochen wird, welches die Europäer auch **malabarisch** nennen, obwohl jenes mehr östliche, dieses westliche Mundart ist, jenes von **Cap Komorin** unter dem östlichen **Ghat** nordwärts bis Pulicata, dieses von **Cap Komorin** bis **Goa;** beide berühren sich im Gap bei **Coimbertore** In Tamul ist zu **Madras, Tranquebar** und **Tanjore** das Evangelium von christlichen Missionen gepredigt worden. Ziegenbalgh übersetzte die Bibel darein. Der Name **Tamla,** wie ihn die Innländer aussprechen, soll auf den Fluß **Tamraparni** deuten. g) **Maharashtra,** oder

Mahratta, die am Nordstreif des Plateaus von Dekan ostwärts bis zum Hochlande von Omercuntuk gesprochene. Muru, wie dies zwischen dem Nerbudda und Krischnaflüssen gelegene Land auch ehemals hieß, war der Mittelpunkt der Dravirs, dessen Hauptstadt Dwara Summadra 1326 zerstört ward. Es wird mit Devanagari geschrieben und hat ebenfalls viel sanskritische Wörter. Grammatik und Wörterbuch gab Carey heraus 1809. h) Carnata, oder Carnara, verstümmelt Canara, in der Mitte des Plateaus von Mysore, also in der Mitte von Dekan. Es wird noch in den Berggegenden gesprochen, ist aber von andern Mundarten auf der östlichen Küste verdrängt worden. i) Tailanga, Telingah oder Tilanga, auch das Andray, Volkssprache im N. O. der Peninsula zwischen dem Krischnafluß und Godavery bis in die nördlichen Circars, südwärts reichend bis Pulicate. Es soll viel aus Sanskrit und ein eigenes Alphabet haben, heißt auch Calanga. k) Gurjara, oder Guzerat, Gezira, Halbinsel in W. ist die letzte Mundart des Prakrit. Ein Wörterbuch davon gab Drummond. 3. Das Paisachi oder Apabhransa, wahrscheinlich die Gebirgsvölkersprache, bei den dramatischen Dichtern die Sprache der Dämonen, ein mit Sanskrit gemischtes Wälsch, daher auch wohl Spottsprache. 4. Das Magadhi oder Misra, vermuthlich das Pali und Magadhi auf der Insel Ceylon, von den Buddhapriestern gebraucht. Misra heißt es auch, weil es mit Sanskritwörtern untermischt ist. Darunter werden aber die eingewanderten Sprachen überhaupt verstanden, welche durch Eroberer der Indus- und Gangesländer dort eingeführt zurückblieben, vorzüglich die der indochinesischen Völker, wie sie Dr. Leyden nennt. Dieser glaubte hier viele Originalsprachen gefunden zu haben, welche wohl eine gemeinsame Grundlage, nach Vater die chinesische, haben mögen. Es ist ein vielspaltiges Sprachsystem, wie der Boden des Landes, der von 8 bis 9 Stromthälern durchschnitten wird. Allen liegt ein einsylbiger Bau zum Grunde, und die verschiedene Betonung unterscheidet, wie bei den Chinesen, die Bedeutungen. Die der Insulaner sind vielsilbig, die des Festlandes einsylbig. Zunächst an Bengalen verliert sich das Einsylbige, nach Osten wächst es, und herrscht ausschließlich in Cochinchina und Tunkin. Man gibt sie in folgender Ordnung an. 1) Vielsylbige a) Malayu. b) Jawa. c) Bugis. d) Bima. e) Batta. f) Gala oder Tagala. 2) Einsylbige g) Rukheng. h) Barma. i) Mon. k) Thay. l) Khohmen. m) Law. n) Aman. — Das Sanskritische in der Malayensprache bemerkte zuerst W. Jones, obwohl sie nicht die einzige Grundlage ist, sondern eben ein fremdes Princip mit aufgenommen hat. In ihr sind die aus dem alten sanskritischen Epos Mahabhurat genommenen Erzählungen von den Pandus geschrieben. Eine Sprachlehre und Wörterbuch davon gab W. Marsden. Ein anderes Wörterbuch ist das von James Howson. Das Jawanische gleicht dem Malayischen sehr. Mundarten davon schienen dem Dr. Leyden das Pali oder Bali, welches wohl eine den zwischen den Ost- und Westgränzen vorhandenen Landessprachen gemeinsame seyn mag, die Sprache ihrer heiligen Schriften, ihrer Priester, so wie Gelehrten und Dichter. Die Rukhengsprache, westlich in Arrakan, soll mit dem Devanagari in seiner Schrift, in Bau, wie auch in Mythologie mit Sanskrit wieder viel Aehnlichkeit haben. Die Barmasprache ist weicher, aber auch minder articulirt, als das Rukheng, aber sehr ausge-

bildet und hat eine reiche Literatur. Die Monsprache ist noch unter den Bewohnern von Pegu gangbar, die sich Mon nennen, von den Barmbs aber Taleing, und von den Siamesen Ming-Mon genannt werden. Auch ihr Alphabet ist wenig verändertes Barma-Balialphabet. Thay ist die Sprache der Siamesen. Die Barmas nennen das Land Syan, woher vermuthlich das portugiesische Siam. Das Khohmen ist die Sprache eines Volks am Mekon, oder dem Fluß Kambuchat (Camboja), welches für ein sehr gelehrtes Volk gehalten wird und weiland von dem Siamischen Stamm unterjocht wurde. Das Law ist die Sprache der von den Portugiesen Laos genannten Völkerschaft. Nach Leyden verhielt es sich zur Thay, wie das Barma zum Rukheng, nur daß es sich genauer an das gemeinsame Bali anschließt. In diesem mittlern Binnenlande Laos sind die merkwürdigsten Denkmäler des Buddhaismus; und wahrscheinlich werden von da aus noch viele Aufschlüsse kommen. Wie oben das Sanskrit für die hindostanischen, so ist das Bali der Mittelpunkt für die indochinesischen Sprachen. Es ist zwischen Indien und China die Sprache der Religion, des Gesetzes, der Wissenschaft und Literatur, und schimmert aus allen Volkssprachen hervor. Es heißt auch Lanka-basa d. i. die Sprache (griechisch Baris) von Lanka, oder Ceylon, und Magata, oder Mungata, vielleicht parallel dem sanskritischen Magadhi. Das Balialphabet ist aus dem Devanagari entstanden, aber doch bedeutend davon abweichend. Die Balibuchstabenform ist unter den Barmas viereckigt, ungefähr wie auf Lanka, aber verschieden von der Siamesischen, welche Nungsu-Khom genannt wird. Aber wiewohl das Bali gleichsam Sonne für mehrere Sprachplaneten ist, so ist es doch hinwiederum selbst nur Sprachplanet für das Sanskrit, seine Sonne. Es hat ganz die sanskritischen Bewegungen in Zeit- und Nennwörtern, obwohl es sie im Zusammenhang seltener braucht, und häufig das vergangene Particip und unpersönliche Zeitwörter. So kommen also Prakrit, Bali und Zend als drei Mundarten von Sanskrit wieder in Verwandtschaft, wie W. Jones sehr scharfsinnig bemerkte. Daher haben sie auch ein ziemlich gemeinsames Schicksal. Prakrit ist die Sprache der meisten heiligen Bücher der Jainassecte, Bali ist den Buddhisten heilig, Zend den Parsis, oder Feueranbetern. Eine tiefere zergliedernde, aber auch wieder lebendig zusammensetzende Vergleichung des gesammten indischen Sprachgebiets, sowohl der Ur- als der Mutter- und Mischsprachen muß die merkwürdigsten Aufschlüsse über Sprachphysik und Religion, als hüpfenden Punkt der Welt, geben. Haben aber die Engländer auch durch Forschungen dieser Art ihre tiefe Schuld an diesem sanftmüthigen Urvolk einigermaßen zu tilgen und zu versöhnen gesucht, so läßt sich doch nur von Deutschen, welche die frühesten Pfleger dieser Sprachen waren, um so eher eine reichere Ausbeute erwarten, da der Blick des Deutschen universeller und umfassender ist. Männer, wie Jones und Wilkins, machen auch unter den Engländern eine Ausnahme, denen doch, nach dem tiefen Ausspruch eines unserer herrlichsten Geister, das angstvolle Bewußtseyn einer innern wilden Natur inwohnt und ein nächtlicher Dämon des Unmuths und finstern Hochmuths, der am Ende doch auch, ein Sühnopfer des Weltgeistes, fallen muß. Wa.

Individuell, Individualität. Individuell nennen wir der Etymologie und dem Begriffe nach dasjenige, was einem einzelnen Gegenstande untrennbar, d. h. so angehört, daß es von ihm nicht

abgesondert werden kann, ohne seine Natur als einzelnes Ding (daher Individuum) aufzuheben. Der Inbegriff dieser Eigenschaften oder Merkmale, die einem Einzelwesen als solchem zukommen, oder seine Eigenthümlichkeit ist Individualität; durch sie wird ein Ding als für sich bestehendes, denn es ist zugleich das, wodurch es sich von jedem andern unterscheidet, besonders erkannt. Die Individualität wird daher von der Gattungsnatur, das Individuum von der Art und Gattung, das Individuelle von dem Allgemeinen unterschieden und ihm gewissermaßen entgegengesetzt. Das Individuelle nämlich ist Gegenstand der Anschauung, welche auf das Einzelne der Erscheinungen gerichtet ist, und kann nur durch Anschauung erkannt werden, somit gibt es auch keinen individuellen Begriff, (Begriff von einem Individuum) und die Eigenschaften, welche die Individualität bilden, sind unendlich, durch das Denken nicht zu erschöpfen. Da wir aber dem Individuum auch die Eigenschaften gewisser Gattungen beilegen, mithin es ebenfalls durch Begriffe denken, so gibt es ein individuelles Urtheil, d. i. ein Urtheil, in welchem wir das Individuum einer Gattung unterordnen, indem wir ihm ein Prädicat beilegen. Das Allgemeine nämlich ist das, was wir als das Gemeinschaftliche mehrerer Individuen erkennen, was nicht durch Anschauung sondern durch Vergleichung, Reflexion gefunden wird, und es ist daher Gegenstand des Denkens und bezieht sich auf die nicht wahrnehmbare in den Dingen gesetzmäßig wirkende, in den Erscheinungen sich verbergende Kraft. Als Verhältnißbestimmung ist der Begriff oder die Vorstellung des Allgemeinen bestimmt zu fassen, und genau zu entwickeln. Z. B. die Vorstellung des Vesuv, Aetna, ist eine individuelle Vorstellung, von welcher wir die des Berges als allgemeine absondern können. Durch Begriffe an sich aber gelangen wir nie zu individuellen Vorstellungen, oder solchen, welche uns das Eigenthümliche eines besondern Gegenstands darstellen. Im gemeinen Sprachgebrauch pflegt man jedoch individuelle Vorstellung auch die subjective Vorstellungsart, oder die Vorstellung eines Subjects zu nennen, welches nicht hieher gehört. — Der Begriff kann uns nur das mehr oder weniger Allgemeine, die Unterschiede der Arten und Gattungen angeben, und der beschränkteste (determinirteste) Begriff hebt niemals die Verschiedenheit der Individualität und deren äußere Form die numerische Verschiedenheit auf. Das aber wodurch sich die Vorstellung des Individuellen dem Begriffe nähert, ist das Gemeinbild, oder Schema, der Einbildungskraft. Das Individuelle ist ferner das Mannigfaltige und vielfach Wechselnde, denn es gehört der Erscheinung an; mithin zugleich beschränkt in Hinsicht der Kraft, die in ihm sich kund thut. Insofern wird das Individuelle dem Idealen entgegengesetzt; denn das Ideale ist das der Idee Gemäße, welches sich zum Individuellen, wie das Mögliche zum Wirklichen verhält. Idee nämlich ist die Einheit der unendlichen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen. So schwebt z. B. über allen einzelnen Menschen die Idee des Menschen, so bildet und richtet sich jeder sittlich gute Mensch nach dieser Idee. Die Individualität der Dinge wird aber um so größer, und drückt sich um so bestimmter aus, je weiter sich die Dinge von dem Unorganischen entfernen, und je höher und regsamer ihr animalisches Leben ist. Unter allen Dingen, die wir erkennen, ist die Individualität des Menschen die größte. Was aber die Individualität des Menschen insbesondere anlangt, so ist sie eine geistig

sinnliche, somit einestheils frei, anderntheils körperlich bedingt. Dies ist der Grund, warum man den Grund der Individualität eines einzelnen Menschen nicht erschöpfend bestimmen kann, um so weniger, je dunkler der Zusammenhang des Physischen und Ethischen ist. Aber so viel ist doch gewiß, daß mit Erweiterung der Cultur, welche auf Freiheit beruht, auch die Individualität der Menschen um so bedeutender wird; weshalb vielleicht unter zwei gebildeten Menschen größere Verschiedenheit ist, als unter zwei uncultivirten Völkerschaften, und Kinder nur äußerlich und gering im Anfang ihres Lebens verschieden erscheinen. Die Individualität des Menschen entwickelt sich sonach durch Eindrücke und selbstthätige Regung der Kraft; denn kein Einzelwesen ist absolut selbstständig, sondern steht mit dem Ganzen in lebendiger, organischer Verbindung; aber in ihm selbst ist gleichsam der Keim der Individualität enthalten, die der Mensch zu einer freien, festen (Charakter), der Idee der Menschheit gemäßen zu erheben strebt. Zu sagen, daß der Anfangspunkt des jedem Menschen eigenthümlichen Lebens, weil wir uns von einem ursprünglichen Unterschiede der Seelen keinen bestimmten Begriff machen können, im Nervensysteme, dessen Bildung der Bildung aller übrigen Theile des Körpers vorhergehe, gelegen sey (wie Meckel in seinem deutschen Archiv für die Physiologie B. 1. Heft 1. lehrt), erklärt nicht nur nicht die unermeßliche Verschiedenheit der Individualitäten der menschlichen Natur und die besondere Beschaffenheit ihres Grundes, wie Schulze in seiner physischen Anthropologie sagt, sondern ist auch einseitig, da es nur die physische Seite der menschlichen Natur und die sinnliche des Geistes angeht. — Die Entgegensetzung oder vielmehr Unterscheidung des Idealen und des Individuellen kommt vorzüglich in der philosophischen Kunstlehre vor. Die Idee, heißt es hier, soll sich in der Kunst durch das Individuelle darstellen, mithin soll das Individuelle ideal erscheinen. Da aber der schaffende Geist des Künstlers, in welchem die Phantasie nach Ideen bildet, zwischen die Wirklichkeit und die unsichtbare Welt der Ideen gestellt zu seyn scheint; so macht man von dem Standpunkte der den Künstler betrachtenden Reflexion gewöhnlich die Anfoderung an ihn, er solle idealisiren und individualisiren, und er scheint das eine oder andere auch wirklich zu thun, je nachdem er die innern selbstthätigen Gedanken seines Geistes in neue, originelle Formen der Sinnenwelt gießt und dieselben ausdrücket, oder mehr von außen, und durch Beobachtung der Natur und Wirklichkeit angeregt, die gegebenen Formen zur Vollkommenheit der Idee zu erheben sucht. (S. d. Art. Ideal, idealisiren). Beides sind verschiedene Richtungen, welche die Phantasie, die Vermittlerin des Irdischen und Ueberirdischen, des Sichtbaren und Uebersinnlichen nimmt, indem sie den Erfahrungen höhern Reiz, Vollendung und innere Bedeutsamkeit, dem Geistigen Form und sinnliche Anschaulichkeit, kurz den Körpern Geist, den Geistern Körper gibt. Auch finden wir Werke, deren Bedeutsamkeit auf das Individuelle beschränkt ist, worin das Charakteristische im vorzüglichen Sinn besteht. Aber der wahre Künstlergeist geht weder von dem Individuellen noch vom Idealen aus, sondern er faßt beide ungetrennt in Eins verbunden. T.

Indolenz, Empfindungslosigkeit, Unempfindlichkeit, Gefühllosigkeit, Gleichgültigkeit, Trägheit. Dies sind die verschiedenen Worte und Begriffe, durch welche man die Indolenz zu erklären sucht. Wir wollen sehen, wie sie zusammenhängen. Der Mensch ist bestimmt

theils in die Außenwelt zu wirken, theils von außen Eindrücke zu empfangen, und sich in Wechselwirkung des Schaffens und Empfangens zu einem eigenthümlichen Wesen zu bilden. In dieser Wechselwirkung besteht das eigentliche Leben des Menschen. Die Fähigkeit des lebendigen Wesens, von außen Eindrücke zu empfangen, ist das Empfindungsvermögen; sie kommt jedem Menschen zu, mithin gibt es keine absolute Empfindungslosigkeit oder Unempfindlichkeit; aber sie hat verschiedene, wiewohl unbestimmbare Grade, und wir nennen daher den Mangel eines regsamen Empfindungsvermögens, oder vielmehr eine große Schwäche desselben, Empfindungslosigkeit, Unempfindlichkeit — Indolenz. — Diese Schwäche ist natürlich, dann ist sie mehr physischen Ursprungs, und liegt insofern vorzüglich in einem geringen Grade der Lebenskraft und Nervenreizbarkeit, besonders der Sinnenthätigkeit, oder sie ist erworben, durch Abstumpfung der Empfindungsthätigkeit, welche durch übermäßige Anstrengung entsteht. Letztere ist mehr psychischen Ursprungs. Auch ist sie bald ausdauernd, bald nur vorübergehend. Ferner kann sie in Hinsicht der einwirkenden Gegenstände stets nur particulär seyn, so lange der Mensch lebt; — je geringer aber der Kreis der auf den Menschen Eindruck machenden Gegenstände ist, desto größer die Indolenz. Ueber den Unterschied der Empfindung und des Gefühls, s. d. Art. Gefühl. Mit Beziehung auf diese Unterscheidung können wir, was von der Empfindung gilt, gewissermaßen auch auf das Gefühl anwenden. Gefühllosigkeit, d. i. Unfähigkeit in eine innere Bewegung gesetzt zu werden, ist ebenfalls nur relativ und particulär. Gewöhnlich entspringt sie aus einem allzumächtigen Uebergewichte des Verstandes, welcher ruhig und kalt die Gegenstände so weit zergliedert, daß er den Eindruck derselben verliert, oder durch einseitige Richtung des Handelns auf eine beschränkte Sphäre; so z. B. ist der Canzleidirektor Löwe, in Kotzebues Epigramm, im höchsten Grade indolent. Da nun, wer ein schwaches Gefühlsvermögen hat, weder von den Gefühlen der Lust noch Unlust, (denn dies sind die Hauptarten des Gefühls), leicht schnell oder stark bewegt wird, dieser Zustand aber in Beziehung auf besondere einwirkende Gegenstände Gleichgültigkeit genannt wird, so sehen wir, wie Indolenz mit Gleichgültigkeit, die ebenfalls nur relativ und particulär seyn kann, verbunden ist. In wie fern nun ein hoher Grad der geistigen Lebensthätigkeit auch nothwendig mit einem hohen Grade von Energie und Regsamkeit im Handeln, und ein niederer Grad dagegen von Trägheit und Unentschlossenheit begleitet ist, ferner lebhafte Empfindungen und Gefühle, als das Product der Einwirkung auch eine lebhafte Rückwirkung in die Außenwelt, ein geringer Grad der Einwirkung dagegen auch eine schwächere Rückwirkung, ein unkräftigeres Wirken in die Außenwelt zu erzeugen pflegen, so wird Indolenz auch Trägheit genannt, und steht mit ihr in genauer Verbindung. Besonders zeigt sich die Indolenz dann, wenn man bei Gegenständen ungerührt bleibt, welche leicht jedes menschliche Herz wegen ihrer Beziehung auf die gegenseitigen Verhältnisse der Menschen ergreifen müssen, namentlich Gegenstände, welche sonst ein Mitgefühl zu erwecken pflegen; z. B. der Tod geliebter Verwandten. Hier findet aber oft große Täuschung Statt, indem das wahre Gefühl oft weniger rasch im Ausdruck, aber desto tiefer und anhaltender ist. T.

Indossiren, Indossement. Indossiren heißt einen Wechsel,

entweder zum Eincassiren oder auch als Eigenthum, an einen Andern übertragen, und ist mithin gleichbedeutend mit Giriren (s. d.). Es geschieht, indem der Inhaber des Wechsels auf die Rückseite desselben die Worte schreibt: Für mich an die Ordre N. N. — Der Uebertragende heißt Indossant, der Andere Indossat oder Indossatar.

* Industrie, Industrielle Production, (in der Staatswirthschaft) ist diejenige Kraftäußerung, welche ein Urproduct, rohes Product, in eine andere Gestalt umwandelt, wodurch jenes Product entweder überhaupt erst zu einem Genußmittel wird, oder wenigstens die Eigenschaft eines andern, neuen, Genußmittels erhält. Ob die Neuheit der Gestalt in der Veränderung des einzelnen Urstoffs, oder in der Zusammensetzung mehrerer Urstoff-Theile bestehe, ist in dieser Hinsicht gleichgültig und hat auf den Begriff der industriellen Production durchaus keinen Einfluß; ihr Wesen beruht lediglich darauf, daß die Genießbarkeit überhaupt oder diese Gattung von Genießbarkeit ausschließlich, aus der neuen Form hervorgeht. Hieraus ergiebt sich, daß darunter begriffen sind: 1. Künste, 2. Fabriken und Manufacturen, 3. Gewerbe und Handwerke. Die staatswirthschaftliche Schule der Physiokraten (s. d. Art.) spricht den Künsten, Fabriken und Gewerben die Eigenschaft der Productivität gänzlich ab, jedoch mit Unrecht, denn in der Nationalökonomie heißt produciren nichts anders, als: einen Werth schaffen, (s Production) die industrielle Production aber schafft wirklich neue Werthe, indem sie theils Urstoffe, welche in ihrer rohen Gestalt nicht genießbar waren, durch Verwandlung der Urgestalt in eine Form zum Genuß bringt, theils selbst die Erzeugung von dergleichen Urstoff bewirkt, welche außerdem nothwendig unterblieben wäre. — Die Staatsverwaltung kann auf vielfache Weise die industrielle Production befördern, z. B. durch Herbeiziehung geschickter Ausländer, durch Belohnungen und Auszeichnungen, durch Unterrichtsanstalten, öffentliche Ausstellungen, zweckmäßige Einrichtung des Zunft- und Innungswesens u. s. w. Fast in allen Ländern hat die industrielle Production weit häufiger die Sorge der Regierungen auf sich gezogen als die Urproduction. Der Grund hiervon ist folgender. Das durch die industrielle Productivkraft verwandelte und veredelte Urproduct spricht die sinnliche Genuß-Empfänglichkeit am nächsten an; nur in dieser Gestalt und Form kann es jene Empfänglichkeit befriedigen und die Bequemlichkeiten des genußreichen Lebens gewähren; natürlich hält sich daher der Sinnenmensch zunächst an diese Producte, und heftet sich an deren Vermehrung und Veredelung, unbekümmert um den Urstoff, aus dem dieselben doch allein hervorgehen können. Dies war Colberts Ansicht, dies die Ansicht der meisten Regierungen; wenige derselben haben sich daher mit der Beförderung des Landbaus nach weisen Grundsätzen, fast alle, oft selbst auf unmittelbare Staats-Unkosten, und auf Kosten der Urproduction mit der Fabrication beschäftigt. H. M.

Infantado (Herzog von), Grand von Spanien der ersten Classe, ward unter den Augen seiner Mutter, einer Fürstin von Salm-Salm, in Frankreich erzogen. Im Kriege 1793 warb er in Catalonien ein Regiment auf seine Kosten. Der Prinz von Asturien schloß sich näher an ihn an, weil der Herzog sich von dem Günstling des Königs, Godoi, entfernt hielt. Dieser wirkte daher 1805 einen Befehl aus, nach welchem der Herzog Madrid verlassen mußte. Hierauf trat er 1807 mit dem Prinzen (s. d. A. Ferdinand VII.) in engere

ſerbindung, und ward von ihm zum Generalcapitän von Neu-Castilien bestimmt. Dies verwickelte ihn in den Prozeß vom Escurial, o der Generalprocurator des Königs auf die Todesstrafe gegen den erzog und Escoiquiz antrug, die man aber bei den Gesinnungen des Volks und bei der Verwendung des französischen Gesandten, Beauarnois, nicht auszusprechen wagte. Im Jahr 1808 begleitete der erzog den König Ferdinand VII. nach Bayonne, wo er umsonst für ie Erhaltung der Dynastie der Bourbons auf dem spanischen Throne hätig war. Er unterzeichnete zwar am 7. Juli 1808 die Constitution, elche Bonaparte in Bayonne für Spanien bestimmt hatte, und trat ls Oberster in die Garden des Königs Joseph; allein bald legte er ine Stellen nieder, und foderte die Nation auf, die Waffen gegen rankreich zu ergreifen, weshalb ihn Bonaparte den 12. Nov. 1808 ls einen Verräther ächtete. Das folgende Jahr befehligte er ein panisches Armeecorps, ward aber von Sebastiani zweimal geschlagen. ngeachtet seiner Tapferkeit und patriotischen Gesinnungen, verlor er as Vertrauen der obersten Junta, die ihm das Commando nahm, n auch in der Folge nicht wieder anstellte. Er ging daher nach London, wo er, nachdem ihn die Cortes 1811 zum Präsidenten des Reentschaftsrathes von Spanien und Indien ernannt hatten, eine außerrdentliche Sendung an den Prinz Regenten übernahm. Im Juni 812 kam er nach Cadix zurück. Von hier begab er sich im J. 1813, ls die Franzosen abgezogen waren, nach Madrid, mußte aber bald achher, auf Befehl der Junta, diese Stadt verlassen, weil er zu den Häuptern derjenigen Partei gehörte, die man Serviles nannte. Allein Ferdinand VII. berief den Herzog zu sich, und ernannte ihn zum Präsidenten des Raths von Castilien.

* Injurie, eine Ehren-Kränkung. Da alle Bürger der Gesellschaft mit einander im Friedenszustande leben, so darf keiner den ndern an seinem Besitzthum oder Ehre schädigen. Der Begriff einer Ehrenkränkung ist aber verschieden. Nach Englischen Gesetzen findet ine solche nur dann statt, wenn der Angeklagte den andern etwas eschuldigt, was durch die Gesetze verboten ist, z. B. er sey ein Dieb, — ein Ehebrecher. Eine Beschuldigung wegen etwas, was nicht durch ie Gesetze verboten — z. B. er sey ein Säufer, ist noch keine Ehrenkränkung. In andern Gesetzgebungen wird der Begriff der Injurien aber weiter ausgedehnt. Ist die Injurie schriftlich oder gedruckt genacht worden, so gehört sie zu den Vergehen der Presse. S. d. Art. Preß-Vergehn.

Innocenz. Unter den Päpsten, welche diesen Namen geführt haben, sind die wichtigsten gewesen: 1. Innocenz III., vorher Lotharius, geboren 1161 zu Anagni. Er studirte zu Paris, ward in seiner Vaterstadt Chorherr, dann Cardinal, und bestieg 1198 den päpstlichen Stuhl. Keiner seiner Vorgänger hatte die Herrschsucht so weit getrieben wie er. Willkührlich entsetzte er Könige und verschenkte ihre Reiche. Die deutschen Kaiser betrachtete er als Lehnsleute. Seine canonischen Rechtserfindungen hinsichtlich der Translation der Bischöfe und der s. g. evangelischen Denunciation, so wie das unter ihm üblich gewordene Interdict beweisen, wie schlau und gewandt er die geistlichen Waffen zu schärfen verstand. Im J. 1215 hielt er die vierte allgemeine Lateransynode, in welcher die öffentliche Glaubenslehre ganz bestimmt mit dem Artikel von der Brodtverwandlung vermehrt, auch jedem Christen bei Strafe der Excommunication geboten wurde, jährlich wenigstens einmal zu beichten und zu Ostern

zu communiciren. Unter ihm entstanden die Orden der Franciscaner, Dominicaner u. s. w. Er starb 1216. Seine Schriften sind erschienen Cöln, 1552 und 1575, Fol. 2 Innocenz IV., vorher Sinibald. Er hatte zu Bologna die Rechte studirt, ward Cardinal und 1243 Papst. Auch er war ein stolzer und rachsüchtiger Priester, der Kaiser Friedrich II. und dessen Söhne, Conrad und Manfred wüthend verfolgte, und vor Kummer, seine Kriegsvölker von letzterm geschlagen zu sehen, 1254 starb. Von ihm empfingen die Cardinäle den rothen Hut, zum Erinnerungszeichen an ihre Pflicht, den päpstlichen Stuhl mit ihrem Blute zu vertheidigen. Auch er hat viele Schriften und Briefe hinterlassen. 3. Innocenz XI., vorher Benedict Odescalchi, geboren 1611 zu Como, zum Papst erwählt 1676. Er war von strengen Grundsätzen und suchte den Nepotismus und andere Mißbräuche des Mönchswesens abzuschaffen. Dem Hause Oesterreich ergeben, schoß er demselben gegen die Türken Geld vor. Auf einer allgemeinen Kirchenversammlung 1682 konnte er nicht verhindern, daß die vier gegen das päpstliche Ansehen gerichteten Sätze angenommen wurden. Er starb 1689.

† Inquisition. Der jetzige König von Portugall hat die Inquisition nicht nur in diesem Reiche, sondern auch in Brasilien und Ostindien abgeschafft, und alle Acten derselben in Goa verbrennen lassen. Die von Pius VII. wiederhergestellte Inquisition zu Rom ist ein Zuchtgericht über die Geistlichen, doch den Acatholiken nicht gefährlich. R.

Insolvenz, s. Falliment.

Instrumentale Arithmetik. Sie zeigt den Gebrauch technischer Hülfsmittel bei gewissen Rechnungsoperationen. Der Abacus der Römer, das Reihen knöcherner Kügelchen auf Drathsaiten bei den Chinesen, die Neperschen Rechenstäbchen, Pascals Rechenmaschine, desgleichen die von l'Epine und Boitissendeau, und das Rechnungswerkzeug des Prof. Polemus zu Padua, gehören hierher.

Intaglien, tiefgeschnittene Steine, s. Steinschneidekunst.

Interjectionen heißen in der Grammatik diejenigen Partikeln, welche einen Affect bedeuten und in einem Ausruf bestehen. Der Mensch, zumal der rohe, der von irgend einem heftigen Gefühl ergriffen wird, äußert dies durch mehr oder weniger articulirte Töne, z. B. das Erstaunen durch ein Ah! oder Oh! den Schmerz durch Weh! oder Au! die Furcht durch Hu! u. s. w. So verschiedene Arten des Affects es gibt, die sich in Ausrufungen äußern können, so verschiedene Arten von Interjectionen gibt es auch. Unschicklich haben die Grammatiker einen eignen Redetheil (pars orationis) aus ihnen gebildet.

Inversa methodus tangentium (umgekehrte Methode der Berührenden) nennt man das Verfahren in der analytischen Geometrie, aus gegebenen Eigenschaften der Berührenden an einer Curve, oder der Normalen, die Gleichung für die Curve selbst zu finden.

Involute wird in der Geometrie eine Curve genannt, die durch die Abwicklung einer andern erzeugt wird.

Jonicus, s. Rhythmus.

Irak Adschemi, s. Persien.

Irak Arabi, das ehemalige Babylonien und Chaldäa.

Ireland (William Henry). Wir geben diesem noch lebenden als Vf. von Romanen und andern Unterhaltungsschriften beliebten

Engl. Schriftsteller hier wegen einer beispiellosen literarischen Täuschung und Mystification, die er mit dem engl. Publicum trieb, einen Platz. Er ist der Sohn Samuel Irelands, auch in Deutschland durch seinen Commentar zu Hogarth bekannt. Unser William war ein gescheiter verschlagener Knabe, und es zeigte sich besonders in ihm das Talent der Nachahmung alter Handschriften. Seine Erfolge darin brachten ihn auf den unverschämten Gedanken, alte Schreibereien anzufertigen, die er für Handschriften von Shakspeare ausgab. Er erfand einen Roman über die Art und Weise, wie er zu diesem Nachlaß gekommen, und der größte Theil des engl. Publikums ging in die Falle. Eine zahlreiche Subscription unterstützte Ireland, und 1796 erschien in einem prächtigen Foliobande dieser sogenannte Nachlaß des unsterblichen Dichters. Es befanden sich zwei Theaterstücke darunter, betitelt, das eine Vortigern, das andere Heinrich II. Jenes wurde sogar auf die Bühne gebracht. Aber dem geübten Ohre des Londner Theater-Publikums entging die Betrügerei nicht. Das Stück mißfiel im höchsten Grade und durfte nicht wiederholt werden. Zugleich erschien von dem berühmten Herausgeber Shakspeare's, Malone, ein umständlicher Bericht über diesen Gegenstand, in welchem er die Betrügerei bis zur höchsten Evidenz erwies. Jetzt gestand sie Ireland ohne weitere Scham und Scheu selbst ein, und er gab sogar eine eigene Schrift heraus, worin er die Geschichte seines Betruges genau erzählte.

† Irland enthält 1396 Q. Meilen. Der Handel hat in neuern Zeiten außerordentlich zugenommen. 1807 liefen in Irlands Häfen 3,019 Schiffe mit 780,937 Tonnen und 44,847 Seeleuten, und 1810 5,624 Schiffe mit 669,062 Tonnen, und 39,362 Seeleuten ein, und schon 1804 betrug die Ausfuhr Irlands, worunter allein 42,988,621 Ellen Leinwand waren, an Werthe nahe an 80 Millionen Gulden.

† Irokesen zählen jetzt etwa 12 bis 15,000 Krieger, die seit 1794 Ackerbau, Viehzucht, und selbst etwas Spinnerei und Weberei treiben, auch einige Schulen, mithin bereits einige Civilisation angenommen haben.

Irreseyn, ist derjenige regelwidrige Zustand der Seelenthätigkeit des Menschen, in welchem er die Freiheit seines Bewußtseyns verloren hat, in welchem folglich seine Reden und Handlungen nicht mehr in Beziehung auf die Außenwelt, noch in Einheit mit den Zwecken seiner Vernunft stehen. In Rücksicht der Thätigkeit der Seele betrachten wir sie als Geist oder als Gemüth, insofern alle Thätigkeit derselben auf Denken oder Empfinden sich zurückführen läßt. Das Denken, die Bildung der Vorstellungen, der Begriffe und Urtheile, ist richtig, wenn es mit den Gegenständen, worauf es sich bezieht, übereinstimmt; die Empfindungen, die äußern und innern, nämlich die Wahrnehmung des Zustandes der Seele, sind regelmäßig, wenn sie den Gefühlen, von welchen sie abstammen, und den körperlichen oder psychischen Einwirkungen angemessen sind. Alle Thätigkeiten der Seele gehen entweder bloß im Innern derselben vor, oder sie äußern sich durch das Handeln, wodurch der Mensch mit der Außenwelt und den Mitmenschen in Wechselwirkung tritt. Die Handlungen und Aeußerungen des Menschen können nur dann wahr genannt werden, wenn sie wirklich von derjenigen Geistesthätigkeit oder Gemüthsstimmung ausgehen, welche sie bezeichnen sollen; allein nicht immer ist dies in den Weltverhältnissen der Fall. Die Zwecke, welche der Mensch verfolgt, verlangen nicht selten eine andere Aeußerung und Handlung,

als der Geistesthätigkeit und dem Gemüthszustande des Mensch[en] eigentlich entsprechen würde. Oft aber sind zwar die Aeußerung[en] des Menschen wahr, allein seine Geistesthätigkeit so wie sein Ge[-] müthszustand ist unrichtig, den Gegenständen nicht angemessen: i[n] diesen Fällen ist der Mensch im Irrthum, er macht sich falsche Vo[r-] stellungen und Begriffe, sowohl von Gegenständen der moralisch[en] als der physischen Welt, bildet falsche Urtheile über dieselben, se[tzt] sich Zwecke vor, die mit den höhern Zwecken der Vernunft nicht i[n] Einklang stehen, wählt falsche Mittel zur Erreichung seiner Zweck[e], geräth in angenehme oder unangenehme Zustände seines Gemüth[s] über Gegenstände, welche vielleicht diese gar nicht, oder das Gegen[-] theil davon hervorbringen sollten. Zu dem Wesen der Seele gehö[rt] aber das Selbstbewußtseyn, das Selbstanschauen der Seele in ihre[r] höchsten Klarheit, wodurch sie ihre eigne Thätigkeit, ihren innern Ge[-] müthszustand wahrnehmen, ihre Thätigkeit nach ihren Zwecken beher[r-] schen kann. So lange der Mensch die Freiheit dieses Selbstbewuß[t-] seyns besitzt, kann er dasselbe nach allen Richtungen hin, sowohl nac[h] dem Innern als nach den Verhältnissen der Außenwelt hinwende[n]; ist er gleich im Irrthum, bildet er sich falsche Begriffe von einem Ge[-] genstande, übereilt ihn irgend ein Affect, so kann er deßungeachtet seinen Irrthum verbessern, seinen Affect beherrschen, er kann sein[e] Handlungen und Aeußerungen in Einheit mit seinen Zwecken setzen, die letztern mögen nun die höhern Zwecke der Vernunft, oder die nie[-] dern der Sinnlichkeit seyn. Nur dann erst, wenn der Mensch diese Freiheit des Selbstbewußtseyns verloren hat, geht der Irrthum od[er] die Täuschung in wahres Irreseyn, Verrücktseyn, Gestörtheit üb[er], und äußert sich als Seelenkrankheit, die entweder bloß al[s] Geistes- oder bloß Gemüthskrankheit, oder auch beides zu[-] gleich erscheint. Es fehlt alsdann die Einheit in der Beziehung de[r] Thätigkeit der Seele und in den Handlungen auf die Zwecke de[r] Vernunft. Gehen wir den Ursachen des Irreseyns bis auf die tief[ste] Quelle nach, so finden wir, daß sie im Grunde jedesmal in einer phy[-] sischen Abweichung vom Normalzustande des Organismus gegründ[et] ist, nämlich in einer Störung oder Unterdrückung der Function de[s] Organs des Bewußtseyns im Gehirn. Jede andere Abnormität d[er] Seelenthätigkeit ist nur vorübergehend, nur dem Irreseyn ähnlic[h], z. B. Leidenschaften, starke Affecte, Irrthum und Wahn, Einfa[lt], Mangel an Beurtheilung, Dummheit. Ist aber das Organ des Be[-] wußtseyns im Gehirn selbst in seiner Function gestört oder verhinder[t], so wird das Bewußtseyn daurend verdunkelt, und es tritt wirklic[hes] Irreseyn, oder Wahnsinn ein. Da nämlich das Bewußtseyn durc[h] die innige Verbindung der Seele mit dem Körper mittelst des Ner[-] vengeistes, eben so wie die übrigen Vermögen der Seele, in sein[er] Thätigkeit an ein bestimmtes Organ gebunden ist, so hängt auch di[e] Thätigkeit des Bewußtseyns von der Normalität seines Organs ab, und jede Störung der Function desselben muß eine Verdunkelung de[s] Bewußtseyns mit sich führen. Die Veranlassung zu dieser Abnormi[-] tät in der Function dieses Organs kann aber sowohl von dem übri[-] gen Organismus, als auch von der Seelenthätigkeit selbst herkom[-] men. In den Gehirnorganen kann eine disharmonische Function ein[-] getreten seyn, so daß ein Organ das andere in seinen Verrichtungen stört. Ein zu heftiger Umtrieb des Blutes, Anfüllung der Blutbe[-] hälter im Gehirn, daher rührender Druck auf das Gehirn, zu rasche Absonderung des Nervenäthers in dem Gehirn kann die Function de[s]

erschiedenen Theile desselben in Unordnung und in Stocken bringen. Auch von dem Gangliensystem aus kann durch Ueberströmung des Nervenäthers an dem sympathischen Nerven oder an dem Stimmnerven (s. d. Art. Nervensystem) nach dem Gehirn, eine so gewaltsame Einwirkung auf das Organ des Bewußtseyns geschehen, daß dessen Function dadurch gestört und das Bewußtseyn verdunkelt wird. Dies kann z. B. durch unmäßige Genüsse geistiger Getränke, durch narkotische Gifte u. dergl., geschehen. Von der Seelenthätigkeit selbst kann aber die Veranlassung zum Irreseyn herkommen auf folgende Weise. Wenn die Seele, es sey aus eigener Willkühr, auf fremde äußere Antriebe, oder durch Affecte und Leidenschaften getrieben, ihr Bewußtseyn auf irgend eine Thätigkeit des Geistes oder einen Zustand des Gemüths ausschließlich hinlenkt, es dadurch für die klare Uebersicht der übrigen Geistesbedürfnisse und der Verhältnisse der Außenwelt verdunkelt, so wird dadurch schon die Einleitung zum wirklichen Wahnsinn gemacht; und dauert dieser Zustand in dem Grade fort, daß die Disharmonie in der Thätigkeit des Bewußtseyns auch rückwärts auf das Organ desselben störend einwirkt, was nach organischen Gesetzen endlich nothwendig erfolgen muß, so geht alsdann auch die Freiheit des Bewußtseyns verloren, der Mensch kann es nicht mehr von den Objecten, in denen es sich verloren hat, losreißen und auf andere hinlenken, der Zustand des völligen Irreseyns ist alsdann eingetreten. Ist gleich die Freiheit des Bewußtseyns verloren gegangen, so ist es doch zuweilen schwer, die Classe des Wahnsinns bestimmt zu unterscheiden, in welchem derselbe seinen Anfang nimmt, indem die Verdunkelung des Bewußtseyns sich bald über mehrere Thätigkeiten des Geistes erstrecken kann, bald auch wieder mehrere frei bleiben, so daß zuweilen, wenn bloß diese einzelnen freigebliebenen Thätigkeiten der Seele sichtbar sind, auf kurze Momente gar kein Irreseyn zu bemerken ist. Man kann das Irreseyn in Hinsicht der Veranlassungen: in rein physisches oder in körperliches, in Hinsicht der Dauer: in langwieriges (chronisches, eigentliche Geistes- und Gemüthskrankheit, Verrücktheit) und hitziges, (acutes, fieberhaftes, Delirium) abtheilen. Das chronische wird am richtigsten nach der Thätigkeit der Seele, in welcher sich die Freiheit des Bewußtseyns zunächst verliert, abgetheilt. Daher bilden sich zwei Hauptklassen der Verrücktheit, (des Wahnsinns), je nachdem sich das Selbstbewußtseyn zunächst in der Region des Geistes oder in der des Gemüths verliert. Die erste Classe dieses Wahnsinns können wir mit dem Namen Narrheit (Wahnwitz, Aberwitz) belegen. Sie hat ihre Wurzel in dem Erkenntnißvermögen. Der Wahnsinnige mit Narrheit, (Wahnwitzige) hat zunächst sein Bewußtseyn in Ansehung der Vorstellungen, Begriffe und Urtheile verloren, indem er sich der Möglichkeit des Irrthums in Hinsicht derselben nicht mehr bewußt ist, und ohne Rücksicht auf die Verhältnisse der Außenwelt seinen falschen Vorstellungen und Begriffen gemäß handelt. Hierzu kommt, daß die ungezügelte Phantasie sich immer noch Objecte dazu schafft, die der Wahnwitzige nicht als solche zu erkennen vermag, sondern ihnen gemäß, als wären sie in der Realität wirklich vorhanden, spricht und handelt. Auch das Gemüth, durch das Band des Bewußtseyns nicht mehr zur Einheit zusammengehalten, wirft sich auf die falschen Objecte, beschäftigt sich zwecklos bald mit diesem, bald mit jenem. Die Grundlage zu dieser Art des Irreseyns ist gewöhnlich einseitige Cultur des Erkenntnißvermögens, übermäßige Geistesanstrengung, Vorherrschen einer zwecklosen Phantasie, Zerstreuungs- und Vergnügungs-

sucht, und Hochmuth. Die andere Classe können wir mit dem Namen der Melancholie bezeichnen (s. diesen Artikel). Sie hat ursprünglich ihren Sitz im Gemüth, von welchem aus sie sich auch über andere Thätigkeiten des Geistes verbreitet. Auch geht die Melancholie, wenn sie einige Zeit gedauert hat, oft in die andere Art des Irreseyns über. Um die wesentlichen Vorgänge bei dem Irreseyn noch etwas zu beleuchten, dürfen wir nur das im Fieber zuweilen vorkommende noch in nähere Betrachtung nehmen, da dies von der heftigen Einwirkung des Fiebers hervorgebrachte vorübergehende Irreseyn im Wesentlichen der Erscheinungen übereinstimmt mit dem chronischen. Der Irre kann in Rücksicht der Erscheinungen angesehen werden als ein im Wachen Träumender. Wie der Schlafende im gesunden Zustande mannichfaltige Traumbilder vor sich schweben sieht, so der Irre im Wachen, nur daß sie die Bilder, die Anschauungen des Wachens verdrängen, und der Kranke nicht diesen, sondern seinen innern Wahnbildern und Vorstellungen gemäß, ohne Rücksicht auf die Außenwelt handelt. Durch die Gewalt des Fiebers, in andern Fällen durch andere physische oder auch psychische Einwirkungen, wird das Bewußtseyn unterdrückt: durch eben diese gewaltsam störenden Einwirkungen auf das Hirnsystem werden aber auch die Functionen desselben so gereizt, daß der Schlaf nicht nothwendig dadurch zugleich herbeigeführt, eher vermindert wird. (Alle Irren schlafen sehr wenig.) Bei diesem Zustande wird der Seele unaufhörlich Stoff zugeführt zu Vorstellungen und Bildern, die sie aber weder mit den Gegenständen vergleichen noch in Einheit mit ihren Zwecken setzen kann. Die Reden und Handlungen des Irren können daher wohl den innern Wahnbildern gemäß seyn, aber sie sind es nicht den wirklichen Gegenständen, den Verhältnissen der Außenwelt und den Zwecken der Vernunft. Von den Sinnesorganen und von den Nerven des Gemeingefühls werden der Seele Wahrnehmungen von der Außenwelt und ihrem Körper zugeführt. Durch krankhafte Beschaffenheit dieser Organe können schon die daher kommenden Anschauungen falsch seyn (s. d. Art. Phantasmen und Hypochondrie), bei verdunkeltem Bewußtseyn kann die Seele die Falschheit oder Aechtheit dieser Wahrnehmungen nicht vergleichen und unterscheiden. Dazu kommt alsdann das durch erhöhte und abnorme Einwirkung des Gangliensystems freier wirkende Vermögen der Bildersprache (Imagination) der Seele, welche jeder Vorstellung, jeder dunkeln Wahrnehmung des Gemeingefühls bestimmte Bilder unterschiebt. Diese Wahrnehmungen des Gemeingefühls von dem eignen Organismus sind zumal bei krankhaftem Zustande sehr verschieden, und geben deßhalb auch bei dem Irreseyn die Veranlassung zu mannichfaltigen falschen Vorstellungen. So entstehen z. B. vom Gemeingefühl aus ein allgemeines dunkles Schmerzgefühl, der Müdigkeit ähnlich, ungewöhnliche Gefühle von gleichsam neuen vorher nicht vorhandenen Theilen, das Gefühl von Schwere und Unbehülflichkeit in der Bewegung des Körpers oder einzelner Theile, auch eine krankhafte Abänderung der Triebe und Instincte, krankhaftes Gefühl von Wärme oder Kälte. Diese abnormen Einwirkungen des Gemeingefühls verarbeiten nun die freiere, durch das Bewußtseyn nicht beherrschte Imagination zu den mannichfaltigsten adäquaten Bildern, daher glaubt der Irre, es sey etwas an seinem Körper zerbrochen, er sey, ganz oder in einzelnen Theilen, doppelt vorhanden, manches Glied sey um vielmal größer, als es ist, oder der ganze Körper sey ungeheuer groß, oder er sieht sich in Wüsten und von Schreckgestalten als Feinden verfolgt, in Feuersgefahr.

der in Wasserfluthen, u. s. w. Auch die durch das Bewußtseyn nicht beherrschte Erinnerung erwacht, und liefert der Seele reichlichen Stoff zu falscher Thätigkeit, daher der Kranke Gegenwart und Vergangenheit nicht zu unterscheiden vermag, und in Bildern und Scenen der längst vergangenen Zeit lebt, als wären sie gegenwärtig. Allein auch gewisse Vorstellungen und Ideen, die in der Seele eigenmächtig und noch in der Periode der Gesundheit entstanden sind, können den Kranken so ausschließlich beherrschen, daß er einzig und allein damit sich beschäftigt, und für alles andere keinen Sinn hat. Gemeiniglich hat alsdann die Phantasie diese Ideen aufgefaßt und festgehalten, bildet sie in mancherlei Gestalten aus, und führt sie dem Kranken unaufhörlich zu, so daß keine andern aufkommen können. Wo z. B. die Idee des Hochmuths zum Grunde des Irreseyns liegt, schmückt die Phantasie den Kranken zum König oder Kaiser, oder gar zu Gott dem Vater und dergl. aus, alle Umgebungen bildet sie darnach, und schafft ihm einen Hofstaat von Großen und Ministern, Engeln und Erzengeln. — Das fieberhafte Irreseyn läßt nach, sobald der Sturm des Fiebers sich legt. Nur in seltenen Fällen bleibt zuweilen ein chronisches Irreseyn zurück. Das chronische Irreseyn von körperlichen Ursachen ist schwer zu heilen, am schwersten das von psychischen Ursachen, besonders von Hochmuth, Zerstreuungssucht und Ausschweifungen entstandene.

Isabey, einer der geschicktesten Miniaturmaler der Franzosen, ist ein Schüler Davids. Dieser Künstler besitzt eine ganz eigne Zartheit und Grazie; alle seine Gebilde sind nur wie hingehaucht, wie aus Luft gewebt, und doch dabei sehr wirkungsvoll und treffend ähnlich. Seine überaus vollendete Ausführung würde noch ächtere Kunstwerke schaffen, wenn nicht ein Anflug feiner Schmeichelei, den alle seine Gebilde haben, die tiefere gemüthliche Wahrheit, so wie die festere Form oft daraus verdrängte. Isabey erfand die sehr hübsche Manier von Kreide- und Crayonzeichnungen à l'estompe, in denen er unübertrefflich ist. Er zeichnete und tuschte auch sehr oft Compositionen von vielen Figuren, welche alle Portraitähnlichkeit haben. Seine berühmtesten Blätter in dieser Art sind: der Besuch Napoleons bei Oberkampf, einem großen Fabrikanten in Jouy; Napoleon auf der Terrasse zu Malmaison, und viele Paraden und Präsentationen; in neuerer Zeit zeichnete er alle bei dem Wiener Congresse versammelten Fürsten und Staatsmänner. Eines seiner schönsten und gemüthvollsten Blätter ist sein Nachen (la nacelle), wo er selbst mit seiner Familie dargestellt ist. Die Manier à l'estompe, welche den punktirten Kupferstichen sehr gleicht, war eine Zeitlang herrschend Mode, doch sie muß von Isabey's Meisterhand kommen, wenn sie nicht in verschwimmendes, charakterloses Nebeln ausarten soll. Seine Miniaturgemälde sind außerordentlich schön, nur er kann mit Augustin in Paris wetteifern, und hat dieser mehr Kraft und Wärme der Farbe, so besitzt Isabey noch größere Leichtigkeit und sanftern Farbenschmelz. Wl.

† Isenburg. Der Großherzog von Hessen hat das Fürstenthum den Provinzen Starkenburg und Oberfürstenthum Hessen einverleibt, einen Theil davon aber an Kurhessen für dessen hanauische Aemter zur Entschädigung überlassen. Letzteren bilden die Gerichte Diebach, Langenselbold und Reichenbach der fürstlichen, die Gerichte Wächtersbach und Spielberg der Wächtersbachschen, und die Gerichte Meerholz und Lieb-

los der Meerholzischen Linie. Der Kurfürst hat diesen Theil in ein eignes Fürstenthum Isenburg vereinigt, und in Titel und Wappen aufgenommen.

† Isis. Seit dem Jahr 1817 erscheint in Jena unter dem Titel Isis, eine Zeitschrift, welche sich über Wissenschaft, Kunst und Politik verbreitet, und sich im Ganzen durch Freimüthigkeit und gehaltvollen Inhalt vortheilhaft auszeichnet. Nur ging sie, gleichsam im Freudenrausch über die im Großherzogthum Weimar constitutionsmäßig eingeführte Preßfreiheit oft zu weit in ihrem Freimuth, und schadete dadurch sich selbst und der guten Sache überhaupt. Der Herausgeber hätte einsehen sollen, daß die noch zarte, eben erst in unsern heimathlichen Boden versetzte Pflanze der Preßfreiheit mit schonendern Händen gepflegt seyn wollte; ohne Zweifel wird ihn die gemachte Erfahrung auf den richtigen Mittelweg geleitet haben.

† Island enthält 1405 geographische Quadratmeilen.

† Istria, gegen 75 geographische Quadratmeilen groß.

* Italienische Kunst. Durch griechische Meister wurde in früher Zeit schon die Kunst der Malerei sowol nach Italien als nach Deutschland verpflanzt. Natur, Nationalcharakter und Eigenthümlichkeiten, Klima und Religion, wirkten aber in beiden Ländern so auf Kunst, daß sie sich ganz verschieden in ihnen entfaltete. Glühende Phantasie, frohe Lebenslust, angeborner Schönheitssinn, schwärmerische Frömmigkeit und stete Gelegenheit des Anschauens schöner Natur und der Meisterwerke alter Kunst, machten, daß in Italien die Malerei herrlich emporblühte, und reichere Früchte trug als je in einem andern Lande, statt daß in Deutschland der Tiefsinn und Fleiß der alten Meister sich mehr auf das innere Leben und Gemüth richtete; sie waren mehr Philosophen und Dichter, welche Farben statt der Worte wählten, als Maler, die ein harmonisch geordnetes, plastisch rein gebildetes Kunstwerk hervorzuzaubern und in das äußere Leben zu stellen vermögen. Die Italiener bleiben ewig eben so unerreichbar in dem Idealstyl dieser Kunst, wie die Griechen in der Bildhauerkunst. Man nimmt gewöhnlich den Anfang der Geschichte der Maler in Italien im 12ten Jahrhundert an, aber schon weit früher arbeiteten griechische und byzantinische Künstler daselbst. Unter Leo dem Großen im Jahre 441 wurde schon in der Basilika des heil. Paulus am Wege nach Ostia ein großes Gewölbe in Mosaik gearbeitet, und die Bildnisse der 42 ersten Bischöfe, die man in derselben Kirche sieht, sind auch aus dieser Zeit. Mosaiken und enkaustische Gemälde waren damals herrschend, später fing man an mit einer Art Leimfarbe zu malen, was man a tempera nannte. Gegen das Ende des 6ten Jahrhunderts wurden viele Gemälde bekannt, die man nicht für Werke sterblicher Hände hielt, sondern Engel oder selige Geister als ihre Urheber betrachtete. In diese Classe gehört eine der berühmtesten Abbildungen des Heilandes auf Holz gemalt, in Rom, Archeropita genannt, die man nur mit viel Mühe im Allerheiligsten zu sehen bekommt. Ob es wahr sey, daß der Evangelist Lucas, den alle Malerzünfte später zu ihrem Beschützer wählten, selbst Maler war, darüber ist sehr viel gestritten worden; in Rom werden besonders die Madonnenbilder zu St. Maria Maggiore, St. Maria del Popolo, St. Maria in Aracoeli, und das im benachbarten Grotta Ferrata, dem Pinsel des Evangelisten zugeschrieben. Im 8ten Jahrhundert wurde Glasmalerei, Mosaik auf Goldgrund und Emaillenmalerei eifrig in Italien getrieben. Es gab schon viele einheimische Künstler daselbst; eines der ä-

testen Kunstdenkmale ist der berühmte Christus am Kreuz der Dreieinigkeitskirche zu Florenz, er war schon 1003 daselbst vorhanden. Um das Jahr 1200 stiftete ein griechischer Künstler, Theophanes, eine Malerschule in Venedig. Der ächt italienische Styl erblühte zuerst in Florenz, und um eine Uebersicht desselben zu geben, wollen wir drei Hauptperioden betrachten: 1) von Cimabue bis auf Raphael; 2) von Raphael bis auf die Carracci; 3) von Carracci bis auf die gegenwärtige Zeit. Erste Periode. In Pisa erwachte der Kunstfleiß zuerst. Giunta Pisano, Guido von Siena, Andrea Tafi und Buffalmaco waren Vorgänger des Cimabue, der 1240 in Florenz geboren wurde. Dieser Künstler, der von seinen Zeitgenossen als ein Wunder anerkannt wurde, führte zuerst richtigere Verhältnisse ein, und gab seinen Gestalten mehr Leben und Ausdruck. Sein Schüler Giotto übertraf ihn noch hierin, und verband eine bisher unbekannte Grazie damit. Er war Freund des Dante und Petrarca, und trieb neben der Geschichtsmalerei auch mit gleichem Glück Mosaik, Sculptur, Baukunst, Portrait- und Miniaturmalerei. Er wagte zuerst Verkürzungen und einen natürlichen Faltenwurf, doch blieb sein Styl noch sehr trocken und steif. Bonifacius VIII. berief ihn nach Rom, wo er die noch berühmte Navicella malte. Seine Nachfolger waren: Gaddi, Stefano, Maso und Simone Memmi, welcher die berühmten Bildnisse von Petrarca und Laura malte. Doch erst durch Masaccio verschwand die Finsterniß des Mittelalters, und eine heitere Morgenröthe leuchtete der Kunst. Die florentinische Republik hatte zu Anfang des 15ten Jahrhunderts den Gipfel ihres Glanzes erreicht. Cosmus von Medicis schützte alle Künste und Wissenschaften; Brunelleschi erbaute damals die Kuppel der Cathedralkirche, Lorenzo Ghiberti goß die berühmten Thüren der Taufkapelle in Bronze, und Donatello war der Bildhauerkunst, was Masaccio der Malerei wurde. Dieser hieß eigentlich: Tommaso Guidi, und war 1402 zu St. Giovanni im Val d'Arno geboren. Seine Gemälde hatten Haltung, Charakter und Geist. Erst seine Schüler fingen an in Oel zu malen, doch nur auf hölzerne Tafeln oder mit Gyps überzogene Wände, viel später erst malte man auf Leinwand. Paolo Uccelli legte den Grund zum Studium der Perspective. Luca Signorelli, der zuerst die Anatomie studirte, und Domenico Ghirlandajo, der edle Formen und Gefühl mit Kenntniß der Perspective verband, und der den Mißbrauch der zu häufigen Vergoldungen abschaffte, zeichneten sich sehr aus. Der erhabene Geist des Leonardo da Vinci, geb. 1444; gest. 1519 (s. den eigenen Art.), der in allen Künsten und Wissenschaften Meister war, brachte so viel Philosophie und tiefen Sinn in die Kunst, daß sie durch ihn plötzlich reifte. Durch ihn erhielt die florentinische Schule ganz den ernsten, strengen, tiefsinnigen, fast melancholischen Charakter, zu dem sie sich vom Anfang an hinneigte, und den sie auch später mit der Kühnheit und Riesenkraft vereinte, die Buonarotti erweckte. Die römische Schule rechnet unter ihre Stifter schon den Miniaturmaler Oderigi, der 1300 starb; er zierte die Handschriften mit kleinen Bildern. Guido Palmerucci, Pietro Cavallini und Gentile da Fabriano waren die geschicktesten seiner Nachfolger. Fast alle Maler dieser Zeit pflegten ihren Gemälden Inschriften beizufügen, die Verkündigung Mariä war ihr Lieblingsgegenstand. In Perugia war der Hauptsitz der römischen Maler. Schon im 13ten Jahrhundert gab es daselbst eine Maler-

zunft. Pietro Vanucci, Perugino genannt (geb. 1446, gest. 1524), brachte zuerst mehr Grazie und edlere Formen in diese Schule, deren Hauptcharakter durch ihn etwas Gemüthliches, Edles, einfach Frommes, unverkünstelt Natürliches erhielt, welches immer der römischen Schule eigen blieb. Perugino's großer Schüler Raphael übertraf schnell alle frühern Meister, und die Kargheit, Härte und Trockenheit ihres Styls wurde durch ihn verbannt.

Nach Venedig kam zuerst der Geschmack aus dem Orient herüber. Andrea Murano und Vittore Carpaccio gehörten zu den frühesten dortigen Künstlern; Giovanni und Gentile Bellini sind die ausgezeichnetsten Maler der frühern venetianischen Schule. Ersterer war 1424 geboren, und starb 1514. Der andere arbeitete geraume Zeit unter Mahomeds II. Regierung in Constantinopel. Sie führten die Farbenglut des Orients ein, ihr Styl war einfach, symmetrisch rein, ohne sich zum Idealen zu erheben. Der treffliche Andrea Mantegna, geb. 1431 zu Padua, gest. 1506, war der erste, der anfing die Antiken zu studieren. In Padua war der Hauptsitz der venetianischen Schule; Mantegna verpflanzte ihn später nach Mantua, und sein Styl bildete den Uebergang zur lombardischen Schule. In Verona, Bassano und Brescia blühten Malerschulen auf. Giovanni von Udine (welcher sich durch treue Nachahmung der Natur in Nebendingen so auszeichnete, daß Raphael ihn die Guirlanden um seine Gemälde in der Farnesina malen ließ), Pellegrino und Pordenone waren die geschicktesten Vorgänger der beiden größten Meister der venetianischen Schule: Giorgione und Tizian. Der lombardischen Schule diente keine Hauptstadt zum Mittelpunkt; erst später wurde Bologna dies, früher rechnet man Imola, Cento, Ferrara, Modena, Reggio, Parma, Mantua und Mailand zu den Sitzen dieser Schule. Galasio, der gegen das Jahr 1220 lebte, Alighieri, Alabisi, Cosimo Tura, Ercole Grandi und besonders Dosso Dossi (geb. 1479, gest. 1560), waren die vorzüglichsten ferraresischen Maler. Letzterer, ein Freund des Ariosto, hat eine seltene Größe des Styls mit einer Kraft des Colorits vereint, die mit dem Tizian zu vergleichen ist. Bramante, geb. 1444, gest. 1514, der zugleich großer Baumeister war, Lippo Dalmasi und besonders Francesco Raibolini (geb. 1450), genannt Francesco Francia, zeichnete sich unter den bolognesischen Meistern sehr aus. Letzterer, den ein zarter frommer Ausdruck und ungemeiner Fleiß auszeichnen, hatte die innigste Ehrfurcht für Raphael; man behauptet, daß er bei dem Anblick der heil. Cecilia dieses Meisters, durch die Unerreichbarkeit seiner Kunst so ergriffen wurde, daß er in tiefe Wehmuth versank und bald darauf starb. Hieher gehört auch der liebliche Innocenzo von Imola. Doch alle diese wurden bei weitem übertroffen von dem unvergleichlichen Antonio Allegri da Correggio, welcher eigentlich den Charakter der lombardischen Schule, der sich stets durch Harmonie der Farben, gefühlvollen Ausdruck und ächte Grazie auszeichnete, erst gründete.

Zweite Periode. Wir kommen nun zu den größten Meistern aller Zeiten, die fast zu gleicher Zeit als Häupter der vier Schulen alle Zweige der Kunst zur höchsten Vollkommenheit brachten. Man nennt sie und ihre trefflichen Schüler in Italien Cinquecentisti, nach ihrem Jahrhundert. Diese Periode der höchsten Blüthe dauerte nicht lange, sie sank schnell und bedurfte bald der kräftigen Wiederherstellung, womit wir die dritte Periode beginnen werden. Nachdem

Leonardo da Vinci in der florentinischen Schule alle Proportionen der Figuren und Regeln der Perspective und Beleuchtung bestimmt hatte, und seine Schüler: Luini (der Raphaels Styl mit dem seines Meisters zu vereinen wußte), Salaino und Melzo, nebst dem trefflichen Baccio della Porta, der unter dem Namen Fra Bartolomeo berühmt ist (geb. 1469), und dessen Werke sich durch die Hoheit ihrer Gedanken und die Gluth der Andacht sowol als der Farben auszeichnen, Großes für die Kunst bewirkt hatten, und der sanfte gefühlvolle Andrea del Sarto (geb. 1488, gest. 1530), der ideenreiche Baltasar Peruzzi, und der lebensfrohe Razzi, diese Schule berühmt gemacht hatten, erstand der außerordentlichste aller Künstler, Michelangelo Buonarotti, (geb. 1774, gest. 1564). Mit gleicher Kraft und Tiefe umfaßte sein Riesengeist die Bildhauerkunst, Baukunst und Malerei. Sein Feuer der Composition, sein gründliches Studium der Anatomie, die wilde Kühnheit seiner Wendungen und Verkürzungen, bezeichneten ihm einen ganz eignen Weg, doch für die Kunst wurde er als Vorbild verderblich, weil seine Nachahmer in Uebertreibung und Verschmähung des einfach reinen Styls verfallen mußten. Sein großes Frescogemählde: das jüngste Gericht, in der Kapelle Sixtina in Rom, bleibt unerreichbar in der Hoheit des Styls. Die Schönheit zog ihn nie so an wie die Kraft und Größe, um so mehr, da er in jener nie den Raphael erreichen konnte, in dieser aber einzig war und blieb. Dante war sein Lieblingsdichter. Der Bau der Peterskirche war in seinen spätern Jahren fast sein einziger Gedanke. Rosso de Rossi, Daniel von Volterra, Salviati, Angelo Bronzino, Alessandro Allori und viele andere waren seine Schüler und Nachahmer. Michelangelo hatte zu lange für die Kunst gelebt, so wie Raphael zu kurz. Im Jahr 1580 fingen Lodovico Cigoli und Gregorio Pagani an, einen neuen Geist zu wecken. Sie kehrten zur Natur zurück, und bemühten sich bessern Geschmack im Helldunkel einzuführen. Pagani, Domenico Passignani, Christofoto Allori, Comodi, waren ihre Nachfolger.

Wenn wir die römische Schule betrachten, finden wir den ersten aller Künstler, Raphael Sanzio von Urbino (geb. 1483, gest. 1520), an ihrer Spitze. Sein Geist zeigte sich eben so göttlich erhaben in seinen großen Frescogemälden in den Stanzen und Logen des Vaticans (wo in den erstern sich besonders die Schule von Athen, der Parnaß und der Brand des Borgo auszeichnen, die zweiten hingegen Bibelscenen enthalten, von der Welterschaffung an durch das ganze alte Testament), als lieblich, ideenreich und originell in den Frescogemälden der Farnesina, das Leben der Psyche darstellend. Nicht minder herrlich sind seine Oelgemälde, von denen wir nur als weltberühmt seine Madonnen, besonders die Wolkenwandlerin (in der Dresdner Gallerie), die Madonna della Sedia (in Florenz), Madonna del Pesce (in Madrid), Maria Giardiniera (in Paris), Madonna di Foligno (in Rom) nennen, seine heilige Cecilia in Bologna, und sein letztes Werk, die Verklärung Christi, so wie viele andere. Seine Schüler und Nachfolger: der kühne Giulio Romano (geb. 1492, gest. 1546), der düstre Franc. Penni il Fattore (geb. 1488, gest. 1528), der erhabene Bartolomeo Ramenghi genannt Bagnacavallo, Pierin del Vaga, Polidoro da Caravaggio, Gemigniani, Benvenuto Tisi, genannt Garofalo, und viele andere, waren geschickte Meister, doch ver-

ließen sie bald den einzig richtigen Weg ihres großen Vorbildes und arteten in Manier aus. Federico Baroccio (geb. 1528, gest. 1612) strebte, dieser entgegenzuwirken. Seinem Geist nach gehörte er mehr der lombardischen Schule an, da er der Anmuth des Correggio ernstlich nachstrebte. Er hat ungemein viel Grazie und Ausdruck. Er und seine Schüler Francesco Vanni, Pellegrini und die Brüder Zuccheri verbreiteten neues Leben in der römischen Schule, doch lieferten Letztere mehr gefällige als große Werke, und arteten wieder ganz in Manier aus. Muziano zeichnete sich in der Landschafts- und Nogari, Pulzone und Fachetti in der Portraitmalerei aus.

An der Spitze der venezianischen Schule finden wir die beiden trefflichen Coloristen Giorgione Barbarelli di Castelfranco (geb. 1477, gest. 1511), und Tiziano Vecelli (geb. 1477, gest. 1575). Des Erstern Portraits sind berühmt durch ihre Wärme und Wahrheit. Der Letztere war in allen Kunstfächern groß, in Verschmelzung und Behandlung der Fleischtinten unnachahmlich, als Historien- und Portraitmaler trefflich, der erste große Landschaftsmaler. Selbst in seinem hohen Alter blieb er sich gleich. Ariosto und Aretino waren Freunde des lebensfrohen, glücklichen Tizian. Er arbeitete viel für Spanien. Einige seiner berühmtesten Werke sind das Altarblatt des S. Pietro Martire, seine Venusbilder, sein Bacchanal und seine spielenden Kinder, in Madrid, sein Cristo della Moneta &c. Er verstand zuerst die Kunst des Lasirens oder mit durchsichtigen Farben zu malen. Bei den Gruppen wählte er stets die Form der Weintraube zum Vorbild. Seine Nachfolger Sebastiano del Piombo, Palma Vecchio, Lorenzo Lotto, Paris Bordone, Pordenone, sind ausgezeichnet, besonders im Colorit. Der treffliche Schiavone, dessen Helldunkel und saftiger Pinsel wahrhaft ausgezeichnet ist, der die Wirklichkeit, selbst die gemeine, bis zur Täuschung nachahmende Giacomo da Ponte, genannt Bassano (der das Haupt einer ganzen Malerfamilie war), der sinnige, glühend begeisterte Robusti, genannt il Tintoretto (geb. 1512, gest. 1594), den Tizian aus Künstlerneid früh aus seiner Schule verbannte; der phantastische, prachtliebende Paul Veronese (geb. 1532, gest. 1588), der mit freiem Pinsel keck und glänzend malte, aber alle Richtigkeit des Kostums vernachläßigte und oft die Maskencharaktere in die Geschichtsgemälde mischte, und der Veroneser Cagliari waren Zierden der venetianischen Schule. Sie artete nun auch aus, und die Manieristen derselben waren noch weit schlechter als die der andern Schulen, weil sie nie die Antike und das Ideal studirt hatten.

Als Haupt der lombardischen Schule finden wir den gefühlvollen, lieblichen Antonio Allegri, genannt Correggio (geb. 1494, gest. 1534). Er ist der größte Meister im Helldunkel, in der Harmonie der Farben, in angeborner Grazie und Innigkeit des Ausdrucks. Seine Werke sind leicht zu unterscheiden, ein unnachahmlicher Zauber ruht auf ihnen. Seine heil. Nacht, die Altarblätter des heil. Franciscus, heil. Georgs und heil. Sebastians, so wie die kleine Magdalena in Dresden, das Altarblatt des heiligen Hieronymus in Parma, die Zingarella, der Christus im Oelgarten, in Spanien, der Amor in Wien, und die Frescogemälde in Parma, sind weltberühmte Werke dieses himmlischen Meisters. Seine Nachfolger und Schüler waren: Francesco Rondani, Gatti, Lelio Orsi, und besonders Francesco Mazzola il Parmeggianino (geb.

505 gest. 1540). Dieser Künstler hatte sehr viel Leichtigkeit, Feuer und eigenthümliche Grazie, die oft an Manier gränzt. Gaudenzio Ferrari gehört nebst vielen andern zu den Zierden der mailändischen Schule, den Lavizzario nannte man im Landschaftsfach den mailändischen Tizian. Die berühmte Sofonisba Anguisciola geb. 1530) in Cremona zeichnete sich in Musik und Malerei sehr aus. Sie wurde als treffliche Portraitmalerin nach Madrid berufen, wo sie Don Carlos und die ganze königliche Familie malte, und der Königin Elisabeth Unterricht gab. Im Alter wurde sie blind. Van Dyk behauptete, durch die Gespräche dieser Blinden mehr gelernt zu haben als durch das Studium der Meister. Sie starb 1620. Lavinia Fontana, Artemisia Gentileschi, Maria Robusti, Elisabetta Sirani, waren berühmte Künstlerinnen dieser Zeit. Camillo und Giulio Procaccini zeichneten sich durch Kraft der Phantasie und treffliches Colorit aus. In Bologna finden wir in diesem Zeitraum als ausgezeichneten Künstler den Bagnacavallo, den wir schon unter Raphaels Schülern bemerkten; er blühte um das Jahr 1542. Francesco Primaticcio (geb. 1490, gest. 1570), Nicolo dell' Abate, Pellegrino Tibaldi, Passerolli, Fontana waren sehr geschickte bolognesische Künstler.

Dritte Periode. Diese beginnt mit dem Zeitalter der Caracci. Diese drei vortrefflichen Künstler strebten den reinen Styl wieder herzustellen, und durch das vereinte Studium der alten Meister, der Natur und der Wissenschaft, der überall gesunkenen Kunst einen neuen Glanz wieder zu geben. Ihr Einfluß wirkte mächtig. Von dieser Zeit an hört die Eintheilung in die vier verschiedenen Schulen auf, und wir bemerken nur zwei Hauptclassen: die Nachfolger der Caracci, die man Eklektiker, und die des Michel Angelo Caravaggio, die man Naturalisten nennt. Lodovico Caracci (geb. 1555, gest. 1619) war der Oheim der beiden Brüder Agostino (geb. 1557, gest. 1602) und Annibale (geb. 1560, gest. 1609). Lodovico war ruhig, nachdenkend, sanft und ernst. Seine feurigen Lehrer Fontana und Tintoretto sprachen ihm erst alles Kunsttalent ab, er studirte desto eifriger, und erwarb sich die tiefsten künstlerischen Einsichten. Agostino vereinte mit einem edlen Charakter ungemeinen Scharfsinn und die vielfältigsten Kenntnisse. Philosophie, Mathematik, Geographie, Astrologie, Geschichte und Poesie trieb er mit gleichem Glück. Mit bitterm Spott verfolgte ihn Annibale darüber, der bestimmt gewesen war ein Schneider zu werden, und nicht die mindeste Geistesbildung erhalten hatte, aber nun unter Lodovico's Leitung Riesenschritte in der Kunst that. Die Zwistigkeiten zwischen beiden so ungleichen Brüdern hörten nie auf, und der gekränkte Agostino widmete sich aus Verdruß der Kupferstecherkunst. Erst die Anfeindungen ihrer Gegner vereinten sie, und sie stifteten zusammen eine große Akademie. Die Brüder wurden nach Rom berufen, um die Galerie des Herzogs Farnese zu malen. Sie entzweiten sich bald, und der sanfte Agostino trat zurück, und überließ das ehrenvolle Werk dem Feuergeist seines Bruders. Doch versank er darüber sowol als über die harte Unbilligkeit der Menschen in tiefe Schwermuth, und starb im 43sten Jahre. Annibale hatte die große Arbeit rühmlich vollendet, wurde aber um den größten Theil des Lohnes dafür schändlich betrogen. Tief gebeugt darüber suchte er sich sowol durch neue Arbeiten als durch eine Reise nach Neapel zu zerstreuen, doch die Anfeindungen, die er dort erlitt, beschleunig-

ten seinen frühen Tod. Der stille Lodovico endete indeß nebst seinen trefflichen Schülern eine der größten und bewunderswürdigsten Arbeiten, den berühmten Porticus von St. Michele in Bosco in Bologna, worauf sieben der herrlichsten Gemälde aus der Legende des heil. Benedictus und der heil. Cecilia vorgestellt sind. Die letzte der Arbeiten dieses großen Meisters war die Verkündigung Mariä, in zwei ganz colossalen Figuren dargestellt, auf dem großen Halbbogen der Cathedralkirche von Bologna. Der Engel ist mit einem leichten Gewand bekleidet, und durch einen unglücklichen Faltenwurf scheint sein rechter Fuß da zu stehen, wo der linke hingehört, und umgekehrt. In der Nähe bemerkte man dies nicht, erst als das große Gerüst abgebrochen war, sah Lodovico den Fehler, der seinen Feinden zu den bittersten Critiken Veranlassung gab. Er grämte sich darüber zu Tode! Das traurige Ende dieser drei großen Männer zeigt, wie schon das Zeitalter vorüber war, wo die Kunst mit Liebe und Enthusiasmus belohnt wurde, und wie sehr Tadelsucht und Neid an die Stelle des Gefühles getreten waren. Die Schüler der Carracci sind zahllos. Wir bemerken nur die berühmtesten. Sie strebten eifrig danach, die Anmuth des Correggio mit der ernsten Größe römischer Meister zu vereinen. Cesare Aretusi gehört zu denen, die sich durch die treuesten Copien des Correggio auszeichneten. Guido Reni (geb. 1575 in Bologna, gest. 1642) zeichnete sich besonders durch die idealische Schönheit seiner Köpfe, die Lieblichkeit seiner Kinderfiguren und die ungemeine Leichtigkeit aus, womit sein Pinsel alles gleichsam hinschrieb. Sein Frescogemälde, die Aurora vorstellend, im Pallast Borghese, und sein Oelgemälde, die Himmelfahrt der Maria, in München, sind weltberühmt. Francesco Albani (geb. 1578 in Bologna, gest. 1660) lebte im steten Wetteifer mit Guido. Er lieferte viele größere Kirchengemälde, doch wurde er besonders berühmt durch den namenlosen Reiz, womit er, in kleinern Dimensionen liebliche Gegenstände der Fabel und besonders Gruppen von Amorinen darstellte. Seine Gemälde in der Galerie Verospi und seine vier Elemente, die er für die Familie Borghese malte, erwarben ihm allgemeinen Ruhm. Seine landschaftlichen Hintergründe sind trefflich, alles athmet Heiterkeit, Scherz und Anmuth in seinen Werken. Es war ihm sehr kränkend, daß seine Zeitgenossen sich immer wegen der ernsten Gegenstände, die sie malten, über ihn erhoben. Der dritte große Mitschüler der vorigen, Domenico Zambieri, genannt Dominichino (geb. 1581, gest. 1641), wurde erst von diesen wenig geachtet, wegen seiner großen Schüchternheit und Bescheidenheit. Dreimal waren schon von Lodovico bei Preisvertheilungen Zeichnungen gekrönt worden, deren Urheber man durchaus nicht auffinden konnte: mühsam forschte es endlich der kluge Agostino aus; da gestand ihm der Jüngling Dominichino mit ängstlicher Furcht, er habe die Zeichnungen gemacht. Er wurde durch seinen Fleiß und durch sein eifriges Streben der Liebling seiner Meister. Seine Werke zeigen von den gründlichsten Kenntnissen, und sind reich an Charakterausdruck, Kraft und Wahrheit. Seine Communion des heil. Hieronymus, seine Marter der heil. Agnes, und seine Frescogemälde in Grotta Ferrata, sind unsterbliche Meisterwerke. Schüchterne Bescheidenheit blieb ihm eigen. Er wurde nach Neapel berufen, doch von der dortigen Malerrotte sehr verfolgt und geängstet, ja man vermuthet sogar, vergiftet. Giovanni Lanfranco (geb. 1580 zu Parma, gest. 1647) zeichnete sich besonders durch Effecte der Beleuchtung aus. Bar-

tolomeo Schidone gehört zu den trefflichsten Coloristen dieser Schule.

Noch verdienen die Bibiena, die Mola, Al. Tiarini, Pietro di Cortona, Ciro Ferri, hier genannt zu werden.

An der Spitze der Naturalisten, die durchaus nur die Natur ohne Auswahl, ohne gebildeten Schönheitssinn, mit kühnem oft frechem Pinsel nachahmten, steht Michelangelo Merigi, oder Amerigi da Caravaggio (geb. 1569). Sein Hauptgegner in Rom war der Ritter d'Arpina, der an der Spitze der dortigen Idealisten oder vielmehr Manieristen stand. Caravaggio und seine Nachfolger Manfredi, Leonello Spada, Guercino da Cento rc. wählten oft die gemeinste Natur zum Modell, das sie sclavisch nachahmten, und so entweihten sie die echte Würde der Kunst, obschon ihnen Kraft und Genie nicht abzusprechen war. In Rom riß zu dieser Zeit, dem Anfang des 17ten Jahrhunderts, der Unfug der Bambocciaden ein, welche zuerst durch Peter Laar dort verbreitet wurden. Viele Künstler, besonders Michelangelo Cerquozzi, mit den Beinamen delle battaglie und delle bambocciate, folgten diesem ausgearteten Geschmack. Andrea Sacchi strebte ihm kräftig entgegen. Seine Zeichnung war richtig und groß, sein Vorbild Raphael. Sein berühmtester Schüler war Carlo Maratti (geb. 1625 zu Camerano), dessen Styl edel und geschmackvoll war. Der Ritter Pietro Liberi, Andrea Celesti, die Portraitmalerin Rosalba Carriera (geb. 1675 in Venedig, starb 1757), die sich in der Pastellmalerei auszeichnete, der anmuthige Francesco Trevisani, Pinzetta Tiepolo und der Perspectivmaler Canaletto waren die berühmtesten venezianischen Maler dieser Zeit. Carlo Cignani (geb. 1628, gest. 1719 in Bologna) erwarb sich großen Ruhm durch Originalität und seine eben so kräftige als angenehme Behandlung der Farben; unter seinen Schülern zeichnet sich besonders Marc Antonio Franceschini aus (geb. 1648, gest. 1729), dessen Werke reizend und seelenvoll sind. Giuseppe Crespi, genannt Spagnuoletto, verdient um seines Fleißes und guten Styles willen Erwähnung, leider sind nur seine Gemälde sehr nachgedunkelt. Unter den Römern zeichnete sich Pompeo Battoni (geb. 1708, gest. 1787) ganz vorzüglich aus, und wetteiferte mit dem berühmten Mengs. Man behauptete, Letztern habe die Philosophie, Erstern die Natur zum großen Maler gemacht. Angelica Kaufmann verdient als Grazienmalerin genannt zu werden. Ehe wir zu den lebenden Künstlern übergehen, müssen wir einen Blick auf die beiden Nebenschulen in Italien werfen, die neapolitanische und die genuesische. Von den Neapolitanern nennen wir: Tommaso de' Stefani (geb. 1230), Fil. Tesauro, Simone, Colantonio di Fiori (geb. 1352), Solario il Zingaro, Sabatino (geb. 1480), Belisario, Caracciolo, Giuseppe Ribera Spagnoletto (geb. 1593), Spadaro, der treffliche Francesco di Maria (geb. 1623), Andrea Vaccaro, der kühne geistreiche Landschaftsmaler Salvator Rosa (geb. 1615), Preti, genannt il Calabrese (geb. 1613) und Luca Giordano (geb. 1632, gest. 1705), den man, wegen seines schnellen Arbeitens, Luca fa presto nannte. Solimena (geb. 1657) und Conca gehören zu den neuern Meistern dieser Schule. Die Genueser haben einen Semino (geb. 1485), Luca Cambiasi (geb. 1527), Paggi, Strozzi, genannt il Prete,

Genovese Castiglione (gest. 1616), Biscaino, Gaulli und Parodi besonders unter ihren Künstlern zu nennen. Als ein Mittelglied zwischen Malerei und Bildhauerkunst (was diese besonders bei den Italienern betrifft (s. d. Art. Bildhauerkunst), muß die Mosaik betrachtet werden, in welcher man aus dem Wunsch, die Meisterwerke unzerstörbar zu machen, viele Gemälde in Italien nachbildete. Die römische Mosaik besteht darin, daß kleine kubisch geschliffene Steine oder Glasstücke von verschiedenen Farben und Abstufungen, mittelst eines Kittes so aneinander gesetzt und befestigt werden, daß sie Gemälde bilden. Schon Tafi, Giotto und Cavallini verfertigten dergleichen. Die florentinische Mosaik dagegen besteht aus Steinen von bedeutender Größe, sogar Edelsteinen, welche so zusammengestellt werden, daß sie Thiere, Früchte, Blumen u s. w. vorstellen (s. d. Art. Mosaik). In der Kupferstecherkunst zeichnen sich die Italiener auch sehr vortheilhaft aus. Tommaso Finiguerra (1460) ist der erste bekannte Meister dieser Kunst, welcher sie dem Baccio Bandini mittheilte. Ihnen folgte Mantegna, allein erst Marco Antonio Raimondi von Bologna (1500) brachte größere Freiheit in seine Kupferstiche. Seine Arbeiten nach Raphael werden wegen ihrer richtigen Zeichnung stets von großem Werth bleiben. In seiner Manier arbeiteten Bonasone, Marco di Ravenna, die Ghisi und andere. In einer andern Art brachten Agostino Caracci, Parmeggiano, Carlo Maratti und Pietro Testa vortreffliche Sachen mit der Radirnadel hervor. Stefano della Bella zeichnete sich durch kleine, geistreiche und nette Arbeiten aus. Unter den Neuern, welche eine früher unbekannte, effectvolle und fleißige Behandlungsart einführten, verdienen Bartolozzi in der punktirten Manier, und Cunego, Volpato und Bettelini, besondere Erwähnung, vor allen aber der noch lebende Florentiner Raphael Morghen, der die Kupferstecherkunst auf einen Grad der Vollkommenheit brachte, den man zuvor nicht ahnete. Die Kunst in Scagliola zu arbeiten, blüht schon seit zwei Jahrhunderten in Toscana. Die Scagliola ist eine Composition aus einem kalkartigen durchsichtigen Stein, der bei den Mineralogen Selenit heißt, der gemeine Name ist Specchio d'asino, bei uns Marienglas. Dieser Stein wird zu einem sehr feinen Staube kalzinirt und angefeuchtet. Dann werden Platten daraus geformt und wenn sie erhartet sind, schneidet man Blumen, Früchte, Architecturstücke und sogar Figuren darin aus, und füllt die Höhlungen mit derselben Masse, aber mit Farben gemischt, wie sie für die Gegenstände passen, wieder an. Hierauf gibt man dem Ganzen eine Politur, und nun hat man ein festes Gemälde, das mit einem Krystall überzogen zu seyn scheint. Lamberto Gori zeichnete sich in neuerer Zeit hierin aus.

Fast eine neue Kunstperiode beginnt mit den trefflichen Männern, die seit dem letzten Jahrzehend Italiens Künstlerruhm wieder aufs neue verbreiten. Seit dem Tode des gefälligen Rotari und des gelehrten Casanova schien eine Zeitlang der Genius erloschen, bis mit Canova's Erscheinung in der Bildnerwelt auch neuer Enthusiasmus unter den Malern erwachte, wozu unstreitig jener große Künstler viel beitrug, durch die Liebe, womit er jedes jugendliche Kunsttalent unterstützt. Der berühmteste aller jetzt lebenden italienischen Maler ist Camoccini in Rom; sein Styl ist groß und echt historisch; seine ganz herrlichen Zeichnungen werden fast noch höher geschätzt als seine Gemälde. Sein Tod der Virginia ist das berühmteste der-

ben, seine Hochzeit der Psyche wird auch sehr geschätzt. Sein Co-rit und Faltenwurf ist im Styl der Venetianer. Landi ist aus-zeichneter Portrait-Maler, doch findet man sein Colorit ein wenig lt. Grassi besitzt unnachahmliche Grazie und einen wahren Zau-rreiz des Pinsels. Benvenuti, Director der Akademie in Flo-nz, ist unstreitig der erste dasige Künstler. Ein neueres historisches emälde von ihm macht Aufsehen durch treffliche Beleuchtung und Wirkung, obschon es sonderbarer Weise eine Scene darstellt, die nie der Wirklichkeit existirte; er nennt es nämlich la Congiurazione i-Sassoni, und will hier als Nachtscene darstellen, wie die Sachsen m Napoleon einen Eid der Treue leisten, was eben so unwahr ist, s die Uniformen, die er ihnen gab, unrichtig sind. Ein französischer ünstler, Fabre, der immer in Florenz lebt, wetteifert mit Ben-nuti; seine Landschaften sind eben so trefflich wie seine Hirtenge-älde. So ist gleichfalls der dort lebende Colignon sehr brav. ppiani, der vor kurzem in Mailand starb, war besonders durch e Grazie seiner weiblichen Gestalten berühmt, so wie der gleichfalls rstorbene Bossi im ernstern und strengern Styl. Der Florentiner Sabbatelli, dessen Federzeichnungen sehr geschätzt sind, lebt jetzt Mailand. Ermini in Florenz ist ein reizender Miniaturmaler Isabey's Manier. Alvarez, ein Spanier, und Ayez, ein offnungsvoller junger Venezianer, sind in Rom sehr geschätzt. Doch or allen zeichnet sich der treffliche junge Künstler Agricola in lom jetzt aus. Er ist aus Urbino gebürtig, und man hofft einen zwei-n Raphael in ihm erblühen zu sehen. Ein Madonnenbild von ihm, elches in Canova's Werkstatt aufgestellt ist, reißt durch die Einfach-eit der Darstellung und den seelenvollen Ausdruck alle Kenner zur öchsten Bewunderung hin. Er malt jetzt an einer Gruppe, Petrarca nd Laura vorstellend. An Reinheit des Styls und Gefühls, wel-hes entfernt vom theatralischen Ausdruck ist, soll er alle neuern Künst-er übertreffen. (Ueber italienische Baukunst und Musik siehe diese Artikel.) Wl.

Italienischer Gesang, s. Italienische Musik.

* Italienische Musik, die jetzt in Italien herrschende Musik (im weiten Sinne nennt man auch so die im italienischen Geschmack geschriebene und ausgeführte, oder die von gebornen Italienern herrührende Musik, wiewol diese gar sehr von dem italie-nischen Geschmacke abweichen kann, wie uns die Musik Spontini's beweist), welche sich durch Herrschaft der Melodie und damit des Gesangs, bei Vernachlässigung der Harmonie bis zur Leere und Weichlichkeit charakterisirt, ist von der alten italienischen Musik zu unterscheiden, aber, wie natürlich, durch dieselbe in ihrer Entwicke-lung vorbereitet. Werfen wir einen Blick auf ihre Entstehung, so wird uns dies klar werden. Alle neue Kunst fand in der Religion den Boden, aus welchem sie jung und frisch emporwuchs; — so auch die Musik. Die Geschichte der Musik führt uns, nachdem sie uns nur unvollkommene Nachricht von dem Wirken der Tonkunst im Alter-thume gegeben, nach Italien, wo das Antike im Lauf der Jahrhun-derte sich in das Moderne zuerst verschmilzt. Hier finden wir zuerst den eigentlichen Choral, das Grundelement der neuen Kirchen-musik, welcher größtentheils durch Melodien aus der alten griechisch-römischen Musik, die, den christlichen Hymnen und Psalmen angepaßt, anfangs im Einklang gesungen wurden (s. Kirchenmusik und Geschichte der Musik), entstanden zu seyn scheint, seit Bischof

Ambrosius im 4ten Jahrhunderte nach Chr. Gesänge und Hymnen nach den vier authentischen Tonarten der Griechen in der abendländischen Kirche einführte, und Psalmisten oder Vorsänger derselben anstellte, Gregor der Große aber im 6ten Jahrhunderte den Chorgesang durch die plagalischen Tonarten erweiterte. Seit der Zeit vermehrten sich auch die Singschulen, und es wurde viel über Musik geschrieben. Die für das Fortschreiten der Musik überhaupt wichtigsten Erfindungen verdanken wir dem 11ten Jahrhunderte, und insbesondere dem Benedictiner Guido von Arezzo, welcher die musikalische Notenschrift, statt der deutschen Tabulatur, und den Gebrauch der Schlüssel, wenn nicht erfand, doch verbesserte, verbreitete, das Verhältniß der Töne richtiger bestimmte, die sechs Töne der Scale benannte (s. Solfeggiren), und die Scale in Hexachorde eintheilte.

Im 13ten Jahrhunderte verbreitete sich in Italien die Erfindung der Mensuralmusik, von welcher die Erfindung des Contrapunktes und des Figuralgesangs abhing. Die Instrumente vermehrten und vervollkommneten sich im 14ten und 15ten Jahrhunderte. Viele Päpste begünstigten die Musik, namentlich den Gesang, und heiligten sie durch ihre Breves; doch beschränkten auch kirchliche Verordnungen die selbstständige Ausbildung der Musik. Häufig wurde im 15ten Jahrhundert im Singen Unterricht gegeben, und nicht mehr bloß von Mönchen. Die theoretische Musik erlangte den Rang einer Wissenschaft, und der Gesang wurde contrapunktisch ausgebildet. In dem 16ten Jahrhundert erblicken wir sehr ausgezeichnete Tonsetzer und Sänger, so Palestrina, Componist für die Capelle des Papst Clemens XI., dessen Arbeiten große Würde und künstliche Modulation besitzen, und sein Nachfolger Felice Anerio, Nanino da Vallerano, der nebst Giov. da Velletri als ausgezeichneter Sänger genannt wird; ferner der berühmte Contrapunktist und Sänger Gregorio Allegri, und mehrere große Schriftsteller über Harmonie, z. B. Giuseppe Zarlino, Capellmeister zu Venedig. Ueberhaupt wurde die Tonkunst zu Rom und Venedig mit dem lebhaftesten Enthusiasmus getrieben. Von hier drang diese nach Neapel und Genua, und ganz Italien, sagt Schubert, ward bald ein lautschallender Conzertsaal, der alle Europäer herbeilockte, um wahre Tonkunst, besonders schönen Gesang, zu hören. Im 17ten Jahrhundert sehen wir die weltliche Musik vorschreiten. Die erste Oper, zuerst mit unbegleiteten Recitativen und Chören im Unisono, ward 1624 zu Venedig aufgeführt, und so schnell verbreitet, daß die Dichter der Schaulust ihrer Nation bald nicht Stoff genug liefern konnten, und jährlich in Italien 40 bis 50 neue Opern erschienen. Dieses erzeugte großen Wetteifer unter den italienischen Tonkünstlern. Aber es entwickelte sich hier der eigenthümliche, durch keine fremde Einwirkung zu verändernde Charakter der italienischen Musik um so schneller, je selbstständiger und durch die Kirche unbeschränkt diese Gattung sich entwickelte. Schon in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, wo sich die Theatermusik immer mehr hob, fing daher die Einfalt an in Pracht und Ueppigkeit überzugehen, und auch den Kirchenstyl zu verderben. Die Musik, sagt Schubert, vereinigte die weltliche Miene des Dramas mit dem Gluthantlitze des Kirchenstyls, und die legte den ersten Grund zum Verfall des letztern. Hier ist der schickliche Ort, wo wir von dem Eigenthümlichen der italienischen Musik und ihres Gesangs sprechen können; wir fassen die Hauptmomente des Vorigen zusammen. — Vokalmusik mußte die erste Musik seyn, durch

Erfindung und Vervollkommnung der Instrumente wurde sie geregelt, daraus entstand der einfach große Kirchengesang des 15ten und 16ten Jahrhunderts; neben ihm entwickelte sich eine Reihe von Nationalgesängen. Selbstständig in größerer Gattung herrschte die Musik auf der Bühne. Hier folgte der Italiener ohne große Berücksichtigung der Poesie, die ohnehin nur das eilige Werk des Augenblicks war, seiner herrschenden Neigung zu Wohllaut und Ohrenkitzel, der ebenfalls in seiner Sprache sich kund thut. Alle südliche Nationen zeigen eine große Reizbarkeit der Sinne, und die Melodie ist ihnen eben so sehr Bedürfniß, wie dem Nordländer in der Musik die Harmonie; aber keiner Nation so sehr als der italienischen, deren schönes Clima und glückliche Organisation für den Gesang (Italien lieferte die schönsten Alt- und Tenorstimmen — weniger Bässe) ihnen Melodie zum Zielpunkte ihres musikalischen Wirkens machte. Von den Italienern mag daher auch der Deutsche lernen, was wohl- und was übelklingend ist. Auf der andern Seite verwandelte sich die Einfachheit der Melodie in Weichlichkeit und Ueppigkeit von der Zeit an, wo der Gesang sich selbstständig ausbildete und von der Instrumentalmusik nur getragen, sich wie ein Instrument zu entwickeln anfing, wo man statt poetischen Ausdruck und Wahrheit nur Ohrenbefriedigung, nur Consonanz, nicht tiefe Rührung und Erschütterung, sondern Reiz, schnellen Tonwechsel mit Vermeidung aller Dissonanz verlangte, die Musik die Poesie zu beherrschen anfing, was im theatralischen Gesang zuerst geschah, und so das rein Musikalische der Bildung das Dramatische und Poetische zerstörte — welcher Geschmack sich um so leichter über andere Länder verbreitete, da Italien in der glänzenden Ausbildung der Musik allen Völkern vorausgeeilt war, was auch die Herrschaft der italienischen Kunstausdrücke in der Musik beweiset. Zu dieser künstlichen und unpoetischen Ausbildung des Gesanges trugen auch die männlichen Soprane bei, welche bald aufs Theater kamen, und alle poetische Wahrheit des Charakters an sich unmöglich machten, indem man z. B. gern vergaß, daß man einen Helden singen hören sollte, wenn man nur einen ausgebildeten Sopran hörte. Die Stimmen aber wurden hinsichtlich der Fertigkeit und anmuthigen Verzierung auf den höchsten Gipfel der Ausbildung erhoben durch die große Anzahl musikalischer Conservatorien und Singschulen. (Unter den ältern sind die des Pistochi und Bernacchi zu Bologna, des Brivio in Mailand, des Porpora, Leon. Leo und Francesco Feo in Neapel bezeichnet), durch welche sich gewisse Kunstgriffe und Verzierungsarten, mit ihnen jedoch zugleich die technische Grundlage aller wahren Stimmbildung gleichsam mechanisch fortpflanzten, welches die sogenannte italienische Schule ausmacht, und worin selbst andere Nationen von den Italienern gelernt haben. Dazu kam die auf das große Bedürfniß nach Gesang gegründete Aufmunterung und verschwenderische Belohnung großer Sänger (der Castrat Farinelli kaufte sich ein Herzogthum), die überall befindliche Gelegenheit zu singen, indem es keine irgend bedeutende Stadt in Italien gab, welche nicht bald ihr Theater, oft deren mehrere hatte, Kirchenmusik wesentlich zum katholischen Cultus gehört, und Castrationen ad honorem dei, wie es in einem päpstlichen Breve heißt, autorisirt wurden. Mehr als alles aber wirkte die in Italien allgemein fast leidenschaftliche Neigung und Fähigkeit zu Gesang. Die glänzendste Ausbildung der Stimme als solche mußte nothwendig zu der Entartung führen, die

Stimme nur als ein Instrument, mit Vernachlässigung alles poeti-
Ausdrucks, aller Wahrheit zu gebrauchen, wovon wir in der neue-
sten Zeit die auffallendsten Beispiele erlebt haben. Bei diesem Stre-
ben nach höchstem Wohllaut, technischer Bildung der Stimme, bis
zur charakterlosen Weichlichkeit, mußte natürlich die Instrumen-
talmusik untergeordnet bleiben, die in dürftiger Begleitung dem
Sänger oft nur die Accorde anschlägt, über welchen er sich wie ein
Vogel in die Lüfte erhebt. Da darf die Instrumentalmusik nicht den
Gesang bedecken, wie bei so vielen französischen und deutschen Wer-
ken; aber der Tonsetzer ist auch auf die Verherrlichung der Stimme
und ihrer technischen Fertigkeit fast beschränkt, und kann den Reich-
thum und die Tiefe der Harmonie, welche auf Mischung der Conso-
nanz- und Dissonanzkraft beruht, nicht entwickeln, welche die hö-
Ausbildung der romantischen Tonkunst verlangt. Daher ist auch zu
erklären, warum Mozarts Meisterwerke den Italienern nie ganz gefal-
len wollen. Die italienische Musik, durch Wohllaut, Reiz und Me-
lodie, und technische Ausbildung des Gesangs ausgezeichnet,
geht in weichlicher Süßigkeit unter, die Oper wird ein Aggregat von
Concertstücken, in Costum auf der Bühne gesungen; dies
ist die Geschichte der italienischen Musik. Wir gehen
zurück und nennen die vorzüglichsten Componisten und Sänger des
17ten Jahrhunderts. Zu den ersten gehören Girolamo Frescobaldi,
Francesco Foggia, Bapt. Lully, der berühmte Violinist und Ton-
setzer Arcangelo Corelli; zu den Sängern, von denen die meisten
jedoch Tonsetzer waren, gehören Antimo Liberati, Matteo Sim-
nelli, beide Sänger der päpstlichen Capelle. Im Anfange des 18ten
Jahrhunderts war Anton Caldara ausgezeichnet, der das Fugen-
artige in der Kirchenmusik beibehielt, und den Gesang durch Instru-
mente hob, aber in seinem Style viel Theatralisches annahm; ferner
Brescianello, Toniri, Marotti. In der Mitte dieses Jahr-
hunderts blühte die italienische Musik, besonders die theatralische, vor-
züglich in Neapel, Lissabon und auch schon in Deutschland, besonders
in Berlin. Einige behaupten, dies sey die glänzendste Periode der
italienischen Tonkunst gewesen. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts
finden wir einige bedeutende Instrumentalisten in Italien, die Orga-
nisten Scarlatti und Martinelli, als Violinisten Tartini,
der auch im Theoretischen seines Instruments ausgezeichnet war, und
eine Schule stiftete, die für den Kirchenstyl vorzüglich geeignet war,
Domenico Ferrari, Geminiani, Anton Colli und Nar-
dini (Tartini's Schüler); als Clavierspieler und Tonsetzer den noch
in Paris lebenden Clementi. Unter den Tonsetzern des 18ten Jahr-
hunderts sind als ausgezeichnet zu nennen: Traetta, der noch die
Würde des Gesanges behauptet, aber durch Künsteleien die Einheit
des Satzes stört; Galuppi, durch einfachen und lieblichen Gesang,
reiche Erfindung und gute Harmonie ausgezeichnet; Jomelli (s. d.
Art.), welcher der Instrumentalmusik größern Antheil gab; Majo;
Nic. Porpora, der Stifter einer neuen Singschule, durch seine
Solfeggien berühmt; in der Kirchenmusik Leo; Pergolesi,
dessen Musik durch ihre einfache Schönheit (z. B. sein Stabat Mater)
noch immer entzückt; der tüchtige Tonkünstler Pater Martini zu
Bologna; der süße Piccini, Glucks Nebenbuhler; Anfossi; der
gefällige Sacchini (Oedip); Sarti (s. d. Art.). Der neuern Zeit
gehören an: Paesiello (s. d. Art.), Cimarosa, die Blüthe der
Opera buffa und Zingarelli (Romeo und Julie). Im 18ten Jahr-

hundert sind im italienischen Style bekannt geworden: Nasolini, Paganini, Niccolini, Pavesi und die jetzt sehr berühmten Generali und der vielschreibende Rossini. Mehr an die Deutschen schloßen sich an: Salieri (s. d. Art.) und der gründliche Righini (auch er hat Solfeggien geschrieben), so wie sich Cherubini und Spontini an die Franzosen anschließen. Unter den Sängern und Sängerinnen Italiens seit dem 18ten Jahrhunderte sind berühmt: Francesca Cuzzoni Sandoni, und ihre Nebenbuhlerin Faustina Bordoni, späterhin Hasse's Gattin, und die Allegrandi, die genannten Sopranisten Farinelli, Caffarelli, Senesino, Caristini, Marchesi; in neuerer Zeit der berühmte Crescentini und Veluti; ferner die Sänger Baldassore Ferri, Siface, Matteuci in neuerer Zeit; die Tenoristen Millico, Pacchierotti, Brixi, Benelli, die Sängerinnen Tesi, Mingotti, Gabrielli, Todi, Bandi, Marchetti, die Schwestern Sessi (besonders Imperatrice und Mariana Sessi), Angelica Catalani, Camporesi, Borgondio. Doch ist es auch bekannt, daß einzelne deutsche Sänger nicht nur durch bedeutsame Einfachheit und im gemüthlichen Volkston, sondern auch in der italienischen Manier selbst den Italienern an die Seite gestellt werden können, und auch in Italien mit unerhörtem Beifall aufgenommen worden sind, z. B. Charlotte Häser. Die italienische Schule ist noch jetzt in dem, was die bloße Ausbildung des Organs betrifft, besonders Portament, Passagen und Triller, unerreicht; aber die sclavische Nachahmung und Fortpflanzung ihrer Manieren führt zur Manier, weshalb auch deutsche Sänger dieselbe nur so weit zu benützen haben, daß die Gemüthlichkeit und der poetische Ausdruck, welche der deutsche Gesang verlangt, nicht verloren gehe. T.

Italienische Literatur und Gelehrsamkeit. (Mit Ausschluß der Poesie, die in einem eignen Artikel abgehandelt ist.) — Der Einbruch der Barbaren in Italien hatte dem weströmischen Reiche ein Ende gemacht und alle bürgerliche Ordnung umgestürzt. Eine Folge davon war, daß auch die letzten Funken von Geistesbildung erloschen und eine Zeit der Finsterniß und Unwissenheit, wie der Unordnung und Zerrüttung eintrat, aus deren chaotischem Gewirr nur langsam und mühselig die Keime einer neuen Cultur sich entwickelten. Erster Zeitraum. Von Carl dem Großen bis zum Tode Otto's III. 1002. Wohlthätig wirkte Carl der Große als Freund der Gelehrsamkeit und Wiederhersteller des Friedens. Wir finden bereits einen Italiener, Petrus, Diaconus von Pisa, als seinen Lehrer in der Grammatik genannt. Nicht minder verdient Anerkennung Lothar, der im J. 823 auch König von Italien wurde, und, wie sein darüber noch vorhandenes Gesetz beweiset, in vielen Städten die ersten öffentlichen Schulen stiftete. Von den Lehrern dieser Schulen kennen wir nur Dungalus zu Pisa, von dem einst, als er noch Mönch zu Bobbio war, Carl der Große Aufschluß über zwei Sonnenfinsternisse begehrte, und unter dessen Namen noch verschiedene Schriften vorhanden sind. Lothar's Beispiel ward von Papst Eugen im Kirchenstaate nachgeahmt. Indeß war der Erfolg dieser an sich so nützlichen Einrichtungen nur gering, denn es fehlte an tüchtigen Lehrern, und die spätern Carolinger und Päpste ließen die kaum gegründeten Bildungsanstalten wieder in Verfall gerathen. Dazu kamen die verderblichen Einfälle der Saracenen und Ungarn in Italien, und in-

nere Kriege. Wenige Männer ragen in diesem traurigen Zeitraume durch ihr Wissen hervor. In geistlicher Gelehrsamkeit zeichneten sich aus die Päpste Hadrian I., der oben genannte Eugen II., Leo V., Nicolaus I. und Sylvester II., ferner die Bischöfe Paulinus, Patriarch von Aquileja, (seine Werke, Venedig 1737), Theodolphus Bischof von Orleans, (seine Werke, Paris 1646), beide Zeitgenossen Carls des Großen, die beiden mailändischen Erzbischöfe Petrus und Adelbertus, Maxentius, Patriarch von Aquileja, und endlich die beiden Aebte des Klosters Monte Casino, Autpertus und Bertarius. Unter den Geschichtschreibern dieser Zeit, die, wenn auch in einer rohen und barbarischen Schreibart, uns höchst wichtige Nachrichten mitgetheilt haben, sind die bedeutendsten Paulus Warnefrid, mit dem Beinamen Diaconus, Verfasser mehrerer Schriften, besonders einer Geschichte der Longobarden, sodann die Fortsetzer des genannten Werks, Erchempertus; und die zwei Ungenannten von Salerno und Benevento, ferner ein Priester von Ravenna, Namens Agnellus (auch Andreas), der eine Geschichte der Bischöfe von Ravenna schrieb, Andreas von Bergamo, Verfasser einer Chronik Italiens von 868 bis 875, Anastasius, Bibliothekar der römischen Kirche, wichtig durch seine Lebensbeschreibungen der römischen Bischöfe, und Luitprandus von Pavia, Verfasser einer Geschichte seiner Zeiten. Zweite Periode. Vom Tode Otto's III., 1002 bis zum Costnitzer Frieden 1183. Auch in diesem Zeitraume war der Zustand Italiens dem Gedeihen der Wissenschaften nicht günstig. Die italienischen Städte kämpften gegen die Kaiser um ihre Freiheit, der Streit der geistlichen und weltlichen Macht war nicht minder verderblich. Die Kaiser verweilten nicht lange in Italien und erschienen nur, um zu züchtigen und zu zerstören. Die mit dem ersten Jahrhundert beginnenden Kreuzzüge, so wohlthätig sie in ihren Nachwirkungen waren, dienten in ihren nächsten Folgen doch nur, die allgemeine Noth und Zerrüttung zu vermehren. Von den Päpsten trafen indeß der herrschsüchtige Gregor VII. und Alexander III. Verfügungen zur Verbesserung der Schulen, die Abschriften alter classischen Werke wurden vermehrt, und einzelne Männer gaben sich Mühe, Bücher zu sammeln. Unter den gelehrten Theologen dieser Periode verdienen genannt zu werden Fulbert, Bischof von Chartres, ein geborner Römer, die beiden berühmten Erzbischöfe von Canterbury, Lanfrancus, und dessen Schüler Anselmus Petrus Lombardus, Lehrer der Theologie zu Paris, und am berühmtesten durch seine vier Bücher Sententiarum, ferner Petrus Damianus, der Cardinal Albericus, Bruno, Bischof von Segni, Anselmus, Bischof von Lucca, Petrus Grisalanus oder Chrysolaus, Erzbischof von Mailand, und Bonizone, Bischof zu Sutri, später zu Piacenza. Alle haben uns Schriften hinterlassen, bei denen wir jedoch nicht verweilen. In der Philosophie, oder vielmehr Dialektik, zeichneten sich außer den genannten Lanfrancus und Anselmus aus: Gerardus von Cremona, der zu Toledo lehrte, und unter andern die Werke des Avicenna und den Almagest des Ptolemäus aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzte, und Johannes der Italiener, der zu Constantinopel den Plato und Aristoteles erklärte, und Unterricht in der Disputirkunst gab. Die Musik erfuhr eine gänzliche Umwandlung durch Guido von Arezzo. Für die Arzneiwissenschaft ward mit dem Ende des 10ten Jahrhunderts die Schule zu Salerno eine tref-

liche Pflegerin. Die dortigen Aerzte scheinen sich zuerst durch die Schriften der Araber gebildet zu haben. Das älteste Denkmal der Salernitanischen Schule sind gewisse in leonischen Versen abgefaßte diätetische Regeln unter dem Titel: Medicina Salernitana oder de conservanda bona valetudine. Mehrere Aerzte, theils in Salerno, theils in der Nachbarschaft, haben sich in dieser Zeit durch Schriften bekannt gemacht, namentlich Matthäus Platearius, Saladinus von Ascoli (letzterer durch ein Compendium von den aromatischen Arzneimitteln) und verschiedene Mönche, die wir übergehen. Die Rechtswissenschaft erwachte mit der Freiheit der Städte zu neuem Leben und ward ein Gegenstand allgemeiner Beschäftigung. Durch ganz Italien gab es Schulen, in welchen sie gelehrt wurde, namentlich zu Modena, Mantua, Padua, Piacenza, Pisa, Mailand und vor allen zu Bologna, wo Irnerius, der dieser Stadt den Beinamen der gelehrten erwarb, die römischen Gesetze lehrte und erklärte, und aus den weitschichtigen Pandecten verborgene Schätze zu Tage förderte. Viele ausgezeichnete Rechtsgelehrte aus dieser Zeit könnten wir namhaft machen, wir begnügen uns aber, nur den berühmten Gratian anzuführen, der zuerst die Kirchengesetze (in seinem Decretum sive Concordia Canonum discordantium) zum gerichtlichen Gebrauch ordnete und als der Stifter des canonischen Rechts anzusehen ist. Obgleich in allem, was den Geschmack anlangte, die größte Barbarei noch fortdauerte, so gab es doch schon einzelne Männer, die sich durch Studium der griechischen und lateinischen Sprache den Weg zu den Alten bahnten, und ihre Schreibart nach ihnen zu bilden suchten. Zu ihnen gehörte Papias, einer der ersten, die lateinische Wörterbücher schrieben. Das eilfte und zwölfte Jahrhundert haben viele Geschichtschreiber aufzuweisen, deren Werke zwar ohne Zierlichkeit, aber doch klar und deutlich abgefaßt sind. Dahin gehören Arnolphus, die beiden Landolphus, Sire Raul, Otto Morena und dessen Sohn Acerbus, Godofredus Malaterra und mehrere Chronikenschreiber und Verfasser von Klostergeschichten, wegen deren Namen und Werke wir auf Muratori's unschätzbare Sammlung verweisen. Dritte Periode. Vom Costnitzer Frieden 1183 bis zum Ende des 13ten Jahrhunderts. Mit diesem Zeitraume beginnt die Literatur Italiens ein erfreulicheres Ansehn zu gewinnen; hatte man bisher nur in barbarischem Latein geschrieben, so fing man jetzt an, auch Versuche in der freilich noch lallenden Sprache des Volks (lingua volgare) zu machen. Die Poesie ging darin, wie immer, der Prosa voran. Die Dialektik und Philosophie gewannen an Ausbildung, und wie die Wissenschaften an Consistenz und Umfang zunahmen, ward auch ihr innerer Zusammenhang sichtbarer. Die Kreuzzüge hatten zu neuen Kenntnissen geführt und überhaupt dem Geiste einen höhern Schwung gegeben. Trotz der innern Kriege Italiens konnte die Geistescultur gedeihen, da Fürsten und Republiken mit einander wetteiferten in Begünstigung der Gelehrten, und in Begründung neuer Schulen und Lehranstalten. Große Verdienste erwarben sich die beiden Kaiser, Friedrich I. und II. Ersterer beförderte vornämlich die Rechtswissenschaft und stiftete Schulen, Letzterer war selbst Gelehrter, besaß ausgebreitete Sprachkenntnisse und stiftete überall im südlichen Italien öffentliche Schulen. Sein und seines Sohnes Manfredi Hof zu Palermo war ein Sammelplatz von Gelehrten. Wir besitzen (außer einigen italienischen Gedichten) von ihm ein Werk über die Na-

turgeschichte der Vögel. Sein gelehrter Canzler Pietro della Vigne (Petrus de Vineis), war von gleichem Geiste beseelt, und vertraut mit der Rechtswissenschaft und der Leitung politischer Geschäfte. Von ihm ist außer sechs Büchern Briefe noch eine Sammlung sicilianischer Gesetze vorhanden. Unter den Päpsten waren mehrere gründliche Gelehrte, und zeichneten sich aus als Schriftsteller, namentlich Innocenz III., Innocenz IV., Urban IV. Der Flor der Universität Bologna stieg immer höher; sie zählte zu Anfang des 13. Jahrhunderts 10,000 Schüler aus allen Ländern Europa's; mit ihr wetteiferten Padua, Arezzo, Vicenza, Neapel u. a. m. Die vorzüglichsten Theologen dieses Zeitraums waren: Thomas von Aquinum, der Franziscaner Bonaventura und Egidio Colonna, alle drei Verfasser sehr zahlreicher Schriften. In der Philosophie begann für Italien in diesem Zeitraum eine neue Epoche, indem ihm die Schriften des Aristoteles den Italienern bekannt wurden, zum Theil freilich in sehr entstellter Gestalt. Thomas von Aquinum commentirte sie auf Befehl des Papstes und ließ sie theils aus dem Griechischen, theils aus dem Arabischen neu übersetzen. Brunetto Latini nahm die Ethik des Aristoteles im Auszug in seinen Tesoro auf, ein Werk, das ursprünglich französisch geschrieben ist und als eine Encyklopädie aller damaligen Kenntnisse Epoche macht. Die Mathematik und Astronomie, verbunden mit Astrologie, fanden verschiedene Bearbeiter. Campano, der gelehrteste Geometer und Astronom seiner Zeit, schrieb unter andern einen Commentar zum Euklides. Nächstdem nennen wir Lanfranco, Leonardo von Pistoja und Guido Bonatti, das Haupt der damaligen Astrologen. In diese Zeit fällt die Erfindung der Brillen und der Magnetnadel. Für die Medicin war die Salernitanische Schule der Mittelpunkt; sie hatte an Pietro Musandino, Matteo Plateario, Mauro und Andern geschickte Lehrer. Aber auch außer Salerno gab es ausgezeichnete Aerzte. Dahin gehören Ugo von Lucca, der Florentiner Taddeo (der unter andern die Aphorismen des Hippokrates und einige Schriften des Galenus commentirte), Simon von Genua (Verfasser der Clavis Sanitatis, die man als das erste Wörterbuch der Arznei- und Kräuterkunde ansehen kann) u. A. Noch glücklichere Fortschritte machte die Wundarzneikunst durch Männer wie Ruggieri von Parma (der eine Practica Medicinae schrieb) und dessen Landsmann und Zeitgenosse Rolando (Verfasser einer Chirurgie, welche vier der vornehmsten Salernitanischen Aerzte commentirten), Bruno, Teodorico, Guglielmo von Saliceto und Lanfranco, von denen wir ebenfalls Werke über die Chirurgie besitzen. Keine Wissenschaft aber wurde im 13ten Jahrhundert eifriger und glücklicher bearbeitet, als die Rechtswissenschaft. Ferrara, Modena, Mailand, Verona und andere lombardische Städte veranstalteten Gesetzsammlungen, denen ein Dominicaner von apostolischer Begeisterung, der für einen Wunderthäter galt, Johannes von Vicenza, gleichsam göttliche Bestätigung gab. Die vornehmsten Rechtsgelehrten dieser Zeit waren Azzo von Bologna (dessen Summae über die Institutionen und Apparatus ad Codicem auch gedruckt sind), Ugolino del Prete, auch ein Bologneser, (der die von Anselmus von Orto gesammelten Lehngesetze und Verordnungen der neuen Kaiser dem Corpus Juris einverleibte) Accorso, ein Florentiner (der sich dadurch, daß er die besten Glossen seiner Vorgänger sammelte und eigne hinzufügte, den Beinamen Glossator erwarb)

Odofredo (Verfasser eines Commentars über den Codex und die Digesten) u. s. w. Im canonischen Rechte hatte bisher Gratians Sammlung als Richtschnur gegolten. Zu dieser kamen jetzt die vier verschiedenen Sammlungen des Bernardo von Pavia, des Pietro Collivaccino u. s. w., welche als Gesetzbücher angesehen wurden, bis die durch Gregor IX. veranstaltete Sammlung, die noch den größten Theil des canonischen Rechts ausmacht, die früheren verdrängte; zu dieser fügte Bonifaz VIII. 1298 noch das sechste Buch der Decretalen hinzu. Ohne bei den vornehmsten Canonisten zu verweilen, gehen wir zu den Geschichtschreibern über, die größtentheils mit gefälliger Einfalt und Aufrichtigkeit erzählen. Die wichtigsten waren Goffredo von Viterbo (eigentlich ein Deutscher, schrieb eine Chronik von Erschaffung der Welt bis 1168, unter dem Titel Pantheon), Sicardus (Verfasser einer ähnlichen Chronik), Giovanni Colonna (Verfasser einer allgemeinen Geschichte, unter dem Titel Mare Historiarum), Riccobaldi (Verfasser eines gleichen Werks, Pomarium betitelt); ferner die Sicilianer Riccardo von St. Germano (erzählt mit vieler Treue die Geschichte von 1189 bis 1243), Matteo Spinello (dessen Geschichtserzählung von 1247 bis 1268 reicht und das erste gelehrte Werk in italienischer Prosa ist), Niccolo di Jmsilla, Saba Malaspina und Bartolomeo da Neocastro (deren Werke Muratori mittheilt). Florenz hatte seinen ersten Geschichtschreiber an Ricordano Malaspini, die Geschichte von Mailand schrieben Filippo von Castelseprio und der Dominicaner Stephanardo von Vimercate, und so hatte fast jede Provinz und Stadt ihren Chronisten, deren Namhaftmachung aber hier zu weit führen würde. Die Grammatik, welche damals die schönen Wissenschaften umfaßte, war bisher vernachlässigt worden, im 13ten Jahrhundert fand aber auch sie Bearbeiter und Lehrer, als Buoncompagno, Bertoluccio, Galeotto (welcher italienisch schrieb und Cicero's rhetorische Bücher in diese Sprache übersetzte), und vor allen Brunetto Latini, Dante's Lehrer, der schon erwähnt worden und von dem wir, außer dem ebenfalls schon erwähnten Tesoro, noch verschiedene andere Werke in Prosa haben, als la Rettorica di Tullio, de'Vizi e delle Virtù u. s. w. Am Schlusse dieses Zeitraums müssen wir noch des berühmten Reisenden Marco Polo, so wie seines Vaters Matteo und seines Oheims Niccolo, erwähnen. Sie gehören zu den Ersten, welche weite und vieljährige Reisen durch Asien und diesen Welttheil ihren Landsleuten bekannter gemacht haben. Vierte Periode. Von 1300 bis 1400. Mitten unter Kämpfen und äußern Zerrüttungen machten die Wissenschaften immer weitere Fortschritte. Während die Kaiser vergeblich bemüht waren, Italien zu beruhigen und ihrer Gewalt zu unterwerfen, bildeten sich die einzelnen Herrschaften und Fürstenthümer aus, und die an die Spitze getretenen Männer wetteiferten mit einander in Begünstigung der Gelehrten. Allen that es hierin König Robert von Neapel zuvor; nächstdem die Herren della Scala zu Verona, das Haus Este zu Ferrara, die Gonzaga zu Mantua u. s. w. Die Zahl der Universitäten nahm zu und viele derselben, wie zu Padua, Neapel, Pisa, Pavia, erreichten eine schöne Blüthe, wiewohl Bologna, früher die wichtigste von allen, in Verfall gerieth. Die Bibliotheken wurden wichtiger und bereichert mit den Werken der Alten, die man aus der Vergessenheit hervorzog. Männer wie Petrarca und Boccaccio erwarben sich durch ihre Forschungen und Studien bleibende Ver-

dienste als Wiederhersteller der Gelehrsamkeit. Beide sammelten nicht nur Bücher, sondern ersterer auch römische Münzen. Durch die Erfindung des Papiers wurde die Vervielfältigung der classischen Muster noch mehr befördert. Bald aber mußte man ihre Entstellung und Verstümmelung durch unwissende Copisten erkennen; es bedurfte der Critik, sie wieder herzustellen, und schon Coluccio Salutato machte durch Vergleichung mehrerer Handschriften einen Anfang in dieser Kunst und empfahl sie andern. Die Gottesgelahrtheit ward von unzähligen scholastischen Theologen bearbeitet, aber durch die meisten mehr verdunkelt als aufgeklärt. Ehrenvolle Ausnahmen machen unter andern, die wir, da sie wenig oder nichts geschrieben haben, übergehn, Albert von Padua, Gregor von Rimini, Michael Aiguani von Bologna, Bartolomeo Carusio von Urbino, Alessandro Fassitelli, welche sämmtlich zu Paris lehrten, ferner Porchetto de Salvatici von Genua, Ranieri von Pisa oder von Ripalta, Jacob Passovanti, Simon von Cascia, Petrus von Aquila, Bonaventura da Peraga, Marsilio Raimodini von Padua und Lodovico Marsigli. Die Philosophie, welche einzig aus den vielfältig entstellten Werken des Aristoteles und seinem arabischen Commentator Averroes, dessen fehlerhafte Auslegungen zuerst durch den Servitenmönch Urban von Bologna bekannt, und wiederum ausgelegt und erläutert wurden, war höchst verworren und finster. Der einzige philosophische Schriftsteller, der diesem Zeitalter zur Ehre gereicht, ist der berühmte Petrarca, der mehrere lateinische Werke über Gegenstände der Moral schrieb, z. B. de remediis utriusque fortunae, de vita solitaria, de contemptu mundi, de ignorantia sui ipsius et aliorum und andere. Was außerdem im Fache der Moral geschrieben wurde, verdient nur wegen der Reinigkeit der italienischen Sprache Erwähnung, z. B. die ammaestramenti degli Antichi volgarizzati von Bartolommeo von Pisa. Von den mathematischen Wissenschaften wurde die Astronomie und mit ihr die Astrologie am meisten bearbeitet. Die namhaftesten Gelehrten, die sich ihnen widmeten, waren Pietro von Abano und Cecco von Ascoli, jener durch seinen Conciliator, in welchem die verschiedenen Meinungen berühmter Aerzte und Philosophen, dieser durch ein astrologisches Werk, durch ein Buch von der Sphäre und durch sein Gedicht Acerba, für welche er als Ketzer verbrannt wurde, am meisten bekannt; ferner Andalone del Nero, der große Reisen zur Erweiterung seiner astronomischen Kenntnisse machte, und von Boccaccio als der größte Astronom seiner Zeit gepriesen wird, und Paolo mit dem Beinamen Geometra, von dem Villani erzählt, daß er mittelst von ihm erfundner Instrumente die Gesetze der Bewegung der Gestirne berichtigt, und zuerst einen Calender geschrieben, und von dem Boccaccio anführt, daß er Maschinen, welche alle himmlischen Bewegungen vorstellten, gefertigt habe. Jacopo Dondi und dessen Sohn Giovanni erwarben sich Ruhm, und den Beinamen dall'Orologio durch eine kunstreiche Uhr, die nicht nur die Stunden, sondern auch den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten, und die Monate, Tage und Jahresfeste anzeigte. Auch ein Schriftsteller über den Ackerbau trat in diesem Zeitraume auf, Pietro de Crescenzi, ein Bologneser. Er schrieb sein noch jetzt interessantes Werk lateinisch; aber noch in demselben Jahrhundert erschien davon eine durch Sprache und Styl sehr ausgezeichnete italienische Uebersetzung. Für die Arzneikunde waren fortwährend eine

Menge von Gelehrten thätig; dennoch befand sie sich noch in höchst unvollkommnem Zustande, und verdient wenigstens zum Theil die Verachtung, womit Petrarca sie ansah. Die berühmte Schule zu Salerno war in Verfall. Allgemein galten die Araber als Muster und Lehrer. Zu den berühmtesten Aerzten jener Zeit gehörten der Florentiner Dino del Garbo, der einige Schriften des Avicenna und Hippokrates, wie auch die Liebescanzone des Guido Cavalcanti commentirte und über die Chirurgie u. s. w. schrieb; dessen Sohn Tommaso, Petrarca's Freund, der außer einer Summa der Arzneiwissenschaft eine Anweisung, wie man sich bei der Pest verhalten müsse, schrieb, und Galens Bücher vom Unterschied der Fieber und von der Zeugung des Fötus erläuterte; Torrigiano Rustichelli, der über Galens kleinen Apparat schrieb; Gentile von Folingo, Jacopo von Forli, Marsilio von Santa Sofia und Andre, deren Schriften vergessen sind, endlich Mundino aus Bologna gebürtig, der zuerst ein vollkommnes Werk über die Anatomie schrieb, das sich zwei Jahrhunderte hindurch in Ansehn erhielt. — In der Rechtswissenschaft glänzten mehrere ausgezeichnete Männer. Vor allen zeichneten sich als Schriftsteller aus im Civilrecht Rolando Placiola, Alberto von Gandino (schrieb de maleficiis), Oldrado da Ponte (schrieb Consilia und Questiones), Jacopo von Belfiso (schrieb unter andern vom Lehen), Francesco Ramponi (erläuterte einige Bücher des Codex), Cino von Pistoja (s. d. Art.) und die beiden berühmtesten Rechtslehrer dieses Zeitalters, Bartolo und Baldo; im canonischen Recht aber, das durch die Clementinischen Decretalen und Extravaganten erweitert wurde, glänzte als der vorzüglichste der Florentiner Giovanni d'Andrea, der die sechs Bücher der Decretalen commentirte und mehrere verdienstvolle Schüler bildete, die wir jedoch, so wie andre namhafte Canonisten hier übergehen müssen. Auf die Geschichte hatte die zunehmende Bekanntschaft mit den Werken der Alten den günstigsten Einfluß; sie ward von einer Menge von Irrthümern und Fabeln befreit. Großes Verdienst erwarben sich um sie Petrarca und Boccaccio, welche (in lateinischer Sprache) mehrere geschichtliche Werke schrieben, jener vier Bücher Rerum memorandarum, und Lebens-Beschreibungen berühmter Männer, dieser de Genealogia Deorum, de casibus virorum et feminarum illustrium; de claris mulieribus, de montium, silvarum, lacuum, fluminum, stagnorum et marium nominibus. Ihnen schließt sich eine lange Reihe von Verfassern allgemeiner Geschichten und Chroniken an, unter denen wir als die wichtigsten auszeichnen: Benvenuto von Imola (schrieb eine Kaisergeschichte von Julius Cäsar bis Wenzel und commentirte den Dante), Francesco Pipino aus Bologna (schrieb eine Chronik vom Anfang der fränkischen Könige bis 1314) und Guglielmo von Pastrengo, Verfasser der ersten allgemeinen Bibliothek von den Schriftstellern aller Nationen, worin sich eine für jene Zeit bewundernswürdige Belesenheit zeigt; ferner die Florentiner Paolino di Piero, Dino Compagni und die Villani (s. d.), welche zugleich zur Bildung ihrer Muttersprache mächtig beitrugen; der Venetianer Andrea Dandolo, (schrieb eine schätzbare lateinische Chronik seiner Vaterstadt von Christi Geburt bis 1342) und sein Fortsetzer bis 1388, Rafaele Caresino; der Paduaner Albertino Musato (schrieb in gutem Latein mehrere Geschichtswerke, theils in Prosa, theils in Versen), und Andere, wegen

deren Namen und Werke wir aus Mangel an Raum auf Muratori's Sammlung verweisen. Dem Studium fremder Sprachen stand in diesem Zeitraum immer noch als größtes Hinderniß der Mangel an tüchtigen Lehrern entgegen. Zwar befahl Clemens V. die Errichtung von Lehrstühlen für die morgenländischen Sprachen nicht nur in den Residenzstädten, sondern auch auf mehrern Universitäten des In- und Auslandes; aber dieser Befehl scheint nicht befolgt worden zu seyn. Mehr geschah, besonders durch Petrarca und Boccaccio, für die griechische Literatur, als deren größte Kenner die beiden Calabresen Barlaam und Leonzio Pilato genannt werden. Zu Florenz wurde der erste Lehrstuhl der griechischen Sprache errichtet, und auf Boccaccio's Betrieb dem Leonzio Pilato ertheilt. In diesen Zeitraum fallen auch die ersten italienischen Novellen und Romane. Die älteste vorhandene Novellensammlung sind die s. g. Cento novelle antiche, kurze höchst einfache Erzählungen von unbekannten Verfassern. Auf diese folgten Boccaccio mit seinem Decameron und seiner Fiametta, durch welche er der eigentliche Schöpfer der italienischen Prosa in ihrer ganze Fülle, Ueppigkeit und Gewandtheit ward, (s. Boccaccio) ferner dessen Nachahmer Francesco Sacchetti, Verfasser einer Novellensammlung, und Ser Giovanni, Verfasser des Pecorone, beide jedoch dem Boccaccio weit nachstehend. Auch der größte Dichter Italiens, Dante, muß hier genannt werden, einmal wegen seiner italienischen Werke, der Vita nuova und des Convito, dann auch wegen seiner lateinisch geschriebenen Bücher de monarchia und de vulgari eloquentia. (S. Dante.) An letzteres schließt sich des Antonio da Tempo Buch de rhythmis vulgaribus, das, wie jenes die italienische Prosa und die verschiednen Gattungen des Styls, den italienischen Vers, jedoch sehr dürftig behandelt. Ueberhaupt machten Grammatik und Wohlredenheit durch das Studium der Alten bedeutende Fortschritte. Man übersetzte und erklärte nicht nur die Muster des Alterthums, sondern auch für die Erklärung des Dante ward zu Florenz ein eigner Lehrstuhl gestiftet. Dennoch sind der gelungenen Proben rednerischer Beredtsamkeit wenige und wir können sie billig übergehn. Unter den Reisebeschreibern dieses Jahrhunderts nehmen Petrarca und der Minorit Odorico von Pordenone die erste Stelle ein. Jener machte unter andern eine Reise nach Deutschland und gibt davon in seinen Briefen interessante Nachrichten, auch schrieb er für einen Freund einen Reisewegweiser nach Syrien, Itinerarium Syriacum, ohne selbst dort gewesen zu seyn; dieser durchwanderte als Heidenbekehrer einen großen Theil Asiens, und lieferte nach seiner Rückkehr eine Beschreibung dieser Reisen, welche man bei Ramusio findet, aber leider so entstellt, daß man den Angaben wenig vertrauen darf. Fünfte Periode. Vom Jahr 1400 bis 1500. In diesem Jahrhundert reifte trotz der fortwährenden innern Unruhen die italienische Literatur ihrer schönsten Blüthe entgegen. Zwei Ereignisse wirkten besonders wohlthätig darauf hin, einmal die Eroberung Constantinopels durch die Türken, in deren Folge sich viele gelehrte Griechen nach Italien flüchteten und ihre Kenntnisse dort verbreiteten, dann der glückliche Wachsthum des Hauses Medici in Toscana, das vor allen andern Künste und Wissenschaften begünstigte, und mit dem die Visconti, Sforza, Este, die Könige von Neapel, die Markgrafen von Mantua und von Montferrat, die Herzoge von Urbino, und andre Fürsten, Päbste, Magistrate und Privatpersonen würdig wetteiferten. Ohne bei den Universitäten zu verweilen, führen wir nur

in, daß in diesem Jahrhundert zwei neue, zu Turin und Parma, hinzukamen. Schon im vorigen war eine Akademie für die Dichtkunst entstanden, jetzt entstanden auch wissenschaftliche Akademien. Die erste dieser Art stiftete der große Cosmus zu Florenz zur Erneuerung der Platonischen Philosophie; ähnliche Vereine bildeten sich zu Rom, zu Neapel und unter dem gelehrten Aldus Manutius zu Venedig. Durch Männer wie Guarini von Verona, Giovanni Aurispa und Francesco Filelfo wurden die Werke der Griechen immer mehr ins Licht gezogen; andre waren für die römische Literatur nicht minder eifrig bemüht. Oeffentliche und Privatbibliotheken wurden an vielen Orten angelegt. Alles dies ward unendlich befördert durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, die in Italien sich schnell verbreitete und vervollkommnete. Wie die alte Literatur immer allgemeiner studirt wurde, zogen auch die Alterthümer immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich. Besonders machte sich Ciriaco von Ancona um sie verdient. Von den vielen gelehrten Theologen dieser Zeit ist doch keiner so ausgezeichnet, daß er genannt zu werden verdiente. Wir begnügen uns daher, Nicolao Malermi oder Malerbi zu erwähnen, welcher zuerst die ganze Bibel ins Italienische übersetzte, ferner Bonino Mombrizio, der die Lebensgeschichten der Märtyrer sammelte, und Platina, der mit großer Gelehrsamkeit und nicht ohne Kritik die Geschichte der Päpste in einem zierlichen und kraftvollen Style schrieb. Das Studium der Philosophie bekam besonders seit der Ankunft der Griechen in Italien einen höhern Schwung. Schon vorher machten sich Paolo Veneto durch eine Logik oder Dialektik und durch seine Summulae rerum naturalium, worin er des Aristoteles Physik und Metaphysik erläutert, und mehrere Andre in der Philosophie berühmt. Unter den Griechen, welche in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts nach Italien flüchteten, war einer der vornehmsten Johannes Argyropulos, zu dessen Schülern Lorenz von Medicis, Donato Acciajoli und Politian gehören. Ohne sich in Streitigkeiten einzulassen, erklärte er den Aristoteles und übersetzte verschiedene Werke desselben. Aber nach ihm erregte Georgius Gemistus, auch Pletho genannt, einen hartnäckigen Streit über den Vorzug des Aristoteles oder Plato. Er selbst, der über den Plato las, verhöhnte den Aristoteles und dessen Verehrer. Georgius Scolarius, nachher Patriarch zu Constantinopel, antwortete nachdrücklich und reizte dadurch den Pletho zu einer noch derbern Erwiederung. Der berühmte Theodor Gaza, der Cardinal Bessarion und Georgius von Trapezunt nahmen an dem Streite Theil. Dagegen blieben die Verehrer des Plato zu Florenz ruhige Zuschauer. Hier blühte die von Cosmus gestiftete Platonische Akademie fort. Zwei treffliche Männer, Marsilius Ficinus und Johannes Picus von Mirandola, dienten ihr zur besondern Zierde. Jener übersetzte die Werke des Plato ins Lateinische, und schrieb über die Philosophie des Plato und der Platoniker, von diesem haben wir in einem eignen Artikel gesprochen. Von ihren Nachfolgern waren die vorzüglichsten A. Poliziano und Cristoforo Landino. Was die mathematischen Wissenschaften betrifft, so war die Astronomie noch immer mit Astrologie gemischt. Zu den gelehrtesten damaligen Astronomen gehörte Giovanni Bianchino, dessen astronomische Tafeln vom Lauf der Planeten mehrmals gedruckt worden, Domenicus Maria Novara, nennenswerth als Lehrer des großen Copernicus, und vor allen Paolo Toscanello, berühmt durch das von ihm

in der Domkirche zu Florenz verfertigte Gnomon. Nächstdem lebte auch die Geometrie, Arithmetik, Algebra, Architectur, Kriegskunst und Musik in Italien wieder auf. Einer der Wiederhersteller der Arithmetik und Geometrie war Luca Pacioli von Borgo S. Sepulcro, wie seine mannigfaltigen Schriften beweisen. Ueber die Baukunst schrieb eben so schön als gründlich Leone Battista Alberti, der Verfasser noch andrer schätzbaren Werke. Der erste Schriftsteller über die Kriegskunst war Roberto Valturio von Rimini. Für die Musik stiftete Ludwig Sforza zuerst eine öffentliche Schule zu Mailand und stellte als Lehrer den Franchino Gafurio an, von dem wir mehrere Werke besitzen, als eine Theorie der Musik, ein Werk über die practische Tonkunst, und einen Tractat von der Harmonie musikalischer Instrumente. Die Arzneikunde ward im Verhältniß zu der Menge der Aerzte nur wenig gefördert und bereichert; man begnügte sich mehr, die Beobachtungen der Vorgänger zu sammeln. Antonio Cermisone schrieb practische Consilia, Bartolommeo Montagna Consilia medica und drei Bücher von den Bädern zu Padua, Giovanni di Concorreggio eine Praxis nova totius fere medicinae u. s. w., Giovanni Marliano (zugleich ein geübter Mathematiker und Philosoph) einen Commentar über den Avicenna. Andre übergehen wir und nennen nur noch als hauptsächlich verdient um die Anatomie Gabriel Zerbi, Alessandro Achillini und Nicolao Leoniceno, welcher letztere in einem eignen Werke die Fehler der Alten rügte und vielleicht zuerst de morbo gallico schrieb. Die bürgerliche Rechtswissenschaft stand immer noch in hohem Ansehn. In ihr zeichneten sich durch Schriften aus Cristoforo di Castiglione und dessen Schüler Rafael de Raymondi, und Rafael de Fulgosi (sie schrieben Consilia und Erläuterungen der Digesten), Giovanni von Imola (commentirte den ersten Theil des Digestum novum), Paolo von Castro (schrieb Erläuterungen über den Codex und die Digesten), Pietro Filippo Corneo (hinterließ rechtliche Consilia), Antonio von Pratovecchio (verbesserte das Lehnrecht und schrieb unter andern ein Lexicon juridicum), Angelo Gambiglione (schrieb de maleficiis u. s. w.), der große Francesco Accolti von Arezzo, Alessandro von Imola, mit dem Zunamen Tartagno (hinterließ viele juristische Werke über die Digesten, den Codex, die Decretalen und Clementinen, viele Consilia u. s. w.), Bartolommeo Cipolla (schrieb de servitutibus u. s. w.), Pietro da Ravenna (schrieb außer juristischen Werken, eine Anweisung zur Gedächtnißkunst, unter dem Titel Phoenix), Bartolommeo Soccino und sein Gegner Giason dal Maino und viele Andre. Im canonischen Recht machten sich als Schriftsteller vor andern berühmt Nicolo Tedeschi, Giovanni von Anagni, Antonio Roselli, Felino Sandeo und der Cardinal Giannantonio da S. Giorgio. Die Geschichte machte in diesem Jahrhunderte die glücklichsten Fortschritte; sie strebte nicht nur nach Wahrheit, sondern auch nach Schönheit der Schreibart. Unter den vielen Geschichtschreibern dieser Periode können einige als Muster des geschichtlichen Vortrags angesehen werden. Römische Alterthümer und alte Geschichte bearbeiteten Blondo Flavio, (seine Hauptwerke sind Roma instaurata, Roma triumphans, Italia illustra, Historia romana, de origine et gestis Venetorum), Bernardo Rucellai (de urbe Roma), Pomponio

leto (de antiquitatibus urbis Romae, de magistratibus Romanorum, Compendium historiae Romanae u. s. w.) und Annio von Viterbo, (dessen Antiquitatum variarum volumina XVII. die Werke alter Schriftsteller enthalten, deren Unechtheit jetzt anerkannt ist). Geschichtswerke von Anfang der Welt bis auf ihre Zeiten haben geliefert der Erzbischof Antonino zu Florenz, Pietro Ranzano, Jacopo Filippo Foresti, Matteo und Matthia Palmerio, und Sozomeno, welche alle nur in so fern, als sie von ihren Zeiten handeln, Werth haben. Als Geschichtschreiber ihrer Zeit und meist ihres Vaterlandes, verdienen Auszeichnung Aeneas Sylvius, nachmaliger Papst unter dem Namen Pius II., der eine Menge historischer Werke hinterließ und dessen Geschichte seiner Zeit der Cardinal Jacopo Ammanato fortsetzte; Giovanni Michele Alberto von Carrara, Leonardo Bruni von Arezzo, die Florentiner Poggio und Bartolommeo Scala, die Venetianer Marco Antonio Sabellico, Bernardo Giustiniano, die Paduaner Pietro Paolo Vergerio und Michael Savonarola (der Arzt), der Vicentiner Giambattista Pagliarini, die Brescianer Jacopo Malvezzi und Cristoforo di Soldo, die Mailänder Andrea Biglia, Pietro Candido Decembrio, Leodrisio Crevello, Giovanni Simonetta, Giorgio Merula, Donato Bossa, Bernardino Corio und Tristano Calchi, die Neapolitaner Lorenzo Valla, Bartolommeo Fazio, Antonio Panormitta, Gioviano Pontano, Michele Ricci, Giovanni Albino, Tristano Caraccioli, Antonio Ferrario u. A., denen sich Pandolfo Collennuccio von Pesaro, als der einzige, der eine allgemeine Geschichte von Neapel schrieb, anschließt. Die Geschichte von Genua schrieb Giorgio und Giovanni Stella, ferner Bartolommeo Senarega und Jacopo Bracello. Savoyen hatte in diesem Zeitraum zwei Geschichtschreiber, Antonio von Asti (der eine versificirte Chronik seiner Vaterstadt schrieb) und Benvenuto di Sangiorgio (eine mit Urkunden belegte Geschichte von Montferrat). Als Geschichtschreiber von Mantua verdient Platina Auszeichnung. Andre minder bedeutende übergehen wir, so wie auch diejenigen, welche die Geschichte des Auslandes schrieben. Um die Erdbeschreibung machten sich verdient Cristoforo Buondelmonte, welcher Asien bereis'te, Francesco Berlinghieri, der ein geographisches Werk in Versen schrieb, Caterino Zeno, der seine Reise durch Persien beschrieb, die berühmten Seefahrer Ca da Mosto, Amerigo Vespucci und Cabotto, und einige Andere. In orientalischer Sprachgelehrsamkeit zeichnete sich Giannozzo Manetti aus. Das Studium der griechischen Sprache verbreiteten Manuel Chrysoloras, Lascaris, und viele andre nach Italien geflüchtete Griechen, bei denen wir hier eben so wenig als bei ihren Schülern, unter denen Männer von großer Gelehrsamkeit waren, verweilen können. Mit nicht geringerm Eifer wurde die römische Literatur bearbeitet. Die Namen Guarini, Aurispa, Filelfo, Lorenzo Valla, Angelo Poliziano sind vor andern berühmt. — Sechster Zeitraum. Vom Jahr 1500 bis 1650. Italien erreichte in diesen anderthalb Jahrhunderten den Gipfel seiner Größe. Sein Reichthum an Mitteln, den physischen und geistigen Menschen zu befriedigen, die Macht seiner Republiken und Fürstenhäuser, ihr Enthusiasmus und ihre Freigebigkeit für al-

les, was den Glanz der alten Zeiten wieder herstellen konnte, machte es zum Muster für ganz Europa. Die Kriege, welche Ferdinand der Catholische, Maximilian I., Carl V. und Franz I. auf Italiens Boden führten, konnten daher keine schädlichen Folgen äußern. Die früher gestifteten Universitäten dauerten fort und neue kamen noch hinzu, unter denen jedoch nur Padua merklich hervorragte. Die Zahl der Akademien und Bibliotheken nahm dergestalt zu, daß kaum eine wichtige Stadt in Italien ihrer ganz entbehrt hätte. Unter den Päpsten waren viele Freunde und Beförderer der Künste und Wissenschaften, namentlich Julius II., der prachtliebende Leo X., Clemens VII. (der zwar in seiner ungünstigen Lage hinter seinen Wünschen zurückbleiben mußte, dessen Stelle aber vielfältig der Cardinal Hippolyt von Este ersetzte), Paul III., Gregor XIII. (der als Hugo Buoncompagno eine verbesserte und vermehrte Ausgabe des Corpus juris canonici besorgt hatte, und als Papst die Calenderverbesserung vornehmen ließ), Sixtus V., (der die lateranische Bibliothek in einen Prachtpalast des Vaticans versetzte und sie ansehnlich vermehrte, die Ausgabe der Werke des Ambrosius und der Septuaginta beendigte, eine neue Ausgabe der Vulgata veranstaltete u. s. w.) und Urban VIII., (der die Heidelberger Bibliothek mit der vaticanischen vereinigte, die barberinische stiftete). Nächstdem müssen die Cardinäle Bembo, Carlo und Federigo Borromeo (letzterer der Stifter der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand), und Agostino Valerio als Gelehrte und Beschützer der Gelehrten genannt werden. Hinter den Päpsten und Cardinälen blieben die Fürsten nicht zurück. Am meisten zeigten sich thätig und freigebig die Gonzaga zu Mantua, die Estensi zu Ferrara, die Mediceer zu Florenz und der Herzog Carl Emanuel I. von Savoyen. Wir wenden uns zu den einzelnen Wissenschaften. Trotz aller äußern Begünstigung machte die Theologie nur geringe Fortschritte zur Aufklärung, denn seit den Stürmen der Reformation, die von Deutschland her losgebrochen waren, hielt man nur desto hartnäckiger auf die festgesetzten Lehren, ohne weitere Untersuchungen zulassen zu wollen. Rechnet man daher die schon erwähnten Ausgaben der Septuaginta und Vulgata ab, so gewann das Studium der heiligen Schriften nur wenig durch die Sprachschätze, die Italien besaß. Cajetan, der berühmteste unter den Bibelexegeten, hat nichts Denkwürdiges geleistet und Diodati's Bibelübersetzung fand, da sie nicht sclavisch der Vulgata nachgebildet war, keinen Eingang. Unter den Vertheidigern des alten Glaubens wiegt der Cardinal Bellarmin an innerm Werth alle übrigen auf. Vortheilhaft aber wirkte die Polemik, indem sie zum historischen Vertheidiger der angefochtenen päpstlichen Rechte den Cesare Baronio und zu ihrem Bestreiter Paolo Sarpi aufstellte, denn durch jenen kamen die wichtigsten Urkunden und Denkmäler ans Licht, dieser aber verband Bescheidenheit und unbestechliche Wahrheitliebe mit den tiefsten Einsichten in den Catholicismus. Aber ungeachtet aller Bemühungen, den anbefohlnen Kirchenglauben aufrecht zu erhalten, ließ der emporstrebende Geist der Philosophie auch in Italien sich nicht mehr zurückhalten. Neben den Scholastikern in den Klöstern und den Peripatetikern unter den Humanisten, welche die alten philosophischen Systeme erneuerten und erläuterten, trat eine philosophische Secte kühner Denker auf, die mit dem Aberglauben zugleich alle Religion verwarf. Pietro Pomponiato, der völligen Untergang nach dem Tode lehrte, hinterließ eine große Schule von Ungläubigen, zu der

Literatoren wie der Cardinal Gonzaga, Contarenus, Paul Jovius, Julius Cäsar Scaliger gehörten. Neben ihnen stand Bernardin Telesius, auch ein Prediger des Unglaubens, wie Pomponatius und seine Schüler, geehrt von den Großen, während Cäsar Vanini und Jordanus Bruno minder ruchlose Ideen mit dem Feuertode büßten, und Campanella, der als Bestreiter des Aristoteles und eigenthümlicher Denker die im 17ten Jahrhundert erfolgte Revolution in der Philosophie vorbereitete, im Gefängnisse schmachtete. Durch diesen Forschungsgeist kamen zugleich Mathematik und Physik in Schwung. Die schon genannten Männer, B. Telesius, Jordanus Bruno und Th. Campanella suchten die Naturphänomene aus allgemeinen Grundsätzen abzuleiten. Hieronymus Cardanus verband solche Speculationen mit Mathematik. Der große Galilei setzte Mathematik und Naturforschung durch unausgesetzte Beobachtungen in die engste Verbindung, und ward allen, besonders den Naturforschern seines Vaterlandes, ein Muster. In der Mathematik machten sich Tartaglia, Cardanus und Bombelli als Bearbeiter der Algebra berühmt; Bonaventura Cavalieri bahnte den Weg zur Infinitesimalrechnung; Commandino machte sich um Euklides Elemente verdient und Marino Ghetaldi klärte Archimedes Lehre von der Hydraulik auf. Luca Valerio erweiterte die Mechanik durch Entdeckungen; Castelli schuf die Hydraulik um, Maurolico brach Bahn in der Optik; della Porta erfand die Camera obscura und machte die ersten Versuche in der Aerometrie; Grimaldi entdeckte die Strahlenbrechung, Magini vervollkommnete den Brennspiegel, Torricelli erfand den Barometer und Riccioli gab reiche Himmelsbeobachtungen. Die Naturkunde ward in allen ihren Zweigen erweitert. Als Erforscher des Menschen und Zergliederer traten auf Fracastori, Fallopio, Piccolomini, Aggiunti und Malpighi. Ulyß Aldrovandi durchwanderte Europa zur Erforschung der vierfüßigen Thiere, Vögel und Insekten, und legte zu Bologna für die Botanik einen Garten an. Aehnliche Gärten wurden von der Universität Padua, von dem Herzog Cosmo zu Florenz und von verschiednen Privatpersonen angelegt. Als Botaniker zeichneten sich aus Mattiolo, Fabio Colonna, der oben genannte Malpighi. Die Academie der Lynceer arbeitete von 1625 bis 40 für die Naturgeschichte. Für die Chemie ward 1615 der erste Lehrstuhl zu Pisa errichtet. In der Physik und Medicin sind die ausgezeichnetsten Namen Fallopio und sein großer Schüler Fabrizio di Aquapendente, der Harvey auf die Lehre vom Blutumlauf führte, Borelli, Torricelli, Bellini, Malpighi und der Vater der Semiotik, Albini. Weniger Aufmerksamkeit verdienen die Rechtsgelehrten dieses Zeitraums, da wir nach der Periode der Scholastik keine großen Köpfe mehr unter ihnen finden. Mit großem Erfolg ward das Feld der Geschichte angebaut. Geschichtschreiber und Geschichtforscher beschäftigten sich vornehmlich mit der vaterländischen Geschichte. Carlo Sigonio gab eine allgemeine Geschichte in lateinischer, Girolamo Briani in italienischer Sprache, Guicciardini endlich in klassischer Schreibart, in der sein Fortsetzer Adriani ihm nachsteht. Für die Specialgeschichte lieferte Machiavelli in seiner Florentinischen Geschichte das erste historische Meisterwerk neuerer Zeit. Ebenfalls ausgezeichnet sind Davila, Bentivoglio, Bembo, sowohl wegen seiner Geschichte Venedigs, worin er den Andrea Na-

Alessandro), und Quirini anschlossen, und in neuern Zeiten der Cardinal Borgia, der gelehrte Venetianer Nani und der edle Fürst von Torremuzza, verdienen die größten Lobsprüche. Die Regierung Maria Theresia's und Leopolds war für die Lombardei und Florenz wohlthätig. Dennoch blieben alle Wissenschaften außer den mathematischen und physicalischen zurück. Die Politik hat nach Machiavelli keinen allgemeinen Bearbeiter von Wichtigkeit gehabt; nur einzelne vom Kirchenglauben weit entfernte Capitel wurden von Beccaria und Filangieri mit Geist behandelt. Die Philosophie blieb scholastisch. Italien stellte weder ein einziges neues System auf, noch verstattete es den Systemen des Auslandes Eingang. Die Theologie gewann keinen einzigen Denker. Ungenießbar, wenn gleich sehr gepriesen in seinem Vaterlande war das dogmatische System des Berti; Ughelli's ausführlichere und Lucentius kürzere Italia sacra zeigen von Sammlerfleiß; eben so Gallands Bibliothek der Kirchenväter und Mansi's Conciliensammlung. Nicht minder brauchbar sind Bianchini's Fragmente der alten lateinischen Uebersetzungen und de Rossi's Variantenlesen zum hebräischen Text des A. T., aber die Benutzung ist andern geblieben. Denn Critik und Exegese der Bibel sind noch immer so unvollkommen, daß sie nichts für das Ausland Wichtiges hervorgebracht haben. Das Ansehn der Vulgata ist noch immer unverändert und nach ihr auch des Florentiners Antonio Martini's wegen ihrer reinen Sprache berühmte Uebersetzung gearbeitet. Für das Studium der asiatischen Sprachen aber und ihrer Literaturen hatte der Missionseifer die ersprießlichsten Folgen. Der gelehrte J. S. Assemanni machte reiche Auszüge aus morgenländischen Handschriften bekannt. Die Propaganda bildete treffliche Orientalisten und lieferte mehrere asiatische Alphabete und Grammatiken. In der Bearbeitung und Herausgabe des classischen Alterthums blieben die Italiener gegen das Ausland zurück; um die römischen Classiker erwarben sich Volpi, Targa, Facciolati, und als Lexicograph Forcellini, um die griechischen Mazocchi und Morelli die meisten Verdienste. Desto mehr geschah für die Aufsuchung, Abbildung, Beschreibung und Erklärung der Alterthümer, besonders seit Winkelmann sie nicht bloß von historisch-antiquarischer Seite, sondern auch als Werke der Kunst betrachten gelehrt hatte. Dieses Studium führte zugleich auf die Untersuchung der uralten Sprachen Italiens, besonders der etruscischen. Für dieselbe brachen Gori, Maffei, Lami, Passeri die Bahn, die endlich Lanzi ebnete. Die schönen Redekünste, namentlich die schöne Prosa, von der hier nur die Rede ist, blieben im Sinken, bis sie durch den Einfluß der Franzosen seit Voltaire sich dem französischen Charakter anzunähern strebte. So schrieb Algarotti seine Gespräche über die Optik elegant, artig und klar, aber oberflächlich, Bettinelli über die Begeisterung in den schönen Künsten geistreich und lebhaft, Beccaria über Verbrechen und Strafen, Filangieri über die Gesetzgebung mit Ernst und einfacher Würde, Gasparo Gozzi seine Dialogen in reiner und gefälliger Sprache. Für die Geschichte und ihre Hülfswissenschaften ist in diesem Zeitraum bis auf uns nur wenig Ausgezeichnetes geschehen. Giannone that sich in der Specialgeschichte, Denina in der allgemeinen Geschichte hervor. Für Geschichtsforschung erwarb sich Muratori unvergängliche Verdienste; auch Maffei ist ehrenvoll zu erwähnen. Für Sphragistik und Genealogie arbeitete Manni. Noch weniger geschah für die Geographie. Der berühm-

este Geograph Italiens ist der Minorit Vincentio Coronelli, der zu Venedig eine cosmographische Akademie errichtete, und dessen Verlust (seit 1718) nicht ersetzt worden ist. Selbst unter den Reisebeschreibern sind wenige hervorragend, etwa Martini, der Cypern, Syrien und Palästina, Sestini, der Sicilien und die Türkei, Griselini, der Innerösterreich und Ungarn bereisete, und einige A. Von den Rechtsgelehrten hat, außer den schon oben genannten Beccaria und Filangieri keiner etwas Bedeutendes geleistet. Bei dieser Mangelhaftigkeit blieben die Werke, welche in den mathematischen, physicalischen und medicinischen Wissenschaften erschienen, bis auf die neuesten Zeiten der Triumph der italienischen Literatur. Große Meister in der Mechanik, Hydrostatik und Hydraulik waren Frisi und Girolamo Mazzuchelli, in der höhern Analysis und Geometrie Boscowich und Mascheroni. In der Meßkunst sind Lorgna, Fontana, Cagnoli, Ruffini, Cassella zu unsrer Zeit berühmte Namen. Manfredo Settala verfertigte berühmte Brennspiegel, Cassini erweiterte die Astronomie durch große Entdeckungen, Campani zeichnete sich in Verfertigung optischer Gläser aus, Torelli stellte die Elemente der Perspective mit geometrischer Strenge dar, Zanotti lieferte reiche Himmelsbeobachtungen und Piazzi machte sich als Entdecker der Ceres unsterblich. Die Physik, für deren Vervollkommnung mehrere Institute an verschiedenen Orten thätig waren, machte die glücklichsten Fortschritte. Marsiglio Landriani, Felice Fontana, Toaldo, Tiberio Cavallo, Giovanni u. A. bereicherten sie durch wichtige Entdeckungen. Die Botanik ward erweitert durch Malpighi, Giovanni Sebastiano Franchi, Micheli, Giuseppe Ginanni, Vitaliano Donati u. A. Geschickt wußten die Italiener das Microscop zu gebrauchen. Mit Hülfe desselben machten Redi (der classische Werke über die Naturgeschichte hinterließ), Valisneri, Felice Fontana, Lazaro Spallanzani, eine Menge von Beobachtungen. Allen Kennern der Naturgeschichte und Chemie ist Volta ein verehrter Name. Um die Naturgeschichte des Menschen und die Anatomie machten sich verdient Gagliardi, Malpighi, Paolo Manfredi, und nach diesen Valsalva, Santorini, Fanzoni und Morgagni. Daneben ward die practische Medicin nicht vernachläßigt. Francesco Torti lehrte den Gebrauch der Chinarinde, Rammazini trat in der Pathologie und Therapeutik in Sydenhams Fußtapfen, und durch Borelli, Baglivi (der jedoch in der Praxis dem Hippokrates folgte), Guglielmini, Bellini und Michelotti ward Italien das Vaterland der iatromathematischen Schule in der Arzneikunde. Für die Literärgeschichte haben Crescimbeni, Quadrio, Fontanini, A. Zeno, Mazzuchelli, Fabroni, Tiraboschi, Corniani und einige Andre (z. B. Arteaga für die Geschichte der Oper) sehr verdienstliche Arbeiten geliefert. Ohne bei den literarischen Blättern, Journalen und Bibliotheken zu verweilen, in denen die Italiener seit 1668 den Franzosen nachahmten, und deren Menge seit jenem Zeitpunkt eben so groß, als ihre Tendenz, und ihr Werth verschieden gewesen und noch ist, schließen wir hier unsere Uebersicht mit dem Wunsche und der Hoffnung, daß die Begebenheiten der letzten Jahrzehende heilsame Folgen für Italiens Cultur und Literatur äußern mögen. M.

† Ithaca, 4 1/4 Quadratmeile mit 7500 Einwohnern, hieß in neuerer Zeit Theaqui oder Val di Compare, hat aber durch die

Britten den alten Namen zurück erhalten, und gehört jetzt zu den Jonischen Staatensystem.

Itys, des Thereus und der Procne Sohn. S. Philomele.

Jod.

J, (Jod) der zehnte Buchstabe des deutschen Abc. Er ist der weichste Gaumenlaut, und in der Aussprache sorgfältig vom G zu unterscheiden.

Jackson (Francis James), ein durch viele diplomatische Sendungen berühmt gewordener englischer Staatsmann, ältester Sohn des königl. Caplans D. Thom. Jackson, und geboren zu Gosfield in Essex, den 25. Jan. 1771. Er vollendete seine Studien auf der deutschen Universität Erlangen, wo er 1803 Doctor der Rechte wurde. Schon 1786 erhielt er eine Anstellung bei der Kammer der auswärtigen Angelegenheiten, und späterhin bei der brittischen Gesandtschaft im Haag. Im Jahr 1790 folgte er als englischer Legationssecretär zu Berlin dem Könige von Preußen nach Reichenbach in Schlesien, wo er, da der brittische Gesandte krank war, an den Congreßverhandlungen Theil nahm. Hierauf sollte er den berliner Hof bewegen, mit England und Holland gemeinschaftlich Rußland zu nöthigen, von seinen Vergrößerungsentwürfen gegen Schweden, Polen und die Pforte abzustehen, damit das Gleichgewicht im Norden nicht erschüttert würde. Allein diese Absicht ward nur sehr unvollkommen erreicht. Im J. 1792 ging Jackson als bevollmächtigter Minister an den Hof zu Madrid, kehrte aber nach Abschluß des Friedens zwischen Spanien und der französischen Republik im J. 1795 nach England zurück. Nach Abschluß der Friedenspräliminarien zwischen England und Frankreich im J. 1801 ward er als Gesandter nach Paris geschickt, während die Friedensunterhandlungen in Amiens fortdauerten. Nach Unterzeichnung des Friedens ging er als außerordentlicher Gesandter nach Berlin. Hier bemühte er sich vergebens, das preußische Cabinet zu einer Verbindung gegen Frankreich zu bewegen; doch bewirkte er durch eine nachdrucksvolle Note, daß das preußische Cabinet die Freilassung des von französischen Truppen auf dem hamburger Gebiete geraubten englischen Residenten, Sir George Rumbold, in Paris durchsetzte. Im J. 1805 unterhandelte Jackson mit den preußischen und russischen Ministern über den Abschluß eines Kriegsbundes gegen Frankreich; auch hatte er deshalb viele Unterredungen mit dem Kaiser Alexander. Als aber Preußen 1806 Hannover in Besitz nahm, verließ Jackson Berlin, ohne Abschied zu nehmen, und England erklärte an Preußen den Krieg. Nach dem Frieden zu Tilsit sandte ihn die brittische Regierung nach Kopenhagen, um ein Schutzbündniß mit Dänemark abzuschließen, oder die dänische Flotte als Unterpfand der Neutralität Dänemarks zu verlangen, weil man fürchtete, Napoleon möchte sie zum Behuf einer Landung auf England in Anspruch nehmen. Da der dänische Hof beides abschlug, verließ Jackson Kopenhagen. Im J. 1808 sollte Jackson mit der Regierung der vereinigten Staaten über die wegen der Rechte der Neutralen zwischen England und Nordamerika entstandenen Streitigkeiten unterhandeln; allein sein Benehmen in Washington erregte große Unzufriedenheit. Man betrachtete ihn nur als einen Brandstifter. Nach einem heftigen Wort- und

Schriftwechsel mit dem amerikanischen Staatssecretär brach die Unterhandlung ab, und er kehrte nach England zurück, wo die Minister sein Benehmen billigten.

Jacobinerorden, s. Dominicaner.

* Jagd, Jägerei oder Waidewerk, ist die Wissenschaft oder Kunst, nützliches Wild in gehöriger Menge und angemessenem Zustande zu erhalten, schädliches aber zu vermindern, oder, den Umständen gemäß, ganz auszurotten, und beides auf die zweckmäßigste Art zu benutzen. Die Jagd zerfällt demnach in zwei Hauptabtheilungen, deren erste sich mit der Naturgeschichte des Wildes, der Wildzucht und dem Wildschutz beschäftigt, deren zweite aber die Lehren von der Habhaftwerdung des Wildes durch Tödtung oder Fang und der Wildbenutzung enthält. Letztere ist es auch, die man besonders unter dem Worte Jagd oder Waidewerk zu verstehen pflegt, obwohl sie ohne den ersten Theil nur kurze Zeit bestehen, und dann in sich selbst zerfallen muß. — Natürlich ist es, daß der zweite Theil der Jagdwissenschaft oder die eigentliche Jagd überall der frühere war. — Ueberall denkt der Mensch bald daran, Thiere, die ihm lästig oder gefährlich werden, von sich entfernt zu halten, oder zu tödten, und bald findet er ihre Bedeckungen als Kleider, ihr Fleisch als Nahrung zu vortheilhaft, um nicht auch minder schädliche Thiere zu verfolgen, und wo möglich zu erlegen: das thätige frische Leben bei diesem Geschäfte, die mancherlei Abentheuer und die Freude über glücklichen Ausgang der Jagd machen ihn eben so begierig auf ihre Wiederholung, als diese, bei der genauen Kenntniß von den Sitten und Eigenthümlichkeiten des Wildes, mit immer geringern Schwierigkeiten verbunden wird; und so ist der Jäger schon von Anfang an gezwungen, sich mit der Naturgeschichte der jagdbaren Creaturen um so mehr bekannt zu machen, als er von seiner Beschäftigung größern Vortheil ziehen will. Allein die Bemerkung, daß das Wild sich bei uneingeschränkter und regelloser Verfolgung, in nur etwas bebaueten Ländern, bedeutend verringere, mußte bald auf die Nothwendigkeit einer gewissen Schonung und Hegung desselben aufmerksam machen, und sogar der Wilde wird sich scheuen, wenn er nur einige geläuterte Begriffe hat, ein tragendes Thier zu erlegen. — Das Vergnügen, das aber auch bald die Herrschenden im Volke an der Jagd fanden, mochte nach und nach Gesetze über den Wildschutz bewirken, und, als späterhin Jagdreviere an besondre Besitzer kamen, wurden diese zur Schützung und Hegung des Wildes durch ihren eigenen Vortheil um so mehr bewogen. — Als die Jäger aber, so wie andre Künstler, besondre Kasten zu machen anfingen, entstand auch unter ihnen, wie unter jenen, eine besondre Kunstsprache, die nicht bloß ihres alten Herkommens wegen, sondern auch deshalb beibehalten ward und zu werden verdient, weil sie in kurzen und zum Theil sehr bezeichnenden Ausdrücken Dinge ausspricht, die sonst weitläufiger Beschreibungen bedürfen, und auch durch diese kaum deutlich werden möchten. — Die Naturgeschichte des Wildes, wie der Jäger sie kennen muß, besteht nicht nur in der Wissenschaft von dem Bau der innern und äußern Theile und der Classification und Benennung desselben, seinem Aufenthalt, seiner Nahrung und Fortpflanzung, sondern besonders auch in der Kenntniß der Eigenthümlichkeiten in seinem Leben und Benehmen, seinen Geschlechts- und Altersverschiedenheiten, und seinen Spuren oder Fährten. Wie wichtig besonders dieser letztre Theil der Jagd-Naturgeschichte sey, wird daraus erhellen, daß von

einem wahren Jäger die Schätzung (das Ansprechen) eines jeden St[illegible] kern Wildes aus der bloßen Spur verlangt wird, daher auch ein sol cher ein hirsch- und fährtengerechter Jäger heißt. — Die Lehre v[illegible] der Wildzucht beruhet auf der Kenntniß von den Verhältnissen, d[illegible] jeder Wildart zuträglich oder nachtheilig sind, von dem einer jed[illegible] Wildgattung zuträglichsten Boden und Orte, von dem gehörigen Ve[illegible] hältniß in der Menge einer jeden Wildgattung zur andern, und d[illegible] männlichen und weiblichen Wildes derselben Gattung gegen einand[illegible] und den Regeln, wie man neue Wildstände im Freien oder in Thi[illegible] gärten anlegen, oder gesunkenen wieder aufhelfen könne. Der Jä[illegible] der auf Kenntnisse in der Wildzucht Anspruch machen will, wird a[illegible] wissen, daß das Rothwild nur große, ruhige, zusammenhängende La[illegible] holzwaldungen mit naheliegenden Wiesen, Aeckern und klarem Wa[illegible] liebt; daß das Damm- und Rehwild weniger große und ruhige, ab[illegible] trockene, und daß Sauen Brüche und mit Eichen und Buchen b[illegible] sonders angefüllte Waldungen vorziehen. Er wird letztre gar ni[illegible] oder nur in geringer Menge und nur in großen Revieren dulde[illegible] wenn Edel- Damm- und Rehwild sich gehörig vermehren soll, u[illegible] endlich nicht mehr männliches Wild dulden als füglich beschlage[illegible] nicht mehr weibliches, als beschlagen werden kann. Er wird wiss[illegible] wann es Zeit ist, dem Wilde gegen den Winter durch künstliche Fü[illegible] terungen zu Hülfe zu kommen, damit es nicht verkümmere, Salzlec[illegible] oder Sulzen zu errichten, und einen Thiergarten mit den wenigst[illegible] Kosten und auf die den Umständen angemessenste Art anzulegen ve[illegible] stehen. Ob es gut sei, bei bevorstehendem Winter manche Arten v[illegible] Wild einzufangen und in Ställen oder Zimmern bis zum Frühjah[illegible] zu erhalten, wird er, den Verhältnissen nach, erwägen; — kurz, al[illegible] was der Vermehrung und Gedeihung jagdbarer Thiere zuträglich [illegible] wird er wissen und ins Werk zu setzen suchen. — In sofern der Jä[illegible] aber alles, was dem Wilde nachtheilig werden könnte, abzuhal[illegible] sucht, übt er den Wildschutz; dieser besteht also einerseits in der m[illegible] lichsten Vertilgung alles Raubzeuges, der Wölfe, Füchse, wilden [illegible] verwilderten Katzen, der Marder, Iltisse, Wiesel und der Raubvö[illegible] andrerseits in strenger Aufrechthaltung der Gesetze gegen Wilddieb[illegible] zu vieles und unzeitiges Jagen, Verletzungen der Schonzeit und [illegible] befugte Beunruhigungen der Wälder. — Die Wildjagd, oder [illegible] Kunst, auf die zweckmäßigste Art jagdbare Thiere in seine Ge[illegible] zu bekommen, und die dazu nöthigen Instrumente und Hülfsm[illegible] in sofern dieß möglich ist, selbst zu verfertigen und in brauchba[illegible] Stande zu erhalten, geht also durchaus aus den ersten Theilen [illegible] Jagdwissenschaft hervor, und kann nur bei Anwendung jener dar[illegible] den Nutzen und Vergnügen gewähren; so wie denn auch jene Th[illegible] wieder nur durch gehörige Uebung der Jagd selbst in richtiger [illegible] wendung erhalten werden können. — Die Jagd theilt man aber, [illegible] Hinsicht ihres Gegenstandes, oder der zu jagenden Thiere, in H[illegible] und Nieder-, oder in einigen Gegenden, in Hohe-, Mittel- [illegible] Niederjagd; zur hohen Jagd gehören im nördlichen Deutschland [illegible] Roth-, Damm-, Reh- und Schwarzwild, der Bär, Wolf und Lu[illegible] das Auer- und Birkwildpret, der Fasan, der Trappe, Kranich, [illegible] cken und Schwan. Alles übrige rechnet man zur niedern Jagd: [illegible] aber eine Mitteljagd existirt, da rechnet man zu dieser das Reh- [illegible] Schwarzwild, das Birk- und Haselwildpret, und den großen Br[illegible] vogel. — Das Raubzeug indessen, mag es zur hohen oder nie[illegible] Jagd gehören, soll billig von jedem Jagdberechtigten geschossen we[illegible]

önnen, auch keine Ansprüche auf irgend eine Schon- oder Heegezeit
nachen dürfen; denn der Schade, den seine Vermehrung erzeugt,
viegt bei weitem den Vortheil des zur Winterszeit bessern Balges
uf; auch ist diese Einrichtung, unseres Wissens, schon in mehrern
Ländern eingeführt. — Die Jagd auf hohes sowohl als niedres Wild
vird nun, den Umständen nach, auf sehr verschiedene Art betrieben;
ie älteste Weise und die gewiß jeder rechte Jäger allen andern vor-
ieht, besteht darin, daß man im Walde oder Felde umherschleicht,
em Wilde, wenn man dergleichen erblickt, unbemerkt näher zu kom-
nen sucht, und es dann durch einen Schuß mit Feuergewehr erlegt;
ies Verfahren ist es, was man bei Hochwilde Pürschgang oder Wai-
ewerken, bei Niederwild aber Suche zu nennen pflegt; obwohl man
ei der Suche nicht immer gerade das Wild zu beschleichen sucht,
ondern diesem, da es weder so scheu ist als das Hochwild, noch so
veit gesehen werden kann, gewöhnlich, wenn es entfliehen will, ohne-
in nahe genug ist, um es schießen zu können. Den Pürschgang macht
ewöhnlich ein Jäger allein oder zwei in Gesellschaft, damit der Eine,
vährend der Andre sich anschleicht, sich auf dem Wechsel (oder dem
Orte, durch welchen das Wild zu ziehen pflegt) vorwerfen, und auch
u Schusse kommen könne; da es indessen auch dem besten Schützen
egegnen kann, einen Schuß zu thun, der das Wild weder sogleich
och nach kurzer Zeit niederstreckt, so pflegt man beim Pürschgange
inen Hund mit sich zu führen, der darauf abgerichtet ist, der bluti-
en Fährte des angeschossenen (kranken) Wildes zu folgen (der auf den
Schweiß gearbeitet ist). Man führt diesen an einer Leine (Schweiß-
iemen) mit sich, bringt ihn auf den frischen Schweiß und folgt so
er Fährte, bis man das Wild wieder erblickt, welches nun entweder
odt (verendet) ist, oder durch einen neuen Schuß zu Boden gestreckt
vird. Der beste Schuß für alle Arten von Hochwild ist der mit der
Kugelbüchse auf das Blatt (Schulterblatt) von der Seite, worauf es
ach einigen Sätzen gewöhnlich todt niederfällt. Kann man es aber
nur nicht die Sauen, da man von diesen den Kopf zum Gericht
iebt) auf den Kopf, oder im Halse durch die Wirbel schießen, so
türzt es auf der Stelle (im Feuer). — Bei der Suche, die besonders
Hasen, Feldhühner, Schnepfen oder Becassinen, doch auch vieles andre
Haar- und Federwildpret zum Gegenstande hat, bedarf man ebenfalls
ines Hundes, der durch seinen Geruch (Nase) das Wild ausfindig
u machen weiß, es aufsucht, und, indem er in einer bestimmten Stel-
ung davor stehen bleibt (markirt), den Jäger darauf aufmerksam
macht: dieser nähert sich dann so viel als nöthig, läßt den Hund ein-
pringen, und erlegt dann das aufgestobene Wild, welches nun vom
Hunde apportirt wird. — Eine zweite Art der Jagd ist der *Anstand*,
Ansitz oder die *Cur*: diese bestehet darin, daß man sich kurz vor
Sonnenauf- oder Niedergang auf einem Platze verbirgt, durch wel-
hen das Wild von oder zu Holze zu ziehen pflegt, um von hier aus
inen Schuß anzubringen: für jede Art von Haar- und Federwild
st diese Art der Jagd anwendbar, so bald nur die bestimmten Wech-
el auf dem Lande oder die Stellen eines Wassers, wo etwa Wasser-
eflügel aufzufallen pflegt, ausgemacht sind. Auch pflegt man manche
Arten von Wild durch Nachahmung ihres Locktones (z. B. den Reh-
ock durch das sogenannte Blatten) und Wölfe und Füchse durch den
Ton eines geängsteten Hasen anzulocken und zu schießen. — Fast eben
o allgemein anwendbar ist das *Treibjagen*, wo eine bestimmte
Zahl von Schützen sich in einer Linie, einem Winkel oder einem hal-

ben Monde verborgen anlegt, während eine verhältnißmäßige Zahl von Treibern in einem halben Monde ihnen entgegenrückt und so das zwischen der Treiblinie (Wehr) und den Schützen befindliche Wild auf letztere zutreibt. — Auch bei diesen letzten Arten von Jagden werden, wenn der Gegenstand derselben in Hochwild bestand, Schweißhunde, ging die Jagd aber auf Niederwild, Hühnerhunde erfodert, um das etwa krank geschossene Wild verfolgen und stellen, oder apportiren zu können. — In Gegenden, wo das Wild nicht sehr zahlreich ist, pflegt man dasselbe durch Jagdhunde, (Braken, Wildbodenhunde) aufsuchen und sich zutreiben zu lassen, um es zu erlegen. — Ferner gibt es mancherlei Jagen, bei welchen der Bezirk, in welchem Wild (gewöhnlich Hochwild) stehet, mit Netzen, Lappen oder Tüchern, zum Theil oder ganz umstellt, und dann in diesem eingestellten Bezirke erlegt wird, und die Contra-, Kessel-, Bestätigte, Fanghauptjagen u. s. w. genannt werden, je nachdem die Netze und dergleichen auf die eine oder andere Art angewandt werden; alle diese Jagden zwecken gewöhnlich darauf ab, in kurzer Zeit und mit Bequemlichkeit viel Wild zu erlegen, und werden mithin meistens nur zum Vergnügen von großen Herren gegeben. Doch pflegt man auch wohl bei Treibjagden auf Hasen Prellnetze hinter die Schützenlinie zu stellen, um die Jagd einträglicher zu machen; auch wird bisweilen das mit Tüchern umstellte Wild nicht erlegt, sondern eingefangen, um entweder in Thiergärten ausgesetzt, oder zum Vergnügen gezähmt zu werden. — Außer diesen Arten von Jagden, bei deren vielfachen Modificationen der Mensch doch immer die Hauptrolle spielt, gibt es nun auch viele, bei denen Hunde mehr thun müssen als Menschen. Den obersten Platz verdient unter diesen die Parforcejagd, bei welcher ein Hirsch (fast immer ein starker Rothhirsch) von einer großen Anzahl (Meute) besondrer Hunde, die man Parforcehunde nennt, so lange verfolgt wird, bis er aus Müdigkeit oder Zorn sich stellt, worauf dann durch eine Kugel auf den Kopf, oder einen Stich (Fang) hinter dem Blatte ins Herz seinem Leben ein Ende gemacht wird. Da es bei dieser Jagd nicht auf Wildbenutzung abgesehen, die Meute sehr kostbar zu unterhalten ist, und überdieß viele Jäger zu Pferde, und ein eigends dafür mit gebahnten Wegen versehenes Revier dazu erfoderlich ist, so kann sie nur ein Vergnügen für große Herren seyn. Mehr der großen Kosten und der Unruhe wegen, die die Parforcejagd in Revieren verursacht, ist sie jetzt seltner geworden, als weil man sie für zu grausam hielt: denn so oft ihr dieser Vorwurf auch gemacht worden ist, so ist doch so viel gewiß, daß ein Jäger beim fröhlichen Läuten der Meute, den Hornfanfaren, dem Peitschenknallen und dem ganzen Gejauchze der Jagd alles andre vergißt und sich nach Wiederholung des Vergnügens sehnt. — Auch andre Arten von Wild, als Haasen, Füchse, Dächse und Sauen pflegt man, in so fern die Hunde darauf gearbeitet sind, einem bestimmten Individuum dieser Creaturen anhaltend zu folgen, parforce zu jagen. Gewöhnlicher aber ist bei diesen Wildgattungen das Hetzen, wo man sich bei Haasen und Füchsen der Windhunde, bei Sauen der schweren Hatzhunde, und bei Dächsen der Dachssucher bedient. — Füchse und Dächse werden außerdem in ihren Bauen durch krummläuftige Hunde (Dächsel) aufgesucht und festgemacht, worauf man dann an dem Orte, wo man den Hund am deutlichsten bellen hört, den Bau aufgräbt und seinen Einwohner mit einem Haken oder einer Zange hervorzieht und todtschlägt. — Außer den Hunden bedient man

ch noch des **Frettchens**, indessen blos zu der Kaninchenjagd; man erlegt die Eingänge eines Kaninchenbaues mit Netzen, und läßt ein der mehrere Frettchen hinein, worauf dann die Kaninchen herausahren, und sich in den Netzen fangen. Die **Falken**, die man in rühern Zeiten zur Jagd auf Haasen, Reiher und anderes Wild abichtete (abtrug), sind jetzt fast ganz außer Gebrauch gekommen. Wol aber gehört zu den bei der Jagd zu gebrauchenden Thieren das Pferd, richt blos, in so fern man bei der Parforcejagd, dem Hetzen u. s. w. eritten seyn muß, sondern auch besonders, weil dies treue und kluge Thier, vor dem sich das Wild nicht scheuet, sich so abrichten läßt, daß es, in einer weidenden Stellung dahin schreitend, dem nebenher gehenden Jäger als Schirm dient, um nahe an das Wildoret zu kommen. — Dieß sind die, wenigstens in unsern Gegenden gebräuchlichen Arten, die Jagd auszuüben; außer ihnen gibt es aber auch viele Arten, das Wild durch **Fallen**, **Netze** und andre Vorichtungen todt oder lebendig in seine Gewalt zu bekommen. Dem Hochwild pflegt man jedoch, außer den oben erwähnten Fang-Jagen, nicht auf diese Art nachzustellen, selten auch den Haasen und Feldhühnern: am öftersten aber dem Raubzeuge, Wölfen, Füchsen, Mardern und den Wildgattungen, die man, wie Otter und Biber, selten zu Schuß bekommt, weil sie sich zu gut zu verbergen wissen, und den geringern Feldwildgattungen, deren Einzelne man keines Schusses werth hält, wie Drosseln und Lerchen. — Außer den Wolfs- und Bärengruben, die in unsern Gegenden wol kaum noch gebraucht werden, und den Selbstschüssen, die, ihrer Gefährlichkeit für Menschen und Hausvieh wegen, ziemlich abgekommen sind, mögen wol die sogenannten Prügel- und Mordfallen die ältesten seyn, bei denen das Wild, wenn es am Köder nascht, durch einen herabfallenden Balken erschlagen wird. Am gebräuchlichsten auf Wölfe, Füchse, Biber, Ottern, wilde Katzen, Marder und Iltisse sind aber die sogenannten Schwanenhälse oder Berliner-Eisen, und die Tellereisen, die entweder mit Köder versehen, das Wild anlocken, oder auf dessen Wechsel gestellt werden, so daß es hineintreten muß. Auf Wölfe und Füchse pflegt man auch die Angeleisen zu legen, welche wenn das Wild den daran gesteckten Bissen ergreift, durch mittelst einer Feder auseinander schnellende Widerhaken demselben im Rachen sitzen bleiben; und zum Fange der Raubvögel hat man eigene Fang-Apparate, **Habichtsstoß** und **Nönne** genannt, bei denen der auf eine Taube oder dergleichen herabstoßende Räuber selbst ein Netz über sich herzieht. — Die **Netze** sind entweder so beschaffen, daß das Wild (meist Federwild) in dieselben hineinstößt und sich darin verwickelt und hängen bleibt, oder so, daß das im Bereich der Netze einfallende oder sich befindende Wild von denselben überdeckt wird. Zu den ersten gehören außer den oben berührten Fanggarnen für Hochwild noch die **Klebgarne**, welche vertical an Stangen aufgehängt werden, und unter denen die Taggarne für Lerchen und der sogenannte Schnepfenstoß am bekanntesten sind. Jene, die Lerchengarne, bestehen aus fünf und mehrern Reihen oder Wänden 6 bis 7 Fuß hoher Garne, welche zur Zeit des Sonnenunterganges gegen Morgen gestellt, und worauf die Lerchen zugetrieben werden; der Schnepfenstoß aber ist ein luftgraues Netz, welches auf freien Waldplätzen, wo Schnepfen zu streichen pflegen, zur gehörigen Zeit in solcher Höhe aufgezogen wird, daß die durchstreichenden Schnepfen hineinstoßen, und sich verwickeln müssen. Ferner gehören hieher noch der Entenfang, die Treibzeuge auf Fasanen, Feld-

Hühner und Wachteln, und die Steckgarne auf Haasen und Hühner, die entweder busenreich, oder so gestellt werden, daß sie sich allmählig verengern. Zur zweiten Abtheilung von Netzen aber gehören: der Tyraß, ein ziemlich großes Netz, welches von zweien Personen so geführt wird, daß ein durch den Hühnerhund markirtes Feldhuhn, und Wachtel oder Becassine damit überzogen, und beim Herausstieben gefangen wird; und die Heerde- oder Schlaggarne, welche so gelegt werden, daß man sie mittelst einer Leine zuziehen, und die, durch Lockton, Köder oder Ruhr- und Lockvögel herbeigezogenen Wasserschnepfen, Becassinen oder kleinern Singvögel damit überdecken kann. — Eine andere Art, sich des Wildes durch Fang-Apparate zu bemächtigen, sind die Schlingen. Mit einfachen Schlingen oder Fangschlingen von geglühetem Drath fängt man Haasen oder Wild, mit eben solchen einfachen Schlingen oder Laufdohnen von Pferdehaaren Schnepfen, Enten und auch wol andres Wild, indem man diese auf die Wechsel stellt, so daß das Wild hineintreten oder mit dem Kopfe hineinfahren muß. Hängedohnen und Sprenkel, deren man sich zum Fange der Drosselarten und mancher Singvögel bedient, sind so eingerichtet, daß die durch Beeren angelockten Vögel, entweder indem sie mit dem Kopfe durch eine Schlinge fahren, oder indem sie auf ein Stellholz treten, welches abspringt, am Halse oder den Füßen gefangen werden. — Außerdem fängt man kleinere Vögel auch wol durch Leimruthen, und mag, wenn man will, auch das Vergiften des Raubzeuges, durch mit Krähenaugen oder Arsenik eingeriebenes Luder zur Jagd rechnen, obwol letzteres Verfahren als unwaidmännisch nur dem Nichtjäger und nur gegen Wölfe erlaubt seyn sollte. — Die Wildbenutzung oder der Theil der Jägerei, welcher sich damit beschäftigt aus der Jagd den möglichsten Nutzen zu ziehen, erfodert: die Kenntniß der gehörigen Jagdzeiten für jede Art von Wild; die Beurtheilung, wie viel dem Wilde ohne Nachtheil für künftige Zeiten Abbruch gethan werden dürfe; die Kunst das Wild auf die seinem Werthe am wenigsten nachtheilige Art zu erlegen, eben so aufzubrechen, abzuwirken und zu zerlegen, seinen Transport zweckmäßig einzurichten, die Bälge gehörig zu conserviren, und endlich die Berechnungen des Geldertrages regelmäßig zu führen. Auch dieser Zweig der Jagdwissenschaft ist mithin mit den andern unmittelbar und so verbunden, daß alle in einander eingreifen und keiner ohne den andern bestehen kann, und mit Recht mag daher das edle Waidwerk für eine rechte und würdige Kunst oder Wissenschaft anzusehen seyn.

Jahn, vom Moniteur le nommé Jahn genannt, eine Kraftennatur alter Zeit — etwas dämonisch, woher dann Herr von Ei... auch einmal die Meinung äußerte, daß er noch einmal toll werde — ein offenes Auge für alles Volksthümliche — in Bildern redend, wie die Männer der alten Zeit — von der Zeit getrieben und die Zeit treibend; — Organ von dem was sich in der Zeit bewegt. So wie die Dinge stark werden, wenn sie ihr Organ gefunden — so wie die Reformation stark wurde, als sie in jenem kühnen Mönche ihr Organ gefunden, der die Bulle des Papstes auf offenem Markte verbrannte, so werden umgekehrt die Organe wieder stark, weil sie die Ausgeburt der Dinge sind, und ein einzelner Mönch konnte es mit dem Priesterreiche auf den sieben Hügeln aufnehmen, das fast ein Jahrtausend in stolzer Ruhe geherrscht, weil in diesem Mönche der Geist seiner Zeit bewegte, und ihn stark machte, weil er die Ausgeburt desselben war. Diese volksthümliche Naturen haben einen

...en Sinn für alles was sich im Volke bewegt — für alles was volksthümlich ist — oder wie Buchholz es nennt, gesellschaftlich. Zuerst offenbart sich dieses in der Sprache, welche ein Werk der Gesellschaft ist, und die durch Propheten, Weltweise und Dichter gebildet, und bereichert worden. Wie sich in Luther der Reichthum der Muttersprache bewegte, so bewegt sich dieser Reichthum in Jahn, und so wie jener, so vermag dieser neue Worte und Wortstellungen einzuführen, die dem Volke genehm sind. Denn die Weltweisen, Propheten und Dichter vertreten in dieser Eigenschaft das Volk; — woher es dann den Philistern immer unmöglich gewesen ist, irgend ein neues Wort oder eine neue Wortstellung einzuführen, gerade weil die Philister Niemanden vertreten als sich selber. Und doch sind sie immer geneigt, sich mit Sprachverbesserungen abzugeben, obgleich solches durchaus ihres Amtes nicht ist. Jahns Sprache ist noch nicht entwickelt, sie ist noch unvollendet; — aber es liegen große Züge in ihr, wie man in seinem Deutschen Volksthum sieht, und in der Vorrede zu seinem Turnbuche. An diese Prophetennaturen schließt sich gern die Jugend an, vermöge eines einnehmenden dunkeln Triebes. Diese Jugend, so sich um ihn sammelte, führte Jahn des Sonnabends vor das Thor ins Freie und hier wurden körperliche Uebungen mit Laufen, Springen, Klettern, so wie die Jugend solches gern mag, angestellt. Dieses war der Anfang der Turnkunst, die aus einem kleinen Keime sich immer mehr entwickelt hat, und jetzt als eine besondere Einrichtung im Volke besteht. Tausend Turner besuchen jeden Mittwoch und jeden Sonnabend die Hasenhaide bei Berlin, auf der ihr Turnplatz gelegen. Alles was kräftig, was rüstig ist turnt, und bloß die kleinen Pennale bleiben zu Haus, die früh einige Anlage zum Philisterthum in sich verspüren. Viel Geschrei erhoben die Herren von der timiden Partei, über die Schädlichkeit der Turnkunst. Der Minister des Innern ließ die Sache durch eine Commission untersuchen, die gerade das Gegentheil fand, welcher Bericht auf Befehl des Ministers öffentlich bekannt gemacht wurde, zu nicht kleinem Verdrusse der Timiden. Jahns Art und Weise offenbart sich am klarsten in seinem **Handeln**. Als zur Franzosenzeit die Viktorie auf dem Brandenburger Thore fehlte, fragte er einen Knaben, wo die geblieben, und was er sich dabei denke? Dieser antwortete: Je nun! die Franzosen hätten sie mit nach Paris genommen und er dächte sich nichts dabei. So wie er dieses gesagt, gab ihm Jahn eine Ohrfeige und sagte ihm: Nun denkst du auf ein andermal dabei, daß du helfen mußt, daß sie von Paris zurückkomme, und wieder aufs Brandenburger Thor. Den andern Tag hieß es in Berlin, daß Jahn toll geworden; er habe einem Knaben eine Ohrfeige gegeben, weil er sich nichts dabei gedacht, daß die Viktorie nicht mehr auf dem Brandenburger Thor sey, da doch jeden Sonntag Tausende durchs Thor nach den Zelten gingen, um Bier zu trinken und um politische Gespräche zu führen, die sich nichts dabei dächten. Indeß gab diese Geschichte doch Veranlassung, daß manche sich was dachten, wenn sie durchs Brandenburger Thor gingen. Als 1813 der König öffentlich zur Sache seines Hauses und seines Volkes übertrat, und nach Breslau ging, und von hier aus die große Bewegung des Volks und die Bewaffnung der ganzen Nation anfing, war Jahn mit in dieser Bewegung, und sein Wirthshaus in Breslau wurde das große Werbehaus für die Freiwilligen. Um diese Zeit war es, wo der Moniteur einen großen Zorn gegen ihn faßte, obwol er ihm schon früher

nicht gewogen war. Jahn führte ein Bataillon, welches indeß kei[ne] Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen. Vielleicht hatte Jahn sei[ne] Stellung nicht recht begriffen, und etwas unternommen, was ei[n] anderer vielleicht besser hätte machen können, der an Talent tief un[-] ter ihm stand. — Die Disciplin soll nicht immer die strengste gewe[-] sen seyn — und als ihm hierüber einmal Vorstellungen gemacht wur[-] den, in einem Augenblick, wo ein großes Blutbad unter den Gän[sen] und den Hammeln eines Dorfes angerichtet wurde, antwortete e[r:] Was thut das? Wenn nur die deutsche Sache trium[-] phiret — wenn auch ein halbes Dutzend Hammel un[d] Gänse drauf gehen. Als der Feldzug geendet, und ungefähr 6000 eiserne Kreuze ausgetheilt wurden, hat Jahn weder das der ers[ten] noch das der zweiten Classe erhalten, ungeachtet der großen Verdienst[e,] die er sich um die deutsche Sache erworben. Indeß da Görres, Arn[dt] und Koppe es ebenfalls nicht erhalten haben, so ist es eine Art von Auszeichnung, welche sich diese, deren Namen sich wechselsweise ehren, wol können gefallen lassen. Die Ordenscommission hat andre vorge[-] schlagen. Im J. 1815 war Jahn in Paris, und hielt deutsche Re[den] im Café de l'Europe im Palais Royal. Er saß da mit seinem großen Barte und seiner kahlen Glatze, die eine Fortsetzung der Stirn[-] haut bis an das Hinterhaupt ist, und redete mit großem Eifer zu seinen Landsleuten, so sich allda versammelten. Die Franzosen, die auch etwas von dem nommé Jahn gehört, blieben an den Fenstern stehen und sagten: le voilà, celui-ci, wobei sie einige Redensarten fahren ließen, aus denen hervorging, daß sie ihn für einen Nach[-] kömmling des Alten vom Berge hielten und daß er so eine Art von einem deutschen Assassinenfürsten sey, der seine Ergebenen auf allen deutschen Turnplätzen habe. Er hatte die Genugthuung, daß er noch auf dem Triumphbogen Napoleons stand, und der Abnahme der ve[-] netianischen Pferde beiwohnte, wozu jene Ohrfeige am Brandenburger Thor, wie so vieles andre, das ihre mit beigetragen und mit dazu geholfen. Im Jahr 1817 hielt er seine berühmten Vorlesungen über das deutsche Volksthum in Berlin, wo der Saal immer ganz ge[-] drängt voll war. Er wollte in demselben Jahre eine Reise durch ver[-] schiedene Städte Deutschlands machen, und in diesen dieselben Vor[-] lesungen halten, allein seine Untersuchungen über das Turnwesen machten seine Gegenwart in Berlin nöthig. Er ist von der deutschen Gesellschaft in Berlin der Mittelpunkt, und er und Zeune halten das Ganze, welches oft an einer Mattigkeit zu erliegen droht. Jahn ist jetzt vierzig Jahr alt. Er ist verheirathet und hat mehrere Kinder. Auch lebt seine Mutter noch. Von der Regierung genießt er ein Jahrgehalt von tausend Thalern als Lehrer der Turnkunst. Von sei[-] nem Buche, das deutsche Volksthum, ist jetzt eine neue Auf[-] lage erschienen. Bg.

Jamblichus, ein berühmter eklektischer Philosoph aus Chalcis in Cölesyrien unter der Regierung Constantins d. G. Er machte sich als Schwärmer, Prophet, Geisterbeschwörer und Wunderthäter be[-] rühmt, und war ein Anhänger des Plotinus und Schüler des Por[-] phyrius. Man gab ihm sogar den Beinamen des Göttlichen, und er hatte einen großen Anhang. Manche wunderbare Dinge wur[-] den von ihm erzählt und auch geglaubt, die seinen Ruf noch mehr verbreiteten. Von seinen vielen Schriften ist noch übrig ein Bruch[-] stück über Pythagoras, worin von diesem berühmten alten Phi[-] losophen manches Seltsame und Unglaubliche berichtet wird. (Neueste Ausgabe von Kießling. Leipzig 1816.) Eine andere Schrift unter sei[-]

nem Namen über die ägyptischen Mysterien ist, wie Meiners gezeigt hat, der Unächtheit höchst verdächtig.

Jargon, ein französisches Wort, wofür wir noch kein allgemein gebräuchliches deutsches haben. Es bedeutet theils die durch Unverstand oder Gewohnheit verdorbene Sprechart mancher Personen und Stände, theils die selbstgemachten Sprachen, deren bisweilen Leute nach vorgängiger Uebereinkunft sich bedienen, um von andern nicht verstanden zu werden. Beispiele davon sind die auf manchen Schulen und Universitäten übliche Schul- und Burschensprache, die meist eine bizarre Vermengung von Deutsch und Latein ist, und, was die zweite Bedeutung betrifft, die sogenannten Diebessprachen. In Bezug auf einzelne Wörter und Phrasen wird nicht selten der Jargon so allgemein, daß das Unverdorbene über dem Verdorbenen fast vergessen wird. Im Französischen z. B. ist aus der Redensart: malgré lui et ses aidans, geworden: malgré lui et ses dents, und es wäre zu wünschen, daß in ähnlichen Fällen die deutschen Lexicographen das Verfahren der französischen nachahmten, welche sorgfältig diese Verdrehungen anzuzeigen pflegen. Die Erforschung der Diebes-Jargons ist wichtig für die Criminal-Justiz. Einer davon ist unter dem Namen Kochumersprache in der Geschichte der deutschen Criminalpraxis bekannt, und ziemlich ergründet worden. Schul- und Burschenjargon wird nicht selten auf der Bühne zu komischen Wirkungen benutzt. Die geheime Sprache der Freimaurer kann nicht füglich Jargon genannt werden, da sie eine Art von mythischer Ausbildung besitzt, die zu poetischen Wirkungen auf das Gemüth sie eignet. A. Mnr.

* Jena (Schlacht bei), am 14. Oct. 1806. Es herrschen über diese Schlacht, zum Theil in Folge der Erzählungen des Herrn von Cölln und anderer Schriftsteller seiner Art, großentheils so verworrene Ansichten, daß es auch jetzt noch der Mühe verlohnt, sie treu zu schildern und dadurch den Wahn zu bekämpfen, als seyen hier die Deutschen schon beim Erblicken der Franzosen davon gelaufen. Durch unbegreifliche Mißgriffe des preußischen Oberfeldherrn war es Bonaparten gelungen, seine Massen zwischen der Elster und Saale vorzuschieben, und so die verbündete Armee von der Elbe abzuschneiden, während diese um Weimar und Jena stehend einer festen Bestimmung noch entbehrte. Der Rückmarsch der Hauptarmee über die Unstrut ward endlich beschlossen, und das Hohenlohische Corps sollte ihn decken; dies blieb deßhalb bei Jena stehen, während jene am 13. October bis Auerstädt marschirte und sich am folgenden Tage dort mit Davoust schlug. Sonach stand die Armee des Fürsten von Hohenlohe am 13. zwischen Weimar und Jena, die Saalübergänge bei Camburg und Dornburg schwach besetzt, den Haupttrupp der Vorposten unter General Tauenzien am Morgen noch in Jena. Diese Stadt ward indessen bei dem Andrängen des überlegenen Feindes geräumt, und es gelang dem rasch nachfolgenden sich auf dem Gipfel des Landgrafenberges festzusetzen, wo er sich im Laufe des Nachmittags bedeutend verstärkte (das ganze Corps von Lannes, später auch die Garden). Zwar ließ der Fürst Hohenlohe einige Brigaden ausrücken, um ihn wieder zu vertreiben, aber in diesem Augenblick brachte der Obrist von Massenbach den bestimmten Befehl des Herzogs von Braunschweig, in keinem Falle anzugreifen, und so bewendete es bei einem Tiraillenrgefecht, das der Feind bis zur Nacht unterhielt, und dabei zwei vorliegende Gehölze besetzte. Ehe wir zur Schlacht selbst übergehen, ist eine Uebersicht der beiderseitigen Streitkräfte erfoderlich. Die Ho-

hohenlohische Armee zählte ungefähr 40,000 Mann; davon bildeten am Schlachttage die Reste des Tauenzienschen Corps die Vordertruppen; ein Detaschement unter General Holzendorf war zur Sicherung der linken Flanke bei Rödigen, zur Deckung der rechten die sächsische Division Niesemeuschel an der Schnecke aufgestellt, das eigentliche Corps de Bataille, die Division Grawert mit einigen sächsischen Bataillons und Escadronen stand gegen Vierzehnheiligen, das als Reserve zu betrachtende Corps des Gen. Rüchel war noch zurück bei Mellingen. Die französische Armee war gewiß 80,000 Mann stark; davon stand schon am 13. das Corps von Lannes und die Garde auf dem Landgrafenberge, das von Soult traf zwischen 8 und 10 Uhr des Morgens am 14. auf dem rechten Flügel desselben, das von Augereau ungefähr um dieselbe Zeit auf dem linken ein, das von Ney rückte nach Mittag — so daß es noch Theil an der Schlacht nahm — auf den Landgrafenberg, das von Bernadotte erschien schon früher über Zimmern auf dem äußersten rechten Flügel, die Cavallerie unter Murat endlich langte noch zeitig genug an, um den eben erkämpften Sieg zu vervollständigen. Der General Tauenzien griff mit Tagesanbruch den Feind im dichten Nebel an. Nach einem zweistündigen heftigen Gefecht zurückgeworfen, zog er sich zwischen 7 und 8 Uhr gegen Vierzehnheiligen zurück, die Divisionen Niesemeuschel und Grawert waren indessen in die oben bemerkten Stellungen gerückt, und die Tauenzienschen Truppen sammelten sich hinter der letztern, welche ungefähr 1000 Schritt hinter dem Dorfe, das Gros der Cavallerie auf dem linken Flügel, aufmarschirt stand; der Feind war jenen zurückgehenden Truppen rasch gefolgt, und hatte sich in Vierzehnheiligen geworfen. Das Detaschement unter Holzendorf, seit 6 Uhr bei Rödigen aufgestellt, ward um diese Zeit von überlegenen Kräften zurückgedrängt, und zog sich nach den Höhen von Stobra, wo es zwei Stunden lang vom Soultschen Corps durch Tirailleurs hingehalten, dann über Buttelstädt retirirte, als die Colonnen von Bernadotte sich in seiner linken Flanke zeigten. — Der linke Flügel des Hauptcorps ward dadurch ganz entblößt. Die Division Grawert rückte nun in eine Linie formirt bis auf Flintenschußweite gegen Vierzehnheiligen, und bestand dort ein mehrstündiges blutiges Gefecht; ungefähr um 10 Uhr gelang es, die Franzosen bis nach dem Dornberge zurück zu werfen. — Traf in diesem Augenblicke das Rüchelsche — bereits zum Heranrücken befehligte Corps ein, so waren die glänzendsten Resultate unzweifelhaft; da es aber immer noch nicht erschien, der General Holzendorf um diese Zeit auch bereits verschwunden war, so konnten die blutig errungenen Vortheile nicht verfolgt, es mußte sogar der Angriff auf Vierzehnheiligen selbst — in welchem sich die Franzosen gehalten hatten — aufgegeben werden. Die französische Armee war während dessen durch mehrere auf dem Schlachtfelde eingetroffene Corps ungemein verstärkt worden, und ging schnell wieder zum heftigsten Angriff über; eine Colonne (Augereau) drang in den Isserstädter Forst *) und faßte so die rechte Flanke, ein

*) Der Forst von Isserstädt war schon früher, ehe die Colonne des M. Augereau daselbst eintraf, im Rücken des Grawertschen Angriffs auf Vierzehnheiligen, von den Franzosen besetzt worden. Der F. H., dem es gemeldet wurde, wollte es nicht glauben. Es war (wo wir nicht irren) Suchets Abtheilung, die sich dahin verirrt hatte und sich still hielt, weil sie, im Rücken der Preußen, sich abgeschnitten glaubte.

weite (Lannes) drängte im Centrum über Vierzehnheiligen, eine dritte (Soult) drückte auf den linken Flügel und nöthigte die Cavallerie gegen Hermstädt zurück zu gehen; zum Ueberfluß wurden in derselben Richtung weiter hinaus zwei andere Colonnen (Bernadotte) sichtbar. Diese Massen drangen mit dem heftigsten Feuer von allen Seiten ungestüm vor; die einzige Division, die im mehrstündigen Kampfe bereits sehr viel verloren hatte, konnte einer solchen unverhältnißmäßigen Uebermacht nicht länger widerstehen, sie ging noch in Ordnung bis an Groß- und Klein-Romstädt zurück, aber hier wurden die wenigen noch vorhandenen Batterien schnell demontirt oder genommen, und der schwache Rest dieser tapfern Truppen löste sich bald in einzelne Haufen auf, die in wilder Flucht zurückstürzten (einigen sächsischen Bataillonen gelang es, geschlossen zu retiriren, unter ihnen zeichnete sich das Grenadier-Bataillon Winkel durch ruhmwürdige Standhaftigkeit aus). Die Division Niesemeuschel war während deß, dem erhaltenen Befehle gemäß, in ihrer Position an der Schnecke stehen geblieben, ohne angegriffen worden zu seyn; bald nachdem das Hauptcorps von Vierzehnheiligen zurückgeworfen worden war, wendeten sich aber feindliche Colonnen gegen sie, deren erster Angriff abgeschlagen ward. So beschäftigt bemerkte sie weder die Niederlage der Truppen unter Grawert und später der von Rüchel, noch konnte ihr ein Befehl zum gleichzeitigen Rückzuge zukommen; die jetzt angekommene französische Cavallerie hatte sie bereits umgangen, als sie erst von der Lage der Dinge unterrichtet den Rückzug antrat. Ungestüm verfolgt war sie in großer Ordnung auf der Chaussee bis gegen Kötschau gekommen, als sie umringt und nach hartnäckigem Widerstande gefangen ward; — die ihr beigegebene säch-

Ein Aufsatz (von Jomini?) in einem der drei ersten Hefte der Pallas gibt darüber bestimmte Auskunft. Bei dem ersten Angriff der französischen Cavallerie auf das Plateau oberhalb der Schnecke, ging der Obriste von Fellitzsch mit den drei Escadrons sächsischer Carabiniers ihr entgegen, warf sie in drei auf einander folgenden Attaquen, und schlug sich durch. Die beiden Generale, Gebrüder von Zezschwitz, schlossen sich den drei Escadrons an und entkamen mit ihnen. Die beiden kleinen Trupps der Feldwachten blieben noch bei den Bataillonen, und hielten durch wiederholte Angriffe die französische Cavallerie länger als eine starke halbe Stunde zurück. Unterdessen waren die drei Escadrons des königl. preußischen Husaren-Regiments Bila angekommen. Sie versuchten einen Angriff auf der Seite von Schwabhausen, wurden aber geworfen, und eilten über Kötzschau davon, die beiden sächsischen Feldwachten entkamen über Kappellendorf. Da das Rüchelsche Corps jetzt plötzlich verschwand, standen allein noch die neun sächsischen Bataillone und das Bataillon Boguslawski auf dem Platze, und wurden, von allen Seiten umringt und durchbrochen, nach einer lebhaften aber nicht mehr geordneten Gegenwehr, theils aufgerieben, theils gefangen. Die sächsische Cavallerie, mit welcher die Generale von Zezschwitz über die Ilm gingen, bestand, außer den drei Carabinier-Escadrons, aus den Resten der Dragoner-Regimenter, welche der Fürst von Hohenlohe vorher zu dem Angriff bei Vierzehnheiligen hatte abrufen lassen. Der Generallieutenant v. Polenz zog sich mit seinem Dragoner-Regiment und drei Escadrons Husaren, die zwischen Isserstädt und Krippendorf gefochten hatten, mit Ordnung vom Kampfplatz zurück, und deckte einen Theil des Rückzuges der Preußen bis Sangerhausen. Anmerkung von andrer Hand.

sische Cavallerie *) schlug sich unter General Zeßschwitz, vereinigte sich mit der übrigen, die dessen Bruder führte, und ging über die Ilm. In dem Momente, wo die Division Grawert aufgelöst zurückstürzte, marschirte das Rüchelsche Corps auf dem Sperlingsberge bei Capellendorf auf, rückte, ohne auf das in seiner Nähe Vorgehende zu achten, eine Strecke vor (wobei ihm die sächsische Cavallerie unter dem anderen General Zeßschwitz die rechte Flanke deckte), und ward dann, von einer ungeheuern Uebermacht in der Front und beiden Flügeln angegriffen, nach kurzem aber höchst blutigem Kampfe über den Haufen geworfen. Der General Rüchel ward schwer verwundet, die gesprengten Truppen folgten dem Zuge der Fliehenden gegen Weimar. Hier waren die sächsischen Bataillone, welche mit der Division Grawert gefochten, vor dem Webichtbusche à cheval der Chaussee aufgestellt, hinter ihnen wurden die zerstreuten preußischen Truppen gesammelt (andre hatten bereits die Ilm, seitwärts Weimar, passirt). Da der Feind indessen auch hieher folgte, und besonders viel Cavallerie zeigte, so ging alles über die Ilm, und setzte den Rückzug theils nach Erfurt theils nach Buttelstädt fort. So war dann gegen Abend die Niederlage der Hohenlohischen Armee vollendet. In einzelnen Corps nach einander angegriffen, hatte sie lange genug der großen Ueberzahl beharrlichen Widerstand geleistet; die völlige Auflösung, die nun erfolgte, war leider so unheilvoll als erklärlich, aber das Gefecht selbst gar nicht so beschämend, wie es von Ignoranten oder Uebelwollenden dargestellt worden. Die Infanterie hat mit sehr geringen Ausnahmen sehr brav gefochten, mehrere Bataillone waren fast ganz vernichtet, einige haben sich ganz vorzüglich ausgezeichnet, viele verloren über die Hälfte ihrer Offiziere; die Cavallerie, in Masse nirgend gebraucht, hat wenig Gelegenheit gefunden, es der Infanterie gleichzuthun, bisweilen auch die Erwartungen, die man von ihr hegte, und Bonaparte's Furcht nicht gerechtfertigt: die sächsischen Reiter haben sich beim Durchschlagen durch den Feind ihres alten Ruhmes würdig bewiesen. Der erlauchte Führer endlich zeigte im heftigsten Feuer den besonnenen Muth, den wir von den Rheinfeldzügen her an ihm kennen, er war wahrhaft eines bessern Looses würdig. Der Verlust der preußisch-sächsischen Armee ist nie genau bekannt worden, die Franzosen gaben den ihrigen zu 1100 Todten und 3000 Blessirten an. — e.

* Jerusalem. Wir wollen den gegenwärtigen Zustand dieser weltberühmten Stadt zuerst angeben, und dann kürzlich die Hauptpunkte ihrer Geschichte erzählen. Sie liegt in Palästina und ist dem

*) Die sächsische Cavallerie, welche neben den neun sächsischen Infanterie-Bataillonen auf dem Plateau oberhalb der Schnecke gestanden hatte, war schon früher, ein Regiment nach dem andern, durch den Fürsten von Hohenlohe abgerufen worden, um die Angriffe bei Vierzehnheiligen zu unterstützen, und nur drei Escadrons Carabiniers hatte er den Sachsen gelassen. Außer diesen versammelten sich auch hier noch zwei Trupps von den Feldwachten der letzten Nacht, der eine von 39, der andere von 36 Pferden. Die ganze Fläche vorwärts von dem Dorfe Isserstädt war dadurch entblößt worden, und der Generallieutenant v. Grawert hatte versprochen, diese Lücke durch preußische Cavallerie und leichte Infanterie zu decken. Er schickte auch gleich das leichte Bataillon Boguslawski; drei Escadrons des Husaren-Regiments Wila kamen erst spät. A. v. a. H.

Pascha von Damaskus unterworfen. Ihre Lage und Umgebungen sind öde und gebirgig. Am westlichen Abhang eines Basalt-Berges, von Felsen und tiefen Thälern umgeben, ist die Temperatur der Luft weit kälter, als man nach der geographischen Lage schließen sollte. Der ganze Umfang der Stadt ist jetzt kaum eine halbe Meile. Obgleich sie ziemlich hohe Mauern hat, so kann sich Jerusalem doch nicht gegen einen Feind halten, weil die nahen Berge und Felsen es völlig beherrschen. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut, und hat sechs Thore, die noch hebräische Namen führen. Die Häuser sind alle von Sandstein, drei Stock hoch und ohne Fenster im unteren Stocke. Diese todte Einförmigkeit wird nur durch die Spitzen der Moskeen, durch die Thürme der Kirchen und durch wenige Cypressen unterbrochen. Die ganze Bevölkerung von Jerusalem beläuft sich auf 30,000 Menschen. Darunter sind 20,000 Christen von allen Secten, 7000 Muhammedaner und nur wenige Juden. Christen und Juden tragen als Auszeichnung einen blauen Turban; das weibliche Geschlecht sieht mit seinen dichten Schleiern und seinen weißen Gewändern wandernden Leichen ähnlich. Auf den ungepflasterten Straßen hat man beständig mit den dichtesten Staubwolken oder mit dem tiefsten Schmutze zu kämpfen. Kein frohes Gesicht begegnet uns. Keinen andern Ton hört man als den Galopp der Janitscharen-Rosse, die vielleicht von einem Plünderungszuge in der Wüste zurückkehren. Keinen andern Anblick hat man, als den jener verschleierten weißen Gestalten, der übermüthigen Türken und der stumpfsinnigen oder schwermüthigen Christen. Daß weder Wissenschaften noch Künste in dem jetzigen Jerusalem blühen, kann man sich bei dem Despotismus der Türken und dem finstern Aberglauben der Christen leicht vorstellen. Wenige Weberstühle und einige Pantoffelmacher sind Alles, was man zu den Fabrikarbeiten in Jerusalem rechnen kann. Eine ungeheure Menge Reliquien, die wahrscheinlich nicht alle in der Stadt gemacht werden, sondern auch aus der Umgebung kommen, werden an die gläubigen Pilger verkauft. Indessen bildet die Stadt für die Araber, sowohl in Aegypten als in Syrien und Arabien, einen Mittelpunkt des Verkehrs. Man führt Oel aus, und Reiß über Acre ein. Doch hat dieser Handel wenig wohlthätige Folgen für den Wohlstand der Einwohner. Uebrigens sind die Lebensmittel im Ueberfluß und wohlfeil, Wildpret vortrefflich, und der Wein sehr gut. Die Pilger eröffnen für die Einwohner noch immer eine vorzügliche Nahrungsquelle. Vor zehn Jahren waren 1500 auf einmal da, worunter aber nur zwei Europäer. Diese Besuche der Pilger locken aber auch eine zahllose Menge von Bettlern an, die den Aufenthalt noch lästiger machen. Jerusalem hat einen Statthalter, einen Cadi oder Oberrichter, einen Commandanten der Citadelle und einen Mufti, als geistliche Behörde. In der Stadt werden noch viele Plätze und Gebäude unter alten heiligen Namen gezeigt; die Citadelle, welche Davids Burg gewesen seyn soll, ist ein durchaus gothisches Gebäude. Auch nennt man sie den pisanischen Thurm, weil die Pisaner sie vielleicht während der Kreuzzüge erbaut haben. Alle Pilger wenden sich an das große Franziscanerkloster von San Salvador, worin sie einen Monat lang umsonst verpflegt werden. Außer diesem gibt es noch 61 christliche Klöster in Jerusalem, worunter das armenische das größte ist. Sie erhalten sich von milden Beiträgen, die meistens aus Europa ihnen zufließen; doch sind sie den unaufhörlichen Erpressungen von Seiten der türkischen Behörden ausgesetzt. Die Kirche des heiligen Grabes ist seit fast an-

derthalb Jahrtausenden der heiligste Ort in Jerusalem. Sie besteht aus mehreren vereinigten Kirchen, und soll auf dem Golgatha aufgeführt seyn. Man zeigt hier in einem reichgeschmückten, großen, unterirdischen Gemach das Grab des Erlösers mit einem Sarkophag von weißem Marmor. Die Kaiserin Helena soll im 4ten Jahrhundert diese Kirche gestiftet haben, nachdem sie das wahre Kreuz aufgefunden. Die Juden leben dort in dem größten Elend und auf einen kleinen Theil der Stadt beschränkt. Der Tempel der Muhammedaner, den sie für eines der größten Heiligthümer halten, und ihn zum Unterschied der gemeinen Moskeen, wie den von Mecca, mit dem Namen El Haram bezeichnen, ist sehr prächtig. Keinem Christen oder Juden ist erlaubt, in das innere Heiligthum zu treten. Dennoch wissen wir, daß dieser heilige Tempel aus zwei großen Gebäuden besteht, von denen das eine, El Aksa, mit einer prächtigen Kuppel versehen, und den herrlichsten Vergoldungen verziert ist. Das andere Gebäude ist ein Achteck, es heißt El Sahara; hier zeigen die Muhammedaner den Fußtapfen ihres Propheten von einem goldenen Gitter umgeben, und einen Coran, der 4 Fuß lang und 2 1/2 Fuß breit ist. Jede Nacht werden in beiden Gebäuden 350 Lampen gebrannt. Noch sieht man auf dem Oelberg eine christliche Kirche, in welcher ein Fußtapfen des Heilandes gezeigt wird, den er hinterließ, als er gen Himmel fuhr. Man sieht außer manchen altisraelitischen eine Menge griechischer und römischer Denkmäler, mehrere christliche und besonders gothische, die von den Kreuzzügen herrühren. Die Geschichte dieser Stadt verliert sich in das allerfrüheste Zeitalter. Ein Zeitgenosse des Abraham, Melchisedek, wird schon 2000 vor unserer Zeitrechnung König von Salem genannt; dies Salem soll das nachmalige Jerusalem seyn. Dann besaßen die Jebusiter die Stadt, und als 1500 Jahr vor Christo die Israeliten das Land der Verheißung eroberten, ward dem Stamm Benjamin diese Stadt zugetheilt. Doch scheinen in der Folge die Jebusiter ihr Recht wieder geltend gemacht zu haben, denn David eroberte die Stadt, nannte sie nach seinem Namen und baute die Burg Zion. Sein Sohn Salomon verschönerte Jerusalem ungemein, und ließ durch die kunstreichen Tyrier den vielgepriesenen Tempel erbauen. Unter seinen Nachfolgern ward Jerusalem die Hauptstadt des Königreichs Juda. Fünfmal ward sie erobert und geplündert, zuerst von den Aegyptern, unter Rehabeam, dann von den Arabern, unter Joram, von den Syrern, unter Joas, von den Israeliten, unter Amazias, und wieder von den Aegyptern, unter Josias, 611 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Der letztern Eroberung erwähnt auch Herodot, der die Stadt K a d y t a s nennt, welches an das Kadischa, die Heilige, erinnert, wie noch jetzt die Muhammedaner die Stadt El Kods nennen. Endlich bemächtigte sich der chaldäische König Nebukadnezar, auch Nabopalasser genannt, unter dem jüdischen König Zedekias, des Reichs und der Stadt Jerusalem, zerstörte die letztere vom Grunde aus im Jahre 586 vor Christo, und führte die Juden nach Babylon. 70 Jahre darauf erlaubte ihnen Cyrus zurückzukehren, und Stadt und Tempel wieder aufzubauen. Dies geschah unter Anführung ihrer Hohenpriester Esra und Nehemia, deren Nachfolger sie eine Zeit lang beherrschten. Daß Alexander, nachdem er Tyrus erobert, auch einen friedlichen Besuch in Jerusalem abgestattet habe, ist gewiß nur eine jüdische Sage, da Josephus der einzige Bürge dafür ist. Alexanders Nachfolger, Ptolemäus, des Lagus Sohn, eroberte Jerusalem, und führte eine Menge angesehe-

ler Juden nach Alexandrien. Dann stand es eine Zeit lang, nachdem Antiochus der Große es eingenommen, unter der Bothmäßigkeit der syrischen Könige. Unter den Maccabäern wurden die Juden wieder auf eine Zeit lang frei, und wählten sich eigene Könige. Einer der letztern, Aristobulus, rief den großen Pompejus ins Land, und so kam 64 Jahre vor unserer Zeitrechnung Jerusalem unter römische Herrschaft. Da es noch immer eigene Könige dem Namen nach, auch Hohepriester neben den römischen Statthaltern hatte, so veranlaßte dies unablässige Meutereien, denen endlich Vespasian und Titus dadurch ein Ende machten, daß sie, nach einer fürchterlichen Belagerung, im Jahre 71, die Stadt erstürmten, die Einwohner vertilgten und Alles verwüsteten. So schien Jerusalem gänzlich zu Grunde gegangen zu seyn. Allein theils waren noch Gebäude in Menge übrig geblieben, theils sammelten sich nach und nach wieder die zerstreuten Juden, bauten sich an, und empörten sich von neuem gegen die Römer. Hierdurch erbittert, ließ Kaiser Hadrian endlich im Jahr 118 Alles zerstören, was Titus verschont hatte. Er ließ eine neue Stadt unter dem Namen Aelia Capitolina anlegen, worin zu wohnen keinem Juden erlaubt war. Constantin der erste und seine Mutter Helena zeigten dadurch ihre christliche Frömmigkeit, daß sie alle heidnische Denkmäler ausrotten ließen und viele neue christliche Gebäude aufführten. Julian faßte den Gedanken, den alten Tempel der Juden wiederherzustellen, soll aber durch Ausbruch unterirdischen Feuers daran verhindert worden seyn. Nun blieb die Stadt unter der Herrschaft der morgenländischen Kaiser, bis Cosroes im Jahre 614 sie mit seinen Persern eroberte. Doch gewann der Kaiser Heraklius im Frieden 628 die heilige Stadt wieder, verbot den Juden da zu wohnen, und brachte durch Sectenhaß den Patriarchen von Jerusalem, Sophronius, dergestalt gegen sich auf, daß der Kalif der Araber, Omar, im Jahre 637 ohne viele Mühe die Stadt einnehmen konnte. Von den Arabern ging die Herrschaft an die Turkmanen über. Im ersten Kreuzzuge eroberte Gottfried von Bouillon 1097 Jerusalem. Es ward ein eigenes christliches Reich gestiftet, dem aber die Türken ein Ende machten.

Jesuaten des H. Hieronymus oder Jesusdiener hieß ein im Jahre 1365 zu Siena entstandener, wenig und nur in Italien verbreiteter geistlicher Orden, dessen Glieder wegen ihres Handels mit Arzneien und Branntewein Padri dell'aqua vita, Aquavitpatres, genannt wurden. Im Jahre 1668 hob eine päpstliche Bulle diesen unbedeutenden Orden wieder auf. E.

Jesus Sirach, s. Sirach.

Jochbrücke nennt man beim Brückenbau eine Reihe eingerammter Pfähle, die oben mit horizontalliegenden Balken verbunden werden, welches Lager sodann von einem Joche zum andern eine Bohlenüberdeckung erhält.

* Johann (Bapt. Joseph), Erzherzog von Oesterreich, sechster Sohn Kaiser Leopolds II. und der Infantin Maria Louise, Carls III., Königs von Spanien, Tochter, geb. am 20. Jan. 1782. Die Ausbildung seines Geistes und Gemüths verdankt dieser treffliche Fürst mehr sich selbst als seinen Lehrern. Früh erwachte seine Neigung für die Kriegskunst, auf welche, wie auf die Geschichte, er seine Studien richtete. Vergebens hatte er gewünscht, in den Jahren 1797 und 1799 den Krieg unter seinem sieggekrönten Bruder Carl zu erlernen. Nachdem dieser sich 1800 vom Commando zurückgezogen und Kray mehrere

Unfälle erlitten hatte, empfing der Herzog Johann den Oberbefehl und zwar einer geschlagenen Armee. Die erste Vorrückung war glücklich, aber am 3. Dec. 1800 geschah die entscheidende Schlacht an Hohenlinden. Eine Reihe von Verwirrungen kostete den Oesterreichern beinahe ihre ganze Artillerie und bei 40,000 Mann; eine zweite Schlacht bei Salzburg konnte den Sieger Moreau nicht aufhalten. Der Erzherzog zeigte an diesen Unglückstagen ungemeinen persönlichen Muth, und bot alles auf, den Geist der Truppen neu zu beleben. Als der Lüneviller Frieden diesen Krieg geendigt hatte, ward er zum Generaldirector des Fortifications- und Geniecorps, und zum Director der durch ihn zur schönsten Blüthe erhobenen Ingenieurakademie zu Wien und Cadettenakademie in Wienerisch Neustadt ernannt. Schon im September 1800 hatte er Tyrol bereiset; er besuchte es seitdem jährlich, und entwarf treffliche Plane für die dortige Volksbewaffnung, für die Vertheidigung der festen Plätze, für die Anlegung des Hauptwaffenplatzes bei Brixen. Als im September 1805 der Krieg seinem Ausbruch nahe war, eilte der Erzherzog Johann mit dem Auftrage nach Tyrol, dort und in Vorarlberg die Milizorganisation in schnellen Vollzug zu bringen. Darauf befehligte er das Armeecorps in Tyrol, das die Baiern beim Passe Strub schlug, und die Scharnitz heldenmüthig, wiewohl vergebens vertheidigte. Als Buonaparte auf Wien marschirte, faßte der Erzherzog den genialen Entschluß, über Salzburg sich auf die feindlichen Communicationen zu werfen. Der Unfall der Brigade Szenassy hinderte ihn daran. Er vereinigte sich daher in Kärnthen mit dem Erzherzog Carl, dessen Absicht, Wien und die Monarchie zu retten, die Schlacht von Austerlitz und der darauf folgende Friede vereitelten. Des Erzherzogs Johann Sammlungen und Studien hatten Tyrol zum Lieblingsgegenstande gemacht. Die erstern bestimmte er der Universität Innsbruck, die ihn zu ihrem beständigen Rector gewählt hatte. Nach dem Verlust Tyrols wendete sich seine Aufmerksamkeit auf die norischen Alpen, auf die Alpen von Salzburg, Steyermark und Kärnthen. Schon damals faßte er den Vorsatz zu Gründung des Johanneums in Grätz, den er 1811 verwirklichte. Seine Reisen galten jetzt dieser Alpenkette. Fürstlich von ihm unterstützt durchzogen Naturforscher, Antiquare, Zeichner und Maler das Land, dessen Gemälde in geschichtlicher, ethnographischer, staats- und landwirthschaftlicher Hinsicht möglichst vollkommen ans Licht treten sollte. Als bald nach dem Tilsiter Frieden Oesterreichs neue Rüstungen begannen, arbeitete der Erzherzog besonders an einem System des Angriffs und der Vertheidigung für Salzburg und Innerösterreich. Unter seinem Vorsitze wurden die großen Maßregeln der Reserven und der Landwehr beschlossen und ausgeführt. Er leitete durch Hormayr die Vorbereitungen zu der ruhmvollen Tyroler Insurrection. Beim Kriegsausbruch 1809 befehligte er die nach Italien und Tyrol bestimmte Armee von Innerösterreich. Er siegte bei Venzone, Pordenone, schlug bei Sacile den Vicekönig Eugen aufs Haupt, und war bis an die Etsch vorgedrungen, als der Unfall bei Regensburg ihn zum Rückzug nöthigte. An der Piave kam es abermals zu einer Schlacht, deren Ausgang zwar ungünstig, doch ohne große Folgen war. Das Treffen bei Tarvis entschied den weitern Rückzug. Jellachichs Fehler vereitelten den Plan des Erzherzogs, die ihm entgegenstehenden Feinde einzeln zu schlagen, die verlorene Verbindung mit Tyrol zu eröffnen, Innerösterreich zu befreien und durch einen Marsch gegen Wien Napoleon zu Detaschirungen zu nöthigen.

m 14. Juni verlor der Erzherzog die Schlacht bei Raab gegen den icekönig, durch die Schuld der ungarischen Insurrection. Er zog h nach Comorn und Presburg. Bei der Schlacht von Wagram hatte Befehl, sich mit dem äußersten linken Flügel des Erzherzogs Carl i vereinigen. Die Unmöglichkeit, diesen Befehl in der gegebenen eit zu vollziehen, verursachte den Verlust dieser großen und entschei:nden Schlacht. Nach dem Frieden widmete er sich ganz seinem eruf als General-Geniedirector und Vorsteher der beiden Akade-ien, wie auch der Gründung des schon oben erwähnten National-Nuseums, welches seinen Namen trägt. Im Feldzuge von 1815 hielt der Erzherzog Johann ein Commando. Er besuchte zuvor Ita-en, wo er in Mailand als Stellvertreter des Kaisers die Huldi-ung annahm, und die Schweiz. Dann befehligte er die Belagerung on Hüningen, erzwang die Uebergabe in kurzer Zeit, und ordnete ie Zerstörung dieser gefährlichen Festung an. Darauf ging er nach aris, besuchte England, und kehrte 1816 über die Niederlande nach Bien zurück.

Johann VI., der jetzige König von Portugal, Bra-ilien und den beiden Algarbien, geb. den 13. Mai 1767, urde bei der Gemüthskrankheit der Königin, seiner Mutter, Isa-elle Francisca, als Prinz von Brasilien, Director der Regierung in ortugal den 10. Febr. 1792, proclamirt als Souverän im Septem-er 1796, und wirklicher Regent den 15. Juli 1799. Er schiffte sich ebst seiner Familie, als Junot vor Lissabon erschien, nach Brasilien in, und landete den 6. Jan. 1808 zu Rio de Janeiro. Den 16. Dec. 815 erhob er Brasilien zu einem Königreich, und vereinigte seine Staaten zu einer Monarchie. Nach dem Tode seiner Mutter, en 20. März 1816, ward er wirklicher König. Er vermählte sich 790 mit der Infantin Charlotte, Carls IV. von Spanien Toch-er. Sein Sohn, der Kronprinz Peter, ward vermählt den 13. Mai 817 mit Leopoldine, Franz I., Kaisers von Oesterreich, Tochter. Seine zweite Tochter, Maria, ward 1816 die Gemahlin des Königs Ferdinand VII. von Spanien, und eine dritte die Gemahlin des Infanten Carl von Spanien. Dieser Monarch war bei der alten Handelsverbindung Portugals mit England nicht im Stande, eine trenge Neutralität gegen Frankreich zu behaupten. Er hatte 1793 der spanischen Regierung ein kleines Hülfscorps zur Vertheidigung der Pyrenäen überlassen; allein nachdem Spanien mit Frankreich 1795 Frieden und 1796 einen Bund geschlossen, ward Portugal von beiden feindlich behandelt. Johann begab sich deswegen unter Eng-lands Schutz. Endlich bewog Bonaparte den spanischen Hof zu ei-nem ernstlichen Angriffe auf Portugal, und dieses mußte im Frieden zu Badajoz (6. Jan. 1801) Olivenza an Spanien, und ein Stück von Guiana an Frankreich abtreten. Nach dem Tilsiter Frieden be-gnügte sich Napoleon nicht mit den großen Geldopfern, durch welche Johann bisher seine Neutralität erkauft, sondern verlangte von ihm, er solle seine Häfen den Engländern schließen, alle Engländer in Por-tugal verhaften und ihr Eigenthum einziehen. Da der Regent nur die erste Forderung erfüllte (weshalb eine brittische Flotte sofort die Häfen von Portugal sperrte), so erklärte der Moniteur, das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren (vergl. Spanien seit 1808), und ein französisch-spanisches Heer rückte in Portugal ein. Nun entschloß sich der Prinz Regent, was schon 1800 ihm vorgeschlagen worden war, seinen Hof nach Brasilien zu versetzen. Der englische Gesandte, Mis

count Strangford, und der brittische Admiral Sidney Smith erleichterten die Ausführung, so daß die königliche Familie, nachdem der Prinz Regent, auf die Dauer seiner Abwesenheit bis zum allgemeinen Frieden, den 26. Nov. eine Regierungs-Junta niedergesetzt hatte, den 27. sich einschiffte, und am 29. Nov. mit einer Flotte von 8 Linienschiffen, 4 Fregatten, 4 Briggs und 20 andern Fahrzeugen aus dem Tajus segelte, im Angesichte des Vorzugs von Junots Heer, das am folgenden Tage in Lissabon einrückte. Am 1. Dec., dem Jahrestage der Erhebung des Hauses Braganza, wurden die Fahnen der Braganza herabgerissen und durch französische Adler ersetzt. Ein Erdbeben und ein Sturm, mit dem die portugiesische Flotte im Angesicht der Stadt und des Feindes kämpfte, vollendeten das Entsetzen der Portugiesen und ihre starre Unterwerfung. Von Rio Janeiro aus hob der Prinz Regent den 1. Mai 1808 alle bisherigen Verträge mit Spanien und Frankreich auf, und schloß sich enger als je an England an, das ihm sein europäisches Königreich, von der Tapferkeit des portugiesischen Heeres und der Begeisterung des Volks kräftig unterstützt, wieder eroberte, seitdem aber durch den Marschall Beresford einen entschiedenen Einfluß auf die Verwaltung dieses Landes ausübt. Auch in Amerika eroberten die Portugiesen das verlorne Guiana wieder, und besetzten das französische; doch gab der König letzteres im Jahr 1817 an Frankreich zurück. Unterdessen wandte das aufgeklärte Ministerium des Prinzen Regenten viel Sorgfalt auf die Cultur Brasiliens. Die Inquisition ward aufgehoben, die Freiheit der Religionsübung erklärt, die Sclaverei gemindert, und die Ansiedelung europäischer Künstler, Manufacturisten, Kaufleute und Landbauer befördert. Auch nahm es an den Congreßverhandlungen in Wien Theil. Doch der Aufstand der spanischen Colonien in Süd-Amerika (vielleicht auch die Weigerung Spaniens, Olivenza zurückzugeben) bewog den Hof von Rio Janeiro, Monte Video und das linke Ufer des la Platastroms militärisch zu besetzen. Spanien empfand dies so übel, daß es die Vermittelung Oesterreichs, Rußlands, Preußens und Großbritanniens aufrief, welche durch ihre an den Marquis von Aguiar, portugiesischen Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, gerichtete Erklärung, Paris den 26. März 1817, den Hof von Brasilien bewogen, Monte Video räumen zu wollen, wenn Olivenza zurückgegeben würde. In demselben Jahre drohte ein Aufstand in Pernambuc, wo unter Martinez Anführung eine Republik errichtet werden sollte, weiter um sich zu greifen; allein die Stadt wurde zu Lande und Wasser angegriffen, und während die Insurgenten im freien Felde geschlagen wurden, nahm man die Stadt von der Seeseite in Besitz. Martinez nebst mehreren andern wurde hingerichtet. Eine um dieselbe Zeit in Lissabon gegen die daselbst bestehende Regentschaft entdeckte Verschwörung wurde durch die Hinrichtung der Verschwörer unterdrückt. (S. d. Art. Freyre Gomez.) Seitdem scheint es, als ob der Hof von Brasilien den gerechten Wünschen der Portugiesen mehr Aufmerksamkeit schenken wolle.

Jomini (Baron Henri), Generallieutenant und Adjutant des Kaisers Alexander, ein ausgezeichneter militärischer Schriftsteller, geb. zu Payerne im Waadtlande um das J. 1775, diente in Frankreich in einem Schweizer-Regimente, als der 10. August 1792 die Auflösung dieser Truppen herbeiführte. Jomini wählte jetzt den Handel. Er war Obristlieutenant bei der Landmiliz, als Ney 1802 eine Sendung in das Waadtland erhielt, wo er Jomini kennen lernte:

und seitdem dessen Beförderer wurde. Jomini trat 1803 in ein Pariser Handelshaus; aber seine ganze Muße weihte er seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Studium der Taktik. Schon begann im Jahre 1804 der Druck seines Traité des grandes opérations militaires, als ihn Ney mit dem Grade eines Bataillonschefs bei seinem Generalstabe anstellte. Am Ende des Jahres 1805 ward er in Dienstsachen nach Wien zum Kaiser Napoleon gesandt, dem er die beiden ersten Bände seines Werks überreichte. Es fand Beifall, und Napoleon erhob den Verfasser zum Obersten. Darauf machte Jomini, als Chef vom Generalstabe des Marschalls Ney, die Feldzüge 1806 und 7 in Preußen und Polen mit, wurde Brigade-General und Baron, folgte dann dem Marschall Ney nach Spanien, wo er an den Feldzügen 1808 und 1809 Theil nahm, trat in der Folge in den Ober-Generalstab des Marschall Berthier, hatte aber mit diesem einige Streitigkeiten, weshalb er seinen Abschied nehmen wollte. Er erhielt ihn nicht, begab sich aber in die Schweiz, und wurde erst 1812 wieder bei der großen Armee, die in Rußland eindrang, angestellt. Hier blieb er als Gouverneur in Smolensk, bis zu dem unglücklichen Rückzuge. Darauf nahm er bei dem Ober-Generalstabe, an dem Feldzuge 1813 in Sachsen Theil. Allein nach Aufkündigung des Waffenstillstandes von Pleischwitz verließ er heimlich das Heer in Schlesien, und ging den 14. August zu den Verbündeten über. Napoleon hatte ihm nämlich den Grad eines Divisions-Generals verweigert. Er ward von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt; allein Alexander ernannte ihn zum Generallieutenant und zu seinem Adjutanten. Als solcher kämpfte er mit gegen die Franzosen. Hierüber machte ihm General Sarrazin in seiner Geschichte dieses Krieges so beleidigende Vorwürfe, daß Jomini an ihn schrieb und Genugthuung verlangte. Da er diese nicht erlangen konnte, ließ er die deshalb gewechselten Briefe drucken (Correspondance entre le Général Jomini et le Gén. Sarrazin, sur la campagne de 1813). Jomini befand sich 1815 im Gefolge des Kaisers Alexander in Paris, wo er von Ludwig XVIII. das Ludwigs-Kreuz erhielt. Die erste Ausgabe seines oben genannten Werks erschien unter dem Titel: Traité de grande tactique, 2 vol. 8. m. e. Atlas, Paris 1805; die zweite unter dem Titel: Traité des grandes opérations militaires, oder Relation critique et comparative des campagnes de Frédéric et de Napoléon. Die dritte Auflage erschien 1817, 8. vol. 8. mit 2 Atl. Der 7te und 8te Theil enthalten die Histoire critique et milit. des campagnes de la révolution. Jomini's Operationslehre beruht auf dem doppelten Grundsatze von der Zusammenziehung der Streitkräfte und von der Initiative der Bewegungen. Indeß hat er manchmal Napoleon auf Kosten Friedrichs des Großen, des ersten unter den neuern Tactikern, zu sehr erhoben. Doch bleibt sein Werk für die Kriegsgeschichte schätzbar, weil Jomini aus den Archiven des Kriegsministeriums und andern Amtsquellen geschöpft hat. Was Friedrichs Feldzüge betrifft, hat er aus Lond und Tempelhof genommen. Kürzlich ist von ihm erschienen ein Tableau de la campagne d'automne en Allemagne, Paris 1817, und in den europäischen Annalen 1817.

Jordan (Camille), in der Revolution als freimüthiger Staatsredner bekannt, gegenwärtig seit 1817 Staatsrath Ludwigs XVIII., geb. zu Lyon 1769, zeigte in seiner Jugend vielen Eifer für die catholische Religion. Er trat im März 1797 als Deputirter des Rhône

departements in den Rath der Fünfhundert ein. Hier hielt er unvorbereitet eine kräftige Rede zur Vertheidigung seiner Vaterstadt, die man als den Brennpunkt der Gegenrevolution ansah. Den 17ten Jul. legte er seinen bekannten Bericht über die Kirchenpolizei ab, und verlangte allgemeine Freiheit des Gottesdienstes, so wie den Gebrauch der Glocken auf dem Lande, was in Caricaturen lächerlich gemacht wurde. Darauf sprach er gegen das Directorium, welches Truppen nach Paris zog, und erhob sich kräftig gegen die Anarchisten, Jacobiner, vor allen gegen die Orleans'sche Faction, die er das verborgene Triebrad aller Ränke nannte. Am 18. Fructidor (5. Sept. 1797) ward er zur Deportation verurtheilt; allein er entfloh, und erhob gegen jene Gewaltthat öffentliche Beschwerde, in s. Schrift: Camille Jordan, député du Rhône, à ses commettans, sur la révolution du 18. Fructidor 1797, Hamb. 1798. Erst im Febr. 1800 erlaubte man ihm zurückzukommen, und er lebte unter Aufsicht zu Grenoble. Darauf gab er in Paris 1802 die Flugschrift: Vrai sens du vote national sur le consulat à vie, heraus, in welcher er mehr als je republikanische Grundsätze an den Tag legte. Die Polizei ließ die Schrift wegnehmen. Nun nannte sich Jordan öffentlich als den Verfasser. Er ward deswegen von Bonaparte nicht angestellt, sondern lebte zurückgezogen in Lyon bis 1814. In diesem Jahre erklärte er sich für die Rückkehr der Bourbons, und ging als Deputirter des Municipalraths von Lyon, den 5. März zum Kaiser von Oesterreich nach Dijon, vorgeblich um der Stadt Erleichterung von Kriegslasten zu verschaffen, insgeheim um die Gesinnungen des Kaisers in Ansehung der Bourbons zu erforschen. Allein die Deputation erfuhr hierüber nichts. Hierauf nahm Jordan den 8ten April an der Sitzung Theil, in welcher der Municipalrath von Lyon Ludwig XVIII. als König von Frankreich ausrief, und gehörte zu der Deputation, welche diesen Beschluß dem Grafen Artois, dem Bruder des Königs, mittheilte. Der König erhob ihn im August 1814 in den Adelstand und gab ihm das Kreuz der Ehrenlegion. Im J. 1815 wurde er zum Präsidenten des Wahlcollegiums von Lyon ernannt; im Jahr 1816 ging er nach London, um eine Erbschaftssache der Stadt Lyon bei der britt. Regierung zu betreiben. Darauf wurde er Präsident des Wahlcollegiums des Ain-Departements. Allein die Wahl der Deputirten für die Kammer von 1817 kam wegen Uneinigkeit nicht zu Stande; doch wurde Jordan gewählt. Er stimmte stets als Deputirter im Sinne der Mehrheit, z. B. für das Wahlgesetz, gegen die Preßfreiheit der Journale und für das Budget. Damals wurde er an die Stelle des Herrn Benoist in den königl. Staatsrath berufen.

Jornandes, eigentlich Jordanes, ein Alane. Er lebte unter Kaiser Justinian, war Notarius, trat aber in den Mönchsstand und wird fälschlich als Bischof von Ravenna aufgeführt. Er hat sich als Historiker einen bleibenden Namen erworben. Sein Werk De Gothorum origine et rebus gestis, und seine Chronik De regnorum et temporum successione, welche beide bis 552 reichen, sind von großer Wichtigkeit, obgleich in barbarischem Latein geschrieben. Sie finden sich in Muratori's Scriptt. rerum ital.

* Joseph I., deutscher Kaiser, Sohn Leopolds I. Er war zu Wien den 26. Jul. 1678 geboren, und empfing schon 1687 die ungarische und 1687 die römische Königskrone. Im J. 1705 trat er die Regierung wirklich an, deren kurze Dauer durch Kriege in den Nie-

derlanden, Ungarn, Deutschland, Italien und Spanien bezeichnet war. Er war ein Fürst von edler Gesinnung; aber zu weniger Thätigkeit, daher man keine großen Thaten von ihm rühmen kann. Um das deutsche Reich machte er sich vornehmlich durch Wiederbelebung des Reichskammergerichts verdient. Die Protestanten erfreuten sich unter seiner milden Regierung der Toleranz und mehrerer Freiheiten. Er starb den 17. April 1711.

Journal, s. Buchhalterei.

Jouy (Victor Etienne de), Mitglied der zweiten Classe des Instituts, und seit 1815 (an Parny's Stelle) in der Académie française, ein fruchtbarer dramatischer Dichter und geistvoller Sittenzeichner, geb. zu Jouy bei Versailles 1769, war in seiner Jugend Soldat, diente 1787 zu Cayenne, dann zu Pondichery, kam 1790 nach Frankreich zurück, wurde Capitän, und machte 1791 mit Auszeichnung seinen ersten Feldzug als Adjutant des Gen. O-Maran. Als dieser 1794 auf dem Blutgerüste starb, rettete sich Jouy durch die Flucht, und lebte 8 Monate mit dem Marq. de Montesquiou zu Bremgarten in der Schweiz. Nach Robespierre's Sturz kam er zurück, und diente als Adjutant général und Chef des Generalstabes in der Armee von Paris. Er trug am 2. Prairial zum Siege des Convents über die Terroristen bei; als er aber am 13. Vendemiaire der obsiegenden Conventspartei entgegen war, kam er als Anhänger der Sectionen von Paris ins Gefängniß. Zwar erhielt er bald seine Freiheit, und wurde Commandant zu Lille; aber auch hier ward er, wegen angeblich verdächtiger politischer Verbindungen mit dem englischen Friedensunterhändler Lord Malmesbury, verhaftet. Nach seiner Loslassung nahm er seinen Abschied, 1797, und bekam, seiner Wunden und langen Dienste wegen, Pension. Darauf stellte ihn der Präfect des Dyle-Departements, zu Brüssel, Graf Pontecoulant, als Büreauchef an, wo er wesentlichen Antheil an mehrern guten Einrichtungen hatte. Als Pontecoulant in den Senat eintrat, gab Jouy seine Stelle auf, und lebt seitdem ganz der Literatur. Seine Oper, die Vestalin, componirt von Spontini (1802), erhielt den Preis vom Institute. Eine Parodie auf diese Oper erschien zu gleicher Zeit und fand gleichen Beifall; — Jouy hatte sich selbst parodirt. Noch dichtete er die Opern: les Bayadères; les Abencerages; Fernand Cortez, u. a. m.; das in der Wahl des Stoffs verfehlte Trauerspiel Tippo Saëb, 1813; und mehrere Vaudeville-Comödien, unter andern (zugleich mit Longchamp), Commissaire, ou les épreuves de Misantropie et Repentir, 1799; l'Avide Héritier, in Prosa, 5 Acten u. a. m. Als Redacteur und Mitarbeiter bei mehreren Journalen, z. B. dem Mercure, wußte er seinen Beiträgen eine so anziehende dramatische Form zu geben, daß man ihn den Inventeur des journaux mis en action nannte. Er richtete seinen leichten und witzigen Humor auf die Darstellung der Sitten des Tages. Diese Schriften, die eben so anziehend geschrieben sind, als sie von einem feinen Beobachtungsgeiste zeugen, obwohl der Vf. Personen, die andere politische Meinungen als er haben, zu sehr als Caricaturen zeichnet, haben auch im Auslande Beifall gefunden; wie der Hermite de la Guiana 3 vol. (Paris 1816), den der Verf. selbst ins Englische übersetzt hat. Vorzüglich gefiel sein Hermite de la Chaussée d'Antin, 5 vol. (engl. The Paris Spectator, 1815. von Jerdan). Noch schrieb er den Franc-Parleur, 2 vol. (engl. Paris chitchat, or a view of the society); ferner; Jeux de (12) cartes histori-

ques; und im J. 1818 seine 22ste Schrift: den Hermite en province, vol. 1. Jouy bekennt sich in diesen Schriften ganz zu der Philosophie des 18ten Jahrhunderts, und ist ein Bewunderer Voltaires. Revolutionär war er nie. Seit 1818 ist er Mitarbeiter an der Minerva, die in diesem Jahre an die Stelle des Mercurs trat.

Juba, König von Numidien und einem Theil von Mauritanien, der es mit Pompejus gegen Cäsar hielt, und erst nach einem hartnäckigen Kampfe, nicht ohne bedeutenden Verlust von diesem endlich in Africa bei Thapsus besiegt wurde. Sein Sohn gleiches Namens wurde in Rom, nachdem ihn Cäsar im Triumph aufgeführt, anständig erzogen, und späterhin von Augustus zum Beherrscher von Mauritanien und Gätulien gemacht. Er schrieb über Africa und Arabien, was der ältere Plinius benutzte.

Jüdeln heißt gewöhnlich kleinlich wuchern, in Handel und Wandel knickern u. s. f. In der Schauspielersprache bedeutet es einen jüdischen Dialect oder auch Jargon sprechen (s. diese beid. Art.). Dieser Dialect, den der Jude selten ganz ablegt, gewinnt dadurch, daß er an komische Eigenheiten dieser Nation mahnt, und selbst eine ist, in der Theaterpraxis eine Wichtigkeit, die dem Schauspieler das Studium desselben empfiehlt. Ihn nach Bedürfniß der Rolle, der Localität u. s. f. zu behandeln, um bald zu verstärken, bald zu mäßigen, bald mit niederländischer Naturmäßigkeit zu geben und bald zu idealisiren, sind Fertigkeiten, in deren Gebrauch sich der Künstler auszeichnen kann. Iffland gab ihn als Shylock in Shakspeare's Kaufmann von Venedig mit großer Kunst. Man hörte keinen Berliner, keinen Wiener, keinen Breslauer, keinen Hamburger Juden; man hörte aber doch den Juden, der Dialect war poetisch universalisirt, und der Künstler vermied es glücklich, durch ihn komische Nebenideen anzuregen, wo sie der ernsten Bedeutung dieses Grauen erregenden Charakterbildes Eintrag gethan haben würden. Von selbst versteht sich übrigens, daß das Jüdeln nicht in jeder Judenrolle am Platz ist. Lessings Nathan z. B. würde auch durch den leisesten Anflug von Dialect unendlich leiden. A. Mnr.

† Juden. Ueber die Anzahl der Juden in Europa hat man vom Jahr 1817 folgende statistische Angaben: Rußland mit Polen 402,800, Cracau 2500, Oesterreich 415,000, Preußen ohne die Rheinlande 78,000, Deutsche Staaten 68,500, Dänemark 5,300, England 25,000, Niederlande 30,000, Frankreich 60,000, zusammen 1,179,500, welche Summe jedoch viel zu gering ist, da allein Polen vor der Theilung über eine Million und Gallicien 422,000 Juden zählte, und die deutschen gemeiniglich auf 300,000 Köpfe angenommen werden. Die schwarzen Juden in Ostindien sind Eingeborne und Sclaven, die das Judenthum angenommen haben. In Rußland ist aus den Juden, die das Christenthum annehmen, 1817 eine besondere Gemeine Israelitischer Christen (s. d. Art.) mit großen Vorrechten gebildet worden. E.

Judenschule, s. Synagoge.

Julius Romanus, eigentlich Giulio Pippi, der vorzüglichste von Raphaels Schülern und Gehülfen. Er war 1492 zu Rom geboren. Von wem er seinen ersten Unterricht empfangen habe, ist unbekannt. Da er, so lange Raphael lebte, stets bei und unter diesem arbeitete, so war er genöthigt sich nach dessen Anordnungen und Vorschriften zu richten. Nachher aber folgte er seinem angebornen Genius, der sich zum Schrecklichen und Gewaltsamen hinneigte, und legte

[d]en ersten Grund zur manierirten Malerei. Nachdem er zu Rom unter Clemens VII. den großen Saal des Constantin vollendet hatte, ging [e]r, nicht, wie man wohl geglaubt hat, um dem Zorne des Papstes [ü]ber die von ihm entworfenen und von Raimondi gestochnen unzüch-[t]igen Zeichnungen zu entgehen, denn diese erschienen später, sondern [a]uf die Einladungen des Grafen Castiglione, nach Mantua. Hier [f]and er einen freien Spielraum für den kräftigen Schwung seines [G]eistes, sowohl in der Architektur als Malerei. Der Pallast del T[è] wurde ganz von ihm oder unter seiner Aufsicht von seinen Schü-[l]ern verziert. Durch seine Schule, welche er hier eröffnete, wurden [d]ie Grundsätze Raphaels in der Lombardei bekannter. Nach San-[g]allo's Tode im J. 1546 ward ihm der Bau der Peterskirche über-[t]ragen, aber er starb ebenfalls schon in demselben Jahre. So lange Julius Romanus seinem Lehrer nachahmte, zeigte er sich besonnen, [l]ieblich und gefällig in seinen Werken, als er aber nachher dem gan-[z]en Ungestüm seiner Einbildungskraft sich überließ, setzte er durch die Kühnheit seines Styls, durch die Großartigkeit seiner Zeichnung, [d]urch das Feuer seiner Compositionen, durch die Hoheit seiner poeti-[s]chen Ideen, durch die Kraft seines Ausdrucks in Erstaunen. Man [b]ewundert diese Eigenschaften vereint in dem Sturz der Giganten (im Pallast del Tè) und in den Schlachten Constantins (zu Rom). Man wirft ihm vor, daß er das Studium der Natur vernachlässigt [h]abe, um allein der Antike zu folgen, daß er den Faltenwurf nicht [v]erstanden, daß in seinen Köpfen zu viel Einförmigkeit herrsche, daß [s]ein Colorit zu sehr ins Grelle falle; dagegen aber hat kein Meister [m]ehr Geist und Kenntnisse in seine Gemählde gelegt. Seine ausge-[z]eichnetsten Schüler waren Raphael dal Colle, Primaticcio, und Giovanni Battista Montovano.

*Junius (Briefe des), eine der merkwürdigsten Erschei-[n]ungen in der politischen Literatur der Engländer und in der Geschichte [i]hrer Preßfreiheit. Ein furchtbarer Unbekannter, der gewaltigste Libel-[l]ist der neuern Zeit, griff in einer Reihe zermalmender Briefe (sie er-[s]chienen sämmtlich vom 21. Jan. 1769 bis zum 21. Jan. 1771 im Public Advertiser, einer Zeitung, welche der Buchdrucker Wood-[f]all herausgab), die Mitglieder des Cabinets, alle Staatsbeamten, [d]ie Tribunale, das Parlament, endlich die Person des Königs selbst, [m]it immer gleicher Bitterkeit und Schonungslosigkeit an. Mit Ta-[l]enten und Kenntnissen vom ersten Range, einer nie übertroffenen und [s]elten erreichten Beredtsamkeit, einer Kühnheit ohne Maß und Ziel, [w]ußte dieser Unhold — dessen Name ein nun schon fünfzigjähriges Geheimniß ist — zwei Jahre lang das brittische Publicum in fort-[d]auernder Spannung zwischen Lust und Schrecken, zwischen Bewunde-[r]ung und Abscheu zu erhalten. Ein Prozeß gegen den Herausgeber, [v]or der Kings-Bench im J. 1770, dessen Verhandlungen endlich nieder-[g]eschlagen wurden, hatte einen merkwürdigen Meinungskampf zur Folge, [d]er im Unterhause über den Libellproceß (so nennt man in Eng-[l]and das Einschreiten der Gerichte gegen den Mißbrauch der Preßfrei-[h]eit) geführt, und erst im J. 1792 durch eine Parlamentsacte dahin [e]ntschieden wurde, daß die Jury, in Criminalprozessen gegen Libelle, [ü]ber sämmtliche in der Anklageacte enthaltenen Punkte einen all-[g]emeinen Spruch von Schuldig oder Nichtschuldig zu geben berechtigt [s]ey. Seitdem entscheidet in England nicht das Gesetz, sondern die Jury über den libellistischen oder nicht libellistischen Charakter einer publicirten Denkschrift, und zwar nach einer Observanz der Gerichts-

höfe, ohne dabei auf die factische Wahrheit der libellistischen Behauptungen Rücksicht zu nehmen. (S. v. Genz in den Jahrb. d. Literat. Wien 1818, I. S. 240 fgg.) Die Briefe des Junius, welche auf diese Art in der Geschichte der engl. Preßfreiheit Epoche machten, erschienen in einer Sammlung zuerst 1772, welche bloß die im Public advert. mit Junius unterzeichneten enthielt; vollständiger, mit theils ungedruckten, theils zuvor nicht unter der Firma Junius gedruckten Briefen vermehrt, im J. 1812 in 3 B. 8vo. Woodfall's Sohn gab sie, mit einer Einleit. u. m. Anm. aus seines Vaters Papieren heraus. Doch wandte er auf die Anordnung der Zeitfolge wenig Sorgfalt. Unter den neu aufgenommenen Briefen, die voll heftiger politischer Ausfälle, an Kühnheit, Feuer und Beredtsamkeit den gepriesensten unter den Junius-Briefen gleichkommen, und einen Zeitraum von 5 Jahren umfassen, ist der früheste, mit Publicola unterzeichnet, vom 28. April 1757; andre aus dem J. 1768 mit Lucius, Brutus, Nemesis und anderen Namen; die spätern nach 1771, welche wüthende Angriffe auf den Kriegssecretär Lord Barrington enthalten, haben die Signaturen Veteran und Nemesis. Seit dem 19. Jan. 1773 war Junius für immer verstummt. Ohne einen Commentar sind diese Briefe jetzt selbst Engländern nicht mehr verständlich. Man muß die Verbindungen der damals mächtigen Whigfamilien, ihre Spannungen unter einander und mit den Tory's, so wie die Ursachen des Mißtrauens des Volks kennen, das über den Einfluß des geheimen Cabinets auf die Verwaltung unzufrieden war. Junius richtete seine Pfeile vorzüglich auf den Herzog von Grafton, und die Lords Mansfield, Hillsborough, North, Barrington u. a. m. Auch Chatam und Camden wurden nicht geschont. Selbst den Demagogen, wie Wilkes, Horne Tooke u. A. war Junius persönlich abhold; außer Delolme, der ein Fremder war, hat er keinen seiner Zeitgenossen gelobt; außer von Fox, Lord Holland und wenig Andern, hat er von Allen übel gesprochen. Uebrigens dachte und schrieb Junius, trotz seines republikanischen Cynismus, ganz in dem monarchischen Geiste der brittischen Verfassung: so betrachtete er den Widerstand der Amerikaner unabänderlich als Rebellion. Am glänzendsten trat er auf in dem Streite über die Midleser-Wahl für John Wilkes, der dreimal zum Parlamentsgliede erwählt, dreimal vom Unterhause ausgestoßen wurde. In Hinsicht auf seine Schreibart wird er allgemein als einer der ersten Prosaisten Englands angesehen. Sie ist gedrängt, zuweilen epigrammatisch, aber nie unklar, im Ausdruck sicher und fest, sparsam in Metaphern, und gewöhnlich ohne Schmuck; dabei sorgfältig genau. Uebrigens scheint dieser politische Sonderling, ohne Zweck und Leidenschaft, bloß um einem finstern Unmuthe, einer tief gewurzelten Erbitterung, durch gekränkte Eigenliebe oder betrogene Erwartungen erzeugt, Luft zu machen, sein großes Talent auf jene planmäßige Mißhandlung aller hochgestellten Männer, oft in satanischen Caricaturen, gerichtet zu haben. Von Woodfall, der durch ihn reich wurde, und der seinen Namen nie erfahren hat, bezog er keinen Gewinn. Ein schön gebundenes Exemplar der Sammlung seiner Briefe, deren genauen Abdruck er zur unerlaßlichen Bedingung machte, war das einzige Honorar, welches er ihm absoderte. Die Furcht entdeckt zu werden, das Gefühl seines Frevels, Worte wie Dolchstiche im Finstern gebraucht zu haben, Widersprüche endlich in seinen Ansichten und Behauptungen, erklären es, warum Junius alles that, um unerkannt zu bleiben. Das Publikum

über dessen Meinung er eine Art von unsichtbarer Dicatur ausübte, der keine andre Macht im Staate mehr gewachsen zu seyn schien) erschöpfte sich in Muthmaßungen über die Person des verkappten Libellisten. Erst seit der vollständigen Ausgabe seiner Briefe von 1812 weiß man, daß alle diese Vermuthungen grundlos waren. Endlich bezeichneten zwei anonyme Schriften im Jahre 1817: The Identity of Junius with a distinguished living character established, und: A Supplement to Junius identified. 1817) einen noch lebenden, in England sehr geachteten Mann als Verf. dieser Briefe. Sir Philipp Francis (seit 1806 Ritter des Bathordens), zur Zeit des Gouverneurs Hastings Beisitzer des hohen Raths von Ostindien zu Calcutta, nachher Mitglied des Parlaments, ein ausgezeichneter Redner und Geschäftsmann, und obgleich meistens in Verbindung mit der Opposition, doch von dem Ministerium geschätzt und oft zu Rathe gezogen, soll der wahre Junius seyn. Für diese Vermuthung haben sich die Herausgeber des Edinburgh Review sehr günstig erklärt; allein dem Verf. des (diesem Artikel zum Grunde liegenden) Aufsatzes über die Junius-Briefe (Ritt. v. Gentz) in den Jahrb. d. Literat. Wien 1818, I. 255, welcher Proben und historische Erläuterungen der Briefe enthält, scheint diese Meinung nicht gegründet, weil sich in den von Sir Philipp Francis gedruckten Parlamentsreden kein auch nur ferner Nachklang von den mächtigen Tönen, mit welchen Junius seine Zeitgenossen erschütterte, vernehmen läßt.

† Jussieu. Noch lebt sein Neffe Antoine Laurent de Jussieu, Arzt, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris und der königl. medicin. Schule. Im Jahre 1804 erstattete er einen Bericht über die Resultate der Reise des Capit. Baudin nach Neuholland. In der Anatomie der Pflanzen hat er sich durch die Entdeckung eines im Kern enthaltenen Körpers, Perisperme von ihm genannt, bekannt gemacht. 1784 ließ er seinen Rapport de l'examen du magnétisme animal drucken. Seine Genera plantarum secundum ordines naturales disposita (nach der Methode im botanischen Garten zu Paris) erschienen 1789 und 1791; auch in Zürich und in Leipzig. 1795 schrieb er Tableau synoptique de la méthode botanique de B. et A. L. de Jussieu; und 1800: Tableau de l'école de botanique du Jardin des Plantes de Paris. Er erhielt 1817 den St. Michaelsorden.

Justinus, ein bekannter lateinischer historischer Schriftsteller, über dessen Herkunft, Leben und Zeitalter man sehr ungewiß ist. Wahrscheinlich aber ists, daß er zu Rom im zweiten oder dritten Jahrhundert gelebt habe. Er machte einen Auszug aus der Geschichte des Trogus Pompejus, eines gebornen Galliers, der zur Zeit des Augustus lebte, und dessen Werk in 44 Büchern die allgemeine Geschichte von den ältesten Zeiten an umfaßte, vorzüglich ausführlich aber die macedonische Geschichte abhandelte, und daher auch die Ueberschrift führte: Philippische Geschichten. Nach dem Auszuge zu urtheilen (denn das Hauptwerk selbst ist verloren), fanden sich in dem Buche mehrere grobe Fehler, besonders in der jüdischen Geschichte; indeß fand doch dieser Auszug (der übrigens eben so überschrieben und eingetheilt ist, wie jenes Werk), weil er in der Kürze so vieles Merkwürdige der alten Geschichte zusammenfaßt, und dadurch sich vor andern, an sich weit vorzüglichern geschichtlichen Werken auszeichnet, Beifall, und wird auch gegenwärtig häufig in Schulen

gelesen. Die Darstellung ist im Ganzen elegant und gefällig genug, wenn ihr gleich ganz edle Einfachheit und classische Correctheit fehlt, die das Werk des Meisters bezeichnen. Neuere gute Ausgaben sind die von Fischer (Leipzig 757) und Wetzel (Liegnitz 806). Deutsch mit Anmerkungen von Ostertag.

K. *)

K, der eilfte Buchstabe des deutschen Abc, ein harter Gaumenlaut.

Kabris (Joseph), Prinz von Nukahiwa, aus Bordeaux. Als Matrose wird er von den Engländern kriegsgefangen, erhält aber die Erlaubniß, mit einem Wallfischfänger in die Südsee zu gehn. Sein Schiff scheitert an den Küsten von Nukahiwa (s. d. Art.). Schon schwingen die Anthropophagen die Keule über ihn, um ihn zu verzehren, als die junge Valmaica, die Tochter des Königs, sein Leben sich erbittet. Sie wird bald darauf seine Gemahlin, weshalb ihn der König eigenhändig zum Prinzen vom Hause tättowirt, und ihn zum Oberrichter der Insel ernennt. So lebt er 9 Jahre in großem Ansehn, als glücklicher Familienvater. Da landet Krusenstern (s. d. Art.). Einst schläft er auf dem russischen Schiffe, — so erzählt er, — man segelt ab, und entführt ihn. Er kommt nach Petersburg, wird Schwimmmeister bei der kaiserlichen Seeschule, kehrt 1817 nach Frankreich zurück, wird Ludwig XVIII. vorgestellt und dem König von Preußen, der damals in Paris war, läßt sich für Geld sehn, und begibt sich nach Bordeaux, um von hier nach Nukahiwa zurückzukehren. Er ist in seinen Mittheilungen offen und verständig, und keinesweges ein bloßer Gascogner.

Kaleidoscop, Schönbilderzeiger, ist ein von D. Brewster in Edinburg neu erfundenes katoptrisches Instrument. In einem inwendig schwarz gefärbten Rohr von 8 bis 9 Zoll Länge und 20 bis 24 Linien Durchmesser befinden sich zwei Spiegel, welche durch die ganze Länge des Rohrs reichen und in einen Winkel gestellt sind, welcher den vierten, achten, zwölften oder sechzehnten Theil der Kreisperipherie ausmacht. Das Okularglas, welches unmittelbar an den Spiegeln anliegt, so wie ein zweites Glas, welches die Enden der Spiegel berührt, sind Plangläser; in einer Entfernung von 1/2 bis 1 Zoll von letzterm befindet sich ein matt geschliffenes Glas. Zwischen diese beiden Gläser legt man allerlei Stückchen buntes Glas, Moos, Blätter u. dgl. von beliebiger Gestalt. Da nun diese Gegenstände, so unordentlich sie auch unter einander liegen mögen, dem Auge stets in regelmäßiger Form und zwar so vielmal vervielfacht, als der Winkel, unter welchem die Spiegel gegeneinander stehn, in der Kreisperipherie enthalten ist, erscheinen, und eine eben so vielspitzige arabeskenartige Figur bilden, welche sich verändert, so oft jene sie erzeugenden Gegenstände eine andre Lage gegen einander annehmen, so daß beim bloßen Umdrehen des Instruments sich unaufhörlich neue Bilder, bald um den Mittelpunkt und aus diesem hervorgehend, bald um den Rand und aus diesem aufsteigend, in stetem Wechsel erzeugen; so kann dies Instrument nicht nur zu einer angenehmen Unterhaltung,

*) Die unter diesen Buchstaben gehörigen Artikel, welche man hier vermißt, sind unter C aufzusuchen.

ondern auch dem Zeichner von Rosetten, Arabesken und Mustern ür allerlei Zeuge zu einer unerschöpflichen Fundgrube dienen. Sehr weckmäßig hat man für letztern Zweck das Kaleidoscop mit einem Statif versehen, um die entstehenden und bei jeder Bewegung sich eränderenden, nie aber auf dieselbe Weise wiederherzustellenden Bilder für den Zeichner sicherer festzuhalten.

Kalkreuth (Friedrich Adolph Graf von), preußischer Feldmarschall, Ritter des schwarzen und rothen Adlerordens u. s. w., geb. zu Eisleben 1737, verlor seinen Vater früh, wurde 1747 von seiner Vormundschaft in das Seminar der mährischen Brüder zu Neu-Salza gethan, kam dann in eine französische Erziehungsanstalt nach Berlin und trat 1751 in das Militär. Er wurde zunächst als Volontär-Offizier bei der Garde du Corps angestellt und avancirte zum Lieutenant. Im siebenjährigen Kriege diente er mit Auszeichnung als Adjutant des Prinzen Heinrich. Er stieg von Stufe zu Stufe bis zum General, und ward 1788 in den Grafenstand erhoben. In dem Kriege mit Frankreich, den er übrigens nicht billigte, bewies er eben so viel Muth als Geschicklichkeit. Den 8. Oct. 1792 hatten er und der Herzog von Braunschweig eine Zusammenkunft mit den französischen Generalen Labaroliere und Galbaud, in der Nähe des von den Preußen eroberten Verdün. Man konnte aber über die Räumung dieses Platzes sich nicht vereinigen; doch drei Tage später traf der General Kalkreuth mit dem General Dillon deshalb eine Uebereinkunft. Im Jahre 1793 belagerte Kalkreuth Mainz, und unterzeichnete den 22. Juli die Capitulation dieser Festung. Zu dem Siege Möllendorfs bei Kaiserslautern den 23. Mai 1794 trug er wesentlich bei, indem er die gegen Pirmasens vordringende französ. Heerabtheilung gänzlich schlug. Er vertrieb hierauf die Franzosen aus Zweibrücken und drang bis Saarlouis vor. Als aber die Franzosen Trier einnahmen, legten dies die österreichischen Feldherren den Preußen zur Last. Der General Kalkreuth rechtfertigte dagegen die preußische Armee durch eine öffentliche Anzeige vom 25. August, daß, nach einer am 26. Juli getroffenen Uebereinkunft, Trier gar nicht zur Defensionslinie der Preußen gehört habe, daß er gleichwohl Trier zu Hülfe geeilt wäre, aber es nicht habe retten können, weil die Oesterreicher den Platz so schnell geräumt hätten. Am Ende des Jahrs 1795 übernahm er den Oberbefehl über die Truppen in Pommern, wurde darauf im Mai 1806 Gouverneur von Thorn und Danzig, und Generalinspector der Cavallerie. Im Herbst stieß er mit seinem Heerhaufen zu der Hauptarmee in Thüringen, nahm aber an der Schlacht bei Jena und Auerstädt keinen Theil, weil sein Heertheil zum Nachzug gehörte. Am 15. October trug er im Namen des Königs auf einen Waffenstillstand an, den aber Napoleon verweigerte. Der König zog hierauf mit der etwa 12,000 Mann starken Abtheilung des Generals Kalkreuth über Magdeburg gegen die Oder. Die Vertheidigung des seit dem 19. März 1807 von dem französ. Marschall Lefebvre belagerten Danzig, wo Kalkreuth an Manstein's Stelle den Oberbefehl übernahm, führte er mit solcher Einsicht und Tapferkeit, daß man ihm, als Danzig (51 Tage nach Eröffnung der Laufgräben) sich nicht länger halten konnte, den 24. Mai dieselbe ehrenvolle Capitulation zugestand, welche er einst der französischen Besatzung in Mainz bewilligt hatte. Am 25. Juni 1807 schloß Kalkreuth zu Tilsit den Waffenstillstand zwischen Preußen und Frankreich mit Berthier ab: hierauf am 9. Juli nebst Golz den Frieden mit Talleyrand. Er wurde un-

mittelbar darauf zum Feldmarschall erhoben. Im Januar 1810 ernannte ihn der König zum Gouverneur von Berlin; auch überbrachte er dessen Glückwunsch zu Napoleons Vermählung mit der Erzherzogin nach Paris. Im letzten Kriege war der Graf Kalkreuth Gouverneur von Breslau, kehrte 1814 nach Berlin zurück, wo er das Gouvernement wieder übernahm und den 10. Juni 1818 starb. Er war ein Mann von seltenen Eigenschaften des Geistes und Herzens, und als Held und Mensch gleich hochachtungswerth.

Kammer, Kammeralwissenschaft u. s. w., s. Cammer, Cammeralwissenschaft u. s. w.

Kapitalsteuer. Man versteht darunter bald die Abgabe, welche vom eigentlichen Kapitalvermögen der Staatsbürger erhoben und gewöhnlich Vermögenssteuer genannt wird, bald die Abgabe von der Kapitalrente, d. h. von dem Einkommen, welches die Anwendung des Kapitals verschafft. Die erstere Gattung von Steuern widerspricht den Grundsätzen einer guten Finanzwirthschaft, wonach das National-Kapital von aller Besteurung befreit bleiben muß, die letztere hingegen, die Capitalrentensteuer ist, in sofern sie richtig angelegt worden, jenen Grundsätzen vollkommen angemessen. (S. Abgaben). Es erfodern jedoch wenige Steuern hinsichtlich ihrer Anlage und Vertheilung eine solche Vorsicht und Sorgfalt wie diese, denn 1. je nachdem das Einkommen, was Kapitale gewähren, entweder Zins oder Gewinnst ist (s. Kapitalrente), muß auch die Art und Weise, dasselbe zu besteuern, verschieden seyn, und während der Kapitalzins überall im Lande fast gleich, also der Ertrag desselben leicht auszumitteln ist, sind die Gewinnste, welche den Anlegern der Kapitale zu Theil werden, immer höchst verschieden und ungleich; 2. es ist ganz unmöglich, genau in Erfahrung zu bringen, was Jemand an Kapital besitzet; strenge Nachforschungen sind tyrannisch, und führen nur theilweise zum Zweck; es muß nämlich hiebei nicht bloß das sichtbare, sinnliche Kapital in Anschlag gebracht werden, wie z. B. Häuser, Waaren, Maschinen rc., sondern auch das unsichtbare, geistige Kapital, nämlich die erworbenen Geschicklichkeiten und Talente der Staatsbürger, denn zu deren Erwerbung hat ein Kapital angewendet werden müssen, welches productiv wirkt und Gewinnste abwirft; 3. eine starke Abgabe dieser Art und strenge Nachforschungen von Seite der Finanzbehörde können einen großen Theil der Kapitale, wenigstens der beweglichen und umlaufenden, wie z. B. Metallmünze, aus dem Lande treiben, was die Production ungemein schwächen und mittelbar den Finanzen größern Schaden zufügen würde, als der Vortheil beträgt, welchen die Steuer ihnen gewährt. Wollte aber die Regierung, um eine solche Wegsendung der Kapitale ins Ausland zu verhüten, die Besteurung auch auf die aus der Fremde eingehende Kapitalrente ausdehnen, so würde sie immer nur höchst unvollkommen in dieser Hinsicht ihren Zweck erreichen, theils weil es ihr stets an der dazu nöthigen Kontrolle fehlen müßte, theils weil sie doch nie das Auswandern der Kapitalisten selbst ganz zu hindern vermöchte. H. M.

Karamsin, ein gelehrter Russe und einer der vorzüglichsten Schriftsteller seiner Nation. Er ist Verfasser einer Geschichte seines Vaterlandes, von der im J. 1816 die neun ersten Bände erschienen, die bis 1560 reichen. Seine Briefe eines reisenden Russen sind von Richter ins Deutsche übersetzt worden (Leipzig 1799 — 1800, 4 B.); desgleichen seine Erzählungen. Von letztern begnügen wir uns die Sammlung Aglaja zu nennen (Moskau 1794, 2 B.). Kaiser Ale-

inder hat ihm den St. Annenorden verliehen, ihn zum Staatsrath ernannt, und für die Herausgabe seines grossen Werks 60,000 Rubel, dem Verfasser aber in einem Lustschloß der Kaiserin Catharina II. freie Wohnung angewiesen.

Katharer, ein Ketzername, der seit der Mitte des 11ten Jahrhunderts bis in das 13te Jahrhundert mehreren, erst in der Lombardei, dann auch in andern Ländern des Occidents entdeckten, und wegen manichäischer Lehren und Gebräuche als Feinde der Hierarchie heftig verfolgten Separatistenhaufen und Secten beigelegt wurde. Man nannte sie bald wegen ihrer Herkunft aus der Bulgarei **Bulgaren**, woraus das französische Schimpfwort „Bougre" entstand, bald zum Zeichen ihrer Verächtlichkeit, als Menschen aus der niedrigsten Volksklasse, nach der Pataria, einer übelberufenen Gegend bei Mailand, **Patarener** oder **Patariner**, bald **Publicaner** oder **Popelitaner** und in den Niederlanden **Piphles**. Der allgemeinste Namen aber, mit dem das Mittelalter diese und ähnliche Ketzer bezeichnete, war **Katharer**, der entweder aus dem griechischen Worte καθαροι, die Reinen, wofür sie sich selbst hielten, oder nach der Nationalbenennung Gazaren, weil sie aus der Gazarei, der heutigen Krimm, gekommen seyn sollen, gebildet und in dem deutschen Ausdrucke „Ketzer" erhalten wurde. Die Religionsansicht und Uebung der unter diesem Namen begriffenen Ketzerhaufen war freilich nach der Gegend und dem Zeitalter, worin sie auftraten, und nach dem Geiste ihrer Anführer sehr mannigfaltig modificirt; doch in der hartnäckigen Opposition gegen den Catholicismus stimmten sie alle überein, und trafen in folgenden Punkten der Lehre und des religiösen Lebens zusammen. Den Widerwillen gegen das Jüdische im Christenthum, den in biblische Redensarten gekleideten Dualismus, der den Teufel neben Gott stellt, und den Dünkel einer höhern sittlichen Vollkommenheit hatten sie mit den alten Manichäern gemein, ohne Mani als Prophet zu verehren. Der Einfluß Arianischer Vorstellungen und Platonischer Ideen leuchtete aus ihren Deutungen der Trinitätslehre hervor, nach denen der Vater die Einheit des göttlichen Willens, der Sohn oder Logos sein erster Gedanke, und der Geist die gemeinsame Wirkung seyn sollte. In jedem guten Menschen sahen sie einen Christus, und unterschieden daher in ihren Gemeinen Auserwählete von den Anfängern. Das Verdienst des Erlösers fanden sie mehr in seinem Beispiele, als in seinem Versöhnungstode, und bauten die Hoffnung ihrer Seligkeit, zu der eine Auferstehung der Leiber ihnen nicht nöthig schien, auf das Maß ihrer eigenen Tugend. Im religiösen Leben des Menschen hielten sie die Erhebung des Geistes über das Irdische bis zur mystischen Beschauung für die höchste Stufe; als leeres Gepränge verachteten sie Messe, Altardienst und ähnliche Kirchengebräuche, als todten Aberglauben die Verehrung des Kreuzes, der Heiligen und Reliquien, sammt allen willkührlichen Bußübungen und sogenannten guten Werken. Die tägliche Einsegnung ihrer Speisen und Getränke galt ihnen als heiliges Abendmahl, das Auflegen der Hände untadelhafter Lehrer zur Mittheilung des Geistes, als Taufe und Unterpfand der Sündenvergebung. Innige Herzensandacht beim Gebet, und reiner, durch Enthaltung vom Beischlaf und Genuß aufreizender Nahrungsmittel, verherrlichter Wandel, war ihnen genug zur Uebung der Frömmigkeit. Die Satzungen der Hierarchie und das Priesterthum der Catholischen, wie es damals war, hielten sie für ganz unchristlich und verderblich; dagegen dran-

gen sie auf Rückkehr zur apostolischen Einfachheit und auf buchstäb-
liche Erfüllung der Vorschriften des neuen Testaments, das sie fleißig
lasen, aber freilich oft mißverstanden. In einem Zeitalter, wo todtes
Buchstabenwesen, kalte Dialectik, mechanische Verwaltung des Cul-
tus und ärgerliche Sitten des Clerus die Religion immer mehr aus
der herrschenden Kirche entfernten, mußten solche Lehren und Grund-
sätze schon um des Gegensatzes willen Beifall finden. Die lebendige
Religiosität und Sittlichkeit, deren sich die meisten dieser Separati-
sten befleißigten, der Reiz ihrer geheimen Verbindung und vorgebli-
chen höheren Einsicht, die Wärme ihrer Mystik und die rührende Ein-
ihres einfachen Cultus verschafften ihnen viele Anhänger, und zwar
nicht bloß aus dem gemeinen Volke; Unzufriedene aller Art, auch
Cleriker und Edelleute, schlossen sich an sie an, daher sie in Frank-
reich bons hommes, gute d. h. adelige Leute hießen, und bei dem
rohen Zustande der Staatsverfassungen, unter den Verwirrungen der
bürgerlichen Kriege und kirchlichen Händel jener Zeit, konnten ihre
wenig mit einander zusammenhängenden, politisch nicht gefährlichen
Gemeinen oft lange Jahre straflos ihr stilles Wesen treiben. Freilich fehlte
es auch nicht an Ausartungen bei diesen Secten: die nächtlichen Zu-
sammenkünfte, die Gemeinschaft der Güter, die heimathlose, herum-
schweifende Lebensart, wegen der mehrere derselben Passagerii,
Passagini genannt wurden, die ursprünglich ascetische Gering-
schätzung des Ehestandes Mancher von ihnen machte, da sie doch das
Zusammenleben beider Geschlechter gestatteten, Gelegenheit zu groben
Unsittlichkeiten, und das Geheimniß, in das sie ihre Religionsübung
hüllten, bedeckte bisweilen auch arge Verirrungen einer sich selbst
überlassenen Schwärmerei. Doch wenn ältere Sectennamen durch
solche Flecken übel berüchtiget wurden, so gaben neue Anführer und
Reformen in Lehre und Leben auch neuen Secten Daseyn und Na-
men und dem einmal beliebten Geiste des Separatismus frischen
Schwung. Versuche dieser Art waren die Regungen unter dem Volke
in Frankreich, der Schweiz und Italien, die Peter von Bruys, Hein-
rich und Arnold von Brescia im 12ten Jahrhundert verursachten, und
dadurch die Partheinamen Petrobrusianer, Henricianer und
Arnoldisten aufbrachten. (Vergl. d. Art. Arnold von Brescia.)
Nun wurden zugleich die geistlichen Obern eifriger im Aufspüren und
Bestrafen der Ketzer, so daß diese neuen, noch dazu unter einander
nicht einigen Gattungen der Katharer bald wieder erloschen. Zwar
brauchten jetzt jene älteren Katharer, Publicaner, Patarener u. s. w.
wo sie ansässig waren, die Vorsicht, sich öffentlich zu den catholischen
Kirchen zu halten und ihre Privatversammlungen immer mehr in
nächtliches Dunkel zurückzuziehen; auch gestatteten sie bedrängten
Gliedern, sich vor den geistlichen Gerichten durch scheinbaren Wider-
ruf zu helfen. Die Aufmerksamkeit dieser Behörden war aber einmal
rege, und da die Päpste die Verfolgung der Ketzer durch eigne Legaten
ten betrieben und im 13ten Jahrhundert das furchtbare Institut der
Inquisition errichteten, so gab auch das unbescholtenste bürgerliche
Leben und die tiefste Verborgenheit der Religionsübung den Irrgläu-
bigen keine Sicherheit mehr. Das Schicksal der Albigenser
(s. d. Art.), welche großentheils Katharer waren, brachte endlich im
13ten Jahrhundert dieser ganzen Sectenfamilie den Untergang. Nur
die Waldenser (s. d. Art.), die man ohne Grund mit den Ka-
tharern verwechselt hat, erhielten sich. Später entstandene Secten
führten nicht mehr diesen allgemeinen Ketzernamen. E.

Kaufmann (Johann Gottfried und Friedrich), Vater und Sohn, berühmt als Akustiker, Mechaniker und Tonkünstler. Der Vater war 1752 zu Siegmar bei Chemnitz in Sachsen von armen Eltern geboren. Schon als Kind verrieth er Genie für Mechanik. Er kam darauf zu einem Strumpfwirker in die Lehre, entsagte jedoch nach drei Jahren dieser Profession und ging, um seiner Neigung zu mechanischen Arbeiten zu folgen, nach Dresden. Hier kam er in das Haus eines Mannes, der sich mit Repariren von Uhren und ähnlichen Arbeiten beschäftigte. Wie schnelle Fortschritte er hier machte, beweiset der Umstand, daß er, als nach 1 1/2 Jahren sein Lehrmeister starb, das Geschäft allein für Rechnung der Witwe und der Kinder fortzusetzen im Stande war. Im Jahr 1779 heirathete er die jüngste Tochter des Hauses, mit der er eine Tochter und einen Sohn zeugte. Nachdem er mehrere neue Uhren gefertigt, versuchte er auch, obgleich er nie Unterricht in der Musik genossen hatte, den Bau von Spiel- und vorzüglich Harfenuhren, wozu er einen eignen Mechanismus erdacht hatte. Späterhin wagte er sich in das Gebiet der Orgelbaukunst, und lieferte bald ganz vorzügliche Flötenuhren. Aber auch hier blieb er nicht stehen: er war in Sachsen der Erste, der beides mit einander verband und im J. 1789 eine Flöten- und Harfenuhr zu Stande brachte, die wegen ihrer Vortrefflichkeit sogleich von dem damaligen Churfürsten von Sachsen zum Geschenk für seine Gemahlin bestimmt wurde. Diese Aufmunterung spornte seinen Fleiß immer mehr an, und so brachte er es durch rastlosen Eifer und durch den Grundsatz, nie zwei Werke ganz gleich zu bauen, dahin, daß schon 1800 seine Arbeiten in Italien, Oesterreich und Rußland als Meisterwerke gesucht und dahin versendet wurden. Um diese Zeit fing auch sein Sohn Friedrich, den er von Jugend auf in der Musik hatte unterrichten lassen, an, ihn bei seinen Arbeiten zu unterstützen. Im Jahr 1804 sah er zum erstenmal ein von Mälzl in Wien gefertigtes Trompetenwerk. Sogleich versuchte er ein ähnliches Werk, und was er leistete, beweiset sein Belloneon. In den Jahren 1807 und 1808 projectirte er eine Vorrichtung, wodurch an seinen Spieluhren die s. g. Harfe in ein wahres Fortepiano umgewandelt wurde. Auch gelang es ihm, die gewöhnlichen Orgelpfeifen dahin zu vervollkommnen, daß sie, ohne die Stimmung zu verändern, durch Vermehrung und Verminderung des Windes das Crescendo und Decrescendo hervorbringen, was man bis dahin für unmöglich gehalten hatte. Von Vater und Sohn gemeinschaftlich wurden diese Ideen nachher berichtigt und bei dem Chordaulodion zuerst ausgeführt. Beide Künstler erfanden darauf auch das Harmonichord, über dessen außerordentliche Eigenschaften nur Eine Stimme ist. Der Sohn gab dazu die erste Idee und ein Theil der Ausführung gehört ihm; die originelle Art der Stimmung aber ist die Erfindung des Vaters. Nachdem beide Künstler schon früher mehrere Städte Deutschlands mit ihren Instrumenten besucht, unternahmen sie 1816 eine Reise über Hamburg nach London und Paris. Ueberall erwarben sie eben so viel Beifall und Bewunderung durch ihre Talente, als Hochachtung und Zuneigung durch ihren persönlichen Charakter. Im Jahre 1818 waren sie in Frankfurt, wo am 10. April der Vater starb.

Kayster (Kaystros), ein Fluß bei Ephesus in Kleinasien, berühmt durch seine vielen Schwäne, deren Gesang man pries.

† Kellermann. Sein Sohn (geb. 1770) zeichnete sich 1796 als General-Adjutant bei der Armee von Italien, und am 16. März

beim Uebergange über den Tagliamento aus. Im Jahre 1800 trug er als Brigadegeneral, nebst Desaix, zum Siege von Marengo bei. In der Schlacht bei Austerliz ward er verwundet. In Portugal unterzeichnete er, in Junot's Namen, die Capitulation von Cintra, 30. August 1808. Darauf erkämpfte er 1809 in Spanien mehrere Vortheile, zeichnete sich 1813, 20sten Mai in der Schlacht bei Bautzen aus, vorzüglich aber 1814 in den Treffen bei Nangis (17. Februar) und bei Provins. Den 6. April erklärte er sich für Ludwig XVIII., der ihm seine jetzigen Würden ertheilte. Napoleon erhob ihn 1815 zum Pair, was er aber nach der Rückkunft des Königs nicht blieb.

Kent (Prinz August Eduard, Herzog von), vierter Sohn des Königs von England, geb. den 2. Nov. 1767, K. Großbrit. Feldmarschall, lebte seit 29. August 1816 zu Brüssel, als Graf von Dublin, von 18,000 Pf. jährlich. Eink. Im Jahre 1802 war er Gouverneur zu Gibraltar, wo sich ein Theil der Besatzung gegen ihn empörte, weil er die Abgeordneten derselben, die ihn um die Erlaubniß baten, die Weihnachtsnacht feiern zu dürfen, hatte in Verhaft bringen lassen. Die Aufrührer wollten den General Barnet an seine Stelle setzen. Nach vier und zwanzigstündigem Tumult ward der Aufstand mit Gewalt unterdrückt, indem der Prinz an der Spitze des ihm treu gebliebenen Regiments mit Canonen ausrückte, und die Rebellen nach einem zweistündigen Kampfe zurückschlug. Die Schuldigen wurden gestraft. Im folgenden Jahre gab der Prinz seinen Posten auf, und kehrte nach England zurück. Hier nahm er im Juli 1816 an der Versammlung in der Londoner Taverne Theil, welche über Mittel, dem gesunkenen Manufacturstande aufzuhelfen, berathschlagte. Der Prinz schlug vor zu erklären, daß die Ursache der Noth in dem plötzlichen Uebergange aus dem Kriegs- in den Friedenszustand liege; was aber Lord Cochrane bestritt. Darauf ward eine beträchtliche Summe zur Unterstützung der Nothleidenden unterzeichnet. Der Prinz begab sich bald nachher über Paris und Cambrai nach Brüssel, und hat sich 1818 mit der verwitweten Fürstin von Leiningen vermählt.

Kinsbergen (Ritter van), holländischer Admiral, hatte in dem Seetreffen gegen die Engländer unter Parker, bei der Doggersbank (5. August 1781) den alten Ruhm der holländischen Tapferkeit behauptet, daher ihn König Ludwig von Holland 1806 zum Grafen von Doggersbank erhob. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich ernannte ihn Napoleon 1811 zum Mitgliede des Erhaltungs-Senats. Im Jahre 1814 trat er in die Dienste seines Vaterlandes zurück, wo er gegenwärtig eine der ersten Stellen in der Admiralität bekleidet. Er hat eine gute Charte von der Crimm in vier Blättern herausgegeben.

Kirchengeschichte. Ueber den Begriff und die Behandlung dieser historischen Wissenschaft s. d. Art. Geschichte. Einen Umriß von dem Inhalte der Geschichte der christlichen Kirche gibt der Art. Christenthum.

* Kirchenmusik. Wie alle schöne Künste in ihrem reinsten Aufblühen mehr oder weniger dem religiösen Leben huldigen, so auch die Musik. Fast alle Nationen, die einen öffentlichen, festlichen Gottesdienst hatten, haben die Tonkunst zu einem wichtigen Bestandtheile desselben gemacht. Aber auch dem Herzen, das in der Einsamkeit sein frisches Gefühl ausströmte, mußte die Erfindung der Kunst zur Veräußerung religiöser Stimmungen um so willkommener seyn,

e lebendiger in der Jugendzeit der Völker das Verhältniß des Menschen zu der überall umgebenden Gottheit ist. Hier war die Kunst mehr dem Gefühl überlassen; dort bildete sich die Kunst in regelmäßigen Gattungen den jedesmaligen Foderungen des Gottesdienstes gemäß zur Darstellung gemeinsamer religiöser Stimmungen aus. In diesem allgemeinen Sinne könnten wir nun auch die bei den gottesdienstlichen Festen der vorchristlichen Völker, namentlich der Aegypter, Hebräer, Griechen und Römer angewendete Musik, nicht minder auch die religiösen Festgesänge der Barden und Skalden, Kirchenmusik nennen. Da jedoch die religiöse Musik der Christen, welchen wir ausschließend eine Kirche zuschreiben, sich dem Charakter ihrer Religion gemäß eigenthümlich entwickelt hat, so nennen wir richtiger und bestimmter nur die für den christlichen Gottesdienst bestimmte Musik Kirchenmusik, und wollen nur kürzlich die Bedingungen andeuten, unter welchen dieselbe entstanden ist. Die unvollkommene Musik der Griechen und Römer war durch den Luxus des sinkenden Heidenthums noch mehr in Verfall gerathen. Die Christen, die zu religiösem Gesang in ihren Gemeinden schon durch viele Stellen ihrer heiligen Schriften aufgefodert waren, verpflanzten die Gesänge der Psalmen und Hymnen zum Theil aus dem jüdischen Gottesdienst in ihre Gemeinden; vorzüglich die morgenländischen. Die abendländische Kirche erhielt durch Ambrosius, Bischof von Mailand (s. diesen Art.), einen geregelten und der morgenländischen ähnlichen Kirchengesang, den man den Ambrosianischen Kirchengesang nennt. Wahrscheinlich war dieser nicht bloß ein declamatorisch freier Vortrag, sondern mit bestimmter Modulation und bestimmtem Rhythmus bekleidet, nur daß beide durch Mangelhaftigkeit damaliger Musik noch sehr unvollkommen, und letzterer auf bloße lange und kurze Töne beschränkt gewesen zu seyn scheint, erstere sich auf die in Italien damals noch üblichen griechischen Tonorten stützte, und sehr gering war. Vielleicht wurden hier manchen vorhandenen Melodien griechischer und römischer Hymnen christlich-religiöse Texte untergelegt. Die Zeugnisse der Kirchenväter beweisen den Gebrauch des Gesangs in den christlichen Gemeinden der ersten Jahrhunderte, und viele derselben, wie eben Ambrosius und Augustinus selbst, waren hohe Verehrer desselben und von der Würde der Tonkunst überhaupt ergriffen. Was die Art des Singens in den ersten Gemeinden betrifft, so war sie bald Sologesang, bald Wechselgesang (Antiphonien), bald Chorgesang der ganzen Versammlung, die in einen vorgesungenen oder vorgelesenen Spruch einfiel, wovon wahrscheinlich erst später das weibliche Geschlecht ausgeschlossen wurde. Zur regelmäßigen Anordnung des Gesangs wurden aber bald (im 4ten Jahrhundert) besondere Vorsänger angestellt, die zu den niedern geistl. Beamten gerechnet wurden, und ihre Nachfolger bildeten. Eigene Singschulen aber findet man erst später und nur an wenig Orten. Besonders hat sich Papst Gregorius der Große im 6ten und 7ten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung als Stifter einer neuentstandenen Singschule, in welcher Knaben aufgenommen und unterrichtet wurden, in der römischen Kirche berühmt gemacht. Sie wurden das Muster vieler anderer Anstalten dieser Art. Durch die Bildung besonderer künstlicher Sänger aber, welche auch in verschiedene Classen getheilt wurden, wurde der Gesang nicht nur künstlicher und daher bald ausgeartet, sondern auch dem Volke aus den Händen gerissen, um so mehr da er lateinisch war. Gregor

sammelte in seinem Antiphonarium die vorhandenen Kirchengesänge, die er nach den besten alten Melodien auserwählte, verbesserte und mit neuen vermehrte. Der nach ihm benannte Gregorianische Gesang schritt einstimmig im Einklange und in lauter Noten von gleichem Werthe ohne Rhythmus und Metrum (dadurch soll er sich von dem Ambrosianischen hauptsächlich unterschieden haben. S. Forkel Gesch. der Mus. 2. Thl. S. 182), aber mit umfassenderer Modulation fort. Und dieser Gesang ist es, der durch Gregor und seine Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle im ganzen Occident verbreitet wurde, und welcher die Grundlage der eigentlichen christlichen Kirchenmusik geworden ist. Man nannte ihn auch cantum choralem (Choral), weil er vom Chor gesungen wurde. Und in der That war seine beschriebene Beschaffenheit nicht nur dem Gesange einer großen Volksmasse, welche sich schwer und in weniger bestimmt abgemessenen Zeiträumen fortbewegt, sondern auch dem feierlichen einfachen Ausdruck eines allgemeinen christlich-religiösen Liedes sehr geeignet, so daß man sich nicht wundern darf, warum der Choral so viele Jahrhunderte hindurch, bei allem Wechsel der übrigen Musik, sich behauptet und unverändert erhalten hat. Zuerst verbreitete sich der Gregorianische Gesang nach England und nach Frankreich. Carl der Große, der vorzüglich zu seiner Verbreitung wirkte, ließ mehrere Singschulen in Frankreich errichten, und verband sie mit den Klöstern. Nach Deutschland kam der Gregorianische Gesang zuerst, wahrscheinlich durch Bonifaz; aber erst zu Carls des Gr. Zeiten wurde er auch in Deutschland verbreitet. Durch den Choral mochte sich wohl der vierstimmige Gesang leichter entwickeln, aber gewiß haben dazu, so wie überhaupt zur Entwickelung der vollkommenen Harmonie, die musicalischen Instrumente noch mehr beigetragen, unter diesen aber vorzüglich die Orgel, die in der Kirche bald den Vorrang behauptete (s. d. Art.). Nun entwickelte sich die Figuralmusik und der figurirte Gesang (cantus figuratus), welcher im 15ten Jahrhunderte anfing allgemeiner zu werden, indem man zuerst nur die begleitenden Stimmen einer Melodie veränderte, erweiterte und ausschmückte, wogegen die Hauptstimme, d. h. diejenige, in welcher die Grundmelodie enthalten war, unverändert blieb (daher sie cantus firmus, canto firmo, plein chant genannt wurde), doch so, daß die Hauptstimme sehr oft in die Unterstimme verlegt wurde. Dies geschah jedoch nachher auch mit der Melodie. Die Erfindung der Mensuralmusik bewirkte, daß auch der Choral in bestimmterem Zeitmaß vorgetragen wurde, und bildete die Harmonie weiter aus. Nun wurden Singchöre nothwendiger, und der Gesang vorzüglich in Italien zu mehrerem Glanze des religiösen Cultus angewandt (s. Italienische Musik). Die Orgeln wurden seit dem 15ten Jahrhundert immer vollkommener und auch andere Instrumente in der Kirche eingeführt, gegen welche, so wie überhaupt gegen die neue Figuralmusik, die in der Instrumentalmusik eine vorzügliche Stütze fand, sich öfters eifernde Stimmen in der Kirche erhoben. Doch gingen sie größtentheils gegen den Mißbrauch der Figural- und Instrumentalmusik, und vermochten diese nicht aus der Kirche überhaupt zu verbannen. Die Kirchenmusik wurde nun immer glänzender, und immer mehr durch weltliche Musik verfälscht, dagegen Luthers Verdienst um den guten deutschen Kirchengesang in Ehren bekannt ist. Forkel, der in der Einleitung zum zweiten Theile seiner Geschichte der Musik von dem Verfalle des gesammten kirchli-

chen Musikwesens in den neuern Zeiten spricht, führt als Hauptursachen an, den allzuhäufigen Gebrauch der Musik, wodurch dieselbe, möchten wir sagen, profanirt wird, ferner Mißbräuche in der Anwendung der Musik, Mangel an hinlänglicher Kenntniß derselben, und Sparsamkeit in Hinsicht des zu einer guten Musik erfoderlichen Aufwandes, wobei man die Vermögensumstände der meisten Kirchen, so wie die zu großen Anfoderungen der neuen Componisten auch in Betracht ziehen muß. In Hinsicht auf den letztern Punkt betrachtet er die Beschaffenheit der Cantorate, deren geringe Einkünfte mit den Foderungen an gute Kirchenmusik in großem Mißverhältnisse stehen, ferner die Organisten, Stadtmusikanten und Singchöre, welche zur Kirchenmusik erfoderlich sind, und redet dann von der Nothwendigkeit einer Verbesserung der Kirchenmusik, und von den Mitteln, diese Verbesserung zu bewirken, mit Rücksicht auf die vorher berührten Foderungen und Mängel. Indessen muß die Klage über die unvollkommene Ausführung der Kirchenmusik, welche man besonders in den protestantischen Kirchen häufig wahrnimmt, von der Klage über Ausartung der Kirchenmusik überhaupt unterschieden werden. Da es der Zweck der Kirchenmusik ist, religiöse Gefühle zu erwecken und auszudrücken, welche die Herzen der Zuhörer zu feierlicher Andacht und Frömmigkeit stimmen sollen, so muß sich der Kirchenstyl durch Ernst, Feierlichkeit, Erhabenheit und würdige Haltung, durch Entfernung aller profanen Künsteleien und Manieren, schwieriger Läufe und Coloraturen, die allein dazu dienen, die äußere Bildung und Fertigkeit der Sänger und Spieler zu zeigen, und Verbannung weltlich süßer, üppiger oder scherzender Melodien, von dem freiern und ungebundenern Style der weltlichen Musik, besonders vom Theaterstyl, welchen man dem Kirchenstyl entgegensetzt, unterscheiden. In dieser Hinsicht darf man von der Ausbildung des religiösen Gesangs in unsern neuern Schulen und der wieder erwachten Liebe für den alten Kirchengesang viel Gutes erwarten. In Rücksicht des Technischen und Akustischen erfodert die Kirchenmusik große Einsicht, weil größere Gattungen der Harmonie und zu schnelle Modulationen in den nachhallenden Gewölben großer Kirchen leicht undeutlich vernommen und mißtönend werden. In der römisch-katholischen Kirche hat übrigens die Kirchenmusik ihre bestimmten Formen des Textes, an welche sie sich fester anschließt, (z. B. der Text der Messe oder Missa, die Offertorien, Te Deum, Salve, Requiem, Psalmen); bei den Protestanten hingegen haben sich Dichter und Tonsetzer neue Formen erlaubt, und es wechseln bei dem gewöhnlichen Gottesdienst zum Theil jene genannten Stücke lateinisch gesungen mit deutschen Motetten, Cantaten, Oratorien ab, in welchen letztern, besonders wenn sie dramatisch sind, sehr oft der Uebergang in die Opernmusik bemerkt worden ist. Die größten neuern Kirchencomponisten sind: Palestrina, Alegri, Durante, Leo, Pergolesi, Händel, Bach, Graun, Hasse, Jomelli, Rolle, Neumann, Schulz, Kunzen, Wolf, Mich und Jos. Haydn, Mozart, Vogler, Cherubini, doch sind die letztern, vom Vater Haydn an, nicht immer dem galanten Styl der weltlichen Musik ausgewichen. Auch haben wir treffliche Werke von Homilius, Telemann, Schmittbaur, Schuster, Doles, Hiller, Schicht, Fasch, Weinlig, Himmel, Zumsteg, Abt Stadler, Danzi, Winter, G. und L. W. Weber, Fr. Schneider (Vocalmissen) u. a. — Schriftsteller über die Kirchenmusik sind: Gerbert de musica sacra (geschichtlich), St. Blasien 1774, 2 Vol. 4., Hiller, was ist

wahre Kirchenmusik? rc. Leipzig 1789, 4. und Voglers deutsche Kirchenmusik x. München 1807. T.

Klangfiguren. Wenn man eine gläserne, metallene oder auch hölzerne Scheibe, in horizontaler Richtung auf einer passenden Stelle gehalten oder unterstützt, mit klarem Sand oder einer andern ähnlichen körnigen, trocknen und gleichförmigen Materie bestreut, und am Rande mit einem geharzten Violinbogen streicht: so wird gleichzeitig mit dem dadurch erregten Klang der Sand oder die aufgestreute Masse durch die vibrirende Bewegung der Scheibe an den mehrsten Stellen ab- und fortgestoßen werden, an andern aber zurückbleiben und sich anhäufen, so daß sich linearische Figuren auf der Scheibe bilden, die nicht nur Regelmäßigkeit zeigen und unter gleichen Verhältnissen immer auf gleiche Weise wieder erscheinen, sondern auch mit der Form und der Größe der Scheibe, und dem darnach hervorgelockten Tone in einem gewissen übereinstimmenden Verhältniß stehen. Es liegt dabei folgendes Gesetz der schwingenden Bewegung tönender Körper zum Grunde. Jeder klingende Körper kann in seiner ganzen Ausdehnung (mit Ausnahme eines oder zweier Punkte, wo er gehalten wird) schwingen; oder er kann auf mannichfaltige Art in Theile relativ sich scheiden, die in entgegengesetzten Richtungen schwingen, während die zwischen diesen Theilen befindlichen Stellen, die man Schwingungsknoten nennt, in Ruhe bleiben. Die Theile, in welche sich der klingende Körper theilt, haben allemal gegen einander ein solches Verhältniß der Größe, als erfoderlich ist, um in gleicher Geschwindigkeit schwingen zu können. Mehrere Arten der schwingenden Bewegung und also auch mehrere Töne können zugleich bei einem klingenden Körper Statt haben, ohne daß eine die andre hindert. Jene Knotenlinien, die in Ruhe bleiben, sind es, wo die aufgestreute Masse auch in Ruhe bleibt, während sie von den übrigen Stellen abgestoßen wird, und sich nach der Richtung jener Linien anhäuft. Die dadurch hervorgebrachten Figuren aber werden regelmäßig oder unregelmäßig seyn, je nachdem die Scheiben eine regelmäßige Form haben und an Stellen, wo Knotenlinien durchlaufen, gehalten oder befestigt werden, auch die gestrichnen Stellen der Scheiben mit ihnen in einem proportionirten Verhältniß stehen. Chladni hat zuerst diese Erscheinung beobachtet und erklärt, und dadurch die Akustik wesentlich bereichert.

† Klaproth (H. J. v.), hat 1818 einen Ruf an die Universität nach Bonn erhalten. Er gibt jetzt seine caucasische Reise zu Paris französisch heraus.

Kleanthes, ein Schüler und Nachfolger Zeno's des Stoikers, und einer der berühmtesten Philosophen dieser Secte im 3ten Jahrh. vor Chr., gebürtig aus Assus in Kleinasien. Noch haben wir von ihm einen trefflichen Hymnus auf Zeus, der ein merkwürdiges Ueberbleibsel aus dem Alterthum ist. Er ist einzeln herausgegeben mit Anmerk. von Sturz (Leipzig 1785) und griechisch und deutsch, nebst einer Darstellung der wichtigsten Lehrsätze der stoischen Philosophie von Claudius (Göttingen 1786).

Kleist von Nollendorf. Emil Friedrich Graf Kleist von Nollendorf, Königl. Preußischer General der Infanterie und commandirender General in der Provinz Sachsen, ward zu Berlin im J. 1762 geboren. Früh dem Kriegsdienst gewidmet, wohnte er bereits dem Feldzuge von 1778 bei, ward dann später Adjutant des Feldmarschalls von Möllendorf, dann im Generalstaabe angestellt, in welchem er, zum Capitän aufgerückt, die Rheincampagnen mitmachte, und

durch seltne Entschlossenheit zum glücklichen Ausgange des Gefechts am 2. October 1792 beitragend, den Verdienstorden erwarb. Nachdem er einige Jahre lang als Commandeur eines Grenadier-Bataillons bewiesen, daß auch damals schon Humanität gegen den Soldaten weiter führe als strenger Despotism, trat er 1803 in den bedeutungsvollen Wirkungskreis des vortragenden General-Adjutanten des Königs. Er muß diesen Posten trotz des Tadels des Herrn von Massenbach sehr zur Zufriedenheit seines Herrn ausgefüllt haben, denn er blieb fünf Jahre darin, und schied nur daraus, um ein nicht unbedeutendes Commando zu übernehmen. Nach der Schlacht von Auerstädt dem Könige folgend, ward er unter andern von demselben an Napoleon (im Hauptquartier Osterode) abgeschickt, um auf die durch den General Bertrand gemachten Friedensvorschläge zu entgegnen. Bei der Rückkehr der vaterländischen Truppen als General-Major und Chef der Westpreußischen Brigade in Frankfurt an der Oder angestellt, erhielt er bald einen neuen Beweis des Vertrauens seines Monarchen, indem ihn dieser, als nach Schills bekanntem Auszuge der bisherige Commandant von Berlin, Chazot, diese Stelle niederlegte, dazu bestimmte; wer die damaligen Verhältnisse kennt, wird wissen, welches Maß von Fähigkeit, Energie und Gewandtheit erfodert wurde, um in diesem Posten allen Ansprüchen der Regierung zu genügen. Er hat das Problem vollkommen befriedigend gelöst. Der Krieg von 1812 rief auch ein Preußisches Armee-Corps ins Feld, bei welchem der G. M. von Kleist angestellt ward, und rühmlichen Antheil an den Gefechten nahm, in welchen diese ganz gegen ihre Wünsche fechtenden Truppen eben so sichre Beweise der Tapferkeit als der Hingebung in die Befehle des Königs ablegten. Die Convention, welche General York schloß, ist bekannt. Man brauchte die dadurch erlangte Muße zu den eifrigsten Rüstungen zum Kriege gegen Frankreich, in welchem der Held sich das ewige dankbare Andenken seines Vaterlandes erringen sollte. Wir finden den General-Lieutenant von Kleist am Ende des Monats März vor Wittenberg wieder, welches damals bloquirt ward. Als die große verbündete Armee die Elbe überschritt, folgte das Corps des General-Lieutenants von Kleist dieser Bewegung über Dessau, und besetzte den Saalübergang bei Halle, dessen patriotische Bewohner die langersehnten Befreier mit Jubel aufnahmen. Am 28. April mit Uebermacht angegriffen, hielt der General den Posten mit großem Verlust den ganzen Tag, um der Stadt die Greuelsceenen eines Sturms zu ersparen, und zog sich darauf über Schkendiz zurück. Es ist wohlthuend zu erwähnen, daß die Einwohner von Halle das, was damals für sie geschehen, würdigend, sich bei der ersten Gelegenheit beeilten, ihrem Retter so rührende als achtungswerthe Beweise ihres Dankgefühls zu geben. In der Schlacht von Bautzen fand der General-Lieutenant von Kleist zuerst Gelegenheit, seinen Feldherrnberuf auf das glänzendste zu bewähren. Unter den Augen des Kaisers Alexander und seines Königs, so wie der ganzen Armee, vertheidigte er den ganzen 20. Mai mit geringen Kräften den Spree-Uebergang bei Burg, und zog sich erst zurück, als der General Miloradowitsch Bautzen verlassen hatte, auf das schmeichelhafteste von Alexander belobt, der seinen General auf dieses ruhmwürdige Beispiel aufmerksam gemacht haben soll. Es ist bekannt, daß der General von Kleist es war, der als Preußischer Bevollmächtigter den Waffenstillstand mit abschloß; er commandirte nach Ablauf desselben das Corps, welches nebst den Garden

bald darauf auch ein von Eduard VI., vor dem er mehrmals predigte, ihm angetragenes Bisthum aus. Durch den Tod dieses Königs verlor er 1554 seine Bevollmächtigung zum Missionsgeschäft und entging den Verfolgungen der Königin Maria nur durch seine Flucht nach Genf, wo ihn Calvin mit brüderlicher Achtung und Freundschaft aufnahm. Hier befestigte sich seine schon entschiedene Vorneigung für die Lehre und Kirchenverfassung der presbyterianischen Reformirten, daher er auch das im Novbr. 1554 übernommene Predigtamt bei den englischen Exulanten in Frankfurt am Main wegen innrer Spaltungen dieser zum Theil der englischen Liturgie geneigteren Gemeine nach wenigen Monaten aufgeben mußte, und 1555 nach Genf und von da nach Schottland zurückkehrte. In diesem Reiche hatten inzwischen die Freunde der Reformation sich zwar vermehrt, aber von der catholischen Kirche noch nicht förmlich losgesagt. Dazu bewog nun Knox die in Edinburgh Gegenwärtigen, vor denen er in Privatversammlungen predigte, wie auch Viele in den Provinzen, wo er predigend umherzog. Vom Klerus nach Edinburgh citirt, erschien er daselbst den 15. Mai 1556; aber statt ihn zur Verantwortung zu ziehen, ließen die erschrockenen Bischöfe ihn 10 Tage in einem Privathause ungestört predigen und die Königin Regentin begnügte sich, seine Rechtfertigung nicht zu lesen. Denn nach ihrem Wunsche sollten entscheidende Schritte von beiden Seiten jetzt vermieden werden, und daß Catholiken und Protestanten in Schottland verträglich neben einander leben könnten, hielt weder die catholische Geistlichkeit, noch die protestantische Partei für räthlich oder nur möglich. Ohngeachtet Knox mehrere bedeutende Männer vom hohen Adel für diese Partei gewonnen hatte, schien ihm sein Vaterland zu einer allgemeinen Reformation doch noch nicht reif, und noch im Sommer 1556 folgte er mit seiner Gattin, Miß Bowes, die er schon in England gewählt, aber wegen seines unstäten Lebens bis jetzt nicht bei sich gehabt hatte, dem Rufe zum Predigtamte bei der englischen Gemeine in Genf, während die schottischen Bischöfe ihn nach seiner Abreise wieder citirten und in contumaciam zum Feuertode verdammten. Von Genf aus erließ er eine Appellation gegen dieses Urtheil an ein allgemeines Concilium mit Ermahnungen an den Adel und die Gemeinen von Schottland, und wußte überhaupt den Mangel seiner Gegenwart im Vaterlande durch kraftvolle Lehrschreiben zu ersetzen. Schon 1557 verlangte die nun verbundene Congregation Christi (so nannte sich die protestantische Partei in Schottland) seine Rückkehr; er übergab auch sein Predigtamt einem Andern, doch ihre Unentschlossenheit nöthigte ihn, von Dieppe nach einigem Aufenthalte unter den Reformirten in Frankreich wieder nach Genf zu gehen, wo er nicht nur seine theologischen Studien, vorzüglich der hebräischen Sprache fortsetzte, sondern auch mit einigen Freunden die englische Bibelübersetzung besorgte, die unter dem Namen der **Genfer Bibel** bekannt ist. Auch gab er hier sein **Schreiben an die Königin Regentin** zur Widerlegung der Vorurtheile gegen die Reformation, und seinen **Zuruf und Ermahnung** an den Adel und die Reichsstände von Schottland heraus, worin er diesen ihre Pflicht für die Kirchenverbesserung zu sorgen einschärfte, und den Protestanten eine Liturgie für ihre Versammlungen vorschrieb. Beide Schriften waren für ihren Zweck von großer Wirkung. Aber ohne etwas zu verbessern, schadete er nur sich selbst durch die 1558 erschienene, eigentlich bloß gegen die grausame Maria von England gerichtete, höchst bittere und heftige Schrift: **Erster**

Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment, die ihm die persönliche Feindschaft der Königin Elisabeth von England, wie der Regentin und ihrer Tochter, der Königin Maria Stuart zuzog. Er ging daher neuen Gefahren entgegen, als er den ruhigen und für die Erweiterung seiner theologischen Kenntnisse sehr wichtigen Aufenthalt in Genf 1559 endigte, um wiederholten Einladungen nach Schottland zu folgen und, das Vorbild der Genfer Kirche im Herzen, eben ankam, da die Regentin die Vertreibung der protestantischen Lehrer beschlossen hatte. Sogleich erklärte sie ihn besonders in die Acht, und befestigte dadurch seine nun unverholen ausgesprochene Ueberzeugung, daß den Königen in ungerechten Dingen kein Gehorsam zu leisten sey. Das Volk nahm ihn mit Begeisterung auf und drängte sich zu seinen Predigten; aber wider seine Absicht brach es nach einer feurigen Predigt, die er zu Perth gegen den Bilderdienst hielt, in eine Zerstörungswuth aus, die seine Worte gerechtfertigt zu haben schienen, wenn gleich der Schlag, mit dem ein nach der Predigt des Reformators Messe lesender Priester die Neckereien eines Knaben bestrafte, das Signal dazu war. Altäre und Bilder wurden niedergerissen und zerschmettert, Klöster der Erde gleich gemacht und ihre Schätze unter die Armen vertheilt; dies geschah erst zu Perth, bald auch in andern Städten. Die einmal aufgeregte Menge war von einem Fanatismus ergriffen, den weder Lehrer noch Obrigkeiten mehr bändigen konnten. Freilich gehörten diese Bilderstürmer zum niedrigsten Pöbel und Knox selbst äußerte laut seinen Unwillen über ihre Ausschweifungen. Dennoch brachte sie die catholische Partei auf seine Rechnung, und die Congregation der protestantischen Lords mußte sie vertreten. Man schritt daher auf beiden Seiten zur Gewalt der Waffen. Wo die Protestanten siegten, reformirten sie auf eigne Hand. Knox, die Seele ihrer Partei, predigte zu St. Andrews, und auch hier zertrümmerte das Volk die Zierden des Catholicismus. Das Kriegsglück brachte ihn endlich nach Edinburgh, wo die Bürgerschaft ihn zum Prediger wählte. Doch er mußte bald wieder dem französischen Heere der Regentin weichen, und unternahm eine Predigerreise durch die Provinzen. Von hier aus knüpfte er Unterhandlungen mit England an, um den französischen Hülfstruppen der Regentin englische entgegen zu stellen; vergebens setzte sie einen Preis auf seinen Kopf, seine Partei nahm ihr die Zügel der Regierung und erzwang den Abzug der Franzosen. So wurde der Protestantismus in Schottland frei und die Reformation 1560 durch das Parlament gesetzlich. Knox hatte dabei die Genugthuung, daß in Rücksicht der Lehre und des Cultus seine (die presbyterianisch reformirte) Ansicht die allgemeine Zustimmung gewann und den Charakter der Schottischen Kirche bestimmte, aber auch den Schmerz, das reiche Erbe der alten Kirche durch die Habsucht des Adels zersplittert und den Zwecken der Religion größtentheils entzogen zu sehen. Seit 1560 verwaltete er das Predigtamt in Edinburgh mit der ihm eignen Freimüthigkeit und Gewalt über die Seelen. Schon darum, aber noch mehr wegen seines Gewichts im Rathe der Congregation mußte er, sobald die junge Königin Maria Stuart 1561 den schottischen Boden betrat, ein Gegenstand ihrer Sorgen und Pläne werden. Vergebens suchte sie ihn in fünf vertraulichen Unterredungen, zu denen sie ihn berief, bald zu schrecken, bald zu gewinnen. Ihre Künste scheiterten an der Gradheit und sittlichen Strenge dieses Mannes, der, obwol nicht ungerührt bei den Thränen, die der Aerger über seine Unbiegsamkeit ihr

auspreßte, und weder so unehrerbietig, als ihre Schutzredner behauptet haben, noch härter gegen sie, als ihm das Gewissen gebot, seinem Unwillen über ihre leichtsinnige Lebensweise und papistische Denkungsart selbst auf der Canzel freien Lauf ließ. Da sie endlich für ihren Hof den catholischen Cultus öffentlich einführte, berief er, um die seiner Kirche drohende Gefahr abzuwenden, den Adel zu einer Versammlung. Der Brief, worin er dieß that, wurde aufgefangen, und Knox von der Königin des Hochverraths beschuldigt, und vor ein Gericht der Lords gestellt, bei dem sie nur das erboste, rachgierige Weib zeigte. Zu ihrem Verdrusse sprachen die Richter ihn frei und „an diesem Abende," so schreibt er selbst, „wurde bei Hofe weder gefiedelt noch getanzt." Seine bittern Aeußerungen über ihre Heirath mit dem catholischen Darnley gaben ihr neuen Anlaß zur Klage. Doch verließ Knox Edinburgh erst, da sie 1566 selbst dahin kam, und kehrte sogleich nach ihrer Absetzung im Sommer 1567 dahin zurück. Er hatte dazu desto eifriger mitgewirkt, jemehr ihr Plan, die Reformation in Schottland wieder zu unterdrücken, ihm klar geworden war; ja er stimmte selbst für ihr durch Mord und Ehebruch verdientes Todesurtheil, dem sie sich aber durch die Flucht entzog (s. d. Art. Maria Stuart). Noch das letzte Jahr seines Lebens wurde durch einen Bürgerkrieg beunruhigt, den ihre Anhänger 1571 erregten; sie vertrieben ihn von Edinburgh, und als die Wiederherstellung der Ruhe ihn 1572 dahin zurückführte, war er so schwach, daß seine Stimme die Kirche nicht mehr ausfüllte. Arbeiten und Kämpfe aller Art hatten ihn aufgerieben, am 24. Nov. 1572 starb er. Im Augenblicke der Einsenkung seines Leichnams gab der Regent Graf Morton ihm das Zeugniß: Hier liegt der Mann, der sich nie vor einem Menschen fürchtete. Er hinterließ von seiner ersten 1560 verstorbenen Gattin zwei Söhne, die als Theologen zu Cambridge unbeerbt starben, von der zweiten, ihm 1564 verbundenen Gattin, einer Tochter des Lords Ochiltree, drei Töchter, die sich an Prediger verheiratheten; die jüngste derselben zeigte sich bei der Verbannung ihres Gatten, Welch, an Geist und Kraft ihrem Vater ähnlich. — Knox nimmt unter den Reformatoren des 16ten Jahrhunderts eine ehrenvolle Stelle ein. Er besaß mehr Verstand als Gelehrsamkeit, mehr Kraft als Milde. Eifrig und unerschrocken, wie Luther, im Kampfe fast noch heftiger, aber verschlossen in seinem Wesen und tiefer in die politischen Händel der Partei, die er beseelte, hineingezogen, leitete er die Reformation planmäßiger, als dieser. Eine hinreißende, gewaltige Beredtsamkeit, eine ehrfurchtgebietende Persönlichkeit, eine tiefe Religiosität gab seinen Vorträgen den Reiz, der die Gemüther fesselte. In Schottland wurde er von allen Parteien gefürchtet, von der seinigen auch kindlich geliebt und verehrt. Die Verfassung der presbyterianischen Kirche, wie sie in Großbritannien noch besteht, ist sein Werk. Daß ihn Hume getadelt, Robertson nur schwach vertheidigt und die Lobredner der schönen Maria Stuart der Rohheit und Härte beschuldigt haben, mußte in der Periode, wo es unter den Schriftstellern Mode ward, die Partei dieser Königin zu nehmen, seinem Andenken allerdings schaden. Diese Tadler vergaßen aber, welche Rücksicht die Sitte seines Volks und seiner Zeit, die Bitterkeit seiner Erfahrungen und Schicksale, seine Stellung als Verfechter einer bedroheten Partei und das unaufhaltsame Treiben seines thatendurstigen Geistes bei der Beurtheilung seines Verfahrens erheischt. Rauh, ja zum Trübsinn geneigt war er freilich bisweilen; doch in Schottland

do Privatinteressen oft noch stärker wirkten, als öffentliche, und die Verwirrung ohne eine zusammenhaltende Kraft unheilbar geworden wäre bedurfte die Reformation gerade eines solchen strengen Mannes, um zu gedeihen. Vergl. Life of John Knox by Th. M'Crie, 3. ed. Edinbgh. 1814; im Auszuge übersetzt unter dem Titel: Leben des Schottischen Reformators rc. mit einer Vorrede herausg. von Plank. Göttingen 1817. 8. E.

Kollyridianerinnen, s. Maria, Mutter Jesu.

Kolontay, H., ein polnischer Patriot, aus einer adeligen, aber nicht sehr begüterten Familie, studirte in Rom, und wurde Rector der Universität Cracau. Nachdem er 12 Jahre lang Vorlesungen gehalten hatte, ward er Mitglied des Reichstages von 1788, und wirkte auch als Schriftsteller, um die öffentliche Meinung für die Constitution vom 3. Mai 1791 zu gewinnen, deren Entwurf er vorzüglich bearbeitete. Man ernannte ihn zum Kron-Vicekanzler. Allein nachdem die Russen jene Constitution umgestoßen hatten, begab er sich mit dem Grafen Ignaz Potocki nach Dresden. Hier ertheilte ihnen Kosciusko Nachricht von der Insurrection, die man 1793 in Polen vorbereitete; allein beide hielten das Unternehmen für zu gewagt, und es scheint, daß sie an dem Aufstande im J. 1794 keinen Theil hatten; doch schlossen sie sich an, als er einmal — nach ihrer Meinung zu früh — ausgebrochen war. Kolontay wurde Mitglied des von Kosciusko in Warschau errichteten Nationalraths, im Finanzfache. Sein unbiegsamer Charakter, der nicht ohne Härte war, und seine kühnen Ansichten machten ihn den Royalisten verhaßt. Man warf ihm vor, er habe als Vicekanzler die Sache der Leibeigenen geführt, und wolle jetzt den Adel stürzen; er strebe nach der Rolle eines Robespierre und sey, nebst seinem Amtsgenossen Potocki, Schuld an dem Tode einiger Gefangenen, welche das Volk, als der russischen Partei verkauft, aufgehangen hatte. Einige Umstände schienen allerdings diese Behauptungen zu bestätigen. Wenigstens war Kolontay einer von den Insurgentenhäuptern, die am eifrigsten der Revolution eine demokratische Richtung gaben. Nach Kosciusko's Niederlage und Gefangennehmung entzweite er sich mit seinem Freunde Ignaz Potocki, der ihm Ueberspannung vorwarf. Doch fuhren beide fort gemeinschaftlich zu handeln bis zu der Einnahme von Warschau. Noch am Schlusse seiner politischen Laufbahn ward er von seinen Feinden heftig angegriffen. Sie beschuldigten ihn und den General Zajonczek, daß er den König, dessen Familie und Anhänger, so wie die russischen Gefangenen habe ermorden wollen, um das Volk und die Armee in die Lage zu bringen, sich auf das Aeußerste vertheidigen zu müssen, indem sie keine Schonung erwarten durften. Er entfloh nach Galizien, ward aber hier verhaftet und nach Olmütz gebracht, bis man ihn auf Alexanders Verlangen wieder in Freiheit setzte. Seitdem lebt er zurückgezogen von öffentlichen Geschäften in seinem Vaterlande, wo er sich einiger jüngern Offiziere von seiner Familie, die für die Sache des Vaterlandes gekämpft haben, thätig annimmt.

Kolophon, eine der mächtigsten und reichsten Städte Joniens, berühmt durch das schwelgerische Leben und die ausschweifende Prachtliebe ihrer Einwohner, die sich allen Vergnügungen überließen. Doch war sie auch die Vaterstadt des Philosophen Xenophanes, des Stifters der eleatischen Schule.

Konopka (Johann), geb. zu Slonim in Litthauen den 27. Dec-

1777, diente anfangs in der polnischen, dann seit 1795 in der französischen Armee. Im J. 1807 ward er Brigade-General der polnischen Lanzenreiter bei der Garde, und zeichnete sich in mehrern Feldzügen aus, vorzüglich in Italien, in der Schlacht bei Friedland, und mehrmals in Spanien, z. B. bei Ciudad-Real und Badajoz. In der letztern Schlacht entschied er den Sieg, indem er mit seinen Lanzenreitern drei englische Regimenter, welche den linken Flügel des französischen Heeres umgangen hatten, gänzlich schlug und ihnen Gefangene nebst 5 Fahnen und 3 Kanonen abnahm. Im J. 1812 sollte er im Herzogthum Warschau ein zweites Regiment Lanzenreiter für die Garde errichten. Er hatte kaum 500 Mann beisammen, so ging er mit ihnen den Russen entgegen, wurde aber mit dem ganzen Regiment, der Casse und dem Gepäck, am 3 Oct. um 3 Uhr früh in Slonim, seinem Geburtsorte, gefangen genommen.

Kornbrantewein. Die Erfindung, aus mehlartigen Substanzen geistige Getränke zu bereiten, ist für die nordischen Völker sehr wichtig, denen die Natur den Wein versagt, und denen bei der Rauhheit des Clima, bei den dicken Nebeln und bei der harten Eisluft der Genuß geistiger Getränke ein so großes Bedürfniß ist. Man mag über den Mißbrauch des Brantewein so viel reden als man will, so ist doch sicher, daß diese Völker seit der Erfindung desselben, an Wohlbefinden und Gesundheit gewonnen haben. Besonders gilt dieses in theurer Zeit, wo die Menschen ungewohnte und schlechte Nahrungsmittel zu sich nehmen, und wo der Genuß des Branteweins den Magen stärkt und erwärmt. Vielleicht muß man es zum großen Theile dem Branteweine zuschreiben, daß nach den Hungerjahren 1816 und 17 keine Seuchen ausbrachen, so wie in früherer Zeit z. B. 1709, wo nach den Hungerjahren in Litthauen die Pest ausbrach, welche ein Drittel der Bevölkerung wegraffte. Auch hat der Ackerbau sehr dadurch gewonnen, weil nun das Korn einen größern Absatz bekommt und einen größern Markt, denn was jetzt als Korn nicht zu verkaufen ist, wird als Brantewein verkauft. Ebenfalls hat der Ackerbau durch die Vermehrung des Viehstandes sehr gewonnen, die immer eine Folge der Branteweinbrennereien ist. In neuern Zeiten haben sich die Branteweinbrennereien aus Kartoffeln sehr vervollkommnet und vermehrt, und wahrscheinlich gewinnen diese zuletzt ganz die Oberhand über die Kornbrennereien, da man es so weit gebracht, daß man aus 200 Pfund Kartoffeln so viel Brantewein zieht, als aus 100 Pfund Korn. Auch wachsen viel mehr Centner Kartoffeln auf einem Morgen, als Centner Korn. Man rechnet, daß auf einem Morgen, mit Kartoffeln bestellt, so viel Brantewein wächst, als auf 5 Morgen mit Korn bestellt. Dieses ist ein großer Vortheil für die Gesellschaft, denn es werden nun viel mehr Kartoffeln gebaut, die jetzt in Brantewein verwandelt Absatz finden, und die nicht würden gebaut worden seyn, weil sie keinen Absatz gefunden. Das Korn bleibt also mehr in der Mehlconsumtion und im allgemeinen Welthandel, wozu es viel geeigneter ist als die Kartoffeln. — Man hat öfters gefragt, ob das Brantweinbrennen in theurer Zeit zu verbieten sey? — Wenn dieses überall geschähe, nämlich in ganz Europa, so könnte es etwas helfen, denn die Frucht, die nicht in Brantewein verwandelt wird, muß in der Mehlconsumtion bleiben, allein da solches nicht überall geschieht, so kann es nicht helfen, und ob eine Schiffslast Roggen in Riga, oder in Amsterdam, oder in Cölln in Brantewein verwandelt wird, sie verschwindet auf

gleiche Weise aus der Mehlconsumtion. In Hinsicht der Kartoffeln ist es anders, da diese kein Gegenstand des Welthandels sind, und auch immer da consumirt werden, wo sie liegen, weil sie keine Landfracht ertragen, da diese sie zu sehr vertheuert. Wenn das Branntweinbrennen verboten wird, sobald sie das Doppelte des gewöhnlichen Mittelpreises kosten, so müssen sie in der Mehlconsumtion der Gegend bleiben, wo sie liegen. Da man bei einer Hungersnoth sehr die öffentliche Meinung zu berücksichtigen hat, damit die Gesellschaft nicht in Schwankungen gerathe, und da diese sich immer gegen die Branntweinbrenner richtet, die das Volk haßt, weil sie ihres Vortheils wegen die Nahrungsstoffe in Getränk verwandeln, die es selber so große Lust hat zu essen, wenn der Hunger in seinen Eingeweiden wüthet — so ist es weise, durch ein Gesetz festzustellen: daß das Branteweinbrennen aus Korn so wie aus Kartoffeln aufhört, sobald der Preis über das doppelte des Mittelpreises geht. Durch dieses Gesetz werden die Gewerbe nicht gestört, weil jeder es vorher weiß und sich also darnach einrichten kann. Ebenfalls wird kein Scheffel Korn und kein Scheffel Kartoffeln weniger gebaut, weil ein Preis, der das doppelte vom gewöhnlichen ist, dem Landmann so große Vortheile gibt, daß er im nächsten Jahre doch wieder möglichst viel Korn und möglichst viel Kartoffeln baut. Bg.

Kornhandel. Seit der Ackerbau durch die Cerealien die große Ausdehnung erreicht, ist der Kornhandel mächtig geworden, so wie die Gewerbe. Denn bei der Leichtigkeit der Wasserfracht auf den großen Wasserstraßen der Erde, kann der Gewerbtreibende in seiner Werkstätte Ackerbau auf einem Acker treiben, der 1000 Stunden von seiner Hausthüre entfernt ist. Die Natur des Kornhandels wohl zu erkennen, ist besonders in Hungerjahren wichtig, damit die Regierungen nicht aus Unwissenheit auf falsche Maßregeln geführt werden, und durch unrichtig berechnete Sperrungen den Kornhandel verwirren. In den beiden letzten Hungerjahren 1816 und 17 hat man hierüber traurige Erfahrungen gemacht. Wenn eine solche Fehlerndte eingetreten, wenn in einem großen Reiche von Europa nur die Hälfte von den gewöhnlichen Lebensmitteln gewachsen ist, so verhungert noch Niemand, weil die Aerndte nicht überall mißrathen ist, so wie auch im Jahre 1816, wo das Regenwetter sich an der Weichsel geschieden, und der Osten ein trockenes und fruchtbares Jahr gehabt. Allein es können sich nun nicht mehr alle Leute satt essen, sondern viele müssen mit einer geringern Portion vorlieb nehmen, denn es können nicht mehr Lebensmittel gegessen werden als gewachsen sind, und bis zur nächsten Aerndte werden auch keine neuen erzeugt. Die Gesellschaft befindet sich also in der Lage, wie die Garnison in einem belagerten Platze, welche mit den vorhandenen Lebensmitteln von einem Monat, nun zwei Monate auskommen soll. Jeder muß auf halbe Portion gesetzt werden, und es muß eine möglichst große Zurathehaltung aller Nahrungsmittel eingeführt werden, alles unnöthige Vieh wird abgeschafft, und jedes Krümchen wird zurückgelegt. Allein man kann die Gesellschaft nicht bevormundschaften wie eine Garnison, wo jedem täglich seine halbe Portion Lebensmittel zugewiesen wird, und dadurch die andere Hälfte erspart, die er nicht verzehrt, weil er sie nicht hat. In der Gesellschaft stellt sich diese Ersparniß auf einem ganz natürlichen Wege mit der Theurung ein. Derjenige, welcher wöchentlich nur einen Thlr. auf den Ankauf des Brodtes verwenden kann, erhält, wenn es doppelt so

theuer ist, für seinen Thaler nur die Hälfte — und er ißt also nur die Hälfte, und die andere Hälfte, die er nicht ißt, wird in dem allgemeinen Magazine der Gesellschaft gespart. Ein anderer, dem es nichts verschlägt, ob er wöchentlich 1, 2, 3, oder 10 Thlr. für Brodt verwendet, holt sich aus diesem Magazin immer seine ganze Portion, und bezahlt diese um so viel theuerer. Dieser trägt also zum Sparen nichts bei. Indeß je theurer das Brodt wird, desto höher hinauf reicht in der Gesellschaft das Sparen, desto mehr bleibt im Magazine, bis endlich ein festes Verhältniß zwischen dem, was vorhanden ist und dem, was verzehrt wird, eintritt, wo dann der Preis nicht mehr steigen kann. Denn dieser richtet sich beim Korn, so wie bei allen andern Waaren, immer nach dem Verhältnisse, welches zwischen dem *Vorhandenen* und zwischen dem *Bedarf* statt findet. Die Theurung ist also dasjenige, was der Consumtion eine gewisse Gränze setzt. Sie ist die erste Bedingung, daß die Gesellschaft mit dem, was sie in ihrem Magazine hat, bis zur Aerndte ausreicht, und indem die Theurung eine Folge der Fehlärndte ist, so ist sie zugleich wieder die Hülfe dagegen, indem sie zwar nicht die Lebensmittel vermehrt, aber doch die Consumtion vermindert, welches für das gestörte Verhältnis eben so gut ist wie jenes, da es auf dieselbe Weise wieder dadurch hergestellt wird. Durch die Theurung wird der Kornhandel aber ungemein befördert, indem nun ungeachtet der Fracht das Korn von dem Orte, wo es wohlfeil ist, nach dem Orte kann hingebracht werden, wo es theuer ist. Besonders gilt dieses von der Seefracht und von der Stromfracht, da diese so wohlfeil ist in Verhältniß gegen die Landfracht. Eine Schiffslast Korn kostete im Jahr 1817 von Riga oder Archangel bis Amsterdam (also 5 bis 700 Meilen) 30 bis 35 Gulden. Dieselbe Last kostete von Amsterdam bis Düsseldorf, 25 Meilen Strom aufwärts, ebenfalls 30 bis 35 Gulden, und wurde sie nachher auf der Axe 6 Meilen weit auf preußischer Chaussee gefahren, so kostete sie ebenfalls 30 bis 35 Gulden. Die Lasten sind etwas verschieden, die Amsterdammer ist 55 Berliner Scheffel. Der Berliner Scheffel wird also bei 500 Meilen Seefracht, bei 25 Meilen Stromfracht und bei 6 Meilen Landfracht immer nur 2 Gulden theurer, als er an Ort und Stelle war. Alle Völker von Europa sitzen um das Weltmeer als um eine große Tafel, und führen sich ihre Lebensmittel zu. Die See ist der große Markt, und ob ein Sack mit Getraide an dem einen Ende zu Riga oder an dem andern Ende zu Amsterdam steht, das macht nur einen kleinen Unterschied — da das Meerschiff ihn für einen Gulden herüberholt. Aus diesem Gesichtspunkt muß man den Kornhandel ansehen, und nach den angegebenen Zahlen beurtheilen. Man sieht dann, daß der Landhandel zwischen viel engern Gränzen eingeschlossen ist, als der Stromhandel und dieser wieder zwischen engern als der Seehandel. Ob man jemand einen Scheffel Korn schenkt, der 50 Meilen weg liegt, das hilft ihm nichts, wenn er ihn zu Lande holen muß. Der Kornhandel befördert das gleichförmige Vertheilen der Lebensmittel in der Gesellschaft, und ist daher äußerst wohlthätig. Denn je mehr an der allgemeinen Ersparniß Theil nehmen, je gleichförmiger die Theurung verbreitet, desto besser ist es, da es offenbar dasselbe ist, ob einer sich in Riga halb satt ißt, oder einer in Cölln, oder einer in Paris. Ebenfalls ermuntert der Kornhandel den Getraidebau. Denn wenn in fruchtbaren Jahren in Gegenden, die eine schwache Bevölkerung haben, wie alle Gegenden an der Ostsee, eine große Menge Korn

vorhanden ist, die nicht gebraucht wird, so sinkt es unter seinen Werth und der Ackerbau leidet. Kommt nun der Kaufmann mit dem Seeschiffe und holt es weg, so wirkt dieses auf den Ackerbau wie eine Prämie, und nun ist auch in unfruchtbaren Jahren immer noch mehr Korn vorhanden, als ohne dieses nicht seyn würde. (S. den Art. Kornmangel.) Der Kornhandel ist demnach äußerst wohlthätig für die Gesellschaft, und darf auf keine Weise durch Ausfuhrverbote gestört werden, auf welche unrichtige Maxime öfter schwache und wenig aufgeklärte Regierungen kommen, weil sie nicht einsehen, daß in Hinsicht des Kornhandels alle Nationen von Europa in einem und demselben Verbande liegen. Bg.

Korn-Magazine. Die Anlegung von Getreide-Magazinen wird häufig als eins der vorzüglichsten Mittel gegen Theurung empfohlen, aber nur selten mit Grund. Allerdings sind dergleichen Anstalten fähig, jenen Zweck zu erreichen, wenn sie groß genug sind, das Land eine geraume Zeit hindurch mit Brotkorn zu versehen. Sie entfernen dann die Furcht vor möglichem Mangel und schützen das Land vor Entblößung von dem zum Bedarfe nöthigen Getraide. Allein der Errichtung und Unterhaltung so bedeutender Land-Magazine stehen große, fast unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege; denn 1. sie können nur in sehr wohlfeilen Zeiten, und bei größerm Getraide-Ueberfluß angelegt werden; geschieht die Anlegung in theuern Jahren, so wird dadurch nicht allein die Staatscasse großen Verlusten ausgesetzt, sondern es wird auch offenbar dadurch der Preis des Getraides noch mehr in die Höhe getrieben; 2. ungeheuer ist der Kostenaufwand, den die Anlegung, Unterhaltung und Verwaltung solcher Magazine erfodert, ungeheuer der Verlust, welchen theils die Untreue, die Unterschleife, die Betrügerei bei der Verwaltung, theils die jährliche Einbuße durch Schwand, Mausefraß, Kornwurm, Brandschaden 2c. herbeiführen. — Mit Unrecht wird gewöhnlich zur Empfehlung dieser Maßregel das Beispiel Preußens unter Friedrich dem Großen angeführt. Friedrich II. erlebte gerade solche Zeiten, in welchen ergiebige Erndten und fast in allen mit Preußen concurrirenden Ländern sehr niedrige Kornpreise die Einmagazinirung ausnehmend begünstigten. England erbaute fast während der ganzen Dauer seiner Regierung weit mehr Getreide, als es selbst bedurfte, und wurde durch die Prämie (bounty) in den Stand gesetzt, alle Märkte mit einem Ueberflusse zu überschwemmen. In Frankreich war zwar zuweilen das Getreide theuer, aber die deutschen Häfen fanden doch selten ihren Vortheil dabei, es dahin zu führen. Friedrich hatte stets Mittel in Händen, die Polen zu nöthigen, daß sie ihren Getreideüberfluß preußischen Ländern zuführten. Auf solche Weise hatte er es in seiner Gewalt, wohlfeiles Getreide in seinen Magazinen aufzuschütten, und damit zuweilen sogar einen für seine Finanzen vortheilhaften Handel ins Ausland zu treiben. Da er den Kornhandel sehr eingeschränkt hatte, mithin nur wenige Privat-Kapitale demselben gewidmet werden konnten, so blieb Friedrich in wohlfeilen Zeiten fast der einzige Käufer des Ueberflusses, und die Producenten geriethen oft in Verzweiflung, wenn der König nicht kaufte. Diese Umstände haben sich seit dem Tode Friedrichs sehr geändert. Englands Getreideausfuhr hatte schon vor Friedrichs Ableben aufgehört, und nach demselben ist es fast die ganze Zeit hindurch ein starker Käufer auf deutschen Märkten geworden. Deutschlands Bevölkerung hat zugenommen, und dadurch ist der Verbrauch im Innern vermehrt worden,

ohne daß der Ackerbau wegen der mannigfaltigen ihm entgegenstehenden Hindernisse in gleichem Verhältnisse fortgeschritten. — Unter den zahllosen Entwürfen, welche in der neuesten Zeit zum Vorschein gekommen, um mittelst Getraidemagazine das Volk gegen das Unglück eines Mangels an Lebensmitteln und gegen einen für viele Klassen der Staatsbürger unerschwinglichen Preis derselben zu schützen, scheint die vom Grafen von Soden zuerst auf die Bahn gebrachte und in mehreren Ländern bereits praktisch ausgeführte Idee eines Ideal-Getraidemagazins (s. dessen Schrift: Zwei national-oeconomistische Ausführungen, 1) das idealische Getraide-Magazin 2) die National-Hypothekenbank. Leipzig bei Barth. 1813) am meisten Aufmerksamkeit zu verdienen. Diese Anstalt beruht auf einer einzigen, einfachen Staats-Polizei-Verordnung, welche 1. jeden Staatsbürger, der Grund-Eigenthum oder Getraide-Gefälle aus Grund-Eigenthum besitzt, verpflichtet, einen bestimmten Theil dieses seines Getraide-Einkommens für den Staat aufzubewahren oder in Bereitschaft zu halten; 2. um die Masse des aufzubewahrenden Getraides zu bestimmen, muß die Regierung das jährliche ungefähre National-Bedürfniß kennen; 3. die Regierung theilt ein bestimmtes Quantum, z. B. die Hälfte dieses jährlichen National-Bedürfnisses, nach Beschaffenheit der Erndte, am Ende jedes Jahrs auf den ganzen Staat, nämlich auf die Grund-Eigenthümer und Natural-Renten-Besitzer aus; 4. diese Austheilung geschieht im abnehmenden progressiven Verhältniß, d. h. a. jeder Grund-Eigenthümer oder Natural-Renten-Besitzer, der nur sein und seiner Familie eigenes Bedürfniß erzeugt, bleibt von der Aufbewahrung ganz frei; b, in dem Grade als die Quantität des nicht zum eigenen Bedarf erfoderlichen Ertrags und Besitzes steigt, erhöht sich auch die aufzuhebende Masse; 5. die Regierung visitirt nicht die Getraideböden, sie enthält sich inquisitorischer Maßregeln, sie verlangt nur den jedem Einzelnen nach jenen Grundsätzen zugetheilten Betrag und 6. diesen Betrag verlangt sie nur dann, sie verlangt ihn einzig in dem Fall, wo der Zweck des Instituts sich ausspricht, wo nämlich wirklicher Mangel eintritt, wo also z. B. dieser durch das drei- oder vierfache des unter gewöhnlichen Verhältnissen Statt findenden Getraide-Preises sich verkündet; 7. die Regierung verlangt diesen Betrag nicht in einem andern, als dem höchsten zu beurkundenden Ausfuhr-Preise; 8. sie verlangt zwar zunächst den Natural-Vorrath, aber sie stellt dem Grund-Eigenthümer oder Natural-Renten-Besitzer frei, den ihn treffenden Betrag um diesen ihm von ihr zu vergütenden Preis beizuschaffen; zu dieser Beischaffung und zu nichts weiter verbindet sie ihn. — Die Vorzüge eines solchen idealischen Getraide-Magazins vor den gewöhnlichen Magazin-Anstalten bestehen in Folgendem: 1. das Kapital zum Ankauf des Getraides bei einem reellen Magazin ist erspart, also sind auch die Zinsen dieses Kapitals gewonnen; 2. der sehr bedeutende Nachtheil, daß durch reelle Getraide-Magazine so ansehnliche Vorräthe dem Verkehre entzogen werden, ist vermieden; 3. der Aufwand auf die Unterhaltung der Gebäude, die Aufbewahrungskosten, die Verwaltungskosten, der bei großen Getraidevorräthen unvermeidliche Verlust ist gänzlich erspart. — Praktisch ausgeführt ist diese Idee worden im Herzogthum Sachsen Gotha, in Baiern und in verschiedenen andern Ländern. — Uebrigens treffen die Einwendungen, welche man gegen die Errichtung allgemeiner Landes-Magazine gemacht, keineswegs die partiellen Anstalten dieser Art, welche für besondere Zwecke, z. B.

ür das Militär, für die Armen, für die Berg- und Hütten-Arbeiter rc. bestimmt sind. Dergleichen Anstalten sind häufig von großem Nutzen und ihre Anlegung ist in der Regel höchst verdienstlich. HM.

Kornmangel. Seit das Band der Staaten stark geworden und das Eigenthum gesichert, und die Gesetze mächtig, hat sich die Menge der Lebensmittel sehr vermehrt, und mit dieser die Bevölkerung. Da wo sonst nur 300 Menschen auf der Quadratmeile wohnen, wie jetzt noch in Nordamerika, wohnen in Europa jetzt 3000 darauf. Eine Folge hievon ist, daß wenn Fehljahre eintreten, diese auch um so viel stärker gefühlt werden. Die Bevölkerung kann sich nie über die vorhandenen Lebensmittel vermehren, und es würde nie Kornmangel eintreten, wenn die Erndten immer eben ergiebig wären, oder wenn sie zum Theil aufgespeichert würden, so daß reiche Erndten und arme Erndten immer durch einander wirkten. Allein eine so große Magazinirung ist nicht wol möglich, da ein Volk von 10 Millionen (so wie Preußen) jährlich 20 Millionen Scheffel an Korn verbraucht. Am meisten wird dem Kornmangel durch den Kornhandel entgegengearbeitet (s. d. Art.), weil doch in ganz Europa nie in demselben Jahre das Korn mißräth, und alle Völker um denselben Markt sitzen, das Meer, wo sie ihr Korn hinbringen und holen. Seit die Kartoffeln so allgemein geworden, hat sich die Menge der Lebensmittel ungemein vermehrt, und mit ihnen die Bevölkerung. Mißrathen diese ebenfalls (so wie es 1816 der Fall war, wo dieselbe Nässe, die die Kornerndte am Rheine zerstörte, auch die Kartoffelerndte zerstörte), so entsteht eine große Noth, weil die Kartoffeln nicht so ein Gegenstand des allgemeinen Welthandels sind, wie das Korn, theils weil sie schwerer an Gewicht und geringer an Werth sind, — theils weil sie dem Erfrieren ausgesetzt sind, und sich nicht so leicht magaziniren wie das Korn. In sofern haben die Kartoffeln wirklich zum Kornmangel in schlechten Jahren beigetragen, als sie die Volksmenge vermehrt und mehr Magen hervorgerufen haben, die gesättigt seyn wollen. Von der andern Seite haben sie ihn aber auch wieder vermindert, seit man angefangen, Brantwein aus ihnen zu machen, und man eine große Menge Kartoffeln zieht, nicht um gegessen, sondern um in Getränk verwandelt zu werden. Diese Ausdehnung, die hiedurch der Kartoffelbau erhält, bewirkt, daß auch selbst in Fehljahren eine verhältnißmäßig große Menge vorhanden sind, die nun aus der Getränke-Consumtion in die Mehl-Consumtion gehen können. (S. d. Art. Kornbrantewein.) Um dem Kornmangel in solchen Jahren, wie die von 1816 u. 1817 abzuhelfen, hat man Kornvereine errichtet (s. d. Art.), unter denen der von Elberfeld einer der berühmtesten geworden. Bg.

Kornvereine. Man nennt Kornvereine solche Vereine, welche von den Bürgern zum Ankaufe von Korn gestiftet werden, um in theuern Jahren sich gegen Hungersnoth zu sichern, und um zugleich wohlfeileres Brot zu haben, als sie ohne dieses nicht hätten haben können. Sie gleichen einem wohleingerichteten Haushalte, worin der Hausvater gleich von Anfang so viel Frucht kauft, als er das ganze Jahr bedarf, und zwar nicht in der Nähe, wo sie theuer ist sondern in entfernten Gegenden, wo sie wolfeil ist. Im Jahr 1816 und 1817 wurden viele solcher Kornvereine gestiftet. In Elberfeld stifteten 153 Bürger eine solche Kornhansa (an deren Spitze der Banquier Aders stand), welche ein Kapital von 74,000 Thlr. zusammenschoß, und hiermit einen Kornhandel im Großen trieb, in welchem sie 455,416 Thlr.

umsetzte. Sie kaufte das Korn in Amsterdam und an der Ostsee. Hierdurch wirkte sie wohlthätig auf die ganze Gegend, weil nun Elberfeld mit seinen 20,000 Einwohnern vom Kornmarkte der Gegend verschwand, und weil sich die Gegend immer nach den Preisen richtete, die die Kornhansa wöchentlich für ihr Kornhaus festsetzte. Fünfzehn Schöffen besorgten die Geschäfte der Hansa. Diese ließen eine Münze prägen, auf der die Worte standen: Elberfelder Kornverein, und auf der andern Seite: Kauft in der Zeit, so habt ihr in der Noth, und wöchentlich wurden von 74 Nachbarmeistern diese Münzen nach einer Liste an die Bürger von Elberfeld vertheilt. Diese Münze galt beim Brotkauf für drei Stüber. Das Brot hatte nun seine gewöhnliche Taxe, allein jeder Bürger, der eins holte, bekam es fünf Stüber wohlfeiler, weil er die Münze dem Becker für fünf Stüber anrechnete. Der Becker kaufte nun das Korn im Kaufhause zu dem festgesetzten Preise, und brachte 50 solche Münzen mit, die ihm für 4 Thaler 10 Stüber angerechnet wurden, wenn er ein Malter Korn holte. Auf diese Weise konnte nur ein Elberfelder Bürger Brot beim Becker haben, und nur ein Elberfelder Becker Korn im Kaufhause. Durch diese einfache Einrichtung wurde allem Verschleppen des Brotes außerhalb Elberfeld vorgebeugt, welches früher gewinnsüchtige Becker gethan. Die Bürgerschaft erhielt das ganze Jahr hindurch das Brot um fünf Stüber wohlfeiler als die Taxe, und gewann gegen die Preise der umliegenden Gegend, 65,000 Thlr. Dabei hatte die Kornhansa unter so glücklichen Umständen gekauft und verkauft, daß sie noch 10,000 Thlr. Ueberschuß hatte. Hiervon wird ein Denkmal errichtet, um an diese Zeit immer zu erinnern, wo der verständiger Bürgersinn Elberfeld vor Hungersnoth schützte. Dieses besteht in einem allgemeinen Krankenhause, zu dem der König ebenfalls 1000 Thlr. geschenkt, um sein Wohlgefallen an dieser bürgerlichen Vorsorge und Thätigkeit zu erkennen zu geben. In Frankfurt stifteten 409 Bürger eine ähnliche Kornhansa. Sie schossen 128,305 Gulden zusammen, mit denen sie für 300,604 fl. Geschäfte machten. Sie gingen von dem Grundsatz aus: das Brot für die Unbemittelten immer auf dem Preise von 26 Kr. (6 Pfd.) zu halten, wobingegen die Elberfelder Kornhansa dem Preise folgte, so wie das Korn in die Höhe ging, und nur immer fünf Stüber unter dem Satze blieb. Die Frankfurter Kornhansa bildete sich nicht schon im Juli 1816 wie die Elberfelder, sondern erst im November. Sie mußte nun in der Nähe kaufen und zu hohen Preisen. Indeß hat sie es doch durchgesetzt, daß die Armen das Brot immer um 26 Kr. erhielten, obgleich die Hansa von ihren 128,000 Gulden Kapital 74000 Gulden einbüßte, wobingegen die Elberfelder Actionärs ihr Kapital nebst 5 pr.Cent Zinsen zurück erhielten. Diese Kornvereine sind so wie die Hülfsvereine am Rhein dadurch besonders merkwürdig geworden, daß sie sich ganz von selber gebildet, ohne Zuthun der Regierungen, und daß sie in der Wirklichkeit mehr geleistet, als die großen Regierungs-Apparate der Behörden. Sie sind ein merkwürdiges Zeichen der neuern Zeit, in der verständiger Bürgersinn rege geworden, der die Angelegenheiten der Gemeine wohl zu ordnen weiß. Ein merkwürdiges Resultat gab noch der Elberfelder Kornverein in Hinsicht der Größe des Kapitals, das in solchen theuren Jahren in der Brot-Consumtion umgeht. In Elberfeld hatte jeder Mensch in dem Jahre für 20 Thlr. Brot gegessen. Danach waren in diesem Jahre in den preußischen Provinzen am Rheine und in Westphalen, die eine Bevölkerung an 2,800,000

Seelen haben, 56 Millionen Thaler in der Brot-Consumtion gewesen. Bg.

Kornbill, d. i. das Gesetz in England, nach welchem die Einfuhr fremden Getraides entweder erlaubt oder verboten ist. Diese, nicht nur für England, sondern selbst für ganz Europa, und besonders für das nördliche Deutschland, wichtige Parlamentsacte kam im Jahr 1814 und 1815 mit heftigen Debatten und gründlichen Untersuchungen zu Stande. Ihres großen Einflusses wegen wird folgende Erörterung nicht am unrechten Orte stehen. Vor allererst ist nicht außer Acht zu lassen, daß man in Deutschland von einem andern Standpunkte als in England ausgeht. Die Deutschen leiten die allgemeine Noth von der Theurung des Getreides her, die Engländer dagegen von der Wohlfeilheit desselben. Diese streben darnach, durch Verbot der Einfuhr das Getraide im Lande in höhern Preis zu bringen, die Deutschen wollen dagegen Gesetze haben, durch welche die Preise der Lebensmittel möglichst niedrig gehalten werden. Wenn nun auch die Standpunkte, von welchen beide ausgehen, nicht nur verschieden, sondern einander selbst entgegengesetzt sind, so sind doch die nämlich gemachten Untersuchungen, ehe die Bill durchging, von der größten Wichtigkeit für uns. Denn nirgends ist scharfsinniger und gründlicher über diesen Gegenstand geredet worden, als in den Jahren 1814 und 1815 im englischen Parlamente, und in mehrern auf diese Debatten Bezug habenden Flugschriften. Viel unvernünftiges Reden über die Noth und die Verhältnisse der Gewerbe entsteht dadurch, daß man in den Tag hineinredet, ohne Zahlen zu nennen, — ohne zu bestimmen, welche Gewerbe eigentlich in Noth sind — und wie groß die Anzahl der Menschen ist, so von jenem leben, und wie groß die von diesem? Die Reden werden unklug geführt, sie sind gemeiniglich weiter nichts als Declamations-Uebungen. Die Gemüther werden erhitzt, aber der Geist wird nicht zur Untersuchung des Wahren und dessen Verhältnißkenntniß geführt. Man möchte den Kärner steinigen, welcher am nächsten Markttage seinen Scheffel Roggen um einige Groschen theurer, als am vorigen ausbietet, und wagt sich kaum im Stillen zu fragen, ob dieser Mann denselben auch um einen niedrigen Preis selbst erbauet oder angekauft hat. Niemand will erwägen, daß das Getraide zu erzeugen unter gewissen Umständen um ein, zwei oder mehr Mal so viel kostet als unter andern Verhältnissen. Es wird übersehen, daß ein Acker, der am Ende eine Mißerndte gibt, eben so viel Auslage erfoderte, als wenn man darauf eine gute Erndte macht. Nur dem Städter, nicht aber dem Getreideproducenten will man die für sein Erzeugniß gemachten Auslagen, ein billiges Arbeitslohn und endlich einen mäßigen Gewinn zugestehen. Man will dem Getraideproducenten selbst die gemeinsten Gewerbsgrundsätze nicht zugestehen, und darum verfiel man, wenn Nothfälle eintraten, auf die sonderbarsten Hülfsmittel. Es ist darum ein wahres Glück, daß die Engländer zuerst die merkantilischen und staatswirthschaftlichen Verhältnisse des Ackerbaues in helles Licht stellten. Ihre Untersuchungsresultate sind für uns höchst lehrreich. Sie mögen darum hier im Auszuge ihren Platz haben. Zuvor ist der Zustand in Erinnerung zu bringen, worin sich England hinsichtlich des innern Getraideverkehrs im Jahr 1815 befand. Die allgemeine Verschließung der europäischen Küsten, welche die Tyrannenmacht Napoleons bewirkte, konnte Großbritannien nicht, wie doch manche glaubten, durch die Verminderung der Ausfuhr seiner Fabrik- und Colonialwaaren gefährlich

werden, wol aber durch die Sperrung aller nordeuropäischen Häfen, woraus es bis dahin den beträchtlichsten Theil seines fremden Kornbedarfs zog. Allein auch dies war nicht der Fall, sondern vielmehr ein höchst wohlthätiges Ereigniß für die englische Nation. Denn von dem Augenblicke an, wo die englischen Pächter, d. h. die Landwirthe überhaupt, sich von der lästigen Concurrenz des auswärtigen Getraides, mit dessen Preise sie nicht auskommen konnten, befreit sahen, wandten sie die größte Anstrengung an, machten viel in Gemeindeheit wüst liegendes Land nach der Theilung urbar, brachen vieles zur Weide liegende Land, das schon früher zum Getraidebau bestimmt war, auf. Man vermehrte den Getraidebau eben so im Allgemeinen, wie es bisher nur an den östlichen Küsten geschehen war. Dies hatte die wohlthätige Folge, daß England seit 1806, der um 2 1/2 Millionen seit 20 Jahren vermehrten Bevölkerung und der Versorgung der großen Flotten und auswärtiger Armeen ungeachtet, kein fremdes Getraide brauchte, sondern reichlich auskam. Nach merkantilischen Ansichten gewann die Nation durch diese Verminderung des Passivhandels unbezweifelt mehr, als sie durch die Beschränkung des Activ- und Zwischenhandels verlor, und ihr Reichthum vermehrte sich gerade durch das, wodurch man ihren Ruin zu bewirken vorgab. Freilich setzten sich die Marktpreise mit den Erzeugungspreisen mehr ins Gleichgewicht, und das irreguläre Schwanken der erstern hörte auf. Das Getraide galt so viel als es gelten mußte, um den höhern Aufwand des Landwirths bei höherer Cultur nebst den Gewerbszinsen und billigem Gewinn zu bezahlen. Arbeit und Kapital, die bisher bei dem landwirthschaftlichen Gewerbe ausgelegt waren, standen in einem äußerst geringen Verhältnisse gegen die Fabriken und Handel; sie wurden und konnten nun vom Landwirthe stärker angezogen werden. Und so ward Großbritannien in kurzer Zeit vom Auslande in seinem Getraidebedarf unabhängig. Selbst ein Mißwachsjahr, wie das von 1812 für England war, erzeugte kaum wahren Mangel. So wie nun aber im J. 1813 und 1814 nach der wiedererrungenen Freiheit von Europa fremdes Getraide in brittische Häfen kam, ward die Concurrenz des Angebots so stark, daß die Marktpreise auf einen Standpunkt fielen, wofür alle Landwirthe, unter den ihnen aufgebürdeten Lasten und Abgaben, es nicht produciren zu können versicherten. Diese Angelegenheit ward daher schon im Sommer 1814 im Parlamente ausführlich behandelt, und der Grund einer in Vorschlag gebrachten Bill, daß Getraideeinfuhr zum inländischen Verkauf so lange verboten seyn solle, bis die Preise über einen gewissen Standpunkt hinausgingen, der durch das, wofür der englische Landwirth im allgemeinen produciren könne, bestimmt seyn müsse. Natürlicher Weise theilte sich das Unterhaus gleich in zwei Partheien, je nachdem die Mitglieder von Ansichten und Interessen geleitet wurden. Das Interesse der Manufacturen und des Handels schrie, warum man die Nation von Einer Classe abhängig machen, um diese zu bereichern, das Brot allen übrigen vertheuern und dadurch den Manufakturbetrieb außer Stand setzen wolle, mit dem Auslande Preis zu halten. Das Landbauinteresse übernahm es, zu erweisen, daß ohne diese Maßregel die Getraideproduction aufhören, oder doch so beträchtlich vermindert werden müsse, daß der Nation ihr Bedarf nicht gesichert bleibe, weil bei den Lasten, die mittel- und unmittelbar den Ackerbau träfen, und bei dem jetzt bestehenden Silberwerthe er nicht mit Profit, sondern nur mit eminentem Verluste betrieben werden könnte. — Dies geschah durch

die Vernehmung einer beträchtlichen Anzahl der berühmtesten Landbaukundigen, *) die von beiden Theilen vorgeschlagen und von der ernannten Comité auf eine sehr scharfsinnige Art befragt wurden. Die Aussagen, zu welchem Preise unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Quarter Weizen von 400 Pf. mindestens producirt werden könne, schwankte zwischen 76 und 86 Schilling, und als das Mittlere wurden 80 Schillinge (26 2/3 Thlr.; ein Berliner Scheffel zu 90 Pf. angenommen, käme auf 5 Thlr. 1 gl. 4 pf. zu stehen) in dem Bericht der Comité angenommen. Es kam aber in dieser Parlamentssitzung die Sache zu keiner Entscheidung, sondern ward auf die nächste vertagt. Sie erregte neben den politischen Angelegenheiten von Europa das allgemeine Interesse der Nation und es erschienen eine Menge Schriften für und gegen die vorgeschlagene Bill, zumal bei Anfang der neuen Parlamentssitzung. Unter diesen zeichnet sich die von William Spence durch Gründlichkeit und Nachdrücklichkeit aus, und mag vielleicht viel dazu beigetragen haben, daß die in Rede stehende neue Kornbill — welche nicht den Eingang, wol aber den Verkauf des fremden Korns, so lange der Durchschnittspreis im Reiche nicht über 80 Schillinge fürs Quarter steht, verbietet — in der nächst folgenden Parlamentssitzung mit einer entschiedenen Mehrheit der Stimmen in beiden Häusern durchging. Die ausgemittelten Wahrheiten sind nicht nur für England, sondern für ganz Deutschland von zu großem Interesse, als daß wir hier nicht die wesentlichen Resultate im Auszuge zu geben versuchen sollten, wozu uns Spence's Schrift wol die beste Gelegenheit gibt. Wir werden hier unter andern unmittelbar von einer Menge irriger Vorstellungen und Vorurtheile über englische Manufacturen und Handel befreit und mittelbar belehrt, unsere eigenen Angelegenheiten gründlicher zu erwägen, als die Verwöhnung bisher zugelassen hat. Zwar war ich seit Anfange der Verhandlungen, sagt Spence, so überzeugt von der Erbärmlichkeit der Gründe, die man der Kornbill entgegensetzte, und fühlte einen solchen Ekel gegen die engherzigen und selbstsüchtigen Gegenvorstellungen derer, die sonst mit Monopolien über und über geharnischt, das Reich in Flammen setzen würden, wenn nur der leiseste Wink gegeben würde, daß es wohlthätig seyn könne, unsere Manufacturen der Concurrenz der ausländischen auszusetzen, und nun die geringste Annäherung zu ähnlichen Grundsätzen zu Gunsten ihrer landbautreibenden Mitbürger als die höchste Ungerechtigkeit verschreien, — daß ich es für unnöthig hielt, dem über die Sache schon Gesagten noch etwas hinzuzufügen. Jetzt aber wird die Sache dringender und ich muß meine Stimme mit denen vereinigen, welche die gesetzgebende Macht auffodern, den drohenden Ruin von der Nation abzuwenden. Ich bin weder Pächter noch Eigenthümer eines Ackerlandes; meine Gründe, welche ich vorbringe, können nur aus der innern Ueberzeugung und der Wahrheit des Satzes hervorgehen: daß so anscheinend oft National- und Privatinteresse einander entgegenstehen, sie doch am Ende immer zusammentreffen. Welches ist eigentlich der

*) Land-Surveyers, d. h. Leute, die in der Regel das Gewerbe nicht mehr selbst betreiben, aber die Einrichtung und Abschätzung der Güter übernehmen, bei Käufen und Pachtungen zu Rathe gezogen werden, und ihr ökonomieverständiges Gutachten bei Rechtsangelegenheiten abgeben. Ungefähr das, was wir bei uns Oekonomie-Commissäre oder Oekonomie-Räthe zu nennen pflegen. (In Frankreich experts.)

Standpunkt der Frage? Der brittische Landwirth, der sein Getraide mit den schwersten Auslagen jeder Art erbauet — hohe Arbeitspreise, Armentaxe, Wegetaxe und andre Auslagen ohne Ende, — bittet man möge seine auswärtigen Mitbewerber mit ihm in gleiche Verhältnisse setzen. — Wenn der Pole für etwas mehr als 30 Schilling, der Franzose für 40 Schilling hier mit Vortheil verkaufen kann, was unserm Landwirth unbedingt 70 Schillinge hervorzubringen kostet, so möge man ihn sichern, daß ihn jene Nationen nicht von seinem Markte ausschließen, weil er sonst aufhören müßte, zu produciren; woraus sich die Folge von selbst ergäbe. Man sollte kaum denken, daß hiergegen ein Widerspruch möglich sey, und doch ist er laut und allgemein vernommen worden. Ich werde jedoch nur diejenigen Einwürfe, welche einiges Gewicht zu haben scheinen, beantworten, und dann einige solcher Beobachtungen über die Frage hinzufügen, die man bis jetzt wenig beachtet zu haben scheint. Erster Einwurf, daß die Kornbill den allgemein anerkannten richtigen Grundsätzen der Nationalwirthschaft entgegenstehe. — Man beruft sich auf den von Adam Smith aufgestellten Grundsatz, daß vollkommene Freiheit der Ein- und Ausfuhr, ohne alle Belastungen, den Wohlstand jeder Nation am meisten befördere. Daß dieser Satz in seiner Allgemeinheit wahr sey, werden wol wenige jetzt noch leugnen, und ich gehöre gewiß nicht zu diesen. Wenn also die Gegner der Bill (hauptsächlich die Manufacturisten) diesen Grundsatz beständig vor Augen hätten, so würde Niemand ihre Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit in Zweifel ziehen können. Erklärten sie sich, daß es der Nation vortheilhaft sey, die wollnen, seidnen und leinenen Waaren ausländischer Fabriken ohne hohe Auflagen einzulassen, weil sie alsdann zu weit wohlfeilern Preisen zu haben seyn würden, so wären sie allerdings consequent. Aber welchen Lärm würde es geben, wenn Jemand nur einen leisen Wink gäbe, daß Smiths Grundsatz in diesen Stücken bei uns zur Ausführung kommen sollte. Es ist darum lächerlich, wenn diese Leute die Autorität des großen Mannes vorschieben wollen. Unter besondern Umständen erleiden alle im allgemeinen richtige Grundsätze der Staatswirthschaft eine Ausnahme. Beschränkungen und Verbote, die bei der Bildung eines neuen Staates unsinnig seyn würden, können zur Erhaltung eines solchen nothwendig werden, der einmal auf eine künstliche unnatürliche Basis begründet, und aus solchen Regulirungen aufgebauet ist. Wenn ein Arzt einen Patienten, welcher durch Uebermaß von starken Getränken zu einem solchen hohen Grade der Schwächung gediehen wäre, daß seine Erhaltung von einer mäßigen Portion abhängt, zu behandeln hätte und zu ihm sagte: Mein Freund, es ist ein anerkannter Grundsatz der Arzneikunde, daß der anhaltende Gebrauch des Alkohols in jeder Gestalt nachtheilig sey; ihr sagt nun zwar, daß ihr augenblicklich sterben würdet, wenn man euch euren gewohnten Trunk nicht erlaubte. Das mag wol seyn, aber man kann doch nicht von dem ersten Grundsatze abgehen. Der Doctor ist ein Narr! würden wir sagen, und dasselbe müssen wir auch von einem Staatswirthe sagen, der eine bisher durch künstliche Maßregeln gehobene Industrie, aus Anhänglichkeit an abstracte Grundsätze, ihrem natürlichen Gang überlassen wollte. Wer A. Smith recht versteht, der weiß auch, daß er hier den Gegnern gar nicht zur Autorität dienen kann. Es erfodert, sagt er, große Ueberlegung, in wiefern und auf welche Weise man die Einfuhr fremder Waaren wieder freigeben dürfe, nachdem sie eine zeitlang unterbrochen

worden, und sich auf die Einfuhrverbote und Beschränkungen eine Menge Hände beschäftigen. Der jetzige hohe Stand des Ackerbaues ist aber allein durch die Unterbrechung der auswärtigen Zufuhr bewirkt, und beschäftigt nicht Tausende, sondern Millionen. Wenn, sagt er weiter, eine Taxe auf irgend ein Product der inländischen Industrie gelegt ist, so muß billig eine gleiche Taxe auf das Product der ausländischen Industrie gelegt werden, indem hierdurch nur ein Gleichgewicht im Wetteifer zwischen dieser und jener erhalten werden kann. Kann etwas mehr passen, als diese Ausnahme, auf den englischen Ackerbau, der mit unendlichen mittel- und unmittelbaren Abgaben belastet ist, die der ausländische nicht trägt? Er gab dem Landbaue vor jedem andern Gewerbszweige den Vorzug. Zu seiner Zeit wurden jährlich 25,728 Quarter aller Getraidearten eingeführt, und jetzt in einem Monate mehr als das doppelte in einer Woche. Zweitens behaupten die Widersacher der Kornbill, daß man den englischen Landwirth gegen die Concurrenz der Fremden deswegen nicht schützen könne, weil das beim Brote eine andere Sache sey, indem es die Hauptnahrung der ärmern Classe wäre, und es müsse ein wohlfeiler Preis desselben alle Rücksichten überwiegen. — Darauf erwiedert W. Spence sehr richtig, daß hoher Arbeitslohn und niedrige Preise auf die Dauer nie bestehen können, und führt gnligliche Thatsachen an. Wenn drittens die Gegner der Kornbill vorbringen, das ganze Uebel rühre von dem hohen Pachtgelde her, und die Pächter, d. h. in England die Landwirthe, würden bestehen können, wenn die Grundeigenthümer die Pachtgelder heruntersetzten: so ist dagegen zu erweisen, daß dennoch die Pächter bei den jetzigen Preisen nicht bestehen würden, wenn sie auch gar kein Pachtgeld gäben. Die Data sind öffentlich vorgelegt, auf welchen die Kostenberechnung des Landbaues beruht, und die Gegner aufgefordert, ihre Einwendungen dagegen zu machen. Keiner hat das vermocht, sie ist darum als völlig begründet und unwiderruflich angenommen. Nun aber kann der Landwirth für guten Weizen nicht mehr als 50 Schilling erhalten, in manchen Orten nicht einmal das. Wir wollen aber, um alle Einwürfe zu vermeiden, den Mittelpreis durchs ganze Reich zu 60 Schillinge annehmen. Da nun die Productionskosten einschließlich der Bodenrente, wie von dem Parlamente erwiesen worden, 80 Schilling sind, so verliert der Landwirth — den Ertrag nur zu 2 1/2 Quarter angenommen — auf jedem Acker, den er cultivirt, zwei und ein halb mal die Differenz zwischen 60 und 80 Schillinge, oder auf das Product des Ackers 50 Schilling. — Der Verlust dürfte aber, nach Statuirung einiger Ausnahmen, im Durchschnitte um 10 Schilling größer seyn. Daraus ergibt sich, daß, wenn auch das Land gar nichts gälte, der Producent doch verlieren müsse. Die Auflagen, wirft man viertens ein, die den Landwirth drücken, und der hohe Arbeitslohn sind Schuld und diese müssen herunter. — Die Einkommentaxe, auf den Acker im Durchschnitt 2 Schilling 6 Pence, wenn sie auch aufhört, hilft dem nicht auf, der 50 Schilling auf den Acker verliert. — So lange 38 Millionen Pfund Sterling erhoben werden müssen, bloß um die Zinsen unserer Nationalschuld zu decken, ist es nicht denkbar, daß die Auflagen so weit verringert werden können, daß unsere Landbauer auf einen Fuß mit dem polnischen Edelmann kommen, dem ein Quarter Weizen nicht 2 Schilling kostet, der es also für 30 Schilling mehr, sehr gut nach Danzig hinliefern kann. — Was die Erniedrigung des Arbeitslohns betrifft, so würde dessen Herabsetzung dem

Landwirthe wenig helfen; denn was er auf der einen Seite gewänne, verlöre er auf der andern. Wenn die arbeitende Classe ihren Unterhalt nicht verdient, so muß sie aus der Armenkasse erhalten werden und folglich die Armentaxe steigen. Der fünfte Einwurf, daß die Engländer mehr eine fabricirende als ackerbautreibende Nation sind, und daß der Handel schrecklich leiden würde, wenn die Manufacturen ihre Arbeiter wegen des hohen Kornpreises, viel theurer als ihre ausländischen Mitbewerber bezahlen müßten, und darum das geringere Interesse des Ackerbaues dem höhern Interesse des Handels billig weichen müßte, widerlegt er, indem er sich vorerst auf das gemachte Experiment bezieht, daß Britannien ohne fremden Handel wol bestehen könne. Wenn das Interesse der handeltreibenden und der landbautreibenden Classe unvereinbarlich verschieden sey, so müsse vernünftigerweise untersucht werden, welche Classe die zahlreichste und die wesentlichste sey; die dies am wenigsten ist, müsse nachstehen. Bei der Ausmittelung ergab sich, daß der Theil der Manufacturisten, welche für den auswärtigen Handel (der Theil, welcher für den inländischen Gebrauch arbeitet, kann hier nicht in Betracht kommen), z. B. im J. 1811 arbeiteten, nach H. Colquhoun, der diesem Zweige selbst eine hohe Wichtigkeit gibt, auf 406,350 Personen oder 101,587 Familien, der Theil der Landbauenden 895,998 Familien betrug. Wenn wir aber eine andere Berechnung annehmen, die im Quarterly Review gegeben wird, so wollen wir zugestehen, daß die Manufacturisten für auswärtigen Handel 1/5 der ganzen Zahl betragen, was gewiß weit über die Wahrheit ist. Und so bleibt doch die landbauende Classe viermal so stark; folglich müßte das Interesse von 895,998 Familien (zu 4 Personen) nicht dem von 225,809 Familien aufgeopfert werden. Aber der Reichthum, den der auswärtige Handel bringt! — der Betrag unserer ausgeführten Manufacturwaaren übersteigt im Durchschnitte nicht den Werth von 45 Millionen Pf., wir wollen aber 50 Millionen annehmen. Der reine Profit ist höchstens 15 p. C.; der Einwendungen wegen mögen es 25 p. C. seyn, wodurch bei den ausgeführten Waaren jährlich 12,500,000 Pf. gewonnen würden. Dagegen gewinnt Großbritannien durch seinen Ackerbau siebenmal so viel. Die Bodenrente nebst dem Zehnten beträgt mindestens 50 Millionen. Nun ist es bekannt, daß der Profit des Wirthschaftsbetriebes 3 Viertel der Rente oder Pacht betragen müsse, wie er auch in der Einkommentaxe berechnet worden ist. Hieraus ergibt sich ein Einkommen von 87 Millionen vom Landbaue oder siebenmal so viel als der Gewinn bei den ausgeführten Manufacturwaaren. Also weg mit der unsinnigen Behauptung, die unsere Augen gegen die einfachsten Sätze der Rechenkunst verschließen will, daß ein Gewerbszweig, der nach der höchsten Annahme nur 13 Millionen einbringt, von größerer Wichtigkeit sey, als einer, der auf das mindeste 87 herausgibt. Man würde einen Privatmann verlachen, der eine Herrschaft von 87,000 Pf. Einkommen besäße und sie verkaufte, um sich in einen andern Gewerbszweig zu begeben, der ihm jährlich 13,000 Pf. eintragen könnte. Durch alle diese Ausmittelungen wurden die Engländer und mit ihnen wir Deutschen zu richtigen Urtheilen über den Werth des Landbaues geführt. Ob sie gleich viele Gegner fanden, so konnten diese doch nicht verhindern, daß eine Menge Vorurtheile verschwanden. Indeß ging die Bill im Parlamente durch; aber wenn dies auch nicht geschehen wäre, so hätte es auch nichts zu bedeuten gehabt. Denn als das Getraide unter dem Kostenpreise verkauft werden mußte, beschränkte

man dessen Anbau, zog die Kapitalien, die man auf den Ackerbau angelegt hatte, immer mehr ein, und so kam es, daß, als die Bill zu Stande kam, der Quarter Weizen über den Normalpreis hinaufstieg. Und so ist denn die Einfuhr bis jetzt ungestört geblieben, und wird es bei der großen Bevölkerung Englands bleiben müssen. Pl.

Kos oder Koos, eine berühmte Insel des ägeischen Meeres (jetzt Stanchio oder Stincho) an der kleinasiatischen Küste, den Städten Halicarnaß und Knidos gegenüber. Es war hier ein berühmter Tempel des Aesculap, und sie war das Vaterland des Apelles und Hippokrates. Besonders berühmt waren die feinen halbdurchsichtigen Gewänder, die hier verfertigt wurden.

† Kosacken. Die Stadt Tscherkaskoi besitzt einen ausgebreiteten Handel, der durch Griechen, Armenier, Juden ꝛc. noch lebhafter gemacht wird. Die Pracht der Kosacken-Weiber daselbst zeichnet sich insbesondere aus. Da die Stadt wegen der Ueberschwemmungen eine ungesunde Lage hat, wodurch nicht selten verheerende Krankheiten entstehen; so hat man an einem Arme des Don, eine Meile von der jetzigen Stadt, Neu-Tscherkask zu bauen angefangen, wohin alle Einwohner der alten Stadt, die jedoch für den Kostenaufwand entschädigt werden sollen, ziehen werden, so daß vielleicht in fünfzig Jahren von der alten Stadt keine Spur mehr übrig seyn wird.

* Kosciuszko (Thaddäus), der Republik Polen letzter Oberfeldherr, einer der edelsten Männer seines Zeitalters, aus einer alten adeligen, aber wenig begüterten Familie in Litthauen. Er wurde in der Kadettenschule zu Warschau erzogen, wo der Fürst Adam Czartoryski seine Talente und seinen Fleiß bemerkte. Er schickte ihn deshalb auf eigene Kosten nach Frankreich, wo er die Kriegskunst studirte, und sich in den zeichnenden Künsten übte. Nach seiner Rückkehr wurde er Hauptmann. Aber ein Vorfall, den seine Neigung zu der Tochter des Marschalls von Litthauen, Sosnowski, veranlaßte, nöthigte ihn, Polen zu verlassen. Einsame Studien, vorzüglich in Geschichte und Mathematik, und seine für das Erhabene empfängliche Einbildungskraft, hatten ihn auf die Schule des Kriegs, der Freiheit und der Lebensweisheit, in welche er jetzt unter Washington (als dessen Adjutant) eintrat, vorbereitet. Er machte sich in Amerika bei mehreren Gelegenheiten, vorzüglich bei der Belagerung von Ninety-Six, bemerkbar. Washington wurde sein Freund. Die Armee, die französischen Offiziere und Franklin zeichneten ihn durch ihre Achtung aus. Er und Lafayette waren die einzigen Europäer, welche das Kreuz des Cincinnatus-Ordens trugen. Mehrere Jahre nach seiner Rückkehr in das Vaterland ernannte ihn der Reichstag zum Generalmajor. Er erklärte sich für die Constitution vom 3. Mai 1791, und diente unter dem Prinzen Joseph Poniatowski. In dem Feldzuge von 1792 zeichnete er sich gegen die Russen bei Zieleneck und Dubienco aus. An dem letzten Orte hielt er sich mit ungefähr 4000 Mann gegen 16,000 Russen auf einem Posten, den zu befestigen er nur 24 Stunden Zeit gehabt hatte, sechs Stunden lang, und zog sich ohne großen Verlust zurück. Diese That gründete seinen militärischen Ruf. Als der König Stanislaus sich dem Willen Catharinens unterwarf, nahmen er und 16 Offiziere ihren Abschied. Darauf mußte er Polen verlassen. Er begab sich nach Leipzig. Um diese Zeit ertheilte ihm die gesetzgebende Versammlung in Frankreich den Titel eines französischen Bürgers. Bald rief ihn sein Vaterland zurück. Dieses wurde, nach der zweiten Theilung, durch die Anmaß-

sungen des russischen Gesandten, Grafen von Sievers, und des Generals Igelström, der zugleich die russischen Truppen in Warschau befehligte und Gesandter war, von Rußland so abhängig, daß es ohne dessen Einwilligung die ihm aufgedrungene Verfassungsform nie ändern oder verbessern sollte. Da beschloßen insgeheim einige edle Polen in Warschau das Joch abzuwerfen. Sie wählten Kosciuszko zum Feldherrn, und machten ihn mit ihrem Vorhaben bekannt. Er theilte dasselbe dem Grafen Ignaz Potocki und Kolontal (s. d. Art.) in Dresden mit, die jedoch das Unternehmen für unzeitig hielten. Indeß begab sich Kosciuszko an die Gränze, nebst Zajonczeck, den er nach Warschau sandte, um Alles in der Stille vorzubereiten, damit nichts übereilt würde. Als aber die polnische Armee theils unter die russische gesteckt, theils bis auf 16,000 Mann vermindert werden sollte, brach der Aufstand vor der Zeit aus. In Polen widersetzte sich Madalinski der Auflösung seines Regiments mit Gewalt. Nun griff Alles zu den Waffen, und Kosciuszko kam in Krakau an, als eben die russische Besatzung aus der Stadt verjagt worden war. Die Bürger entwarfen die Acte der Conföderation von Krakau, vom 24. März 1794, an deren Spitze Kosciuszko die Polen aufrief, die Constitution vom 3. Mai wiederherzustellen. Seume nennt das Manifest unklug, weil es persönliche Beleidigungen enthielt; allein der heftige Ton desselben war auf die polnische Nation berechnet, und der Zorn eines Republikaners von einfachen und strengen Sitten, wie Kosciuszko war, mußte entbrennen, als üppige Fürsten nach Willkür ein armes, gedrücktes Volk, die Polen, jacobinischer Grundsätze und Verbrechen vor ganz Europa anklagten, und deshalb dem gesetzmäßigen Schritte der Nation und des Königs, sich eine dauerhafte Verfassung zu geben, den Krieg erklärten. Was Catharina durch Bajonette erzwang, das hatte Friedrich Wilhelm II. durch treulose Aufhebung seines mit Polen geschlossenen Schutzbündnisses möglich gemacht. Solche Politik mußte jeden Polen, der ein Herz für sein Vaterland hatte, empören. Als Kosciuszko hörte, daß die Russen anrückten, zog er ihnen entgegen. Ohne Geschütz, mit 4000 Mann, zum Theil nur mit Sensen und Piken bewaffnet, schlug er bei Raclawice, den 4. April 1794, 12,000 Russen. Darauf brachte er sein Heer auf 9000 Mann, und vereinigte sich mit dem General Grochowski. Unterdessen hatten Warschau und Wilna die russischen Besatzungen theils getödtet, theils gefangen genommen. Kosciuszko that den Ausbrüchen der Volkswuth Einhalt, sandte Truppen gegen Volhynien ab, und richtete die Regierung in Warschau ein. Hierauf zog er mit 13,000 Mann den Preußen entgegen, die 40,000 Mann stark vorrückten. Kosciuszko griff sie bei Szczekocin den 8. Juni an, wurde aber nach dem tapfersten Widerstande geschlagen. Er zog sich in das verschanzte Lager von Warschau zurück. Die Preußen eroberten Krakau. Darüber gerieth in Warschau das Volk den 28. Juni in Aufruhr; es ermordete einen Theil der Gefangenen, und henkte einige von den Russen erkaufte Polen auf. Allein Kosciuszko bestrafte die Schuldigen und stellte die Ordnung wieder her. Jetzt vereinigte sich der König von Preußen mit den Russen, und belagerte Warschau mit 50,000 Mann. Doch Kosciuszko belebte den Muth. Nach zweimonatlichen blutigen Gefechten schlug er einen allgemeinen Sturm zurück. Zugleich trat unter Dombrowsky ganz Großpolen gegen die Preußen unter die Waffen. Dies und der Verlust eines Artillerie-Transports nöthigte den König von Preußen,

Belagerung von Warschau aufzuheben. So behauptete sich der Feldherr mit 20,000 Mann regelmäßiger Truppen und 40,000 ht bewaffneter Bauern gegen vier feindliche Heere, die zusam- gegen 150,000 Mann stark waren. Seine größte Macht war das rauen seiner Mitbürger. Der Neffe des Königs, einst sein Ge- , diente unter ihm. Niemand zweifelte an seiner Bürgertugend, e durch echte Religiosität das Volk begeisterte. Kosciuszko ver- :te die Republik mit unbeschränkter Gewalt, aber er bediente sich mit Washingtons Rechtssinn und mit Cäsars Thätigkeit. Er e für Alles, für die Verpflegung der Truppen, für Anschaffung Kriegsbedürfnisse; er leitete die Einnahmen und Ausgaben selbst, Plünderung oder Betrügerei zu hindern; aus dem Staatsrathe er auf das Schlachtfeld. Seine Tage und seine Nächte, alle Kräfte, waren dem Vaterlande geweiht. Zugleich sicherte er Gang der Gerechtigkeit, hob die Leibeigenschaft auf, erklärte laut, Polen nicht nach jacobinischen Grundsätzen frei seyn wolle, und endlich der Nation den 29. Mai in dem hohen Nationalrathe, er errichtete, die ihm anvertraute höchste Gewalt zurück. So ein tides und Cincinnatus als Bürger, Staatsmann und Feldherr, er zugleich Soldat, Unterthan und Regent. Man machte ihm Vorwurf, daß er die dem Bischof von Chelm und Lublin, Skars- :ki, nach dem Gesetze zuerkannte Todesstrafe, auf Verwenden des ilichen Legaten, in Gefängniß verwandelte. Allein er wollte das Geistlichkeit ergebene Gemüth des Volks schonen. Hätte er nur r Strenge gegen die Großen, welche von Gehorsam und Ordnung ts wissen wollten, bewiesen! Den König Stanislaus behandelte nit Achtung; aber unmöglich konnte er diesem verdächtigen und ıßten Schwächlinge eine Theilnahme an der Gewalt gestatten, he die Nation allein ihm übertragen hatte. Indessen handelte er mild gegen die Verdorbenen unter seinen Landsleuten; er te das Recht und die Ehre wirken lassen, wo nur der Strang Feigen und Verräther schrecken konnte. Hätte die Nation zu ihm erhoben, sie wäre nimmer unterlegen. Friedrich Wilhelm ver- ifelte, Kosciuszko zu besiegen. Er machte ihm glänzende Anerbie- gen. Wie wenig kannte er den Mann aus Washingtons Schule! dlich entschied Catharina den Kampf durch Truppen-Uebermacht. warow schlug in Volhynien bei Brzesc die Polen unter Siera- rski den 18. und 19. Sept. Repnin drang durch Litthauen vor, vereinigte sich mit jenem; der russische General Fersen sollte mit 000 Mann zu ihnen stoßen. Dies zu hindern, rückte ihm Kos- szko von Warschau mit 21,000 Mann entgegen. Poninsky sollte t seiner Division zu ihm stoßen; allein die Russen fingen die Bot- ıft auf. Nun griffen die vereinigten Russen, welche dreimal stär- waren, unter Fersen, den 10. Oct. bei Maczjewice das nische Heer an (12 Meilen von Warschau); dreimal zurückgeschla- ı, durchbrachen sie beim vierten Angriffe die Linie der Polen. Kos- szko sank mit Wunden bedeckt, unter den Worten: Finis Polo- ıe, vom Pferde und fiel in feindliche Gewalt. In ihm verlor sein aterland Alles. Suwarow stürmte Praga den 4. Nov. Warschau terwarf sich den 9. Nov. Madalinski verließ Großpolen. Ein öster- chisches Heer rückte in Polen bis Lublin vor. So ging Polen ter. Hätte Polen Kosciuszko's Geist erfüllt, sein Vaterland würde cht zu Grunde gegangen seyn. Aber unnütz für ihr Vaterland wa- ı die, welche ihm sich opferten, nicht gefallen. Die öffentliche Mei-

nung Europa's war durch die edle Anstrengung der Besiegten für die unglücklichen Polen gewonnen, und Kaiser Alexander hat die theuerste Hoffnung der Nation, mit welcher sie von Napoleon grausam hingehalten ward, — die Wiederherstellung des Königreichs Polen mit einer freien Verfassung, — im Jahr 1815 großmüthig erfüllt. Eine Nation, die solche Männer erzeugte, wie Kosciuszko war, konnte nicht untergehen. Catharina ließ den Helden und seine edlen Genossen in ein Staatsgefängniß werfen. Paul I. gab persönlich diese Männer frei, und zeichnete Kosciuszko durch mehrere Beweise seiner Achtung aus. Er beschenkte ihn mit 1500, und seinen Freund, den Dichter Niemcewicz, mit 1000 Bauern. Beide begaben sich über London, wo Kosciuszko mit Auszeichnung behandelt wurde, im Jahr 1797 nach Amerika. Sein Vermögen war unbedeutend. Amerika hatte ihm, als er nach dem amerikanischen Freiheitskriege in sein Vaterland zurückging, ein Jahrgehalt gegeben. Auch jetzt fand er mit seinen braven Genossen in Amerika Schutz und Achtung. Im Jahr 1798 ging er nach Frankreich. Alle Parteien in Paris nahmen den Helden der Freiheit festlich auf. Seine Landsleute in der italienischen Armee überschickten an ihn den Säbel Johann Sobiesky's, welchen sie 1799 zu Loretto entdeckt hatten. In der Folge faßte Napoleon den Plan auf, durch Polens Wiederherstellung Rußland wehe zu thun, und sich die Herrschaft über das östliche Europa vorzubereiten. Kosciuszko aber konnte, nicht bloß durch Krankheit, sondern vielmehr durch sein Paul I. gegebenes Wort, nicht wider die Russen zu dienen, gehindert, an ihrem Kampfe unter Dombrowsky's Leitung in den Jahren 1806 und 1807 nicht Theil nehmen. Er erklärte selbst auf Napoleons Anträge: er könne nicht an Polens Lage Theil nehmen, bis er diesem Lande eine freie Nationalverfassung und seine alten Gränzen gesichert sähe. Fouché sollte alles versuchen, um Kosciuszko nach Polen zu bringen, sogar mit Gensdarmerie! Aber Kosciuszko erwiederte mit Festigkeit: „Gut, so werde ich allen Polen sagen, daß ich nicht frei bin." Einen Aufruf an die Polen, den man unter seinem Namen den 1. Nov. 1806 im Pariser Moniteur las, hat er für unecht und von Napoleon erdichtet öffentlich erklärt. Er kaufte sich in der Nähe von Fontainebleau ein Landgut, und lebte hier bis 1814 in ländlicher Ruhe. Von da reiste Kosciuszko im Jahr 1815 mit Lord Stewart nach Italien. Im Jahr 1816 ließ er sich in der Schweiz zu Solothurn nieder. Von hier machte er im April 1817 einen gerichtlichen Freibrief bekannt, durch welchen er auf seinem Gute Siecnowicze in Polen die Leibeigenschaft aufhob. Uebrigens war die Landwirthschaft seine liebste Beschäftigung. Er lebte einsam im Umgange mit wenig Freunden. Ein Fall mit dem Pferde in einen Abgrund unweit Vevay wurde die Veranlassung seines Todes. Er starb mit ruhiger Fassung den 15. Oct. 1817 zu Solothurn, über 60 Jahre alt. Sechs Greise trugen den Sarg. Er war nie verheirathet. Von seiner Familie lebt nur ein Neffe. Im Jahr 1818 hat Fürst Jablonowsky, auf Kosten des Kaisers Alexander, Kosciuszko's Leichnam in Solothurn abgeholt, dessen Beisetzung in Krakau der Kaiser auf die Bitte des Senats erlaubt hat. Hier wird ihm auch ein Denkmal errichtet. In Warschau, Paris, Dresden u. a. O. haben die Polen dem Helden des Vaterlandes den 14. Nov. 1817 eine Todtenfeier veranstaltet, wobei dem edlen Freunde sein treuer Gefährte, der Dichter Niemcewicz, Secretär des Senats, in Warschau die Leichenrede hielt.

K.

† Kotzebue (A. F. F. v.). Im J. 1816 wurde er als Staatsrath bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg angestellt, und erhielt im J. 1817 den Auftrag, sich nach Deutschland zu begeben, um über den Zustand der Literatur und der öffentlichen Meinung Berichte an den Kaiser Alexander unmittelbar einzusenden. Er that dies in Weimar, und schrieb zugleich ein literarisches Wochenblatt, in welchem er sich zum Richter über alle Schriften aus allen Fächern, die ihm nennenswerth schienen, aufwarf, zugleich aber über Politik und Zeitgeist höchst einseitig absprach. Man sah, daß ihm Deutschland und die neue Zeit fremd geworden war. Indeß fand seine „Kosakentactik," mit der er die liberalen Ideen, vorzüglich das Verlangen der Völker (die er sämmtlich für unmündig erklärt) nach ständischen Verfassungen, Preßfreiheit u. s. w. im Namen des gesunden Menschenverstandes, für dessen Repräsentanten er sich ansah, angriff, bei einer gewissen Classe von Lesern vielen Beifall. Sie reizte aber auch gegen ihn den Unwillen eines nicht kleinen Theils der Nation, und man glaubte in dem, durch den Volksfreund von Ludwig Wieland bekannt gewordenen, französischen Bülletin, das H. v. Kotzebue an den Kaiser Alexander über die politische Literatur der Deutschen eingesandt, eine leichtsinnige, in diesem Falle strafbare Flüchtigkeit zu bemerken, mit der er Stellen und Schriften ausgehoben und französisch übersetzt hatte, ohne den Sinn der Verfasser, deren politische Ansichten er verketzerte, einmal zu treffen.

Kotzebue (N. N. von), der Sohn des vorigen, russischer See-Capitän, unternahm, auf Befehl des Kaisers Alexander, im August 1814, mit der Brigg Rurik eine Reise um die Welt. Er umsegelte das Cap Horn, und suchte eine Durchfahrt im nördlichen Eismeere nach dem nordatlantischen Meere, von Kamtschatka aus, das er im Juli 1816 verließ, worauf er durch die Behringsstraße, an der Küste von Amerika hin bis zum 67° fuhr, und nach Osten zu ein großes Land entdeckte. Auch in der Südsee hat er mehrere Inselgruppen, denen er die Namen Romanzow, Spiridow, Kutusow u. s. w. beilegte, entdeckt, und interessante Nachrichten von seiner Reise bekannt gemacht. Er kam gegen die Mitte des Jahrs 1818 von seiner Reise nach Europa zurück, und man erwartet seine Berichte darüber mit Ungeduld. — Ein Bruder von ihm, der ebenfalls russischer Offizier ist, befindet sich im Gefolge des russischen Generals Yermaloff, auf der Gesandtschaftsreise in Persien.

Krasinsky (Vincenz Graf), polnischer General, aus einer in den Jahrbüchern ihrer Nation berühmten Familie. Er war Napoleons Kammerherr und Oberster des ersten französischen Lanzenregiments leichter Pferde. Im J. 1812 ging er zuerst mit seinem Regimente, schwimmend, über den Niemen, und nahm an allen Treffen Theil; das Jahr darauf ward er Brigade- und 1814 Divisions-General. Den 13. März d. J. entschied er den Sieg bei Rheims, indem er den Feind von der Straße nach Bery au Bac abschnitt, so daß derselbe 22 Kanonen, 5000 Gefangene und 100 Wagen verlor. Nach Napoleons Fall wandten sich, mit Buonaparte's Erlaubniß, die Polen in seinem Heere an den Kaiser Alexander, der ihnen ihre Adler und Waffen ließ. Darauf führte der General Krasinsky die Ueberreste des polnischen Heeres nach Polen zurück, und hielt in Polen den 25. August 1814 seinen feierlichen Einzug.

Kreutzer (Rudolph), ein berühmter Tonsetzer, und einer der

ersten Violinspieler in Europa, geb. zu Versailles 1767. Sein Lehrer auf der Violine war Anton Stamitz. Kaum 13 Jahre alt, spielte er im Concert spirituel ein von ihm gesetztes Concert mit großem Beifall. Im 19ten Jahre hatte er zwei große Opern gesetzt, die dem Hofe so gefielen, daß ihn die Königin zu ihren Privatconcerten auswählte. In der Folge machte er Kunstreisen in Italien, Deutschland und Holland; darauf wurde er erster Violinist bei Napoleons Capelle und bei der großen Oper, auch Mitglied des Conservatoriums. Gegenwärtig ist er Professor des Violinspiels bei der königlichen Schule für Musik und Declamation. Er hat an der von Baillot für den Unterricht im Conservatorium herausgegebenen Violinschule Theil genommen, und selbst mehrere Concerte, Symphonien, Duo's, Sonaten u. s. w. herausgegeben. Für die große Oper hat er den Astyanax (mit schönen Chören), Aristipp und den Tod Abels, auch einige Ballete gesetzt; und für die komische Oper 9 Opern, darunter Lodoiska, Jeanne d'Arc u. a. m. — Sein jüngerer Bruder, beim Orchester der großen Oper, ist ebenfalls ein ausgezeichneter Violinspieler.

Kreuzbulle, s. Cruzada.

Kronwerk, s. Außenwerk.

* Krüdener (Juliane, Freifrau von). Diese berühmte Frau ist um das Jahr 1766 in Riga geboren. Sie erhielt im Hause ihres Vaters, des Barons von Vietinghoff, eines der reichsten Gutsbesitzer in Kurland, von altdeutschem Rittergeschlecht, eine sorgfältige Erziehung. Sie war 9 Jahr alt, als sie mit ihren Aeltern nach Paris ging. Hier war das Haus ihres Vaters ein Sammelplatz der schönen Geister Frankreichs. Man bewunderte den Witz und die Kenntnisse der aufblühenden Jungfrau, die weniger durch Schönheit, als durch feinen Wuchs, zarte Züge und kindliche Heiterkeit gefiel. Sie besaß alle Reize, die Anmuth und Bildung verleihen, dabei ein weiches Herz und eine dem Himmel der Unschuld und des Glaubens offene Phantasie, aber auch, wie jemand sagte: un penchant irrésistible aux rêveries mélancoliques. Man vermählte sie schon in ihrem 14ten Jahre mit einem durch edle Gesinnung und gründliches Wissen ausgezeichneten Liefländer, dem Freiherrn von Krüdener, welcher damals ungefähr 36 Jahr alt war. Sie begleitete ihren Gemahl nach Venedig, wo er als russischer Gesandter mehrere Jahre lebte. Hier, wie in Petersburg und Paris, durch Stand und Vermögen den Ersten gleich gestellt, glänzte die Frau von Krüdener in den vornehmsten Zirkeln. Bei ihrer Liebenswürdigkeit und ihren Talenten sah sie sich von Verehrern umringt, aber — von Gefühlen und getäuschten Hoffnungen der Einbildungskraft unruhig bewegt, war sie nicht glücklich. Sie gebar ihrem Gemahl einen Sohn (jetzt kaiserl. russis. Geschäftsträger bei der Eidgenossenschaft, auch bekannt durch den Zweikampf, in welchem er den jungen Mursinna in Berlin erschoß) und eine Tochter, jetzt die Gemahlin des Kammerherrn von Berkheim, eines Bruders des badischen Ministers. Ihre Ehe wurde getrennt. Wie öffentliche Blätter erzählen, und wie sie selbst in einem Briefe an ihren Schwiegersohn es andeutet, hatte sie durch ihre natürliche Lebhaftigkeit und durch die Lockungen der großen Welt verleitet, sich zu vielen Verirrungen hinreißen lassen, welche ihre häuslichen Verhältnisse so zerrütteten, daß es endlich zur Ehescheidung kam. Sie kehrte 1791 nach Riga in das Haus ihrer Eltern zurück. Hier galt sie im allgemeinen für eine der liebenswürdigsten Frauen

ie Welt und Geist mit freier Bildung, anmuthigen Formen und llen Reizen eines beweglichen Herzens und einer lebhaften Einbilungskraft verband. Unbefriedigt von ihren Umgebungen, ging sie ieder nach Paris. Sie suchte das Glück außer sich in dem mannigachen Wechsel glänzender Verhältnisse, fand es aber nicht, und beab sich im Jahr 1798, in Gesellschaft eines Franzosen, der ihr aus aris gefolgt war, nach Leipzig, wo sie einige Zeit sehr eingezogen lebte. ierauf ging sie nach Rußland, und im Jahre 1801 abermals nach aris. Ihr Hang nach Zerstreuung verwickelte sie hier, wie in Peersburg, in tausend Verlegenheiten. Auch jetzt noch lebte sie in aris ganz der feinen Welt und ihren Prunkfreuden. Um sie war in Kreis von Gelehrten und Dichtern versammelt, und der wilde, eichtsinnige Garat soll damals ihr Herz beherrscht haben. Indeß areitete sie mitten im reichen Flitterglanze weltlichen Treibens an eiem schon früher entworfenen Roman: Valérie, ou lettres de ustave de Linar à Erneste de G., in welchem sie ein Verhältniß schilerte, das ihr selbst einst theuer gewesen war. Valerie ist eine liebensürdige junge Frau, in welche ein schwärmerischer Jüngling, der erwandte und Pflegesohn ihres Mannes, sterblich verliebt ist, und ich in diesem Kampfe verzehrt. Ihr Ehrgeiz war, diesem Roman, in elchem sich die Schwärmerei eines tiefen Gemüths ausspricht, classiche Vollendung zu geben, und sich einen Ruf als Schriftstellerin daurch zu gründen. Der Sturz der preußischen Monarchie erweckte ald nachher den nordischen Ernst aufs Neue, welchen bisher südliher Leichtsinn umgaukelt und mit Farbenbildern bethört hatte. Sie efand sich damals bei der Königin Louise, und das klare reine Gemüth dieser hohen Frau hat vielleicht tiefer auf die empfängliche Naur der Frau von Krüdener eingewirkt, als die Verfasserin der Vaerie durch ihr geistreiches Gespräch über die Tröstungen der Religion uf jenen unter den Sterblichen wandelnden Engel. Frau von Krüener fühlte sich damals auch sehr zu dem Pietismus der Brüdergemeinde ingezogen. Sie begab sich wieder nach Paris, wo der Empfänglichen iele sich an sie anschlossen, darauf, als der große nordische Krieg usbrach, ging sie nach Genf und im Jahr 1813 nach Deutschland, berall beschäftigt mit dem Enthüllen der unsichtbaren Welt in sich, ndem sie von der äußern sich abgestoßen, und derselben sich immer nehr entfremdet fühlte. In Carlsruhe ging sie viel mit Jung-Stilling um. Schon jetzt glaubte sie selbst berufen zu seyn, den Armen das Evangelium zu predigen. Daher begab sie sich in Heidelerg in den Gefängniß-Thurm, um die zum Tode verurtheilten Verrecher mit dem Troste des göttlichen Worts zu erquicken. Als sie arauf im Herbst 1814 wieder nach Paris kam, hielt sie in ihrem Hause religiöse Versammlungen, bei welchen die bedeutendsten Persoen sich einfanden, und wo man sie im Hintergrunde mehrerer dunkeler Zimmer in dem Costum einer Priesterin auf den Knien betend erblickte. Hier, in ihrem Betsaale, soll auch, sagt man, die Idee des heiligen Bundes geweckt und durch Unterredungen mit dem Monarhen, dessen Religiosität übrigens von jeder Schwärmerei frei ist, ntwickelt worden seyn. Bei Gelegenheit des Festes, das die russischen Heere in den Ebenen von Chalons feierten, gab sie eine Beschreibung desselben heraus (Le Camp de Vertus. Paris chez Normand), worin sie ihre Ansicht von der Zeitgeschichte darlegt. Indeß sah Frau von Krüdener bald, daß ihr Bekehrungseifer auf die Dauer auf die Pariser weniger Eindruck machte, sie begab sich daher im Herbste

1815 nach Basel, wo der Pietismus bereits eine stille Gemeinde ge-
sammelt hatte. Hier schloß sich ein junger Geistlicher aus Ge-
Namens Empeytas, an sie an, welcher in der Erbauungsstunde, die
Frau von Krüdener alle Abende in einem Gasthofe hielt, über reli-
giöse Gegenstände sprach. Frauen und Mädchen hörten gläubig zu,
wurden aber von dem Drange, ihr Vermögen den Armen zu geben,
tiefer ergriffen, und spendeten reichere Opfer, als die Ordnung des
Haushaltes gestattete. Bald entstanden darüber mehrere Unordnun-
gen und Mißhelligkeiten in den Familien. Da trat der Pfarrer Fa-
auf, und predigte gegen die unberufene Lehrerin. Sie mußte jetzt auf
Befehl der Obrigkeit Basel verlassen. Eben so ging es ihr an andern
Orten, in Lörrach, Aarau u. s. w. Doch wuchs überall die Zahl
ihrer Verehrer, besonders unter der Jugend. Dabei führte sie einen
ausgebreiteten Briefwechsel. Von weitem her brachten ihr Boten
Briefe und Geld. In der Mitte des Juni 1816 nahm sie nebst ihrer
Tochter ihren Aufenthalt nicht weit von Basel, im Badenschen, auf
dem Grenzacher Horn. Ihr Begleiter war außer Empeytas und dem
Professor Lachenal, ein Herr Kellner, ein geborner Braunschwei-
ger, der unter der westphälischen Regierung Postbeamter war, als
politisch verdächtig ins Gefängniß kam, und hier, wo er weder Schreib-
materialien noch andere Bücher erhielt, durch das Lesen der Bibel,
die man allein ihm gestattete, vom System des Materialismus zu
einer christlichen Gesinnung bekehrt wurde. Auf dem Grenzacher Horn
versammelten sich um die Frau von Krüdener viele Arme und Elende,
aber noch mehr Landstreicher, welche bei ihr Obdach und Speise fan-
den. Mit gedankenloser Begier griff der Arme, ohne sich zur Arbeit-
samkeit, Sparsamkeit, Frömmigkeit, Geduld und muthigem Ausharr-
ren zu bekehren, nach der Hülfe, welche die neue Lehre „der guten
gnädigen Frau" ihm zeigte, die dem hartherzigen Reichthum die
Schuld alles Uebels vorwarf. So störte, ohne es zu wollen, das
schwärmerische Beginnen der Frau von Krüdener die Ordnung der
bürgerlichen Verhältnisse. Daher ließ die Obrigkeit den 23. Januar
1817 das Hörnlein mit Jägern umringen und die Bettler nach Lör-
rach abführen. Frau von Krüdener schrieb deshalb an den Minister
von Berkheim zu Carlsruhe einen merkwürdigen Brief vom 14. Fe-
1817, in welchem sie den Befehlen der Obrigkeit das Gebot Gottes,
sich der Hülflosen anzunehmen, entgegensetzte, für welches sie, „durch
die Wüste der Civilisation wandernd," bereit seyn müsse, ihr Leben
dahin zu geben. — Als sie hierauf im Mai das Grenzacher Hörnlein
verließ, theilte sie einen Aufruf an die Armen und eine Zeitung
für die Armen (wovon aber nur ein Blatt erschienen ist) aus,
worin sie zwar manches Gute im Allgemeinen, aber wenig zweckmäßig und
klar Gedachtes sagte, und statt das einfache: „Bete und arbeite,
und bleibe im Lande und nähre dich redlich" einzuschärfen, viel-
dem Irrthum und falscher Auslegung überall die Hand bot. Da die
Frau von Krüdener da, wo sie hinkam, die Einbildungskraft des
großen Haufens in unruhige Bewegung setzte, — oft umgaben sie
mehr als 3000 Menschen — und durch die reichen Allmosen, die sie
ausspendete, mehr Aufsehn erregte, als Nutzen stiftete, so konnte ihr
die Obrigkeit nirgend einen bleibenden Aufenthalt gestatten. Aus
von Luzern wurde sie am Ende des Juni von der Polizei abgeführt.
Von diesem Zeitpunkt an blieb sie stets unter polizeilicher Aufsicht,
ward von einem Orte zum andern verwiesen, und endlich, da man
ihr den Eintritt weder in das Oesterreichische noch in den Elsaß er-

tattete, zu Ende des Augusts aus der Schweiz nach Deutschland, wo Empeytas und Lachenal sie verlassen mußten, gebracht. Polizeibeamte geleiteten sie hierauf aus dem Badenschen, Würtembergischen und Baierschen durch Franken bis nach Sachsen. So kam sie in der Mitte Decembers in Leipzig an, wo man sie mit Achtung behandelte und ihr einen längern Aufenthalt zu ihrer Erholung gewährte. Hier hatte Anfangs jeder Gebildete zu ihr freien Zutritt; doch fand die Polizei bald nöthig, Wachen vor ihre Thür zu stellen, und den Umgang mit ihr zu beschränken. Nach des Prof. Krug Gespräch unter vier Augen mit der Frau von Krüdener (Leipzig 1818. 22 S.) zeigte sie sich selbst in ihrer schwärmerischen Befangenheit als eine achtungs- und liebenswürdige Frau, doch unter wahrhaft frommen Ausströmungen ihres religiösen Gemüths äußerte sie mit prophetischer Anmaßung wunderliche Gedanken. Uebrigens sprach sie oft mit einem Feuer, einer Innigkeit und Zuversicht, daß ihr zum Himmel gewandtes Antlitz sich wie das Gesicht einer Heiligen verklärte. — Ihr Wunsch, nach Dessau oder Berlin zu gehen, ward nicht erfüllt. Die Polizei führte sie im Januar 1818 nach Eilenburg, wo sie ein preußischer Polizei-Commissär übernahm, der sie über Frankfurt an der Oder nach Königsberg begleitete. Beobachtungen über sie machten Brescius und Spieker bekannt. Als sie über die russische Gränze kam, ward ihr angedeutet, daß sie weder nach Petersburg noch nach Moskau kommen dürfe. Auch trennte man ihren Secretär Kellner und andere Personen ihrer Begleitung von ihr, und brachte sie auf die preußische Gränze zurück. Ihre Tochter, die Frau von Berkheim, blieb bei ihr. In Mietau beschloß die Frau von Krüdener ihr öffentliches Predigtamt, und es hieß, daß sie sich in das Innere von Rußland begeben würde, um daselbst eine christliche Besserungsanstalt für einzelne verirrte Personen zu gründen, so daß sie aus jener regellosen Oeffentlichkeit in ein bestimmtes und beschränktes Verhältniß frommer Wirksamkeit zurückgetreten zu seyn scheint. In den Zeitgenossen (X. S. 107 — 174) steht ein reichhaltiger, aus ihren eigenen Aeußerungen und dem Inhalte ihrer Schriften, besonders der Valerie, entwickelter Beitrag zu dem Leben und der Characteristik dieser psychologisch merkwürdigen Frau, der mit vorsichtiger Milde abgefaßt ist. Nach dem was Krug, Brescius und Spieker über die Aeußerungen der Frau von Krüdener berichtet haben, sind Einseitigkeit und Ueberspannung, bei sich selbst täuschender Eigenliebe und Anmaßung, unter dem Heiligen-Schimmer von Demuth und andächtiger Erhebung in ihrem ganzen Wesen nicht zu verkennen. In ihren Vorträgen war kein Zusammenhang der Gedanken. Mitten unter ihren rührenden Aeußerungen eines tiefbewegten Gemüths kommen Einfälle des Witzes und absprechende oder halbwahre Urtheile eines ascetischen Dünkels vor. Frau von Krüdener bestätigt die Wahrheit, daß guter Wille allein den Menschen nicht vor Verirrungen bewahre, daß vielmehr Gefühl und Einbildungskraft, je reizbarer und lebendiger sie sind, um so eher auf Abwege führen, wenn sie nicht unter der Herrschaft des Verstandes und der Vernunft stehen, die doch auch herrliche Gottesgaben sind. In jedem Falle ist der Eindruck, den dieses Meteor der frommen Schwärmerei auf die Menge gemacht hat, ein Beweis mehr, daß die Welt, nachdem sie lange Zeit einer frivolen Aufklärerei und einem herzlosen Unglauben gefröhnt, nicht zur einfachen Wahrheit, Gott im Geist und in der

Wahrheit anzubeten, zurückkehre, sondern zur mystischen Schwärmer und zum verstandlosen Aberglauben hinübertaumle. K.

Krusemark (Baron von), königl. preußischer General-Lieut nant und mehrerer Orden Ritter, preußischer Gesandter in Wien, bekannt durch wichtige diplomatische Sendungen in Petersburg u Paris. Er war königl. Generaladjutant und Obristlieutenant, er im Januar 1806 den Herzog von Braunschweig nach Petersbu begleitete, wo eine allgemeine Friedensunterhandlung, oder ein e scheidender Kriegsplan verabredet, insbesondere aber das freundsch liche Verhältniß zwischen Rußland und Preußen wieder herge werden sollte. Beide kehrten den 24. März nach Berlin zurück. A hierauf der preuß. Generalmajor von Knobelsdorf als außerordent cher Gesandter, im September desselben Jahres, dem Cabinet v St. Cloud das Ultimatum des preußischen Hofes überbrachte, und England nach Fox's Tode sich Preußen wieder näherte, ward Kru semark nach Petersburg geschickt, um auf den Fall des Krieges zwi schen Preußen und Frankreich den gemeinschaftlichen Kriegsplan und die zu beeilenden Märsche der russischen Heere gegen Frankreich z verabreden. Im Jahre 1809 ging der Oberste von Krusemark als außerordentlicher Gesandter nach Paris, um die nach dem Tilsiter Frieden noch sehr verwickelten Angelegenheiten Preußens mit dem Ca binet von St. Cloud zu ordnen, und dem französischen Kaiser die Nachricht von der Entbindung der Königin zu bringen. Er kehrte mit freundschaftlichen Versprechungen den 15. Nov. nach Königsberg zurück, worauf der König seine Rückkehr nach Berlin beschloß. Im Jahr 1812 unterzeichnete der Generalmajor von Krusemark, als preu ßischer Gesandter in Paris, den mit Bassano unterhandelten Haupt vertrag zur Feststellung einer Allianz zwischen Frankreich und Preu ßen, vom 24. Februar, so wie die Special-Convention über die Mit wirkung Preußens auf den Fall eines Krieges zwischen Frankreich und Rußland. Er begleitete hierauf als preußischer Gesandter den Kaiser Napoleon nach Rußland, von wo er den 4. Dec. 1812 nach Berlin zurück kam. Den 7. Jan. 1813 begab er sich wieder auf seinen Ge sandtschaftsposten nach Paris. Dieser ward jetzt noch schwieriger, nachdem der König im Januar sich mit den Garden nach Schlesien begeben und den Aufruf an die Freiwilligen erlassen hatte. Endlich übergab Krusemark den 27. März die Kriegserklärung seines Hofes an Frankreich. Der damalige Schriftenwechsel zwischen Krusemark, dem Staatskanzler Hardenberg und dem Herzog von Bassano (Maret) enthält wichtige Actenstücke zur Geschichte unserer Zeit. Der Herzog von Bassano antwortete darauf den 1. April, und Krusemark traf am 3. Mai von Paris wieder in Berlin ein. Im Jahr 181. ward der General-Lieutenant Baron von Krusemark als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am kaiserl. österreichischen Hofe zu Wien angestellt.

Ktesiphon, am Tigris in Babylonien, die Hauptstadt des alten parthischen Reichs und in spätern Zeiten, des neu-persischen, bis die Araber sie im 7ten Jahrhundert zerstörten. Sie lag nicht weit von Seleucia und wurde zu einer starken Festung gemacht. Vorher war sie ein offener, aber sehr volkreicher Ort, der von Trajan und Severus mehrmal eingenommen und verwüstet wurde.

Kuhlmann (Quirinus), ein religiöser Schwärmer und Abenteurer, geb. 1651 zu Breslau, verließ die Rechtsstudien zu Jena, um Projecten zur Umkehrung aller Dinge nachzuhängen, worauf er

Träumereien der Fanatiker und Chiliasten seiner Zeit, und sein eigner Stolz, zum Theil auch wirkliche Verrücktheit in Folge einer schweren Krankheit (1670), ihn geführt hatten. Er trieb sich als wandernder Prophet und eingebildeter Prinz Gottes, dem die Welt unterworfen sey, im ganzen protestantischen Europa herum, streute seine Orakelsprüche in verworrenen Versen (Kühlpsalter und andre wunderliche Schriften) allenthalben aus, wollte in Constantinopel und Kleinasien die Türken bekehren, und kam endlich ganz verarmt nach Moskau, wo er auf Befehl des Patriarchen als Ruhestörer nebst einem Anhänger 1689 lebendig verbrannt wurde. Eine Secte zu stiften, war ihm nicht gelungen. E.

Kuma oder Kyme, die größte und vornehmste Stadt Aeoliens, und zugleich eine der ältesten, am ägeischen Meer. Von ihr hat die kumäische oder kumanische Sibylle den Namen, und Hesiodos war hier geboren. Uebrigens galten nach Strabon die Einwohner für etwas einfältig. Eine kumäische Colonie war die ebenfalls sehr alte Stadt Kumä in Unter-Italien, und zwar in Campanien. Mit den Kumäern zugleich hatten sie, der Sage nach, die Phocäer angelegt, und die Bewohner Italiens versetzten späterhin die asiatische Sibylle hieher, welcher Annahme auch Virgil in der Aeneis folgt. Die Grotte der Wahrsagerin lag in dem der Göttin Trivia geweihten Haine, und in ihrer Nähe war der Acharusische See. In dieser Gegend besaß Cicero ein Landgut, das daher das kumanische heißt.

Kunstreisen sind, wie sich leicht versteht, Reisen, welche um der Kunst willen gemacht werden. Hier kann sowohl Zweck seyn, die eigene Kunst zu üben, als auch die Kunst anderer im fremden Lande kennen zu lernen. Der Reisende kann mithin in beiden Fällen selbst Künstler, oder im letztern nur Kunstfreund seyn. Da jedoch der Fall selten angetroffen wird, daß jemand, der nicht Künstler ist, bloß der Kunstanschauung und Kunstbildung wegen eine Reise anstellt, wiewohl der Enthusiasmus für die Kunst und die Wichtigkeit eines Landes in Hinsicht auf eine besondere Gattung derselben, dieß leicht zum Hauptzweck einer bedeutenden Reise machen kann; so versteht man gewöhnlicher und gleichsam vorzugsweise unter Kunstreisen Reisen, welche von Künstlern um der Kunst willen gemacht werden. Aber da, wie wir eben sagten, selten ein Nichtkünstler die Kunst zum einzigen Zweck seiner Reise macht, so könnte man mit Rücksicht auf die Menge und Beschaffenheit der Kunstreisen, welche heut zu Tage gemacht werden, mit Recht behaupten, daß die Künstler noch seltener die Kunst zum Hauptzweck ihrer Reisen machen, und sich dieses hochklingenden Ausdrucks meistens nur durch einen Euphonismus bedienen, um die schlechten Triebfedern zu verdecken, welche sie bei diesen Reisen leiten. Sonach liegt doch den Kunstreisen an sich eine schöne Idee zum Grunde? Allerdings. Die Kunst ist etwas Allgemeines und über den Schranken des Individuums Erhabenes. Es ist die Schönheit selbst, welche im Menschengeiste schaffend wirkt und beseligt. An dieser hat der Einzelne gleichsam nun seinen Antheil; und soll er etwas Lebendiges, dem Menschen Angemessenes und Erfreuliches hervorbringen, so muß die Schönheit menschlicher Werke ihn erfreut und mannigfaltig angeregt haben. Zwar wird die Wissenschaft ebenfalls nicht von dem Einzelnen erzeugt, und ihre Ausbildung wäre ohne große Theilnahme und Mitwirkung menschlicher Individuen unmöglich, weil sich auch

hier durch Prüfung und Vergleichung des Verschiedenen die Ansicht und Schranke der einzelnen Kraft erweitert; aber im Verhältniß zur Wissenschaft, die durch Literatur befördert wird, ist die Kunst doch mehr nomadischer Natur. Das Geisteswerk wird durch Schrift vervielfältigt, und die wissenschaftlichen Fortschritte ferner Länder werden dem Gelehrten leicht auf seiner Stube bekannt. Nicht eben so ist es mit allen Werken der Kunst, die keine Beschreibung vollständig kennen lehrt. Zwar die Poesie schließt sich hier zunächst an die Wissenschaft an, und wenn die Dichter reisen (vorausgesetzt, daß sie — es können), so geschieht es mehr um ihren poetischen Geist durch erweiterte Lebensanschauung anzuregen, als um auf diesen Reisen ihre Kunst unmittelbar zu üben, und fremde Poesie kennen zu lernen. Anders war es überall, wo Dichter und Sänger oder Schauspieler noch eine Person ausmachten. In den ältesten Zeiten der griechischen Cultur finden wir wandernde Sänger, die an den Höfen der Fürsten, oder vor dem Volke ihre Lieder sangen, und hochbewundert und belohnt davon zogen. So wurde, wie es von Arion heißt, die Kunst, die ihm ein Gott gegeben, „vieler Tausende Lust." So nennen uns die ältesten übrig gebliebenen Nationalgesänge der Griechen schon wandernde Sänger. Die Rhapsoden trugen diese Nationalgesänge vor, und viele dieser reisten späterhin zu den musischen Wettstreiten in den Odeen, wo sie in allen Dichtungsarten wetteifernd auftraten; denn die Kunst war in Griechenland das Interesse der Nation. In der neuern Poesie finden wir wandernde Troubadours und Minnesinger (s. d. Art.), aber ihre Wanderungen und Wettstreite waren nicht auf allgemeine Theilnahme des Volkes berechnet. — Mehr als die Poesie an sich bedarf die bildende Kunst der Reisen zu ihrer Entwickelung. Der Baukünstler findet am Orte seiner Geburt und Heimath selten Gelegenheit zur vollkommnen Ausbildung und Ausübung seiner Kunst, wie sehr auch die Baukunst durch climatische Verhältnisse bedingt ist. Daher finden wir schon Wanderungen der Baukünstler in der ältesten Zeit. Zur Verschönerung und Vergrößerung Jerusalems wurden phönizische Bauleute gebraucht, und viele Kirchen, welche in Italien prangen, wurden durch deutsche Baumeister ausgeführt. — Was den Bildhauer anlangt, so ist es anerkannt, daß ohne Anschauung und Studium der Antiken in diesem Fache keiner etwas Bedeutendes zu leisten im Stande ist. Daher muß dieser Künstler, wenn er nicht an Orten lebt, wo Antiken in Museen aufgestellt sind, nach diesen reisen, oder das vielgepriesene Land sehen, welches noch jetzt die meisten bedeutenden Werke der Baukunst und Bildhauerkunst des griechischen und römischen Alterthums aufbewahrt. — Der Maler, der seine Phantasie mit allem sichtbaren Schönen, sey es Werk der Natur oder der Kunst, mithin auch der Bild- und Baukunst, befruchten muß, bedarf zu seiner Ausbildung unter den bisher genannten Künstlern des Mittels des Reisens am meisten, und nur zufällig, oder untergeordneter Zweck (der Portraitist macht hier nur wenig Ausnahme) kann Erwerb durch seine Kunst auf Reisen seyn. Und dieses ist der Grund, warum der größte Theil der Kunstreisen in neuerer Zeit nach dem classischen Boden Italiens gemacht worden sind, wo die neuere Kunst sich zuerst über der alten, umgeben von einer südlich romantischen Natur, üppig blühend erhob. Hier reist der Archäolog und Kunstfreund, hier der Architekt und der Bildhauer, welche die schönen Denkmäler der alten, der Historien-

maler, der die Heiligthümer der neuern Kunst, und der Landschaftmaler, der dort die Natur in ihren größten und anmuthigsten Schauplätzen, umgeben von der frischanregenden Wirklichkeit, zu schauen begehrt. In Hinsicht der Musik jedoch verhält sichs beinahe umgekehrt. Denn obgleich Italien auch das Land des Gesangs und der Melodie ist, so leben und reisen doch mehr italienische Virtuosen in Deutschland und in andern Ländern, als umgekehrt; der bildende Künstler aber würde Italien noch besuchen, und wenn es auch ein dreifach reicheres Museum außer diesem Lande gäbe, als das Museum in Paris — war. Die s. g. ausübenden Künstler (Musiker und Schauspieler vorzüglich) bedürfen endlich der Reisen noch aus besondern Gründen. Der ausübende Künstler bleibt auf einer sehr beschränkten Stufe der Kunstbildung stehen, wenn er nur sein Publikum kennt, und an den Künstlerkreis, in welchem er steht, gefesselt bleibt. Der Geschmack eines einzigen Publikums z. B. in einer Provinzialstadt ist sehr partiell, und steht oft sehr niedrig, je nach den Ständen und Classen, welche an einem solchen Orte den herrschenden Ton angeben. Auch der schlechte Schauspieler wird von einem solchen Publikum zuletzt ertragen, der mittelmäßige, (da man nichts Höheres gesehen hat) mit allen seinen Manieren heimisch geworden, von ihm weit über seinen Werth geschätzt, ja oft vergöttert; und hat auch der talentvolle keine guten Vorbilder neben sich, so rostet das Talent in trauriger Verwöhnung und einseitigem Mechanismus allmählig ein. Kunstreisen prüfen daher den Künstler, können ihn aufmerksam auf sich selbst und seine Verwöhnungen machen; sie erhalten die Künstlerfreiheit, wo Critik ihm daheim mangelt, denn sie zeigen ihm seine Kunst in größrer Mannigfaltigkeit, als sie gewöhnlich sein Auge wahrnimmt, sie schützen vor zu großer Einbürgerung und schädlichem Philisterthum. Daher liebten auch die Schauspieler von jeher gern das Wandern, und der Karren des Thespis ist bekannt, wiewohl bei höheren Gagen heut zu Tage nicht sehr gebräuchlich. Die eigentlichen Kunstreisen dieser Art aber setzen voraus ein vielseitig gebildetes Land, wo eine große Hauptstadt, oder wie in den meisten Ländern des cultivirten Europa eine reiche Cultur durch mehrere Haupt- und Provinzialstädte vertheilt ist, deren Wirkung sich auch die Künste durch vielseitige Anregung erfreuen. — Aber es ist auch noch ein Grund vorhanden, warum dem ausübenden Künstler vorzüglich das Reisen nahe liegt. Jeder der vorhergenannten Künstler stellt oder sendet sein Werk in die weite, offne Welt, das noch lange nach des Meisters Tode, gesehen und erkannt von Vielen, in den entferntesten Ländern das Andenken desselben erneuert. In der ausübenden Kunst ist das Werk mit dem Schöpfer aus, das Werk lebt und stirbt mit seinem Meister, und was Schiller vom Schauspieler sagt:

Denn schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber rc.

läßt sich leicht auch auf den Virtuosen der Tonkunst anwenden. Aber die Kunst verlangt Anerkennung und sie kann sich nur nach allen Seiten erweitern, je mehr das Vortreffliche allseitig anerkannt wird. Darum verlangt auch ein bedeutender Künstler mit Recht nach Anerkennung über seinen täglichen Aufenthalt hinaus. Dieser edle Trieb nach Anerkennung wird freilich bei gemeinem Sinn zu niedriger Gefallsucht, an welche sich das Streben nach leidigem Erwerb

anschließt. Was einerseits der Künstler, der mit einem frischen empfänglichen Gemüth mit steter Rücksicht auf die ihn beseelende Kunst reist, durch Mannigfaltigkeit der Anschauung, und durch Anregung des Lebens in abwechselnden Verhältnissen desselben, und was andrerseits das in verschiedenen Städten zerstreute Publikum der Kunstliebhaber durch Reisen großer Künstler, die selten eine Heimath festhält und ernähren kann, an Ausübung und Erweiterung des Geschmacks zu gewinnen vermag, läßt sich nicht schätzen, und die Kunstreisen eines Ifflands, einer Bethmann, wie eines Rode, Spohr, Hermstädt und anderer originellen Künstler beweisen dieß zur Genüge. Nur muß jeder, welcher der Kunstübung wegen eine Reise unternimmt, vor allem auch wirklich Künstler seyn, (d. h. eine originelle Darstellungsgabe besitzen) oder die Bürgschaft dazu von der Natur empfangen haben, es zu werden, und der Kunstreisende überhaupt nicht bloß reisen um zu reisen, d. h. um in der wilden Fremde und Ungebundenheit, in einer Art lustigem Müßiggang, aller festen Sitte und ernstem Studium zu entsagen, mit Charlatanerie und Frechheit der Leute Beutel zu fegen, und eine Plage der Directoren und aller Menschen zu seyn, die zu ernster Thätigkeit ihre kostbare Zeit brauchen. Und doch ist die Anzahl der s. g. reisenden Künstler jetzt den Heuschreckenzügen so ähnlich, daß man wenigstens in Hinsicht der Schauspieler fast sagen dürfte: die Kunst selbst sey bei uns nicht mehr zu Hause, da so viel Künstler auf Reisen sind. Wenigstens erklärt sich dadurch vielleicht, warum man auf den größten und berühmtesten Bühnen jetzt so viel mangelhafte Ensembles findet, weil ein Ganzes nur durch Ruhe und Beharren zu Stande kommt, welchem Zustande die unstete Veränderlichkeit widerstrebt.

Kunststraßen. In der neueuropäischen Welt spielen die Kunststraßen eine große Rolle bei dem Verkehr der Völker, da die Gesellschaft so sehr an Gütern als an Austausch der Güter gewonnen. Je besser die Straßen, desto mehr kann der Fuhrmann laden, desto geringer sind die Frachten, desto größer der Austausch. In dem tiefen Sande der Mark fährt der Fuhrmann mit seinem kleinen Pferde nur sechs Centner. Auf den gepflasterten Heerstraßen Brabants fährt der Fuhrmann mit einem Pferde 35 Centner. Die Kohlenfuhrleute, die von Charleroi nach Brüssel fahren, laden hinter sechs Hengste 22,000 Pf. Kohlen. In England werden auf den Eisenbahnen, so in einigen Gegenden angelegt, hinter ein Pferd 80 Centner geladen. An diesen Zahlen sieht man besser als an allem anderen den großen Einfluß, den die Kunststraßen auf den innern Verkehr der Gesellschaft haben. In Frankreich werden die Pflastersteine auf den trefflichen Steindämmen 20 Stunden weit gefahren, um neue Steindämme zu bauen, und in Deutschland klagt man schon, wenn man das Material zu den Chausseen 3 oder 4 Stunden weit holen soll, und nicht mit Unrecht. In Deutschland fehlt der schöne Pflasterstein, der in Frankreich so allgemein ist, und vorzüglich in der Gegend von Fontainebleau gebrochen wird. Von ihm ist das Pariser Pflaster. Es ist ein feinkörniger Sandstein, der sich leicht in Parallelepipeda bricht. In England machen die trefflichen Wege, die Schnelligkeit des Fuhrwesens und die Wohlfeilheit desselben, daß in einem Kreise von 10 Stunden um London ein Sechstheil der Bevölkerung immer auf Reisen ist. Bei den Kunststraßen ist das die Hauptsache, daß sie immer durch die Thäler geführt werden, auch wenn diese durch ihre Krümmungen Umwege machen; damit das Pferd bloß die Friction zu überwinden habe.

oder nicht genöthigt sey, die Last zu heben. Muß man über Berge, so kann eine gepflasterte Straße nicht helfen — eine gewöhnliche mit kurzgeschlagenen Steinen ist dann eben so gut, weil das Pferd die meiste Kraft auf das Heben der Last und nicht auf die Ueberwindung der Reibung zu verwenden hat. — Noch mehr als die Kunststraßen befördern die Wasserstraßen den Verkehr unter den Menschen. S. diesen Artikel. Bg.

Kupferdruck, s. Abdruck.

Kurakin (Fürst Alexander), ehemals russischer Gesandter in Paris, Wien u. a. O., geb. 1752, wurde mit Paul I. erzogen, und war dessen täglicher Gesellschafter. Er begleitete ihn auf seiner Reise nach Preußen und Frankreich 1776 und 1782. Im Jahr 1796 wurde er Minister und Vicekanzler des Reichs, nahm aber seinen Abschied 1802. Darauf ward er 1806 Ambassadeur in Wien, schloß 1807 den Frieden zu Tilsit ab, und erhielt zur Belohnung die Stelle eines Geheimen-Raths der ersten Classe, mit dem Range eines Feldmarschalls. Im Jahr 1808 ging er als Großbotschafter nach Paris, wo er vier Jahre blieb. Bei dem Balle, den der Fürst Schwarzenberg den 1. Juli 1810 gab, wo Feuer im Saale auskam, fiel er auf der Treppe, und wurde sehr verwundet ohne Bewußtseyn nach Hause getragen. Im Mai 1812, als der Krieg von Napoleon gegen Rußland schon beschlossen war, er selbst aber durch diplomatische Weitläuftigkeiten noch hingehalten wurde, begab er sich von Paris weg auf sein Landhaus nahe bei Sevres. Der Schriftenwechsel, der zwischen ihm, dem Grafen Romanzow und dem Herzog von Bassano, bis zum völligen Bruche Statt fand, gewährt ein hohes politisches Interesse, und beweist die Talente wie die Klugheit des russischen Botschafters. Man verweigerte ihm die Reisepässe, sogar noch von Memel aus, so daß er sich in der Nähe von Paris lange von aller Verbindung mit seinem Souverän abgeschnitten sah. Im Jahr 1814 überbrachte er dem Kaiser Alexander die Glückwünsche des Senats wegen der in Deutschland erfochtenen Siege. Kränklichkeit bewog ihn, sich nun von allen Geschäften zurückzuziehen. Er lebte jetzt größtentheils in Paris, starb aber in Weimar in der Mitte 1818.

L.

L, der zwölfte Buchstabe des deutschen Abc, welcher zu den Zungenbuchstaben gehört, und mit Anstoßung der Zunge an den Gaumen und die obere Reihe Zähne ausgesprochen wird. Zugleich ist er der erste der s. g. Halblauter oder der fließenden Buchstaben, welcher häufig mit r verwechselt wird, besonders von denen, die diesen Buchstaben nicht gut aussprechen können.

Lackiren besteht in der Kunst einen festen Firniß auf allerlei Geräthe aufzutragen, der einer guten Politur fähig ist und von verschiedenen zum Theil glänzenden Farben gemacht werden kann. Wenn die östlichen Völker Asiens, die Chinesen, Tunkinesen und Japaner auch nicht die Erfinder dieser Kunst sind, so haben sie es doch darin zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht, und im Englischen nennt man sogar die ganze Kunst das Japanen. Der Name Lackiren aber kommt von dem Worte Lack, welches ursprünglich persisch ist, und eine jede besonders glänzende und rothe Farbesub-

stanz bedeutet. Genau genommen aber bezeichnet man jetzt mit diesem Worte eine zum Theil harzige, zum Theil wachsartige Masse, die zwar ihre Farbe dem Wasser mittheilt, aber vollständig nur in Weingeist aufgelöst wird. Sie entsteht durch den Stich einer eigenen Art von Schildläusen auf den Blättern verschiedener indischer Bäume, besonders der Ficus religiosa und indica, auch des Zizyphus Jujuba. Anfangs ein Milchsaft, wird diese Substanz durch Vermischung mit den Insecten hochroth. Mit dieser bereitet man in Europa gewöhnlich die Firnisse, womit lackirt werden soll. Die Chinesen hingegen bedienen sich zu ihrem Firniß des harzigen Saftes der Augia chinensis Lour., welcher natürlich glänzend schwarz ist, aber mit dem Oel aus den Früchten der Vernicia montana Lour. vermischt wird. Noch weit mehr geschätzt ist der Japanische Lack, nach Thunbergs sichern Nachrichten aus Rhus Vernix durch Einschnitte in die Rinde gewonnen, und zum Gebrauche mit dem Oele der Bignonia tomentosa vermischt. Zu dem gewöhnlichen Lack nimmt man den sogenannten Körnerlack. Dieser wird in Weingeist aufgelöst und an einen warmen Ort gestellt. Ist er ganz aufgelöst und völlig klar, so kann man ihn auf Holz oder andere Gegenstände leicht auftragen. Man nimmt auch statt des Weingeistes, wenn nämlich andere harzige Substanzen zum Firniß verwendet werden sollen, wesentliches Terpentinöl, oder man bereitet den fetten Firniß aus Kopal, mit Weingeist aufgelöst und Terpentin hinzugethan. Auch ganz altes und völlig hellgewordenes Leinöl läßt sich mit Bernstein und Bleiweiß zu einem fetten Firniß verarbeiten. Je mehr Bleiweiß genommen wird, desto schöner weiß wird die Farbe des Lacks. Zu einem Goldfirniß benutzt man entweder Goldpulver oder das Constantinische Pulver, dessen Bereitung unter dem Artikel **Vergolden** angegeben wird. So bringt man auch eine schöne Goldfarbe hervor, wenn man Körnerlack, Bernstein, Drachenblut, Gummi Guttä und Safran in Weingeist sich auflösen läßt. Zu einem blauen Firniß nimmt man Berliner Blau oder Smalte, die mit Lack vermischt und dann in Terpentinöl aufgelöst werden. Recht schöner rother Lack wird hervorgebracht, wenn man Cochenille oder Carmin mit Lack vermischt. Einen grünen Lack macht man aus einer Mischung von Mineral-Turbith und Berliner Blau; oder noch schöner aus Grünspan-Cristallen, die auf Goldschaum gelegt werden. Zu einem schwarzen Lack nimmt man gebranntes Elfenbein oder Lampenschwärze, die mit Körner- oder Schellack vermischt werden. Ganz durchsichtigen Firniß macht man aus Bernstein, sehr wenig Colofonium und altem Leinöl, die zusammen gekocht werden. Es muß beim Auftragen dieser Firnisse vor allem dahin gesehen werden, daß durch gehörige Hitze, die wenigstens 150° Fahrenheit seyn muß, das Auftragen erleichtert werde. Man reinigt und glättet das zu lackirende Geräth, und bedient sich dazu eines weichen Pinsels, oder einer Art von Bürste aus Schweinsborsten.

Ladronen oder **Diebsinseln**, eine Gruppe von ungefähr achtzig Inseln, zwischen dem Ostocean und dem stillen Meere. Der erster Entdecker Magellan gab ihnen den Namen der St. Lazarusinseln; nach der Königin Maria Anna von Oesterreich, die während der Minderjährigkeit ihres Sohns, Carls III., zuerst Missionarien dahin sandte, wurden sie die Marianischen Inseln benannt. Sie sind wenig bevölkert, obgleich es nicht an Lebensmitteln fehlt. Der spanische Gouverneur wohnt auf der Insel Guam oder Agana.

Lakonien, Lakonica, Lakonismus, s. Sparta.

* Lama, Lamaische Religion. Lama, welches im Tangutanischen Mutter der Seelen, Seelsorger bedeutet, ist bei den Mongolen die Benennung aller Geistlichen, bei den Calmucken nur der vornehmern. Danach heißt die Religion der Mongolen und Calmucken die Lamaische. In derselben wird als höchster Gott der Schigemuni und als dessen Stellvertreter der Dalai-Lama, d. h. der große Lama verehrt. Er ist das Oberhaupt der geistlichen und weltlichen Macht in Tibet, welches Kaiserthum als ein Kirchenstaat (Theocratie), so wie sein Oberhaupt als ein Papst betrachtet werden kann, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht bloß einen sichtbaren Stellvertreter der Gottheit auf Erden vorstellt, sondern als eine unter den Menschen wohnende wirkliche Gottheit gedacht wird. Der Glaube an sein ewiges Fortleben knüpft sich an die dort herrschende Idee der Seelenwanderung an. Man glaubt, daß die Gottheit, so wie sie den Körper des Dalai-Lama, den sie bisher bewohnte, verläßt, sogleich wieder auf eine übernatürliche Weise Besitz von einem andern Körper nehme, so daß also nur das Aeußere, nicht das Wesen selbst wechselt. Und in der That kann man auf eine gewisse Weise dies annehmen, denn bei dem so durchaus regelmäßigen hierarchischen Systeme ist es fast gleichgültig wer an der Spitze steht. Sein gewöhnlicher Wohnsitz sind zwei in der Nähe der Hauptstadt Lhassa gelegene Klöster, in denen er abwechselnd sich aufhält. Ueberall ist er von einer Menge Geistlicher umgeben; kein Frauenzimmer aber darf da, wo er sich aufhält, übernachten. Unstreitig geschieht dies um der ihm beigelegten Reinheit willen; er ist der Unbefleckte. Die Anbetung nicht nur der Eingebornen, sondern auch einer erstaunlichen Menge von Fremden (denn auch alle mongolischen Völkerschaften in Rußland erkennen ihn an), welche lange und beschwerliche Reisen unternehmen, um ihm zu huldigen und seinen Segen zu erhalten, empfängt er auf einer Art von Altar, auf einem großen prächtigen Kissen mit übereinander geschlagenen Beinen sitzend. Nach den Tibetanern bezeigen ihm die Tataren die größte Ehrerbietung. Aus den entferntesten Gegenden begeben sie sich zu ihm, und die Fürsten unterwerfen sich denselben Ceremonien wie das Volk; er aber beweiset ihnen nicht mehr Achtung als Andern. Er grüßt niemand, entblößt sein Haupt nicht, steht vor niemand auf, und begnügt sich seine Hand auf das Haupt seiner Anbeter zu legen, welche dadurch Vergebung ihrer Sünden zu erlangen glauben. Sie sind überzeugt, daß die höchste Gottheit in ihm lebt, daß er Alles weiß und sieht, im Innersten der Herzen lieset, und über nichts Erkundigung einzuziehen braucht. Thut er es doch, so geschieht es nur, um den Ungläubigen und Uebelgesinnten keine Veranlassung zu Klagen zu geben. Bisweilen theilt er Kügelchen von geweihtem Mehlteig aus, mit denen die Tatarn viel Aberglauben treiben; falsch aber ist es, daß von seinem Unrathe Kügelchen gemacht, ausgetheilt, in goldnen Büchsen verwahrt und selbst mit den Speisen vermischt würden. Seine Macht war sonst, wo er Chans ein- und absetzte, unbegränzter als jetzt, wo er vom Kaiser von China, obschon ihm dieser in religiöser Hinsicht unterworfen ist, mehr abhängt. In seiner Hauptstadt residiren jetzt zwei chinesische Mandarinen, mit einer Garnison von 1000 Chinesen, und im Palast zu Peking unterhält der chinesische Kaiser einen Unterlama, der aber als Nuntius von Tibet abgesandt wird. Ist ein Dalai-Lama gestorben, so kommt es darauf an zu entdecken, wo

es ihm gefallen hat, aufs neue wieder geboren zu werden. Hierin muß man sich stets auf einige Lama's verlassen, welche allein von den Zeichen unterrichtet sind, an welchen er erkannt werden kann, oder vielmehr, welche wissen, welches Kind der Verstorbene zu seinem Nachfolger ernannt hat. — Die Lamaiten überhaupt theilen sich in Gelb- und Rothmützen. Jede Secte steht unter drei Lama's: jene unter dem Dalai-Tischu- oder Bogdo- und Taranautlama, diese unter den drei Schammar. Der Dalai-Lama ist unter allen der vornehmste, nächstdem der Tischulama, welcher zu Tissulumbu, zehn Tagereisen seitwärts von Lhassa wohnt. Die drei Schammar wohnen in verschiedenen Klöstern, der vornehmste von ihnen zu Tassisudon, der Hauptstadt von Butan. Ihnen untergeordnet sind zahlreiche Geistliche von verschiednem Range, die in großem Ansehn stehn, den Unterricht besorgen und zum Theil nach gewissen Ordensregeln, und in ehelosem Stande, wie die christlichen Mönche, leben. Man zählt bloß um Lhassa 3000 Klöster. Die Lamaische Religion ist von Tibet ausgegangen und kennt kein ewiges Urwesen. Ihre Götzen oder Burchanen, 108 an der Zahl, sind erschaffne Wesen, die schon vor der jetzigen Welt durch ihre in vierzigfältigen Wanderungen bewiesene Heiligkeit zum Range göttlicher Wesen emporstiegen. Schigemuni, der Hauptgötze, erschien 1000 Jahre vor Chr. zuletzt auf der Welt als Stifter des Lamaischen Glaubens und beherrscht jetzt das in Elend versunkene Weltalter. Die Erde ist von Geistern aus der Oberwelt, die zu Menschen ausgeartet sind, bewohnt. Je nachdem sie die Prüfung des Lebens gut oder schlecht bestanden hat, tritt nach dem Tode des Körpers die menschliche Seele in einen höhern oder niedrigern Zustand. Dieser Glaube macht die Lamaiten wohlthätig, menschenfreundlich und sittsam. Ihr Götzendienst besteht in schreienden und lärmenden Gesängen, und Gebeten, begleitet mit einer überlaut tönenden Musik, in prächtigen und feierlichen Prozessionen, und in der Feier gewisser Feste zu bestimmten Zeiten, verbunden mit Wallfahrten und Casteiungen. dd.

Lancaster's und Bell's System einer verbesserten Schuleinrichtung hat in England und Frankreich so viel Aufsehn gemacht, und in den Kreisen der vornehmen Welt so eifrige Beförderer gefunden, daß es jetzt in Europa überall, wo das Interesse für die Volksschulen angeregt ist, zur Sprache kommen muß. Dieses System besteht in dem Kunstgriffe, die Schule vermittelst der Schüler selbst zu halten, und mit einem verhältnißmäßig sehr geringen Kostenaufwande eine ungewöhnlich große Anzahl von Schülern (Lancaster hatte 880 beisammen und will es mit 1000 Schülern ausführen) in einem Lehrzimmer unter einem Lehrmeister zu gleicher Zeit und, wie die Erfinder hinzusetzen, mit dem besten Erfolge zu unterrichten. Der ganze Cötus der Schüler wird dabei nach Verhältniß der Anzahl und der verschiedenen Fortschritte in eine Menge kleiner Classen getheilt, und jede derselben durch einen größeren Schüler in den nöthigsten Fertigkeiten (Lesen, Schreiben, Rechnen und Memoriren eines Religionsbuchs) so weit geübt und abgerichtet, als dieser sie selbst vorher von dem Lehrmeister erlernt hat. Solche Schulgehülfen oder Unterlehrer heißen Monitors und haben ihre Classe (ungefähr 15 Schüler) auf einer Bank, oder, wie Bell es angeordnet hat, in einem Halbkreise stehend, vor sich. Die geübtesten und moralisch zuverläßigsten Schüler führen als Obergehülfen oder General-Monitors die Aufsicht über diese Unterlehrer und deren Classen. Andere Ge-

hülfen besorgen den kleinen Dienst der Schulpolizei und guten Ordnung, jeder ein besonderes Departement, einer das Aufzeichnen der Abwesenden, ein andrer das Liniren der Schreibbücher, ein andrer das Austheilen und Aufbewahren der Schiefertafeln u. s. w. Dieses ganze pädagogische Triebwerk vollendet, bei einer zweckmäßigen, jede Störung einer Classe durch die andre verhütenden Eintheilung des großen Locals, ohne ungehöriges Geräusch und in genau abgemessener, pünktlicher Aufeinanderfolge der Geschäfte, jedes Pensum, das der Lehrmeister vorher dem Gehülfen vorgemacht hat. Ein strenggehandhabtes System von Strafen und Belohnungen, die theils körperlich, theils auf den Ehrtrieb (Ehrenbillets, Verdienstorden, Schandzettel, Pranger) berechnet sind, hält die Masse der Kinder in guter Zucht. Alles geht und wirkt zum Zwecke, wie die Arbeit in einer Fabrik, wo jeder Arbeiter einen Theil des Fabricats fertiget und der Meister nur anordnet, oder wie in einer militärischen Heerschaar, wo das Commando vom General durch die Unterbefehlshaber bis auf die einzelnen Abtheilungen der Gemeinen herabläuft und maschinenmäßig vollzogen wird. Der Lehrmeister unterrichtet nur die Gehülfen, wacht über den planmäßigen Gang des Ganzen und handhabt die Disciplin; nebenbei gibt er noch Jünglingen, die ihm seinen Unterrichtsmechanismus absehen, um ihn künftig als Lehrmeister eigner Schulen nachzumachen, methodische Fingerzeige. Unstreitig verdient die Ordnung, Pünktlichkeit, Sorgfalt und strenggeregelte, sich gleichbleibende Thätigkeit, in der mehrere Hunderte von Schülern in einem Locale bei dieser Schuleinrichtung erhalten und nützlich beschäftiget werden, eine achtungsvolle Anerkennung, und aus bekannten Gründen hat die außerordentliche Wohlfeilheit derselben (zur Ersparung des Papiers werden die ersten Uebungen im Schreiben auf Tischen gemacht, die mit Sand bestreut sind) die Bewunderung und Theilnahme der Staatsmänner erregt, denen auch die militärische Zucht recht angemessen schien, um die Kinder aus der Hefe des Volks an ein gesittetes und legales Betragen zu gewöhnen. Die Ehre der ersten Erfindung gehört dem Dr. Andreas Bell, einem englischen Geistlichen, der als Aufseher einer Waisenschule in Ostindien auf die Idee Anfänger durch geübtere Schüler unterrichten zu lassen, gekommen war und sie von 1790 bis 1796 in dieser Anstalt (zu Egmore bei Madras) angewendet hatte. Der nach seiner Rückkehr an die ostindische Compagnie darüber von ihm erstattete Bericht erschien 1797 zu London im Druck, ohne besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Im folgenden Jahre eröffnete aber Joseph Lancaster, ein Quäker, in einer Vorstadt Londons eine Armenschule, die er, durch die Menge seiner Schüler veranlaßt, allmählig nach der oben beschriebenen Methode einrichtete, und 1805, durch die Mildthätigkeit vieler Kinderfreunde unterstützt, bis auf 800 Schüler erweiterte. Zugleich vereinigte er mehrere Hunderte Mädchen zu einer ähnlichen Schule und umgab sich mit jungen Pädagogen, die er zu Lehrern heranzog und an seiner Stelle arbeiten ließ, während er in den Jahren 1810 und 1811 die brittischen Königreiche bereisete und die Errichtung mehrerer Schulen nach seinem System bewirkte. Mehrere englische Große, selbst königliche Prinzen beförderten die Ausbreitung des Lancasterianismus, die hohe Geistlichkeit aber, unzufrieden, die Verbesserung der Schulen von einem Quäker betrieben zu sehn, stellte ihm den Doktor Bell, der bisher auf einem Landgütchen privatisirt hatte, als den ersten Erfinder entgegen. Dieser mußte seit 1812 in England Schulen

errichten, pädagogische Lehrbücher schreiben und unter der Leitung eines pädagogischen Nationalvereins, der den Prinzen Regenten zum Patron, den Erzbischof von Canterbury zum Präsidenten und mehrere Bischöfe und Staatsmänner zu Mitgliedern hat, die Sache ins Große treiben. Bell's Schulen haben fast ganz die dargestellte, von Lancaster schon angewendete Einrichtung. Demnach wird das Unternehmen auf beiden Seiten als Parteisache behandelt. Bell wird von der Hofpartei, Lancaster von der Volkspartei unterstützt, der Staat aber hat von diesen Schulen nicht Kenntniß genommen und sie sind bis jetzt, wie die Volksschulen in England überhaupt, Privatanstalten geblieben. Der Graf Laborde brachte die Kunde von dieser Schulverbesserung 1814 nach Frankreich. Mehrere Große in Paris vereinigten sich 1815 zu einer Gesellschaft für den Elementar-Unterricht, es entstand ein Wetteifer, Lancastersche Schulen zu errichten und mit ansehnlichen Geldbeiträgen zu unterstützen, unter den französischen Vornehmen, den eine königliche Verordnung vom 19. Febr. 1816 mit Empfehlung dieser guten Sache bestens belobte. 1817 war die Zahl der Subscribenten bis auf 700 angewachsen, und jetzt bestehen in Paris 17 Schulen nach Lancasters Methode, jede von 2 bis 300 Kindern, und in den Departements, besonders den nördlichen und östlichen, viele ähnliche. Sie sind auch in Frankreich durchaus Privatanstalten, die der Wohlthätigkeit ihre Existenz verdanken und nur Kinder der ärmeren Classe aufnehmen. In Paris werden Lehrer nach Lancasters Idee gebildet. Der russische Kaiser schickte 1815 den Baron Strandmann mit vier jungen Russen nach England und Frankreich, um diese Methode prüfen und nach Rußland verpflanzen zu lassen. Im Herbst 1817 eröffnete ein Pädagog, Namens Scappa, im königlichen Armenhause zu Neapel, eine Lancastersche Schule, und Bells Anwesenheit in der Schweiz gab Gelegenheit zur Stiftung ähnlicher Schulen zu Genf und im Waatlande. In Wien ließ 1818 der General Bianchi junge Soldaten nach der Lancasterschen Methode unterrichten. Diese Schulen sind in Ländern, wo bisher noch fast gar nichts, wie in Frankreich, oder nichts geordnetes und zweckmäßiges, wie in England, für den Volksunterricht geschaffen war, unstreitig von großem Nutzen, doch immer nur ein leidiges Surrogat, das die mangelnde Volkserziehung nicht ersetzen kann. Sie wirken bloß auf äußre Dressur und Abrichtung in den Fertigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens nach sehr unvollkommnen Methoden. Der Religionsunterricht beschränkt sich auf ein seelenloses Memoriren. Sprachunterricht, Singen, Zeichnen und Denkübungen fehlen ganz. An Wirksamkeit des Lehrers auf die moralische Individualität der Kinder und an eigentliche Geistesbildung ist dabei gar nicht zu denken. So hat denn England, Frankreich und das vornehme Europa überhaupt ein Lehrsystem, dessen todter Mechanismus in Deutschland schon seit 50 Jahren geächtet und durch beßre Methoden zur wahren Menschenbildung verdrängt worden ist, mit einem Enthusiasmus aufgenommen, der eine gänzliche Unbekanntschaft mit den Fortschritten der deutschen Pädagogik und mit dem Geiste der Pestalozzischen Erziehungs-Idee verräth. Deutsche Dorfschulmeister leisten jetzt mehr für die Geistesbildung ihrer Schüler, als Lancaster und Bell, und kein Deutscher, der das einheimische Gute kennt, kann auf den Einfall kommen, uns eine Schuleinrichtung zu empfehlen, die wohl zur Civilisation des Pöbels in England und Frankreich brauchbar seyn mag, aber, wo Menschen und Christen gebildet werden sollen, unzulänglich und zweckwidrig ist. L.

Landcultur (große und kleine). Wie die **allgemeine** Frage, ob und wiefern es der Regierung überhaupt zukomme, in die Verwendung von Fleiß und Capital der Unterthanen positiv sich zu mischen, seit jeher von den Staatswirthen sehr verschiedenartig beantwortet worden, so auch die **besondere**, ob die **große** oder **kleine** Landcultur den Vorzug verdiene, und von Seiten des Staats zu begünstigen sey, oder ob vielmehr die Regierung in dieser Hinsicht Alles seinem natürlichen Gange überlassen müsse. Dieser Gegenstand ist besonders in unsern Tagen von hohem practischen Interesse, weil davon die Entscheidung der Frage abhängt, in wiefern die Zerschlagung und Vertheilung der Staatsdomainen, so wie deren Veräußerung rathsam sey oder nicht. — Der Besitzer kleiner Grundstücke ist, weil er seine Felder stets unter den Augen hat, im Stande, des Fleckchen Erde auf das vollkommenste zu benutzen, und durch öftern Wechsel der Cultur dem Boden den möglich höchsten Ertrag zu entlocken; keine Beschwerde scheut er, keine Mühe läßt er sich verdrießen, bietet sich ihm eine Aussicht dar, von der Productivkraft seiner Aecker höhere Gewinnste zu ziehen, während der große Cultivateur, nur um das Ganze bekümmert, nicht selten die einzelnen Details vernachlässigen muß. Letzterer, im Stande, mit leichter Mühe seine Bedürfnisse jeder Art aus seinen Einkünften zu befriedigen, wird selten mit solcher Betriebsamkeit und so regem Eifer den Boden bauen, als der **kleine** Landbesitzer, von dessen Fleiße und Industrie sein eigener, und vielleicht einer ganzen Familie Lebensunterhalt abhängt. Jener muß sich fremder Arbeiter bedienen, die doch weniger als er selbst Interesse an dem möglichst vollkommnen Anbau haben, dieser verrichtet fast alle Geschäfte selbst, und bietet seinen ganzen Vorrath von Geistes- und Körperkräften auf, um recht reichen Gewinn aus seinen Aeckern zu ziehen. Hieraus allein schon geht hervor, daß in Ansehung der Quantität der Producte in der Regel die **große** Cultur der **kleinen** weit nachstehen müsse. Daraus aber, daß die kleine Cultur die Erzeugung einer weit stärkern Quantität von Genußmitteln möglich macht, als die große, folgt noch nicht, daß sie vor dieser den Vorzug verdiene, denn nicht die **Quantität der Producte**, sondern der **reine** Ertrag allein kann hier entscheiden, und dieser ist bei einer geringen Quantität von Erzeugnissen oft bedeutender als bei einer großen. — Wie aber die kleine Cultur auf die Productibilität der Erde und ihren **rohen** Ertrag höchst wohlthätig wirkt, eben so wohlthätig wirkt sie auch auf die **Bevölkerung** des Staats, denn es empfangen vermöge derselben von den Erzeugnissen des Bodens, der außerdem nur **eine** Familie ernährt hätte, **mehrere** Familien ihren Unterhalt, und wovon sonst **zehn** Menschen im **Wohlstande** lebten, davon erhalten vielleicht jetzt **zwanzig** ihr **nothdürftiges Auskommen**. Dieser Einfluß der kleinen Cultur auf die Bevölkerung ist aber durchaus kein Grund, ihr den Vorzug vor der großen zu geben, denn einer weisen Regierung muß weniger daran liegen, **recht viele Bürger** zu besitzen, als vielmehr daran, die **möglich-geringste Anzahl Dürftiger** unter ihnen zu zählen. — Der **reine Ertrag**, auf dessen Größe bei Beurtheilung dieser Sache Alles ankommt, ist nach dem Urtheile der vorzüglichsten Oeconomen neuerer Zeit, eines **Arthur Young**, **Thaer** ꝛc. in der Regel bei der **großen Landcultur** ansehnlicher als bei der **kleinen**. Denn da der Besitzer großer Ländereien aus der Benutzung des Bodens

stärkere Gewinnste zieht als der **Bebauer** kleiner Felder, so wird es jenem auch weit leichter als diesem, einen Theil des Ertrags als Capital zurückzulegen und auf Vervollkommnung des Bodens zu wenden; er kann mit Hülfe dieses Capitals Maschinen und Werkzeuge anschaffen, wodurch die Arbeit vertheilt, verkürzt und wohlfeiler gemacht wird. Der **große** Landbauer ist allein im Stande, bedeutende agronomische Unternehmungen auszuführen, Versuche zu machen, neue Entdeckungen anzuwenden, und eben dadurch die Vervollkommnung des Ackerbaus und die Wertherhöhung des Grundeigenthums zu befördern; er ist bei weitem weniger als der **kleine** der Gefahr der Verarmung ausgesetzt; denn er vermag den wechselnden Resultaten der landwirthschaftlichen Productivkraft die Spitze zu bieten, und kann vermittelst des Capitalstoffs, den er, nicht der kleine Grundbesitzer, zu sammeln im Stande ist, den Verlust eines unglücklichen Jahrs durch Ausharrung wieder ersetzen, er darf nicht, wie der kleine Landbauer, befürchten, durch einen einzelnen Unglücksfall zu Grunde gerichtet und genöthigt zu werden, sein Grundcapital selbst unter dem Werthe zu veräußern. Auf der andern Seite aber ist es eben so wahr, daß es der **große** Landbauer nicht immer in seiner Macht hat, die Aecker so zu bestellen, wie es eigentlich seyn sollte, auch kann er oft des bedeutenden Umfangs seiner Wirthschaft wegen den rechten Zeitpunkt zur Saat, zur Aerndte und zu ähnlichen Feldarbeiten nicht treffen. Es kommt also Alles auf die individuellen Verhältnisse der Landbauer an, soll die Frage entschieden werden, ob ein gegebenes Grundstück in den Händen **eines großen** Landbauers oder in den Händen **mehrerer kleiner** einen höhern reinen Ertrag zu liefern im Stande sey. Große und kleine Güter, eine große und kleine Cultur sind zur vollkommnen Benutzung des Bodens, und zur Befriedigung der verschiedenartigen Bedürfnisse der Bürger erfoderlich. Das eigene Interesse und dessen Verfolgung ist es, was der Regel nach die zweckmäßigere, den Umständen angemessene Vertheilung und Bereitung des Bodens herbeiführen muß; der gestiegene höhere Preis der kleinen Ländereien muß bei verstatteter Freiheit die Inhaber der größern Güter antreiben, sie zu zerstückeln und umgekehrt. Freiheit in der Anwendung von Capital und Fleiß ist, wie bei jeder andern Production, so auch insbesondere beim Landbau, dem wichtigsten Zweige der Urproduction, das wohlthätige Gesetz, das die Nationalökonomie vorschreibt, um den einzelnen Bürgern wie der Nation überhaupt die größten Vortheile zu gewähren. Mögen die Regierungen bei ihren Beschlüssen dieses Gesetz stets vor Augen haben, und nur dann davon weichen, wenn ganz besondere Fälle, deren Möglichkeit nicht zu leugnen ist, seine Anwendung verbieten; mögen sie besonders die Fesseln lösen, welche fast überall noch den Ackerbau so hart drücken, die Schranken zerbrechen, die Fleiß und Industrie so häufig lähmen, die Hindernisse hinwegräumen, welche der freien Benutzung des Nationalcapitals im Wege stehen, und Schutz und Sicherheit gewähren allen angeborenen und erworbenen Rechten ihrer Unterthanen, so befolgen sie der Nationalöconomie höchstes Prinzip, erfüllen die heiligste ihrer Pflichten und tragen am vollkommensten zum Glück und Wohlstande ihrer Völker bei. K. M.

Landecker Bäder. Sie befinden sich bei dem Dorfe Ober-Thalheim, gar nicht weit von der Stadt Landeck in Schlesien und sind einige hundert Schritte von einander entfernt. Das **alte** oder **Georgenbad** soll schon im J. 1498 vom Dr. Conrad v. Herz

chemisch untersucht worden seyn, und späterhin kamen die Quellen so in Ruf, daß Landeck 1624 ihretwegen für eine gar feine Stadt gehalten wurde. Außer jenem ist noch das sogenannte neue oder Liebe Frauenbad, das 1678 erbauet ward. Das Wasser sammelt sich bei beiden, nachdem es aus vielen Felsenritzen hervorgekommen, in einem großen Becken. Das Wasser hat eine Temperatur von 24 1/2 Gr. Reaumur, ist sehr hell, von etwas blaugrüner Farbe, von schweflichem Geruche und widerlichem Geschmack. Die chemischen Bestandtheile sind vorzüglich aufgelösete Schwefelleber, Kalkerde und geistiger Luftstoff. Es ist zugleich hier ein Douche- und Tropfbad angelegt. Nicht weit davon ist noch ein kalter Schwefelbrunnen. Die Landecker Bäder werden vorzüglich bei Verstopfungen, Gicht, Lähmungen 2c. angewendet. Alles badet im gemeinschaftlichen Bade, nimmt aber zuvor ein Wannenbad in einem nahen Zimmer, in dessen Nähe Zimmer zum An- und Auskleiden befindlich sind. Zwischen beiden Bädern ist ein ansehnlicher Platz zu einem Naturgarten bestimmt worden, in dessen Mitte ein großer Saal mit einigen Zimmern erbaut ist. Vor dem Badehause geben einige Linden auf einem Hügel erquickenden Schatten. Die romantische Biela rauscht nahe vorüber, und in kurzer Zeit erreicht man auch die mehr entfernten Spaziergänge, welche in dem nahe liegenden Walde angebracht sind.

Landesvermessung. Wenn ein ganzes Land gemessen wird, so werden zuerst die Hauptentfernungen bestimmt, wie weit von einem Kirchthurme zum andern. Dieses geschieht mit einem Dreiecknetz, nachdem vorher eine Standlinie von 2 oder 3 Stunden Länge gemessen worden. Die Winkel in diesem Dreiecknetz werden am besten mit dem Spiegelsextanten gemessen (s. d. Art. Gradmessung). Sind die großen Entfernungen bestimmt, so daß das ganze Land die richtige Ausspannung hat, so werden die 3 kleinen Entfernungen gemessen, und aufs Papier gezeichnet. Dieses nennt man cartiren. Nach der Verschiedenheit des Zweckes, den eine solche Messung hat, wird sie auch verschieden eingerichtet. Will man bloß eine allgemeine Charte vom Lande haben, so werden die Wege und die Flüsse mit Schritten aufgemessen, und die Krümmungen mit der Magnetnadel bestimmt. Hierbei nimmt man zuerst die Bergrücken auf, weil man auf denen die meisten Dreieckpunkte sehen kann, die dem Aufnehmer als Anhaltpunkte dienen. Nachher werden die zwischenliegenden Thäler aufgenommen, für die der gezeichnete Bergrücken schon eine Anhaltlinie ist. Ist der Zweck der Landesvermessung aber die Verfertigung einer Special-Charte, welche in einem großen Maßstabe aufgenommen wird, so muß das Einzelne mit mehr Sorgfalt aufgenommen, und die Entfernungen mit der Kette gemessen werden. Ist endlich der Zweck die Aufnahme einer allgemeinen Flurcharte, so muß jedes einzelne Stück gemessen werden. Das Verfahren, welches hiebei beobachtet wird, findet sich in dem Artikel Cataster.

Landrecht (Preußisches). Wenn schon in den ältesten Zeiten das Geschäft des Gesetzgebers für eines der wichtigsten und schwierigsten geachtet wurde, welche in der Verwaltung eines Staats vorkommen können, so wird es als ein solches um so mehr in neuern Zeiten gelten müssen, wo alle Lebensverhältnisse verwickelter und feiner, der Kreis menschlicher Thätigkeit ausgedehnter und mannichfacher und die Sitten von der ursprünglichen Natureinfalt in so vielen Beziehungen gar sehr abgewichen sind. Wir verstehen aber hier unter Gesetzgebung nur die Festsetzung von Gesetzen für die Unterthanen eines

Staates, keineswegs die Bestimmung der Staatsgrundgesetze (leges fundamentalium), obgleich die Staatsverfassung auf die Gesetzgebung einen bedeutenden Einfluß haben muß. Die am meisten bewunderte Gesetzgebung des Alterthums, welche auch noch in unsern Staaten fortlebt, indem sie der Grund der meisten neuern geworden ist, ist die römische, besonders die von Justinian begründete. Als ehe man noch daran dachte und denken konnte, eine umfassende, vollständige, klare und bestimmte Gesetzgebung in irgend einem Staate aufzustellen, bildeten sich die Gesetze gewissermaßen durch das Bedürfniß von selbst aus den Entscheidungen, welche in streitigen Fällen die gesunde Vernunft, oder das angeborne Gefühl des Rechts und der Billigkeit gab, und die von dem Gesetzgeber dann zum Grunde seiner allgemein ausgesprochenen Normen gelegt wurden. So in Rom, wo lange vor Justinian die Meinungen der Rechtsgelehrten und die Edicte der Prätoren die Quellen des Privatrechts waren. In den neuern Staaten ist das derselbe Fall gewesen, auch in dem preußischen. Hier hatten die verschiedenen Provinzen und Landschaften von Alters her verschiedene Gewohnheits- und statutarische Rechte gehabt, nach denen man die Streitigkeiten zu entscheiden pflegte. Erst als der Staat sich inniger als Einheit fühlte, d. h. nach dem siebenjährigen Kriege und unter Friedrichs des Großen Regierung, fühlte man auch das Bedürfniß der Einheit in der Gesetzgebung. Die wichtigen und wohlthätigen Wirkungen einer allgemeinen, so viel möglich vollständigen, klaren und bestimmten Gesetzgebung leuchteten diesem großen Regenten so deutlich ein, daß er sich, in den letzten Jahren seiner Regierung besonders, wesentlich mit Ausführung dieser Idee beschäftigte. Es wurden von inn- und ausländischen Gelehrten Entwürfe zu einem allgemeinen Gesetzbuche begehrt. Es gingen viele ein, welche Andern wieder zur Beurtheilung vorgelegt wurden, und das ganze Geschäft stand unter der Leitung des damaligen Großkanzlers von Carmer, eines Mannes, der mit einer umfassenden Rechtskenntniß großen Scharfsinn und tiefe Beurtheilung verband. Im Jahre 1792 wurde endlich die Bearbeitung des beabsichtigten Gesetzbuches unter dem Titel: Preußisches Landrecht, öffentlich bekannt gemacht, und mit Gesetzeskraft versehen. Im Jahre 1804 erschien eine neue Ausgabe davon, und noch eine neuere 1806, in der sich eine große Anzahl von Erläuterungen unter dem Namen der Anhänge zu Gesetzen befinden. Dieses allgemeine Preußische Landrecht besteht aus einer Einleitung und zwei Theilen, wovon der erste Theil 23 Titel, der zweite Theil 19 Titel enthält, der 20ste Titel dieses Theils aber, von Verbrechen und Strafen handelnd, eine Art peinlichen Gesetzbuches ausmacht. Nach der Aufstellung allgemeiner Rechtsgrundsätze geht es zum Personenrechte, und dann zu den Rechten in Beziehung auf Sachen, d. h. Dinge, die selbst keine Rechte haben, also nicht Personen sind, über. Man hatte gleich Anfangs in diesem Gesetzbuche getadelt, daß es zu wenig allgemein und im Allgemeinen nicht bestimmt genug sey, ohngeachtet viel Fleiß auf das Definiren der behandelten Gegenstände verwandt worden: ferner daß es das schon Bestehende mehr ergänzt und modificirt, als neu gestaltet und organisirt habe; daß es in vielen Punkten gar zu umständlich und weitläufig sey, daher auch dem, der nicht die Rechte studirt habe, oft unverständlich bleibe, weil er sich aus den vielfachen Unterscheidungen und Erörterungen nicht finden könne u. s. w. Ferner mische es zu viel fremdartige Gegenstände, als polizeiliche Ver-

ordnungen, Verfügungen über gewisse specielle Geschäfte, wie das Berg- und Hüttenwesen, auch staatsrechtliche Materien mit ein. Einer der vorzüglichsten deutschen Rechtsgelehrten, Feuerbach, sagt (in seiner Themis): „dem preußischen allgemeinen Landrechte sey es keinesweges um Erreichung höherer politischer Zwecke, um eigentliche Reform der bürgerlichen Verhältnisse selbst zu thun gewesen. Um nicht an den gefährlichen Klippen jedes neuen Gesetzgebungsplanes — an Landschaft und Ständen, an den besondern Rechten und Vorrechten der verschiedenen Bürgerclassen — zu scheitern, habe es Alles, was hierauf Beziehung hatte, nur mit leisem Finger berühren, an dem Bestehenden nichts Wesentliches verrücken, an keinem der wohl oder übel erworbenen Rechte etwas verändern dürfen. Der Hauptzweck der Reform sey nicht sowohl auf den Inhalt und das Wesen der Rechtsverhältnisse, als auf ihre äußere Form und Gestalt gegangen. Verminderung der Rechtsstreite durch Bestimmtheit und Gewißheit der bürgerlichen Rechte und Verbindlichkeiten, dieses und wenig mehr sey die Aufgabe gewesen, welche die preußische Gesetzgebung habe lösen wollen, und woraus sich alle ihre Mängel, sammt ihren unverkennbaren Vorzügen leicht erklären ließen." „Bei solchen Aufgaben konnte sie, fährt er fort, alle Institute, die sie vorfand, in ihrem Wesen fortbestehen lassen, wenn sie nur über die Rechtsfragen, welche dabei entstanden waren, oder noch entstehen konnten, keinen Zweifel übrig ließ. Die Leibeigenschaft, wenn gleich unter dem bescheidenen Namen der Erbunterthänigkeit, die Ungemessenheit der Frohnden, alle Rechte und Unrechte der Gutsherren, alle Verkaufs- und Einstandsrechte, und andere Institute, wogegen sich Vernunft und Staatsklugheit schon längst kräftig ausgesprochen hatten, blieben nach wie vor in ihrem verjährten Besitze, und was etwa hier und da als Beschränkung hinzukam, ist meistens so unbedeutend oder folgenleer, daß es kaum für mehr als eine Höflichkeitsformel gelten kann, die man dem Geiste des aufgeklärten Zeitalters schuldig zu seyn glaubte. Dagegen mußte aus dem Gesichtspunkte der preußischen Gesetzgeber die größte Sorgfalt einerseits auf die Formbestimmung der bürgerlichen Geschäfte, andern Theils auf die größte Vollständigkeit der Materien und auf das Detail in der Entwickelung allgemeiner Grundsätze verwandt werden. In jener Absicht wurde bei allen bürgerlichen Geschäften jeder Tritt und Schritt mit genauer Pünktlichkeit gemessen und bestimmt, und die Freiheit des Verkehrs in eine lange Kette von Förmlichkeiten gebunden; in der zuletzt erwähnten Absicht mußte das Gesetzbuch zugleich sein eigener Commentar werden, und einen seiner ersten Vorzüge darin finden, daß es so viel möglich Alles dem Richter vordachte, dessen eigenem Nachdenken so wenig als möglich gönnte, und, indem es jeden Grundsatz in allen, wenn gleich noch so einfachen Folgen, wiederholte, den unendlichen Reichthum rechtlicher Combinationen durch zahllose Ideen und Aber zu erschöpfen suchte. Die allgemeine Aufgabe der preußischen Gesetzgebung bestimmte zugleich ihr Verhältniß zur wirklichen Anwendung. Da nur Gewißheit der Rechte das Ziel seyn sollte, so war es nicht nothwendig, die schon bestehenden Landesgesetze zu verdrängen. Dieses würde sogar zweckwidrig gewesen seyn, weil die besondern Landes- und Provinzialgesetze Entscheidungen enthalten konnten, worüber bei aller seiner Vollständigkeit das allgemeine Landrecht schwieg. Jede Provinz, jeder District, jeder Ort blieb daher bei seinen alten Particularrechten, und das allgemeine Gesetzbuch begnügte sich mit dem

Range einer bloßen Hülfsgesetzgebung." So Feuerbach. — Zu einem in Deutschland allgemein einzuführenden Gesetzbuche dürfte es sich demnach nicht eignen, wiewohl es des ernstlichen Studiums der Rechtsgelehrten, wegen so mancher schätzbaren Ansichten, Entwickelungen und Bestimmungen wohl werth ist. Sehr zum Lobe gereicht es auch dieser Gesetzgebung, daß sie auf Bestimmung der Rechte der Schriftsteller und Verleger Rücksicht genommen hat, und hier ziemlich vollständig ist. Aller Nachdruck ist, nach genauer Bestimmung des Begriffs, streng verboten. Die Rechte, neue Auflagen zu veranstalten, sind genau festgesetzt und gehörig erörtert, so daß die meisten Verhältnisse, in welche Schriftsteller und Verleger kommen können, darnach entschieden werden können. So gibt es in mehrern andern Theilen dieses Gesetzbuches nicht minder treffende Verfügungen, welche auch in andern Landen der ernstesten Beherzigung zu empfehlen seyn dürften.

Landrente, Grundrente, Bodenrente. Im weitern Sinne wird darunter die Vergütigung verstanden, welche der Grundeigenthümer für den Gebrauch seines Bodens vom Pächter erhält; diese Vergütigung besteht entweder in einem gewissen Theile des dem Boden abgenommenen Erzeugnisses, wie es gewöhnlich beim Bergbau der Fall ist, oder in dem Preise eines solchen Theils; unter Grund und Boden aber wird die ganze Erdoberfläche, also auch das Wasser in Seen und Flüssen, nicht bloß das Land begriffen. Auch, wenn der Eigenthümer selbst seinen Boden nutzt, wird sich in dem Einkommen, was er daraus zieht, der Theil, welcher ihm als Eigner an der Rente gehört, von dem andern, der ihm als Unternehmer vom Gewinnste zukommt, unterscheiden lassen, sobald man nur prüft, wie viel ihm von einem Dritten, dem er den Gebrauch seines Bodens überließe, dafür entrichtet werden würde. Mit dieser Rente ist aber gewöhnlich noch Gewinnst von einem, nicht dem Unternehmer, sondern dem Grundherrn, zugehörigen Kapitale vermischt, wodurch die Benutzung des Bodens erleichtert und vergrößert wird; zieht man diesen Gewinnst von der ganzen Rente des Bodens ab, so bekommt man die echte oder eigentliche Landrente im engern Sinne. Diese ist als ein bloßes Geschenk der Natur und als ein reines Einkommen zu betrachten, welches allenfalls dem Grundeigenthümer entzogen werden könnte, ohne daß dadurch der Urproduction, der dasselbe sein Daseyn verdankt, ein absoluter Nachtheil erwüchse. Würde z. B. der Grundeigenthümer genöthigt, das, was er als Landrente bezogen, ganz oder größtentheils als Steuer in die Staatskasse abzuliefern, so würde dennoch die Urproduction ihren ungestörten Fortgang haben können, denn es würden ja derselben dadurch eben so wenig ihre Kapitale als den Arbeitern ihre Lohne entzogen, und so lange dies nicht geschieht, leidet die Production selbst keinen wesentlichen Abbruch. Inzwischen ist die Landrente gewöhnlich die einzige Hülfsquelle, welche dem Grundeigenthümer zu Gebot steht, um die Cultur seines Bodens zu vervollkommnen, daher muß stets deren gänzliche Entziehung wenn gleich nicht positiv, doch negativ, höchst nachtheilig auf die Urproduction wirken. KM.

† Landstände hießen bisher die, durch Geburt, Herkommen und Landesrecesse (Verträge zwischen dem Landesherrn und den Ständen seines Landesgebiets, berufenen Classen derjenigen Staatsbürger, welche mehrere Landesherren im deutschen Reiche auf dem Landtage, oder in Ausschüssen (Deputationen) um sich versammel-

ten, um mit ihnen über die Angelegenheiten des Landes verfassungsmäßig sich zu berathen, und mit ihrer Zustimmung Beschlüsse in Hinsicht der Gesetze, Steuern, Landespolizei u. s. w. abzufassen. Schon die alten Deutschen, König und Volk, hatten nämlich so viel gesunden Menschenverstand, um einzusehen, daß der Staatswille, welcher regiert, nur durch gegenseitige Besprechung des Fürsten und des Volks über die Bedürfnisse des Landes aufgeklärt, zweckmäßig geleitet, und durch die eigne Ueberzeugung der Regierten von der Nothwendigkeit und Weisheit der gefaßten Beschlüsse am kräftigsten unterstützt werden könne. Da die meisten Staatsgebiete durch Eroberung entstanden waren, da eben daher der Landbesitz die Eigenschaft eines Staatsbürgers bestimmte, da ferner das Lehnsverhältniß die einzelnen Grundbesitzer mit dem allgemeinen Landbesitzer verband, das Staatswohl aber auf Tapferkeit und Weisheit beruht, da man den Sinn, für das Staatsbeste zu wachen, nur den freien, oder den selbstständigen Grundbesitzern, so wie die Fähigkeit, darüber zu urtheilen, nur diesen und der ausschließend durch Kenntnisse und geistige Ueberlegenheit einflußreichen Geistlichkeit zutraute, so kam es, daß die freien Landsassen (der Ritterstand) und die Prälaten (der höhere geistliche Stand) die beiden Classen (Curien) der Reichsstände, so wie (nach dem Muster der Reichsverfassung) auch die der Landstände ausmachten. Späterhin wußte der Adel allein das Vorrecht des freien, landtagsfähigen, Landsassiats sich zuzueignen; doch erhielten bald auch die Städte, vermöge ihrer Municipalverfassung, als Corporationen ebenfalls freie Landsassen, bei ihrem durch Kunstfleiß und Handel gestiegenen Reichthum und politischer Wichtigkeit (für die Bedürfnisse der Fürsten) das Recht der Reichs- und eben so auch der Landstandschaft; insbesondere als die Fürsten sahen, daß die Städte eine Stütze des Throns waren gegen die stolzen Anmaßungen der sich den Fürsten als ebenbürtig gleichstellenden Adelsmacht und gegen die kühne Herrschsucht der durch die Idee der Kirche vom Staate unabhängigen Geistlichkeit, welche nur durch den Lehnbesitz von Landgütern in den Gesammtverband des freien Landsassiats eintrat. So kam zu den Ständen der Prälaten und der Ritterschaft ein dritter hinzu, der Bürgerstand, welcher aber nur durch Abgeordnete der Corporationen, indem diese allein als solche Landsassen waren, auf den Reichs- und den Landtagen erscheinen konnte. Weil die Bauern entweder Hörige oder Unfreie, die freien Bauern aber nicht begütert genug waren, um wie der Ritterstand den Heerdienst zu Roß zu leisten, und daher zu dem Gefolge des Fürsten nicht gehörten, so gelangten sie in den meisten Staaten germanischen Ursprungs nicht zu dem Besitze der Landstandschaft. Des ehemaligen monarchischen Frankreichs États-généraux u. s. f. — Eine wahre, auf Intelligenz, Vaterlandssinn und Grundeigenthum gegründete Volksrepräsentation ist uns nöthig, wenn Deutschland wieder zum neuen Leben, zur Nationalfreiheit, zur Nationalehre und zum Nationalwohlstande erstehen soll. In dieser Erwartung hat das Volk, nicht der Adel, den von fremder Gewalt unterdrückten Staat gerettet, die Fesseln zerbrochen, und der Fürsten Macht und Ehre kräftig wieder hergestellt. Das ganze Volk muß also repräsentirt werden, nicht die adelige Hufe, nicht das geistliche Stift, nicht die städtischen Gemeinheiten allein. Ob eine Repräsentation des Volks überhaupt nöthig sey, oder ob Landstände, namentlich in Deutschland, zum Wohl des Ganzen gehören, kann wohl nur der Herausgeber des literarischen Wochenblatts bezweifeln,

oder irgend ein Minister, der sich für untrüglich hält, und lieber Alles auf eigne und fremde Gefahr thut, ehe er seine Eigenliebe durch die Gegenrede kluger und selbstständiger Männer verwundet sehen mag. Doch so denken, Gott sey Dank, die Monarchen nicht, welche in Wien versammelt waren, noch die Fürsten des deutschen Bundes. Sie führen den Scepter nicht unbedingt mit eigner Hand; denn sie sind bescheiden wie König Alf im Yngurd, wenn er sagt:

„Soll ich's gestehn? Weil mir der Muth gebricht,
Das Schicksal eines Volks allein zu lenken,
Wie Gott die Welt."

Sie sind überzeugt, daß es vorzüglich ihr Interesse sey, die große, dem moralischen Gefühl so furchtbare Verantwortlichkeit für das Wohl der Völker mit den Völkern selbst auf dem Wege der sogenannten Repräsentation zu theilen. Sie sind ferner überzeugt, daß es nach den Erfahrungen, die der treffliche Friedrich Carl von Moser in seinen Schriften hierüber aufgestellt hat, gegen den Mißbrauch der öffentlichen Gewalt keinen bessern Schutz gebe, als landständische Verfassungen. Sie sind endlich überzeugt, daß eine volksgemäße ständische Theilnahme an der Regierung (wie Frankreichs und Englands Beispiele zeigen) die sicherste Stütze der Legitimität sey. Aber eben darum sollte den ständischen Repräsentanten nicht bloße Berathung, sondern in wesentlichen Dingen, besonders in Beziehung auf Gesetze und Steuern, auch Entscheidung zukommen, so daß ohne ihre Einwilligung vom Regenten weder ein neues Gesetz gegeben, noch eine neue Steuer ausgeschrieben, noch auf andre Art (Allianzen, Truppenvermehrung u. s. w.) die Last des Staats vermehrt werden dürfte. Eben daher sollte ihnen auch das Recht der Einsicht in die Rechnungen über Staats-Einnahme und Ausgabe, das Recht der Beschwerde über Fehler und Mißbräuche in der Verwaltung, und das Recht der öffentlichen Bekanntmachung ihrer Verhandlungen durch den Druck ohne vorgängige Censur zukommen. In diesem Sinne ist unstreitig der 13te Art. der deutschen Bundesacte zu verstehn, welcher allen deutschen Ländern eine ständische Verfassung zusichert; denn sonst würde diese Zusicherung, die aus den liberalen Ansichten des Kaisers Alexander (der selbst Rußland eine repräsentative Verfassung zu geben entschlossen ist) und mehrerer weisen Staatsmänner hervorging, wohl kein „den gerechten Erwartungen der Völker und der Aufklärung des Zeitalters," wie man ankündigte, entsprechendes Fürstenwort seyn. Und in diesem Sinne haben jenes Wort schon mehrere deutsche Fürsten gelöset. Vor allen zuerst der Großherzog von Sachsen-Weimar, Carl August. Er gab im Sept 1815 seinem Volke das Recht aus allen Classen der Staatsbürger eine Repräsentation zu wählen, welche (ohne in Kammern geschieden zu seyn) zur Gesetzgebung und den Finanzsachen nach freier Prüfung mitwirken soll, gegen Mängel und Mißbräuche Vorstellungen thun, und auf rechtliche Untersuchungen gegen willkührliche Eingriffe der Staatsbeamten antragen darf. Mehrere Fürsten sind seinem Beispiele gefolgt. Der Herzog von Sachsen-Hildburghausen hat seinem Fürstenthume den 19. März 1818 eine ständische Verfassung (aus allen Ständen nur eine Kammer) gegeben, wie man sie erwarten konnte; und der Bundestag hatte kaum beschlossen über diese allgemeine Angelegenheit der Nation binnen Jahresfrist die Erklärungen der einzelnen deutschen Souveräne zu erwarten, so erschien die baiersche Constitution vom 27. Mai 1818, welche Reich-

oder Landstände in zwei Kammern, die eine durch das Recht der Geburt, die andre durch das Recht der Wahl, einführte. Ueberhaupt scheint es, daß man die Verbindung von Erb- (Herrenbänke oder Adelskammern) und von Wahlständen als das sicherste Steuerruder betrachte, um das Staatsschiff zwischen den Untiefen der Aristokratie und zwischen den Klippen der Demokratie hindurch zu steuern. Vergl. die Art. Staatsverfassung, Großbritannien, Königreich der Niederlande, Frankreich, Polen u. s. w.

* Landwehr, Landsturm. Schon in den fränkischen Capitularien Lantweri finden wir ein Masseaufgebot zur Vertheidigung des Reichs, oder einen Landsturm im heutigen Sinne. Wie das neue europäische Heerwesen den Begriff von Volksbewaffnung und Landesvertheidigung aus der Cabinetspolitik allmälig entfernt hatte, so erloschen auch jene vaterländischen, schon unter Heinrich I. im 10ten Jahrhundert gegen die Slaven, Ungarn und Normannen zum Schutze der deutschen Unabhängigkeit getroffenen Einrichtungen. Doch blieb noch im 16ten und 17ten Jahrh. der Landsturm sowohl zur Gebietsvertheidigung und innern Sicherheitspolizei, als zum Kriege jenseit der Gränze durch die Reichssatzungen verpflichtet. Jenen innern Dienst nannte man die gemeine Folge, den auswärtigen hohe Reise. Selbst jeder neu aufgenommene Bürger mußte sich in mehrern deutschen Ländern, wie in Baden, wehrhaft machen und in den Waffen üben. Aber auch dies hörte nach und nach auf; kaum erhielt sich hier und da eine Spur davon in der sog. Landmiliz, oder in der Heerpflichtigkeit eines zum Felddienst auf den Nothfall bestimmten Volkstheils, die auch außer Deutschland in den meisten europäischen Staaten zur Ergänzung oder Unterstützung des stehenden Heeres vorhanden war. Die französische Revolution stellte zuerst eine der neuern Kriegskunst angemessene Nationalbewaffnung in den Nationalgarden auf. Das Uebergewicht derselben über die bloßen Soldheere, kostbare Kriegsmaschinen ohne Volksgeist, ward nur zu bald sichtbar. Man versuchte zwar im J. 1799, ihnen in Deutschland etwas Aehnliches entgegenzustellen, und bot in einigen Gegenden einen Landsturm auf, an dessen Spitze sich der Staatsminister Albini (s. d. Art.) stellte; allein die Maßregel erhielt keine Allgemeinheit und blieb daher ohne Folgen. Erst nach dem preßburger Frieden fühlte der österreichische Staat die Nothwendigkeit, das Heerwesen auf die Volkskraft, beide aber auf den Volksgeist zu gründen. So ward im J. 1808 in den österreichischen Erbländern eine Landwehr errichtet, die aus 50,000 Mann bestehen und das stehende Heer unterstützen sollte. Jeder Inländer bis zum 45sten Jahre war zum Dienst in derselben verpflichtet. Diesem Beispiel folgten Rußland im J. 1812, Preußen und die übrigen deutschen Staaten im J. 1813. Zugleich ward ein Landsturm, d. h. ein Volksaufgebot in Masse, angeordnet, der erst bei dem Erscheinen des Feindes in dem Lande selbst in Thätigkeit gesetzt, und nie außerhalb der Gränzen gebraucht werden sollte. So nützlich und wirksam sich auch in dem Befreiungskriege die Landwehr gezeigt hat, wenn man sie als eine Ergänzung des stehenden Heeres diesem im eintretenden Falle zweckmäßig einverleibt; so wenig Erfolg scheint man sich doch im Ganzen von dem Landsturm in allen solchen Ländern versprechen zu dürfen, deren Bewohner nicht schon vermöge der Localbeschaffenheit und der Lebensart kriegerisch sind. Der deutsche Bundestag ist jetzt beschäftigt, die Nationalbewaffnung auf eine zusammenstimmende Art zu ordnen.

* Landwirthschaft ist dasjenige Gewerbe, welches die Production, zum Theil auch die fernere Bearbeitung vegetabilischer und animalischer Substanzen zum Zweck hat. Sie strebt, wie jedes andere Gewerbe, nach einem nachhaltigen Gewinn, und heißt vollkommen, wenn dieser möglichst hoch und zugleich nachhaltend ist. Dieses Gewerbe hat vor andern Gewerben viele Eigenthümlichkeit, ist auf Naturkräfte gegründet, und an den Gang der lebenden Natur gerichtet, der in jedem Jahre minder oder mehr gleichbleibend wiederkehrt; nichts kann beschleunigt, nichts darf versäumt werden. Verhältnisse und Umstände, die selten vorher zu bestimmen sind, müssen möglichst genau wahrgenommen werden, um die Kräfte der Natur für den gewerbsmäßigen Zweck wirksam zu leiten. — Es erfodert eine ausgedehnte Gewerbssphäre, d. i. ein Landgut, eine eigene Einrichtung desselben, einen angemessenen Besatz oder Inventarium (s. d. Art.), Gebäude und Werkzeuge eigener Art, und überdies ein starkes Betriebskapital. Durch diese Umstände ist die Landwirthschaft an sich zum sichern Gewerbe geworden, und wird es noch mehr dadurch, daß es nur unentbehrlich gewordene Producte zum Object hat. Da die erstern nun auch mit der Thätigkeit eines Volks mehr oder weniger im Verhältnisse verbleiben, so gibt der Preis derselben auch den Maßstab zum allgemeinen Arbeitspreise. Zwei Drittel bis 4/5 der Einwohner beschäftigen sich mit der Landwirthschaft; ein bedeutender Theil der übrigen mit der weitern Verarbeitung landwirthschaftlicher Erzeugnisse. Je höher eine Nation an Cultur steigt, desto mehr steigt auch die Production, weil die Geschicklichkeit auf der einen Seite und das Ineinandergreifen auf der andern das Gewerbe erheben. Ein Acker, der vorher nur 3 Thlr. Landrente abwarf, gibt nun 20 — 30 und mehr. Noch wissen wir eigentlich nicht, wie weit der Ertrag des Bodens gebracht werden kann, wohl aber, daß sich mit dessen Cultur die Arbeit vermehrt, und diese Vermehrung die Zunahme der Bevölkerung in gleichem Schritte zur Folge hat, wenn anders die Regierungen nicht unverständige Maßregeln nehmen. Ein stark bevölkertes Land ist auch zugleich ein gleichmäßig cultivirtes. Aus dem Artikel Kornbill erweiset sich, daß England nicht sowohl durch seine viel gepriesenen Fabriken und seinen Handel, als vielmehr durch seine Landwirthschaft reich geworden ist. Mit jedem Schritte zur Vollkommenheit der Landwirthschaft wächst das National-Vermögen. Ein Agriculturstaat fällt darum auch nur allein mit der Abnahme der Bevölkerung. Durch die Landwirthschaft wird ein Volk unabhängig von Außen, und hat als Staat im Innern seine nöthige Bindung und Festigkeit, denn es erzeugt seine bekannten und berechneten Bedürfnisse. Diese Erzeugung beschäftigt die an dieselbe geschlossene Volkszahl zum größern Theil unmittelbar, und den andern als unentbehrliche Hülfe mittelbar, wie alle Handwerker, welche für die Landwirthschaft die Werkzeuge und andere Hülfsmittel verfertigen, oder welche auch nur zur Befriedigung anderweitiger Bedürfnisse des Volks gewerbsthätig sind, z. B. Kleider verfertigen, rohe Stoffe verarbeiten oder damit Handel treiben. Die Landwirthschaft wird als Kunst ausgeübt, d. h. man betreibt sie nach gewissen Regeln, welche die Erfahrung an die Hand gab, oder durch den prüfenden Scharfsinn im Verein der Naturwissenschaften geschaffen wurden. Sie kann daher als Kunst erlernt, aber auch als Wissenschaft gelehrt werden. In so fern sie als Kunst betrachtet wird, führt sie den Namen der niedern Landwirthschaft, als Wissenschaft heißt sie die hö-

ere Landwirthschaftswissenschaft. Jene nennt man auch
en besondern und diese den allgemeinen Theil. — Rein wissenschaft-
ch ist sie erst in der jüngsten Periode bearbeitet worden, wenn man
uch vorher schon ein wissenschaftliches Lehrgebäude angefangen hatte.
durch diese Bearbeitung erhielt sie nun auch den ehrenden Namen:
ationelle Landwirthschaft, und wir nennen den einen ra-
ionellen Landwirth, welcher im Besitze der höhern Landwirthschafts-
issenschaft ist, und durch Hülfe dieser das landwirthschaftliche Ge-
erbe practisch betreibt. Der rationelle, d. i. wissenschaftliche Land-
irth unterscheidet die Fälle scharf, schafft sich nach den obwaltenden
Verhältnissen die Regel dafür, und kann darum zu ihrer Ausführung
uch die zweckmäßigsten Mittel auffinden und anwenden. Der bloß
ngelernte Landwirth darf sich dagegen nie ohne bestimmte Anweisung
on seinem Leisten entfernen, ob dieser wohl nur für eine besondere
age passend seyn kann. Er darf nur, sagt Thaer, seiner einmal
ngenommenen Regel gemäß der bestimmten Vorschrift des Einsichts-
ollern folgen, und wird, wenn er selbst denken und frei handeln
ill, dem Soldaten gleichen, der voll persönlichen Muths aus Reih
nd Glied hervortretend Feuer gibt, und, statt die gute Sache zu
efördern, nur alles in Verwirrung bringt. Deshalb ist es oft sehr
ichtig, wenn man sagt, daß Wirthschaftsverwalter, die in andern
Gegenden und unter andern Verhältnissen der Sache glücklich vorge-
anden hätten, nun, anderswohin versetzt, durchaus bei jedem
Schritte strauchelten und das Ganze in Verwirrung brachten. Ihre
uf Glauben angenommene Regel paßte nicht bei verschiedenem Bo-
en, verschiedenem Maße der Kräfte und verschiedenen Verhältnissen.
nd so erklärte man diese auf ihrem Flecke kunstgerechten Oeconomen
ür unwissende. Der wahre rationelle Landwirth dagegen wird sich in
en verschiedenartigsten Lagen orientiren, wenn er sich die Zeit nimmt,
iese richtig kennen zu lernen. — Der nicht wissenschaftlich gebildete
andwirth kann darum auch von den besten Büchern wenig Gebrauch
iachen, denn er kann die neuen Ideen nicht ordnen und in das
Ganze verweben. Für ihn sind nur diejenigen Schriften, welche auf
ie besondern Verhältnisse, worin er sich befindet, wahren Bezug
aben. Seine Bildung besteht in der handwerksmäßigen Erlernung.
Die Landwirthschaft zerfällt in zwei Haupttheile: Pflanzen-
au und Viehzucht. In der Regel pflegen beide mit einander
erbunden zu seyn; es kann aber jede für sich betrieben werden, wie
as auch wirklich der Fall ist. Der Pflanzenbau, als Theil
er Landwirthschaft betrachtet, zerfällt in mehrere Abtheilungen, welche
icht nur ihre besondere Benennung haben, sondern auch selbst als
in für sich bestehendes Ganze, als ein geordneter Wirthschaftszweig
etrieben werden, als Getreidebau; — Wiesenpflanzen-
au, Wiesenwirthschaft; — Obstbau, d. i. Obstbaumzucht mit
Einschluß des Weinbaues; — Holzbau, Forstwirthschaft. Der Gar-
enfruchtbau oder die Gärtnerei ist nur in so fern als besonderer
Theil anzusehen, als der Gärtner mehr oder weniger Kunst anwendet,
ewisse Pflanzen zu produciren. Nicht selten werden in einer und
erselben Wirthschaft die hier genannten Zweige als ein Ganzes zu-
ammen vereinigt, ob sie gleich dagegen wiederum einzeln betrieben
erden. Jeder kann eine sehr bedeutende Ausdehnung erhalten, und
adurch den einen oder den andern sehr beschränken oder gänzlich ver-
rängen, z. B. der Getreidebau den Anbau der Holzpflanzen; die
Gärtnerei wird besonders in der Nähe großer volkreicher Städte wohl

so weit ausgedehnt, daß der Getreidebau gänzlich verschwindet. V… waltende Lokalverhältnisse bestimmen jegliches Mal, welchem Zwe… vor dem andern der Vorzug einzuräumen ist. Indeß bleibt im A… gemeinen der Getreidebau der hauptsächlichste Zweig, und schließt … Anbau mehrerer anderer Pflanzen keineswegs aus, wie im Art… Ackerbau dargethan worden ist. Die Viehzucht, als der zwe… Theil der Landwirthschaft, begreift die Anzucht, d. i. Vermehru… und zugleich die Pflege der Thiere in sich. Sie gründet … weitere Abtheilung auf die verschiedenen Thiergattungen; so gibt … Rind die Rindviehzucht, das Schaf die Schafzucht, … Schäferei, das Schwein die Schweinezucht, das Geflügel … Federviehzucht. In der Betreibung weicht jeder Zweig wesentlich … dem andern ab, und pflegt daher auch mehrentheils abgesondert … trieben zu werden. Insbesondere verdient die Fischzucht oder die F… scherei eine Erwähnung. Sie wird gemeiniglich nicht als Th… der Viehzucht aufgestellt, obwohl kein Grund vorhanden ist, warum man Bedenken trägt. Daß die Fische in einem andern Element le… ben, als die übrigen Thiere, die wir absichtlich erziehen oder pflegen, kann und darf uns nicht stören; Begriff und Zweck bleiben ja unver… ändert. Zudem machen ja die Teiche einen Theil des Landguts aus, und die Fischzucht pflegt mit dem Betrieb der Landwirthschaft unmit… telbar ihre Verbindung zu haben. Ihr eine besondere Abtheilung zu widmen, wäre eben so wenig nöthig, als es gegen den Begriff, den wir von der Viehzucht aufgenommen haben, streitet. Außer dem Pflanzenbau und der Viehzucht zählt man gemeiniglich noch andere Gewerbszweige zur Landwirthschaft, wozu sie aber eigentlich nicht ge… hören, wohl aber mit derselben öfters verbunden und betrieben wer… den. Wir dürfen sie darum auch nur als landwirthschaftliche Nebengewerbe betrachten. Sie sind technisch, und bezwecken die weitere Zugutmachung landwirthschaftlicher Producte. Hieher gehö… ren die Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Stärke… fabrikation, Oelschlägerei, Zuckerfabrikation. Noch weniger passend werden zur Landwirthschaft gezählt die Ziegelbren… nerei, Kalk- und Gipsbrennerei, Torfstecherei. Er… gehören zum Hüttenwesen, welches einen Theil des Bergbaues aus… macht und nur letztere, nämlich die Torfstecherei macht, weil die Be… standtheile des Torfs mehr vegetabilische als mineralische sind, einen Nebenzweig des Landbaues aus, indem dieser die Pflanzenproduction zum Object hat. Die landwirthschaftlichgemäße Arbeit ist als vollen… det anzusehen, wenn das beabsichtigte rohe Product erzeugt und gewonnen ist, z. B. das erbaute Getreide gedroschen, der Hanf und der Flachs gezogen, die Milch gemolken ist. Das Product ist nun verkäuflicher Artikel, und wird als solcher unter günstigen Umstän… auch auf der Stelle verkauft oder zum Abholen aufbewahrt. Das Getreide kaufen die Becker, Bierbrauer, Branntweinbrenner, Stär… kefabrikanten ꝛc., Runkelrüben und Kartoffeln der Zuckerfabrikant, andere Erzeugnisse, wie Milch, Holz, Fische, nehmen die Consumen… ten unmittelbar oder durch den Händler mittelbar an sich. Bei meh… reren Producten ist jedoch der Landwirth genöthigt, sich einer gewissen weitern Verarbeitung zu unterziehen; Flachs und Hanf verkauft … nur gebrochen, die Milch muß in Butter oder Käse verwandelt wer… den. Ist der Landwirth in dem Falle, daß er seine erzeugten Pro… ducte nicht als solche verkäuflich abgibt oder abgeben kann, sondern sie weiter zurichtet oder verwerthet, so greift er in andere Gewerb…

vereinigt diese mit dem seinigen. Hier kommen jedoch nur folgende Punkte in nähere Betrachtung. Einmal muß man die hieher vorfallenden Arbeiten nicht zu den landwirthschaftlichen zählen, sondern vielmehr anderntheils als Nebengewerbe aufführen und berechnen. Wenn die auf die Landwirthschaft genau berechneten Arbeitskräfte dem Hauptgewerbe eigentlich nicht entzogen, sondern nur beiläufig aufs Nebengewerbe gerichtet werden, so stört dies eigentlich das landwirthschaftliche Gewerbe nicht, und der Gewinn im Nebengewerbe kann um so größer werden, als auf dieses weder eigene Gebäude noch Arbeiter zu rechnen sind. Wer Zeit und Verhältnisse gut zu benutzen weiß, um die beste Verbindung der vorkommenden Geschäfte herzustellen und zu erhalten, kann die Rente seines Anlagekapitals, das immer vorauszusetzen ist, ziemlich hoch bringen. Es gibt mehrere Gewerbe, die sich füglich mit der Landwirthschaft, zum Gewinn für die Besitzer, verbinden lassen Besonders verdienen die zunächst eine Erwägung, die sich in einer eigens dazu bequemen Zeitperiode betreiben lassen. Dergleichen sind, welche am besten im Winter vorgenommen werden können, als Branntweinbrennen, Bierbrauerei, Zuckerfabrikation aus Runkelrüben und Kartoffeln, Tabakszubereitung, Oelpressen, Handel mit Getreide, Holz, Flachs, Hanf. Für die Wirthschaft einflußvoll sind diejenigen Nebengewerbe, welche derselben nutzbare Abgänge verschaffen, wie z. B. die Branntweinbrennerei, die Bierbrauerei, Zucker- und Stärkefabrikation, die alle ein vorzügliches Futter auswerfen. Das Düngerquantum wird vermittelst desselben vermehrt, und durch dieses wieder der Ertrag des Ackers erhöht. Für den kleinen Wirth gibt es sehr viele Gewerbszweige, die er besonders im Winter mit manchem Vortheil betreiben kann, als Spinnerei, Weberei, Flechten des Stroh- und Bastwerks, Verfertigung mancherlei Holzartikel, z. B. Siebe, Geräthschaften. Man wird finden, daß die Landleute, wo sie solche Nebenarbeit im Winter vornehmen, arbeitsamer sind, als wo dies nicht der Fall ist. Zugleich pflegen auch solche Dorfschaften am bevölkertsten zu seyn. Viele setzen sich besonders auf solche Arbeiten an, weil sie immer Beschäftigung finden. Kinder und schwächliche Personen finden Gelegenheit, sich ihr Brod mehr oder weniger ohne andere Unterstützung zu verdienen. Die erstern pflegen bei dringenden Geschäften, z. B. in der Ernte, die Landwirthe zu unterstützen. Allein außer dieser Hülfe veranlassen sie für den letztern noch manche Vortheile, auch wenn die Manufacturisten nur als Consumenten anzusehen wären. Endlich sind noch die auf das Gewerbe Bezug habenden Verhältnisse der Landwirthschaft zu erwägen. So viel uns bewußt, wird die Landwirthschaft überall als ein freies Gewerbe betrieben, ohne daß irgend ein gesetzlicher Zwang zur Innung führte. Allein im Güterbesitz und in den sogenannten Gerechtsamen derselben ist eine unübersehbare Verschiedenheit, die auf den Betrieb des Gewerbes, auf die Staatsbürgerschaft, ja selbst auf den moralischen Charakter der Menschen mächtigen, aber wohl nirgends guten Einfluß hat. In manchen Ländern geht man von dem Grundsatze aus, daß aller Grund im Lande Erbeigenthum der Regentenfamilie sey, das dann theilweise weiter vergeben und verliehen wird; anderswo ist nur ein Theil als solches Erbeigenthum angenommen, weil das übrige bereits verschenkt oder von vorherein streitig gemacht worden ist. Das erstere gibt Kronen- oder Domainengüter. Kammergüter sind aber solche, die dem Ganzen, dem Staate gehören und dazu dienen sollen, aus ihrem Ertrage die

Bedürfnisse des Landes entweder ganz oder zum Theil zu bestreiten. Rittergüter waren anfangs nichts anders, als vom Landesherrn bedingungsweise abgetretene Besitzungen, z. B. um bei ausbrechenden Kriegen vom Inhaber verlangen zu können, daß er auf seine Kosten selbst und mit seinen Leuten zum Heere stoße, also persönliche Dienstbarkeit, die in neuerer Zeit in einen milden Geldbeitrag, Donativgeld, Ritterpferdsgeld oder Besitzcanon verwandelt worden ist. Solche Besitzungen kann in manchen Ländern nur der Adel, aber kein Bürgerlicher erwerben, wohl aber im Auftrage bewirthschaften, z. B. als Pächter, Sequester. Was Bauergüter sind, haben wohl die Rechtsgelehrten zu bestimmen sich bemüht, landwirthschaftlich findet sich jedoch kein Stützpunkt, sie für etwas anders, als ein gewöhnliches Landgut, d. i. eine landwirthschaftliche Gewerbssphäre zu erklären. Pl.

* Länge (Geographische), ist die nach Graden, Minuten, Secunden u. s. w. des Aequators oder eines Parallelkreises gemessene Entfernung eines Meridians von einem andern den man als den ersten annimmt, oder die Entfernung zweier Punkte von Ost nach West, oder von West nach Ost. In diesem Fall unterscheidet man westliche und östliche Länge. Durch welchen Punkt man den ersten Meridian zieht, ist gleichgültig, nur muß es jedesmal angegeben werden. Sonst hat man ihn meist über die Insel Ferro gezogen; die Franzosen pflegen ihn über die Pariser Sternwarte, die Engländer über Greenwich, die Berliner über Berlin zu ziehen, und von da aus die Längengrade von Westen nach Osten zu zählen. Jetzt ist das Gewöhnlichste, den ersten Meridian 20° westlich von dem Meridian der Pariser Sternwarte anzunehmen. Die Länge oder die Bestimmung, wie weit ein Ort oder der durch ihn gezogene Meridian von dem ersten Mittagskreise nach Osten entfernt ist, wird neben der Breite (s. d. Art.) zur Auffindung der wahren Lage dieses Orts auf der Erde erfodert. Aus der Gestalt unserer Erde folgt, daß die Längengrade nach den Polen hin kleiner, nach dem Aequator hin aber immer größer werden müssen. Die Breitengrade hingegen sind alle einander gleich; jeder beträgt 15 geographische Meilen. Das Maaß eines Grades auf einem Parallelkreise wird gefunden, wenn man die Größe eines Aequatorgrades mit dem Cosinus der Breite multiplicirt. Die Länge zeigt den Unterschied der Mittagszeit zwischen irgend einem Ort und dem ersten Meridian an. Da die Sonne ihren scheinbaren Umlauf in 24 Stunden vollendet, so wird jeder Ort, der 15° westlicher als ein anderer liegt, eine Stunde später Mittag haben als dieser. Orte, deren Längenunterschied 180° beträgt, werden stets die gerade entgegengesetzte Tageszeit haben, der eine Mittag, wenn der andere Mitternacht hat. Wie nun der Unterschied der Länge zweier Orte durch die an beiden Orten angestellte Beobachtung der Zeit eines Ereignisses am Himmel (Mondfinsternisse, Sternbedeckungen, insbesondere Verfinsterung der Jupiters-Trabanten) gefunden wird, so kann man auch umgekehrt aus dem Längenunterschiede zweier Orte den Zeitunterschied derselben berechnen, indem man die Bogentheile des Parallelkreises in Zeittheile verwandelt. Es sind nämlich 15° des Parallelkreises = 1 Stunde, 1° = 4′, 15′ = 1′, 1′ = 4″, 15″ = 1″, 1″ = 4‴. Als Beispiel diene der Unterschied der Länge zwischen Berlin und Pekin. Dieser beträgt 103° 3′ 15″, folglich 6 Stunden 52′ 13″ Zeit, um welche Pekin früher Mittag hat als Berlin. Das wichtigste und schwierigste ist die Erforschung der Länge zur See, d. i. des Winkels, welchen der Meridian des Schiffes mit einem

issen andern Meridian macht. Das englische Parlament setzte im 1714 einen Preis von 20,000 Pfund Sterling auf eine sichere Me-de, die Länge zur See bis auf einen halben Grad zu bestimmen. bei dem Schwanken des Schiffes Beobachtungen am Himmel nicht Genauigkeit gemacht werden können, so wäre eine Uhr, die einen chförmigen Gang behielte, für einen Seefahrer das bequemste ttel, um aus dem Unterschiede der Zeit des Mittags auf dem hiffe und der Zeit nach der Uhr, unmittelbar den Unterschied der ige des Orts, für welchen die Uhr gestellt ist, und desjenigen, sich das Schiff befindet, zu bestimmen. Wirklich verfertigte zuerst rrison eine solche Seeuhr (Längenmesser, Zeitmesser, Chronometer) der erfoderlichen Genauigkeit. Sie war auf der ersten Reise nen 4 Monaten nur 2 Minuten abgewichen. Doch fielen spätere rsuche minder genau aus. Andre Künstler folgten, namentlich Ken-e, Mudge, Berthoud, Le Roy, und noch jetzt verfertigen z. B. iold und Emmery so genaue Chronometer, daß sie auf dem Lande auch zur See recht wohl zu Längenbestimmungen brauchbar sind. deß bleiben doch astronomische Beobachtungen immer das sicherste ttel. Da Verfinsterungen und Bedeckungen selten vorkommen und ver zu beobachten sind, so schlug man die Distanzen des Mondes der Sonne oder andern bekannten Fixsternen zur Längenbestim-ng vor, da diese in den meisten Nächten gemessen werden können. r wird dazu eine genaue Kenntniß des Mondeslaufes erfodert. ese Kenntniß zu ersetzen, berechnete Tobias Meyer (s. d.) Monds-eln (nachher von Bürg in Wien verbessert), durch welche auch der jelehrte Seemann in Stand gesetzt wird, durch einfache Rechnun-die Länge innerhalb eines Sechstheils oder höchstens eines Fünf-ls eines Grades zu finden. — Die astronomische Länge oder die ige eines Gestirns ist der Bogen der Ekliptik, welcher zwischen Frühlingspunkte und dem Breitenkreise eines Gestirns enthalten wobei man von Abend nach Morgen zählt, die Angabe aber nach Zeichen der Ekliptik macht. Man findet die Länge eines Ge-ns durch die gerade Aufsteigung und Abweichung, doch erleidet sie ch das Vorrücken der Nachtgleichen eine Veränderung.

Laon (Schlacht bei), am 9. März 1814. Feldmarschall Blücher nach seinen Unfällen in der Mitte Februars bereits wieder gegen aux vorgedrungen, als sich Bonaparte am 5. März mit großer ermacht auf ihn warf und den schleunigsten Rückzug nöthig machte. eser erfolgte über Chateau Thierry, Oulchy le Chateau, Soissons lches G. Bülow, der sich hier mit der schlesischen Armee verei-te, glücklicherweise genommen), Craonne nach Laon, wo die Armee 8ten concentrirt ward, nachdem am 7ten das hitzige Gefecht bei aonne statt gefunden. Am 9ten entwickelte sich die Armee in Er-rtung einer Schlacht auf und an dem Plateau von Laon, dessen ler Abfall die vorliegende Ebene beherrscht, so daß Winzingerode rechten Flügel, Bülow an der Anhöhe vor der Stadt das Cen-n, Kleist und York den linken Flügel dergestalt bildeten, daß das rps des erstern von der Vorstadt Vaux bis an einen Hügel, der Straße nach Rheims beherrscht, das des letztern auf der äußersten ken Seite stand. Als sich Nachmittags bedeutende feindliche Massen en sie zeigten, wurden die Corps von Langeron und Sacken — die dahin hinter dem rechten Flügel gestanden — ihnen als Reserve ewiesen. Die Franzosen eroberten auf dem rechten Flügel die Dör-Semilly und Ardon, wurden daraus zurückgeworfen, worauf sich

dort ein stehendes meist unentscheidendes Gefecht entspann; als gegen 3 Uhr Nachmittags entwickelten sich starke feindliche Colonnen gegen den linken Flügel der Stellung, die Straße nach Marle drohend; die Corps von York und Kleist kamen ins Gefecht, stritt um den Besitz des Dorfes Athis, in welchem sich beide hielten, die Entscheidung der Schlacht am folgenden Tage erwartend. Die Generale v. York und v. Kleist hatten sich indeß vereinigt, am Abende einen plötzlichen und allgemeinen Angriff den franz. rechten Flügel zu versuchen, wozu der Feldmarschall die Genehmigung gab. Die gesammte Cavallerie unter G. v. Zieten ward deshalb auf Umwegen in des Feindes rechte Flanke gesendet, und der Angriff begann in dem Momente, wo die preußischen Truppen das brennende Athis verlassen mußten, indem es der Feind stark besetzte. Jene schlossen sich sofort an die Division des Prinzen Wilhelm an (gebildet aus der 2ten und 8ten Brigade), welche auf Athis rückte, unterstützt von der Division des General-Majors v. Horn (1ste und 7te Brigade — beide Divisionen bildeten das Corps), während weiter rechts das Corps von Kleist ebenfalls vorrückte. Das Dorf ward eben so wie eine dahinter gelegene Ferme schnell genommen, und da in diesem Momente die preußische Cavallerie in den französischen rechten Flügel einbrach, einen großen Artillerie-Train nahm, und eben so wie die in der Front vorrückende Infanterie Alles vor sich niederwarf, so artete der nach kurzem Widerstande vom Feind angetretene Rückzug bald in eine völlige Flucht aus. Dieser gelungene Ueberfall kostete dem rechten französischen Flügel (Corps von Marmont und Arrighi) 46 Geschütze und mehrere tausend Gefangene, Versprengte 2c.; er ward bis Festieux verfolgt, und die Cavallerie streifte am folgenden Tage bis Bery am Bac. Hätten sich die Sieger, nachdem sie so den rechten Flügel der Franzosen gänzlich über den Haufen geworfen, gegen das Centrum wenden können, so war bei der Art des Terrains, das sie dabei sehr begünstigt haben würde, eine gänzliche Niederlage des Feindes unvermeidlich. — Sie wurden indeß durch einen Befehl des Feldmarschalls in die Hauptstellung zurückgerufen, denn da Bonaparte am 10ten seine Angriffe auf den rechten Flügel der schlesischen Armee wiederholte, wahrscheinlich um sich einen ruhigen Rückzug zu erkämpfen, so glaubte man jene augenscheinlichen Vortheile aufgeben zu müssen, um die Position zu halten. Dies gelang auch gegen alle wiederholte Angriffe — worunter am Abende einer auf Laon selbst — vollkommen. Bonaparte zog sich sodann, glücklicher als er vielleicht selbst gehofft hatte, über Chavignon zurück, und endete so für immer seine Offensivbewegungen gegen die schlesische Armee, deren Vereinigung mit dem Hauptheere 14 Tage darauf erfolgte.

* **Lappland** ist ein kaltes, rauhes, waldiges, theils bergiges, theils ebenes und sumpfiges Land, durch welches sich die rauhen Rücken der nordischen Alpen mit ihren weit verbreiteten Aesten hinzieht. Es verflacht sich allmählig gegen Osten hin; auf der Nordwestseite ist es am höchsten. Viele Bäche und Flüsse entströmen diesen Gebirgen und ergießen sich entweder in das nördliche Eismeer oder in den Bothnischen Meerbusen. Auch gibt es zahlreiche Seen, zum Theil von einem beträchtlichen Umfange. Das Clima ist sehr kalt, der Winter lang und strenge, und der Sommer sehr kurz; der längste Tag dauert hier in den südlicheren Gegenden 24 Stunden und in den nördlichsten 3 Monate; eben so lang ist dann die längste Nacht.

er. Der Boden ist nur in wenigen und bloß in den südlichsten
den des schwedischen Lapplands des Anbaues fähig, in andern
n bloß verschiedene Moos- und Flechtenarten, auch eßbare Bee-
Die Waldungen bestehen aus Tannen, Fichten, Erlen, Bir-
nd Weiden. Nur die Colonisten in diesem Lande haben Pferde,
vieh und Schafe, bei den Lappen vertritt das nützliche Renn-
nebst dem Hunde die Stelle aller übrigen Hausthiere. Von
Thieren gibt es Wölfe, Bären, Vielfraße, Luchse, Füchse,
er, Hermeline, Fischottern, Hasen rc. An Zugvögeln und an-
wilden Geflügel, so wie an Fischen hat das Land einen rei-
Ueberfluß. Von Mineralien findet man Eisen, Kupfer und sil-
tiges Bleierz. Lappland ist sehr spärlich bevölkert; die Ein-
r sind theils **Lappen**, als Ureinwohner, theils fremde **Colo-**
n. Die Lappen, oder wie sie sich selbst nennen, **Same** (denn
halten sie für ein Schimpfwort), sind ein finnisches Volk und
Zahl kann etwa 15,000 betragen. Sie sind von sehr kleiner Sta-
nämlich zwischen vier und fünf Fuß, oft auch darunter, haben
raune Gesichtsfarbe, schwarze Haare, eine gutmüthige Physiogno-
und einen kraftvollen, abgehärteten, sehr gelenkigen Körper. Sie
von Natur gutartig und sanftmüthig, haben keine hervorstechen-
aster, aber auch keine großen Tugenden; überhaupt zeichnen sie
urch ihre Gleichgültigkeit aus, lieben ihr Vaterland, und sind
rer Art glücklich. Es fehlt ihnen auch nicht an gesundem Ver-
e und an Anlagen zu mancherlei Kunstgeschicklichkeiten Daher
n sie Häute, verfertigen Zwirn aus den Sehnen der Rennthiere,
Decken, stricken Handschuhe, machen hölzerne Geräthschaften,
e, Schlitten und die ihnen nöthigen Kleidungsstücke. Die Klei-
beider Geschlechter ist wenig von einander verschieden, beinahe
durch mehreren Flitterputz zeichnen sich die Weiber aus; beide
lechter tragen Mützen, Oberröcke, lange Hosen und Stie-
entweder von Leder oder von Pelzen, oder von grobem Tuche.
Sommer wohnen die Lappen unter Zelten; ihre Winterwohnun-
bestehen in runden aus Stangen aufgerichteten und mit Birken-
n und Rasen überkleideten Hütten, die oben ein Luftloch für
Rauch haben. Die Nahrungsmittel liefern ihnen theils die
thiere, theils die Fische. Nach dieser verschiedenen Nahrung
en sich die Lappen in **Rennthier-** oder **Berglappen** und
ischerlappen. Jene sind nomadisirende Hirten, die mit ihren
nthierheerden von Weide zu Weide ziehen. Ein wohlhabender
e hat einige hundert Rennthiere, die auch zum Ziehen der
itten und zum Tragen der Lasten gebraucht werden. Die **Fi-**
rlappen hingegen, welche wenige oder gar keine Rennthiere
en, nähren sich fast allein von der Fischerei. Sie schlagen Rob-
fangen Vögel und stellen den Eidergänsen nach. In diesen Fall
nen auch die **Rennthierlappen**, wenn sie durch Seuchen
anderes Unglück ihre Heerden verlieren. Ehemals waren die
en Fetischanbeter, jetzt aber sind sie fast alle zu Christen gemacht
wenigstens getauft. Doch haben sie einen großen Theil ihres
Aberglaubens beibehalten, und ihre alten religiösen Meinungen
denen ihnen aufgedrungenen christlichen Glaubenslehren vermischt.

Lanzette, ein chirurgisches Ritz- oder Schlitzinstrument, das
r andern zum Aderlassen gebraucht wird.

Larcher (Pierre Henri), ein berühmter Alterthumsforscher, ge-
n zu Dijon den 12. Oct. 1726. Nachdem er seine Schulstudien

bei den Jesuiten zu Pont-à-Mousson geendigt hatte, ging er nach Paris, wo er im College de Laon seiner Neigung zur alten Literatur folgte. Er besuchte darauf England und gab 1750 seine erste Schrift, eine Uebersetzung der Electra des Euripides, der bald mehrere andere Uebersetzungen folgten, heraus. Im J. 1767 erschien unter dem Namen eines Supplément seine Widerlegung der Philosophie de l'Histoire, die ihn mit Voltaire in Streitigkeiten verwickelte, in denen er von Seiten der Gründlichkeit, nicht aber des Witzes, die Oberhand behielt. Diese und andere Schriften, namentlich seine Preisschrift über die Venus, und seine Uebersetzung von Xenophons Rückzug der Zehntausend, befestigten den Ruf seiner Gelehrsamkeit, und 1778 trat er in die Akademie der Inschriften, deren Sammlungen er mit 13 Abhandlungen bereicherte. Erst 1786 erschien seine Uebersetzung des Herodot, eines der schönsten Denkmale französ. Gelehrsamkeit. Im J. 1796 ward er in das Nationalinstitut gewählt, für welches er in der Folge vier Abhandlungen arbeitete. Eine bedeutend verbesserte Ausgabe des Herodot erschien 1802, als deren Gegner Volney im J. 1808 ohne Erfolg auftrat. Bei der Einrichtung der kaiserlichen Universität ward er zum Professor der griechischen Sprache an derselben ernannt, die mit diesem Amte verbundenen Functionen aber wegen seines hohen Alters ihm erlassen. Er starb an der Folge eines Falls aus dem Bette, den 22. Dec. 1812.

* Las Casas (Emanuel Auguste Dieudonné, Graf v.), bekannt als Verfasser des historischen Atlas, noch mehr aber durch seine treue Anhänglichkeit an Napoleon, und die daraus für ihn hervorgegangenen Schicksale, ist um das J. 1763 auf dem Schlosse Las Casas bei Soreze in Languedoc geboren, erhielt seine erste Jugendbildung von den Priestern des Oratoriums zu Vendome, kam dann in die berühmte Militärschule zu Paris, von wo er sogleich in die Marine eintrat. Er war auf der unter Don Louis von Cordova Befehlen vereinigten Escadre, befand sich bei der Belagerung von Gibraltar, und am 20. Oct. 1782 in dem großen Seetreffen auf der Höhe von Cadix. Nach dem Frieden besuchte er, um sich practisch zu bilden, alle Colonien America's, Neuengland, den Senegal, Isle de France und beide Indien, bestand auf das ehrenvollste die Prüfung, und erhielt sogleich die Stelle eines Schiffslieutenants. Die glänzendsten Aussichten lagen vor ihm, als die Revolution ausbrach. Er hing fest an der Hofpartei, wanderte gleich anfangs nach Worms aus, hielt sich abwechselnd in Koblenz und Aachen auf, wo die französischen Prinzen in der glänzendsten Umgebung lebten, und machte in dem Marinecorps den merkwürdigen Feldzug von 1792 unter dem Herzog von Braunschweig mit, nach dessen unglücklichem Ausgang er sich von allem entblößt, nach England flüchtete. Hier hatte er die ungünstigsten äußern Verhältnisse zu bekämpfen. Ohne indeß den Muth zu verlieren, suchte er die Hülfsmittel seiner Subsistenz in sich selbst. Er ertheilte Unterricht in Allem, was man von ihm verlangte, wobei er selbst am meisten lernte. Bald erwarb er Freunde; es wurden ihm glänzende und unerwartete Anträge gemacht, denen er jedoch seine beschränkte aber anständige Lage in London vorzog. Nachdem er noch dem erfolglosen Versuch auf die Vendee und der Metzelei zu Quiberon, der er fast nur durch ein Wunder entging, beigewohnt hatte, beschloß er, sich bloß seinem Privatinteresse zu widmen. Er gab damals die Skizze zu seinem historischen Atlas heraus, die mit großem Beifall aufgenommen wurde und ihn in eine Lage versetzte, die ih

s zu wünschen übrig gelassen haben würde, wenn er sie in sei-
Vaterlande hätte genießen können. Mit Begierde ergriff er da-
die Gelegenheit, dahin zurückzukehren, als Bonaparte die Aus-
nderten zurückrief. Er lebte auch in Paris anfangs zurückgezo-
mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Sein Hauptwerk
der historische Atlas, der jetzt in größerm Umfang erschien und
rordentlichen Beifall fand. Sechs bis sieben Jahre genoß er auf
Weise eines stillen Glücks. Indeß fühlte sein feuriges und leb-
s Gemüth sich immer mehr von Bewunderung für den Mann
drungen, der Frankreichs Macht und äußern Glanz immer höher
höher hob, und als derselbe öffentlich erklärte, er werde fortan
schlechte Franzosen Alle ansehen, die sich nicht mit ihm vereinigen
en, eilte auch Las Casas sich ihm anzuschließen. Der Angriff
Engländer auf Vließingen gab ihm bald Gelegenheit, seinen Ei-
u bethätigen. Napoleon ernannte ihn zum Kammerherrn und
eich, auf Las Casas Gesuch, zum Requetenmeister im Staats-
e in der Section der Marine. Als Holland mit Frankreich ver-
t wurde, sandte ihn Napoleon dorthin, um alle die Marine be-
nden Gegenstände in Empfang zu nehmen. Gleich wichtig war
andere Sendung in die illyrischen Provinzen, um die Liquida-
der Staatsschuld dieser Provinzen zu Stande zu bringen. Nach
ndigung dieses Geschäfts bekam er den Auftrag, die Hälfte
ntlicher französischen Departements zu bereisen, um die zur Ab-
ng der Bettelei errichteten Institute, die Gefängnisse, Hospitäler
ähnliche Anstalten zu besichtigen. Die Beendigung dieser Mis-
fiel mit dem Rückzug aus Rußland zusammen. Als bei dem
dringen der Alliirten gegen die Gränzen eine zahlreiche National-
e errichtet wurde, trat Las Casas in die zehnte Legion, über
he er in Abwesenheit des Chefs das Commando führte. Erst
der Capitulation gab er dasselbe ab, um sich als Mitglied des
atsraths nach der Loire zu begeben. Inzwischen erfolgte Napo-
s Entsetzung und Ludwigs XVIII. Thronbesteigung. Las Casas
unveränderlicher Anhänger Napoleons, weigerte sich die Beitritts-
des Staatsraths zu unterzeichnen, besuchte, um nicht Zeuge der
gänge in Paris zu seyn, England, und lebte nach seiner Rückkehr
er Zurückgezogenheit. Er trat aus derselben erst nach Napoleons
kkehr von Elba. Dieser ernannte ihn sofort zum Staatsrath und
Präsidenten der Commission der Bittschriften. Als aber die
lacht von Waterloo Napoleons zweite Abdankung herbeigeführt
e, erbat Las Casas sich von demselben als höchste Gunst die Er-
niß, ihm folgen zu dürfen. Er theilte seitdem, getrennt von sei-
Familie, nur von seinem ältesten Sohn begleitet, freiwillig das
icksal dieses großen Verbannten mit einer Hingebung, Anhänglich-
und Selbstaufopferung, deren Würdigung jetzt noch nicht möglich
Bis gegen Ende des J. 1816 befand er sich bei Napoleon auf
Helena, und diente demselben vornemlich als Secretär bei Ab-
ung seiner Lebensgeschichte, die jener ihm zu dictiren pflegte. Da-
s aber wurde ein an sich unverfänglicher, wiewohl freimüthiger
in seinen Details höchst interessanter Brief an Lucian Bonaparte,
er gegen das ausdrückliche Verbot des englischen Commandanten
St. Helena, heimlich nach Europa zu schaffen versucht hatte, die
ache, daß man ihn von Napoleon trennte, nach sechswöchentlicher
t nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung brachte, wo man ihn
n acht Monate in harter Gefangenschaft hielt, und endlich nach

Europa zurückschickte. Bei seiner Ankunft auf der Themse wurden ihm seine Papiere genommen; er selbst aber durfte nicht ans Land steigen, sondern wurde nach Ostende übergeschifft, von dort durch das Königreich der Niederlande geführt, und fand erst in Frankfurt am Main im Dec. 1817 einen sichern und ruhigen Aufenthalt, indem er sich unter österreichischen Schutz stellte. Er hat seitdem über die ihm widerfahrene gesetzwidrige und willkürliche Behandlung, so wie über die Wegnahme seiner Papiere, in einem Schreiben an den Lord Bathurst nachdrückliche Beschwerde geführt, und Gerechtigkeit und Genugthuung gefodert, ohne bis jetzt mehr als die Zurückgabe seiner Papiere bewirkt zu haben. Dies hat ihn bewogen, durch die Bekanntmachung dieses Briefs seine Beschwerden vor den Richterstuhl des Publikums zu bringen. Dieser Brief, so wie der Brief an ... clan, der seine Entfernung von St. Helena bewirkt hat, findet sich dem 1818 bei F. A. Brockhaus erschienenen Leben des Grafen las Casas angehängt.

Lateinische Sprache, s. Römische Sprache.

Laterna magica, s. Zauberlaterne.

* Lausitz heißt das 197 Quadratm. umfassende Land, welches gegen Mittag an Böhmen, gegen Abend an Meißen und den ehemaligen sächsischen Churkreis, gegen Mitternacht an Brandenburg und gegen Morgen an Schlesien gränzt, und von seinen beiden Hauptflüssen, der Spree und Neiße ziemlich parallel von Mittag nach Mitternacht, in einer Länge von beinahe 27 M. durchschnitten wird. Die Breite beträgt 12 bis 16 Meilen, die Zahl der Einwohner ungefähr eine halbe Million, wovon der Cottbusser Kreis mit 34,600 E. auf 17 Q.M. vor dem Tilsiter Frieden zu Brandenburg, das übrige Gebiet aber bis 1815 ganz zum Königreich Sachsen gehörte. Geschichtlich ist erwiesen, daß seit der Völkerwanderung Stämme der slavischen Serben, die Urväter der heutigen Wenden, unter eigenen freien Dynasten die Lausitz bewohnten, im südlichen Theile die Milczener, im nördlichen die Lusiczer. Sie theilten die Schicksale und Kriege der gegen Thüringen hin herrschenden Sorben. Erst 922 wurden sie von Kaiser Heinrich I. zinsbar gemacht, und 968 zum Christenthum bekehrt. Seitdem hieß der nördliche Theil (die jetzige Niederlausitz) die Mark Lusicz, der südliche die Mark Büdsetz und Gorletz (Budissin und Görlitz, d. i. die jetzige Oberlausitz). Nur allmählig konnten die Sorben sich an deutsche Herren gewöhnen; im Anfange des 11. Jahrh. hielten sie es mit Polen und kamen nach blutigen Kriegen erst 1032 wieder zum Markgrafthum Meißen, dem Heinrich die Lausitz untergeben hatte. Nach dem Aussterben der Dynastie des ... Gero von Stade, herrschten seit 1075 in der NL. die Markgrafen von Meißen aus dem Wettinschen Hause. Inzwischen hatte Wratislaw von Böhmen die OL. 1073 in Lehn erhalten und nahm auch die NL. in Besitz, konnte sie aber gegen Heinrich den älteren von Meißen nicht behaupten, und erst dessen Sohn, Heinrich der jüngere ... sie wieder 1123 an Wieprecht von Groitzsch, den Eidam Wratislaws, der die OL. schon seit 1084 inne hatte. Nach einer kurzen Zwischenregierung des Gr. Hoyer von Mansfeld 1112—1115 in der OL. und Albrechts von Ballenstädt 1124 — 31 in der NL. vereinigte Wieprechts Sohn Heinrich beide Markgrafthümer. Nach dessen unbeerbtem Tode 1136 fiel die NL. an Conrad den Gr. von Meißen, die OL. aber an den böhmischen Prinzen Sobieslaw. Durch Heirath erwarb Albrecht II. von Brandenburg 1205 Camenz und Ruhland

der NL., und des böhmischen Königs Wenzel Ottokar Eidam, Otto III. 1231 den Rest des Landes. Nur Zittau mit seiner Pflege blieb bei Böhmen, das übrige Gebiet der OL. besaßen die Markgrafen von Brandenburg als böhmisches Lehn und seit 1330 auch die bisher zu Meißen gehörige NL. als Pfand. Da die askanischen Markgrafen von Brandenburg 1319 ausgestorben waren, gab Ludwig der Baier die NL. mit Brandenburg seinem Sohne Ludwig, die Stände der OL. unterwarfen sich freiwillig dem böhmischen Könige Johann von Luxemburg, und Herzog Heinrich von Jauer erhielt wegen der Ansprüche seiner Mutter die Städte Görlitz und Lauban mit ihren Pflegen; doch trat er sie 1329 gegen anderweite Entschädigung auch an Böhmen ab. Dieser freiwilligen Uebergabe verdanken die Stände der OL. den größten Theil ihrer Freiheiten, die 1346 von Johanns Sohne Carl IV., welcher 1364 die NL. dazu kaufte, bestätigt wurden. Unter ihm bildeten die größeren Städte eine feste Verbindung gegen die Plackereien der Wegelagerer und Raubritter, anfänglich mit Dresden, Meißen und Hayn, dann unter sich allein. Carl der IV. gab 1376 die Stadt Görlitz mit dem Gubner Kreise in der NL. seinem jüngern Sohne Johann, nach dessen Tode dieses Fürstenthum 1395 an den berüchtigten König Wenzel von Böhmen zurückfiel. Die Lausitz blieb diesem und seinen Nachfolgern Siegmund, Albrecht und Ladislav in den hussitischen Unruhen treu, mußte aber dafür von den Hussiten die schrecklichsten Verheerungen erdulden. Erst 1459 erkannte sie Georg Podiebrad als König an, wandte sich aber 1467 unter den Scepter des Königs Matthias von Ungarn, der auch im Olmützer Frieden 1479 die Lausitz behielt. Unter ihm kamen die Benennungen Ober- und Nieder-Lausitz für den südlichen und nördlichen Theil des Landes auf, auch erneuerten die Städte der OL. 1476 und 1490 ihren Bund, und gründeten dadurch die bis auf die neuesten Zeiten bestandene Vereinigung der Sechsstädte (Bautzen oder Budissin, Görlitz, Zittau, Lauban, Camenz, Löbau), welche von den Kaisern und böhmischen Königen Privilegien zu erlangen wußten, die sie den Reichsstädten ähnlich machten. Sie unterhielten stehende Mannschaften und vertheidigten sich in den Kriegen dieses Jahrhunderts meist auf eigene Hand. Nach Matthias Tode 1490 blieben beide Markgrafthümer bei der Krone Böhmen, und kamen mit derselben 1526 an Ferdinand I. von Oesterreich, von dem sie wegen eigenmächtiger Einführung des Protestantismus harte Bedrückungen litten. Besonders wurden die Sechsstädte durch den sogenannten Pönfall 1547 des größten Theiles ihrer Privilegien beraubt, und mußten große Summen opfern, um sie allmählig wieder zu erlangen. Die lutherisch gewordenen Standesherren, Sechsstädte und Ritter reservirten sich die Consistorialgerechtsame, auch gab Ferdinand 1562 den letztern die Obergerichtsconcession für peinliche Fälle. Durch die Wahl des Churfürsten Friedrich von der Pfalz, zum Könige von Böhmen, wurde die Lausitz, die ihm nie huldigte, in den 30jährigen Krieg verwickelt. Der Churfürst Johann Georg I. von Sachsen besetzte sie 1620 in des Kaisers Namen und behielt sie als Pfand für 72 Tonnen Goldes aufgewendeter Kriegskosten, und anderer Schuldfoderungen an den Kaiser bis 1635, wo sie im Prager Frieden mit allen Hoheitsrechten, jedoch als böhmisches Lehen, förmlich vom Kaiser an Sachsen abgetreten wurde. Oesterreich behielt sich nur die Schutzgerechtigkeit über die catholischen Stifter vor. Seitdem theilte die Lausitz, als ein von den chursächsischen Erblanden getrenntes, zu keinem

Reichskreise gehöriges, Nebenland, alle Schicksale Sachsens und erhielt im Tilsiter Frieden 1807 einen Zuwachs durch den, in der NL. gelegenen, bisher zu Brandenburg gehörigen Cottbusser Kreis. Die Natur hat dieses Land mit mannigfaltigen Hülfsquellen gesegnet. Die Abwechslung ebner und gebirgiger Gegenden bietet nicht nur die reizendsten Ansichten und merkwürdige Naturschönheiten in der OL. unter denen der Oybin und die hohe Lausche bei Zittau, die von der böhmischen Gränze bis gegen Bautzen hin laufenden Berge und Spreethäler, die Königshainer Berge bei Reichenbach, die Landeskrone bei Görlitz und der an die Sudeten gelehnte Queiskreis (so genannt vom Queisflusse, der hier die Gränze gegen Schlesien macht) mit der Tafelfichte sich auszeichnen, sondern auch den Anblick eines lebendigen Verkehrs zwischen den südlichen Gebirgsgegenden und den nördlicher liegenden Ebenen dar, welche bis in die Niederungen der fast durchaus flachen NL. ablaufen. Diese hat in ihren Wäldern, vorzüglich an der Gränze von Schlesien und im Spreewalde, einer 6 Meilen langen, von mehr als 300 Armen der Spree und kleineren Flüssen in unzähligen Schlangenwindungen durchschnittenen Ebene, deren Bruch- und Torfboden mit Laubholz bewachsen ist, an Holz und Wild, in ihren Flüssen und ansehnlichen Teichen an Fischen, und auf ihrem sandigen Boden an Obst, Flachs, Haidekorn, Gerste, Hafer und Gemüse Ueberfluß genug, um mit diesen Artikeln einen einträglichen Handel ins Ausland zu treiben, und Brotgetraide hinlänglich zum Bedürfniß ihrer Einwohner (150,000 mit Einschluß des Cottbusser Kreises); der Tabaksbau liefert jährlich gegen 4000 Ctr., und im Gubner Kreise wird auf 780 Morgen Landes ein rother Wein erzeugt, der dem Naumburger an Güte gleich kommt. Die Bienenzucht ist in beiden Markgrafthümern nicht unbedeutend, und es gibt in den Haidegegenden mehrere privilegirte Zeidlergesellschaften. Der lebhafte Verkehr mit Brandenburg und Schlesien gewährt der NL. viele Handelsvortheile, theils durch ihre Naturproducte, theils durch den Transitohandel, der den Oderzoll bei Schidlo sehr einträglich für Sachsen machte, denn bei diesem noch auf dem rechten Ufer liegenden Dorfe geht die Oder durch einen kleinen Strich der NL. Viel wichtiger für den Handel ist die OL., deren fruchtbarer Boden nur in der Ebene Viehzucht und Ackerbau begünstiget, doch bei weitem nicht das hinlängliche Brotgetraide für die starke Bevölkerung von 320,000 Einwohnern auf 100 Q. M. liefert. Die Niederungen im nördlichen Theile der OL. sind reich an Holz und Fischen, der daselbst häufige Raseneisenstein beschäftiget einige hohe Oefen und Hammerwerke, in der Muskauischen Haide wird viel Alaun gewonnen, in den südlichen Gegenden gibt es ansehnliche Torflager und bei Zittau Braunkohlenbergwerke. Doch die meisten Hände beschäftigt der Gewerbfleiß, und zwar in den Städten die Tuch- und Strumpf-Fabrikation, in den südlichen Gebirgsdörfern, unter denen mehrere 3 bis 5000 Einwohner zählen, die Weberei, welche sich sonst über alle Sorten Leinwand erstreckte, jetzt aber mehr baumwollne Waaren liefert. Die Damastweber in Großschönau, einem unter das Zittauer Rathsgebiet gehörigen Dorfe von 4000 Einwohnern, fertigen Tafelzeuge in Mustern aller Art, deren Glanz und Feinheit noch von keiner andern Damastfabrik erreicht worden ist. Der sonst ungemein bedeutende Großhandel der Oberlausitzer Kaufleute mit diesen, besonders den leinenen Waaren hat seit 10 Jahren sehr abgenommen, und nur in Tuchen und Tafelzeugen werden noch Geschäfte nach Italien, Rußland und Ame-

lka gemacht, da der inländische Handel mit der Production in kei-
nem Verhältniß steht. Die Gränzorte gewinnen bei dem Transito-
und Schleichhandel nach Böhmen. An dieser Gewerbsthätigkeit ha-
ben blos die deutschen Lausitzen Antheil; die Wenden, welche unge-
fähr den vierten Theil der Bevölkerung ausmachen, treiben nur Vieh-
zucht und Ackerbau. Juden sind blos in dem niederlausitzischen Städt-
chen Friedland ansäßig. Die alte, vom Churfürsten Johann Georg I.
1630 bestätigte Verfassung, sicherte den Ständen große, vorzüglich in
der Oberlausitz in ihrer Art einzige, Gerechtsame. Diese Ver-
fassung war vor der Theilung des Landes, und ist im königl. sächsi-
schen Antheile der OL. noch jetzt folgende. Das Oberamt zu Budis-
sin als oberste, nur dem geheimen Concilio (jetzt Geheimenrathe) in
Dresden untergebene Regierungs- und Justizbehörde, sonst von einem
Landvoigt oder Statthalter, seit 40 Jahren blos von einem Oberamts-
hauptmann dirigirt, hat die beiden Aemter Budissin und Görlitz als
Behörden der beiden Kreise gleiches Namen unter sich. Jedem steht
ein Amtshauptmann vor, dessen Beisitzer bei den Amtsvorbeschieden
(Kreisgerichtstagen) die Landesältesten und die Deputirten der Sechs-
städte seines Kreises waren. Das Appellationsgericht für beide Kreise
(Judicium ordinarium) bestand unter dem Vorsitze des Oberamts-
hauptmanns, der zugleich Amtshauptmann des Budissinischen Kreises
ist, und zu Amt und Oberamt gleiches Personal von Officianten hat,
aus dem Landeshauptmann, dem Amtshauptmann von Görlitz, den
Landesältesten und acht ritterschaftlichen und neun sechsstädtischen
Deputirten aus beiden Kreisen, und versammelt sich jährlich dreimal.
Die Aemter sind die erste Instanz für eximirte Personen, z. B. Guts-
besitzer, Geistliche, Advocaten u. s. w., für die Untergebenen der Pa-
trimonial- und Stadtgerichte die zweite; für adelige Personen und
Angelegenheiten der Rittergüter gibt es bei jedem Amte ein Hofge-
richt, das aus einem Hofrichter und drei Beisitzern besteht. Die lan-
desherrliche Finanzstelle ist die Landeshauptmannschaft zu Budissin,
welche die Einkünfte von den Regalien, z. B. Zoll, Stempelgebühren
u. s. w. bezieht, und aus dem jetzt fehlenden Landeshauptmann, ei-
nem Gegenhändler als Controlleur und mehreren Officianten besteht.
Consistorialsachen der Evangelischen gehören vor die Civilobrigkeiten
und vor das Oberamt, nur in Muskau ist ein Specialconsistorium
mit einem Superintendenten für diese Standesherrschaft. Die Brüder-
gemeinen hängen unmittelbar von dem geheimen Concilio ab. (Vergl.
d. Art. Brüdergemeine und Herrnhut.) Die Sechsstädte ste-
hen allein unter dem Oberamte, doch können Budissin und Zittau
auch unmittelbar an das geheime Concilium berichten, und von ihm
Rescripte empfangen (Recht der unmittelbaren Audienz). Von den
Landesbeamten wählt der Regent den Oberamtshauptmann, Landes-
hauptmann und Gegenhändler aus den ihm von den Ständen vorge-
schlagenen Gliedern der Ritterschaft, die übrigen alle aber diese selbst
aus ihrer Mitte mit bloßer Bestätigung des Regenten. Zu den Ständen,
unter denen alle, außer den Prälaten und den Deputirten der Sechs-
städte, von stiftsfähigem Adel seyn müssen, gehören: 1. die Besitzer
der Standesherrschaften Hoyerswerde, Königsbrück, Muskau und
Seidenberg, als Standesherren, 2. die Prälaten, nämlich das Dom-
stift zu Budissin, die Cisterzienser-Nonnenklöster Marienstern und
Marienthal, und das Magdalenenstift zu Lauban, die Klöster von
evangelischen adeligen Klostervoigten, das Magdalenenstift nebst dem
Domstift vom Dechant desselben repräsentirt, welcher den Bischofstitel;

die Aufsicht über die Klöster und die kirchliche Gerichtsbarkeit über
die der Parität genießenden Catholiken in der OL. (ungefähr 15..
Seelen) führt; 3. die begüterte Ritterschaft beider Landkreise, welche
in Ansehung der Rittergüter das Recht des Vorkaufs vor den Bür-
gerlichen hat. Diese drei Abtheilungen machen unter Leitung der
Landesältesten (für jeden Kreis zwei) eine Kurie aus, die andre bil-
den die städtischen Deputirten, und beide müssen zusammenstimmen,
um die Beschlüsse gültig zu machen, welche die Stände auf ihren
jährlichen drei Landtagen (Oculi, Bartholomäi und Elisabeth) fassen.
Die Gegenstände der Berathschlagungen waren (und sind für die
Stände des sächsischen Antheils noch) Verleihung öffentlicher Ämter
und ständischer Stipendien, Beschwerden oder Vorschläge in Angele-
genheiten der allgemeinen Wohlfahrt und gemeinnütziger Landesanstal-
ten, landesherrliche Gesetze, die, wenn sie die Verfassung betreffen,
einer landständischen Genehmigung bedürfen, und hauptsächlich die
landesherrlichen Steuerfoderungen, welche von den Ständen unter
dem Titel gutherziger Bewilligungen zugestanden, und im Ganzen
aus den Landsteuer-Cassen abgeführt, aber den verfassungsmäßigen
Quoten gemäß auf das Land und die Sechsstädte vertheilt, und von
jedem Stadtrathe in seinem Gebiete, wie von den Landständen in bei-
den Landkreisen, abgesondert durch willkürlich ausgeschriebene Steuern
aufgebracht werden. In diesem Geschäfte der Subrepartition, wie in
allen ihren Verhandlungen, sind die Stände völlig frei und nur dem
Oberamtshauptmann, der ihren Beschlüssen, sofern sie das Interesse
der Regierung angehen, die landesherrliche Bestätigung und Gesetz-
kraft auszuwirken hat, jährliche Vorlegung ihrer Landesrechnung
schuldig. Die Steuerüberschüsse dienen zur Besoldung der Beamten
und anderen Angelegenheiten der öffentlichen Wohlfahrt. Diese Ver-
fassung der Oberlausitz, bei der diese Provinz eigentlich von den
Ständen unter Autorisation des Landesherrn regiert wurde, hat bei
Gelegenheit des sächsischen Landtages (1817 und 1818) vom König
für den ihm verbliebenen Landesantheil eine neue Bestätigung erhal-
ten, und nur das Selbstregieren wird in so fern eingeschränkt wer-
den, als die Verwandlung der Landeshauptmannschaft in ein könig-
liches Rentamt, und des Oberamtes zu Budissin in eine Oberamts-
regierung, welche aus einem königlichen Präsidenten und vier König-
lichen Räthen bestehen, vom Regenten allein abhängen, übrigens aber
die Ressorts des Oberamtes behalten wird, beschlossen worden und
gegenwärtig (Sommer 1818) im Werke ist. Von den Standesherr-
schaften ist nur Königsbrück bei Sachsen verblieben, und Reibersdorf
für den Grafen Einsiedel zur Standesherrschaft creirt worden. An
dem Prälatenstande fiel aber nur das Magdalenenstift in Lauban an
Preußen, von den Sechsstädten Görlitz und Lauban. Von der Be-
völkerung blieben 177,702 Seelen, also die Mehrzahl, bei Sachsen,
welches den ihm gelassenen, an Flächeninhalt kleinern Landestheil in
einen Kreis, den Budissinischen, zusammenzog. — Steuerfreiheit
genießen nach der alten Verfassung in beiden Lausitzen nur die adeli-
gen Stände für ihre Personen, ihre Rittergüter sind aber wie andre
Grundstücke der Besteuerung unterworfen, und die Rittergutsbesitzer
haben selbst ihre Unterthanen, im Falle des Unvermögens derselben,
in dieser Rücksicht zu überheben. Die Leibeigenschaft findet in beiden
Lausitzen nur noch in dem Sinne Statt, daß die auf dem Grund
und Boden der Rittergüter und Herrschaften Gebornen (glebae ad
scripti) erbunterthänig, und daher sowol zu bestimmten Hofediensten
als auch zur Entrichtung eines Losgeldes, wenn sie wegziehen, ver-

flichtet sind. Sonst steht ihnen jeder Recurs an die Landesbehörde frei, und Individuen sowol als Gemeinen können Processe gegen ihre Herrschaften führen. Schutzunterthanen und Colonisten, deren es viele gibt, sind nicht erbunterthänig, aber zu einem gewissen Schutzgelde verbunden. Die Niederlausitz hatte auch eine ständische, obwol weniger freie, Verfassung. Zu den Ständen gehörten 1. die Prälaten, der Abt des Cisterzienser-Mönchsklosters Neuzelle, welches nebst einem dabei liegenden Dorfe die einzige catholische Gemeine in der NL. ausmacht, und der Johanniter-Ordensmeister wegen der Ordensämter Schenkendorf und Friedland, 2. die zwölf Standesherrn von Dobrilugk, Sorau, Spremberg, welche landesherrliche Domainen sind, Forst, Pförthen, Sonnewalde, Leuthen, Drehnau, Strauvitz, Lieberose, Lübbenau und Amtitz, 3. die Ritter oder adeligen Gutsbesitzer, 4. die Deputirten der landtagsfähigen Kreisstädte Luckau, Guben, Lübben und Kalau. Ihre Beamten, fünf adelige und zwei bürgerliche Landesältesten, erstere für die fünf Landkreise, letztere die Bürgermeister von Luckau und Guben, fünf adelige Landesdeputirte, ein adeliger Obersteuereinnehmer, ein adeliger Landsyndicus, der bei den zwei Landtagen zu Lübben (Trium regum und Johannis) den Vortrag hatte, und der Landesbestellte (bürgerlicher Anwald und Protocollant) wurden von ihnen selbst gewählt; auch übten sie das Recht der Bewilligung und Subrepartition der Steuern, wie auch die Berathschlagung über allgemeine Polizei- und Wohlfahrtsangelegenheiten aus; aber sie haben seit 1666, wo ihr ständisches Regiment aufhörte, keinen Antheil mehr an der Regierung und Gerichtspflege. Diese war in den Händen der Oberamtsregierung zu Lübben, einer königlichen Behörde, welche aus einem Präsidenten und vier, zur Hälfte von den Landständen vorzuschlagenden, Räthen bestand. Der Landesherr wählte nicht nur das Personal dieser Regierung, sondern auch die Beamten bei der Landeshauptmannschaft. Die Landtage wurden von dem Präsidenten unter königlicher Autorität ausgeschrieben und geleitet, und die landständischen Beschlüsse erhielten nur durch landesherrliche Bestätigung Kraft. Das mit der Regierung verbundene Consistorium zu Lübben hatte alle Consistorialsachen der Evangelischen unter sich, und stand, wie die Regierung, unmittelbar unter dem geheimen Concilio. Diesem Consistorio waren die Consistorien und Superintendenten zu Sorau und Forst, die Consistorialgerichte der Standesherren und Prälaten, und die mit der Consistorialgerechtsame nicht bekleideten sämmtlichen Städte und Dörfer untergeben. Dobrilugk und Sonnewalde gehörten nur in Hinsicht der Steuern zur NL., in allen Regierungsangelegenheiten aber unter die Landesstellen zu Dresden. In der ganzen NL. und der mit ihr zugleich den 18. Mai 1815 an Preußen abgetretenen größeren, östlich und nördlich gelegenen Hälfte der Oberlausitz mit 139,094 Einwohnern, ist die hier beschriebene Verfassung dadurch fast ganz vernichtet worden, daß der König von Preußen diese Landestheile in geistlichen und bürgerlichen Angelegenheiten den Regierungen zu Frankfurt a. d. O. und Liegnitz, in Justizsachen den Oberlandesgerichten zu Frankfurt und Glogau untergeben, die Regierung, die Consistorien und das Amt Görlitz aufgelöst, neue Steuern und Auflagen ohne Rücksprache mit den Ständen eingeführt, und überhaupt die Eigenthümlichkeit der Lausitz, als einer für sich bestehenden Provinz, verwischt hat. Im Februar 1817 wurde auch das Kloster Neuzelle aufgehoben und säcularisirt. Welches Schicksal die kostbaren Sammlungen von Büchern, Naturalien und Kunst-

sachen, und die Fonds der sonst blühenden, jetzt aber wenig thät[ig]
oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz treffen we[r-]
ist unbekannt. An öffentlichen Bildungsanstalten hat die Oberlau[sitz]
blühende Gymnasien in Budissin, Görlitz und Zittau, ein Lyceum [in]
Lauban, Bürgerschulen in Zittau, Löbau, Budissin und Cam[enz]
und Seminarien für Landschullehrer in Zittau und Budissin, die Nied[er-]
lausitz Gymnasien und Lyceen in Sorau und den vier Kreisstäd[ten,]
wie auch ein Seminarium jetzt in Neuzelle, sonst in Luckau, und [ein]
Hebammeninstitut in Lübben. Zuchthäuser sind in Zittau und Luck[au,]
ersteres allein für den sächsischen Theil der Oberlausitz. E.

* Lazaristen werden in Frankreich die Priester der Missi[on]
nach ihrem Priorat zu St. Lazarus in Paris genannt. Dieser au[s]
regulirten, durch vollständige Mönchsgelübde verpflichteten Kleriker[n]
bestehende geistliche Orden, wurde 1634 vom heil. Vincenz von Pa[ul]
zum Missionsgeschäft errichtet. Außer der Christenheit haben die La-
zaristen weniger als andre Orden von gleicher Bestimmung dafür ge-
than, und sich nur im Orient verbreitet. In China behaupten sie
noch einen Missionsplatz. Desto geschäftiger waren und sind sie [in]
der Christenheit selbst. In Frankreich überlebten sie die Revolution,
wurden durch eine königl. Verordnung 1816 wegen ihrer vormaligen
Verdienste um die Belehrung und Seelsorge des Landvolks ihrer
ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben, und zeichnen sich jetzt als
die eifrigsten Missionsprediger und Emissärs der ultrarovalistischen
Partei aus, welche ihnen auch einen Theil ihrer ehemaligen Häuser
und Güter wieder verschaffte. In Polen, wo sie Väter der Mission
heissen, sind sie am zahlreichsten, behaupten ihre alten Klöster und,
als Lehrer in den Seminarien der jungen Kleriker und geistlichen
Censoren, einen überwiegenden Einfluß auf die Cultur der theologi-
schen Wissenschaften, deren Armseligkeit in diesem Reiche hauptsäch-
lich ihrer wirksamen Opposition gegen jedes hellere Licht zuzuschreiben
ist. Auch in Spanien blüht dieser Orden, doch ohne ein so bedeu-
tendes Gewicht. Oesterreich hat ihn nicht zugelassen, aber in der
Pfalz machte er seit 1780 erfolgreiche Versuche, durch pädagogische
Bemühungen und Einfluß auf die Bildung des geistlichen Standes
(man nannte diese Umtriebe Lazarismus), die durch Aufhebung
der Jesuiten entstandene Lücke auszufüllen, bis die Begebenheiten des
französischen Krieges ihn um 1793 auch da wieder verdrängten. E.

Lebensalter, s. Alter.

Lebensdauer, s. Lebensversicherung.

Lebensfähigkeit. Für lebensfähig wird ein Kind angesehen,
wenn die zum Leben nöthigen Organe hinlänglich ausgebildet sind, um es
außer der Mutter wenigstens eine Zeit lang fortleben zu lassen. Da-
zu wird vom Tage der Empfängniß bis zur Geburt eine Zeit von
182 Tagen erfodert. Ein früher gebornes Kind, wenn es auch Zei-
chen des Lebens von sich geben sollte, wird dennoch als todtgeboren
angesehen und ist daher unfähig, Rechte zu erlangen und zu übertragen.

Lebensluft, s. Gasarten.

Lectüre (lecture), bezeichnet sowohl das Lesen (Lectüre in
formaler Bedeutung), als das Gelesene, oder zu Lesende
(Lectüre in materieller Bedeutung). Der allgemeine Zweck des
Lesens ist, sich durch schriftliche Mittheilung geistig zu beschäfti-
gen. Mit dem Hören hat daher das Lesen gemein, daß beide
auf einer mittelbaren Geistesbeschäftigung beruhen, d. h. einer
solchen, bei welcher wir einer fremden Anregung, einem fremden Be-

denkengange folgen. Dieß thun wir, inwiefern wir eines *eigenthümlichen* Gedankenganges noch nicht fähig sind, — oder um die Summe unserer Erkenntnisse und Ansichten zu vermehren, oder zur Anregung des eignen Nachdenkens, Gefühls und Begehrens durch die Geisteserzeugnisse Anderer, oder endlich blos um diese kennen zu lernen und zu beurtheilen. Sobald wir aber bei erlangter Reife des Verstandes uns dem *wissenschaftlichen*, d. i. selbstthätigen Nachdenken und Untersuchen gewidmet haben, muß *Lesen* und *Hören* diesem Zwecke untergeordnet werden, um nicht eine passivere Richtung des Geistes zur herrschenden zu machen — Im Verhältnisse zum *Hören* oder zum *mündlichen Unterrichte* hat das Lesen den Vortheil, daß man die mitgetheilten Gedanken mit Bedacht und Ueberlegung auffassen und im Zusammenhange mit andern genauer prüfen kann; aber auch den Nachtheil, daß es nicht so *eindringlich* und lebendig wirkt, als das *Hören*, indem der mündliche Vortrag den verschiedenen Antheil des Sprechenden zugleich bezeichnet, welcher das Mitgetheilte begleitet, und demselben oft ungemeinen Nachdruck gibt; der schriftliche Unterricht aber leicht mechanisch wird, weil man oft an den bekannten Buchstaben hängen bleibt, und Worte oft nur gedächtnißmäßig auffaßt, oder mit den bekannten Zeichen auch den unbekannten Gedanken fälschlich verstanden zu haben glaubt. — So wie nun der Zweck der Geistesbeschäftigung den Zweck des eigentlichen *Unterrichts* zum Behufe der *Erweiterung* oder *Verdeutlichung* unserer Erkenntnisse, und den Zweck der spielenden Geisteserregung und *Unterhaltung* umfaßt, so unterscheidet man die *unterrichtende* und *unterhaltende Lectüre* (lecture pour l'instruction und lecture pour l'amusement). Beide aber gränzen natürlich zusammen, und wahrhaft große Dichterwerke z. B. bilden hier einen Uebergang, indem in ihnen die *Unterhaltung* ohne eigentliche Anstrengung des Nachdenkens, aber nicht ohne Einwirkung auf die edelsten Gemüthskräfte überhaupt, erfolgt. Beim Lesen unterrichtender Werke, so wie bei geschichtlichen Untersuchungen über Literatur kommt es auf ihre *Aechtheit* und ihren *Sinn* sowol im Ganzen, als im Einzelnen an. *Erstere* zu untersuchen ist die Sache der *Critik*, *letztere* der *Hermeneutik* (s. d. Art.). Bei der *Unterhaltungslectüre* kümmert man sich weniger um jene. Die niedrigste und gemeinste Art der Lectüre aber ist die, welche blos zum Zeitvertreibe, oder richtiger, um durch eine Menge neuer und verschiedenartiger Gedanken, Gefühl und Einbildungskraft in einen Wechsel von Spannung und Abspannung zu versetzen, angewendet wird. Hier sucht der Leser blos und unaufhörlich *neuen Stoff*, und diese rohe Begierde nach *Stoff* und gleichsam mechanischer Bewegung der innern Lebensthätigkeit ist um so schädlicher, je öfter sie durch gehaltlose, oder solche Schriften, welche blos die Sinnlichkeit oder das Gefühl anregen, befriedigt wird. Alle Lectüre, wenn sie nicht *einseitig* auf den Geist wirken, und mithin demselben mehr schaden und schwächen, als nützen und stärken soll, richte sich zuerst nach dem *Horizonte* und der *Fähigkeit* des *Individuums*; sie sey ferner *geordnet*, um die *Klarheit* des Geistes zu befördern, folglich nicht zu *heterogen*, d. i. über allzuverschiedenartige Schriften verbreitet, *ausgewählt*, d. i. auf das Beste einer Gattung möglichst gerichtet, *methodisch*, d. i. mit Erreichung würdiger und vielseitiger Zwecke des Individuums zusammenhangend, und wo möglich stufenweise fortschreitend, und end-

lich nicht zu überhäuft und angestrengt. Aus dem Gegentheile des letztern ist oft das sogenannte Ueberstudiren hervorgegangen. Die Lectüre darf aber auch nie den sittlichen und religiösen Sinn überhaupt unterdrücken, oder die Thatkraft durch Schwelgerei in angeregten Gefühlen ertränken, wie oft z. B. durch Lectüre von Romanen und Erzählungen geschieht. — Bei der unterrichtenden Lectüre hat man vor allem auf richtige Auffassung des Sinnes, besonders wenn man den speciellen Zweck hat, Schriften zu beurtheilen, ferner auf lebendige Auffassung, die nicht durch bloßes Gedächtniß, sondern durch klaren Verstand geschieht, der im Stande seyn muß, sich über das Gelesene Rechenschaft zu geben, und nöthigen Falls es andern wieder mitzutheilen (denn nur so wird das Aufgenommene gleichsam in Fleisch und Blut verwandelt); endlich auf eine unparteiische Beurtheilung zu sehen, wobei man verpflichtet ist, auch die Schriften entgegengesetzter Parteien zu lesen. Die Wahl der Lectüre im materiellen Sinne hängt oft und größtentheils von der Beschaffenheit des Gegebenen, mithin von der Literatur ab, und richtet sich im Einzelnen oft nach Zufall, Urtheil Anderer, Neigung oder eignem Takt. Herrschende Verirrungen in der Lectüre deuten daher gewöhnlich auf Verirrungen der Literatur — denn besonders bezieht sich die Lectüre auf das Bücherlesen. Das Lesen selbst (Lectüre im formellen Sinn) ist entweder statarisch (langsam, verweilend) oder cursorisch (flüchtig). Die größere oder geringe Wichtigkeit und Bedeutung der Bücher bestimmt, welches von beiden Statt finden, und ob man sich Auszüge des Gelesenen machen (excerpiren) soll. Die wahre Lectüre ist aber die, welche den Geist, nicht das Excerptenbuch, bereichert.

Legal. Legalität. Wenn eine freie Handlung mit dem Sittengesetz der Materie nach übereinstimmt, heißt sie legal, und diese Uebereinstimmung Legalität. Es wird dabei nur auf das gesehen, was geschieht, nicht auf die Beweggründe dazu, und darin unterscheidet sich die Legalität von der Moralität.

Legion (englisch-deutsche), the Kings German Legion, wurde im November 1803 zu Beschil bei London, zuerst nur ein Bataillon stark, aus Offizieren und Mannschaften der hannöverschen Truppen errichtet, welche durch die Convention vom 5. Juli 1803 dienstlos geworden, nach England auswanderten. Bis zum Jahr 1805 wurden sodann durch gleiche Mittel 6 Bataillons, 3 Cavallerie-Regimenter und eine Batterie errichtet, und im November d. J. in Deutschland gelandet. Die damaligen politischen Verhältnisse ließen diese Truppen nicht in Thätigkeit kommen, sie wurden daher im folgenden Jahre wieder eingeschifft. Preußens Besitznahme von Hannover führte wieder eine Menge Offiziere und Soldaten, auch andre kriegsdienstfähige junge Männer nach England, durch deren Eintritt das Corps auf 10 Bataillons und 5 Cavallerie-Regimenter gebracht werden konnte. Im J. 1807 wurden 2 Bataillons davon nach Gibraltar gesandt, 2 Cavallerie-Regimenter blieben in Irland, alles übrige ward nach Rügen eingeschifft, und dann zur Unternehmung gegen Copenhagen verwendet; 5 Bataillons und ein Cavallerie-Regiment fochten im Sommer des folgenden Jahres in Portugal, und litten dann bei dem bekannten Rückzuge des Generals Moore 1809 so bedeutend, daß sie sich in England erst wieder ergänzen mußten. Sobald dies geschehen, ward der größere Theil mit zur Expedition gegen Wal-

cheren gebraucht, wo er ebenfalls viel litt. Vier Bataillons von den von Copenhagen zurückkehrenden wurden damals nach Sicilien gesendet, von welchen im J. 1814 zwei Bataillons unter Bentink bei Genua fochten. Alle übrige Truppen der Legion wurden von 1809 bis 1811 zu der Armee Wellingtons in der Halbinsel gezogen. Man brauchte sie hier besonders zum Vorpostendienst, zu dem sie sich mehr eigneten als die Engländer, denen sie indeß in ausdauernder Tapferkeit in der offnen Feldschlacht gleich kamen, so wie sie denn z. B. an dem Siege von Salamanca vorzüglichen Antheil hatten. Um sie dafür zu belohnen, ward die Legion naturalisirt, d. h. den englischen Nationaltruppen in jeder Hinsicht gleichgestellt. Die großen Verluste wurden durch Einstellung von Ueberläufern von den bei der französischen Armee befindlichen Rheinbundstruppen gedeckt. Im J. 1813 wurden 500 Mann nach Deutschland gesendet, um zu Stämmen der neuen hannöverschen Armee zu dienen, ein Husaren-Regiment focht dort schon unter Walmoden und entschied das Treffen an der Görde. Nach dem Frieden wurde die Legion nach den Niederlanden gesendet, wo sie bei Bonaparte's Wiederkehr, mit Ausnahme zweier in Italien gebliebenen Bataillons, ganz versammelt war, und an den Schlachten von Quatrebras und Waterloo den rühmlichsten Antheil nahm. Nach dem Frieden im J. 1816 erfolgte die Auflösung der Legion unter Bedingungen, die den Offizieren besonders vortheilhaft waren, doch auch die verstümmelten und verwundeten Soldaten berücksichtigten. Fast alle Offiziere traten in die hannöversche Armee über, wo sie neben ihrem Gehalte noch den halben englischen Sold fortbeziehen. Eben so ist der größte Theil der Mannschaften in diese Armee eingetreten. — Russisch-Deutsche Legion. Der Plan zu einer solchen Unternehmung ward schon im J. 1805 von dem hannöverschen Obristlieutenant Arentschild dem Kaiser Alexander vorgelegt und von ihm genehmigt, kam aber damals nicht zur Ausführung. Arentschild trat nachher in Oldenburgische Dienste, und folgte seinem neuen Landesherrn, als dieser von Bonaparte vertrieben ward, im J. 1811 nach Rußland, wo bei dem bevorstehenden Kriege mit Frankreich jener Plan zu einer Legion wieder aufgenommen, und die Realisirung einer besondern Commission übertragen ward. Viele vorzügliche preußische Offiziere, als Gr. Chasot und Dohna, von Golz, von Stülpnagel, von Natzmer, Tiedemann, Monhaupt (welcher nachher die Artillerie organisirte), verließen im J. 1812 ihr Vaterland und traten in die Legion ein, welche zuerst in Reval, dann in Borgo, in Finnland, organisirt ward, ohne daß die bekannte Proclamation an die Deutschen bei Bonaparte's Armee ihr starken Zufluß von Ueberläufern verschafft hätte. Diese fanden sich jedoch ein, und wurden durch Gefangene, die freiwillig Dienste nahmen, verstärkt, als der Feldzug eine unglückliche Wendung für die Franzosen nahm. Von Borgo nach Petersburg, dann nach Reval, später nach Königsberg verlegt, marschirte sie Anfangs Juni 1813, 4 Bataillons, 1 Compagnie Schützen, 2 Cavallerie-Regimenter und 2 reitende Batterien stark, an die Nieder-Elbe, wo sie unter den Befehl des Gen. Walmoden trat, und während des Waffenstillstandes durch ein von Königsberg nachgesendetes, zwei neuerrichtete Bataillons und eine neuformirte Fußbatterie verstärkt wurde. Sie hat darauf an den Gefechten bei Vellahn, an der Görde, an der Stecknitz und bei Seestädt rühmlichen Antheil genommen, und rückte dann im Früh-

ling 1814 in die Niederlande, wo sie Ende März zur Deckung Brüssel gegen Maison berufen ward. Nach dem Pariser den ward sie in preußischen Dienst überwiesen; bei der neuen tion im J. 1815 blieb den Officieren frei gestellt, ob sie in der schen Armee fortdienen wollten. Die große Mehrzahl davon von den Mannschaften wurden alle Ausländer, die es wünschten lassen, die dienstfähigen Inländer im Dienst behalten. Aus der fanterie ward das 30ste und 31ste Infanterie-Regiment, aus der vallerie das 8te Uhlanen-Regiment formirt, und durch Mannsch aus den Rheinprovinzen ergänzt. Sie standen nebst der neufor Artillerie in dem Feldzuge dieses Jahres bei dem preußischen Armee-Corps, und haben bei Ligny und Wavre ihre Tapfer aufs neue bewährt.

Legitimation, s. Advocat und Vollmacht.

Lehnrecht, s. Lehnswesen.

Lehnsstamm (constitutum feudale), ist der Geldbet welchen die Gesammtbelehnten, wenn ihnen oder ihren Erben das anheimfällt, den Allodialerben des Vasallen entrichten müssen.

Lehrmethode, s. Methode.

Leicheneröffnung s. Section.

Leichenhäuser, s. Beerdigung.

Leibzoll, eine gegenwärtig in den meisten Staaten abgesch Abgabe, welche fremde Juden bei der Durchreise und dem halte an einem Orte zu bezahlen haben.

Leichte Reiter, s. Cavallerie.

Leiden, s. Leyden.

Leihcontract, s. Darlehn.

* **Leipzig**, eine der in der Geschichte von Deutschland berühm testen Städte des Königreichs Sachsen, durch Wissenschaft und Han del noch jetzt blühend, liegt in einer fruchtbaren Ebene des von ih benannten Leipziger Kreises, unter dem 30 Gr. Länge, 51 Gr. Brei an dem kleinen Flusse Pleiße, der hier sich mit der Elster verei Die innere Stadt hat kaum den Umfang einer Viertelmeile, und nach den 4 Hauptthoren (dem Grimmaischen, Hallischen, Ranstäd und Petersthore) in 4 Viertel getheilt. Die Stadt ist sehr freun und durch Verwandlung der ehemaligen Wälle in grünende Anla (ein Verdienst des unvergeßlichen Bürgermeisters und geheimen Kri raths Müller, s. d. Art.) mit bequemen und erfreulichen Spa gängen geschmückt. Die Vorstädte, welche von der Stadt noch d alte, enge Thore getrennt sind, haben sich seit einigen Jahren Süden zu erweitert; mit diesen mag die Stadt ohngefähr den fang einer halben deutschen Meile haben. In diesem kleinen Ra befinden sich ohngefähr 1400 Häuser, und in ihnen eine Volksme von 36,000 Menschen zusammengedrängt, wobei man bemerkt hat, Leipzig im Verhältnisse gegen andere große Städte in Europa größte Mortalität hat. Diese Volksmenge, welche durch den Zus menfluß der Fremden in den beiden Hauptmessen ungeheuer verme wird, macht den Aufenthalt an sich etwas ungesund, auch würde Erweiterung der Stadt wenig helfen, so lange Stadt und Vors noch durch Thore und Mauren getrennt sind; indessen haben Anlagen um die Stadt, und viele andere verdienstliche Einrichtung zur Verbesserung des Gesundheitszustandes in Leipzig viel beigetra Leipzig hat zwar wenig große Gebäude, welche in architektoni Hinsicht Aufmerksamkeit verdienten (die vorzüglichsten sind das

dhaus, worin der schöne Concert- und Ballsaal — beide
Plafonds von Oeser geziert; die unter Müllers Leitung restau-
e Nicolaikirche, und auch diese nur in Hinsicht ihres Innern;
das unter Weinbrenners Direction im Sommer 1817 neu
iute Schauspielhaus; die Börse und das noch nicht vollkommen
gebaute Bürgerschulgebäude); auch außer dem schönen
rkte wenig freie Plätze: aber Wohlstand, Bequemlichkeit und Sinn
das Zierliche zeigt sich auf allen Straßen, in Privatgebäuden
Anpflanzungen der Bewohner. Auch gibt es mehrere durch histo-
he Erinnerungen und Alterthümlichkeit merkwürdige Stellen und
bäude (z. B. das Rathhaus und die Universitätskirche). Leipzig
ferner reich an gemeinnützigen Anstalten, so wie es sich überhaupt
Ruf der Wohlthätigkeit und Industrie weit und breit erworben
. Zu diesen Anstalten gehört vor allen die von Friedrich dem
reitbaren im Jahr 1409 auf Veranlassung der Unruhen auf
Universität zu Prag gestiftete Universität. Sie ist reich an Bene-
en für arme Studirende, und hat seit ihrer Gründung bis in die
iere Zeit einen vortheilhaften Ruf unter den deutschen Universitäten
auptet; vorzüglich wird von ihr ein gründliches Studium in der
ilologie, Geschichte und Jurisprudenz gerühmt. Die Zahl der
udirenden hat im Durchschnitt immer 900 betragen. Sie besitzt
e sehr schätzbare, durch alte Drucke und Manuscripte, so wie auch
rch die von dem verstorbenen Stadtphysikus Dr. Gehler legirte
edicinische, und die kürzlich angekaufte philologische Bücher-
nmlung des Prof. Schäfer, bedeutende Bibliothek; ein kürzlich neu
igerichtetes, vortreffliches anatomisches Theater, mit einer schönen
ammlung anatomischer und pathologischer Präparate, und einen
isgezeichneten botanischen Garten, der unter Aufsicht des Prof. Dr.
chwägrichen steht. Ferner ist anzuführen die Rathsbiblio-
ek, in einem sehr schönen Locale des Gewandhauses aufgestellt; die
ichnungs-, Malerei- und Architektur-Akademie, deren Director jetzt
r Professor Schnorr ist; zwei gelehrte Schulen (die Thomas-
id Nicolaischule); eine treffliche Bürgerschule unter dem Direktor
edike; eine öffentliche Freischule (unter Plato's und Dolz's
itung), — beide Institute sind Müllers Werk — und mehrere an-
re Armenschulen; das seit 1792 sehr zweckmäßig eingerichtete Laza-
th oder Jacobsspital und damit verbundene clinische Institut
nter des Hofraths Dr. Clarus, und das Hebammeninstitut
nter des Dr. Jörg Aufsicht; eine treffliche Armenanstalt, ein Wai-
nhaus und Arbeitshaus für Freiwillige; ein königl. Taubstummen-
istitut; und seit 1816 eine Sonntagsschule, von einer hiesigen Frei-
aurerloge gegründet und erhalten. Zu den übrigen guten Einrich-
ingen der Stadt gehören die Wasserkünste, gewölbten Schleusen, die
urch Reverberen vervollkommnete Stadtbeleuchtung 2c. Seine Wohl-
abenheit verdankt Leipzig vorzüglich dem Handel und der Industrie,
velche durch seine geographische Lage sehr begünstigt ward. Hier fin-
et man in einem engen Raume, besonders in den sehr bedeutenden
Messen (der Ostermesse — auch Jubilatemesse — Michaelis- und
Neujahrsmesse) nicht nur die Erzeugung der Landesindustrie, sondern
ie Waaren fast aller Länder und Zonen zusammengedrängt zum Kauf.
Auch werden große Wechsel- und Speditionsgeschäfte gemacht. Ein
Hauptzweig des Leipziger Handels ist der Buchhandel. Hier ist das
Magazin der deutschen Literatur, wo sich alle bedeutende deutsche
Buchhändler in der Jubilatemesse versammeln, und wo sie fortdauernd
durch Commissionäre ihre Niederlagen besorgen lassen; ja Leipzig hat

selbst gegen 56 Buchhandlungen und drei Musikhandlungen (worunter die schon von Alters her berühmte Breitkopfische, jetzt Breitkopf-Härtelsche; s. Breitkopf), eine große Anzahl Buchdruckereien und Schriftgießereien (viele auswärtige Buchhändler lassen hier drucken und von hier aus ihren Verlag versenden), unter welchen jetzt die Tauchnitzische und die Härtelsche vorzüglich ausgezeichnet sind. Hier sind eine Menge anderer Fabriken und Manufacturen, z. B. Wachstuch-, Tapeten-, Leder-, Tabak-, Spielkartenfabriken, auch werden Sammet, seidene und halbseidene Waaren, Petinet und Stickereien hier verfertigt. Indessen stehen doch die Manufacturen in Leipzig in keinem Verhältnisse mit der Größe des dasigen Handels. Auch findet man hier fast alle Arten der Handwerke. Die Lebensart ist sehr bequem und gesellig; sie würde vielleicht weniger kostbar seyn, wenn es große Kornmärkte daselbst gäbe. — Was die Geschichte Leipzigs anlangt, so legten die Sorben dazu den Grund wahrscheinlich im 8ten Jahrhundert, doch wird es vor dem Anfange des 11ten Jahrhunderts noch nicht in der Geschichte genannt. Wahrscheinlich war es also früher nur ein Dorf. Sein Name deutet ebenfalls auf diesen Ursprung; denn es hieß ursprünglich Lipz, Lipzk, Lipsigk, und man deutet dieses Wort auf die in der Gegend dieses Orts schon früher so häufigen Linden; — daher auch der Beiname Lindenstadt (Phylirea, philurea). Wahrscheinlich stand Leipzig im 11ten und 12ten Jahrhunderte unter dem Markgrafen zu Meißen; andere haben behauptet, es habe damals dem Stifte zu Merseburg gehört, und sey erst 1134 durch Tausch an den Markgrafen von Meißen Conrad von Wettin gekommen. Im 12ten Jahrhunderte ist Leipzig schon befestigt und wird von Graf Wiprecht eingenommen; in diesem Zeitraum erscheint es schon als Stadt. Unter Markgraf Otto dem Reichen (1156 — 1190) erhält es Märkte (Jubilate- und Michaelismarkt). Unter den Markgrafen Albrecht und Diezmann, welche sich gegenseitig befehdeten, wurde sein Aufblühen sehr gehemmt. Im 13ten Jahrhundert erhielt es eine stärkere Befestigung, und der Handel hob sich, wiewohl die Stadt in mancherlei Fehden verwickelt wurde, worunter die der Brüder Friedrich und Dietrich (Diezmann), welcher Letztere in der Thomaskirche ermordet wurde, mit ihrem Vater Albrecht die wichtigsten waren. Im 14ten Jahrhundert wurde hier ein Schöppenstuhl errichtet, die Märkte erweiterten sich. Im 15ten Jahrhundert wanderten die von Prag ausgezogenen Lehrer und Studenten ein; der Durchgangshandel zog sich nach Leipzig; die Märkte wurden fürstlichprivilegirte Messen. 1519 hielt Luther hier seine berühmte Disputation auf der Pleißenburg mit Eck. Die Reformation wurde hier erst spät öffentlich eingeführt (mit Heinrichs des Frommen Regierungsantritt 1539). Unter Moritz's wohlthätigem Schutze wuchs die Universität; die Stadt erhielt die Stapelgerechtigkeit und viele Besitzungen, mußte aber auch eine Belagerung (1547) erdulden. Im 17ten Jahrhunderte entstand die Kramer Innung, ein Büchermarkt, nachher Buchhändlermesse, und ein bedeutender Wechselmarkt. Der 30jährige Krieg brachte Leipzig in viele Bedrängnisse (1632 wurde es an Tilly, 1633 an Holke übergeben, 1636 aufs neue von den Schweden belagert, und 1642 an Torstensohn übergeben. Nach dem westphälischen Frieden blühte es neu empor, und kam trotz einer furchtbaren Epidemie im J. 1680, in den folgenden Jahren auf 18,000 Einwohner. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts erhielt der Leipziger Rath von dem König von Polen und Churfürst

Friedrich August seine bedeutenden Privilegien. Mit der Laternenbeleuchtung wurde auch das wohlbekannte Thor- oder Sperrgeld eingeführt. Nach den Lasten, welche der nordische Krieg auf Leipzig warf, hob sich Leipzig durch manche vortreffliche Einrichtung, worunter einige gelehrte Gesellschaften, Natur- und Kunstsammlungen gehören. Auch unendlich litt Leipzig durch die beiden schlesischen und vor allen durch den siebenjährigen Krieg, woher sich noch jetzt mehrere Abgaben schreiben. In der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts sieht Leipzig eine Menge ausgezeichneter Männer in seinen Mauern. Hierher gehören Gottsched, Weiße, Gellert, Ernesti, Morus, Hommel, Reiz, Menken, Platner, Hindenburg, Hiller, Oeser rc. Unter Friedrich Augusts Regierung hob sich die Stadt zu ihrer jetzigen Größe. Sie hörte nach dem Hubertsburger Frieden auf, Festung zu seyn, mußte aber seit 1806 ununterbrochen fremde Heere, und im J. 1813 die große Völkerschlacht vor ihren Mauern sehen. Glücklich und unversehrt ist sie durch alle diese Stürme und Gefahren der Zeit hindurchgegangen.

* Leipzig (Schlachten bei). Bonaparte war endlich mit seinem Heere von Dresden, wo er den Marschall Gouvion St. Cyr mit 20,000 Mann zurückließ, aufgebrochen, hatte vergeblich den Kronprinz von Schweden und General Blücher zur Schlacht zu bringen gesucht, über Wittenberg und Dessau Demonstrationen gegen Berlin machen lassen, war aber, als die österreichische Hauptarmee immer näher an Leipzig rückte, am 14ten dahin geeilt — die königlich sächsische Familie folgte ihm dahin — und bereitete sich hier zur Schlacht, in der Hoffnung, das österreichische Hauptheer eher zu schlagen, als die schlesische und Nordarmee auf dem Kampfplatze eintreffen könnten. — Ein großes Reitergefecht, das am 14ten October bei Liebertwolkwitz statt fand, schien die Einleitung zu dieser Schlacht zu seyn. Es hatte aber keine weitern Folgen, und die Armeen zogen sich immer näher nach Leipzig hin zusammen, denn auch Bonaparte rief seine nach Dessau und Wittenberg vorgeschobenen Corps zurück. Die Stellung der beiderseitigen Heere war demnach am 16ten früh folgende: Das österreichische Hauptheer (2 österreichische, das 2te preußische und das russische Corps von Wittgenstein) bei Gröbern, Gossa und Störmthal, dessen Reserve unter Constantin bei Magdeborn, die österreichische Reserve bei Zöbigker und Prödel, zwei österreichische Corps bei Klein-Zschocher und Zwenkau (Weißenfels mit einer Division besetzt haltend), zusammen 136,000 Mann, die schlesische Armee (Corps von York, Sacken, Langeron) bei Schkeuditz, 56,500 M.; die Nordarmee (Bülow, Stedingk, Winzingerode) von Halle nach Landsberg rückend, 68,000 Mann, die sogenannte polnische Armee (Russen und eine österreichische Division unter Bennigsen) 41,500 Mann von Dresden aus im Anmarsch. Von der französischen Armee waren die Garden (24,000 Mann) und die von Augereau hergeführte Reserve (10,000 Mann) nahe bei Leipzig; das 8te Corps (Poniatowsky, 10,000 Mann) bei Connewitz, das 2te (Victor, 15,000 Mann) bei Wachau, das 5te (Lauriston, 10,000 Mann) bei Liebertwolkwitz, alle drei mit einigen Cavallerie-Corps unter Murats Oberbefehl gegen die österreichische Hauptarmee bestimmt; das 11te Corps (Macdonald, 14,000 Mann) bei Holzhausen; das 6te (Marmont, 20,000 Mann) bei Möckern gegen die schlesische Armee; das 4te (Ber-

trand, 14,000 Mann) bei Lindenau; das 3te (Ney, ... Mann) war in Anmarsch von Düben; das 7te (Regnier, ... Mann) rückte von Düben nach Eilenburg; die 5 Caval... Corps (zusammen 20,000 Mann) waren vertheilt, zum größern ... hinter Wachau. Der 16. October war zum vereinten An... aller verbündeten Armeen auf Bonaparte bestimmt; da indeß der K... prinz von Schweden, in ängstlicher Rücksicht die Verbindung m... Elbe nicht zu verlieren, an diesem Tage noch nicht herankam, schlugen nur die österreichische Haupt- und die schlesische Armee auf ganz getrennten Schlachtfeldern, so daß wir die Darstellung ... Leistungen in die Schlachten von Wachau und von Möckern ... nen, wozu noch das Gefecht von Lindenau kommt. Schl... bei Wachau. Das erste Treffen der österreichischen Hauptarmee ... ter Wittgenstein begann um 8 Uhr in vier Colonnen den An... auf die französ. Stellung; die erste (General Kleist) gegen M... kleeberg, die zweite (Prinz von Würtemberg) gegen Wach... die dritte (Fürst Gottschakow) vom Universitätsholze aus ... Liebertwolkwitz; die vierte (Klenau) von Naundorf ... Thräne ebendahin dirigirt. Die erste Colonne nahm Markklee... berg und behauptete es gegen wiederholte heftige Angriffe; ... von ihr zugleich eine Abtheilung in den Raum zwischen diesem Dorf und Wachau detachirt, ein Bataillon derselben versuchte ... Wachau zu nehmen, doch wurde die angewiesene Stellung ... ßem Verluste gehalten. Die zweite Colonne besetzte ... Wachau, ward aber durch feindliche Uebermacht bald wieder ... worfen, und bestand nun ein heftiges Gefecht, in welchem ... der Feind eine Zeit lang am Debouchiren aus dem Dorfe ... doch endlich eine rückgängige Bewegung gegen Gossa nöthig ... Die 3te Colonne ging etwas später gegen Liebertwolkwitz ... Da aber die 4te noch nicht auf ihrem rechten Flügel eingetroffen ... so mußte sie sich nach einem mörderischen Gefecht bis zwischen das Universitätsholz und Gossa zurückziehen, welches letztere durch ... Abtheilung besetzt ward. Die 4te Colonne rückte um 9 Uhr von ... Pösna gegen Liebertwolkwitz und besetzte die beherrschende Höhe, den Kolmberg, mit einer Abtheilung. Da dieser die fran... zösische Stellung bei Liebertwolkwitz flankirte, so richtete ... 11te Corps bald seine Angriffe dagegen, er mußte nach langem ... derstande eben so wie das dabei liegende Holz verlassen werden, ... als 2 Divisionen der jungen Garde den Krähenwald stürmten, ... sich die Colonne in eine Stellung zwischen Gr. Pösna und Fuchs... hain. — Bis dahin hatte auch das Corps des General Meerveldt bei Connewitz und Dölitz vergeblich den Uebergang über die Pleiße zu erzwingen gesucht, der von dem 8ten Corps aufs hart... näckigste vertheidigt ward. Während so alle Angriffe vom Feinde ... rückgewiesen wurden, hatte Bonaparte die Stellung bei Wachau, ... wo er sich selbst befand — durch die Garden, 156 Canonen und ... erste Cavallerie-Corps, den linken Flügel durch die schon erwähnten 2 Divisionen junger Garde und das 2te Cavallerie-Corps verstärken lassen, und ging nun selbst zum Angriffe über, zunächst den linken Flügel bedrohend, und als dieser, durch eine Grenadier-Division ver... stärkt, seine Stellung behauptete, das Durchbrechen des Centrums versuchend. Das 1ste und 5te Cavallerie-Corps machte einen letz... ten Angriff, brach theilweise durch, riß die russische leichte Gar... Cavallerie-Division, die gar nicht zum Entwickeln kam, mit sich ...

drang, Gossa links lassend, lebhaft vor. — Die Schlacht
:n in diesem Augenblicke verloren, und die Monarchen, die hier
einer Höhe hielten, waren in persönlicher Gefahr. Aber das rus-
e Leibgarde-Cosacken-Regiment warf sich auf den Feind, brachte
zum Stehen, und als die indeß wiedergesammelte leichte Garde-
vallerie Division, so wie zwei dahin geschickte preußische Cavallerie-
gimenter ebenfalls attakirten, ward jene Cavallerie-Masse wieder
ückgeworfen, die von ihr bereits eroberten Canonen wieder genom-
, und die dringende Gefahr war beseitigt. — In diesem aller-
gs glänzenden Momente der Schlacht ließ Bonaparte in Leipzig
vollständigsten Sieg verkündigen. Obwohl nun die indeß heran-
genen großen Reserven gegen Markkleeberg, Wachau und
er Gossa aufgestellt wurden, so drang der Feind doch mit gro-
Infanterie-Massen im Centro vor, und eroberte die Schäferei
enhain, die indeß bald mit dem Bajonnet wieder genommen
d. Gleichzeitig griff er Gossa an, und eroberte es zum Theil;
der herausgeworfen wiederholte er bis zum Abend die wüthendsten
griffe, die jedoch nun, wo dieser Punkt hinlänglich verstärkt war,
imtlich abgewiesen wurden. Während deß hatte sich die 3te Co-
ne im Universitätsholze gegen den dahin nachdringenden Feind be-
ptet, die 4te konnte sich nur mit großer Anstrengung in ihrer oben
erkten Stellung halten. Gegen Abend gelang es dem Feinde
ifartshain zu nehmen, er ward jedoch nach hartnäckigem
mpfe wieder daraus vertrieben. Die Colonne des Generals
eerveldt endlich hatte den ganzen Tag über mit bedeutendem
rlust vergeblich versucht, über die Pleiße zu gehen, und so, ihrer
stimmung gemäß, den feindlichen rechten Flügel aufzurollen. Am
end drang endlich ein Bataillon bei Dölitz durch eine Furth auf
s rechte Ufer, allein es ward von einer Division der alten Garde
ort wieder zurückgeworfen, der General Meerveldt, der sich an
Spitze befand, gefangen. So war auf dieser Seite durch das
ttige Gefecht eines ganzen Tages nichts gewonnen, und die Haupt-
nee stand am Abende bei Gröbern, Gossa, im Universitätsholze
d zwischen Groß-Pösna, Fuchshain und Seifartshain,
: Reserven lagerten hinter Gossa, das Merveldtsche Corps
f dem linken Ufer der Pleiße gegen Connewitz. Gefecht bei
ndenau. Das Corps des Generals Giulay (3te österreichische
mee-Abtheilung, 1ste österreichische leichte Division und Streifcorps
s Generals Thielemann), bestimmt, die Verbindung zwischen
r Haupt- und schlesischen Armee zu unterhalten, und deren Angriffe
ttelbar zu unterstützen, ging in drei Colonnen gegen den bei
utzsch, Lindenau und Plagwitz stehenden Feind vor. Die
te Colonne eroberte Leutzsch, und versuchte Lindenau von der
ordseite zu nehmen; der Sturm mißlang und das Gefecht beschränkte
h hier auf ein lebhaftes Tirailleurfeuer. Die zweite Colonne griff
n Klein-Zschocher aus die zwischen Plagwitz und Linde-
au stehenden Franzosen an. Nach heftigem Gefecht ward um 1 Uhr
s erstere Dorf, später auch das zweite genommen, so, daß sich der
eind bis hinter den Kuhthurm zurückzog, und in großen Vierecken
i der Ziegelscheune vor Leipzig aufstellte. Auf Bonaparte's Befehl
ußte aber Lindenau um jeden Preis wiedergenommen werden, wor-
uf eine lebhafte Canonade bis zum Abende währte. Die Colonne
g sich gegen Klein Zschocher zurück, und wies noch zwei Ver-
che des Feindes, dahin vorzudringen, ab. Die 3te Colonne focht

auf der linken Seite von Lindenau ohne besondere Resultate, [...] Hauptzweck war, die Verbindung mit der schlesischen Armee zu [un]terhalten. Schlacht bei Möckern. Die schlesische Armee (Co[rps] von York, 21,400 Mann, Sacken, 10,000, Langeron 25,000) rück[te] von Skeuditz heran, das Gros des Feindes (6te Corps, 20,000 M., 3te Cavallerie-Corps, 3000, eine Division polnische Cavallerie, [...] Abends wohl auch etwas vom 3ten Corps) stand anfangs zwisch[en] Lindenthal und Wahren, zog sich aber nach einigen unbedeuten[den] Avantgardengefechten in eine vortheilhafte Stellung hinter und [se]wärts Möckern, den linken Flügel hinter diesem Dorfe; [...] rechts Groß- und Klein-Wedderitzsch besetzt haltend. Der G[e]neral Blücher dirigirte nun das Corps von Langeron [über] Breitenfeld gegen Wedderitzsch, das von York mehr rech[ts] gegen des Feindes Hauptstellung bei Möckern, Sacken blieb b[ei] Radefeldt in Reserve. Langeron kämpfte um den Besitz jene[r] beiden Dörfer, eroberte sie endlich und schickte Cavallerie-Abtheilungen gegen die Dübner Straße vor, ohne weiter an der Schlacht bei Möckern unmittelbaren Theil zu nehmen, in der unter des General York Führung der entscheidende Schlag geschah. Dieser General sendete die 8 Bataillons der Avantgarde auf der großen Straße gegen das Dorf, dirigirte die 7te und 8te Brigade (Horn und Hünerbein) links zum Angriff auf Lindenthal, und ließ ihnen das 1ste und 2te (Steinmetz und Prinz Carl von Mecklenburg) als Reserve folgen; als Lindenthal vom Feinde verlassen ward, wurden die Truppen mehr rechts gewendet, und so begann etwa Nachmittags 3 Uhr der Kampf, als eben Bonaparte einen entscheidenden Sieg über die Hauptarmee zu erringen glaubte. Zuerst kamen jene 8 Bataillons der Avantgarde ins Gefecht, die Möckern wiederholt angriffen, ohne es ganz erobern zu können (die 7te und 8te Brigade wurden bald darauf mit dem rechten Flügel des Feindes engagirt). Als sie schon sehr geschmolzen waren, rückte die 2te Brigade zu ihrer Unterstützung heran, und verstärkte sie theils unmittelbar, theils stellte sie sich neben dem Dorfe parallel mit dem Feinde auf. Sie litt hier bei der Heftigkeit eines in großer Nähe wüthenden Infanteriegefechts unglaublich, und da auch der Kampf im Dorfe, den die hinter demselben stehenden feindlichen Massen immer nährten, unentschieden, ja fast ungünstig war, so trat ein sehr critischer Moment der Schlacht ein. Da zog der General York die letzten disponiblen Truppen *), und die erste Brigade heran. Sie füllte die schon sehr bedeutenden Lücken, hielt den Feind vom Vordringen ab, und ging bald selbst, doch nicht ohne großen Verlust, zur Seite des Dorfes vor. Jetzt aber fuhren 2 zwölfpfündige Batterieen auf Flintenschußweite gegen den rechten feindlichen Flügel, beschossen ihn und das Centrum mit großer Wirkung mit Kartätschen, und erschütterten eine der großen Infanteriemassen, auf welche sich sogleich das brandenburgische Husaren-Regiment unter Yorks persönlicher Anführung stürzte und sie niederhieb. Die gesammte Reserve-Cavallerie folgte durch diese Lücke, drang in den Rücken des Feindes und hieb von da in seine Massen ein. Da indessen auch die 7te und 8te Brigade trotz des heftigen Feuers, ohne selbst einen Schuß zu thun, links heran-

*) Denn die Hauptreserve unter Sacken bei Radefeld war so entfernt, daß sie nur eintreffen konnte, wenn das Gefecht schon entschieden gewesen wäre.

drangen, so ward die Niederlage des Feindes bald vollständig, wenige seiner Bataillone blieben geschlossen, alles floh lebhaft verfolgt gegen Gohlis, 53 Canonen wurden genommen. — Das Corps von York blieb auf dem eroberten Terrain, das von Langeron bei Wedderitzsch stehen, das von Sacken ward als zweites Treffen hinter jenem aufgestellt. Wir werden zwar am Ende der Darstellung den Verlust aller Armeen im Ganzen angeben, es mag aber bemerkt werden, daß das 21,400 Mann starke Yorksche Corps in diesem etwa dreistündigen Gefechte 166 Offiziere, 5500 Gemeine an Todten und Verwundeten zählte. Der 17te October verstrich ziemlich ruhig; bei der Hauptarmee traf die 1ste österreichische Armee-Abtheilung so wie die Avantgarde der polnischen Armee ein; jene ward bei Markkleeberg auf dem linken, diese bei Fuchshain auf dem rechten Flügel aufgestellt. Eine Abtheilung der schlesischen Armee nahm Eutritzsch und Gohlis, zwei russische Husaren-Regimenter machten einen glänzenden Angriff, drangen im Rücken der feindlichen Stellung bis an die Vorstadt von Leipzig, und brachten ihre Gefangenen nebst 5 eroberten Geschützen glücklich zurück. Die Nordarmee traf auf den Höhen zwischen Breitenfeld und Podelwitz ein. — Das französische Heer ward durch das bei Taucha eingetroffene 7te Corps verstärkt. Der 18te October. Die französische Armee, während der Nacht enger zusammengerückt, hatte am Morgen folgende Stellung. Das 8te Corps bei Connewitz, das 2te bei Probstheyda, das 5te bei Stötteritz; unter Murats Oberbefehl den rechten Flügel bildend, hatten sie vorwärts noch Dölitz, Dösen, Zuckelhausen, die Schäferei Meisdorf und die Ziegelscheune besetzt; 2 Divisionen junger Garde unter Oudinot standen gegen Connewitz in Reserve. Das 11te Corps war als Centrum bei Holzhausen aufgestellt, Klein-Pösna und Baalsdorf besetzt haltend, die Garden unter Mortier en reserve bei der Tabaksmühle, wo sich auch Bonaparte den Tag über aufhielt. Der linke Flügel unter Ney's Oberbefehl ward vom 6ten, 3ten und 7ten Corps gebildet, die bei Schönefeld, längs der Parthe bei Neutzsch und St. Thecla, und bei Paunsdorf standen; nordwärts von Leipzig bis an Pfaffendorf befand sich vorzüglich Cavallerie unter Arrighi und Dombrowski; das 4te Corps marschirte nach Weißenfels. Die verbündeten Heere griffen diese Stellungen in 6 großen Colonnen an. Die erste (40,000 Oesterreicher), unter dem Prinzen von Hessen-Homburg, stellte sich zwischen Dösen und Lösnig auf, drängte den Feind etwas zurück, fand dann heftigen Widerstand, und befand sich am Abende auf der Höhe vorwärts Dösen; die zweite (55,000 Russen und Preußen), unter Barclay de Tolly, theilte sich in zwei Abtheilungen, wovon eine — Gr. Wittgenstein — gegen Liebertwolkwitz drang, den Feind hier und bei der Ziegelscheune warf, und gegen Probstheyde heranrückte, die andre — General Kleist — rasch über Wachau gegen Probstheyde vorging, hier eine Zeitlang stehen mußte, und dann um 2 Uhr von einem Theile jener unterstützt, den Angriff auf dieses Dorf begann. Aber hinter demselben standen große feindliche Massen, und wie oft die Truppen auch eindrangen, wurden sie doch jedesmal wieder herausgeworfen. Man zog sie also etwas zurück und hinderte den Feind nun am Debouchiren, eine heftige Canonade währte bis zum Abende. Die dritte (50,000 Russen, Oesterreicher und Preußen) unter Bennigsen, bestimmt, des Feindes linke Flanke zu umgehen, rückte

in 4 Abtheilungen vor, eroberte Zuckelhausen, Holzhausen, Baalsdorf, Zwei-Naundorf, Mölkau und Paunsdorf, unterstützte die Angriffe der vierten Colonne auf Sellerhausen und drang immer näher gegen Stötteritz. Die vierte (die Nordarmee und das Langeronsche Corps von der schlesischen, 9600 Mann), unter dem Kronprinz von Schweden, ging an vier Punkten (Taucha, Grasdorf, Plaußig und Mockau) über die Parthe, eroberte das vom Feinde wiedergenommene Paunsdorf zurück, und nöthigte ihn, sich in eine Linie zurückzuziehen, die von Schönefeld über Sellerhausen nach Stünz lief. Hier gingen die Sachsen und eine würtembergische Cavallerie-Brigade zu ihr über. Später ward Schönefeld mehreremale ohne Erfolg angegriffen. Der Feind machte nun selbst zwei Angriffe, einen von Sellerhausen und Volkmarsdorf aus gegen das Centrum, den andern zwischen Mölkau und Engelsdorf gegen den linken Flügel; beide wurden abgewiesen, Stünz und Sellerhausen erobert, und gegen mehrfache Angriffe behauptet. Gleichzeitig nahm Langeron Schönfeld und drang gegen Reudnitz vor, ward aber aufgehalten, da Bonaparte selbst eine zahlreiche Verstärkung herbeiführte. Die fünfte Colonne (die schlesische Armee ohne das Langeronsche Corps, 25,000 Mann) war bei Gohlis und im Rosenthale im Gefechte. — Der General Blücher befand sich beim Corps von Langeron; das Yorksche Corps stand in Reserve zwischen Gohlis und Eutritzsch, und schickte nur einige Bataillone in das erstere Dorf, als die Russen es nicht allein halten zu können glaubten. — Die sechste (20,000 Oesterreicher) unter Giulay, stand in der Gegend von Lindenau, und beschoß das nach Weißenfels zurückgehende 4te Corps, mit welchem sich auch die leichten Truppen engagirten. Die Truppen lagerten am Abende auf den von ihnen eroberten Punkten; die Abtheilung des Generals Giulay marschirte in der Nacht nach Pegau, das Yorksche Corps nach Merseburg; — die franz. Armee begann ihren Rückzug. Als die Colonnen der verbündeten Heere am Morgen des 19ten Octobers vorrückten, fanden sie die Dörfer Connewitz, Probstheyde, Stötteritz und Volkmarsdorf vom Feinde verlassen, und zwischen ihnen nur einzelne Abtheilungen, die überall rasch zurückgeworfen wurden. Gegen 9 Uhr vor der Stadt Leipzig angekommen, die vom 8ten und 11ten Corps vertheidigt ward, theilte sich das Heer in vier große Colonnen, deren erste (die Hauptarmee) das Petersthor, 2te (polnische Armee) das Hospital- Sand- und Windmühlen-Thor, 3te (Nordarmee) das Hinter- und grimmaische Thor, 4te (schlesische Armee) das hallische Thor zu stürmen bestimmt waren, da auf die jenseitigen Anträge wegen Uebergabe der Stadt nicht eingegangen werden konnte. Der Feind hatte sich vortheilhaft hinter den mit Pallisaden versehenen Thoren und crenelirten Gartenmauern gesetzt; sehr hartnäckigen Widerstand leistete er aber nur am hallischen und Hinterthor. So wie das letztere durch das an der Spitze der Nordarmee marschirende ostpreußische Bataillon genommen war, mußten auch die übrigen bald aufgegeben werden, oder wurden fast gleichzeitig erobert. Ein Gefecht, in welchem der Feind sehr viel litt, begann in den die Stadt umgebenden Alleen und freien Plätzen, und endete mit der völligen Eroberung der Stadt. Alles drängte nun nach dem westlichen Ausgange, wo der Troß der Fliehenden in ungeheurer Verwirrung sich selbst den Weg nach den beiden Brücken

ersperrte. Die erste derselben, eine beim Richterschen Garten geschlagne Nothbrücke, brach bald zusammen, Poniatowsky fand hier den Tod. Früher noch ward die steinerne am äußersten Ranstädter Thore gesprengt, und Alles, was sich noch diesseits der Elster und Pleiße befand, ward getödtet oder gefangen. Tausende fanden bei dem Versuche, diese tiefen schlammigen Gewässer zu durchwaten, den Untergang. Die verbündeten Monarchen mit ihren Feldherren zogen gegen Mittag unter dem Jubel der geretteten Bewohner in die eroberte Stadt, und so war der große Kampf um die Freiheit Deutschlands, ja Europa's, geendet. Der unaufhaltsam gegen Erfurt fliehende Feind hatte in dieser dreitägigen Schlacht 15,000 Todte, 30,000 Blessirte, 15,000 Gefangene (über 20,000 Kranke und Verwundete, die man in Leipzig fand, ungerechnet) und 300 Geschütze verloren; er zählte 4 todte, 8 verwundete, 24 gefangene Generale; dagegen hatten die Verbündeten diesen herrlichen Sieg ebenfalls durch große Opfer erkauft, man rechnete ihren Verlust an Todten und Verwundeten zu 21 Generalen 1793 Offizieren, 44900 Mann.

Leoninische Verse heißen von einem Dichter des Mittelalters, Namens Leo, die zu jener Zeit nicht ungewöhnlichen Hexameter, in denen Mitte und Schluß mit einander reimen, und in denen oft lange Gedichte abgefaßt wurden. Sie sind als eine geschmacklose Ausartung zu betrachten.

Leoninischer Vertrag (Societas leonina; Löwengesellschaft, also benannt nach der bekannten äsopischen Fabel), ist eine Gesellschaft oder ein Vertrag, wo ein Theilhaber allen etwanigen Nachtheil allein trägt, und der andre allen Nutzen allein zieht. Eine solche Uebereinkunft ist als Societät nach den Rechten ungültig, da sie vielmehr eine Schenkung ist.

Leonische Gold- und Silberarbeiten. Das Leonische oder unächte Gold ist eine Mischung aus dem reinsten cämentirten Kupfer und dem feinsten Zink; das Silber aber wird aus Kupferstangen verfertigt, die mit Blattsilber versilbert sind. Man macht dann Leonischen Drath daraus, und aus diesem wieder Waaren, die den ächten zwar ziemlich ähnlich sind, an der Luft aber anlaufen und bald unansehnlich werden. Diese Arbeiten sind besonders Spitzen, Galonen, Borten, Tressen u. s. w. Der Zettel ist dabei von Zwirn, der Eintrag aber von cämentirtem oder versilbertem Kupferdrath genommen. In Deutschland sind Fabriken der Art hauptsächlich in Nürnberg, Wien, Berlin, Hamburg, Breslau, Freiberg an der Mulde u. s. w.

Leonisten, Arme von Lyon, s. Waldenser.

Leopard, ein reißendes, zu dem Katzengeschlechte gehöriges Thier, welches mehrere Gegenden Asiens, vornehmlich aber Afrika bewohnt, und die Größe eines ansehnlichen Fleischerhundes erlangt. Das Fell ist von einer lebhaften gelben Grundfarbe, auf dem Rücken und an den Seiten mit kleinen, ziemlich runden und schwarzen Flecken dicht besetzt, und kommt in den Handel. — Da das englische Wappen drei Leoparden enthält, so wurde in Napoleons Bulletins England oft als Leopard bezeichnet.

Lettern (versch. Arten ders.), s. Schriften.

Leucas, Leucadischer Fels. Leucas war die Hauptstadt der Insel Leucadia (jetzt St. Maura) an der Küste von Griechenland. In der Nähe befand sich ein großer Fels mit einem Apollotempel, der durch das jährlich daselbst gefeierte Fest und den s. g.

Leucadischen Sprung berühmt geworden ist. Als Sühnopfer, gleichsam belastet mit allen Sünden des Volks, wurde ein Verbrecher an jenem Feste von dem Felsen hinab ins Meer gestürzt. Da man ihn indeß mit einem Federkleide anthat, und selbst lebendige Vögel an ihm befestigte, so kam der selbst halb zum Vogel umgewandelte Mensch gewöhnlich ohne bedeutenden Schaden halbschwebend in die Tiefe, wo er sofort aufgefischt und erquickt wurde. Doch mußte er für immer das Land meiden. Gefährlicher, aber nicht minder merkwürdig, war der Sprung, den Manche von diesem Felsen freiwillig thaten, um sich von den Qualen unglücklicher Liebe zu befreien, denn diese wunderbare Wirkung schrieb man dem gewagten Sprunge zu. Man erzählt, daß Einige ihn mehr als einmal gemacht; oft aber fanden die Unglücklichen auch den Tod in den Wellen. Unter letztern werden zwei merkwürdige Frauen genannt, Artemisia, Königin von Carien, und Sappho.

Leuchtkugeln sind Feuerkugeln, deren Schein eine beträchtliche Weite umher erhellet. Man wirft sie des Nachts aus Haubitzen oder aus Mortier-Canonen, auf Gegenstände, die man erkennen will. Leuchtkugeln heißen auch, bei Lustfeuerwerken, die kleinen runden Massen, welche in die Höhe steigen und eine Zeitlang mit sehr hellem weißem Lichte scheinen.

Leuchten des Meers, s. Meer.

Leucosyrer, s. Cappadocien.

Leviten, bei den Juden diejenigen, welche, vom Stamme Levi abstammend, den Dienst im Tempel versehen. Dann wurden auch die Priestergehülfen Leviten genannt, und bei den Catholiken heißen noch jetzt die Diaconen, welche dem Priester beim Gottesdienst helfen, Leviten. Daher auch Levitenrock eine Art Meßgewand, dergleichen die evangelischen Diaconen bei Austheilung des Abendmahls tragen. Das dritte Buch Mosis heißt Leviticus, weil es vornehmlich die Verordnungen für die Leviten enthält.

† Leyden hat jetzt 3000 Häuser mit 31,000 Einwohnern. Es ist der Geburtsort des bekannten Johann von Leyden, eines Schneiders, der sich 1534, als das Haupt der Wiedertäufer, zum König von Münster aufwarf, und des berühmten Physikers Peter von Muschenbroek, der 1761 starb.

Leyser (Augustin von), ein berühmter Rechtsgelehrter. Er war 1683 zu Wittenberg geboren, studirte hier und in Halle, und ward, nachdem er Holland, England, Deutschland und Italien bereist hatte, 1706 ausserordentlicher Professor der Rechte in Wittenberg. Im Jahr 1712 ging er in gleicher Eigenschaft nach Helmstädt, kam 1729 nach Wittenberg zurück, ward nach und nach Hofrath, erster Professor der Rechte, Ordinarius der Juristenfacultät, Director des Consistoriums und Schöppenstuhls, und erster Beisitzer des Hofgerichts, und starb 1752. Seine Meditationes ad Pandectas (11 Bände, wozu Höpfner einen zwölften fügte) sind ein reiches Magazin von practischen Bemerkungen, und noch jetzt nicht ohne Brauchbarkeit.

Libertas, die personificirte Freiheit bei den Römern, nach Hygin eine Tochter des Jupiter und der Juno. Sie erscheint oft auf Münzen dargestellt, und hier muß man besonders zwei Arten der Abbildung unterscheiden. Die Libertas mit unbedecktem Haupt ist die römische Freiheit; die Libertas hingegen mit einem Diadem und verhüllendem Schleier, ist die Göttin Freiheit. Letzterer gehört der von Gracchus auf dem Aventinus erbaute Tempel.

Lichtstrahl, s. Licht.

Liebensteiner Bad. Es liegt im Herzogthume Meiningen, bei dem Dorfe Liebenstein, in einer sehr reizenden Gegend, die südlich vom lieblichen Werrathal, nördlich vom Gebirge des Thüringer Waldes begränzt wird. Auf einer Bergkuppe steht das verfallne Schloß Liebenstein, das wahrscheinlich Veranlassung zur Erbauung des Dorfes ward. Es war eine Besitzung der Herren von Stein, und fiel 1673 als eröffnetes Mannlehn dem Hause Sachsen-Gotha zu, worauf es wüste ward. Bei der Theilung 1677 erhielt es S. Meiningen. Von diesen Ruinen herab genießt man einer herrlichen Aussicht über die Berge des Thüringer Waldes, einige düstre, wilde Thäler desselben, das sanfte Werrathal und die fernen blauen Berge des Pleß, der Geba und der fernern Rhön Frankens. Das Fürstenhaus, Wohnsitz der herzogl. Familie für den Sommer, ward 1804 in einem edlen Styl erbaut. Vorzüglich schön ist der mit 12 Säulen gezierte, in der Mitte befindliche und unter einer runden Dachkuppel angebrachte Versammlungssaal. Neben diesem Gebäude steht das Schauspielhaus, welches, ebenfalls gut gebaut, durch zufällig herbeikommende Gesellschaften versehen wird; die Musik besorgt die herzogl. Kapelle. Das Gasthaus liegt jenen Gebäuden gegenüber, hat 3 Stockwerke, 72 Zimmer für Badegäste und ein Billard- und Gesellschafts-Zimmer. Auch in den übrigen Häusern des Dorfs findet der Fremde gutes Unterkommen. Das Stallgebäude hat in seinem obern Stockwerk 9 Zimmer für Badegäste höhern Standes, mit eben so vielen Nebenbehältnissen. Das untere Stockwerk nehmen Ställe und Wagenschuppen ein. Hinter demselben ist eine Reitbahn. Der Speise- und Tanzsaal ist hinter dem Gasthause, und enthält außer dem Saale noch einige Zimmer. Das Brunnenhaus, in Form eines Tempels, ist stets offen. Der Sauerbrunnen zu Liebenstein ward zuerst bekannt unter Herzog Casimir zu Coburg, mag aber schon früher benutzt worden seyn. Im Jahre 1614 faßte man den Brunnen, und der Herzog bestellte einen Aufseher darüber. Im 30jährigen Kriege aber sank sein Ruf. Als der Herzog von Gotha 1673 Liebenstein erhielt, grub man den Brunnen neu auf, faßte die vorzüglichste Quelle besonders, und die vier andern Quellen ebenfalls. Nachdem noch mehrere Anstalten gemacht worden, hob den Brunnen der Herzog von Meiningen 1800 aus seiner Vergessenheit. Er ließ Gebäude anlegen, Kunststraßen bauen, Baumgänge einrichten und für Bequemlichkeit sorgen. Nach Göttings Analyse hat die alte Quelle in 3 Pfd. Wasser: Kohlensaures Gas 96 Kub. Zoll, kohlensauren Eisenkalk 6 Gr., kohlens. Kalkerde 3 Gr., kohlensaures, salzsaures und schwefelsaures Natrum 16 Gr. Die neue Quelle ist nur reicher an Kohlensäure. Vorzüglich hülfreich ist der hiesige Sauerbrunnen bei schwacher Verdauung, Uebermaß von Schleim, chronischem Husten, Bleichsucht, Menstruationsbeschwerden, Hypochondrie, Nervenschwäche, hysterischen Krämpfen, Magenlähmungen nach Gicht, hartnäckigen Rheumatismen, chronischen Hautausschlägen ꝛc. Unter dem Schauspielhause sind 7 Bäder angelegt, in welchen man sich nach Gefallen warmes und kaltes Wasser zulassen kann. Die nöthigen Bedürfnisse während der Badezeit werden entweder hieher gebracht, oder man läßt sich dieselben aus den benachbarten Städten Salzungen, Schmalkalden, Eisenach, Gotha oder Meiningen holen. In der an Naturschönheiten so reichen Gegend, findet man jedoch der Unterhaltung genug. Entweder bringt man die

Zeit unter den Kastanien des Gasthauses, oder in dem von hohen Buchen beschatteten Felsengrund des Erdfalls zu; oder man wandelt auf anmuthigen Pfaden nach dem Felsenthor, oder der Ruine der Burg und der hohlen Scheuer. Weitere Parthieen macht man nach der Höhle bei Glücksbrunn, in welcher man bei sonntäglicher Erleuchtung den unterirdischen See beschifft; oder nach Altenstein mit seiner gothischen Capelle, der Teufelsbrücke, der Herzogin Denkmal und dem Hohlenstein; oder nach der Buche im Thüringer Wald, bei welcher Luther gefangen und nach der Wartburg gebracht ward; oder endlich auf den wegen seiner unendlichen Aussicht bekannten Inselsberg, und das so freundliche großherzoglich weimarische Lustschloß Wilhelmsthal mit seinen lieblichen Anlagen.

Liebwerda, ein bekannter Curort Böhmens in einem romantischen Thale, zwischen der Tafelfichte und dem Haindorfer und Weisbacher Kamme. Der hiesige Sauerbrunnen fing erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts an bekannter zu werden. Der Quellen sind eigentlich drei, von denen zwei benutzt werden; der eigentliche Sauerbrunnen bloß zum Trinken, der Stahlbrunnen zum Baden und Trinken. Ein vierter, der Christiansbrunnen, wird jetzt ebenfalls ziemlich benutzt. Beide sind in Stein gefaßt. Der letztre enthält in einem Pf. zu 16 U. Glaubersalz 1/3 Gr., Bittersalz 1/6 Gr., Selenit 2/3 Gr., Kochsalz und salzsaure Bittererde 1/2 Gr., luftsaure Bittererde 2/25 Gr., luftsaure Kalkerde 1/3 Gr., luftsaure Alaunerde 1/20 Gr., luftsaures Eisen 4/25 Gr., Kieselerde 1/5 Gr., Luftsäure 20 8/9 Cubikzoll. Der neue oder Stahlbrunnen dagegen enthält in gleicher Quantität: luftsaures Mineralalkali 1/10 Gr., Kochsalz 1/60 Gr., luftsaure Kalkerde 1/10 Gr., luftsaures Eisen 7/60 Gr., Kieselerde 1/20 Gr., Luftsäure 17 7/9 Cubikzoll. Das Liebwerder Sauerwasser dient vorzüglich dazu, die Nerven zu stärken und zu beleben, den Kreislauf der Säfte zu befördern, die zähen Säfte aufzulösen und zu verdünnen, die verstopften Gefäße zu eröffnen, die Würmer und den Urin zu treiben, und die Säure zu dämpfen. Man fängt die Cur mit einem Bierglase voll Sauerwasser an, und steigt damit bis zu einer Flasche. Das Bad nimmt man 1 auch 2mal des Tages, lau oder kalt, das letztre nur nach und nach vom Wärmern übergehend. Vor dem Gebrauche des Bades nimmt man abführende Mittel, und läßt, wenn man vollblütig ist, zur Ader. Für jede Wanne ist im Badehause eine besondere Kammer mit den nöthigsten Bedürfnissen. Die Spaziergänge an dem kleinen Bache im Thal hinauf sind recht artig. Größere Ausflüge aber macht man nach Meffersdorf, einem stattlichen Rittergute in der Lausitz, nach dem höchst reizend gelegenen Kloster Haindorf, und einigen andern Gebirgspunkten um die Tafelfichte des Riesengebirges.

Lieutenant, dem Wortsinne nach, ein Stellvertreter, daher Generallieutenant, Obristlieutenant. Lieutenant ohne weitern Zusatz ist der Offizier nach dem Hauptmann.

* Ligny (Schlacht bei), am 16. Juli 1815. Bonaparte hatte am 15. Juni das 1ste preußische Corps von der Sambre zurückgedrängt, und seine Hauptmassen in der Gegend von Fleurus vereinigt, während jenes Corps nebst dem eiligst herangezogenen 2ten und 3ten am 16ten des Morgens eine Stellung zwischen den Dörfern Sombref, St. Amand und Ligny bezogen. Gegen diese Stellung, in welcher das 3te Corps auf dem linken Flügel Sombref besetzt hatte, sich links bis Tougrines ausdehnte, das 1ste im Centrum die Dörfer

Ligny und Brie, das 2te auf dem rechten Flügel St. Amand besetzt hielt, entwickelte der Feind in 2 großen Colonnen seine Angriffe, die Nachmittags 3 Uhr begannen. Zuerst ward St. Amand, bald darauf Ligny angegriffen und der Theil beider Dörfer, welcher jenseit des durchfließenden Baches liegt, genommen, ein mehrstündiges Dorfgefecht begann, im Laufe dessen der Feind in St. Amand, über den Bach vordrang, einen Theil des diesseitigen Dorfes nebst einer beherrschenden Kirche nahm, von einem Bataillon, das der Feldmarschall Blücher persönlich anführte, aber wieder zurückgeworfen ward, ohne daß solches jedoch weiter hatte vordringen können (Abends 5 Uhr). Als jetzt bei Bonaparte die Meldung einging, daß das von Marschall Ney (der bei Quatrebras mit den Engländern focht) in die preußische rechte Flanke zu detachirende Corps nicht eintreffen könne, gab er den Hauptangriff auf diesen Flügel — den einzigen, der zu entscheidenden Resultaten führen konnte — auf, und beschloß, das Centrum bei Ligny zu durchbrechen. Die Garde, die dort eben angekommen war, erhielt daher mit allen ihr zugehörigen Batterien die Direction gegen Ligny und marschirte ab. Diese Bewegung ward natürlich diesseits bemerkt, und dem in die Gegend von Brie zurückgekehrten Feldmarschall in der Art gemeldet, daß sich der Feind gegen Fleurus abziehe; — eine Brigade war schon früher gegen den bedrohten Punkt von St. Amand entsendet worden, jetzt ließ ihr der Feldmarschall, um den Sieg zu vervollständigen, alle Reserven bis auf 5 Bataillons und 3 Cavallerie-Regimenter mit dem Befehle folgen, dem Feinde gegen Fleurus nachzudringen, (ungefähr 7 Uhr Abends). Diese Bewegung entschied aber die Schlacht für den Feind, denn gleichzeitig als jene Truppen bei St. Amand eintrafen, kamen die französ. Garden bei Ligny an, von welchem noch ein Theil erobert ward, worauf eine Masse feindlicher Cavallerie, von Artillerie und Infanterie unterstützt, aus Ligny anrückte und gegen die Höhe von Brie drang; da ihr keine Reserve entgegengestellt werden konnte, so versuchte der Feldmarschall sie durch einen allgemeinen Cavallerieangriff — wozu aber nur 6 Escadronen vorhanden waren — zurückzuwerfen. Dies mißlang gänzlich und der Feldherr kam dabei in die größte persönliche Gefahr. Der Rückzug ward unter diesen Umständen nothwendig, und vom 1sten und 2ten Corps über Brie nach Gembloux angetreten. Ersteres Dorf ward von der Arriergarde bis Uhr des Morgens gehalten, so wie denn auch die Reserve-Cavallerie des 1sten Corps an der Chaussee stehen blieb, und am andern Morgen der Armee folgte; der Feind, der am 16ten Abends 10 Uhr noch einige Batterien vorgeschoben und die preußis. Armee beschossen hatte, verfolgte nicht. Das 3te Corps war im Laufe der Schlacht nur durch ein lebhaftes Tirailleurgefecht beschäftigt gewesen. Ein Angriff, den einige Escadrons mit einer reitenden Batterie in die Flanken und den Rücken des feindlichen rechten Flügels machten, ward abgewiesen, wobei einige Geschütze verloren gingen; es hielt seine Stellung bis zum 17ten früh 3 Uhr, und marschirte dann mit der Arriergarde ab. Das 4te Corps, dessen Eintreffen auf dem Schlachtfelde eben so sehnlich erwartet wurde, als sich davon eine günstige Wendung des Gefechts hoffen ließ, war noch zu weit entfernt, und vereinigte sich erst nach einem angestrengten Marsche in der Nacht bei Gembloux mit der Armee. Die preußische Armee zählte ungefähr 90,000 Mann, die französ. wird nicht stärker gewesen seyn, denn da 2 Infanterie-Corps und 1 Cavallerie-Corps unter Ney

detachirt waren, und das 6te Infanterie-Corps erst in der Nacht ein...
so blieben für die Schlacht von Ligny bloß das 3te und 4te In...
terie-Corps, 3 Cavallerie-Corps und die Garden disponible. ...
Verlust betrug disseits ungefähr 14,000 Mann, der des Feindes ...
gewiß nicht geringer, 15 Geschütze hatten ihm überlassen werden müss...

Lingam, s. Indische Mythologie.

Linguistik, Sprachenkunde, ist der Inbegriff alles de...
was wir durch historisch-critische Forschungen über den Ursprung...
die Bildung und Verwandtschaft der Sprachen, und ihrer Mund...
ten wissen: **Linguist**, der sich mit diesen Forschungen beschäftig...

Linth. Lintharbeiten. Eine der größten hydrotechnisch...
Unternehmungen, die in Europa ausgeführt worden, sind die Lin...
arbeiten in der Schweiz. Es verhält sich aber damit folgender ...
Der Wallen-See und der Zürcher-See waren ursprünglich nur ei...
ner. Die Linth, welche von Glarus herunter kömmt, fällt von ...
Seite in den See, und da sie ungemein viel Geschiebe mit ...
führt, so dämmte sie ihn zu. Hierdurch entstand da, wo sonst S...
war, das Thal zwischen Meesen und Uznach, welches bald bevölk...
und angebaut wurde. Die Linth hat im Laufe des letzten Jahrhun...
derts, indem sie immer fortfuhr, bei großen Ueberschwemmungen Ge...
schiebe zuzuführen, ihr Bett so angehöht, daß die **Maag**, welche...
der Abfluß des Wallen-Sees in den Zürcher-See ist, sich ...
und der Wallen-See um 10 Fuß höher wurde. Die beiden Orte,
Wesen, am untern Ende und **Wallenstadt** am obern Ende,
können nicht mehr bewohnt werden, da das Wasser auf den Straßen
und in den Häusern steht. Die ganze Gegend zwischen beiden Seen
wird ein Sumpf, dessen Ausdünstungen bösartige Fieber veranlassen,
die sich schon bis gegen Zürch erstrecken. 5000 Morgen Wiesen und
Feld sind schon theils ganz ersoffen, theils halb versumpft, und di...
Gegend mußte bald verlassen werden. Der Grund vom Uebel lag
darin, daß die Linth so viel Geschiebe führt und dadurch ihr Bett
immer erhöht. Um dieses Uebel an der Wurzel anzugreifen, schlug
Escher vor: Man solle der Linth ein neues Bette durch den Fels...
sprengen und sie in den Wallen-See leiten. Indem sie nun genöthigt
werde, sich in diesem engen Bette mit reißender Geschwindigkeit z...
bewegen, so müsse sie ihr Geschiebe mit bis zum See nehmen, und
in diesen würde sie es dann legen, und ihn nach und nach theilweis...
zufüllen. Die Tagessatzung nahm 1805 diesen Vorschlag an, und er...
nannte eine besondere Linthcommission, an deren Spitze der verdienstvol...
Escher steht. Dieser Canal ist nun gebaut, die Linth legt ihr Ge...
schiebe in den See nieder, und kommt nun mit der Maag als klare...
Fluß aus ihm heraus. Das Bette der Maag ist nun gesenkt wor...
den, der See ist wieder 10 Fuß niedriger, und die Ländereien und
Wiesen sind dem Versumpfen entrissen. Dieses große Unternehmen
hat 200,000 Laubthaler gekostet. Das Geld wurde auf Aktien, jede
von 50 Fr., beigebracht. Die Aktien werden gedeckt 1. aus dem
Verkauf der versümpften und wieder gewonnenen Ländereien; 2. aus
einer Abgabe von 1 bis 1 1/2 Batzen auf die Ruthe derjenigen Län...
dereien, so der Gefahr des Versumpfens entrissen wurden. — Aus...
führliche Nachrichten hierüber findet man in Benzenbergs Briefen
über die Schweiz. Bg.

* **Lissabon, Lisboa**, die Hauptstadt und bis 1807, in wel...
chem Jahre sich der Hof nach Brasilien flüchtete, die Residenzstadt
des Königs von Portugal, liegt in der Provinz Estremadura, am

rechten Ufer des hier 5/4 Meilen breiten Tejo, unweit von seiner Mündung, auf drei Hügeln, in einer romantischen Gegend, und gewährt von der Seeseite einen sehr angenehmen Anblick. Sie ist mit den Vorstädten Junqueira und Alkantara über 1 Meile lang und 1/2 breit, und besteht aus den drei Haupttheilen: Alfama, Bairro alto und o Mejo, welche 40 Quartiere und eben so viele Kirchspiele ausmachen. Man findet hier 40 Pfarrkirchen, 50 Klöster, überhaupt 300 Kirchen und Kapellen, 44,000 Häuser und 300,000 Einwohner, worunter viele Ausländer, besonders Neger, Mulatten, Kreolen und 30,000 Gallegos oder Galizier, die aus der spanischen Provinz Galizien hieher kommen, vorzüglich Last- und Wasserträger sind, und überhaupt alle grobe Arbeiten verrichten. Die Stadt ist ganz offen, ohne Mauern und Thore, und hat bloß ein auf dem höchsten Hügel erbautes, jetzt verfallenes, Castell; hingegen der schöne, breite und sichere Hafen der Stadt wird durch vier in und an dem Flusse liegende starke Forts beschützt. Viele Straßen der Stadt sind wegen der bergigen Lage sehr uneben; die schönsten laufen längs des Tejo. Eigentliche Prachtgebäude findet man überhaupt unter den Privatgebäuden nicht, sondern die Wohnungen der Großen zeichnen sich nur durch ihren weiten Umfang aus. Der westliche Theil der Stadt oder o Mejo, ist seit dem schrecklichen Erdbeben den 1. November 1755, wodurch die Hälfte von Lissabon zerstört wurde, und an 30,000 Menschen umkamen, schön wieder aufgebaut, und hat gerade, regelmäßige Straßen, schöne Häuser und prächtige Plätze, dagegen der östliche Theil, der von dem Erdbeben verschont blieb, sein finsteres Ansehen behalten hat, wo man krumme und winkliche Gassen, und 5 bis 6 Stockwerk hohe, altmodische Häuser findet. Sonst war Lissabon wegen der Unsicherheit und Unreinlichkeit seiner Straßen berüchtigt, aber in neuern Zeiten ist für die öffentliche Sicherheit gesorgt, und eine sehr schöne Straßenbeleuchtung eingeführt worden. Man hat ferner, durch sorgfältige Reinigung der Straßen, Wegschaffung des seit dem Erdbeben liegen gebliebenen Schuttes und durch das Verbot des Auswerfens alles Unraths, und todter Hunde und Katzen auf die Straßen, es dahin gebracht, daß Lissabon jetzt zu den reinlichen Städten gehört. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich besonders aus der Commerzplatz und der Rocio oder Rosci oplatz, welche beide durch parallellaufende, schöne, breite und gerade Straßen verbunden sind. Der erstere Platz, auf welchem sonst der eingestürzte königliche Palast stand, liegt am Ufer des Tejo, am Landungsplatze des Hafens, ist viereckig, 615 Schritte lang und 550 breit, und auf drei Seiten (die vierte gegen den Fluß hin ist offen) mit ansehnlichen Gebäuden umgeben. In der Mitte steht die bronzene Bildsäule des Königs Joseph I. Der Rocio oder Rosciopla tz, wo sonst die Auto's da Fé gehalten wurden, ist ein regelmäßiges, längliches, 1800 Fuß langes und 1400 Fuß breites Viereck, dessen eine Seite der in modernem Style erbaute Inquisitionsplatz einnimmt. Auf diesem Platze treffen zehn Straßen zusammen. Unter den vielen Kirchen ist die sogenannte neue Kirche nicht nur die schönste, sondern auch das prächtigste von allen Gebäuden, die seit der Wiederherstellung der Stadt aufgeführt worden sind. Die Patriarchalkirche, auf einer Anhöhe, von welcher man eine herrliche Aussicht hat, ist im Innern äußerst prachtvoll, und enthält einen reichen Schatz und viele Kostbarkeiten. Der Patriarch, das Oberhaupt der ganzen portugiesischen Geistlichkeit, hat jährlich 130,000 Fl. Einkünfte. Man schätzt die jährlichen Einkünfte dieser Kirche auf 700,000

Thlr. Zu den Merkwürdigkeiten Lissabons gehört auch die 1 1/2 Meilen lange Wasserleitung, welche an einer Stelle so hoch ist, daß ein Linienschiff mit vollen Segeln durchpassiren kann; sie führt das Wasser auf 35 kühnen Bogen über das Thal von Alcantara. Dieß Werk widerstand der Gewalt des Erdbebens, obgleich die Schlußsteine sich einige Zoll in die Tiefe senkten, aber von dem Mittelpunkte des Gewölbes, das sich sogleich wieder schloß, aufgefangen wurden. Von den Wohlthätigkeitsanstalten sind vorzüglich anzuführen das große St. Josephs-Hospital, wo jährlich 16,000 Kranke, und das Findlingshaus, worein jährlich 1600 Kinder aufgenommen werden. An literarischen Anstalten fehlt es nicht, als: die königliche Akademie der Wissenschaften, eine Erziehungsanstalt für den Adel, eine Seecadetten-Akademie, mehrere Seminarien, ein botanischer Garten, drei Sternwarten, ein königliches Naturalien-Cabinet und mehrere öffentliche Bibliotheken, worunter sich die 80,000 Bände starke königliche Bibliothek auszeichnet. Lissabon ist der Sitz der höchsten Reichscollegien und des Patriarchen von Portugal, mit einer zahlreichen Geistlichkeit. Die Einwohner unterhalten wenige Fabriken, ja es sind nicht einmal hinreichende Handwerker für das Bedürfniß der Stadt vorhanden. Weit wichtiger ist der Handel und die Schifffahrt. Lissabon ist der Mittelpunkt des gesammten portugiesischen Handels, der sich beinahe nach allen europäischen Ländern, besonders den außereuropäischen Besitzungen der Portugiesen, erstreckt. Daher zählt man hier 240 portugiesische und 150 ausländische Handelshäuser, vorzüglich englische. Jährlich laufen in den hiesigen Hafen 17 bis 1800 Schiffe ein. Die reizenden Umgebungen der Stadt werden durch die große Menge von Landhäusern (6 bis 7000) verschönert.

Literärgeschichte ist die Erzählung des Ursprungs und der Hauptveränderungen aller Theile der Gelehrsamkeit nach ihren Ursachen im Zusammenhange. Als der Vater der Literärgeschichte ist Christoph Myläus zu betrachten. Nach Bacons genialer Idee hat sie zuerst Reimann, Halle 1708, bearbeitet. In der neuesten Zeit sind viele treffliche Arbeiten, theils für die gesammte Literärgeschichte, theils für einzelne Zweige derselben, geliefert worden. Wir begnügen uns hier die zu Göttingen erscheinende Literärgeschichte anzuführen, zu deren Ausführung mehrere Gelehrte sich verbunden haben.

* Liverpool, nach London die größte brittische Handelsstadt, liegt in der Lancashire oder der Pfalzgrafschaft Lancaster in England, am Ausflusse des schiffbaren Mersey in das irländische Meer, und hat eine amphitheatralische Lage, in einer Landschaft, welche mit einer großen Zahl niedlicher Landhäuser geschmückt ist. Im Jahre 1565 war diese Stadt ein äußerst unbedeutender Ort von 130 Häusern, jetzt hingegen ist sie eine der ansehnlichsten Städte Englands, welche 24 Kirchen, 18 Bethäuser, 14,000 Häuser und 95,000 Einwohner zählt. Diesen Wachsthum der Größe verdankt sie bloß dem blühenden Handel, der besonders nach Afrika, Westindien, Irland und den Ostseelanden unterhalten wird. Die Stadt hält 980 eigene Schiffe, welche alle Meere befahren, und den Guineahandel fast ausschließlich betreiben. Der Hafen ist ein Meisterwerk der Kunst, mit 13 Docken, und jährlich laufen gegen 5000 Schiffe in denselben ein. Die Waarenspeicher sind ungeheuer groß und hoch, oft von neun Stockwerken. Auf den Schiffswerften arbeiten 3000 Zimmerleute. Zur Kriegszeit ist keine Stadt so thätig in Ausrüstung von Kaperschiffen, als Liverpool. Auch findet man hier bedeutende Tabaksfabriken, Zuckersiede-

reien, Eisengießereien, Bierbrauereien ꝛc. Die Stadt ist gut gebaut; iner der schönsten Stadttheile ist der in neuern Zeiten angelegte östiche, von welchem, da er den höchsten Punkt der Stadt einnimmt, nan ganz Liverpool übersehen kann. Diese Aussicht genießt man vorüglich von der Terrasse, welche auf dem sogenannten Mont Pleaant angelegt ist, und einen der besuchtesten Spaziergänge Liverpools ildet. Zur Rechten erheben sich übereinander und mit Gärten unermischt Reihen niedlicher Landhäuser; zur Linken sieht man unter ich die Stadt ausgebreitet; in der Entfernung zieht sich, wie eine n Silberglanz strahlende Fläche, der Mersey hin, und auf dem Flusse, icht an den Gebäuden, steigen unzählige Masten empor. In blauer Ferne dehnen sich die Küsten von Wales hin, und verlieren sich, in Nebel gehüllt, in eine beinahe unabsehbare Ferne. Das reiche Liverpool hat seinen Ueberfluß dazu angewandt, mehrere treffliche literariche Anstalten zu bilden, und dadurch vielen großen Städten ein nachahmungswerthes Beispiel gegeben. Unter diesen Anstalten muß vor allen das Athenäum erwähnt werden, das 1799 eröffnet wurde, in schönes drei Stockwerk hohes Haus, wo man alle öffentliche englische Zeitschriften und eine Bibliothek findet. Eine ähnliche Anstalt ist das Lyceum, gleichfalls mit einer Bibliothek. Außer diesen beiden größeren Anstalten gibt es noch mehrere weniger ausgedehnte. Eine Hauptzierde Liverpools ist der botanische Garten, welchem nach dem königlichen botanischen Garten zu Kew, bei London, der erste Platz angewiesen wird. Er wird durch die Beiträge von 900 Subcribenten unterhalten. Zu den ansehnlichsten öffentlichen Gebäuden gehören das Stadthaus und die hinter demselben liegende Börse. Das erste hat eine prächtige mit korinthischen Säulen gezierte Façade, über welcher sich eine kühne leichte Kuppel erhebt. Die Börse bildet drei Seiten eines Vierecks, und ist ein drei Stockwerk hohes Gebäude, vor welchem ein dem Lord Nelson errichtetes Denkmal steht. Von den Mildthätigkeitsanstalten verdient die Blindenanstalt vorzüglich erwähnt zu werden. Sie ist die zuerst in England errichtete Blindenanstalt, und behauptet auch jetzt noch den ersten Rang unter denselben, indem sie von den Einwohnern Liverpools mit einer außerordentlichen Theilnahme unterstützt wird. Die Blinden werden hier durch eine eigene Methode in der Musik und im Lesen unterrichtet, und verfertigen mehrere Arbeiten, als Schnuren, Stricke, Körbe, Kaminteppiche ꝛc. Liverpool zählt unter seine berühmtesten Bürger **William Roscoe**, den Verfasser der Lebensbeschreibungen Lorenzo's von Medici und Leo's des Zehnten, Meisterwerke, die überall bekannt und in mehrere Sprachen übertragen worden sind. Seine kostbaren Sammlungen von Büchern, Gemälden und Handzeichnungen, hat er jetzt öffentlich veräußern lassen. Der Reichthum an ältern italienischen Werken zur Geschichte der Literatur und Kunst in Italien, welche diese Sammlung enthielt, war sehr groß.

* **Livorno**, berühmte Handelsstadt und Freihafen in Toscana, am mittelländischen Meere, ist regelmäßig gebaut, und mit einigen Festungswerken und zwei Castellen versehen. Die Straßen sind gerade, gut gepflastert, aber enge und durch die hohen Häuser dunkel. Die Häuser sind von Stein gebaut; man findet zwar keine stolzen Paläste, wie in andern italienischen Städten, aber auch keine armseligen Hütten. Die schönste Straße ist die Strada Ferdinandea, welche sich durch die Mitte der Stadt bis gegen den Hafen zieht. Sie durchschneidet die Piazza d'armi (Waffenplatz), von welcher man die

beiden Hauptthore sehen kann. Die Stadt hat 3/4 Stunden im Um-
fange, 7 Pfarrkirchen, einen großherzoglichen Palast, eine griechische
eine armenische Kirche, 8000 Häuser und 50,000 Einwohner, darun-
ter gegen 12,000 Juden, welche eine schöne Synagoge haben, ein
eigenes Quartier, Ghetto genannt, bewohnen, und viele Freiheiten
genießen. Außerdem befinden sich hier viele Fremde, Griechen, Ar-
menier und Türken, welche eine eigene Moschee haben. Es sind hier
große Salz-, Tabaks- und besonders schön eingerichtete Oel-Maga-
zine, und außerhalb der Stadt eine vortreffliche Quarantaine-Anstalt
mit drei Lazarethen. Unter den hiesigen Fabriken sind die Corallen-
Fabriken am wichtigsten. Die Corallen werden an der afrikanischen
Küste gefischt, in Livorno verarbeitet, und dann vorzüglich nach Afrika
gesendet. Diese vier Corallen-Fabriken liefern jährlich für 400,000 Fl.
Waaren. Auch findet man Rosoglio-Brennereien, Gerbereien, Fär-
bereien, Papier- und Tabaksfabriken. Der Handel ist sehr ausge-
breitet; jährlich wird der Hafen von mehr als 4000 Schiffen besucht.
Livorno ist gegenwärtig die erste Handelsstadt von Italien, und treibt
besonders einen äußerst starken Handel nach der Levante. Viele euro-
päische Handelsnationen haben hier Consulate. Der Handel ist mei-
stens in den Händen der Ausländer, besonders der Engländer. Die
Armenier und Juden machen die Mäkler aller Nationen. Durch die
Menge der daselbst abgeschlossenen Geschäfte entsteht auch ein wichtiger
Commissions- Speditions- und Wechselhandel für die Stadt. Schon
seit 1633 war der dortige Handelsverkehr lebhaft, und die Stadt,
die bis dahin klein und unbedeutend gewesen war, mußte erweitert
werden. Der Hafen von Livorno wird durch zwei feste Thürme auf
Felsenklippen im Meere und durch ein altes Castell geschützt. Für
Kriegsschiffe hat er nicht hinlängliche Tiefe; diese müssen daher auf
der Rheede anlegen, welche aber gegen die Winde nicht gesichert ist.
Der Hafen ist der Verschlämmung ausgesetzt, und wird daher durch
bewegliche Brücken von Zeit zu Zeit gereinigt. Um ihn her ist ein
großer starker gemauerter Molo gezogen, der 600 Schritte lang, oben
gepflastert ist, und zum Spazierengehen und Fahren gebraucht werden
kann. Könnte man dem Hafen, der von Natur gebildet, und durch
Kunst bequemer und sichrer gemacht worden ist, gleiche Tiefe geben
(an einigen Orten beträgt seine größte Tiefe 72 Fuß), so würde er
noch vorzüglicher seyn. Er theilt sich in den innern und äußern Ha-
fen. Der innere heißt Darsena, und dient den Barken zur Befrach-
tung; auch werden hier die schadhaften Schiffe ausgebessert. Dieser
innere Hafen wird durch einen Damm in zwei Theile getheilt, der in
der Mitte eine Einfahrt hat, aber durch eine Brücke geschlossen wer-
den kann. Auf dem Platze vor der Darsena ist die kolossale mar-
morne Bildsäule des Großherzogs Ferdinand III. Von da führt eine
stehende Brücke zu dem äußern Hafen, wo die meisten Schiffe liegen,
und wo das größte Gewühl herrscht. Außerhalb des Hafens ist in
der See, auf einem Felsen, ein Leuchtthurm erbaut, von da man eine
ungemein weite Aussicht über die Stadt, das feste Land, ja bis Cor-
sika und selbst Sardinien genießt. An gutem Trinkwasser fehlt es
Livorno; man holt es von Pisa, wohin täglich kleine Schiffe gehen,
die von Menschen oder Pferden gezogen werden. Zwischen der Stadt
und den rings um dieselbe laufenden Vorstädten, ist ein langer Spa-
ziergang, Gli Sparti genannt; auch der Molo, die Piazza d'arme,
der Weg nach Monte Nero, einem Wallfahrtsorte, dienen zu öffent-
lichen Spaziergängen. 1279 war Livorno noch ein offener Flecken;

it der Zerstörung des Hafens von Pisa nahm Livorno zu, vorzüg-h als es 1421 und wieder 1495 an Florenz kam. Alexander von Medicis befestigte die Stadt, und baute die Citadelle. Cosmus I. klärte den Hafen für einen Freihafen. Von diesem Zeitpunkte an g das Wachsthum und der Wohlstand von Livorno (nur im Re-lutionskriege und 1804 durch das gelbe Fieber wurde derselbe ge-rt), bis es zu seinem gegenwärtigen Flor gelangte.

Locris, Locrier, Locri. Ersteres ist eine Landschaft Mit-l-Griechenlands, deren Einwohner **Locrier** heißen, und zu den testen griechischen Völkerschaften gehören. Man unterscheidet vier stämme derselben — die epicnemidischen, opuntischen, ozolischen und izephyrischen Locrier. Die letzten waren eine Colonie der ozolischen ocrier, und wohnten in Unteritalien. **Locri** ist der Name ihrer auptstadt, eine der mächtigsten, glänzendsten und reichsten Städte es alten Groß-Griechenlandes, wovon jetzt nur wenige Reste noch orhanden sind.

Löffler (Josias Friedrich Christian), einer der ausgezeichnet-en und aufgeklärtesten Theologen unserer Zeit, geb. zu Saalfeld den 8. Jan. 1752, besuchte anfangs die Schule seiner Vaterstadt, und ard 1763, nach des Vaters Tode, nach Halle auf die Schule des ortigen Waisenhauses geschickt, in das er später ganz aufgenommen urde. Er zeichnete sich hier durch Lebhaftigkeit, Fleiß und Lernbe-gierde aus. Jene Schule verließ er nach 5 Jahren, blieb den Win-er in Saalfeld bei seiner Mutter, und bezog Ostern 1769 die Uni-ersität Halle. Dort kam er bei Gelegenheit der Vergleichung von Handschriften, die zur hallischen Ausgabe des Theodoretus gebraucht urden, in Bekanntschaft mit Nösselt, der ihn zu sich ins Haus nahm und nebst Semler, der ihn zum Mitglied und nachher zum Senior es theologischen Seminars machte, ihm dazu verhalf, daß er bis Johannis 1774 auf der Universität bleiben konnte. Teller, den er Ostern desselben Jahres in Berlin persönlich kennen gelernt hatte, trug ihm eine Erzieherstelle in dem Hause eines reichen Kaufmanns daselbst an, welche Löffler annahm. Wiewohl ein Schulamt sein vor-züglichster Wunsch war, so trat er doch 1777 die Stelle eines Pre-digers an der Hofgerichtskirche in Berlin an, und machte im folgen-den Jahre als Feldprediger bei dem Regiment Gensd'armen den baie-rischen Erbfolgekrieg mit. Im Jahre 1782 erhielt er endlich seiner Neigung gemäß ein akademisches Lehramt und zugleich eine Prediger-stelle zu Frankfurt an der Oder. Er las hier hauptsächlich Kirchen-geschichte und Exegese, nebenbei aber auch über Profanscribenten. So erwünscht ihm indeß auch dieser Wirkungskreis war, so sah er doch die Veränderungen voraus, die Friedrichs II. Tod in Religions-sachen, wenn auch nur vorübergehend, nach sich ziehen würde, und folgte daher 1787 einem Rufe nach Gotha als Generalsuperintendent. Hier hat er bis an seinen Tod, welcher am 4. Febr. 1816 erfolgte, da er eben in der Kirche von Gamstädt den Gottesdienst verrichtete, als gelehrter Theolog und rücksichtloser Forscher durch Schriften und amtliche Gutachten, als Hauptpastor und erster Prediger durch Kan-zelvorträge und Magazine für Prediger, als Ephorus des blühenden Gymnasiums durch umsichtiges Zusammenwirken und eigne Lehrvor-träge, als Hauptpastor durch kräftige Vermittelung für die Bildung des Bürgerstandes, als erster Consistorial durch zweckmäßige Kirchen-visitationen und Abfassung neuer Lehrbücher zur Bildung der untern Stände, und zur Aufklärung seiner Zeitgenossen nützlich und rühmlich

zwei Gouvernements, welche das lombardische und venezianische hei[...]
In jedem derselben ist die Verwaltung, unter der Abhängigkeit [...] den höchsten Behörden zu Wien, einem Gouverneur und einem Gu[...]vernial-Collegium anvertraut. Das lombardische Gouvernement [...]hält auf 390 Quadratmeilen 2,200,000 Einwohner, ist in die [...] Provinzen oder Delegationen, Mailand, Mantua, Brescia, Cre[mo]na, Bergamo, Como, Sondrio, Pavia und Lodi eingetheilt, und [...] zur Hauptstadt Mailand; das venezianische Gouvernement enth[...] auf 440 Quadratmeilen 2 Mill. Einwohner, ist in acht Provin[zen] oder Delegationen, nämlich Venedig, Padua, Vicenza, Verona, [Ro]vigo, Treviso, Belluno und Udine eingetheilt, und hat Venedig [zur] Hauptstadt. In jeder Provinz ist die Verwaltung einer königlic[hen] Delegation übertragen. Den landesfürstlichen Verwaltungsbehör[den] sind permanente Collegien aus Mitgliedern der verschiedenen Cla[ssen] der Nation an die Seite gesetzt.

† London. Die Fabriken Londons sind äußerst wichtig, [und] es werden darin Waaren von anerkannter Güte und Schönheit [aus] Seide, Wolle, Baumwolle, Gold, Stahl, Silber, Messing, Zin[n], Leder, Glas rc. verfertigt. Vorzüglich wichtig sind auch die Zuck[er]siedereien, und Porter- und Alebrauereien. Die Bierbrauerei [der] Herren Barclay und Comp. ist eine der beträchtlichsten. Au[ßer] 200 Menschen und einer großen Anzahl von Pferden, die besonders zu den auswärtigen Arbeiten gebraucht werden, wird darin alles durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt. Im Innern dieser ungeheuern Fabrik sieht man keinen Menschen, eine unsichtbare Hand verrichtet alles. Große Rechen steigen auf und nieder, und rühren unaufhörlich in Kesseln von 12 Fuß Tiefe und etwa 20 F. Durchmesser, voll Hopfen und über Feuer gestellt. Hebemaschinen schaffen täglich 2500 Scheffel Malz auf den obersten Theil des Gebäudes, von [wo] aus es durch verschiedene Canäle nach den Orten vertheilt wird, [wo] es gebraucht werden soll. Die Tonnen werden fortgeschafft, ohne daß man sie berührt. Die Bottiche oder die Tonnen, worein [die] Flüssigkeit gegossen wird, nachdem sie die letzten Zubereitungen er[halten] hat, sind von riesenhafter Größe; der größte faßt 3[...] Faß, jedes zu 36 Gallonen, und solcher Gefäße sind 40 bis [...] da, wovon das kleinste 800 Faß hält. Der kleinste Bottich, wenn er voll Bier ist, enthält für 300 Pf. Sterling, und wenn man in diesem Verhältnisse die andern anschlägt, so enthält bloß der Keller ein Capital von 300,000 Pf. Sterling. Das Gebäude [ist] feuerfest, denn die Fußböden sind von Eisen und die Mauern [von] Backsteinen. Diese Brauerei liefert jährlich 250,000 Fässer Bier, womit man eine Flotte von 150 Schiffen, jedes von 200 Tonnen be[]laden könnte. London treibt einen äußerst wichtigen Handel, und [hat] 3/5 des ungeheuren brittischen Handels in seinen Händen. Man sch[ätzt] das Capital, welches seine Kaufleute im Umlaufe haben, auf mehr als 2000 Millionen Gulden. Die Stadt besitzt an 5000 Schiffe, und jährlich laufen in den Hafen, in welchem oft 1000 Schiffe beisammen liegen, 13000 Schiffe ein, und zu Lande fahren 40,000 Wagen und Karren mit Gütern ab und zu. Merkwürdig sind die nahe bei der Stadt, zum Behuf des westindischen Handels, von einer Gesellschaft mit 600,000 Pf. Sterling Kosten erbauten Docks. Dieser neue durch Kunst hervorgebrachte Hafen, in welchem alle Westindienfahrer ihre Waaren ein- und ausladen müssen, liegt Greenwich gegenüber, und besteht aus zwei ungeheuren Bassins, wovon das größere 200 bis 30[0]

Schiffe fassen kann. Schöne breite Quais mit großen prächtigen Magazinen, umgeben die mit Schiffen bedeckten Bassins. London ist der Sitz der Bank von England, der ostindischen Compagnie, und der Südsee-, der Levante-, der Hudsonsbai-, der afrikanischen und der englischen Heringsfischerei-Gesellschaft. Man zählt 72 Privatbanken, 2 privilegirte Assecuranzgesellschaften auf Schiffe und 14 andere Assecuranzgesellschaften. Die Zahl der Kaufleute, der Mäkler, der Schiffseigenthümer ꝛc. ist außerordentlich groß. Fast 1/3 der Volksmenge Londons wird durch Handel und Schifffahrt beschäftigt. Zum Beschluß liefern wir eine kurze Schilderung des täglichen Treibens dieser Riesenstadt. Der Morgen ist vor zehn Uhr ganz ruhig; kein Wagen, kein Karren, nichts geht vorüber. Die Milchweiber mit ihren reinlichen Milcheimern klopfen von Thür zu Thür, um die Mägde in Bewegung zu setzen, welche noch halb schlafend kommen, um die Milch zum Bedarf der Familie in Empfang zu nehmen. Den ersten beträchtlichen Lärm machen die Trommel und die Feldmusik der Leibwache, welche aus den Casernen kommt, um im Hyde Park ihre Uebungen vorzunehmen. Gegen 3 oder 4 Uhr des Nachmittags gibt die große Welt erst Lebenszeichen. Besuche machen, oder vielmehr eine Karte an der Thüre seiner Freunde abgeben, in den Läden umherlaufen, modische Neuigkeiten sehen, in einer Straße auf- und abfahren, endlich um 5 Uhr nach Hause kommen, um sich anzukleiden, ist die Skizze eines Londoner Vormittags. Nun fangen die Gassen an von einem Ende bis zum andern erleuchtet zu werden. Von 6 bis 8 Uhr des Abends nimmt der Lärm zu, denn man geht zum Mittagsessen. Die Kutschen, mit zwei Laternen versehen, erschüttern das Pflaster von allen Seiten her, folgen einander, durchkreuzen sich mit unglaublicher Geschwindigkeit. Plötzlich halten sie, ein Bedienter springt herab, läuft an die Thür, hebt den schweren Klöpfel auf, thut einen starken Schlag, hebt ihn wieder auf, thut kleine schnelle Schläge aus Leibeskräften, mit einer gewissen Kunst, nach einer Weise und einer Feinheit der Berührung, wodurch Stand, Rang und Vermögen seiner Herrschaft angezeigt wird. Zwei Stunden ohngefähr läßt es nach. Es tritt die große Crisis des Lärmens, des Putzens und der Eilfertigkeit ein. Man unterscheidet nichts mehr, als ein eintöniges, allgemeines Rasseln. Diese große Crisis dauert ohne Unterbrechung bis Mitternacht oder ein Uhr, nimmt dann den übrigen Theil der Nacht hindurch ab, bis man endlich bei Annäherung des Tages immer ferner und ferner nur noch einen einzelnen Wagen hört.

Londoner Bank (Bank von England) — nach ihrer ältesten, amtlichen Bezeichnung: the governor and the company of the bank of England, — die vornehmste unter den dermalen in Europa bestehenden Zettelbanken, und in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung die reichste Geld-Corporation in der Welt. — Schon seit den Fortschritten des englischen Handels unter Cromwell, noch mehr aber seit der im Jahre 1660 erfolgten Restauration des Hauses Stuart, hatte sich das Bedürfniß angemeldet, dem Privatcredite der einzelnen Handelshäuser in dem Gesammtcredite Aller oder doch Mehrerer eine Stütze zu verschaffen. In dem erweiterten Waarenhandel fühlte der einzelne Kaufmann das Bedürfniß, den in seinen Magazinen niedergelegten und dort auf den Käufer wartenden Werth inzwischen vermittelst darauf ausgestellter Wechsel oder durch einstweilige Verpfändung so zu realisiren, daß sein Capital durch anderweite Geschäfte in beständiger fruchtbarer Bewegung bleiben konnte. Die umlaufende baare Münze

stand zu der plötzlichen Ausdehnung des brittischen Handels in keinem Verhältniß, und die bekannte gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts eingetretene Verschlechterung und Verwirrung der brittischen Münzen, erschwerte die Circulation dieser unzureichenden Geldmittel noch mehr. Unter diesen Umständen war der Discont der Privatwechsel so wie der Zinsfuß überhaupt zu einer unerschwinglichen Höhe gestiegen: die Regierung konnte ihre Anticipations- und Creditgeschäfte selten unter einem Zins von 20, 30, ja 40 pCt. zu Stande bringen, wozu freilich auch die Verarmung der Krone während des Interregnums und die Verschwendungen K. Carls II. beitrugen. Regierung und Handelsstand hatten also ein gleiches Interesse, Handelscompagnien, Creditassociationen, und corporativen Verbindungen im Geldinteresse Vorschub zu leisten. Nur die damalige Unbestimmtheit der politischen Verfassung, die anerkannte Habsucht der Krone und vielfältige Gewaltstreiche machten jede Theilnahme der Regierung an solchen Verbindungen bedenklich. Die Revolution des J. 1688 erfolgte: Königin Maria und Wilhelm III. bestiegen capitulationsmäßig den Thron; Freiheit und Eigenthum wurden befestigt; die nahe Familienverbindung Englands mit dem damals in seiner höchsten Handelsblüthe stehenden Holland regte wohlthätigen Wetteifer an, und so kam im Jahre 1694 der längst genährte Plan einer Leih- und Zettelbank zu Stande. William Patterson, ein Schotte von großen merkantilischen Einsichten, und Michael Godfrei, nachheriger erster Vicegouverneur der Bank, gelten für die eigentlichen Stifter dieses Centralinstituts des brittischen Credits. Eine Gesellschaft von Kaufleuten bildete, vermittelst Aktien-Einlagen zu 100 Pf. Sterling, in 10 Tagen vom 21sten Juni bis 2. Juli 1694 einen Fond von 1,200,000 Pf. St. — Dieses Capital wurde der Regierung zu 8 pCt. Zinsen und weiterer jährlicher Prämie, unter dem Titel Verwaltungskosten von 4000 Pf. St. auf 11 Jahre bis zum 1. August 1705 vorgeschossen; nach dieser Verfallzeit sollte einjährige Aufkündigung eintreten, und mit Rückerstattung des Capitals von Seiten der Regierung sollten sämmtliche beiderseits daran geknüpfte Bedingungen erlöschen. Die von der Regierung über das Darlehn erhaltenen Obligationen (stocks) und deren von dem Parlamente garantirte und fundirte Zinsen, welchen die Einkünfte mehrerer Getränk- und anderer Taxen zugewiesen waren, bildeten also die Grundlage des Bankgeschäftes. Die auf solchem Grunde ausgestellten Noten sollten pfandweise gegen Wechsel, Gold, Silber und andere Waaren ausgegeben, und dadurch eben sowohl dem Privatcredite der Grundbesitzer, Fabrikanten und Kaufleute aufgeholfen, als dem Mangel an Geld- und sicherer Münzwährung abgeholfen werden. Indeß hatte dieser weise Plan mit vielen Hindernissen zu kämpfen: man fand den von der Regierung verheischten Zins von 8 pCt. zu gering für den Credit der Bank; selbst die Autorität der heiligen Schrift (Luc. 19, 23.) mußte zu Hülfe genommen werden, um die herrschenden Vorurtheile zu beschwichtigen. Für das der Regierung geleistete Darlehn wurde der Bankgesellschaft unter Autorität des Parlaments auf den verabredeten Zeitraum ein Freibrief (Charter) bewilligt, wonach derselben alle Rechte einer Corporation, auch die Erwerbung von liegenden Gründen und anderm Eigenthume, gestattet wurde. Ihr eigentlicher Wirkungskreis sollte auf den Handel mit Wechseln und edlen Metallen, und auf Pfandverleihungsgeschäfte beschränkt seyn, daher ihr nur der Verkauf der Producte ihrer Grundstücke, und der verfallenen Pfänder erlaubt, dagegen jeder

anderweite Waarenhandel unter der Strafe des dreifachen Werthes untersagt war. Eben so sollte sie mit dem Belauf der dreifachen Summe verfallen seyn, wenn sie sich ohne Bewilligung des Parlamentes mit der Regierung über den Ankauf von Kron-Ländereien und Gerechtsamen, über Anticipationen von Einkünften oder irgend ein Darlehnsgeschäft verständigte. Dieß war das erste Privilegium der Bank, welches hernach mehrmals vermittelst weiterer Darlehen an die Regierung, oder Herabsetzung der früher bewilligten Zinsen, prolongirt worden, und dermalen, unter den seit einem Jahrhundert eingetretenen Modificationen, bis zum Jahre 1833 rechtskräftig bestehet. Die Rechte der Grundstückerwerbung, so wie der Pfandverleihung gegen Waaren sind fast unbenutzt geblieben; die Bank ist, ungeachtet des ersten Entwurfes, niemals Lombard gewesen, sondern der Wechseldiskont und der Handel mit Gold und Silber wurden ihr Hauptgeschäft; und jedermann ersieht aus der ersten Anlage dieses Instituts, wie dasselbige sich im Laufe der Zeiten zu der dritten seiner großen Functionen, zu einer allgemeinen Geldagenzie der Regierung bei allen ihren Credit- und Anleihegeschäften, und zu einem Generalzahlamte derselben, heranbilden mußte. Die innere Verwaltung der Bank ist nach den Grundgesetzen folgende: jeder Interessent, der mit einem Aktiencapitale von 500 Pf. St. oder drüber Antheil nahm, erhielt eine Stimme in der Generalversammlung, aus deren Mitte der dirigirende Ausschuß der Bank gewählt wurde; keiner aber, wie groß auch sein Antheil sey, sollte mehr als Eine Stimme führen können. Der erwählte Directionsausschuß sollte aus einem Gouverneur von mindestens 4000 Pf. St. Aktieneinlage, aus einem Vicegouverneur von mindestens 3000 Pf. St. und aus 24 Directoren von 2000 Pf. St. bestehen, mindestens 13 anwesende Mitglieder dieser Direction, die beiden Gouverneure mit eingeschlossen, sollten allemal zur Fassung eines gültigen Beschlusses erforderlich seyn. Die Dividende, so wie jede Veränderung in der Grundeinrichtung der Bank sollte nicht von der Direction, sondern nur von einer Generalversammlung beschlossen werden können. Die Bank setzte in den früheren Zeiten zweierlei Papier in Umlauf: zinsentragende Obligationen unter dem Namen der Siegelscheine (sealed bills), welche einen beträchtlichen Zins abwarfen, und eigentliche Banknoten (cash notes), von denen nur diejenigen, welche 20 Pf. St. überstiegen, verzinset wurden. So vorsichtig man in Creation dieser Papiere zu Werke ging, so zeigte sich doch bald, daß ein zur Erhaltung dieses Instituts wesentlicher Umstand übersehen worden war. Keine Privat- oder öffentliche Bank kann ohne ein festes Münzsystem auf die Dauer bestehen; das ganze englische Münzwesen war, wie schon bemerkt, in der größten Verwirrung, und wenn auch der Scharfsinn eines Newton zu dessen Berichtigung aufgeboten wurde, so störte bis dahin nichts destoweniger die ganz zertragene und verfälschte Circulation des Landes alle merkantilischen Verhältnisse. Die Bank hatte bei Ausfertigung ihrer auf Sicht auszuwechselnden Noten die schlechte Silbermünze nach der gesetzlichen Bewerthung und Guineen zu dreißig Schilling angenommen. Nachdem das Parlament die Umprägung der Silbermünze beschlossen hatte — eine Maßregel, die zu ihrer Ausführung mehrere Jahre erforderte — wollte niemand die alte, schlechte Münze bei der Präsentation seiner Note von der Bank zurücknehmen; die Umprägung konnte mit der vermehrten Nachfrage nach baarem und gutem Gelde in der Bank nicht gleichen Schritt halten; ein allgemeines Mißtrauen in die neue Anstalt verbreitete sich, die Directoren mußten

zweimal die Aktionärs zu Hülfe rufen, und sie zu einem jedesmaligen Zuschuß von zwanzig pCt. zur ursprünglichen Einlage bestimmen; nichts desto weniger genügte der baare Vorrath nicht; die präsentirten Noten konnten nur theilweise, mit 10 pCt. jede 14 Tage abschläglich, zuletzt gar nur mit 3 pCt. in 3 Monaten realisirt werden; es blieb kein Ausweg als mit Siegelscheinen von der oben erwähnten verzinslichen Art die präsentirten Noten einzulösen. So geschah es, daß die Bank im Jahre 1697, drei Jahre nach ihrer Stiftung, und genau hundert Jahre vor der großen und merkwürdigen Crise, die sie in unsern Tagen erlebt und überstanden hat, ihrem Untergange nahe war; ihre Noten wurden im öffentlichen Verkehr nur gegen einen Diskont von 15 — 20 pCt. angenommen. Es erfolgte eine Untersuchung von Seiten einer Comittee des Hauses der Gemeinen; man überzeugte sich, daß der Mißcredit der Bank nicht in übertriebener Emission der Papiere, sondern in dem beklagenswürdigen Verfall des Nationalcredits seinen Grund habe, und daß, um auf beiden Seiten aufzuhelfen, die Grundmacht der Bank verstärkt werden müsse. Das Parlament verordnete demnach eine Erweiterung des Bankcapitals vermittelst einer Subscription, nicht in baarem Gelde, sondern zu vier Fünftheilen in umlaufenden Schatzkammerscheinen und einem Fünftheile in cirkulirenden Banknoten, und prolongirte zugleich das Privilegium der Bank auf weitere fünf Jahre bis zum 1. Aug. 1710, mit der Erklärung, daß keine anderweite Bankverbindung dieser Art gestattet werden solle. Diese Maßregel hatte die glücklichste Wirkung; statt gehoffter 3,600,000 Pf. St. wurden zwar nur 1,000,000 Pf. St. unterzeichnet, jedoch dadurch 200,000 in Banknoten und 800,000 in Schatzkammerscheinen der Cirkulation enthoben; hiermit ward das Uebel an seiner Quelle gehemmt; gute Staatsökonomie und die vollendete Umprägung der Münze hoben das öffentliche Vertrauen, und mit dem Eintritte des neuen Jahrhunderts war der Credit der Bank, ungeachtet der durch den spanischen Erbfolgekrieg und durch die Furcht einer Invasion des Prätendenten in Schottland veranlaßten geringeren Crisen, dauerhaft befestigt: die Regierung einer- und die Nation andererseits fühlten mehr und mehr die Unentbehrlichkeit ihrer Vermittlung; selbst die Großen des Reichs, die Herzoge von Marlborough, Sommerset, Newcastle und andere unterstützten sie mit ihrem persönlichen Credit. Hinfort konnten nur Ereignisse, welche die Nation von Außen bedrohten, augenblickliche Verlegenheiten in der Bank herbeiführen; die merkwürdigsten Crisen dieser Art waren die des Jahres 1745 und insbesondere die des Jahres 1797. Die erstere ward durch den Allarm veranlaßt, den die Expedition des Sohnes des Prätendenten nach Schottland und dessen Fortschritte zu London verbreitete. — Die Bank ward um die Realisation ihrer Noten bestürmt, und alle Künste der Zeitgewinnung, Zahlung in kleiner Silbermünze und ähnliche verzögernde Maßregeln vermochten nichts, als daß sie den Andrang des Publikums vermehrten. Dies bestimmte am 28. Sept. desselben 1745sten Jahres — einem deshalb in der Geschichte des neuen Geldwesens unvergeßlichen Tage — eine Gesellschaft von Londoner Bank- und Kaufherren zu der Erklärung, daß sie die Banknoten überall an Zahlungsstatt annehmen, und auch selbst zu deren vereinzelter Realisation aus allen Kräften beitragen würden: eilfhundert Individuen unterzeichneten diese Erklärung, das Gedränge an den Tischen der Bank war verschwunden, und ihr Credit vollständig wieder hergestellt. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit zum er-

n Male eine gewisse, von den vorhandenen baaren Mitteln unab- ngige Centripetalkraft des Credites, und eine Consolidation des tionalen Geldinteresse, welche, falls die in der Natur des Welthan- ls und der edlen Metalle liegende Centrifugalkraft zu allen Zeiten it weiser Vorsicht berücksichtigt wurde, ein Geldsystem herbeiführen nnte, dessen Erschütterung nur möglich war, in wie fern England bst in seinen Grundvesten wankte. Von da an hat sich in den fol- nden 50 Jahren das Interesse der Bank mehr und mehr in das nteresse der Regierung und jedes einzelnen Handelshauses von Eng- nd verwoben, und es ist eine Wechselverbürgung jedes einzelnen auses durch die Bank, wie der Bank durch jedes einzelne Haus zu tande gekommen, die es allein erklärlich macht, wie dieses große nstitut, und England mit ihm, seine letzte und größte Crise im J. 797 hat überstehen können. Das der Dividende unterworfene Ac- encapital der Bank hatte sich in dem ersten Jahrhundert seiner Ent- ehung, von 1694 bis 1794, von den ursprünglichen 1,200,000 Pf. St. auf 11,642,400 Pf. St. erhoben. Das Hauptgeschäft der Bank, ie Discontirung guter Wechsel vermittelst ihrer Noten, hatte seine arantie in sich; eben so die Geschäfte mit der Regierung, weil die Bank für geleistete Zahlungen und Vorschüsse entweder directe Vor- heile, die Verlängerung ihres Privilegiums, eine Tantieme von 450 f. St. für jede Million, die sie als Zahlamt der Regierung verwal- ete u. s. f., bezog, oder durch die Autorität des Parlaments, durch chere Unterpfänder und durch die Fundirung ihres Guthabens gedeckt ar. Das Effectivvermögen der Bank (nach Colquhouns Angabe sich ermalen auf 25 Mill. Pf. St. belaufend) war so sicher gestellt, daß ine völlige Unbekanntschaft mit ihrer inneren Einrichtung dazu ge- örte, um ihre innere Solidität zu bezweifeln. Je vollkommener aber as inländische Geldsystem wurde, welches auf den Operationen der Bank von England beruhte, und je unabhängiger ihr Hauptzahlungs- nittel, die Banknoten, von dem Zu- und Abströmen der Gold- und Silbermassen wurde, um so größer erschien die Gefahr, daß England nd die Bank einmal unter dem Drange äußerer Weltbegebenheiten on allen baaren Geldmitteln entblößt, und dadurch sowohl in politi- cher, als mercantilischer Hinsicht von der übrigen Welt abgeschnitten verden könnte. Deßwegen war das Hauptaugenmerk der Bank die Erhaltung der baaren Vorräthe im Lande und in ihren Coffern, und s kann ihr das Zeugniß einer unermüdeten Wachsamkeit in beiden Rücksichten nicht versagt werden. Es reichte nicht hin, daß sie mit en erfoderlichen Vorräthen versehen war, wenn die Cirkulation des andes vertrocknete, weil der Mangel auf dem Markte unmittelbar uf ihre Coffer reagirt, und selbige geleert haben würde. Dieser vichtige Umstand, eine Folge der zwischen der Bank und dem Han- delsstande stehenden Verbindung auf Tod und Leben, darf nicht über- ehen werden, wenn man die Crise des Jahres 1797 richtig beurthei- en will. Der im Jahre 1793 ausgebrochene Krieg gegen die franzö- sische Revolution hatte an Kriegskosten, Subsidien, Wiedererstattung des Werthes genommener neutraler Schiffe u. s. f. eine große Aus- fuhr baaren Geldes in Münzen und in Barren veranlaßt. Der Preis der Goldbarren war schon im October 1795 um 3 bis 4 pCt. über den Münzpreis gestiegen, dadurch eine Prämie auf das Ein- schmelzen und Ausführen der Goldmünzen gebildet, und demnach die Auswanderung des größten Theils derselben zu besorgen. Die baare Cirkulation von England bestand in Gold; Silbermünzen wurden

nur zum Auswechseln der Guineen verwendet. Schon im De
1794 bestürmten die Bankdirectoren Herrn Pitt mit ihren desfalls
Besorgnissen beschloßen ihre baare Zahlungen auf sichere Effecten d
Regierung möglichst zu limitiren, und gaben jedesmal mit äußerst
Widerstreben nur der Erwägung nach, daß die Existenz Englands
selbst und ihre eigene auf dem Spiele stand, wenn die alte Ve
dung zwischen der Regierung und der Bank gerade im Augenblick
des Krieges und der Gefahr abgeschnitten wurde. Die Summe,
welche die Bank mit der Regierung in Verrechnung stand, hatte
Anfang des Jahrs 1797 7 1/2 Mill. überstiegen; die Summe der
laufenden Banknoten betrug damals 8,640,000 Pf. St.; Noten unter
5 Pf St. wurden damals noch nicht ausgefertigt. Die Drohung
einer französischen Invasion, Unruhen in Irland und selbst auf
Flotten, verbreiteten ein panisches Schrecken im Innern des Landes.
Jedermann wollte sich in baaren Vorrath setzen. Bei allen Pro
zialbanken (country banks, kleineren Privatunternehmungen in
Provinzen, die sich wie Planeten um das große Centralinstitut
Bank her gebildet hatten, und deren Anzahl sich dermalen auf
beläuft) wurden die cirkulirenden Noten präsentirt; diese foderten ba
Rimessen von ihren Londoner Correspondenten, und diese letzt
drängten an die Bank von England; die Anzahl der Präsentationen
bei der Bank stieg nach dem 20. Febr. 1797 von einem Tage zum
andern um das Vierfache. Freitags den 24sten wartete die Direction
Herrn Pitt auf, stellte die fürchterliche Lage der Dinge vor, und
zeigte, daß ohne unmittelbare Hülfe das gesammte Zahlungsgeschäft
für die Regierung in Stockung gerathen müsse. Die Versammlung
des geheimen Rathes wurde berufen, der der König in eigener Person
präsidirte, und nach einer langen lebhaften Debatte ein Befehl an die
Bank beschlossen, wonach dieselbe mit den baaren Zahlungen unmittel
bar und auf so lange einzuhalten habe, bis das Parlament die zu
Sicherstellung des allgemeinen Credites erfoderlichen Beschlüsse gefaßt
haben würde. Die Direction der Bank publicirte diesen Befehl am
27. Febr., und kaum war er bekannt geworden, als auch schon drei
tausend der ersten Banquiers und Kaufleute unter dem Vorsitze de
Lordmayors von London einmüthig erklärten, daß sie bei jeder Zah
lung Banknoten für baares Geld annehmen, auch das Aeußerste
thun würden, um selbst alle ihre Ausgaben in Banknoten zu be
streiten; eben diese Erklärung gaben die sämmtlichen Mitglieder des
Geheimenrathes; und nach einer flüchtigen Bestürzung von zweimal
vier und zwanzig Stunden war die größte Gefahr, welche England
jemals erlebt, so überstanden, daß alle Geschäfte ihren ruhigen Gang,
als wenn nichts vorgefallen wäre, fortsetzten. Ein allgemeines und
untrügliches Gefühl im Handelsstande, so wie späterhin bei den wie
derholten Erörterungen dieser großen Angelegenheiten im Parlament
entschied: 1. daß der brittische Handel ruinirt sey, wenn die disc
tirende Vermittlung der Bank aufhöre, oder auch nur beträchtlich
beschränkt werde; 2. daß der Staatscredit gebrochen sey, wenn die
Bank ihre Discontirung sicherer Regierungseffecten (denn darin be
stand der Verkehr der Regierung und der Bank) einstelle oder auch
nur limitire; 3 daß die baaren Zahlungen der Bank dem Publikum
von England keineswegs zu gute kämen, indem sie, bei der Gemein
schaft des Schicksals zwischen England und seiner Bank, aus densel
ben Gründen, wie aus den Coffern der Bank, so ins Ausland wandern
würden; 4. daß also England mehr damit gedient sey, daß kein

ank bestehe, als daß sie auf Kosten ihrer Existenz ihre augenblick-
en Zahlungsverpflichtungen erfülle, an welcher Fähigkeit überdies
emand zweifelte; 5. daß die durch die Bank verursachte solidari-
: Handelsverbindung von England schlechthin unersetzlich, der Gold-
ngel aber und die daraus herrührenden Zahlungsschwierigkeiten
übergehende Uebel seyen; 6. daß die Bank und die edeln Metalle
: Führung der brittischen Geschäfte zwar gleich wesentlich, jedoch
ie das Prinzipale, diese das Accessorium seyen; 7. daß die Unter-
chungen der Zahlungen an der Bank von England das einzige
ittel seyen, um dem Ausströmen des Goldes entgegenzuwirken, weil
r die Bank jene anziehende Kraft besitze, welche in dem gelegenen
itpunkte die erfoderlichen Geldvorräthe herbeischaffen könne. In
:sem Sinne entschied das Parlament in seiner Acte vom 3. Mai
sselben Jahres für die Restriction der baaren Zahlungen
e seitdem bis jetzt ununterbrochen fortgedauert hat, ohne daß da-
rch der öffentliche und der commerzielle Credit die mindeste Erschüt-
tung erfahren hätte. In wie fern England selbst bestehet, ist mit
icherheit anzunehmen, daß in Zukunft baare Zahlungen an der Bank
n England nur dann Statt finden werden, wenn Goldpreis und
Jechselcurs günstig stehe, in allen andern Fällen aber die Restriction
r Zahlungen, eben so unnachtheilig für das Ganze, wieder eintre-
n werde. Während der 21 Jahre, in denen nunmehr die Suspen-
on der baaren Realisation der Londoner Banknoten Statt gefunden
ıt, haben die Papiere im gesammten innern Verkehr von England
inerlei directe Depreciation erlebt; in den ersten 12 Jahren dieses
ahrhunderts bildeten sie fast ausschließlich die Cirkulation von Groß-
ritannien; die Goldmünze war in Folge der unerhörten Theurung
es Barrengoldes (bullion *) verschwunden; nichts desto weniger

*) Bullion, in seiner eigentlichen Bedeutung Golderz, gegenwärtig nach einem in England angenommenen Sprachgebrauch: alles ungeprägte Gold und Silber in Stangen oder Barren. Dieses Wort hat seit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts eine, für mehr als England, erhebliche Bedeutung gewonnen, da es sich nämlich um die große Frage handelte: ob der gelegenheitliche Mangel der in der ganzen Welt hochgeachteteren Waare des Bullion, und die daraus herrührende Erschwerung aller Verbindungen mit dem Auslande, hinreiche, auf die Herabwürdigung eines in allen übrigen Rücksichten zuverlässigen und gültigen Nationalgeldes, wie es die Noten der Londoner Bank für England geworden waren, zu schließen? In den Jahren 1808 bis 1810 nämlich war der Preis einer Unze dieses Barren-Goldes, wofür die brittische Münze 3 Pf. 17 Sh. 10 1/2 P. bezahlt, und aus welchem sie nach diesem Verhältnisse Guineen zu 21 Sh. ohne allen Schlagschatz prägt, auf dem Markte bis zu 4 Pf. und 8, 10, auch 12 Sh. gestiegen. Da nun das in einer Guinee befindliche, gesetzlich 21 Sh. der Landeswährung geltende Gold auf dem Bullionmarkte durch die Preissteigerung des rohen Goldes gegen 25 Sh. kostete, und das bloße Einschmelzen des gemünzten Goldes und dessen Verkauf als Bullion einen Vortheil von 15 — 18 pCt. eintrug, so darf das Verschwinden sämmtlicher umlaufenden Goldmünze nicht befremden. In demselben Verhältnisse, als sich die Guineen verloren, mußte sich das Bedürfniß und die Nachfrage nach den Londoner Banknoten vermehren, die auch den Mangel des cirkulirenden baaren Mediums so vollständig ersetzten, daß innerhalb der Gränzen von England keine wesentliche Störung des Verkehrs und des Eigenthumes wahrzunehmen war.

haben sich alle Lebensbedürfnisse und Waaren, mit einziger Ausn[...] des Bullion und der Wechsel, auf dem gewöhnlichen Wege einer [...] mähligen Preissteigerung erhalten, und es ist keine Spur einer [...] lichen Steigerung, wie sie den eigentlichen Unfall eines umlaufen[...] Cirkulationsmittels anzuzeigen pflegt, erweislich zu machen. [...] kann also behaupten, daß die Banknoten als Nationalwährung [...] geachtet ihrer durch das Verschwinden des baaren Geldes nothwe[...] gewordenen zwei- und dreifachen Vermehrung, nicht depreciirt [...] den seyen; sondern daß sie nur im Verhältniß gegen das Au[...] oder in ihrer Eigenschaft als Weltwährung, unter den unerh[...] Umständen des Krieges, insbesondere aber durch die unter dem [...] men der Continentalsperre bekannte Blokade von England, eine [...] mentane Herabwürdigung erfahren haben. Da aber ein Krieg, [...] ein Weltkrieg zumal, wie ihn England führte, nichts anders ist, [...] ein Versuch des Auslandes, den Staat und die Nation herabzuwür[...] digen, und da dieser Versuch glänzend mißlungen ist, so ist auch [...] Depreciation der Banknoten auf dem Continentalmarkte nur als [...] correlates, vorübergehendes Kriegsereigniß anzusehen. Ein Geld[...]

Diese unerhörte Erscheinung ist nur aus der vollkommenen Verfass[...] der Londoner Bank (s. diesen Art.), insbesondere aber aus dem Um[...] stande zu erklären, daß keine einzige Banknote willkührlich, sondern [...] auf jedesmaliges Verlangen der Regierung oder der Privaten, gegen vol[...] ständiges Unterpfand solider Privat- und öffentlicher Effecten, als ein [...] wahres Discontgeld, creirt wurde, und daß demnach das emittirte [...] Papier nicht bloß, wie ein gewöhnliches Papiergeld, vom Mittelpunkt [...] ausströmte, sondern eben so regelmäßig und nothwendig mit dem Ver[...] der Wechsel und Effecten an die Bank zurückkehrte. Es war augenschein[...] lich, daß ein solches bloß auf effective Nachfrage creirtes Discontpa[...] niemals das Bedürfniß des inländischen Marktes übersteigen konnte, da es, wenn der wahre Bedarf, nämlich das Verlangen nach den D[...] contirungen, erlöschte, nicht, wie ein willkührliches Papiergeld, [...] sondern die Canäle der Cirkulation unmittelbar wieder verließ. Da aber London nicht bloß inländischer Markt ist, sondern auch Weltmarkt, so mußte zur ganz vollkommenen Organisation jenes Discontgeldsystems noch die Bedingung hinzugefügt werden, daß jede von der Bank creirte Note zu allen Zeiten an derselben präsentirt, und, als ein Wechsel a[...] Sicht, baar realisirt werden konnte. Hierdurch blieben die Banknoten nicht nur im Gleichgewicht mit der effectiven Nachfrage des Inlandes, sondern selbst des Auslandes, weil bei allen zum Discont präsentirten Wechseln und Effecten nunmehr nicht bloß auf die inländische Sicherheit und Solidität, sondern auch auf die Zahlbarkeit in edeln Metallen gese[...] hen wurde. Dieser größeren Vollkommenheit hatte die Bank von Eng[...] land bis zum Jahre 1797 genüget, als der französischer Seits gegen Großbritannien unternommene Exterminationskrieg diesen Staat in die Nothwendigkeit brachte, sich selbst in Belagerungsstand zu versetzen. Die von dem Parlamente verordnete Suspension der baaren Zahlungen der Bank war eine der Hauptmaßregeln dieses Belagerungsstandes; die Bank[...] noten hörten auf als Weltwährung zu bestehen, beharrten aber ohne al[...] Herabwürdigung als eine allen innern Bedürfnissen genügende Landes- oder Staats-Währung. Als nun, nach langen erfolglosen Demonstrationen von Seiten des Feindes, die eigentliche Belagerung (die Continentalsperre) eintrat, und Ausfälle aus der Festung, Landungen und Kriege in Hol[...] land und Spanien, Diversionen im Rücken des Feindes, und mancher[...]

das in sich selbst bestand, konnte so wenig als eine Nation, die sich selbst baute, zu Grunde gerichtet werden. Dergestalt nun ist Bank von England der Grund und Schlußstein seiner ganzen ergleichlichen Haushaltung, so wie das Parlament der Schlußstein :s rechtlichen und nationalen Daseyns; und so wie im gemeinen n die innere Sicherheit des Charakters und nicht die äußeren instigenden Umstände den Mann machen, so macht die innere er- te Bindung alles Privatcredites durch die Bank, und nicht die sse der baaren Mittel, den Credit und den Reichthum von Groß- annien. In wie fern die Bank ihrer natürlichen, durch große fungen befestigten Verfassung getreu bleibt, wofür Regierung und k die gleiche Bürgschaft leisten, wird es an der nothwendigen und ntlich dienlichen Masse der edlen Metalle nicht fehlen: alles die- in der Voraussetzung, daß die rechtliche Verfassung des Landes, den ganzen Coloß von Ruhm und Segen letzten Ortes zu tragen , besteht, und nicht etwa von den leichtsinnigen Reform-Ideen Jahrhunderts überlaufen wird. A. M.

Versuche, den Entsatz zu bewirken, nothwendig wurden, waren die in England vorhandenen baaren Geldvorräthe bald verbraucht, und es trat ein Mangel an diesem Kriegsbedürfnisse ein, der um so empfindlicher war, weil England im Friedensstande mit allen übrigen Welttheilen verharrte. Die Theurung der Goldbarren und der ausländischen Wechsel nahm in der beschriebenen empfindlichen Progression zu. Da nun erhob sich inner und außer den Thüren des Parlaments die Besorgniß, daß eine zu weit getriebene Emission der Banknoten jene Steigerung der Gold- und Wechselpreise bewirken möchte, daß also vielleicht die Suspension der baaren Zahlungen der Bank diese für den Commerz des Landes schwer drückende Calamität veranlaßte. Das Parlament setzte zur Untersuchung der Sache einen Ausschuß nieder, der unter dem Namen des Barren-Ausschusses (der bullion-committee) eine große und gerechte Celebrität erlangt hat. Außerdem waren die größten Talente des Landes, die Jahre 1810 und 1811 hindurch, fast ausschließlich mit diesem Probleme beschäftigt. Der Bericht der Committee, die lehrreichen Zeugenverhöre (minutes of evidence) derselben, und eine ganze Bibliothek ausgezeichneter und geistreicher Schriften über die Bullionangelegenheit sind ein Denkmal des Ernstes und Tiefsinns, womit die große Nationalangelegenheit behandelt worden, und eine Schule für jeden Staatswirth des gebildeten Europa. Das C resultat, welches jedoch erst nach eingetretenem Frieden übersehen werden nte, war, daß keine Depreciation der Banknoten als Staatswährung, wohl aber eine momentane Herabwürdigung derselben als Weltwährung, als leichtverschmerzliche Kriegslast Statt gefunden. Ohne daß die b en Zahlungen der Bank hergestellt worden sind, haben sich Bullionpreise und Wechselcours nach dem Frieden in ihr altes und natürliches Niveau zurück begeben; aber die Frucht aller jener vielbesprochenen Besorgnisse ist für England und Europa gleich erheblich; die unvergleichliche Einrichtung des Geldstaates von Großbritannien und sein ganzes inneres Getriebe ist ans Licht gekommen; England ist dessen, was es im natürlichen Laufe seiner Entwickelung erworben, bewußt, also mächtig und sicherer, und eine Wissenschaft des Geldumlaufes ist möglich geworden. (Durch diese Anmerkung wird der über denselben Gegenstand im zweiten Bande enthaltene Artikel Bullion überflüssig gemacht.) A. M.

Londoner Theater. Die Zahl derselben beläuft sich gegenwärtig auf eilf, eine Anzahl, welche bei einer Bevölkerung von mehr als einer Million Menschen gegen Paris gering genannt werden kann. Auch würde sich ihre Zahl bald vermehren, wenn es nicht zur Gründung eines neuen Theaters einer besondern Parlaments-Acte bedürfte. Wir führen hier die wichtigsten und einige ihrer vorzüglichsten Schauspieler an. 1) Drurylane. Das vorige Gebäude brannte am 2. Febr. 1809 ab, und das jetzige neugebaute wurde am 10. Febr. 1814 wieder eröffnet. Die Logen haben Platz für 1200, das Parterre für 800, die Gallerien für 480, die oberste Gallerie für 280 Personen; das Ganze kann also über 2800 Zuschauer fassen. Die Einrichtung ist prachtvoll, und man hält dies Theater für eins der schönsten und geschmackvoll angeordnetesten, nicht bloß in England, sondern in ganz Europa. Wyatt war der Architekt. 2) Coventgarden. Auch hier wurde das ältere Gebäude im Sept. 1808 durch Feuer zerstört, aber schon nach kaum einem Jahre wieder eröffnet, nämlich am 18. Sept. 1809. Der Architekt war Smirkl. Der Haupt-Charakter der innern Einrichtung ist Eleganz; wie beim Drurylane-Theater Pracht. Man versuchte bei der neuen Eröffnung die Preise zu erhöhen, allein das Publikum foderte sechs Wochen lang bei jeder Vorstellung die alten Preise zurück, und es gab darüber jeden Abend so tumultuarische Auftritte, daß die Verwaltung endlich nachgeben mußte. Man bezeichnet diese Vorfälle in den Londner dramatischen Annalen mit dem Namen: o. p. (old prices) war. 3) Das Italienische Opernhaus. Dieß große Institut der Londner großen Oper bahnte sich in einem hundertjährigen Kampf den Weg gegen die Vorurtheile des Volks und den Parteigeist der Nationalbühne, ist aber bei dem ungeheuern Aufwand, den dasselbe durch die immer steigenden Ansprüche der fremden Künstler erheischt, immer noch nicht fest begründet, ohnerachtet es vom Adel und dem gebildeten Publikum wegen seiner Eigenthümlichkeit und der reizenden Anmuth höherer Ton- und Tanzkunst sehr begünstigt wird. Das jetzige Gebäude wurde vor etwa 30 Jahren neu gebaut, im Innern aber vor zehn Jahren nach eines italienischen Architekten, (Marinari's) Angaben neu ausgebaut, und höchst prachtvoll und elegant angeordnet. — Nach diesen drei Haupt-Theatern, welche übrigens vom Mai bis September geschlossen und nur im Winter oder vielmehr vom 15. Sept. bis 15. Mai (the season genannt) dem Publikum geöffnet sind, ist auch der Zustand der dramatischen Kunst in England zu beurtheilen. — Drurylane und Coventgarden sind Nebenbuhler sowohl in den Darstellungen der Tragödie, als des Dramas und des Lustspiels, und suchen beide die ersten Schauspieler der Nation für sich zu gewinnen. Diese gehen daher oft von dem einen zu dem andern über. Die bedeutendsten englischen Schauspieler der jetzigen Zeit sind die Familie Kemble (s. d. Art.), Cooke, Kean, Young, Fisher, und die Damen Siddons, O'Neil, Somerville, Davenport, Stephens und Egerton. Die Italienische Oper sucht jederzeit die ausgezeichnetsten Talente für sich zu gewinnen. So glänzten in neuerer Zeit die Damen Grassini, Catalani, Marianne Sessi, Sarina Sachi hier in der schönsten Blüthe ihrer Talente. Gegenwärtig gehören Ambrogetti (der erste Don Juan auf den europäischen Bühnen), Crivelli, Braham, die Damen Fodor, Borroni, Ambrogetti, Bertinotti, zu den ersten Zierden dieser Bühne. Das Ballet

wetteifert mit dem von Paris und Neapel; das Orchester ist unübertrefflich. — 4) Haymarket-Theater ist den Sommerdarstellungen gewidmet, und wird an demselben Tage eröffnet, wo die großen Theater ihre Vorstellungen beschließen; es hört dagegen mit den seinigen auf, wenn die ihrigen wieder beginnen. Die Gattung seiner Darstellungen ist wie bei Drurylane und Conventgarden, und auch Opern. Die bei den beiden großen Theatern engagirten Schauspieler gehen für die Sommer-Jahrszeit theilweise zum Haymarket-Theater. Der berühmte Samuel Foote war der erste Eigenthümer von Haymarket; von ihm ging es auf George Colman über, dessen Sohn der jetzige Eigenthümer ist. 5) English Opera House, auf dem Strand (eine der Hauptstraßen Londons). Das Pariser Theater in der Straße Feydeau, und daher kurzweg Theatre Feydeau genannt, hat dem Unternehmer Hrn. Arnold bei der Errichtung vorgeschwebt. Es ist übrigens kaum fertig; daher kann über den Erfolg dieser Unternehmung noch nichts gesagt werden. Die übrigen Theater sind: Royalty Theatre auf Wellclose square (zu Pantomimen). Sadlers Wells (ebenfalls für Pantomimen, Ballete, Seiltänze und dgl.), Amphitheater of Arts (für Reit- und Voltigeur-Künste), Newroyal Circus oder Surrey Theater (ebenfalls für Reitkünste, Pantomimen u. dgl.), Olympic Pavillon von Astley errichtet, und jetzt in den Händen des beliebten Schauspielers Elliston (s. d. Art.), wie er es früher vom Surrey-Theater war. Es gibt Farcen und andere kleine Darstellungen, worüber es aber kürzlich von den großen Theatern angefochten wurde. Der darüber geführte Streit wurde mit vielem Witz geführt; — Sans pareil Theater auch im Strand (zu kleinen Singspielen, National-Gesängen, Farcen bestimmt), Minor-Theater, in der Catharinenstraße am Strand (ähnlichen Darstellungen wie das Vorherige gewidmet).

Longwood, jetziger Wohnort oder Staatsgefängniß Napoleon Bonaparte's, ehemaligen Kaisers von Frankreich, der seit dem 18ten Oct. 1815 unter genauer Verwahrung der brittischen Regierung sich hier befindet. Ein enger, gewundener, mit Abgründen umgebener Steig führt von James-Town, der einzigen kleinen Stadt der Insel St. Helena (s. d. Art.), zu einer 1 1/2 Stunden entfernten ebenen Fläche auf der Höhe dieser felsigen Insel. Diese ohngefähr 1 Stunde im Umfang habende kleine Ebene, die einzige auf St. Helena, endigt sich an einer abschüssigen, in bedeutender Höhe über das Meer herabhangenden Klippe, und enthält in ihrer Mitte Longwood, das kleine hölzerne Wohnhaus des Exkaisers. An jedem Zugange ist es mit Schildwachen, welche regelmäßig abgelöset werden, umgeben. Eine in einiger Entfernung befindliche Officierswache läßt kein Individuum ohne einen eigenhändig vom brittischen Admiral unterschriebenen Paß zu. Dieser Bezirk ist der einzige Raum, der dem Staatsgefangenen gelassen ist, um sich einige Bewegung zu machen. Ueberdieß liegt an der Gränze desselben ein Lager von 250 bis 300 Mann, und auf jeder Anhöhe, auf jedem Standpunkte, der einen Blick auf seine Bewegungen zuläßt, stehen Schildwachen. Der erwähnte enge Weg von James-Town ist der einzige Zugang, und auch auf demselben sind allenthalben in bestimmten Reihefolgen, Piquets und Schildwachen aufgestellt. So ist für die Sicherheit zu Lande gesorgt. Auf der See hat man noch viel größere Sorge getragen, das Entweichen

Napoleons unmöglich zu machen. Kein Schiff kann sich in irgend einer Richtung der Insel nähern, ohne von einigen der zahlreichen Signalposten erblickt zu werden, die rund um die Insel aufgestellt sind, und beständig mit einander in Verbindung stehen. Sobald man ein fremdes Segel sieht, werden Signale an die Kreuzer gemacht, welche in zwei Divisionen getheilt, einander beständig in der Beobachtung dieses Punkts des Oceans ablösen. Sie entfernen sich bis zu einem bestimmten Punkte vom Ankerplatze, und segeln dann dem Winde oder andern Umständen gemäß, bis sie die ganze Insel umschifft haben. Wenn sich irgend ein Schiff nähert, so segeln sie sogleich auf dasselbe zu, untersuchen es auf das sorgfältigste, und bringen es nöthigenfalls zur genauen Prüfung des Admirals auf. Doch erlaubt man ihm nicht, vor Anker zu gehen, wenn es nicht ein königliches Kriegsschiff oder ein Ostindienfahrer ist, und diesen nur unter sehr genauen Vorsichtsmaßregeln. Die Unterhaltung und Bewachung Napoleons kostet England große Summen, welche man auf 2 bis 300 000 Pf. Sterling berechnet; denn außer den Kosten des Unterhalts Napoleons und seiner Umgebung, und der Garnison und der Flottille, sind die Besoldung des Gouverneurs von 4000 auf 12.000 Pf. Sterling, und die des Admirals nach demselben Verhältniß erhöhet.

Longus, der Verfasser eines griechischen Romans, Poimenica, welcher die Liebe des Daphnis und der Chloe erzählt, lebte wahrscheinlich zur Zeit Theodosius des Großen. Von seinen Lebensumständen ist nichts bekannt, noch wird er von irgend einem Alten erwähnt. Sein Werk ist eine durch Einfachheit anziehende Dichtung, und enthält verschiedene schöne Beschreibungen. Die ältern Ausgaben, unter denen die Villoisonsche die beste ist, enthalten das Werk nicht so vollständig, wie wir es 1810 durch Courier (Rom, 8vo) erhielten. Dieser ergänzte aus einem florentinischen Codex eine bedeutende Lücke, beging aber die Unvorsichtigkeit oder Schändlichkeit (und letzteres ist das wahrscheinlichste), nach genommener Abschrift die Seite des Codex, welche jene Ergänzung enthielt, durch einen ungeheuern Tintenklecks völlig unleserlich zu machen, welchen Klecks der mit Recht darüber entrüstete Bibliothekar del Furia im Kupferstich, nebst einem Bericht des ganzen Hergangs dem Publikum vor Augen gelegt hat.

Löthen heißt zwei Stücke Metall vermittelst eines weichern und zu diesem Zwecke flüssig gemachten Metalles oder Metallgemisches, Loth genannt, mit einander verbinden. So löthet man Gold mit Silber; Silber mit einem Gemisch von Silber und Messing, auch mit Zinn; Eisen mit Kupfer oder Messing u. s. w. Das Instrument, welches man beim Löthen gebraucht, heißt das Löthrohr und dient dazu, vermittelst der hindurch geblasenen Luft die Lichtflamme zu verstärken und auf das Loth zu concentriren, und es somit zum Schmelzen zu bringen.

* **Lothringen** enthält 460 Q. M. und 1,220,000 Einwohner.

Lotus, Lotos, ist 1) ein Gewächs, das mit unserm Steinklee übereinkommt, ein Futterkraut; 2) ein Baum mit kleinen dattelartigen, süßen Früchten, aus denen man Meth und Wein bereitete, so wie man aus den Wurzeln eine Art Brot buck. Dies ist unstreitig derselbe Baum, von dem die Homerischen Lotophagen den Namen haben, eine Völkerschaft an der nordafrikanischen Küste, wo dieser Baum noch gegenwärtig wächst. Es gibt aber noch einige andre Arten, die denselben Namen führen, deren Holz zum Theil zu mancherlei

äthschaften und Instrumenten gebraucht wurde, die aber keine ieblicht Frucht tragen und nicht mit jenen zuerstgenannten Bäu- verwechselt werden müssen; 3) führte diesen Namen auch eine yptische Pflanze, eine Art Wasserlilie, mit sehr schönen Blu-, die im ganzen Morgenlande bekannt und sehr beliebt war. Auch s Gewächs benutzte man zur Speise.

Lotti (Lorenzo), ein berühmter Maler des 16ten Jahrhunderts, . zu Bergamo, war nach Einigen ein Schüler Bellini's und Gior-ne's, nach Andern Palma Seniore's. Man findet die trefflichen beiten dieses Meisters besonders in seiner Vaterstadt, in Venedig, Treviso, Ancona, Recanati u. s. w. Beschäftigt, die Kirche zu retto mit seinem Pinsel zu verschönern, starb er daselbst 1560. Eins ner vorzüglichsten Gemälde ist die Vermählung der heil. Catharina.

Louisenstiftung. Diese zum Andenken an die Königin uise zu Berlin gegründete Anstalt hat den schönen Beruf, Er-herinnen zu bilden und verbindet damit die Ausbildung junger iblicher Zöglinge und ihnen zugegebner Wärterinnen. Der Aufruf ihrer Gründung erging schon am 23. Aug. 1810. Der Plan wurde 3. Dec. desselben Jahres öffentlich vorgelegt. Am 19. Juli 1811 urde die Anstalt, welcher der König ein eignes Gebäude angewiesen d seine Tochter, die Prinzessin Charlotte, zur Beschützerin gegeben tte, eröffnet. Zu ihrem Abgeordneten bei der Anstalt ernannte die rinzessin den Propst Ribbeck. Bei der Eröffnung besaß die Anstalt rch die Beiträge der Nation ein Vermögen von 8500 Thlr., wel-es 1818 bis auf 24,868 angewachsen war. Zu den Zinsen des Ca-tals kommen die Beiträge der Nation, die Zuschüsse von Seiten s Königs und die Pensionsgelder der Zöglinge (200 Thaler für jede). m letzten Jahre betrug die Einnahme 7730, die Ausgabe 6530 Thlr. m zur Vollständigkeit zu gelangen, erfodert der Plan jährlich ,000 Thaler. Gegenwärtig zählt die Anstalt 25 Zöglinge (von 6 bis Jahren) zur Erziehung, 6 Erzieherinnen (von 18 bis 24 Jahren) nd 6 Wärterinnen (von 12 bis 14 Jahren), und überdieß zur Auf-cht und zum Unterricht eine Aufseherin, nebst zwei Gehülfen und ehrerinnen, sechs Lehrer und eine Musiklehrerin.

Löwe, ein zum Katzengeschlecht gehöriges, vornämlich in Afrika inheimisches Raubthier von gelbbrauner Farbe, mit dickem Kopfe, iner Mähne an Hals und Schultern, einem schlanken Körper und inem langen, am Ende mit einem Haarbüschel versehenen Schweife. Die größten messen wol 4 Ellen in der Länge und 5 Fuß in der Höhe; ewöhnlich aber beträgt Länge und Höhe nicht viel über die Hälfte. Wegen seiner Stärke, seines Muths, seiner brüllenden Stimme und iberhaupt wegen seines Furcht einflößenden Ansehns, wurde er von Alters her der König der Thiere genannt. Auf den Menschen macht r nicht leicht einen Angriff, er müßte denn gereizt oder hungrig seyn. Von den vierfüßigen Thieren nehmen es nur der Elephant, das Rhino-eros und allenfalls der Büffel mit ihm auf.

Löwen (Johann Friedrich), geb. 1729 zu Clausthal auf dem Harze, studirte die Rechte zu Göttingen und ging, in der Absicht ein Glück in England zu versuchen, 1751 nach Hamburg, wo er Auffoderung bekam, als Schriftsteller aufzutreten. Seine ersten Ver-suche waren einige Poesien von freilich sehr mittelmäßigem Werth. Mit Vorliebe wählte er die komische Poesie, namentlich die scherz-hafte Satyre. Im Jahr 1757 ward er Secretär in Schwerin, heira-thete die Tochter des Schauspieldirectors Schönemann, und fing jetzt

an, für das Theater zu arbeiten. Als im J. 1767 der Hamburger Bühne eine neue Gestalt gegeben und sie zu einer Akademie für junge Schauspieler erhoben werden sollte, trat Löwen an die Spitze der Unternehmung, und widmete ihr seinen ganzen Eifer. Er kündigte Vorlesungen über die Kunst an, und ließ seine Frau und Kinder selbst die Bühne betreten. Aber schon nach einem Jahre löste sich das Ganze wieder auf. Löwen mußte 1768 die Stelle eines Registrators in Rostock annehmen und starb, mit Sorgen und Hypochondrie kämpfend, im J. 1771. Seine größtentheils vergessenen Schriften hier aufzuführen, würde gegen unsern Zweck seyn. Er selbst gab 1765 und 66 eine Sammlung derselben in 4 Bänden heraus, wovon der erste Lehrgedichte, Erzählungen u. s. w., der zweite Oden, Lieder und musikalische Poesien, der dritte komische Gedichte (worunter sechs Romanzen) und scherzhafte Briefe, der vierte theatralische Schriften (eine Geschichte des deutschen Theaters und fünf Schauspiele) enthält. Im Ganzen verdient Löwen in Rücksicht auf seine Zeit mit Auszeichnung genannt zu werden. Unter seinen Gedichten sind manche wohl gelungene, namentlich seine Romanzen.

† Löwen, jetzt die Hauptstadt eines Bezirks der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Südbrabant, liegt an dem Flusse Dyle und an einem Canale aus demselben in die Rupel, wodurch sie mit Mecheln und der Schelde in Verbindung steht. Sie hat zwar einen großen Umfang, aber Gärten und Aecker nehmen fast 2/3 davon ein. Man findet hier 7 Kirchen, 5 Klöster, ein prächtiges Invalidenhaus, 4000 Häuser und 25,400 Einwohner. Am wichtigsten sind jetzt die Bierbrauereien, die jährlich gegen 150,000 Fässer ausführen; ferner sind hier zwei Zuckersiedereien, eine Cattundruckerei, Baumwollenspinnereien und zehn bis zwölf Blondfärbereien; auch wird ein beträchtlicher Getreidehandel getrieben.

Lowth (Robert), Bischof von London und einer der ausgezeichnetsten Geistlichen der englischen Kirche, war 1710 zu Winchester geboren. Nachdem er das berühmte Seminar seiner Vaterstadt besucht und im Griechischen, Lateinischen, wie in den orientalischen Sprachen große Fortschritte gemacht hatte, ging er in seinem neunzehnten Jahre nach Oxford, wo er 1734 Fellow, 1737 Magister und 1741 Professor der Poesie wurde. Dieses Lehramt gab ihm Veranlassung, seine trefflichen Praelectiones de sacra poesi Hebraeorum auszuarbeiten, die er zuerst 1753 drucken ließ. Sein erstes geistliches Amt war die Pfarre von Ovington in Hampshire, die er 1744 erhielt. Im Jahr 1748 besuchte er Berlin; im folgenden Jahre gab ihm der Herzog von Devonshire den Auftrag, seine Söhne auf ihren Reisen durch Europa zu begleiten. Nach seiner Rückkehr stieg er von Stufe zu Stufe, ward 1754 Doctor der Theologie zu Oxford, dann 1766 Bischof zu St. David, dann zu Oxford und 1777 Bischof von London. Er starb 1787. Lowth war ein Mann von großer Gelehrsamkeit und feinem Geschmacke, der sich durch seine Verdienste um biblische Literatur einen bleibenden Namen in und außer seinem Vaterlande erworben hat. Von seinen Werken nennen wir außer den oben angeführten Praelectiones (beste Ausgabe von Rosenmüller, Leipzig 1815) seine Introduction to the english Grammar und seine Bearbeitung des Jesaias. Seine Predigten, von denen mehrere gedruckt sind, sind ein Muster eines lichten, geistvollen und gediegnen Vortrags.

Ludditen nennt man in England die Zerstörer der Maschinen, die ihr Unwesen zu verschiednen Zeiten in mehrern Fabrikstädten Eng-

s getrieben haben, und größtentheils nahrungslose ehemalige Fa-
rbeiter sind, welche das immer mehr überhandnehmende Maschi-
esen als den Grund ihrer Nahrungslosigkeit ansehen. Woher der
ie Ludditen rühre, ist uns unbekannt.

Ludwig der Baier, deutscher Kaiser, war ein Sohn Ludwigs
Strengen, Herzogs von Baiern, und 1286 geboren. Als Hein-
VII. gestorben war, fand eine doppelte Kaiserwahl Statt. Fün
rfürsten wählten Ludwig von Baiern, die übrigen Herzog Friedrich
Oesterreich. Da jede Partei bei ihrer Wahl beharrte und die
nung vollzog, erfolgte ein Krieg, in welchem Ludwig die Ober-
behielt, und im Treffen bei Mühldorf 1322 seinen Gegner so-
gefangen bekam. Nach vergeblich versuchten Vergleichen starb
drich in der Gefangenschaft. Schon 1315 vertrieb Ludwig seinen
der Rudolph von der Pfalz, der seiner Wahl entgegen gewesen
, sah sich aber doch nach dessen Tode 1324 genöthigt, mit seinen
nen einen Vergleich einzugehen, kraft dessen sie ihr väterliches
d wieder bekamen, und die Churwürde zwischen Baiern und Pfalz
ftig abwechseln sollte. Die erledigte Mark Brandenburg verlieh
wig 1322 seinem ältesten Sohne. Indeß zerfiel er bald mit dem
ste Johann XXII., gegen dessen Absichten er der Viscontischen
tei in Italien Hülfe zuschickte. Er durchzog siegreich Italien und
te in Nicolaus V. einen Gegenpapst auf, wodurch er aber in
wierige Streitigkeiten verwickelt wurde. Clemens VI. that ihn
6 in den Bann und brachte es sogar dahin, daß fünf Churfürsten
böhmischen Carl von Luxemburg zum römischen König wählten.
deß fand Ludwig viele treue Anhänger und würde sich haben be-
pten können, allein er starb schon 1347 am Schlagflusse, als er
n in der Gegend von München auf der Bärenjagd war. Er war
Fürst von Muth und Entschlossenheit, der unter minder schwieri-
Verhältnissen glücklich regiert haben würde.

Luftförmigkeit, derjenige Aggregatzustand, in welchem ein
rper als Luft oder Dampf erscheint.

Luftröhrentzündung, s. Croup.

Luftspiegelung (Erhebung, Seegesicht), s. Fata
organa.

Luftsäure, eine Benennung der kohlensauren oder fixen Luft.
. Gasarten.

*Lüneburg, Fürstenthum in Niedersachsen, zum Königreich
annover gehörig, welches nach Osten an die Alte Mark, nach Sü-
n an das Braunschweigische, Hildesheimische und Calenbergische,
ch Westen an Hoya, Verden und Bremen, nach Norden an das
mburgische, Lauenburgische und Mecklenburgische gränzt. Die
be, welche hier die Jeetze, Ilmenau (mit der Luhe) und Seere
fnimmt, bildet größtentheils die Gränze gegen die drei letztgenann-
n Länder. Etwa 10 bis 12 Meilen von der Stadt entfernt, und
rselben parallel fließt die Aller durch den südlichen Theil des Lan-
s, und nimmt hier die Oker, Fuhse, Leine und Böhme auf. Die
itte des Landes besteht aus einer im Ganzen magern Ebene, welche
h in mannigfaltigen Hügelketten gegen die Elbe hinabsenkt. Sich
lbst überlassen ist sie größtentheils mit Haide bedeckt, doch befinden
ch auch bedeutende Torfmoore und ausgedehnte Waldungen, beson-
ers von Fichten, auf derselben. In den Niederungen an den kleinen
lüssen ist der Boden besser, und hin und wieder gut angebaut, z. B.
der Gegend von Luchow und Uelzen, woselbst sehr vieler und guter

Flachs gewonnen wird. Die Haidegegend trägt Wachholder-, H
und Kronsbeeren in großer Menge, und wird zur Bienenzucht f
benutzt, doch nimmt der künstliche Anbau des Bodens erstaunlich
Die Marschen an der Elbe und deren Nebenflüssen gehören zu den
fruchtbarsten, reichsten und bevölkertsten Gegenden von Deutschland
und werden fast mehr noch zu Viehzucht und zum Gartenbau, als
zum eigentlichen Ackerbau benutzt. Aber die Dämme, welche ge-
gen Ueberschwemmungen schützen, erfodern ungeheure Kosten.
Lüneburg streicht ein Gypsflötz an mehrern Stellen zu Tage aus.
demselben finden sich nesterweise die so merkwürdigen Boraciten*)
und in seiner Nähe die berühmten Salzquellen. Außerdem ist
schwache Salzquelle zur Sülze (3 M. v. Celle) und Theerquellen
Edemissen. Das Land enthält 178 Quadratmeilen, 26,600 Feuerstel-
len und gegen 200,000 Einwohner. In der Gegend von Lüchow ist
District, Dramän oder auch das Wendland genannt, dessen Einwoh-
ner in Sprachen und Sitten noch manche Spuren ihres wendischen
Ursprungs beibehalten haben. Dies Fürstenthum gewinnt bedeutend
von dem durchgehenden Handel, indem die Hauptstraße zwischen Ham-
burg und dem innern Deutschlande durch dasselbe läuft. Der Sta-
pelort desselben ist Lüneburg. Nicht unbedeutend, jedoch mit jenem
nicht zu vergleichen, ist der Waarenzug von Hamburg über Har-
burg und Celle, von Bremen über Celle, und von Lübeck über Lüne-
burg. Die Landstraßen sind in einem elenden Zustande. Durch den
Handel und den Gewinn der rohen Producte erwirbt das Land zu
viel, als daß Fabriken und Manufakturen aufkommen könnten. (Ge-
schichte des Königr. Hannover.) — Lüneburg, alte Hauptstadt des
Fürstenthums, an der bis hieher schiffbaren Ilmenau, 3 Meilen vom
Ausflusse derselben in die Elbe, mit etwa 1000 Häusern und 10,000
Einwohnern. An ihrem westlichen Ende liegt der sogenannte Kalk-
berg, ein Gypsfelsen, auf welchem im 10ten Jahrhundert ein Kloster
und Befestigungen angelegt wurden. Das erstere ist in die Stadt
verlegt, späterhin säcularisirt und seit 1656 zur Einrichtung einer
Ritterakademie benutzt. Auch die neuern Festungswerke sind einge-
gangen und der Felsen wird nur noch zu einem sehr einträglichen
Gypsbruche benutzt, deren sich noch zwei andre in der Nähe der Stadt
finden. Von den vielen Salzquellen werden die drei vorzüglichsten
(die eine ist vollkommen gesättigt) aufgefangen, und ihre Soole ohne
vorgängige Gradirung versotten. Seit einigen Jahren hat man auch
sie zu Soolbädern zu benutzen angefangen, deren Ruf und Besuch
noch immer in Zunahme ist. Mit Salz und Kalk, so wie mit den
Producten der Umgegend, führt die Stadt einen nicht unbedeutenden
Handel, doch ist die Spedition noch viel bedeutender als dieser. —
In der neuesten Kriegsgeschichte ist Lüneburg durch das Treffen am
2. April 1813 merkwürdig geworden. In demselben wurde die über-
legene Kriegsmacht des französ. Generals Morand durch die Generale
Dörnberg und Czernitscheff gänzlich vernichtet, und der neue Krieg

*) Schön und rein auskristallisirte Steinchen von mattem Glanze, gewöhn-
lich nur 1/10 oder 1/8, selten 1/4 Zoll im Durchmesser, größtentheils
aus Borax, Talk- und Kalkerde bestehend. Man ist erst seit etwa 25
Jahren auf sie aufmerksam geworden, und glaubte lange, daß sie sich
nur im lüneburgischen Gypsbruche fänden. Aber auch in dem ihm sehr
ähnlichen Segeberger Gypsfelsen hat man seit einigen Jahren Boraci-
ten entdeckt.

Deutschland eben so glücklich als bedeutungsvoll eröffnet. Und 4 eilen westlich von Lüneburg liegt die Görde, ein schöner Wald mit iem königl. Jagdschlosse, in deren Nähe am 16. Sept. 1813 die Di-ion Pecheur durch das Wallmodensche Corps ein gleiches Schicksal fuhr. C — e.

Lunette, in der Befestigungskunst zwei kleinere Halbmonde, e vor den Ravelins oder größern Halbmonden angelegt werden, um ese zu decken.

† Lüttich bildet jetzt (nachdem jedoch einige Theile des vorma-gen Hochstifts Lüttich zu den Provinzen Hennegau, Limburg und amur gekommen, und dafür von Limburg, Luxemburg und Namur nige andere dazu geschlagen worden sind) eine Provinz des König-ichs der Niederlande, welche an Limburg, die preußische Provinz iederrhein, Luxemburg, Frankreich, Namur und Südbrabant gränzt, nd 102 Quadratmeilen mit 354,000 Einwohnern enthält. Außer der Maas, an deren beiden Seiten sie liegt, wird sie vorzüglich von der Durthe durchflossen. Der Boden dieser Provinz ist im südlichen und stlichen Theile, wohin sich eine Fortsetzung der Ardennen zieht, wal-ig, felsig und hügelig, im westlichen Theile eine fruchtbare Ebene nit gutem Getraidelande. Getraide wird nicht hinreichend für den Bedarf des Landes gezogen, und muß durch den Kartoffelbau ersetzt verden. Die Rindvieh- und Schaafzucht ist sehr ausgebreitet. Be-annt sind die Limburger Käse, welche diese Provinz liefert. Das Steinreich gibt sehr viele Steinkohlen, Galmei, Alaun, Eisen, Kalk Bau- Wetz- und Flintensteine, und guten Marmor, und zu Spaa st ein berühmtes Mineralwasser. In einem großen Theile ist die Industrie sehr wichtig, besonders die Tuch- und Eisenfabriken; die Lütticher Gewehre und Vervierstücher werden weit und breit ausge-führt. — Lüttich, die Hauptstadt, liegt in einem Thale an der Maas, welche hier die Ourthe aufnimmt, zwischen zwei Bergen, und war sonst fest und mit einer Citadelle versehen. Die Stadt ist groß aber nicht hübsch, und die Straßen sind meistens enge und fin-ster, nur die Gestade längs des Flusses sind schön. Die Maas theilt die Stadt in die alte oder obere, und in die neue oder untere; auch gehören zehn Vorstädte zu Lüttich. Ueber die Maas führen sieben-zehn Brücken, unter welchen sich die Brücke des Arches durch ihre eisernen Geländer auszeichnet. Die Stadt enthält 245 Gassen, 40 Kirchen, 8000 Häuser und nur 47,000 Einwohner, größtentheils Wallonen, die ein verdorbenes Französisch reden. Außer den Tuch- und Wollenzeugfabriken, sind vorzüglich die hiesigen Gewehrfabriken bemerkenswerth, welche Stücke von einer Krone bis zu 500 Louisd'or verfertigen. Auch gibt es hier eine große Stückgießerei und Bohre-rei, Gerbereien, Leimsiedereien, Cichorienfabriken, eine Feilen- und Ambosfabrik, und man verfertigt viele Nägel. Zwölf Schwarzblech-mühlen in der umliegenden Gegend bereiten jährlich 90 bis 100,000 Centner Blech. In der Nähe sind große Steinkohlenbrüche, die sich mehrere tausend Fuß unter der Erde forterstrecken, und jährlich ge-gen 4 Millionen (nach Villefosse fast 9 Millionen) Centner Stein-kohlen liefern. Auch der Handel Lüttichs mit diesen Fabrikaten und Producten, so wie der Speditionshandel ist ansehnlich; daher ist auch hier eine Börse und ein Handelsgericht.

Lycaonien, bei den Alten eine Landschaft Asiens, welche von Phrygien, Isaurien und Cilicien, Gallatien und Cappadocien einge-schlossen wurde, und gute Schafzucht hatte.

Lyon (Unruhen zu) im J. 1817. Die französische Nation

ist noch immer das Spielzeug der Ränkesucht und des Parteienhasses. Politische Verbrechen sind ein Gegenstand der Speculation geworden. Man reizt absichtlich unzufriedene, leichtgläubige, bewegliche Menschen zu verdächtigen Aeußerungen und Schritten, um sie als Verschwörer angeben und sich dadurch ein Verdienst erwerben zu können. So ist es von der angeblichen Verschwörung vom 22. Oct. 1816 erwiesen, daß ihr Angeber ein Agent der Militärpolizei war, welcher das von ihm denuncirte Complot selbst angestiftet hatte. Dasselbe scheint, nach amtlichen Zeugnissen, der Fall mit der sogenannten großen Verschwörung zu Lyon vom 8. Juni 1817 gewesen zu seyn. Seit 1816 schon verbreitete man, daß die Unzufriedenen in Lyon und dem Rhonedepartement Unruhen befürchten ließen. Nach allen Seiten wurden von der Militärpolizei Kundschafter und geheime Agenten verschickt, welche bald entdeckten, was sie zu entdecken wünschten. Es gab nämlich hier und da einzelne Auftritte, die man für Zeichen eines allgemeinen Complots, die Bourbons zu stürzen, erklärte. Gleichwohl unterließ der General Canuel, welcher in Lyon 5000 Mann befehligte, jede Maßregel, um aufrührerischen Bewegungen, wie man sie erwartete, zuvorzukommen. Endlich erhielten am 7. Juni die Behörden zu Lyon die Anzeige, daß am folgenden Tage, dem 8ten, die große Verschwörung ausbrechen solle. Auch wurde in der That an diesem Tage in 32 Gemeinden die Sturmglocke gezogen, und die dreifarbige Fahne aufgesteckt. Aber schon am 9ten waren die angeblichen Rebellen von wenig Gensdarmen und Truppen, ohne daß diese einen Schuß thun durften, zerstreut. Es hieß, die meisten Rottenführer seyen entflohen. Die eingefangenen und zum Theil durch trügliche Versicherungen eingelockten Meuterer aber wurden von dem Prevotalgerichtshofe, ohne daß man die Anführer, noch ihre Plane kannte, gerichtet und verurtheilt; Andre hingegen als Agenten, die auf Befehl der Militärpolizei an den Unruhen Theil genommen, oder sie vielmehr provocirt hatten, und als Angeber (Révélateurs) losgesprochen. Mobile Colonnen durchzogen das Land, griffen alle Verdächtige auf, und die Bluturtheile wurden von Seiten der königlichen Offiziere mit empörender Wildheit vollzogen. Das Gräßlichste geschah bei der Hinrichtung des Capt. Oudin zu St. Genys. Von allen Seiten hörte man Klagen über Gewaltmißbrauch. Da schickte endlich der König am 3. Sept. den Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, mit außerordentlicher Vollmacht nach Lyon, um die Vorgänge zu untersuchen. Mit Mühe entwickelte der Marschall das Gewirre von Anzeigen und Untersuchungen. Endlich gelangte er zu der Ueberzeugung, daß allerdings einzelne Bauern tumultuirt, und daß einige: Es lebe der Kaiser! andre: es lebe Napoleon II.! und noch andre: es lebe der Prinz von Oranien! gerufen hatten, daß aber die Verschwörung selbst erdichtet, daß jeder unbedeutende Vorfall von Angebern und Spionen vergrößert worden, und daß das Ganze eine Cabale sey. Er überzeugte sich, daß die Behörden, namentlich der Maire von Lyon, der verstorbene Graf Fargues, der General Canuel, selbst der Präfect, Graf Chabrol, durch ihre Agenten und ihren blinden Royalismus getäuscht, statt den Unruhen mit leichter Mühe vorzubeugen, sie absichtlich zum Ausbruche hatte kommen lassen, um sich ein Verdienst um den Thron zu erwerben, und ihren Haß an allen anders Gesinnten zu kühlen. — So stellen die Sache dar der Oberste Fabvier, ein Zeuge der geführten Untersuchung, als Chef des Generalstabes des Herzogs von Ragusa in Lyon, in seiner Schrift: Lyon en 1817, und der gewe-

sene Polizei-Lieutenant von Lyon, Sainneville, in seinem Compte rendu des événemens qui se sont passés à Lyon, Paris 1818. Beide Schriften haben in ganz Frankreich außerordentliches Aufsehen erregt, und die Ultras noch verhaßter gemacht, als sie schon waren. Auch die Regierung schien zu glauben, daß die Behörden in Lyon sich geirrt und in ihrem Eifer unrecht gehandelt hätten; nur hielt sie für rathsam, um die Ehre der Obrigkeiten zu schonen, müsse man das ganze Verfahren verhüllen. Indeß hatte der Herzog von Ragusa sieben Maires der insurgirten Landgemeinden abgesetzt, und mehrere Offiziere aus Lyon verwiesen. Auch wurden auf seinen Bericht der Präfect Graf Chabrol und der General Canuel von Lyon abgerufen, statt aber bestraft zu werden, zu andern Posten ernannt, und Canuel zum Baron erhoben. Um so lauter foderte jetzt die öffentliche Meinung die richterliche Untersuchung ihres Betragens; und da jedermann das Zeugniß des Herzogs von Ragusa erwartete, so entschloß sich derselbe, seinen Brief an den Minister Richelieu vom 1. Juli 1818, in welchem er sagt, daß alle von Fabvier angeführten Thatsachen, in den Berichten, die er, der Marschall, an den Minister eingesandt habe, enthalten seyen, öffentlich bekannt zu machen. (Er steht im 23. H. der Minerve Franç. S. 501.) Zwar haben Canuel und Chabrol auf jene beiden Schriften geantwortet; auch hat Canuel die Herren Fabvier und Sainneville als Verläumder verklagt; allein dennoch scheint aus allen Umständen zu folgen, daß die ganze Verschwörung nichts gewesen sey, als — ein Manöuvre einiger unteren Beamten und besoldeten Kundschafter, von denen die Oberbehörden sich täuschen ließen, weil sie alles gern glaubten, was jene anzuzeigen für gut fanden. Die vermeintlichen Verschwörer waren nur Betrogene, und leider machte man sie zu Schlachtopfern des Betrugs. Der Marschall bezeugte ausdrücklich: Man konnte diese schreckliche Catastrophe vermeiden, und doch mußte französisches Blut fließen! Arme Bauern, die von ihren Angebern erst dazu verführt waren, hatten zu den Waffen gegriffen, die Sturmglocke gezogen, ohne zu wissen, warum, ohne Plan, ohne Ordnung. Viele waren hinzugelaufen aus Neugierde, oder in der Meinung, es sey Feuer. So wie der Tumult ausgebrochen war, verschwanden die Aufhetzer. Unter einem Haufen von 250 Menschen waren kaum 60 bewaffnet, und nur einer davon leistete wirklichen Widerstand. Gleichwohl wurden von 122 Gefangenen, 28 zum Tode, 6 zu Zwangsarbeit, 34 zur Deportation, 42 zu Gefängnißstrafe, und die übrigen zu Geldbußen verurtheilt! Nach dem Strafcodex aber können nur die Anstifter und Anführer einer Aufrührer-Rotte gestraft werden. Und Graf Chabrol gesteht in seiner Gegenschrift (Sur les événemens de Lyon, au mois de Juin 1817) selbst ein, daß man die Anstifter und Anführer nicht kenne; ja daß man nicht einmal erfahren habe, ob es deren gebe, oder nicht. In jedem Fall wird die weitere Untersuchung darthun, daß die Ultras durch ihren Eifer, überall Feinde der Bourbons in den Freunden der constitutionellen Freiheit zu erblicken, und wo es angeht, sie zu verfolgen, die eigentlichen Urheber der Verschwörung von Lyon geworden sind. Benjamin Constant sagt bei diesem Anlaß sehr wahr: La nation entière est douée d'un instinct admirable de bon ordre et de liberté constitutionelle. Qu'on soit juste envers elle, elle sera fidèle. Qu'on ne lui tende point de pièges, et sa loyauté sera le prix de la loyauté. K.



